Stimmen aus Maria-Laach

Digitized by Google

0902
.882

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Zweiundfünfzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1897.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Printed in Germany

Digitized by Google

Inhalt des zweiundfünfzigsten Bandes.

Seite

Zum dritten Centenarium des sel. Petrus Canisius. (O. Braunsberger S. J.) 1

Lohnvertrag und gerechter Lohn. (H. Pesch S. J.) . 22. 128. 253. 373. 491

Die Literatur Alt-Japans. (A. Baumgartner S. J.) 31

Der Werth Afrikas. (J. Schwarz S. J.)

I. Afrika als Productionsgebiet 43

II. Die Handelsfähigkeit Afrikas 267

III. Die Kolonisationsfähigkeit Afrikas 481

Livlands größter Herrmeister. (O. Pfülf S. J.)

I. Wolter von Plettenberg und der Russenkrieg 58

II. Wolter von Plettenberg als Friedensfürst 156

III. Wolter von Plettenberg und die Reformation 413

IV. Wolter von Plettenberg und die katholische Reaction . . 521

Selbstbiographie einer Lomechusa. (E. Wasmann S. J.) 69

Der Materialismus in Indien. (J. Dahlmann S. J.) 117. 278

Das Grab der Gottesmutter. (L. Fonck S. J.) 143

Zur Choralkunde. (Th. Schmid S. J.) 175. 289

Des hl. Ambrosius Lied vom Morgenroth. (G. M. Dreves S. J.) . . 241

Die Sonnenflecke im Zusammenhang mit dem Copernicanischen Weltsystem. (Adolf Müller S. J.) 361

Maria Novella in Florenz. (M. Meschler S. J.) 389

Des Alleluja Leben, Begräbniß und Auferstehung. (C. Blume S. J.) . . 429

Die neueste Messung der Gravitationsconstante durch P. Karl Braun S. J. (L. Dressel S. J.) 508

Der Sänger der Kyrenaika. (G. M. Dreves S. J.) 545

0902
.882
Bd. 52-53

507281

Digitized by Google

Miscellen.

	Seite
Gefälschte Luther-Reliquien	109
Die Wahrheit über den Islam und das Ottomanische Reich	111
Wichtige Entdeckungen in Jerusalem	114
Vom französischen Protestantismus	234
Herr v. Below über die Duellfrage bei den heutigen und bei den alten Jesuiten	238
Eine schwedische Nationalfeier im „großen Nordwesten" der Vereinigten Staaten	347
Entwicklungsgeschichte — Entwicklungsgedichte	354
Statistisches über den Selbstmord	357
Chinas Eintritt in den Weltverkehr	358
Das Sweating-System in England	471
Im Lande des Bachschisch einst und jetzt	474
Kloster- und Ordensleben bei den englischen Ritualisten	478
Die Russen in Palästina	594
Zum Briefe des Negus Menelik an Leo XIII.	596
Die Auswanderung aus dem einigen Italien 1876—1895	597

Digitized by Google

Verzeichniß der besprochenen Schriften.

Seite

Allies, The See of St. Peter . 462
— St. Peter, his Name and his Office 462
S. Alphonsus Mar. de Ligorio, s. Reuss.
Annegarn-Enck-Huyskens, Weltgeschichte. 7. Aufl. . . . 467
Antoine, Cours d'Économie Sociale 325
v. Arnswaldt, Gedichte . . 344
Aus fernen Landen, s. Huonder; Spillmann.
Aus Fremde und Heimat, s. Kassiepe; Classen.

Bachem (Jul.), Bedingte Verurtheilung oder bedingte Begnadigung? 221
Bahlmann, Jesuiten-Dramen der niederrheinischen Ordensprovinz 99
Baldus, Das Verhältniß Justins des Martyrers zu unsern synoptischen Evangelien . . . 340
Beck, Dantes Vita Nova . . . 101
— Die Metapher bei Dante, ihr System, ihre Quellen 101
Benfey-Schuppe, Die Waldheimat. (Bibliothek für junge Mädchen. I.) 593
Benziger, Communion-Andenken und Katechetische Andenken 470
Betten, s. Finn.
Betzinger, Di mondo in mondo. Florilegio Dantesco 101
Bibliothek für junge Mädchen, s. Benfey-Schuppe; Jacoby; Redeatis.
Bisle, Zeugnisse aus der Natur 591
Börsch, Das Kreuz am Wege . 456
v. Bolanden, Die Arche Noah 232
Bole, Flavius Josephus über Christus und die Christen . . 228
Braunsberger, Canisius-Wallfahrt 226
Breviarium Romanum (Pustet). Edit. 8. 345
Brück, Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. III. Bd. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland. III. 84
Bumüller-Widmann, Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Aufl. 590
Buschbell, Die Professiones fidei der Päpste 219

Calderon-Pasch, Ausgewählte Schauspiele. IV.—VII. Bändchen 102
Cathrein, Kirche und Volksschule 220
Classen, Marienblumen. (Aus Fremde und Heimat. II.) . . 470
Cohen-Stelzmann, Psallite Domino 344

Dechêne, Der heilige Lambertus 230
Dichterblüthen. 6. Aufl. . . . 592
Diel (Joh. B.), Novellen. 3. u. 4. Aufl. 231
Diertins, Historia exercitiorum spiritualium S. P. Ignatii de Loyola 224
Duffourd, s. d'Hericault.

Eberle, Grundeigenthum und Bauerschaft. II. Theil . . . 95
— Grundzüge der Sociologie . 339
Ehrensberger, Libri liturgici bibliothecae apostolicae Vaticanae manu scripti 585
Ehrmann, Die Bulle „Unam Sanctam" des Papstes Bonifacius VIII. 98

Digitized by Google

Seite

Ehses, Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom . . . 575
Enck, s. Annegarn.
Engel, Ein Edelreis am Stammbaume der Habsburger in Sturmeszeit 230
Eschle, Unsere liebe Frau im Stein 227

Faßbender, Sammlung gemeinverständlicher Aufsätze als Stoff zu Vorträgen für die Landbevölkerung. I. Bd. 222
Faulhaber, Die griechischen Apologeten der klassischen Väterzeit. I. Buch. Eusebius von Cäsarea 228
Fessler-Jungmann, Institutiones Patrologiae. 2. edit. . 204
Fick, Die Alkoholfrage. 2. Aufl. 339
Finn-Betten, Percy Wynn . 231
Fleuriot-Hoffmann (M.), Ein verzogenes Kind. 2. Aufl. 108
St. François de Sales, Oeuvres. T. III—VIII. 563
Freese, Fabrikantensorgen . . 466
Führer, Eine wichtige Grabstätte der Katakombe von S. Giovanni bei Syrakus 225
— Zur Grabschrift auf Deodata . 225

Gardair, Philosophie de Saint-Thomas. La Connaissance . 224
Gebet, Das, nach der heiligen Schrift und der monastischen Tradition. Von einem Mitgliede des Ordens des hl. Benediktus 463
Geck, Gedichte 103
Gehet hin in alle Welt! 3. Aufl. 590
Gesellschaft, Deutsche, für christliche Kunst. Jahres-Ausgabe 1896 217
de Girard, Ketteler et la Question ouvrière 223
Göpfert, Moraltheologie. I. Bd. 336
Gröber, Die Bedeutung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für den Arbeiterstand . . . 338
Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft 354

Ter Haar, In Litteras Encyclicas S. Congregationis Epp. et Reg. super sacra praedicatione datas jussu Leonis XIII. P. M. commentarius 335

Seite

v. Hackelberg-Landau, Die anglicanischen Weihen und ihre neueste Apologie 461
Hansen (Joh. Jak.), Die Betrachtungen über das Leben Christi vom hl. Bonaventura . 463
Hansjakob, Die Salpeterer. 3. Aufl. 99
Harten, Aus Wildfangs Kinderjahren 105
— Draußen in der Welt . . . 105
Hattler, Canisius-Büchlein für die christliche Jugend 580
Hauthaler, Cardinal Matthäus Lang und die religiös-sociale Bewegung seiner Zeit (1517 bis 1540). I. u. II. Theil . . . 586
Hauviller, Ulrich von Cluny. (Kirchengeschichtl. Studien III. 3) 328
Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der kathol. Kirche 208
d'Héricault, Les amis des saints 469
— s. Rudemare.
d'Hericault-Duffourd, Fräulein Sub-Pliocän 593
Hertkens, Die Reliquien von den Sandalen Jesu Christi in Prüm 586
Hilgers, Kleines Ablaßbuch . 464
Hillmann, Gesetzbüchlein für christliche Eltern. 3. Aufl. . . 221
Hoffmann (M.), s. Fleuriot.
Huonder, Eine rote und eine weiße Rose. (Aus fernen Landen. XI.) 107
Huyskens, s. Annegarn.

Illigens, Geschichte der Lübeckischen Kirche 587
Invrea, L'Imposta progressiva 96

Jacoby, Elsbeths Leiden und Freuden. (Bibliothek für junge Mädchen. III.) 593
Jamar-Prim, Maria, die Mutter Jesu 464
Jocham, s. Rodriguez.
Joder, Der konfessionelle Kirchhof nach den kirchlichen Regeln und den für Elsaß-Lothringen geltenden Civilgesetzen . . . 582
Jüngst, Reginald von Reinhardsbrunn 334
Jungmann, s. Fessler.

Digitized by Google

Seite

Kassiepe, Unter den Basuto-Kaffern. (Aus Fremde und Heimat. I.) 470
Kaufmann, Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer 584
Kirstein, Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst . . . 86
Kleffner, Porphyrius, der Neuplatoniker und Christenfeind . 229
Kleyboldt, s. Rodriguez.
Kranich, Die Ascetik in ihrer dogmatischen Grundlage bei Basilius dem Großen 227
Kühlen, Neue religiöse Bilder . 345
Kuhn (Kasp.), Die Zigeunerhütte am Rohrsee, oder: Die zwei Freunde. 2. Aufl. 233
Kuno, Thomas Münzer. Ein Drama 456

Laicus (Phil.), In blutigem Ringen 232
Lenartowicz-Woycke, Die Entzückung 103
Lieder, Zwei, zum sel. Petrus Canisius 580
v. Lilien, Duell und Ehre . . 104
Lohmann, Ueber den Priesterstand 94
Ludolff, Das stille Schloß . . 233

Martin, Leben des P. Petrus Johannes Beckx, Generals der Gesellschaft Jesu 588
Mayer, Der Orden der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz von Paul in der Erzdiöcese Freiburg. 1846—1896 . . . 341
Mehler, Der selige Petrus Canisius, ein deutscher Glaubensheld 580
Meyers, Guido Görres . . . 342
Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. I. Bd. 573
Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi 226
Missae pro Defunctis (Pustet). Edit. 3. 345
Mougel, Denys le Chartreux 342
Müller-Simonis, Vom Kaukasus zum persischen Meerbusen 454
Münchgesang, Die Pyramide von Gizeh 107
— Der ägyptische Königssohn . 107

v. Noit, Ueber Bibelkenntniß und Bibellesen in älterer und neuerer Zeit 219
Nourrisson, Voltaire et le Voltairianisme 91

Ommerborn, Bibliothek für junge Mädchen. 3 Bändchen . 593
Ottiger, Theologia fundamentalis. T. I. 569

P. (Antonius), Der selige Petrus Canisius, Deutschlands zweiter Apostel 580
Padovani, Commentarius in Epistolas ad Titum, Philemonem et Hebraeos 581
Pasch, s. Calderon.
Paulus, Luthers Lebensende und der Eislebener Apotheker Johann Landau 100
Pawlicki, Papst Honorius IV. 97
Pesch (Tilm.), Institutiones psychologicae. Pars I. Psychologiae naturalis liber prior . 583
Petz, Das katholische Kirchenjahr für Schule und Haus erklärt . 582
Pfülf, Cardinal von Geissel . 89
— Der selige P. Petrus Canisius in seinem tugendreichen Leben dargestellt 580
Philosophia Lacensis, s. Pesch (Tilm.).
Pichler, Der Antrag Kanitz. (Sociale und politische Zeitfragen. Heft 1.) 212
Pierling, La Russie et le Saint-Siège. Études diplomatiques II. 589
Plagge, Die gemischten Ehen im Lichte der Vernunft, des Glaubens und der Erfahrung. 2. Aufl. 582
Poggel, Der zweite und dritte Brief des Apostels Johannes . 200
v. Pongrácz, s. Ségur.
Prim, s. Jamar.
v. Pütz, Die Tochter des Marquis 105
— Von der Pike auf 108

Redeatis, Gut verzinst. — Der Berggeist. — Onkel Eduard. (Biblioth. f. junge Mädchen. II.) 593
Reuss, Carmina sacra St[ti] Alphonsi Mariae de Ligorio latine versa 577

Seite

Rigault, Le Procès de Guichard, Evêque de Troyes (1308—1313) 588
Rodriguez-Jocham, Uebung der christlichen Vollkommenheit und Tugend. 4. Aufl. . . . 95
Rodriguez-Kleyboldt, Uebung d. christl. Vollkommenheit. 5. Aufl. 95
Roeren, Das Gesetz zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes. (Sociale und politische Zeitfragen. Heft 2.) 212
Romana, Goldkörner. Gesammelt auf der Lebensreise. 2. Aufl. . 592
Rudemare, Journal d'un prêtre Parisien. Avec préface et notes de Ch. d'Héricault 468
Sabetti, Compendium Theologiae moralis. Edit. 13. . . 461
Sasse, Institutiones theologicae de sacramentis Ecclesiae. Vol. I. 444
Scheurer, Das Auferstehungs-Dogma in der vornicänischen Zeit 585
Seeböck, Sankt Paulus, der Heidenapostel 200
Ségur-v. Pongrácz, Die Herberge zum Schutzengel. 2. Aufl. 108
Sermes, Frieden. Schauspiel in drei Akten 343
— Dorothea. Schauspiel in vier Akten 343
Sickenberger, Ueber die sogenannte Quantität des Urtheils 97
Spillmann, Durch Asien. Erste Hälfte. 2. Aufl. 104
— Die koreanischen Brüder. (Aus fernen Landen. XII.) 107
Stang, Pastoral Theology . . 94
Steigenberger, Ein Wort des Friedens für Protestanten und Katholiken. 2. Aufl. 581
— Wahrheit und Friede . . . 581
Stelzmann, s. Cohen.
Stöckl, Dr. Albert, Domkapitular und Lycealprofessor in Eichstätt. Eine Lebensskizze 230
Stoff, Kurzgefaßte theoretisch-praktische Grammatik der lateinischen Kirchensprache . . . 469
Studien, Kirchengeschichtliche, s. Hauviller.
Tepe, Institutiones theologicae in usum scholarum. Vol. IV. 336

Seite

Tournier, Clovis et la France au Baptistère de Reims . . 467
Urráburu, Institutiones philosophicae. Vol. V. Psychologiae pars 2a 465
Vacant, Études théologiques sur les Constitutions du Concile du Vatican. La Constitution Dei Filius. T. I. et II. . . 446
Valois, La France et le Grand Schisme d'Occident 448
Vergißmeinnicht. Eine reichhaltige Sammlung von ausgewählten Album- und Stammbuchversen 343
Vollmöller, Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes 96
de Waal, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom 340
Wagner, Einführung in die Gregorianischen Melodien . 175. 289
Walsh, The League Hymnal . 592
Wasmann, Zur neueren Geschichte der Entwicklungslehre in Deutschland 337
Weiskirchner, Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpunkte der christlichen Auffassung der Armenpflege. (Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft.) 583
Weiß (Alb. Mar.), Sociale Frage und sociale Ordnung oder Handbuch der Gesellschaftslehre. 3. Aufl. 223
Widmann, s. Bumüller.
Wiesner, Die Katechese und die Einwirkung auf das Gemüth . 220
Willems, Prüm und seine Heiligthümer 99
— Wallfahrt nach Prüm . . . 99
Willmann, Geschichte des Idealismus. I. u. II. Bd. . . . 317
Woycke, s. Lenartowicz.
Zardetti, Westlich! oder durch den fernen Westen Nord-Amerikas 332
Zaubzer, Fünfundvierzig Betrachtungen über das „Hohe Lied" 337
Zeitfragen, Sociale und politische, s. Pichler; Roeren.

Zum dritten Centenarium des sel. Petrus Canisius.

Mit dem 21. December 1897 werden volle drei Jahrhunderte verflossen sein, seitdem der sel. Petrus Canisius im Collegium der Gesellschaft Jesu zu Freiburg in der Schweiz aus dieser Welt geschieden ist. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, das Andenken dieses Mannes zu verwischen. Noch jüngst haben die Katholikenversammlungen von Dortmund, Salzburg, Sursee zur glänzenden Feier seines Centenariums aufgefordert. Warum war Canisius von jeher den Katholiken so theuer? Sie selbst geben uns die Antwort auf diese Frage, indem sie ihn als „Apostel Deutschlands“ bezeichnen.

So nennt ihn Erzherzog Ferdinand Karl von Oesterreich in einem Schreiben, das er am 23. März 1658 aus Innsbruck an Papst Alexander VII. richtet, „Apostel von Deutschland, soweit dieses noch den katholischen Glauben bewahrt hat“ [1]. Im Jahre 1659 schreibt Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern dem gleichen Papste, Canisius sei ein „Apostel von ganz Deutschland, besonders aber von Bayern“ gewesen [2]. Schon etwas früher hatte der berühmte Löwener Gelehrte Erycius de Putte (Puteanus) versichert, Canisius werde nicht selten „Apostel von Deutschland“ genannt [3]. Ueber die Schweiz schrieb Claudius Anton Duding, Bischof von Lausanne, am 21. April 1732 aus Freiburg an Papst Clemens XII.: „Soweit sie katholisch ist, liebt sie Canisius als ihren Vater in Christus und verehrt ihn als Apostel.“ [4] Um dieselbe Zeit bezeugt ein deutscher Protestant, Canisius habe bei den Katholiken ein solches Ansehen erlangt, „daß man ihn für den zweiten Apostel Teutschlandes hielte“ [5]. Es ver-

[1] Aus einer Abschrift des Briefes, im Besitze unseres Ordens.

[2] *Beati Petri Canisii* S. J. Epistulae et Acta I (Friburgi Brisgoviae, 1896), XXII [4].

[3] Genealogia Puteana, p. 21. [4] *Canisii* Epistulae l. c.

[5] Bibliotheca universalis III (Nürnberg 1739), 162.

steht sich von selbst, daß diese Bezeichnung noch häufiger geworden ist, nachdem Canisius von Pius IX. im Jahre 1864 war selig gesprochen worden. Die Kirche selbst heißt dieselbe gut; denn wie sie vom hl. Bonifatius im römischen Martyrologium erklärt: „Er verdiente, Apostel der Deutschen genannt zu werden“ [1], so sagt sie von Canisius in den priesterlichen Tagzeiten: Man nannte ihn Apostel von Deutschland [2].

Warum aber wird Petrus Canisius ein Apostel von Deutschland genannt? Welche Ansprüche hat er auf diesen hohen Ehrennamen?

Einzig, in unerreichbarer Würde und Hoheit, stehen jene ersten Apostel vor uns, die Christus selbst erwählt und ausgesandt hat, vor allen Völkern zu bezeugen, was sie von seinem Lehren und Thun gehört und gesehen und sozusagen mit Händen getastet (1 Joh. 1, 1). Ihre Namen stehen nach des Sehers Wort (Offb. 21, 14) auf den Grundsteinen des himmlischen Jerusalems geschrieben. Ihr Apostolat lebt fort im Lehr-, Priester- und Hirtenamte der Kirche. Jeder Bischof ist gewissermaßen Apostel seines Sprengels, jede Predigt, jedes Opfer unserer Altäre ein Stück Apostolat. Daneben besteht nun die Thatsache, daß uns in der Geschichte der Kirche einige Männer begegnen, welche als eine besondere Auszeichnung den Apostelnamen tragen. Um nur einige zu nennen, wird im kirchlichen Stundengebete der hl. Patricius als „Apostel von Irland“, der hl. Peter Claver als „Apostel der Neger“ gefeiert; Gregor den Großen hat schon Beda der Ehrwürdige „Apostel von England“ genannt. Woher diese Erscheinung? Diese Männer sind jenen ersten „Zwölfboten“ in außerordentlichem Maße ähnlich gewesen: sie waren in besonderer Weise von Gott berufen, bei einem Volke oder Stamme das Licht des wahren Glaubens anzuzünden oder dasselbe, wenn es am Erlöschen war, neu anzufachen.

Deutschlands Apostel in dieser Worte vollster und schönster Bedeutung ist und bleibt der unvergleichliche Bonifatius. Aber auch in den traurigen Tagen der Glaubensspaltung gebrach es Deutschland nicht an einer stattlichen Anzahl von wahrhaft apostolischen Männern; sie haben Canisius die Wege bereitet oder mit ihm gearbeitet oder sind in seine Fußstapfen getreten. Mancher von ihnen hat er noch in seinem geistlichen „Testamente“ mit hohem Lobe gedacht. Ihre Verdienste zu würdigen und so manche andere wackere Streiter, welche die Hochschulen, die Dominikaner, die Franziskaner und andere Orden damals der deutschen Kirche gestellt, aus jahrhundertelanger Verborgenheit endlich ans Licht zu bringen, ist eine der lohnendsten Aufgaben, welche die katholische Geschichtsforschung der Gegenwart sich gesetzt hat.

---

[1] Martyrologium Romanum, 5. Iunii. Vgl. auch „Analecta Iuris Pontificii“ XIII (Paris 1874), 634.

[2] Breviarium Romanum, Officium B. Petri Canisii l. 5 (Officia propria pro aliquibus locis, 27. Aprilis).

Beantworten wir jetzt die vorhin gestellten Fragen. Wir beginnen mit des Seligen Berufung zum Apostolate. Canisius predigt, schreibt, verwaltet die heiligen Geheimnisse im Auftrage seiner Ordensobern, mit Gutheißung, ja vielfach auf dringenden Wunsch der Bischöfe, mit dem Segen des Papstes. Aber neben dieser ordentlichen Sendung zeigt sich bei ihm in gewissem Sinne auch eine außerordentliche, man möchte sagen: eine unmittelbar göttliche. Wir berufen uns für sie nicht etwa auf fromme Sagen, die in spätern Zeiten sein Grab umsponnen hätten; er selbst ist unser Gewährsmann.

Die ersten Keime dieser Sendung zeigen sich in mehreren merkwürdigen Vorhersagungen und innern Erleuchtungen, welche unserem Seligen in seiner frühen Jugend zu theil wurden; er hat sie später in einem Schreiben an einen Ordensgenossen, in seinen „Selbstbekenntnissen“ und in dem schon erwähnten geistlichen „Testamente“ verzeichnet, das er ungefähr ein Jahr vor seinem Tode verfaßte[1]. Weit bedeutungsvoller ist ein Ereigniß des Jahres 1549, welches Canisius gleichfalls in den „Selbstbekenntnissen“ berichtet. Er weilte damals zu Rom und stand, 28 Jahre alt, im Begriffe, die feierlichen Ordensgelübde in die Hände des hl. Ignatius abzulegen; unmittelbar danach sollte er über die Alpen ziehen, um an der Hochschule von Ingolstadt für die Wiedererweckung des katholischen Glaubens und Lebens zu wirken. Wir hatten, schreibt er, am 2. September des Papstes Fuß geküßt und seinen Segen empfangen. „Indessen, während meine Ordensbrüder sich zum Besuche der Cardinäle entfernten, gefiel es Deiner unermeßlichen Güte, o Heiliger Vater und ewiger Hoherpriester, daß ich die Verwirklichung und Bestätigung jenes apostolischen Segens angelegentlich Deinen wunderthätigen Aposteln im Vatican anempfahl. Da empfand ich große Tröstung und die Gegenwart Deiner Gnade, wie sie mir auf solche Fürbitte hin gnädig angeboten wurde. Es ertheilten nämlich auch sie mir ihren Segen; sie bestätigten meine Sendung nach Deutschland, und es war mir, als ob sie mir als einem Apostel Deutschlands ihre Gewogenheit versicherten. Du weißt es, o Herr, wie sehr und wie oft Du mir an eben jenem Tage Deutschland anbefohlen hast, daß ich fortführe, für dasselbe besorgt zu sein, daß ich wie Pater [Peter] Faber ganz dafür einstände, für dasselbe zu leben und zu sterben

[1] J. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542 bis 1582 (Bonn 1896) S. 12. *Canisii* Epistulae I, 11—12. 37—38.

begehrte und so mit dem Schutzgeiste Deutschlands zusammenwirkte. Du hast auf kurze Zeit meine unendlich große Unwürdigkeit verhüllt, als Du mir zeigtest, wie in Dir und durch Dich alles geschehe, was man gewöhnlich nicht einmal aussprechen kann, will man nicht einer Art von Vermessenheit verdächtigt werden; wie wenn einer etwa, was er in Demuth empfindet, schüchtern auszusprechen wagt: Du habest ihn zu einem Gefäß der Auserwählung bestimmt, den Namen Deines Gesalbten vor Könige und Völker zu tragen"[1] (vgl. Apg. 9, 15). Zwei Tage später, am Morgen des Tages, der für die Ablegung der Gelübde bestimmt war, kniete Canisius abermals in St. Peter vor dem Altare des heiligsten Sacramentes. „Da", so spricht er zu Christus in den „Bekenntnissen", „lag meine Seele auf dem Boden, mißgestaltet, unrein, träge, behaftet mit vielen Lastern und bösen Leidenschaften. Dann enthüllte der heilige Engel, zum Throne Deiner göttlichen Majestät gewandt, und zählte auf meine Unwürdigkeit und Niedrigkeit nach ihrer Größe und Menge ... Darauf thatest endlich Du in Deinem heiligsten Leibe Dein Herz mir sozusagen auf, so daß mir war, als sähe ich es vor mir; Du hießest mich aus diesem Borne trinken, ludest mich ein, Wasser meines Heiles aus Deinen Quellen zu schöpfen, mein Heiland! Mein sehnlichstes Verlangen war, daß Ströme von Glauben, Hoffnung, Liebe aus demselben in meine Seele sich ergießen möchten; ich dürstete nach Armut, Keuschheit und Gehorsam; ich verlangte von Dir ganz abgewaschen, bekleidet, geschmückt zu werden. Nachdem ich Dein heiligstes Herz zu berühren und meinen Durst an demselben zu löschen gewagt, versprachst Du mir ein Kleid aus drei Stücken, welche meine Seelenblöße bedecken könnten und zu dieser Gelübdeablegung am besten paßten: es waren Friede, Liebe, Beharrlichkeit. Mit diesem Gewande bekleidet, hatte ich das Vertrauen, daß mir nichts fehlen, sondern alles zu Deiner Verherrlichung gereichen werde."[2]

Als Canisius im Jahre 1549 aus Rom nach Deutschland heimkehrte, war ungefähr ein Menschenalter verflossen, seitdem Luther zum erstenmal die Fahne des Aufruhrs gegen die Kirche erhoben hatte. Seitdem war in einem großen Theile von Deutschland der Glaube, den einst Bonifatius gepredigt, geächtet, der Gottesdienst, den er gefeiert und ge-

[1] *Canisii* Epistulae I, 53—54. Flor. Rieß S. J., Der selige Petrus Canisius (Freiburg i. Br. 1865) S. 78.

[2] *Canisii* Epistulae I, 55—56. *Petr. Python* S. J., Vita R. P. Petri Canisii (Monachii 1710) p. 57—58. Rieß a. a. O. S. 79—80.

stiftet, als Götzendienst gebrandmarkt, das arme Volk aus dem Vaterhause der Kirche in Nacht und Nebel des Sectenwesens hinausgetrieben worden. Auch wo der katholische Glaube noch äußerlich die Herrschaft besaß, besonders in Bayern und Oesterreich, waren viele Geister durch die neuen Irrlehren verdüstert oder durch Zweifel verwirrt; die Klöster waren entvölkert, die Reihen der Geistlichkeit gelichtet und deren Ehre durch so manche ungebildete oder sittenlose Priester geschändet; das Volk lag an vielen Orten in roher Unwissenheit und thierischer Fleischeslust begraben. Von dem Christenthume, das einst so herrlich durch Deutschlands Gaue geleuchtet, waren vielfach nur noch schwache Funken, stellenweise fast nur der bloße Name geblieben. Wollte Canisius hier eine seiner Sendung entsprechende Thätigkeit entfalten, so mußte er vor allem sich daran erinnern, daß Christus zu seinen Aposteln gesprochen: „Gehet hin und lehret!" (Matth. 28, 19); er mußte mit Petrus sagen: „Gott hat uns befohlen, dem Volke zu predigen" (Apg. 10, 42), und mit Paulus: „Christus sandte mich, das Evangelium zu verkündigen" (1 Kor. 1, 17).

Canisius war auch der Mann dazu. Schon als Knabe hatte er gerne den Prediger gespielt [1]. Der Protestant Johann Christoph Harenberg [2] rühmt von ihm: „Er war der teutschen Sprache sehr mächtig und predigte vor den Grossen mit Beyfalle." So hatten auch schon des Canisius Zeitgenossen geurtheilt. Aus Prag schrieben am 16. Juli 1555 Dompropst Scribonius und zwei andere hochgestellte Männer an König Ferdinand I., des Canisius Predigt habe dem zahlreich versammelten Volke so wohlgefallen, daß sie bitten müßten, Canisius möge nach Prag zurückgeschickt werden, um im Predigen fortzufahren [3]. Seine Rednergabe wird im Jahre 1565 von dem katholischen Rechtsgelehrten Wilhelm Eysengrein [4] und im folgenden Jahre von dem protestantischen Baseler Arzte Heinrich Pantaleo [5] gepriesen. Canisius, so versichert im Jahre 1581 der Ingolstädter Dichter und Universitäts-Professor Johannes Engerd [6], versteht in seinen Predigten Würde mit Anmuth zu paaren.

Zu Wien hatte unser Prediger im Jahre 1552 in der Dominikanerkirche und in einigen Frauenklöstern seines Amtes zu walten begonnen;

---

[1] *Canisii* Epistulae I, 52.

[2] Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten (Halle und Helmstädt 1760) S. 1044.

[3] *Canisii* Epistulae I, 763.

[4] Catalogus testium veritatis (Dilingae 1565) f. 208^{b}—209^{a}.

[5] Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae III (Basileae 1566), 501.

[6] Almae Ingolstadiensis Academiae Tomus primus (Ingolstadii 1581) f. 108^{b}—110^{a}.

aber bald erschien ein Abgesandter des Stadtrathes und lud ihn ein, in die zweitgrößte Kirche der Stadt, Maria am Gestade, überzusiedeln; nicht lange danach sehen wir ihn auf der Kanzel des Stephansdomes[1]. Vor Ferdinand I. trat er am Pfingstmontage des Jahres 1553 zum erstenmal auf; der König war so befriedigt, daß er ihn sofort zum Hofprediger bestimmte[2]. Nicht anders dachten über Canisius die deutschen Domkapitel. Hatte ihn im Jahre 1551 das Straßburger Kapitel als Prediger begehrt, so lud ihn fünf Jahre später das Regensburger Domkapitel zum Predigen ein mit der Betheuerung, durch die zwei Predigten, welche er kurz zuvor in Regensburg gehalten, habe er nicht nur die Katholiken, sondern auch deren Gegner zu höchster Bewunderung hingerissen[3]. Noch dringlicher und rühmender lautete das Schreiben vom 9. Mai 1559, in welchem ihn das Augsburger Kapitel vom Ordensgeneral Laynez für seine Domkanzel verlangte[4].

Der erste deutsche Jesuit hat mit dem Predigtworte nicht gegeizt. Für ein halbes Jahrhundert, vom Herbste des Jahres 1544 bis zum 5. August 1596, lassen sich Predigten von Canisius nachweisen. Seine Stimme erklang in den Domen von Wien (1554—1555), Prag (Juli 1555), Regensburg (15. und 16. August und 8. September 1556, Advent 1556, Januar bis März 1557), Worms (August, September, December 1557), Köln (1. November 1557), Straßburg (17. Januar 1558), Osnabrück (Weihnachten 1565), Würzburg (Fasten 1567 und 25. April 1568); im Dome von Augsburg war er vom Jahre 1559 bis zum Jahre 1566 förmlich als Domprediger angestellt. Außerdem kennt man Predigten, welche Canisius zu Lüttich (December 1546), Messina in Sicilien (1548 und 1549), Ingolstadt (December 1549 bis Februar 1552 und December 1555 bis Januar 1556), Zabern-Elsaß (Weihnachten 1557), Ellwangen (Sommer 1561 und Fasten 1568), Weißenhorn (um 1565), Nymwegen (Ende 1565), Loreto (13. Juni 1568), Innsbruck (1572), Schwatz (um 1572), Landsberg (1578), Luzern (1584), Freiburg in der Schweiz (1581—1596) gehalten. Oft drängten sich diese Predigten in

[1] *Canisii* Epistulae I, 421[3]. 730. 742—743. 745.

[2] *Io. Alph. de Polanco*, Vita Ignatii Loiolae et rerum Societatis Jesu historia III (Matriti 1895), 244—245. *Litterae quadrimestres* [Societatis Jesu] II (Matriti 1895), 376.

[3] Rieß a. a. O. S. 184[1].

[4] Bei *Franc. Sacchinus* S. J., De vita et rebus gestis P. Petri Canisii (Ingolstadii 1616) p. 163—165.

rascher Folge. So erschien Canisius zu Straubing vom 9. März bis ungefähr zum 19. April 1558 wöchentlich drei- bis viermal, zu Regensburg im Advent des Jahres 1556 jeden Sonn- und Feiertag und an drei Werktagen jeder Woche auf der Kanzel. Aus der Zeit seines Augsburger Wirkens hat sich die Nachricht erhalten, daß er in den Fastenzeiten der Jahre 1562 und 1563 siebenmal jede Woche das Wort Gottes verkündete [1].

Galten diese Vorträge dem gesamten gläubigen Volke, so waren andere für einzelne Stände bestimmt. In Wien predigte Canisius nicht selten am selben Morgen in St. Stephan und in der königlichen Hofburg. Des Königs Sohn, Erzherzog Ferdinand, ließ als Statthalter Böhmens in der Fastenzeit des Jahres 1556 zu Prag unsern Seligen vor sich und seinem Hofe predigen; später, nachdem er die Regierung der oberösterreichischen Lande angetreten, hatte er ihn zu Innsbruck vier Jahre lang (1569 bis 1573) als Hofprediger in seinen Diensten. Zu Landshut mußte Canisius in den Jahren 1578 und 1579 am Hofe des Bayernherzogs Wilhelm die Fastenpredigten halten. Im September des Jahres 1579 treffen wir ihn predigend und die Sacramente spendend am Hofe des Grafen Albert von Fürstenberg. Er spricht zu der Geistlichkeit von Lüttich, zur Hochschule von Krakau, zu den Kölner Kartäusern, zu den Augustinerinnen, Franziskanerinnen, Dominikanerinnen verschiedener Klöster, der zahlreichen erbaulichen Ansprachen nicht zu gedenken, die er an seine Ordensbrüder gerichtet. Als ich in Ingolstadt alte Sprachen und Geschichte studirte, erzählt der berühmte Antwerpener Arzt und Alterthumskenner Samuel von Quickeberg [2], habe ich „oftmals den P. Canisius in höchst glänzendem Latein predigen hören". Aehnliche lateinische Ansprachen vernahmen später aus des Canisius Munde die Schüler des Nymwegener Gymnasiums und die Studenten der Dreikronen-Burse zu Köln.

Mit den Predigten gingen bei dem rastlosen Manne die Christenlehren oder Katechismus-Erklärungen stets Hand in Hand. Den Kindern in der Schule Religionsunterricht ertheilen bildete seine Erholung während des großen Wormser Religionsgespräches vom Jahre 1557. Als er von da nach Zabern zum Bischof von Straßburg gegangen war, ver-

---

[1] *Ern. Sal. Cyprianus*, Tabularium Ecclesiae Romanae (Francofurti et Lipsiae 1743) p. 222. 223. O. Braunsberger, Entstehung . . . der Katechismen des seligen Petrus Canisius (Freiburg i. Br. 1893) S. 4.

[2] Apophthegmata biblica (Coloniae 1571) ep. ded. f. A 2b.

säumte er nicht, dort in der Schule den Katechismus vorzutragen. „Die Knaben", schreibt er nach Rom, „liebten mich wie einen Vater; ich habe ihre Beichten gehört." Zu Augsburg mußte ihm das Domkapitel schon während des ersten Jahres seiner dortigen Thätigkeit in den Hof seiner Wohnung „ein Stüblein für die Knaben" bauen lassen, welche im Glauben unterwiesen wurden. Zu Würzburg erklärte Canisius während der Fastenzeit des Jahres 1567 in der großen Franziskanerkirche jeden Montag und Mittwoch nachmittags die Grundzüge der christlichen Lehre für die gesamte Jugend und alle Dienstboten der Stadt. Von seinem Freiburger Aufenthalte bezeugt sein langjähriger Freund, der Freiburger Pfarrer und Stiftspropst Sebastian Werro: „Noch in seinem höchsten Alter hat er bereitwillig die Protestanten unterrichtet, die von auswärts kamen und bei ihm Belehrung suchten." [1]

Weit mehr noch als durch sein Wort hatte Luther durch seine Schriften die katholische Lehre anzuschwärzen, die Gemüther zu verbittern und zu verblenden verstanden. Die Jünger folgten dem Beispiele des Meisters. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war Deutschland mit Büchern überschwemmt, welche im Dienste des neuen Evangeliums standen. Man fand protestantische Katechismen, Predigtwerke, Gesangbücher in bayrischen Schulen wie in niederösterreichischen Nonnenklöstern und in Bürgerhäusern Tirols; an katholischen Universitäten wurden neben des Erasmus Schriften Werke Melanchthons mit Eifer studirt. Gleich so manchen andern hellblickenden Katholiken erkannte Canisius das schreiende Bedürfniß, hier das „Apostolat der Presse" zu üben.

„Geben Sie sich doch", schrieb er am 9. April 1556 dem gelehrten Martin Cromer, spätern Bischof von Ermland, „endlich daran, mit der Feder die Sache Christi und der Kirche zu vertheidigen; kämpfen Sie, ohne durch die Gegner sich abschrecken zu lassen, mit offenem Visir in öffentlichen Schriften, soviel Sie nur können, für die Wahrheit!" [2] Mögen doch, so bat er später den Ordensgeneral Aquaviva, einige von den Unsern „nicht nur mündlich, sondern auch mit der Feder die katholische Wahrheit öffentlich vertheidigen . . . und die Früchte ihrer Studien in heiligem Eifer ans Tageslicht fördern. Ich zweifle nicht, daß dieses Werk des Gehorsams und der Nächstenliebe den gleichen Werth hat, wie die Bekehrung der wilden Indianer" [3].

[1] Sieh die vorhin angeführte Schrift Entstehung der Katechismen S. 3—6.

[2] *Canisii* Epistulae I, 607.

[3] J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes IV (13. Aufl. Freiburg i. Br. 1890), 397.

Canisius selbst hat die schriftstellerische Feder mehr als fünfzig Jahre lang geführt. Die Zusammenstellung seiner Arbeiten in ihren verschiedenen Ausgaben nimmt in der neuesten großen Ordensbibliographie von P. Karl Sommervogel[1] 35 Quartseiten ein. Noch ein Jüngling von 22 Jahren und Novize der Gesellschaft Jesu, hatte er den Muth, eine Gesamtausgabe der Schriften des bekannten Dominikaner-Mystikers Johannes Tauler zu besorgen, in welcher eine Reihe von Stücken zum erstenmal gedruckt war. Daran schlossen sich drei Jahre später in drei Foliobänden die Werke Cyrills von Alexandrien und Leos d. Gr.; Canisius wollte, wie er in den Vorreden ausführt, in Cyrill den Bischöfen und Gelehrten seiner Zeit ein Vorbild vor Augen führen, in Leo den Neugläubigen einen alten Zeugen für Lehre und Brauch der katholischen Kirche entgegenstellen. Schulzwecke verfolgte seine Ausgabe von ausgewählten Briefen des hl. Hieronymus, von welcher man jetzt noch ungefähr 40 Auflagen kennt. Der Priesterschaft boten seine lateinischen „Bemerkungen" zu den Sonn- und Festtags-Evangelien in zwei stattlichen Quartbänden (Freiburg in der Schweiz 1591—1593 und dann öfter) eine Fülle von Predigtstoff dar. Vom heiligen Papste Pius V. beauftragt, gegen die Magdeburger Centuriatoren zu schreiben, gab Canisius im Jahre 1571 ein wissenschaftliches Werk über Johannes den Täufer, im Jahr 1577 einen Folioband „über die unvergleichliche Jungfrau Maria" heraus. Der gelehrte Cardinal Wilhelm Sirlet zu Rom hatte ihm für diese Arbeit aus einer kostbaren Sammlung von ungedruckten Werken griechischer Väter reiche Beiträge geliefert; die Cardinäle Hosius und Baronius spendeten dem Buche warmes Lob[2]; noch in unsern Tagen hat ein hochangesehener Gottesgelehrter dasselbe als „eine klassische Vertheidigung der ganzen katholischen Lehre über Maria gegenüber dem Protestantismus" gekennzeichnet[3]. Als solche ist sie auch in das große marianische Sammelwerk von Paris aufgenommen worden[4]. Für weitere Kreise bestimmt waren die mit Bemerkungen versehenen „Evangelien und Episteln des Kirchenjahres" (lateinisch und deutsch), das mehr als dreißigmal in verschiedenen Sprachen erschienene,

[1] Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Nouv. éd. Bibliogr. II (Bruxelles-Paris 1891), col. 617—687.

[2] *Sacchinus* l. c. p. 290. Annales Ecclesiastici I, a. 9, n. 1.

[3] M. J. Scheeben, Handbuch der katholischen Dogmatik III (Freiburg i. Br. 1882), 478.

[4] Summa aurea de laudibus Beatissimae Virginis Mariae, coll. *Io. Iac. Bourassé,* VIII (Paris 1862), 613—1450; IX (Paris 1862), 9—408.

ursprünglich lateinische „Handbuch“ der Andacht, das wiederholt aufgelegte deutsche „Betbuch“ mit vielen kräftigen, alten Gebeten, groß und hübsch gedruckt, mit reichen Randverzierungen und zahlreichen Holzschnitten. Eigens für den Gebrauch des jungen Erzherzogs Ferdinand von Steiermark, des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., schrieb Canisius im hohen Alter ein „Fürstengebetbuch“, das erst lange nach des Verfassers Tode gedruckt wurde. Unter seiner Mitwirkung, ja wahrscheinlich aus seiner Feder trat im Jahre 1554 zu Wien das dreisprachige Krankenbuch ans Tageslicht [1]. Dem Schweizervolke hat Canisius noch als Greis in deutschen, zum Theil ziemlich umfangreichen Lebensbeschreibungen seine Glaubensboten und Heiligen vor Augen geführt: Beat, Mauritius, Victor und Ursus, Fridolin, Idda von Toggenburg, den seligen Nikolaus von der Flüe.

Daneben gab er eine Flugschrift über das Wormser Gespräch heraus, besorgte eine Neuausgabe von Codretts lateinischer Sprachlehre, war Mitarbeiter bei Walassers deutschem Martyrologium, bei des Hosius Schrift gegen Brenz, beim Seefelder Wallfahrtsbuch, bei der deutschen Uebersetzung des römischen Katechismus, verbesserte das Augsburger Brevier und die Salzburger Agende, unterstützte seinen Ordensgenossen Ribadeneira bei der Lebensbeschreibung des hl. Ignatius und den Kartäuser Surius bei der Ausgabe der Concilien, verfaßte lange Vorreden zu der Neuausgabe von Vegas Schrift über die Rechtfertigung und zu des Busäus großem Katechismuswerk, bewog Staphylus, eine lateinische Uebersetzung von Werken des Marcus Eremita herauszugeben, besorgte kaiserliche Privilegien für verschiedene Kölner Buchdruckereien, bemühte sich lebhaft, für Freiburg in der Schweiz einen ständigen Buchdrucker zu gewinnen.

„Ich bin allen alles geworden,“ konnte Canisius mit dem Apostel sagen (1 Kor. 9, 22). Das gilt auch von seinem Briefwechsel. Tröstend und ermunternd, bittend und warnend tritt er da vor viele der Männer, welche in jener Zeit als Wächter auf den Zinnen der Sionsburg standen.

Es seien nur einige Namen genannt; von Fürsten: Ferdinand I.; die Bayernherzoge Albrecht V., Wilhelm V., Max I.; von Cardinälen: der hl. Karl Borromäus, Stanislaus Hosius, Otto Truchseß, Wilhelm Sirlet; von Bischöfen und Erzbischöfen: Friedrich Nausea von Wien, Julius Pflug von Naumburg, Moriz Hutten von Eichstätt, Urban von Gurk, Anton Brus von Prag, Erasmus Limburg von Straßburg, Julius Echter von Würzburg, Johann Jakob Kuen von Salzburg, Johann Franz Bonhomi von Vercelli. Dazu kommen, um vom hl. Franz Borgia, von Laynez, Salmeron, Possevin, Nadal und andern

[1] Zeitschrift für katholische Theologie XIV (Innsbruck 1890), 727—734. *Canisii* Epistulae I, 592². 748. *Sommervogel* l. c.

Mitgliedern der Gesellschaft Jesu zu schweigen, Benediktiner von Tegernsee, Weingarten, Einsiedeln, der Augustiner Onofrio Panvinio, der Kartäuser Laurentius Surius, der Kölner Domherr Johannes Gropper und viele Laien, wie der Kanzler Jonas, der Rath Wiguleus Hundt, der Geschichtsforscher Marcus Welser, der Kölner Buchdrucker Maternus Cholinus, die schweizerischen Staatsmänner und Gelehrten Johann Jakob von Staal und Wilhelm Techtermann. Einer der ersten und geistreichsten Lebensbeschreiber unseres Seligen bemerkt, er finde in dessen Briefen den Geist der alten Väter wieder [1].

Noch haben wir der schönsten Gabe nicht gedacht, welche Canisius der Kirche Deutschlands gereicht hat. Luthers Katechismus hatte derselben die tiefsten Wunden geschlagen; da veröffentlichte Canisius, aufgefordert von Ferdinand I. und ermuntert vom hl. Ignatius, im Jahre 1555 seinen „Inbegriff der christlichen Lehre" und ließ demselben später den „kleinen Katechismus für Katholiken" und den kleinsten für Kinder und gewöhnliche Leute folgen. Dieser Katechismus in seinen drei Gestalten war von Anfang an das Schmerzenskind des Seligen gewesen; er blieb dessen Augapfel, solange er lebte. Wie zagend war er an diese Arbeit gegangen; wie oft hatte er geändert und gebessert! Wie häufig hat er in seinen Briefen das Werk dem Gebete seiner Ordensbrüder empfohlen und Rathschläge für dessen Verbesserung von ihnen begehrt! Noch ein Jahr vor seinem Hinscheiden legte er die zitternde Hand an das Buch, es zu feilen und abzurunden. Als er starb, hatte es schon weit über 200 Auflagen erlebt; Plantin, der Buchdruckerfürst von Antwerpen, hatte, vom Verfasser unterstützt, dasselbe mit mehr als 100 Bildern geschmückt. An Canisius schien sich durch den Katechismus gewissermaßen die Sprachengabe des Pfingstfestes erneuert zu haben. Bei seinem Tode war das Buch bereits ins Böhmische, Bretonische, Englische, Französische, Griechische, Italienische, Polnische, Schottische, Schwedische, Slawische, Spanische, Ungarische übersetzt. Freund und Feind sind heutzutage einig im Lobe dieser Arbeit [2].

Bei allem Schriftstellerfleiße ließ doch Canisius keineswegs an den Schreibtisch sich ketten. „Gehet!" hatte der Herr den Aposteln gesagt (Matth. 28, 19. Marc. 16, 15). Paulus spricht von seinen vielen Reisen (2 Kor. 11, 26) und sagt über sich und seine Mitapostel: „Wir haben keine bleibende Stätte" (1 Kor. 4, 11). Auch unser Seliger hatte

[1] *Sacchinus* l. c. p. 45.

[2] Vgl. Entstehung der Katechismen S. 45—49. 112. 133—135. 169—170.

keine bleibende Stätte, bis endlich in seinen Greisenjahren ihn, wie er scherzend sich ausdrückte, der hl. Nikolaus, der Patron von Freiburg in der Schweiz, nicht mehr von Freiburg wegziehen ließ.

Schlagen wir, um ein Bild zu gewinnen, sein Itinerarium auf und verfolgen wir beispielsweise seine Spuren während der zwei Jahre, welche zwischen dem Tode des hl. Ignatius, Ende Juli 1556, und der Wahl seines Nachfolgers, des Ordensgenerals Laynez, liegen: 1556: 4. August Ankunft in Ingolstadt (aus Prag). 15. und 16. August in Regensburg; dann zurück nach Ingolstadt. 26. August zum Bischof von Eichstätt. 8. September wieder in Regensburg; dann zurück nach Ingolstadt. 4. October Besprechungen in Passau. 31. October in Padua; von da über Innsbruck und Augsburg auf acht Tage nach Dillingen. November: Reise nach Ingolstadt. December: Nach Regensburg. 1557: Im März Abreise von da. 2. April Ankunft in Padua; in der folgenden Nacht Abfahrt nach Venedig. 5. April nach Florenz. Von Ende April bis Ende Juni in Rom. 29. Juni in Perugia. 2. Juli in Florenz. Dann über Bologna, Ferrara :c. nach Trient. Um den 25. Juli Geschäfte in München. 27. Juli in Ingolstadt. Nach Mitte August in Ellwangen bei Cardinal Otto. Gegen Ende August Ankunft in Worms. 29. October bis 6. November in Köln. 7. November in Bonn; dann zurück nach Worms. 8. December Abreise nach Zabern zum Bischofe von Straßburg. 1558: Im Januar Besuche in Schlettstadt, Kolmar, Rufach, Breisach, Freiburg im Breisgau. 17. Januar Predigt im Straßburger Dom. Ende Januar Besuch bei Cardinal Otto in Dillingen; dann nach Ingolstadt. 12.—15. Februar Zusammenkunft mit König Ferdinand in Nürnberg. 24. Februar nach München zu Herzog Albrecht. 28. Februar nach Ingolstadt. Anfang März wieder in Dillingen. 9. März bis etwa 19. April Arbeiten in Straubing; dann über Ingolstadt nach Dillingen zu Cardinal Otto. 28. und 29. April in Augsburg. Anfang Mai im Kloster Ettal. Von da über Loreto nach Rom. 2. Juli bei der Generalswahl in Rom [1].

Waren in jenen Zeiten, denen es sogar vielfach noch an einem regelmäßigen Postwagen gebrach, solche Reisen an sich schon wenig angenehm, so waren sie es für Canisius noch weniger wegen der Geschäfte, mit denen sie zusammenhingen. Der niederländische Staatsmann Jakob Canis, des Seligen Vater, hatte eine besondere Gewandtheit im Unterhandeln und Vermitteln an den Tag gelegt; diese schien als Erbe auf den Sohn übergegangen zu sein; sie brachte ihm eine Reihe von wichtigen und schwierigen Aufträgen ein. So ward er, noch nicht 30 Jahre alt, von Kölns Geistlichkeit und Hochschule nach Lüttich an den Fürstbischof, nach den Niederlanden und nach Schwaben an das Hoflager Karls V.

[1] Näheres im demnächst erscheinenden zweiten Bande von Canisii Epistulae, in den „Tabulae chronologicae“.

gesendet, um Hilfe zu erlangen in den Nöthen, in welche der abtrünnige Hermann von Wied sein Erzbisthum gestürzt hatte. Zur Kirchenversammlung von Trient ward er im Jahre 1547 von Cardinal Otto Truchseß gesandt, im Jahre 1562 von den Vorsitzenden der Versammlung selbst berufen. Papst Paul IV. schickt ihn im Jahre 1558 mit Bischof Mentuato nach Polen; im Auftrage Pius' IV. durchzieht er 1565 als päpstlicher Nuntius die Rheinlande, um bei den Stadträthen von Köln und Nymwegen, beim Herzog von Jülich-Kleve-Berg, bei verschiedenen Bischöfen die Vollziehung der Trienter Beschlüsse zu betreiben. Im folgenden Jahre muß er während des Augsburger Reichstages dem Cardinallegaten Commendone in der äußerst zarten Frage über Aufrechterhaltung oder Verwerfung des Augsburger Religionsfriedens als Rath zur Seite stehen. Auf Wunsch Gregors XIII. geht er im Jahre 1573 von Innsbruck mit kirchenpolitischen Aufträgen an den Münchener Hof; im selben Jahre beruft ihn der Papst nach Rom, um über deutsche Kirchenangelegenheiten sein Gutachten zu vernehmen. Im Jahre 1576 ist er beim Regensburger Reichstage Berather des Cardinallegaten Morone. Ferdinand I. will ihn während der Reichstage der Jahre 1556, 1557 und 1559 als Berather in seiner Nähe haben. Von Papst und Kaiser zugleich gesendet, nimmt Canisius im Jahre 1557 als Wortführer der Katholiken am Wormser Religionsgespräche theil. Ein Jahr später, auf der Reise zur Frankfurter Kaiserwahl, will Ferdinand I. in Nürnberg sein bekümmertes Herz unserem Seligen ausschütten; im Jahre 1563 beruft er ihn zu jener Theologenversammlung von Innsbruck, welche den Trienter Vätern so schwere Sorgen bereitet hat. Das Jahr 1566 bringt dem unermüdlichen Manne die Wiesensteiger Verhandlungen über die Rückkehr des Grafen von Helfenstein zur katholischen Kirche, das Jahr 1567 die Reisen zu den Bischöfen von Würzburg und Straßburg, welche zur Annahme von Coadjutoren bewogen werden sollen, das folgende Jahr mühsame Auseinandersetzungen mit Königin Magdalena zu Innsbruck wegen Uebernahme der Beichtvaterstelle an ihrem Haller Damenstifte durch Ordensgenossen. Eine noch peinlichere Angelegenheit führte ihn später an den herzoglichen Hof von Landshut. Nach Rom ist er fünfmal gepilgert.

„Die Liebe Christi drängt uns," schrieb Paulus (2 Kor. 5, 14). Aus ihr schöpfte auch Canisius seine Beweglichkeit und all seine Kraft. Muß man ja, um andere zu erleuchten, selbst licht sein, und um andere zur göttlichen Liebe zu entflammen, selbst von ihr brennen.

Auf irdische Liebe hatte er verzichtet. In seinen „Bekenntnissen" erzählt er, er habe, ungefähr 19 Jahre alt, auf Gottes Antrieb das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt. „Niemals", fügt er bei, „habe ich dies bereut. Mein Vater bot mir zwar eine passende Braut mit viel Vermögen an; er nannte mir auch eine kirchliche Pfründe, oder wie man zu sagen pflegt, ein Canonicat, das ich zu Köln, wenn ich nur gewollt, hätte erlangen können, und trug sich mit Gedanken, mich als seinen Erstgeborenen zu ich weiß nicht was für weltlichen Ehren zu befördern: aber Du, o Herr, standest mir bei und machtest diese Kost für mich bitter, um meine Seele mit gesundern und kräftigern Speisen zu nähren." Etwa zwei Jahre später machte der Nymwegener Jüngling zu Mainz unter Leitung des sel. Petrus Faber die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius. Da, so schreibt er im „Testamente", „saß ich wie Matthäus an dem Zollhause. Deutlich vernahm ich die Stimme Gottes. Seinem Rufe wollte und durfte ich nicht widerstehen. Mit Matthäus stand ich auf und gab dieser unreinen Welt den Abschied, zerbrach diese Fesseln . . . Von da an war es meine erste und vorzüglichste Sorge, Christo dem Herrn, der gnadenreich mich angeblickt hatte, so nachzufolgen, wie er auf dem Wege des Kreuzes mir vorangegangen: arm, keusch und gehorsam.[1]" Von seinem väterlichen Erbe gab Canisius einen Theil den Armen von Nymwegen, der andere diente jahrelang dem Unterhalte der jungen Niederlassung der Gesellschaft Jesu in Köln. Als der Selige an der Ingolstädter Hochschule das Amt des Rectors verwaltete, wies er das Amtsgehalt beharrlich zurück[2]. Zum Danke für die Dienste, welche er dem Straßburger Bisthum erwiesen, sandte ihm das reiche Domkapitel eine schöne Summe Geld nach Ingolstadt; er schickte sie zurück[3]. Was noch vorhanden ist von den Gegenständen, die einst in seinem Gebrauche gewesen, trägt den Stempel der Armut an sich. „Siehe, wir haben alles verlassen," konnte er mit Petrus (Matth. 19, 27) zum Heilande sagen.

Er floh auch die Ehren. Dreimal machte König Ferdinand die größten Anstrengungen, Canisius auf den Bischofsstuhl von Wien zu erheben. Dieser aber schrieb nach Rom: „Ich hoffe, es wird nichts daraus. Vor den Ehrenstellen bewahre seinen Armen der gekreuzigte Herr Jesus Christus!" Sollte ich in dieser Hoffnung getäuscht werden, „so würde ich mein Leben lang fürchten, Gott hege meiner Sünden wegen einen sozusagen unversöhnlichen Groll wider mich". Er bezeichnete es als „höchste Wohlthat", daß der König endlich den Plan fallen ließ[4]. Als Professor der Theologie an den Hochschulen von Ingolstadt und Wien erklärte er regelmäßig den Knaben den Katechismus. Noch als gebrochenen Greis, so wird berichtet, sah man ihn im Freiburger Collegium die Gänge des Hauses kehren.

Sein Stolz und sein Reichthum war Christus. Das älteste von seinen noch vorhandenen akademischen Vorlesehesten hebt an mit einer von

[1] *Canisii* Epistulae I, 15. 43—44. [2] L. c. I, 364.
[3] *Sacchinus* l. c. p. 141.
[4] *Canisii* Epistulae I, 478. 487. 520. 602.

seiner Hand sorgfältig geschriebenen, eine Quartseite umfassenden Lobpreisung Jesu Christi[1]. Das Herz Jesu zu verehren, hatte er für seinen eigenen Gebrauch einen Morgen- und einen Abendgruß an dasselbe und ein Gebet beim Stundenschlage verfaßt[2]. In seinen Katechismen ist Christus Alpha und Omega, Grundstein und Krone; in den Gebetbüchern sind die zartesten und rührendsten Gebete an den Heiland gerichtet[3]. Ohne Christus sei alles Wissen eitel, ja verderblich, heißt es im Studentenkatechismus. „Schaue in das Antlitz deines Christus!" schreibt Canisius in der Gebetsanweisung für die Priester; den Landsberger Novizen seines Ordens stellt er als Vorbild und Lehrmeister das Christkind vor die Seele[4].

Sein einziger Gedanke war es, seine deutschen Landsleute für Christus zu gewinnen. „Pater Canisius", schrieb Anfang Januar 1553 ein Wiener Ordensgenosse nach Rom, „nimmt sich mit Eifer der Gefangenen an . . . Als man jüngst jemand aus dem Kerker zur Hinrichtung führte, stand er als treuer Mahner und Tröster ihm bei." Ein paar Monate später konnte der gleiche Berichterstatter melden, Canisius habe während der Fastenzeit bei Schnee und großer Kälte eine Anzahl von verwaisten Pfarreien Niederösterreichs besucht, um zu predigen und die Sacramente zu spenden[5]. „In den Erholungen," bezeugt P. Jakob Keller, der den Seligen in Freiburg gekannt, „in öffentlichen Reden, in Einzelgesprächen, sogar im Beichtstuhle forderte Canisius zum Gebete für Deutschland auf."[6] „Italiens und Spaniens", so mahnte er einen seiner Mitarbeiter, „müssen wir vergessen und uns Deutschland allein hingeben, nicht auf einige Zeit, sondern für das ganze Leben. Hier müssen wir aus allen Kräften und mit dem größten Eifer arbeiten."[7] Kein Wunder, daß an Canisius das Deutsche Collegium zu Rom einen warmen Freund, ganz Deutschland, wie Janssen mit Recht hervorhebt, einen allezeit beredten Anwalt und unermüdlichen Vertreter seiner Anliegen beim Apostolischen Stuhle besaß.

Nichts vermochte seine Liebe zu Deutschland zu ersticken. Melanchthon hatte den „Cyniker" Canisius öffentlich jenen beigezählt, die „wider eigenes Gewissen erkannte Wahrheit verfolgen"[8], Flacius Illyricus in zwei Schriften seine Keusch-

[1] *Canisii* Epistulae I, 692—693. [2] L. c. p. 58—59.
[3] Entstehung der Katechismen S. 37—38. 83—84. 132.
[4] Rieß a. a. O. S. 495. 504. [5] *Canisii* Epistulae I, 742. 745.
[6] Aus ungedruckten Seligsprechungsacten.
[7] Janssen a. a. O. S. 392. [8] *Canisii* Epistulae I, 634. 769.

heit verdächtigt. Man hatte auf gegnerischer Seite ausgesprengt, er sei von Gott mit plötzlicher Stummheit geschlagen worden, er sei zu den Protestanten übergetreten. Wigand, Heßhus, Chemnitz, Gallus und andere protestantische Gottesgelehrte hatten einen Berg von Spott und Verleumdungen auf ihn und seinen Orden gehäuft. Als er durch Bern ritt, hatte der protestantische Pöbel ihn beschimpft und mit Schnee beworfen. Mich hat, so schreibt Canisius in seinem geistlichen Testamente, mein Eintritt in die Gesellschaft Jesu „niemals gereut, so viele ihrer auch mich schmähten, ja diesen ganzen Orden und seine Einrichtungen mit zügellosem Munde versteckt und offen beschimpften und sozusagen dem Teufel verschrieben . . . Das gab mir nur noch mehr Lust und Liebe zu meinem Ordensberufe, und ich schätze mich um so mehr glücklich, weil ich als würdig befunden wurde, für den Namen Jesu Schmach zu leiden und von den erklärten Feinden der Kirche fälschlich angeklagt und gelästert zu werden. Könnte ich doch nur ihre Seelen retten, müßte ich auch mit meinem Blute sie erkaufen! Ich würde das als einen Gewinn erachten.“ [1] Schon viel früher hatte er seinem Ordensgenossen Goudanus geschrieben: „Lieben wir die, welche uns verfolgen und verleumden! . . . Freuen wir uns und frohlocken wir, daß wir würdig sind, aus dem Munde solcher Feinde der Kirche die Namen zu hören: Jesuwider, Seelenmörder, höllischer Hund, Erzwolf, Erzketzer, Fürst der Heuchler u. s. w. Das sind die Stilblüthen, mit welchen man uns schmückt. Gepriesen sei Gott! Er lasse diese Unbilden die Vorübungen sein zu einem schwerern Kampf und zum blutigen Tode!“ [2] „Man verflucht uns,“ schreibt Paulus, „und wir segnen. Man lästert uns, und wir beten“ (1 Kor. 4, 12. 13). Das ist die Sprache der Apostel.

„Ich will machen, daß ihr Menschenfischer werdet,“ hatte der Herr einst zu Petrus und Andreas gesprochen (Matth. 4, 19). Auch Canisius hat nicht bloß das Netz ausgeworfen, er hat einen reichen Fischfang gehalten.

Seine Predigten gefielen außerordentlich. Als er am Allerheiligenfeste des Jahres 1557 im Kölner Dome mittags 12 Uhr die Kanzel bestieg, versammelten sich, wie Johannes Rethius in seinem Tagebuche vermerkt, zu seinen Füßen einige tausend Menschen, obwohl sonst die Mittagspredigt im Dome sehr schwach besucht war; es befanden sich darunter die angesehensten Männer der Stadt und „eine ungeheure Anzahl von Studenten“. „Die Predigt“, schreibt Rethius, „war so gelehrt und kunstreich, wie seit vielen Jahren in Köln keine war gehalten worden. Als er hinausging, lief das Volk zusammen, ihn zu sehen, nicht anders, als wäre er der Kaiser oder irgend ein König gewesen.“ [3] Zu Augsburg hatte Canisius im Jahre 1559 das Amt eines Dompredigers angetreten; im selben Jahre

[1] *Canisii* Epistulae I, 45. [2] Entstehung der Katechismen S. 70.
[3] Hansen a. a. O. S. 292—293.

schrieb aus Wien der venetianische Gesandte Giacomo Soranzo an seinen Dogen: „Aus Augsburg vernimmt man, daß dort der Zulauf zu der katholischen Predigt größer ist, als dies seit langem der Fall gewesen.“ [1] Etwas später, am 18. März 1560, meldete aus Wien der spanische Bevollmächtigte, Graf von Luna, seinem Könige: „Es ist die Nachricht eingetroffen, daß zu Augsburg in dem einen Jahre, in welchem nun Canisius dort gepredigt hat, mehr als 10 000 Personen zur katholischen Religion zurückgekehrt seien.“ [2] Diese Zahl ist wohl bedeutend zu hoch gegriffen; aber alle zeitgenössischen Berichte bestätigen das Wort Grazianis, der im Jahre 1561 den Nuntius Commendone durch Deutschland begleitet hatte: „Canisius hat gepredigt und predigt jetzt noch in Augsburg mit sehr großem Erfolge, so daß jetzt schon eine große Anzahl Katholiken dort zu treffen ist.“ [3] Papst Pius IV. fühlte sich gedrungen, am 5. März 1561 dem Augsburger Prediger in einem eigenen Schreiben Dank und Glückwunsch auszusprechen [4].

Von den Katechismen des Seligen wird behauptet, dieselben seien im Jahre 1686 bereits in mehr als 400 verschiedenen Ausgaben verbreitet gewesen [5]. Noch in unserem Jahrhundert haben dieselben eine stattliche Anzahl von Auflagen erlebt und sind für andere Katechismen Grundlage und Muster gewesen. „Die Katechismen des Canisius“, sagt der protestantische Lutherforscher Kawerau, „haben für die Kirche der Gegenreformation sicher eine ebenso große Bedeutung wie die Luthers für die Kirche der Reformation . . . Sie machten Canisius zum wirksamen Lehrmeister des katholischen Deutschland.“ [6] Wenn der protestantische Kirchengeschichtschreiber Johannes Matthias Schröckh [7] bekennt, Canisius habe die Zahl der Protestanten „nicht ohne beträchtlichen Erfolg zu vermindern gesucht“, so ist dies besonders auch auf dessen Katechismus zu beziehen. Im Jahre 1595 schrieb der hl. Franz von Sales [8], damals Dompropst von Genf,

[1] G. Turba, Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe III (Wien 1895), 120.

[2] Colección de documentos inéditos para la Historia de España XCVIII (Madrid 1891), 203.

[3] De scriptis invita Minerva (Florentiae 1746) p. 100—101.

[4] Bei *Gius. Boero* S. J., Vita del Beato Pietro Canisio (Roma 1864) p. 470—471.

[5] Catéchisme . . . par Pierre Canisius (Paris 1686), Widmung.

[6] Theologische Literaturzeitung, herausgegeben von A. Harnack und E. Schürer XIX (Leipzig 1894), 84. Lehrbuch der Kirchengeschichte von Dr. W. Möller, III. Bd., bearbeitet von Dr. G. Kawerau (Freiburg i. Br. und Leipzig 1894) S. 340.

[7] Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation III (Leipzig 1805), 550.

[8] Oeuvres complètes VI (Paris 1862), 485—491.

unserem Christenlehrer, er habe das Buch einem bedeutenden Rechtsgelehrten, der Anhänger Calvins war, gegeben; es sei für denselben der Führer zur Kirche geworden. Das gleiche bekannte von sich im Juni 1614 Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg[1]. Der Schritt dieses mächtigen Fürsten bedeutete die Neubelebung des katholischen Glaubens im Herzogthum Jülich und in den pfalz-neuburgischen Landen.

Ein Apostel muß auch Jünger haben. Canisius war der erste Deutsche, welcher der Gesellschaft Jesu sich weihte, und einer der Gründer des Kölner Hauses, ihrer ersten Niederlassung auf deutschem Boden, gewesen; er leitete später 13 Jahre lang (1556—1569) als erster Provinzial die oberdeutsche Provinz seines Ordens. Als solcher hat er die Collegien von Prag (1555), Ingolstadt (1556), München (1559), Innsbruck (1560/61), Tyrnau (1561), Dillingen (1562/63) eingerichtet; zu Augsburg (1559) und Freiburg in der Schweiz (1580) war er sozusagen der erste Stein, über welchem die Collegien dieser Städte sich erhoben; auch bei der Stiftung der Collegien von Hall in Tirol und von Würzburg und des Landsberger Noviziates hat er mitgearbeitet. Die meisten dieser Anstalten wurden auf Jahrhunderte hinaus Heimstätten kirchlicher Wissenschaft und Brennpunkte katholischen Lebens.

Als Canisius am Feste des Apostels Thomas, 21. December 1597, zu Freiburg von dieser Welt Abschied nahm, konnte er den Trost mit sich nehmen, daß in Deutschland während der zweiten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts gar vieles zum Bessern sich gewendet habe. Hatte es um die Mitte des Jahrhunderts geschienen, als sollte der trübe Strom der neuen Lehre das ganze Reich überfluthen, so waren demselben jetzt Dämme entgegengestellt, welche er auch in spätern Zeiten nicht mehr hinwegschwemmen sollte; zahlreiche Gebiete waren der Kirche zurückerobert worden; über einem sehr großen Theile von Deutschland strahlte wieder in ungetrübtem Glanze die Sonne des katholischen Glaubens und weckte in Schulen und Klöstern, an Bischofssitzen und Fürstenhöfen einen neuen Geistesfrühling. Und das war zu einem nicht geringen Theile dem Manne von Nymwegen zu danken. „Petrus der Apostel und Paulus der Lehrer der Völker, sie haben uns dein Gesetz gelehrt, o Herr!“ So betet die Kirche in ihren Tagzeiten. Herzog Wilhelm V. von Bayern pflegte diese Worte auf Canisius und dessen Nachfolger im Provinzials-Amte, den Pater Paul Hoffäus, an-

[1] B. G. Struve, Pfältzische Kirchen-Historie (Frankfurt 1721) S. 540—543.

zuwenden, indem er sagte: „Petrus Canisius und Paulus Hoffäus, sie haben uns dein Gesetz gelehrt, o Herr!" Etwas später ließ sich der große Augsburger Bischof Heinrich von Knöringen über Canisius also vernehmen: „Was in Oesterreich, Böhmen, Schwaben, Tirol und der Schweiz noch heute an wahrem Glauben vorhanden ist, muß auf seine Rechnung geschrieben werden." [1] Nennen wir diese Ausdrücke zu stark! Geben wir zu, daß ein Cochläus und Pistorius mehr als Canisius geschrieben, ein Eck schärfer disputirt, ein Nas volksthümlicher, ein Georg Scherer in hübscherem Deutsch gepredigt, daß ein Otto Truchseß und Julius Echter mächtiger in das Räderwerk der Kirchenregierung eingegriffen haben; aber diese Vereinigung rastloser Predigtthätigkeit mit fruchtbarer Schriftstellerei und ausgedehntem Briefwechsel, tiefer Beschaulichkeit mit beständigem Reisen, kindlicher Demuth mit einem hochgefeierten Namen, diese Verbindung des vollkommenen Ordensmannes und Ordensobern mit dem Vertrauten der Fürsten und Unterhändler der Päpste, all das geeint und verklärt durch den Gedanken, in Deutschland das Licht des wahren Glaubens erstrahlen zu lassen: das ist doch sicherlich eine ganz außerordentliche Erscheinung; das läßt uns begreifen, warum vor so vielen andern herrlichen, wahrhaft apostolischen Männern jener Zeit gerade der selige Petrus Canisius den Namen eines Apostels von Deutschland erhalten hat. „Man muß zugestehen," erklärte vor kurzem der protestantische Geistliche Paul Drews [2] in einer Schrift über unsern Seligen, „daß er römischerseits den Namen eines Apostels Deutschlands verdient."

„Er hat wegen des Evangeliums bei allen Gemeinden Lob." Dieses Schriftwort (2 Kor. 8, 18) hat einst Cardinal Baronius auf Canisius angewendet [3]. Die Anwendung gilt auch jetzt noch. Nicht nur die Katechismen des Seligen, auch verschiedene andere von seinen Schriften sind im 19. Jahrhundert neu, manche zu wiederholten Malen, herausgegeben worden. Ueber ihn sind allein seit dem Jahre 1800 mehr als 70 eigene Schriften erschienen, von denen mehrere wiederholt aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt wurden. Auch haben zahlreiche Bisthümer vom Heiligen Stuhle die Erlaubniß erhalten, gleich der gesamten Gesellschaft Jesu Jahr für Jahr im kirchlichen Stundengebete und im Opfer der Altäre das Andenken des großen Mannes zu erneuern.

Wenn Canisius jetzt von den Sternen auf die Stätten seines einstigen Wirkens herabblickt, wenn er das katholische Leben gewahrt, das in seiner

---

[1] Rieß a. a. O. S. 533.

[2] Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit (Halle 1892) S. 103 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 10. Jahrgang, Nr. 1).

[3] Annales Ecclesiastici I, a. 9, n. 1.

Vaterstadt Nymwegen sich regt und um sein Grab zu Freiburg sich entfaltet, wenn er die Dome von Köln und Regensburg und Prag und so viele andere katholische Kirchen Deutschlands betrachtet, wenn er Deutschlands katholische Jugend beim Religionsunterrichte sieht und Deutschlands Geistlichkeit in ihrem wissenschaftlichen Streben, ihrem priesterlichen Wandel und treuen Festhalten an Rom beobachtet: dann muß er sich sagen, der Same, den er einst mit Schweiß und Thränen ausgestreut, habe nicht nur reiche, sondern auch dauernde Frucht getragen, und Gott habe die Verheißung glänzend erfüllt, welche er im Jahre 1552 am Feste der Stuhlfeier Petri seinem Diener gegeben: Du versprachst mir, „daß Du mir wie dem zuvor kinderlosen Abraham eine unübersehbare Nachkommenschaft geben würdest, die in Deinem Hause aufwüchse und beharrte bis zum Ende und allezeit durch mich Dich, den wahren, lebendigen Gott, lobte und Deine Herrlichkeit verbreitete" [1].

Von den Männern, welche einst den ersten deutschen Jesuiten bekämpften und beschimpften, sind sehr viele nur mehr in engen Gelehrtenkreisen bekannt; beim deutschen Volke ist ihr Name verschollen, ihr Grab vergessen. Des Canisius Grab war von Anfang an und blieb durch alle Geschlechter ein Ort der Andacht für Gläubige von nah und fern, eine Quelle von Trost und Hilfe für Betrübte und Bedrängte jeder Art.

Der Ruf der Heiligkeit, welchen Canisius schon bei Lebzeiten genossen, und die Berichte von den Gnaden, welche auf die Anrufung seiner Fürbitte hin vielen zu theil geworden, bewogen die Bischöfe von Augsburg, Freising und Lausanne in den Jahren 1625 und 1626 gerichtliche Untersuchungen über sein Leben und seine Schriften anzustellen. Am 7. October 1658 schrieben die versammelten Benediktiner-Aebte der Schweiz an Papst Alexander VII., sie bäten ihn um die Seligsprechung von Canisius; ihre Bitte sei veranlaßt durch „die heldenmüthigen Tugenden dieses ganz und gar apostolischen Mannes, durch seinen großartigen Seeleneifer und durch die zahlreichen Wunder, womit er Deutschland und ganz besonders die Schweiz erfüllt hat" [2]. Im gleichen Sinne wandten sich die Kaiser Ferdinand III. und Karl VI., die bayrischen Kurfürsten Maximilian I. und Ferdinand Maria, die Hochschulen von Wien, Prag, Köln, Ingolstadt an den Heiligen Stuhl. Am Ende des einen Jahres 1658 langten 13 derartige Schreiben deutscher Reichsfürsten in Rom an. Auch ein naher Verwandter unseres deutschen Kaiserhauses, ein Fürst von Hohenzollern, drückte im Sommer des Jahres 1729 in einem eigenhändigen Schreiben dem Papste Benedikt XIII. sein Verlangen aus, Canisius auf den Altar erhoben zu sehen [3].

---

[1] *Canisii* Epistulae I, 66. [2] *Canisii* Epistulae I, XXIII [1].

[3] Aus dem ungedruckten Briefregister des Ordensgenerals Michael Angelus Tamburini.

Die Seligsprechung blieb unserer Zeit vorbehalten; Papst Pius IX. vollzog sie am 20. November 1864. Die Vorsehung wollte uns in Petrus Canisius ein leuchtendes Vorbild des Glaubenseifers bieten; sie wollte uns auf einen treuen Freund und mächtigen Schutzherrn hinweisen, den Deutschland an Gottes Thron besitze. Der Apostelfürst mahnte einst die Gläubigen, sie sollten „ihrer Apostel" eingedenk sein (2 Petr. 3, 2). Wir Deutsche werden unseres Canisius mit warmem Danke ganz besonders im Jahre 1897 gedenken, welches die Gedächtnißfeier seines Todes uns bringt.

Um das Was und das Wie dieses Dankes braucht keiner verlegen zu sein. Die letzte General-Versammlung der Katholiken Deutschlands hat es uns mit deutlichen und kräftigen Worten gesagt. Sie mögen das Schlußwort und das Siegel dieser Canisius-Betrachtungen bilden: „Im Hinblick auf das unmittelbar bevorstehende Centenarium des Todes des sel. Petrus Canisius, des großen Apostels Deutschlands zur Zeit der bedauerlichen Glaubensspaltung, empfiehlt die 43. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands: 1. zahlreiche Betheiligung an den im nächsten Jahre vom 1. Juli 1897 bis 1. October 1898 stattfindenden Wallfahrten zum Grabe des sel. Petrus Canisius in Freiburg in der Schweiz und an den Kundgebungen, die zu Ehren des Seligen in deutschen Diöcesen veranstaltet werden sollen; 2. die Unterstützung des ‚Canisius-Vereins für das katholische Deutschland', sowie den Eintritt in den vom Heiligen Vater gutgeheißenen und gesegneten ‚Canisius-Gebets-Verein' in Befolgung der päpstlichen Encykliken Praeclara und Satis cognitum; 3. die Sammlung der Erinnerungen an den Seligen an jenen Orten, wo er gewirkt, und deren Veröffentlichung in den ‚Canisiusstimmen'; 4. für die Heiligsprechung des Seligen, insbesondere während der Dauer der Festzeit, zu beten, weil sich die Generalversammlung von derselben großen Segen in den Kämpfen um die Schule verspricht."

Otto Braunsberger S. J

Lohnvertrag und gerechter Lohn.

Niemand hat offener und rückhaltloser die Nothlage der Arbeiterklasse anerkannt als Papst Leo XIII. „Es liegt nun einmal zu Tage," sagt der Heilige Vater in der Encyklika Rerum novarum[1], „und es wird von allen Seiten anerkannt, daß geholfen werden muß, und zwar, daß baldige ernste Hilfe noth thut, weil infolge der Mißstände Unzählige ein wahrhaft gedrücktes und unwürdiges Dasein führen." Ja der Papst geht sogar so weit, den Satz auszusprechen: „Production und Handel sind fast zum Monopol von wenigen geworden, und so konnten wenige übermäßig Reiche dem arbeitenden Stande nahezu ein sklavisches Joch auflegen." Damit ist behauptet, daß eine der wichtigsten Errungenschaften christlicher Cultur durch die neuere Entwicklung gefährdet wurde, daß wir mehr oder minder wiederum bei Zuständen angelangt sind, welche mit den Verhältnissen des antiken Heidenthums in Parallele gestellt zu werden verdienen. Und darin liegt durchaus keine Uebertreibung. Wir brauchen nur die Verhältnisse des Alterthums mit den heutigen in Vergleich zu ziehen, um sofort die Aehnlichkeit beider Epochen zu erkennen.

Die Stellung der antiken Welt gegenüber der Arbeit wird namentlich durch drei Thatsachen charakterisirt.

An erster Stelle nennen wir: die Geringschätzung der körperlichen Arbeit im Verhältniß zur geistigen Arbeit. Aristoteles hielt die Handarbeit für unvereinbar mit der Tugend. Cicero nannte dieselbe ein schmutziges Gewerbe. Das waren nicht vereinzelte Stimmen, sondern die Herolde einer alle Kreise beherrschenden öffentlichen Meinung. Auch das römische Recht theilte denselben Standpunkt, indem es einerseits die geistigen Dienstleistungen nach den über das mandatum aufgestellten Grundsätzen behandelte, die körperlichen Dienste, die operae illiberales, aber der locatio, conductio zuwies. Zum Wesen des Mandates gehörte es, daß die übernommene juristische oder sonstige Dienstleistung unentgeltlich geschehe. Ein eigentlicher Lohn (merces) konnte nur für körperliche Dienste ausbedungen wurden, und der Contract galt dann als Miethvertrag. Man glaube nicht, daß hierbei die richtige Scheidung zwischen Geist und

---

[1] Officielle Herder'sche Ausgabe (Freiburg 1891) S. 8 (9).

Körper beabsichtigt wurde. Nein, die Scheidung, welche das römische Recht vollzog, hat die körperliche Arbeit, ja den Arbeiter selbst mit Leib und Seele zur Stufe der sachlichen, rein materiellen Güter herabgewürdigt [1].

Damit kommen wir zum zweiten Merkmal der Stellung des antiken Heidenthums gegenüber der körperlichen Arbeit. Im Verhältniß zur geistigen Arbeit wurde die körperliche Thätigkeit nicht nur gering geschätzt: die Verachtung der körperlichen Arbeit ging so weit, daß man ihren menschlichen Charakter völlig verkannte, Arbeit und Arbeitskraft ganz nach Art einer Ware behandelte. Das heidnische Alterthum bediente sich im weitesten Umfange der Sklavenarbeit. Zwischen dem Herrn und seinem Sklaven bestand juridisch das Verhältniß des Eigenthümers zum Eigenthumsobjecte. Man konnte die Sklaven in der eigenen Wirtschaft verwenden, durfte sie jedoch nicht minder zu Dienstleistungen an andere vermiethen. Aber auch wenn ein Freier seine Arbeitskraft in den Dienst eines andern stellte, galt eben diese seine Arbeitskraft als das vermiethete Object, als die nutzbare Sache, für deren Gebrauch man den Lohn wie einen Miethpreis bezahlte. Sachmiethe und Dienstmiethe waren völlig coordinirte Arten der locatio, conductio.

Hierzu trat dann noch als drittes Charakteristicum das individualistische Princip einer nahezu vollkommenen Vertragsfreiheit. Die ohnehin dürftigen, für den Schutz des Arbeiters absolut unzulänglichen Bestimmungen des römischen Rechtes waren durchgängig

---

[1] Vgl. l. 1, § 4, D. Mandati 17, 1. „Mandatum, nisi gratuitum, nullum est, nam originem ex officio atque amicitia trahit; *contrarium* ergo *est officio merces*, interveniente enim pecunia res ad locationem et conductionem potius respicit.“ Allmählich ließ man dann doch auch bei dem Mandat eine Gratification zu, die aber zunächst mit einer extraordinaria condictio, nicht mit der Mandatsklage, geltend gemacht werden mußte. Die spätere Rechtsentwicklung trug immer weniger Bedenken, die Verabredung eines „Honorars“ zu gestatten, und erachtete dasselbe für klagbar. Den Unterschied zwischen Mandat und Dienstmiethe verlegte man nun darein, daß es sich beim Mandate um Thätigkeiten handle, die nicht miethweise geleistet zu werden pflegen, und die eine größere Intelligenz, größeres Vertrauen, größere Selbständigkeit erfordern. (Vgl. l. 1, pr. D. si mensor 11, 6.)

Es muß als ein Fortschritt begrüßt werden, wie Herr Landgerichtsrath Gröber in einer am 12. October 1896 zu Schwäbisch-Gmünd gehaltenen Rede hervorhob, daß das neue bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich in seinen allgemeinen Bestimmungen über den Dienstvertrag keinen Unterschied mehr macht zwischen den verschiedenen Arten persönlicher Dienstleistung, mögen sie geistiger oder körperlicher Art sein, und somit den Adel jeder Art von persönlicher Arbeit anerkennt.

dispositiver Art, d. h. sie konnten durch abweichende Vereinbarungen der Contrahenten ersetzt werden. Unter solchen Voraussetzungen war die Lage auch der freien Arbeiter im Alterthum durchaus nicht beneidenswerth.

Mit dem Christenthum begann eine neue, bessere Zeit für die Arbeit, die nunmehr als Pflicht, als Recht, als Ehre des Menschen allenthalben gebührende Anerkennung fand. Wenn ein Kaiser Rudolf von Habsburg bei einem einfachen Gerbermeister einkehrt und von demselben in goldenen und silbernen Geschirren bewirtet wird, so zeigt das, wie sehr das Handwerk in Ehren stand, und welchen Wohlstand die körperliche Arbeit im christlich-germanischen Mittelalter zu erringen befähigt war. Auch galt es für keine Schande, in den Dienst eines andern zu treten. Der Diener nahm theil an der Ehre seines Herrn. Das deutsch-rechtliche Dienstverhältniß war keine Miethe der Arbeitskraft, die Arbeit keine Ware. Das freie Gesinde, Gesellen und Lehrlinge kamen in persönliche Beziehung zu ihrem Herrn, bildeten einen Bestandtheil seiner Hausgemeinschaft, der „häuslichen Gesellschaft". Die Lehrlings- und Gesellenzeit war nur die Brücke zur Erlangung der Würde eines ehrbaren Meisters. Von dem Gedeihen und der richtigen Entwicklung der Lehrlinge und Gesellen hing auch die Zukunft der Innung ab. Die Zunftordnungen beschäftigten sich darum ausführlich bis ins Detail hinein mit der Sorge für das leibliche und geistige Wohl, die Erziehung, Ausbildung, Löhnung der in fremdem Dienste stehenden Arbeiter.

Eine vollkommene Umwandlung dieser segensreichen Verhältnisse trat allmählich ein, nachdem die Grundlehre des Liberalismus, das Princip der Autonomie des Individuums, begonnen hatte, auf religiösem, politischem, socialem und ökonomischem Gebiete die christlich-germanischen Ideen und Grundsätze außer Uebung zu setzen. Ganz gewiß entfaltete der Egoismus um ein bedeutendes eher sein Banner auf dem Felde des praktischen Lebens und Strebens der Menschen, bevor die Wissenschaft den Versuch machte, ihm grundsätzlich die leitende Stellung zuzusprechen. Die privilegirten Stände hatten ihre Machtstellung vielfach zum Schaden des Volkes mißbraucht. Gar manche Zünfte waren entartet und einem engherzigen Kastengeiste verfallen. Meister und Gesellen standen einander großentheils feindlich gegenüber. Dazu kamen die alle Geister revolutionirenden Lehren, wie sie das vorige Jahrhundert durch den Mund eines Voltaire, Diderot, Rousseau u. s. w. vortrug. Das neue „philosophische Naturrecht" der Aufklärer war jeder Unterordnung des Menschen unter den Menschen

abhold. Es behauptete, ein jeder besitze von Natur aus ein unveräußerliches und unverjährbares Recht, ganz nach Belieben über seine Arbeitskraft zu verfügen. Dazu kam, daß auch die junge nationalökonomische Wissenschaft im Interesse des materiellen Fortschrittes die „Freiheit der Arbeit" forderte. Schließlich vertrug sich die alte Idee einer Herren und Arbeiter umfassenden „häuslichen Gesellschaft" nicht mehr mit den factischen Verhältnissen der zahlreichen, in den Manufacturen und Fabriken beschäftigten Arbeiter.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, um eine vollständige Umgestaltung der Stellung der Arbeit zum Besitze herbeizuführen. Die bisherigen Abhängigkeitsverhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung, der Lehrlinge und Gesellen, des Hausgesindes wurden beseitigt. Freiheit und Gleichheit sollten zur vollen Geltung gelangen. Durch „freien Vertrag" wurde das Recht auf fremde Dienstleistung erworben und gewährt. Nur ein bloßes Vertragsverhältniß verbindet den „Arbeitgeber" mit dem „Arbeitnehmer". Der Inhalt des Vertrags aber hängt von der „freien Vereinbarung" der Contrahenten ab. Ist nicht eine feste und begrenzte Zeit für die Dauer des Verhältnisses bestimmt, so kann jeder der Betheiligten unter Beobachtung der ortsüblichen Kündigungsfrist von dem Vertrage zurücktreten. So bestimmte es die Gesetzgebung der französischen Revolution, die im Code civil ihre Sanctionirung fand.

Und was war die Folge dieser radicalen Umgestaltung des Dienstverhältnisses? Darauf antwortet Loening ganz richtig mit den Worten[1]: „Der rechtlichen Freiheit, den Arbeitsvertrag abzuschließen und die Bedingungen desselben zu vereinbaren, entspricht nicht die thatsächliche Freiheit der Fabrikarbeiter. In der rechtlichen Form der Freiheit entwickelte sich ein System der Unfreiheit, in welchem der Arbeiter härtere Arbeitsbedingungen eingehen mußte, als ihm jemals in der Zeit der frühern Zunft- und Gewerbeordnungen auferlegt wurden, und in welchem er in einen Zustand von persönlicher Abhängigkeit von den Arbeitgebern gerieth, die vielfach thatsächlich größer war als die Abhängigkeit in den ältern Gewaltsverhältnissen. Der Grundsatz der rechtlichen Freiheit, der in der Gesetzgebung zur Durchführung gelangt war, hatte thatsächlich die Unfreiheit eines großen Theils der Nation zur Folge gehabt." Also keine Reform, sondern eine Revolution des Arbeitsverhältnisses hatte

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaften I, 748.

der Liberalismus vollzogen. Von dem einen Extrem war man in das entgegengesetzte gefallen, von den Ausartungen der beginnenden Neuzeit zurück in die Zustände des heidnischen Alterthums. Die alten Organisationen, welche zur Blüthezeit der Zunft dem Arbeiter wirklich einen mächtigen Schutz geboten hatten, waren beseitigt. Neue Verbände traten nicht an deren Stelle. So stand nun der isolirte Arbeiter macht- und schutzlos dem Unternehmer gegenüber, dem für seine Person immer wenigstens eine Coalition zur Verfügung steht: die Coalition zwischen der Macht des eigenen Besitzes einerseits und der Noth des Arbeiters andererseits. Allein das genügte dem Liberalismus nicht einmal. Während es den kapitalistischen Unternehmern möglich war, bei einer Tasse Thee untereinander Vereinbarungen zum Schaden der Arbeitermassen zu treffen, stellte man der ohnehin in sich viel schwierigern Coalition der Arbeiter noch besondere gesetzliche Hindernisse und Verbote in den Weg. Das war also die gepriesene Freiheit der liberalen Aera, welche die Arbeit thatsächlich wiederum auf das Niveau einer Ware herabdrückte, deren Werth lediglich unter dem Gesichtspunkte der Herstellungskosten, des Angebotes und der Nachfrage bemessen wurde, und mit der man in Kraft des „freien Arbeitsvertrages“ so ziemlich alles machen konnte, was man wollte.

Kein Wunder, daß diese unhaltbaren Zustände immer lebhafter bekämpft wurden. Zunächst waren es die Socialisten, welche sehr scharf mit dem überlieferten Lohnvertrage ins Gericht gingen. Zwar will der heutige, sogen. „wissenschaftliche“ Socialismus die Ungerechtigkeit des Dienst- und Lohnverhältnisses nicht gerade zum principiellen Ausgangspunkte seiner Lehren machen. Als evolutionistische Theorie erwartet er vielmehr gemäß der materialistischen Geschichtsauffassung alles Heil von der naturnothwendig in der Richtung zum Collectivismus hin voranschreitenden historischen Entwicklung. Allein die Lehre vom „Mehrwerthe“, wie Karl Marx dieselbe im „Kapital“ darlegt, soll doch unverkennbar auch dazu dienen, die Ungerechtigkeit des Lohnverhältnisses als solchen zu erweisen. Jedenfalls hält der Socialismus das Lohnverhältniß für die letzte geschichtliche Form einer des Menschen unwürdigen Abhängigkeit. Auf die Sklaverei folgte die Hörigkeit und Leibeigenschaft, auf diese der Lohnvertrag, während der Zukunftsstaat die Menschheit auch von dieser Fessel befreien soll. Es handelt sich für uns an dieser Stelle nicht um eine Widerlegung oder Richtigstellung solcher socialistischen Lehren und Behauptungen. Nur auf die extreme Ueberschätzung der körperlichen Arbeit möchten wir

kurz aufmerksam machen, wie sie den socialistischen Systemen eigenthümlich ist. Die geistige Arbeit tritt in diesen Systemen vollkommen in den Hintergrund, die körperliche Arbeit ist dem Socialismus alles, und da das Proletariat Träger dieser körperlichen Arbeit ist, so will es auch in der Gesellschaft alles sein und alles beherrschen.

Indes nicht bloß die Socialisten, auch einzelne Vorkämpfer der socialen Reform haben unseres Erachtens die richtige Grenze bei der Kritik wenigstens insofern überschritten, als sie die naturrechtliche Zulässigkeit des Lohnvertrages überhaupt mehr oder weniger in Frage stellten und meinten, das Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit könne, vom naturrechtlichen Standpunkte aus betrachtet, nur das einer gesellschaftlichen Verbindung sein. Diese Behauptung geht zu weit[1]. Der Lohnvertrag dürfte denn doch, in sich betrachtet, unbedenklich als eine naturrechtlich zulässige Vertragsform gelten müssen. Wir sagen: der Lohnvertrag in sich betrachtet. Denn wer wollte verkennen, daß die gewaltige Ausdehnung, welche das Lohnverhältniß heutzutage gewonnen hat, mit den Anforderungen einer gesunden Volkswirtschaft kaum vereinbar ist? Ganz gewiß ist die fortschreitende Proletarisirung der Bevölkerung der erste und schlimmste Uebelstand, welchen die praktische Socialreform beseitigen muß, indem sie, ohne den Schutz der bereits proletarisirten Arbeitermassen aus dem Auge zu verlieren, alles aufbietet, um den noch vorhandenen Mittelstand zu erhalten, zu festigen und zu erweitern. Auch bestreiten wir keineswegs, daß gerade das Dienst- und Lohnverhältniß leicht zu zahlreichen Mißbräuchen, zur Unterdrückung und Ausbeutung des schwächern Theiles in mehrfacher Hinsicht Anlaß und Gelegenheit bieten kann. Allein daraus folgt nur die Pflicht für die berufenen Factoren, die zum Schutze der Arbeiter nothwendigen Präventivmaßregeln gegenüber jenen Mißbräuchen zu treffen. Insbesondere wird es, da eine absolut freie Festsetzung der Arbeitsbedingungen seitens der Contrahenten unvereinbar ist mit den natürlichen Pflichten der Betheiligten ebensowohl wie mit dem Gemeinwohle der ganzen staatlichen Gesellschaft, die Aufgabe der Staatsgewalt sein, dafür Sorge zu tragen, daß durch eine geeignete Arbeiterschutzgesetzgebung die geistige, sittliche, materielle Knechtung und eine der Gerechtigkeit Hohn sprechende Ausnützung der Arbeiter, die Auflösung der Arbeiterfamilie und die Vernachlässigung der Jugenderziehung verhindert werde. Sie wird

[1] Vgl. hierzu P. A. Lehmkuhl S. J., Arbeitsvertrag und Strike. 3. Aufl. 1895.

es nicht zulassen dürfen, daß der proletarische Arbeiter, durch die Noth und Schwierigkeit seiner Lage gezwungen, im Arbeitsvertrage Bedingungen eingehe, welche seiner menschlichen und christlichen Würde, seinen Pflichten gegen Gott, gegen seine Familie, gegen sich selbst widersprechen.

Doch beweist, wie gesagt, die Möglichkeit des Mißbrauches keineswegs die innere Unzulässigkeit des reinen Lohnvertrages in sich betrachtet. Warum soll man denn nicht einen in fremdem Eigenthum stehenden Rohstoff verarbeiten und veredeln können ganz für fremde Rechnung, so daß man sich nur den dem andern, dem Arbeitgeber, erwiesenen Dienst bezahlen läßt? Warum sollte der Arbeiter nicht den ganzen Nutzen seiner Arbeit an den Unternehmer cediren und dafür in Form des Lohnes einen gerechten Preis fordern und erhalten dürfen? Wer das bestreiten will, der muß voraussetzen, dem Arbeiter gebühre schon kraft natürlichen Rechtes[1] ein Antheil am Producte, bezw. an dem Ueberschuß des Werthes des Productes über die Productionskosten. Das würde der Fall sein, wenn zwischen Unternehmer und Arbeiter ein Gesellschaftsverhältniß im vollen Sinne des Wortes bestände. Allein es wäre eine offenbare petitio principii, wollte ich das, was speciell für eine Gesellschaft unzweifelhaft Geltung hat, von vornherein zum allgemeinen Gesetz des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit in dem Sinne machen, als ob jedes andere contractliche Verhältniß naturrechtlich unzulässig sei. Die Nationalökonomie allerdings redet von einer Vertheilung des Productionsertrages unter die an der Production betheiligten Personen. Aber die nationalökonomische Auffassung stellt nicht den juridischen Sachverhalt dar. Sie denkt dabei an keinen Rechtsanspruch des Arbeiters auf einen Productenantheil, sondern drückt lediglich die wirtschaftlich nothwendige Thatsache aus, daß in dem Productionsertrage sich auch dasjenige wiederfinden muß, was der Arbeiter als Entgelt seiner Leistung erhält.

Das auf dem Lohnvertrage beruhende Dienstverhältniß bietet überdies dem besitzlosen Arbeiter gewisse Vortheile, welche sich in dem Gesellschaftsverhältnisse nicht vorfinden. Zunächst erhält der Arbeiter seinen Lohn nicht etwa am Ende einer Geschäftsperiode, sondern in regelmäßigen Lohnzahlungsperioden, welche den Bedürfnissen des Arbeiters an-

[1] Selbstverständlich bekämpfen wir hier keineswegs die durch besondern Nebenvertrag stipulirte Betheiligung des Lohnarbeiters am Unternehmergewinn. Vgl. zur ganzen Frage das vorzügliche Werk von P. Ch. Antoine S. J.: Cours d'Économie sociale (Paris, Guillaumin et Cie., 1896) p. 554 ss.

gepaßt sind, — mag bis dahin das Product abgesetzt sein oder nicht. Bei dem Gesellschaftsverhältnisse im vollen juridischen Sinne ferner haben allerdings die Gesellschafter ihren entsprechenden Antheil am Reinertrage. Jedoch tragen sie auch gemeinschaftlich das Geschäftsrisico. Sie können einen Antheil am Gewinn nur fordern, wenn ein Gewinn wirklich realisirt ist. Nicht so der Lohnarbeiter. Er hat kein Eigenthum am Producte, keinen Rechtsanspruch auf eine Quote des Productes oder seines Werthes. Er ist nicht Theilhaber des Geschäftes und Geschäftsgewinnes. Allein ebensowenig ist er Theilhaber des Geschäftsrisicos. Hat man ihn gedungen, um irgend ein Fabrikat herzustellen, und findet später dieses Fabrikat keinen Käufer, so bewahrt der Arbeiter, trotz des Verlustes, welchen der Unternehmer erleidet, vollkommen seine vertragsmäßigen Ansprüche. Er hat seinerseits die contractlich festgestellte Arbeitsleistung vollzogen, und dafür gebührt ihm ein entsprechender Lohn. Dieser Lohn ist sein sicherer „Arbeitsertrag“ [1].

Mit der Behauptung, der reine Lohnvertrag sei eine naturrechtlich zulässige Vertragsform, stehen wir übrigens durchaus auf dem Standpunkte der frühern christlichen Jahrhunderte, nicht minder auf dem Standpunkte, welchen Leo XIII. in der Encyklika Rerum novarum einnimmt. Nirgends verwirft der Papst den Lohnvertrag als solchen, vielmehr setzt er dessen Giltigkeit stillschweigend voraus, indem sein ganzes Bestreben sich darauf richtet, das Lohnverhältniß von Härten und Ungerechtigkeiten zu reinigen. In dieser selbigen Richtung muß sich unseres Erachtens zunächst mit möglichstem Nachdruck die sociale Reform bethätigen. Sie wird mit aller Entschiedenheit den Lohnvertrag, so wie der Liberalismus ihn verstand, bekämpfen und danach trachten, das Lohnverhältniß wiederum auf den einzig richtigen und gesunden, für das Wohl der Arbeiter wie für das Gemeinwohl der Völker entscheidenden christlich-ethischen Principien aufzubauen. Wenn und wo dann das Hinzutreten des Gesellschaftsverhältnisses zum Lohnvertrage und eines Gewinnantheiles zum Lohne, oder wenn gar in größerem Umfange eine Vertretung des Lohnverhältnisses durch die Productivassociation der Arbeiter praktisch möglich und für die Verbesserung der Lage unserer Arbeiter wirklich zuträglich wird, so stehen wir da ohne Zaudern auch für eine derartige Gestaltung der Dinge ein, getreu dem Grundsatze, den der Heilige Vater, Papst Leo XIII.,

[1] Vgl. *Arthur Verhaegen*, Le minimum de salaire (Gand 1892) p. 24.

ausgesprochen mit den Worten: *favendum* rebus omnibus esse, quae conditioni opificum quoque modo videantur *profuturae*[1]. Aber das Verlangen nach Erreichung etwaiger idealer Ziele darf uns heute nicht abhalten, mit aller Kraft in erster Linie für die Besserung und richtige Gestaltung der thatsächlich gegebenen Zustände und Verhältnisse einzutreten.

„Ein Grundfehler in der Behandlung der socialen Frage ist" — Leo XIII. zufolge[2] — „der, daß man das gegenseitige Verhältniß zwischen der besitzenden und der unvermögenden, arbeitenden Klasse so darstellt, als ob zwischen ihnen von Natur ein unversöhnlicher Gegensatz Platz griffe, der sie zum Kampfe aufrufe. Ganz das Gegentheil ist wahr. Die Natur hat vielmehr alles zur Eintracht, zu gegenseitiger Harmonie hingeordnet; und sowie im menschlichen Leibe bei aller Verschiedenheit der Glieder im wechselseitigen Verhältniß Einklang und Gleichmaß vorhanden ist, so hat auch die Natur gewollt, daß im Körper der Gesellschaft jene beiden Klassen in einträchtiger Beziehung zu einander stehen und ein gewisses Gleichgewicht hervorrufen. Die eine hat die andere durchaus nothwendig. Das Kapital ist auf die Arbeit angewiesen, und die Arbeit auf das Kapital. Eintracht ist überall die unerläßliche Vorbedingung von Schönheit und Ordnung; ein fortgesetzter Kampf dagegen erzeugt Verwilderung und Verwirrung."

Das Arbeitsverhältniß muß also wieder so gestaltet werden, daß es, seiner natürlichen Bestimmung gemäß, ein sociales Band zwischen den betheiligten Gruppen der Bevölkerung werden könne und fürderhin nicht mehr, wie in der liberalen kapitalistischen Epoche, eine Ursache und ein Mittel der Zerklüftung und Feindschaft der verschiedenen gesellschaftlichen Kreise sei. Ein sociales Band aber kann und wird das Dienstverhältniß nur dann sein, wenn erstens die Arbeit als eine persönliche That, die Arbeitskraft als ein persönliches Gut anerkannt und behandelt wird, und wenn zweitens der Zweck des Dienstverhältnisses nicht lediglich in der Bereicherung des Unternehmers, sondern in dem Wohle aller Betheiligten erblickt und die Erreichung dieses Zweckes sichergestellt wird.

Wir werden in der Folge sehen, welche Bedeutung die Durchführung dieser Grundsätze hat für die richtige Würdigung und die innere Ausgestaltung des Dienst- und Lohnverhältnisses.

[1] Encycl. „Rerum novarum" p. 51. [2] Ibid. p. 26 (27) sqq.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Die Literatur Alt-Japans.

Wie der Einfluß der chinesischen Civilisation sich südwärts über Annam und Cochinchina auf die malayische Halbinsel erstreckt, so noch weit stärker nordwärts nach Korea und Japan.

Die Koreaner haben zwar ihre eigene Sprache und Schrift; doch ist die erstere mit einer Menge chinesischer Wörter versetzt. Die diplomatische Verkehrssprache wie die Umgangssprache der höhern Gesellschaftskreise ist das Chinesische, und so ist denn auch alle höhere und wissenschaftliche Literatur in chinesischer Sprache abgefaßt. Von China ist neben der Lehre des Confucius auch der Buddhismus in seiner nördlichen, vorwiegend götzendienerischen und abergläubischen Gestalt herübergekommen und hat sich dann weiter nach Japan verbreitet.

Nach japanischen Nachrichten brachte ein buddhistischer Çramana Namens Schunt-tao 372 n. Chr. buddhistische Bücher und Bilder nach Kokorye, wo für die „Lehre" eine höhere Schule errichtet wurde; 375 wurden chinesische Bücher eingeführt, und 405 kam Wani, ein koreanischer Lehrer des Chinesischen, nach Japan hinüber, um den Kronprinzen in den klassischen Büchern zu unterrichten [1].

Der berühmte chinesische Reisende I-tsing (635—713) führt 56 buddhistische Pilger aus China und den angrenzenden Ländern an, welche im Laufe des 7. Jahrhunderts Indien besuchten, die einen auf dem Landwege durch Centralasien nach Khoten und Nordindien oder durch Tibet und Nepal nach Kaschmir, die andern auf dem Seewege über Java, Sumatra und die Nikobaren nach Ceylon und Arakan oder an der Küste entlang nach Birma und Tamralipti. Unter denselben werden sieben Koreaner erwähnt, welche meist die Landroute vorzogen. Die drei ersten, Aryavarman, Hwui Nieh und Hiuen-hao, zogen von Sin-ra im Jahre 638 aus; sie starben alle drei in Indien. Hwui-lun, der sechste dieser Pilger, fuhr (um 650) zur See bis Fu-tscheu, schlug dann aber den Landweg über Tibet ein und kam nach mehr als zweijährigem Aufenthalt in Indien zur See nach China und Korea zurück. Der siebente, Hiuen-tai (ebenfalls 650), wanderte über Tibet, zu Lande, hin und zurück.

Nach koreanischer Ueberlieferung ist Sin-ra die Stätte, wo unter Sin-mun-wang, dem 31. König des Landes (681—692 n. Chr.), das koreanische Alphabet erfunden wurde [2]. Als Erfinder wird Syei-tschong-i genannt, den die Koreaner als einen ihrer größten Gelehrten verehren. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß die Gestaltung desselben durch die indischen Pilger angeregt wurde. Das Alphabet (14 Consonanten und 11 Vocale) weist denn auch deutlich seine Ableitung von einem indischen (sanskritischen) Vorbilde auf. Die Buchstaben wurden

[1] *Terrien de la Couperie*, On the Corean, Aïno and Fusang Writings (Leyden, Brill, 1892). (Reprint from the T'oung Pao. Vol. III. Nr. 5.)

[2] *Grammaire Coréenne* par les Missionaires de Corée (Yokohama 1881), p. VI.

indes wie das Chinesische in quadratische Gruppen zusammengesetzt und in senkrecht laufenden Colonnen von rechts nach links geschrieben, und die Selbständigkeit der Schrift vermochte nicht, den übermächtigen Einfluß chinesischer Sprache und Literatur zurückzudrängen [1]. Beide sind übrigens bis jetzt nur sehr unzureichend erforscht, da Korea, wie kein anderes Land, sich bis in dieses Jahrhundert hinein gegen die Europäer absperrte.

Genauer erforscht ist bereits die japanische Sprache, die in Wort- und Satzbau vielfach mit den ural-altaischen Sprachen zusammenstimmt; doch hat sich eine eigentliche Verwandtschaft mit denselben noch nicht nachweisen lassen. Sie ist agglutinirend; d. h. die grammatischen Beziehungen und Veränderungen werden durch angehängte Partikeln, meist Suffixe, ausgedrückt. Die 14 Consonanten und 5 Vocale verbinden sich, mit einigen Lautveränderungen, zu 72 offenen Silben, aus denen sich der ganze Wortschatz der alten Sprache zusammensetzt. Derselbe hat sich jedoch nicht in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten, sondern immer mehr mit chinesischen Wörtern und Wortverbindungen vermischt, und zugleich den Satzbau künstlicher ausgebildet, so daß die heutige Sprache sich wesentlich von der alten unterscheidet. Wie im Chinesischen hat sich auch die feinere Umgangssprache durch eine Menge conventioneller Förmlichkeiten von der gewöhnlichen Volkssprache und von der höhern Schriftsprache getrennt. Außer der chinesischen Schrift sind noch zwei von derselben abgeleitete Silbenschriften im Gebrauch, das Hirakana und das Katakana, die beide in derselben Richtung wie das Chinesische (in senkrechten Colonnen von rechts nach links) geschrieben werden. Die Zeichen, ursprünglich chinesische Wortzeichen, stellen je eine Silbe dar (einen Vocal oder einen Consonanten mit angefügtem Vocal). Die Anwendung verschiedener Zeichen für einen und denselben Laut, wie die oft willkürliche Verbindung der Zeichen führt leicht Verwirrung herbei. Die Sprache selbst ist wegen der vielen offenen Vocale sehr wohllautend [2]. Der Versuch, die Japaner für eine Transscription in lateinischen Lettern zu gewinnen, ist bis jetzt mißglückt, wie bei andern orientalischen Völkern.

Das älteste Schriftdenkmal Japans ist das Kojiki („Annalen des Alterthums") [3]. Es stammt aus dem Jahre 712 n. Chr. und ist mitunter als die

---

[1] *A. de Rosny*, Aperçu de la langue Coréenne, Journ. Asiat. (1864). — *Dallet*, Histoire de l'Église de Corée (Paris 1874), I. p. LXVII s.

[2] „Die japanesische Sprache ist nach dem Urtheil aller, die sich mit ihr beschäftigt haben, vocalreich und klingend, in ihrem Wortschatz, in ihrer Grammatik und Syntax jedoch zu arm, unentwickelt und schwerfällig, um den Anforderungen einer höhern Geistescultur zu genügen. Sie ist wie ein plumpes, ungefüges Werkzeug, mit dem selbst der geschickteste Arbeiter nur theilweise und mühsam seinen Zweck erreicht." J. J. Rein, Japan, nach Reisen und Studien (Leipzig, Engelmann, 1881), I, 470.

[3] *F. Victor Dickins* (Taketori no Okina no Monogatari. London, Trübner, 1888, p. 37. Anm.) sagt darüber: „This extraordinary farrago of feeble and often filthy myths and legends has had the good fortune to meet with such an able translator as Mr. B. H. Chamberlain. Trivial, even childish, as the collection is, it is interesting as furnishing striking instances of what myths

„Bibel" der Japaner bezeichnet worden. Der Name trifft indessen nur schlecht zu; denn es umfaßt nur die einheimische Mythologie und älteste Sagengeschichte des Landes, ohne jedweden Anspruch, eine Offenbarung oder einen verpflichtenden Sittencodex zu enthalten. Die Mythologie ist so wunderlich-phantastisch, wie jene der ural-altaischen Stämme oder der Polynesier. Aus dem Chaos gehen durch Trennung der Elemente Himmel und Erde hervor, aus ihrer Mitte ein göttliches Wesen, Kami, das hundert Millionen Jahre lebt; ihm folgte ein zweites und drittes Kami von ebenso langer Dauer. Dann kommen vier Götterpaare, die je zweihundert Millionen Jahre walten; das letzte derselben zeugt Japan mit seinen Inseln, Bergen und Flüssen, einen Urbaum und eine Urpflanze und endlich Ten-zio-dai-sin, einen Sonnengott, der nun an die Stelle aller vorausgegangenen Götter tritt. Von ihm stammen die fünf irdischen Göttergeschlechter. Seine jüngern Brüder sind die Götter des Mondes, des Meeres und des Sturmes. Der Sturmgott stiftet allerlei Unruhe und Hader, steigt nach Japan hernieder und befreit eine Jungfrau von einem Drachen. Von ihrem Sohn stammen die Halbgötter und Heroen ab, welche mit den Menschen in Verkehr treten, die irdischen Kamis. Einer von diesen wird Begründer des ersten japanischen Kaiserhauses, dessen Sagengeschichte 660 v. Chr. beginnt und im Kojiki schließlich in die wirkliche Geschichte übergeleitet und bis 628 n. Chr. weitergeführt wird. Zu einer epischen Ausgestaltung ist weder die theilweise krasse und schmutzige Göttersage, noch die Heldensage gelangt.

An das Kojiki reiht sich als zweitältestes Werk das Nihongi, „Die Chronik von Japan", eine schon etwas höher stehende Leistung, aber chinesisch geschrieben. Das Chinesische vertritt hier einigermaßen die Stelle unseres mittelalterlichen Lateins. Das Werk stammt aus dem Jahre 720. Den merkwürdigsten Gegensatz zu demselben bietet das Man-Yôshû, „Die zehntausend Blätter", d. h. eine Blüthenlese der ältesten japanischen Poesie, ohne Beimischung chinesischer Elemente, für die Kenntniß Alt-Japans und seiner Sprache deshalb von höchstem Werth, von den japanischen Kritikern auch in poetischer Hinsicht als klassische Anthologie überaus hochgeschätzt und im Laufe der Zeit mit vielen Commentaren versehen. Sie rührt ebenfalls aus dem Jahre 720 her, die verschiedenen Stücke aber gehören einer bedeutend ältern Zeit an und lebten wohl lange in mündlicher Ueberlieferung fort, ehe die chinesische Schrift Eingang fand und die Aufzeichnung derselben ermöglichte. Wann das geschah, ist unsicher. Das Nihongi setzt die Einführung der chinesischen Schrift in das Jahr 284 n. Chr. Ein Koreaner, Ajkiki, soll den damaligen Kronprinzen darin unterrichtet haben. Die Chronik enthält indes viel Fabelhaftes, und wahrscheinlich ist die ideographische Schrift der Chinesen erst später nach Japan gedrungen.

---

in their crude beginnings really were. In addition, the traits of a fairly ample picture of the social life of the unsinicised Japanese may be gathered from it, and the songs, it contains, though devoid of literary value, have considerable philological interest. Mr. Chamberlain has enriched his version with notes and commentaries that constitute an invaluable aid to the study of the origin of Dai Nippon."

Das Man-Yôshû erinnert in manchen Stücken an das Schiking. Wie dieses stellt es gewissermaßen die Blüthe und Auslese der ältesten Poesie dar; doch besitzt es weder das dogmatisch-ethische Ansehen, noch den theilweise volksthümlichen Charakter des chinesischen Liederbuchs. Es ist kein heiliges Buch und kein eigentliches Volksbuch; es ist weltlich, höfisch [1].

Auch Form und Gehalt zeigen, bei einigen Punkten der Aehnlichkeit, doch große Unterschiede. Die chinesische Strophe ist nicht nur streng an den Reim gebunden, sondern auch an die „Töne", d. h. den Tonaccent, der stark die Wortstellung beeinflußt, und an den Parallelismus der Glieder. Von diesen sehr beengenden Fesseln ist die japanische Lyrik frei. Sie kennt weder Reim, noch Ton, noch Accent, noch Quantität, noch Alliteration, und wenn sie auch häufig Parallelismen bringt, so können sich dieselben ganz frei bewegen. Die ganze Kunst beschränkt sich auf Silbenzählung, und auch diese hat sich auf das denkbar einfachste Schema reducirt. Bei weitem die meisten japanischen Gedichte bestehen aus Verszeilen, die abwechselnd 5 und 7 Silben zählen, und zum Abschlusse wird gewöhnlich noch eine Zeile von 7 Silben hinzugefügt.

Hototogisu (5)	Sehe ich auf den Ort,
Nakitsuru kata wo (7)	Wo eben der Kuckuck gesungen,
Nagamureba (5)	So ist alles fort,
Tada ari-aka no (7)	Nur der Mond ist noch dort,
Tsuki zo nokoreru (7)	Von der Morgendämm'rung umschlungen.

Zu diesem einfachen Schema gesellen sich noch ein paar Künsteleien, welche für den Europäer mehr oder weniger ungenießbar sind, nämlich die „Kissenwörter", d. h. Flickwörter, welche an sich bedeutungslos, nur um des Wohlklanges willen andern Wörtern vorgesetzt werden, sogen. „Vorreden", d. h. ganze Sätze, die nur als wohlgefälliger Klingklang dem Gedichte vorausgehen, und endlich „Angelworte", d. h. Worte, die einen doppelten Sinn haben, in dem einen Sinn nach vorn, im andern nach hinten gezogen werden, so daß nur durch den Doppelsinn derselben eine Construction und ein Sinn herauskommt.

Diese Künsteleien, in andern Sprachen kaum nachzuahmen, finden sich am meisten gerade in den ältesten Gedichten. Sie weisen auf einen noch ziemlich unentwickelten, kindisch-barbarischen Geschmack hin, dem sich die Japaner indes auch in der Folgezeit nie zu entringen vermochten [2].

Im Jahre 905 wurde eine neue, ähnliche Sammlung veranstaltet, das Kokinshû, d. h. „Sammlung alter und neuer Lieder". Der Sammler Tsurayuki, ein Dichter von hoher Familie, und seine drei Mitarbeiter gingen haupt-

---

[1] *Basil Hall Chamberlain*, The Classical Poetry of the Japanese (London 1891).

[2] Neben diesen kurzen Strophen von nicht mehr als 31 Silben in 5 Versen waren in der ältern Zeit indes auch längere Strophen im Gebrauch, aber keine anders gebauten Verse, als die eintönigen, wenn auch noch so wohllautenden Fünfsilber und Siebensilber.

sächlich darauf aus, die längern Gedichte zu verdrängen und nur die 31silbigen Gedichte als wahrhaft klassisch und mustergiltig gelten zu lassen. So stoppelten sie denn viele Tausende solcher winzigen Gedichtchen zusammen und ordneten sie nach gewissen Hauptkategorien: Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Glückwunsch, Abschied, Wanderschaft, Elegien, Witze, Räthsel, Akrosticha u. s. w. Die „Liebesgedichte" sind in fünf Gruppen getheilt, die mit „stiller, noch nicht eingestandener Liebe" anfangen und mit „unerwiderter und vergessener Liebe" aufhören.

An diese Sammlung reihten sich vom 10. bis 15. Jahrhundert noch zwanzig andere, ähnliche Anthologien, welche zusammen „Die Sammlungen der einundzwanzig Regierungen" (Ni-yu-ichi Dai-shû) genannt werden: ein wahres Riesenmeer von poetischen Nippsächelchen und Knallbonbons. Denn eine natürliche, mannigfaltige und wirklich bedeutende Lyrik konnte nach dieser mikroskopischen Generalschablone sich nicht entwickeln. Es ist da meist von Blumen, Vögeln, Mondschein, fallenden Blättern, Schneeflocken, Bergnebeln, Liebesklagen, Vergänglichkeit u. s. w. die Rede. Manche der Dingerchen sind ganz nett, wie Blümchen, Käferchen, winzige Schmetterlinge oder Thautropfen auf einer Blume, in denen sich die Sonne spiegelt. Aber selbst leichte Naturskizzen und Stimmungsbildchen konnten auf so engem Raum nicht ausgeführt werden. Es bleibt bei Andeutungen und kleinen Pinselstrichen, aus denen sich der Leser selbst dann das Phantasiebild gestalten muß.

Die berühmtesten Dichter sind Hitomaro und Akahito (Anfang des 8. Jahrhunderts) und Tsurayuki (um 930). Bald nach ihnen beginnt schon der Verfall der Poesie, da die vorhandene Form erschöpft war, neue Formen sich nicht entwickelten, die chinesische Bildung immer größern Einfluß gewann und das altnationale Element von nirgendher Stärkung erhielt. Das Volk hatte an dieser Poesie so gut wie keinen Antheil. Bei einem „Abendliedchen" einer der Sammlungen wird angemerkt: „Der Name des Verfassers obigen Liedes wird nicht angegeben, weil er von geringem Range war." Die Kunst war völlig höfisch. Unter den Dichtern figuriren die Mikados: Zhiyocasi (629—641) und Shiyanmu (724—756), Prinzen, Prinzessinnen, Minister und Ministersöhne, Geheime Hofräthe und Oberbonzen. Das Versemachen war nur ein eleganter Zeitvertreib wie dilettantische Musik und Kleinkunst [1].

Bis zur Revolution von 1868 gehörte Poesie in diesem Sinne zu der unerläßlichen Fertigkeit eines japanischen Cavaliers. Selbständige Erfindung wurde nicht gefordert; wenn man nur durch elegante Couplets seine Belesenheit und sein gutes Gedächtniß ausweisen konnte. Auch chinesische Verse wurden geschmiedet, wie in Europa lateinische. Eigene Lehrer und Lehrerinnen verdienen ihr Brod mit Unterricht in dieser Art von Salonpoetik. Sie bekommen dafür Diplome, geben Privatstunden und halten poetische Kränzchen ab. Die Themata

[1] *F. Victor Dickins,* Hyak nin Is'shin, or Stanzas by a Century of Poets, being Lyrical Odes etc. (London, Smith, 1866). — *Léon de Rosny,* Anthologie Japonaise. — K. Lange, Altjapanische Frühlingslieder aus der Sammlung Kokinwakashu (Berlin, Weidmann, 1884).

richten sich, von besondern Gelegenheiten abgesehen, nach den Jahreszeiten, wobei auch in Bezug auf die Anwendung der Bilder ein gewisser Conventionalismus herrscht. So muß der Mond im Herbst besungen werden, namentlich im September; in den andern Jahreszeiten ist er nicht salonfähig. Im November aber wird statt der letzten Rose das „letzte Chrysanthemum“ besungen.

Seitdem Japan mit seiner ganzen politischen Vergangenheit gebrochen, sind auch Versuche gemacht worden, diese Hofpoeterei zu beseitigen. Professor Toyama, der Director des Literatencollegs an der kaiserl. Universität, stand damit aber ziemlich vereinzelt da. Der Hof verharrte bei seinen alten Ueberlieferungen. Und so hält die Familie des Mikado noch jetzt ihre Lehrer der Poetik. Einmal im Jahr aber, im Januar, wird eine poetische Aufgabe ausgeschrieben, über welche der Mikado und seine Gemahlin und die höchsten Hofwürdenträger ihre Gedichtchen von 31 Silben verfassen. Im Jahre 1890 lautete das Thema „Patriotische Glückwünsche“, in andern Jahren: „Die hohe Lebensdauer des grünen Bambus“, „Tannenbäume im Schnee begraben“ u. s. w. Den Hauptwitz bilden natürlich feine Complimente auf das Herrscherhaus, wenn sie auch dem Stoffe nicht nahe liegen, sondern weither gezogen werden müssen.

Außer dieser höfischen Lyrik besitzt Alt-Japan nur noch eine Gattung von Poesie, nämlich das Singspiel, das sich mehr oder minder ebenfalls zum höfischen Zeitvertreib gestaltete. Es kam im 14. Jahrhundert auf und gelangte dann in den zwei folgenden zur Blüthe. Wie bei den Indern und andern Völkern entwickelte es sich aus religiös-festlichen Chorgesängen und Tänzen. Aus dem Chor trat erst ein Sänger oder Declamator hervor, dann zwei. Bei zwei Rollen blieb es lange. Als mehrere hinzutraten, verlor dieses Singspiel, das die Japaner als klassisch betrachten, seinen vorwiegend lyrischen Charakter und ging ins eigentliche Drama über. Die Stücke verrathen buddhistischen Einfluß. Wahrscheinlich waren in den wirren, stürmischen Zeiten, in welchen sie entstanden, die Tempelschulen der Buddhisten noch die einzigen Zufluchtsorte literarischer Thätigkeit. In dieser Sorge für weltliche theatralische Unterhaltung lag übrigens schon ein Bruch mit der weltfeindlichen Grundrichtung der ältern Buddhalehre, und der Buddhismus, der in diesen Stücken auftritt, trägt denn auch ein vorwiegend tantrisches Gepräge, voll Geisterglaube und Aberglaube, Zauberspuk und Beschwörungsriten.

Eine eigentliche Bühne gab es nicht. Die Stücke wurden in einer großen offenen Halle gegeben, die mit einem Pagodengiebeldach bedeckt war. Auf drei Seiten derselben saßen die Zuschauer nach japanischer Sitte auf Matten am Boden, die Vornehmsten in der Mitte. Ihnen gegenüber kauerte das Orchester, das nur aus ein paar Flöten, Tamburinen, Trommeln und einem Triangel bestand, und die zwei Schauspieler. Die Trennung vom Publikum war nur durch ein paar kleine Tannen angedeutet; an der Hinterwand war eine Tanne gemalt, der traditionelle, unveränderliche Hintergrund für alle Stücke. Auf eine scenische Täuschung wurde gänzlich verzichtet. Dagegen waren die Kostüme so herrlich und kostbar wie möglich. Der sonstigen Einfachheit des Theaters entsprach auch die primitive Einfachheit und Naivetät der Stücke.

„Der Todesstein“ heißt ein solches Stück. Die zwei handelnden Personen sind ein Gespenst und der Bonze Geñwu. Als Schauplatz hat man sich das einsame, unheimliche Moor von Nasu, nördlich von Jeddo, zu denken. Da nichts dasselbe andeutet, hat der erste Schauspieler das anzuzeigen. Er tritt auf und sagt:

Ich bin Bonze und heiße Geñwu. Immer festgebannt auf den Stuhl der Beschauung, habe ich lange geseufzt über meine Unvollkommenheit in dem, was von allem das wichtigste ist. Aber jetzt sehe ich klar, und den rituellen Wedel in der Hand, ziehe ich aus und schaue mir die Welt an. Nachdem ich mich in der Provinz Michinoku aufgehalten, möchte ich nun gern hinauf in die Hauptstadt, und dort die Wintersaison der Beschauung zubringen. Ich habe den Fluß Shiva-kaha überschritten und bin auf dem Moor Nasu in der Provinz Shimotsuke angekommen.

Er will sich setzen, da erscheint ihm der Geist.

Geist. Ach! Laß dich nicht im Schatten dieses Steines nieder!

Bonze. Was denn? Ist denn irgend ein Grund vorhanden, nicht unter dem Schatten dieses Steines zu ruhen?

Geist. Ja. Das ist der Todesstein des Moors von Nasu; und nicht nur Menschen, sondern auch Vögel und Thiere gehen zu Grunde, wenn sie ihn bloß berühren.

Such nicht den Tod! Wie? Hörtest du nicht sagen,
Daß Nasus Todesstein mit Fluch geschlagen?
Ich bitte dich, komm ihm nicht nahe!

Bonze. Was ist's denn, was diesen Stein so mörderisch macht?

Geist. In ihn entwich in alter Zeit der Geist derjenigen, die genannt wurde „das tadellose Mädchenjuwel“, der Geliebten des Kaisers Toba.

Bonze. In diesen Stein? Hier einsam soll sie wohnen?
Nein, eher im Palaste muß sie thronen.

Geist. Wahrhaftig! Die Geschichte kann doch nicht ohne Grund aus den alten Zeiten bis auf uns gelangt sein.

Bonze. Dein Aussehen und deine Sprache scheinen mich zu versichern, daß die Geschichte dir nicht unbekannt ist.

Geist. Nein! Nein! Ich weiß nur einige Umrisse. Die Erinnerung an des Mädchens Schicksal schwindet hin wie der Thau.

Bonze. Einst in des Königs Hallen
Sah man die Schöne wallen.

Geist. Jetzt hier an das einsame Land

Bonze. Ist ihr Geist gebannt,

Geist. Und brütet über dem Sumpf,

Bonze. Und wer hier suchet Rast,

Geist. Den jählings kalt und dumpf

Bonze. Der Todesfluch erfaßt.

Chor. Auf Nasus Moor der Todesstein
Steht stumm und still, jahraus, jahrein
In Winterschnee und Sommersgluth,
Und graues Moos hüllt rings ihn ein;
Doch drinnen haust des Teufels Wuth.

Kalt saust der Wind. Die Eulen schrei'n,
Die Tannen seufzen klagend drein.
Im niedern Busch die Füchsin bellt,
Des Schakals Jammerruf ergellt
Im herbstlich trüben Abendschein[1].

Abwechselnd, aber mit ziemlich ungeschickter Vertheilung, schildern nun der Geist und der Chor in Versen die Schönheit und die vielen andern Vorzüge der kaiserlichen Courtisane und erzählen dann, wie bei einem Abendfeste im Sommergarten plötzlich eine wunderbare Finsterniß eintrat, alle Lichter erloschen, von dem „Mädchenjuwel" sich ein Zauberlicht verbreitete, der Kaiser erkrankte, der Oberhofmagier die Courtisane der Zauberei anklagte und die Liebe des Kaisers sich in den grimmigsten Haß verwandelte, worauf die Zauberin — denn das „Mädchenjuwel" war weiter nichts als eine Hexe — zu Nasus Moor entweicht und seitdem in dem „Stein des Todes" haust.

Der Bonze, der das alles vernommen, fragt nun den Geist, wer er eigentlich sei, und nachdem sich derselbe als das „tadellose Mädchenjuwel" zu erkennen gegeben, nimmt er eine weitläufige Geisterbeschwörung vor, durch welche der Geist der greulichen Hexe und Zauberin von allem Fluche befreit und zum Eingang ins Nirwana befähigt wird.

Ein anderes Singspiel ist „Das Federkleid" betitelt. Die zwei handelnden Personen sind ein Fischer und eine Fee. Es spielt am Meeresstrande, am Fuße des Vulcanes Fusiyama. Die Landschaft ist prächtig beschrieben. Die Fee hat ihr Federkleid ausgezogen. Der Fischer sieht es und bemächtigt sich desselben, gibt es indessen auf die inständigen Bitten der Fee zurück, aber nur unter der Bedingung, daß dieselbe vor ihm einen Feentanz aufführe. Der übrige Text, in welchen sich die Fee mit dem Chor theilen, ist eine mythologische lyrische Erklärung des Feenballets, das bis zu Ende dauert. Die Erwähnung des Götterberges Suméiro (Sanskrit: Sumeru) erinnert uns daran, daß diese Feen nicht eigentlich Japan angehören, sondern identisch mit den indischen Apsaras sind[2].

Das Singspiel „Das Kissen von Kañtamu" spielt in China. Ein buddhistischer Pilger kommt in das Dorf Kañtamu und rastet hier auf dem berühmten Kissen, auf dem man in wunderbaren Träumen einen Vorgeschmack der Seligkeit des Nirwana erhält. Ein Gesandter beruft ihn auf den kaiserlichen Thron, da der Kaiser von Ibara zu seinen Gunsten abgedankt hat. Ein Chorlied malt die Herrlichkeit aus, die der Pilger Rosei nun 50 Jahre als Kaiser genießt. Ein Minister bringt ihm den Becher der Unsterblichen nebst Ambrosia, und nun führt der Chor einen Tanz auf, der den Jubel der Unsterblichen schildert, bis Rosei erwacht und die vier Jahreszeiten ihm im Kopf umhertanzen. Die ganze Weltanschauung geht in Tanz auf.

---

[1] Die zwei Strophen sind einem chinesischen Dichter Pe-kü-yih entnommen und mit einiger Abänderung eingefügt.

[2] Vgl. *G. Bousquet,* Le Japon de nos jours (Paris 1877) I, 407 ff.

Mehr eigentlich japanisches Gepräge trägt das Singspiel „Nakamitsu". Der Titelheld ist Lehnsmann eines Großwürdenträgers, des kaiserlichen Stallmeisters Mitsunaka. Die Söhne beider werden als Gespielen in der Schule des großen Bonzenklosters auf dem Berge Hiyei erzogen. Dahin zieht Nakamitsu im Anfang des Stückes, um den Sohn seines Herrn, Bijiyau, nach Hause zurückzubringen. Sofort nach der Rückkehr stellt Mitsunaka mit seinem Sprößling eine Prüfung an, gewahrt aber zu seinem großen Verdruß, daß Bijiyau ganz und gar nichts gelernt. Er kann weder die Schriften lesen, noch das Gewöhnlichste schreiben, noch musiciren. Wie uns der Chor erzählt, geräth der hohe Herr darüber in solchen Zorn, daß er sein Schwert zieht und den Sohn als eine Schande seines Hauses sofort umbringen will. Nakamitsu verhindert es, erhält aber selbst den Auftrag, den Knaben zu tödten. Jetzt erhebt sich ein Kampf des Edelmuthes zwischen dem Bijiyau, der um keinen Preis fliehen will, und Nakamitsu, der sich sträubt, ihn zu tödten, zwischen dessen eigenem Sohne, der sich für Bijiyau als freiwilliges Opfer anbietet, und Bijiyau, der dagegen Einspruch erhebt. Ein noch mächtigerer Kampf erhebt sich in Nakamitsus Herz, da beide den Entscheid ihm anheimstellen. Die Vaterliebe sträubt sich, das eigene Kind zu opfern; die Vasallentreue sträubt sich, den erhaltenen Befehl seines Herrn unausgeführt zu lassen; aber das ist echt alt-japanisch: die Vasallentreue gibt schließlich doch den Ausschlag. Er schlägt seinem eigenen Sohne das Haupt ab und meldet dann Mitsunaka, daß sein Befehl vollzogen sei, während Bijiyau in dem Kloster wieder in Sicherheit gebracht wird. In der letzten Scene bringt ihn der Oberbonze des Klosters dann dem Vater wieder und erzählt ihm, was Nakamitsu gethan. Aber der herzlose Vater läßt sich auch dadurch kaum rühren. Er schließt daraus nur, daß sein Sohn ein Feigling sei, weil er, nach der Opferthat seines Freundes und Gespielen, nicht das Harakiri vollzogen, d. h. sich selbst entleibt habe. Erst die Thränen und Reden des Oberbonzen stimmen ihn weicher und bringen eine Versöhnung zu stande. Nakamitsu holt Wein herbei und der Oberbonze fordert ihn dann zum Tanzen auf. Und wirklich muß der arme Vater, der seiner Vasallentreue den eigenen Sohn geopfert, jetzt tanzen und dazu singen:

Wasservöglein! Ach allein!
Kannst nicht spielen mehr zu zwei'n.
Flatt're, flatt're kummerschwer
Auf den Wogen hin und her!

Und der Chor wiederholt es:

Flatt're, flatt're kummerschwer
Auf den Wogen hin und her!

Dann nimmt Bijiyau Abschied, um im Kloster weiterzustudiren, und Nakamitsu mahnt ihn:

Studire fleißig! Vor des Vaters Zorn
Wird dich zum zweiten Male keiner retten!

Diese alten Singspiele (Nō) haben sich bis herab auf die Gegenwart in der Gunst der obern Zehntausend erhalten. Die Libretti derselben galten als werthvoller Familienbesitz und wurden so von einem Geschlecht auf das andere vererbt und als vornehme Salonsunterhaltung immer von neuem gegeben. Sie gelten auch zugleich als Schule und Uebung der alten Dichtersprache, da selbst die Gebildeten sie ohne Textbuch kaum völlig genießen können. Die meisten füllen kaum eine Stunde. Sie werden aber auch nicht vereinzelt aufgeführt, sondern fünf bis sechs an einem Tage. Die Zwischenpausen werden mit kleinen Komödien und Possen ausgefüllt, die in Sprache, Ton und Haltung völlig damit contrastiren.

Zwischen den erhabenen Beschwörungen des Bonzen am „Todesstein“ und den pathetischen Reden des buddhistischen Pilgers Rosei begegnen uns da Possen, welche das Leben und Treiben der Bonzen und den Buddhismus selbst grausam carikiren und verspotten. Da ist z. B. ein altersmüder Oberbonze, der sich in den Ruhestand begeben und darum die Klostergeschäfte in jüngere Hände niederlegen will. Aber es geht schlimm. Der erste Besucher, der sich bei seinem Nachfolger einstellt, bittet, da es eben zu regnen begonnen, ihm einen Regenschirm zu leihen, und der Neuling leiht ihm gleich den besten vorräthigen Regenschirm. Der alte Oberbonze verweist ihm das sehr, und da der junge fragt, was er denn hätte sagen sollen, erwidert er: „Du hättest sagen sollen: Die Bitte, womit du mich beehrst, wäre an sich leicht zu erfüllen. Aber vor einem oder zwei Tagen ist unser Herr mit (dem Regenschirm) ausgegangen, und da er an einem Kreuzweg in einen Sturm gerieth, so flogen die Rippen nach der einen Seite und die Haut nach der andern. So haben wir Haut und Rippen in der Mitte zusammengebunden und ihn an der Decke aufgehängt. Da dem so ist, so dürfte er kaum deinen Wünschen entsprechen. — So etwas, ja, so etwas, was einen Schein von Wahrheit hat, hättest du sagen sollen!“ Der Neuling merkt sich das, und wie nun wieder ein Besucher kommt und sich ein Pferd leihen will, erklärt er ihm: „Die Bitte, womit du mich beehrst, wäre an sich leicht zu erfüllen. Aber vor einem oder zwei Tagen ist unser Herr mit ausgegangen, und da er an einem Kreuzweg in einen Sturm gerieth, so flogen die Rippen nach der einen, die Haut nach der andern Seite. So haben wir denn Haut und Rippen in der Mitte zusammengebunden und es an der Decke aufgehängt. Da dem so ist, so dürfte es kaum deinen Wünschen entsprechen.“ — „Aber ich bitte ja um ein Pferd!“ sagt der Besucher erstaunt. — „Ja, sicher, ein Pferd,“ erwidert der noch weltunerfahrene Bonze. Er erhielt nun von dem Alten neue Weisung, wie man einen abweisen soll, der einen Gaul leihen will. Aber das Unglück will, daß der nächste Besucher keinen Gaul leihen, sondern den alten Oberbonzen zu einem Besuch für ein Familienfest einladen will. Darauf antwortete nun der Unglücksmensch: „Wir brachten ihn jüngst auf die Weide; da wurde er zu lustig, verstauchte ein Bein und liegt nun unterm Stroh im Stalle. Da dem so ist, wird er kaum kommen können.“

Eine andere solche Posse „Za-Zen“ (die Abstraction) wendet sich gegen die wunderlichen Andachten der Buddhisten. Um seine Frau zu prellen, gibt ein frivoler Ehemann vor, er müsse, um zur Andacht zu gelangen, geraume Zeit

unter der Decke der Abstraction liegen; niemand dürfe ihn aber dabei stören. Anstatt seiner legt er aber seinen Diener unter die Decke; die neugierige Frau kommt, lüftet die Decke und entdeckt den Betrug. Um sich zu rächen, legt sie sich dann selbst unter die Decke. Der Mann, der zurückkommt, glaubt den Diener noch darunter und erzählt seine Streiche, bis die Frau es vor Wuth nicht mehr aushält und über ihn herfällt.

Gehört diese Art Komik auch nicht zur feinsten, so legt die Ausführung doch viel Witz und Humor an den Tag. Auch in der humoristischen Kleinkunst der Japaner bildet der Buddhismus einen beliebten Vorwurf des Scherzes.

Die wissenschaftliche Prosaliteratur der Japaner entwickelte sich fast ganz nach chinesischem Muster und unter chinesischem Einfluß. Die canonischen Bücher der Chinesen wurden in hohem Grade eine Bildungsquelle auch für Japan. Die alte Shinto-Religion hatte denselben nichts von gleichem Ansehen und gleicher Bedeutung gegenüberzustellen. Das Kojiki Den umfaßte nur die alte phantastische Mythologie, ohne Versuch, eine philosophische Weltbetrachtung daraus abzuleiten. Koshi Den, das große Werk Hiratas über die alte Landesreligion, blieb unvollendet. An die Norito, die alten Shinto-Rituale, knüpfte sich eine weitschweifige Menge von Commentaren, aus denen sich jedoch kein mächtiges, herrschgewaltiges Lehrsystem gestaltete. Ueberallhin verbreiteten sich die Lehren des Confucius und des Buddha und führten ein buntes Gemisch der religiösen Anschauungen herbei. Bei der Beweglichkeit und Leichtlebigkeit, dem kriegerischen Geist und der Genußsucht der Japaner fand die ernstere Richtung des Buddhismus wenig Boden, die mehr äußere Form und der Zauberglauben breiteten sich weithin aus. Es bildete sich eine eigene Schule von Moralisten (Dōtokusha), welche Ideen des Buddhismus und des Confucianismus auf utilitaristischer Grundlage zu verschmelzen suchten. Von Interesse sind die zwei Sammlungen Jitsu-go-kyō (Lehren der Worte der Wahrheit) und Dōji-kyō (Lehre für Kinder). Wichtigere, originelle Werke hat der Buddhismus nicht aufzuweisen. Dagegen waren seine Anhänger vielfach an der Profanliteratur betheiligt.

Als begünstigtes Fach erscheint in Japan, wie in China, die Geschichte, wenn die Leistungen der Japaner auch an Umfang und Güte hinter jenen der Chinesen zurückstehen. Neben den schon erwähnten Werken Kojiki und Nihongi nimmt die Chronik Dai Nihonshi den ersten Rang ein. Sie wurde, unter Leitung des zweiten Prinzen von Mito, eines sehr freigebigen Mäcenas, gegen Ende des 16. Jahrhunderts von einer ganzen Gesellschaft japanischer und chinesischer Gelehrten zusammengestellt und zählt 100 Bände. Neben dieser officiellen Reichsgeschichte gibt es eine Menge anderweitiger Geschichtswerke, welche durchweg überaus trocken und langweilig geschrieben sind und keinen rechten Einblick in das innere Leben des Volkes gewähren, aber durch ihre nüchterne Thatsächlichkeit und ihren patriotischen Gehalt politisch, ja sogar oft begeisternd auf die nationale Stimmung gewirkt haben [1]. Eines derselben, das Nihon Gwaishi, war noch in

[1] Als hervorragendere darunter gelten Mitsu Kagami, Gempei Seisuiki, Heike Monogatari, Taiheiki.

den letzten Jahrzehnten stark verbreitet und trug nicht wenig zum Sturze des Shogunats bei. Einzelbiographien sind massenhaft vorhanden und theilweise zu großen biographischen Sammelwerken vereinigt. Eines derselben, von dem Bonzen Koguan verfaßt und schon 1322 dem damaligen Mikado gewidmet, Genkio Sakusho, ist chinesisch geschrieben und enthält in 15 Bänden die Lebensabrisse von etwa 400 berühmten Kaisern, Bonzen und andern vornehmen Anhängern des Buddhismus. Auch unter der zahlreichen Memoiren- und Tagebuch-Literatur ragt das Werk eines buddhistischen Bonzen hervor, das den Titel Hōjokī führt und sehr beweglich die trüben Zeitadspecte am Anfang des 13. Jahrhunderts schildert, aus deren Schicksalsschlägen der Verfasser sich endlich in die Klosterzelle gerettet. Das Tagebuch der berühmtesten japanischen Schriftstellerin — Murasaki Shikibu Niki — zeichnet sich durch seinen überaus schwierigen Stil aus.

Sehr reichhaltig ist ebenfalls die Topographie Japans bedacht. Illustrirte Reisebücher, unter dem Namen Maishō-Zue bekannt und von verschiedenen Verfassern herausgegeben, beschreiben sehr genau die sämtlichen Provinzen nach einem einheitlichen Plan. Sie sind, wenn auch im Lande selbst wenig geschätzt, doch gut gearbeitet, erreichen aber nicht die Bedeutung der gewaltigen geographischen und topographischen Leistungen der Chinesen.

Auch in Bezug auf Grammatik und Sprachkunde sind die Japaner hinter den Chinesen zurückgeblieben. Die besten Wörterbücher der eigentlich klassisch-japanischen Sprache — Wakun no Shiori und Gagen Shuran — sind beide fragmentarisch geblieben und haben erst in einem neuern Genkai („Meer der Worte") ihre Ergänzung gefunden. Am meisten Verdienst um die Erforschung der alten Sprache und um ihre nationale Neubelebung erwarben sich die Sprach- und Literatur-Kundigen Mabuchi (gest. 1769), Matoori (gest. 1801) und Hirata (gest. 1843). Als der feinste und vollendetste Stilist gilt Matoori.

Als die Nachahmung alles Chinesischen noch im Schwange war, erschienen auch zahlreiche Sammlungen „Vermischter Schriften". Von den zwei berühmtesten rührt die eine — Makura no Sōshi — von der kaiserlichen Hofdame Sei Shōnagon (im 11. Jahrhundert) her, die andere — Tsuretsure Gusa — von einem buddhistischen Mönch, der 1350 starb.

So riesige Encyklopädien anzulegen, wie die Chinesen, fehlte den Japanern die nöthige Geduld und Ausdauer; doch hat es ein derartiges chinesisch-japanisches Werk, das am Anfang des 18. Jahrhunderts zu Yeddo erschien, immerhin bis auf 105 Bände gebracht.

A. Baumgartner S. J.

Der Werth Afrikas.

Das Afrika unserer Jugend ist dahin. Die geheimnißvollen Regionen hinter dem Atlasgebirge, die Mondberge und Nilquellen mit all den „besundern Ländern, Thieren und wunderlichen Dingen“, mit ihren fabelhaften Namen und Gebilden, sie alle haben in überstürzender Hast einer sehr fortgeschrittenen Einzeldarstellung selbst des centralsten Afrika ihre altehrwürdigen Plätze räumen müssen. Wir sind im Laufe der letzten zehn Jahre Zeugen der Theilung eines ganzen Continents gewesen, wie eine solche in der Geschichte ihresgleichen nicht hat. Von den 29818461 qkm oder von den 543230 Quadratmeilen wird bald auch die letzte Scholle ihren Nutz- oder Schutzherrn gefunden haben. Eine Landmasse dreimal so groß als Europa, viermal als der Flächeninhalt des australischen Continents, fünf Sechstel von der Größe Amerikas und fünf Achtel von der Asiens, ist von den europäischen Mächten im eifersüchtigen Wettlaufe mit Beschlag belegt worden. Ausschweifende Hoffnungen haben sich an diese Besitzergreifungen geknüpft. Die fruchtbarsten Gegenden, die kostbarsten Tropenproducte, die reichsten Mineralschätze wurden in manchen Reiseberichten mit freigebiger Hand vertheilt. Und so ist es denn gegangen wie immer. Nach der höchsten Fluth kommt die tiefste Ebbe. Ideal und Wirklichkeit machen verschiedene Eindrücke. Enttäuschungen sind nicht ausgeblieben.

Welches ist der Werth Afrikas? Wenn es auch nicht leicht ist, diese Frage nach all ihren Seiten zu erörtern, so wollen wir doch von einigen Hauptgesichtspunkten aus, und zwar als Geographen, einen allgemeinen Eindruck vom Werthe Afrikas zu gewinnen suchen.

Die geographischen Verhältnisse liefern uns Anhaltspunkte genug, um den afrikanischen Continent als Productions-, als Handels-, als Kolonialgebiet zu betrachten, und auf Grund dieser dreifachen Erwägung können wir uns dann wohl einen Gesamtschluß auf den Werth Afrikas erlauben.

I. Afrika als Productionsgebiet.

Afrika ist der tropische Erdtheil par excellence. Die Aequatorlinie, welche Europa-Asien gar nicht berührt, theilt Afrika in zwei gleiche Hälften. Es liegt zwischen dem 35. Grad nördl. und dem 35. Grad südl. Breite.

Der Wendekreis des Krebses, welcher den Süden Chinas entlang läuft, die Mittellinie Indiens und Arabiens bildet und den europäisch-asiatischen Continent seiner Hauptmasse nach nördlich liegen läßt, geht durch den Norden Afrikas. Zwischen ihm und dem Mittelmeere liegt nur die Fläche von ungefähr 7 000 000 qkm, und noch weniger als 2 500 000 qkm finden sich im Süden zwischen dem Wendekreis des Steinbockes und dem Kap der guten Hoffnung.

Diese tropische Lage ist Afrika ganz eigenthümlich. Wenn auch das Klima der europäischen und der afrikanischen Mittelmeerländer sehr ähnlich, wenn auch manche asiatische Insel rein tropisch gelegen ist, so dehnen sich doch Europa und Asien durch die verschiedensten Klimagürtel bis zu den eisumwallten Ufern der Polarmeere aus. Die Küsten Nordamerikas werden zwar im Süden bespült von den warmen Wellen des Golfstromes, kommen aber im Norden fast in Sicht des im ewigen Winter begrabenen Poles. Südamerika ist großentheils unter den Tropen, aber das Meer kann hier seinen mildernden Einfluß üben, und ein anderer Theil des Continents reicht über den Wendekreis des Steinbockes bis zu den antarktischen Gewässern hinab. Selbst von Australien ist die größere Hälfte nicht tropisch, und seine Küsten blicken nicht auf Mittelmeere, sondern auf den offenen Ocean hinaus.

Von Afrika hingegen liegen 20 300 000 qkm in den Tropen und haben mithin zweimal im Jahre die Sonne senkrecht über sich.

Es läge nun nahe, aus der tropischen Lage auch auf die uneingeschränkten tropischen Vortheile zu schließen. Und doch wäre dieses ein arger Fehlschluß.

Für die Productionsfähigkeit eines Landes in Pflanzen- und Thierwelt kann nicht allein seine Lage zwischen den Wendekreisen in Betracht kommen. Vielmehr sind es die verschiedensten Bedingungen, welche in ihrem Zusammenwirken dasjenige hervorbringen, was wir Fruchtbarkeit des Bodens zu nennen pflegen. Ausschlaggebend, ob für einen Continent seine tropische Lage wohlthätig oder schädlich sich gestaltet, ist die gesunde Verbindung zwischen Land und Meer und eine reich und vortheilhaft gegliederte Oberfläche. Dadurch werden jene physikalischen und klimatisch-meteorologischen Verhältnisse geschaffen, ohne welche auch die chemisch am vorzüglichsten zusammengesetzte Ackerkrume eine Wüste bleiben muß.

Es wird uns nun vom geographischen Standpunkte aus nicht schwer, zu erkennen, daß die afrikanische Küsten- und Oberflächengestaltung der

oft genannten „üppigen Tropenvegetation“ im großen und ganzen weniger günstig ist, als man wünschen möchte.

Ein Blick auf die Karte Afrikas zeigt uns, daß seiner ganzen Küste entlang es nicht eine einzige Bucht gibt, welche dieses Namens wahrhaft würdig wäre. Landungsplätze zweiten Ranges wie die Delagoabai und der Hafen von Mombasa sind Besitzungen, um welche sich die europäischen Mächte streiten. Trotzig in der That blickt der geheimnißvolle Erdtheil wie eine altersgraue Festung in das schäumende Weltmeer hinaus, und seine jäh abfallenden Felsmauern weisen den wohlthätigen Einfluß, welchen die Wasser gegen die brütende Sonnenhitze üben sollten, für immer zurück. Die wenigen Wasserdämpfe, welche die Luft mit sich führt und als fruchtbaren Regen regelmäßig dem Lande spenden müßte, werden noch an der Küste vom Kap bis zum Kongo und die westliche Sahara entlang über den kühlern Meeresströmungen von den trockenen Landwinden aufgesaugt. Eintönig wie die Umfahrt ist auch der Aufbau des ganzen Continents. Es finden sich hohe Berge, wie der Miltsin im Atlas, 3260 m, zwischen dem Nil und dem Rothen Meer einige Punkte von 1000—1500 m. Die Bergmassen von Abessinien erheben sich in Terrassen zu 2500—3000 m und erreichen in ihren höchsten Gipfeln, dem Ras Daschan mit 4620 m, dem Buahit mit 4510 m, dem Kollogebirge mit 4300 m, die Region des ewigen Schnees. Die hohen Spitzen des Elgon mit fast 5000 m, des Kenia, 5600 m, des Kilima-Ndscharo, 6010 m, des Ruwenzori, über 6000 m, übertreffen die höchsten Berge unserer Heimat. Im Süden erreichen die Drachenberge 3000 m. Das Kamerungebirge übersteigt 4000 m, und selbst die Sahara ist nicht total eben, sondern erhebt sich in Tibesti bis über 2000 m. Aber trotz dieser bedeutenden Einzelhöhen haben wir doch keinen Gebirgszug, der sich vergleichen ließe mit der vortheilhaften Gliederung und Ausdehnung unserer Alpen, der Pyrenäen, Apenninen, der Karpaten, der skandinavischen Höhenzüge und noch weniger mit dem Himalaya, den Anden oder den Felsengebirgen Nordamerikas. Vielmehr ist es eine überraschende Thatsache, daß trotz der bedeutenden Gebirge von Asien und Europa dennoch beide Erdtheile an mittlerer Höhe um vielleicht 150 m von Afrika übertroffen werden. Diese Thatsache gibt uns den charakteristischen Zug des afrikanischen Continents. Die große Masse Afrikas bildet ein Plateau von 200—700 m mittlerer Höhe, im allgemeinen letzterer Zahl viel näher als der ersten. So haben z. B. die Länder südlich vom Aequator, beträchtliche Theile des Kongobeckens und der sogen.

„Graben“, in welchem die großen Seen liegen, die mittlere Höhe von 700—1600, ja bis 2000 m. Von Damaraland aus streichen die Centralländer gegen Abessinien in nordöstlicher Richtung in einer Breite von 300—700 km mit 1600 m mittlerer Höhe. Kurz gesagt hat Afrika keine den andern Erdtheilen entsprechende Gliederung, sondern ist ein einförmiges Plateau. Aber gerade dieser gleichmäßige Aufbau muß für die wirtschaftliche Entwicklung von großer und hier von nachtheiliger Bedeutung sein. Hängen doch gerade die Lebensfragen der Temperatur, des Regenfalles, der Windrichtung, der Wasservertheilung aufs innigste mit den Gebirgen zusammen.

Praktisch wird uns das Plateau sofort bemerklich bei den afrikanischen Temperaturen. Wir sprechen von „afrikanischer Hitze“. Ganz mit Recht. Unter den senkrechten Strahlen der tropischen Sonne erwärmen sich die weiten Flächen außerordentlich. Afrikas Mitteltemperatur ist sehr hoch. Die Jahres-Isotherme d. h. die Linie gleicher mittlerer Wärme von 17° R. fällt zusammen mit der Nordküste und läuft nur wenig landeinwärts am Kap der guten Hoffnung. Die Jahres-Isotherme von fast 22° R. fällt im Norden zusammen mit dem Wendekreis, tritt wieder ein an der Guineaküste, wendet sich hier sofort und unvermittelt nach Süden und schließt die Hauptmasse des ganzen Continents südlich vom Aequator ein. Die eigentlichen Tagestemperaturen sind natürlich viel höher. Die heißesten Striche liegen nicht unter dem Aequator, sondern in der nördlichen continentalen, am meisten ausgebreiteten Masse, welche wenig von Gebirgen durchzogen ist. Hier kann man die größte Hitze auf Erden erleben: so in Mursuk + 45° R., in Nubien, wo „die Erde Feuer, der Wind eine Flamme ist“, wo der Reisende seinen in irdene Gefäße gefüllten Brei im Sande garkochen kann; in Senegambien und Oberägypten, wo man Eier im Sande hart siedet; in den Oasen, wo die Palme „ihren Fuß im Wasser, ihren fruchtbeschwerten Wipfel im Feuer badet“.

Das sind ganz enorme Temperaturen, und gäbe es nicht eine außerordentlich starke nächtliche Ausstrahlung der über Tag eingesaugten Hitze, so würde Centralafrika thatsächlich, wie schon die Alten glaubten, einfachhin unbewohnbar sein.

Die Küstensäume haben gemäßigtere Temperaturen, sind aber um so mehr von den Fiebern heimgesucht. Die Gebirgslandschaften sind angenehmer temperirt, und das südliche Dreieck genießt wegen der höhern Lage und des näher gerückten oceanischen Einflusses größere Vortheile.

Mit der Temperatur hängen die vorherrschenden Winde und der Regenfall zusammen, und damit kommen wir auf einen schwachen, wenn nicht auf den schwächsten Punkt Afrikas.

Auf der Ostseite kommen die Winde vom Meer und sind gewöhnlich mit Feuchtigkeit reichlich beladen, geben aber dieselbe an dem Gebirgswalle der Ostküste vorzeitig ab. Dasselbe ist im Westen an der ganzen Guineaküste der Fall. Im Süden und die Sahara entlang verursachen die kältern Meeresströmungen trockene Landwinde. Die Nordostpassate streifen die Sahara und nützen ihr nur wenig. Die Winde vom Mittel- und dem Rothen Meere haben ihre Feuchtigkeit großentheils an das europäisch-asiatische Festland abzugeben, und der geringe Rest bleibt dann in den Küstenländern.

Würde sich nicht der Continent von Afrika nach Süden hin so verschmälern, so würde wohl im südlichen Dreieck eine zweite Sahara sich vorfinden. Wie ersichtlich, beherrschen die regelmäßigen Luftströmungen der Tropenzone, die Passate der beiden Halbkugeln, geradezu fast den ganzen Continent. Sie erstrecken sich über beide Wendekreise hinaus durchschnittlich bis gegen den 30. Breitengrad. Deshalb hat nun fast ganz Afrika entweder tropische Regen oder gar keinen Regen. Es unterscheiden sich also für seine meisten Regionen nur zwei Jahreszeiten: eine trockene, in welcher nächtlicher Thau der einzige Niederschlag der Atmosphäre ist, und eine Regenzeit, welche im südlichen Tropenstrich in die Monate vom October bis April, im nördlichen vom April bis October fällt. Da der Regen mit der Sonne wandert, so haben die Zonen nahe den Wendekreisen nur eine, am Aequator zwei Regenzeiten. Nördlich und südlich von der Zone der tropischen Regen bis zum 30. Grad nördl. und südl. Breite ist ewig heiterer Himmel, nur *eine* Jahreszeit, ewiger Sommer. Zuweilen fällt hier 4—5 Jahre hindurch kein einziger Regentropfen.

Wollen wir nun mit ein paar Zahlen ins Einzelne eingehen, so müssen wir bemerken, daß nur für verhältnißmäßig wenige Orte genaue Beobachtungsresultate zur Verfügung stehen. Es ergibt sich daraus, daß an der Nigermündung, die Küste vom Ogowe entlang, dann südlich vom Gambia der reichlichste Regenfall, über 2750 mm, sich findet. Der untere Niger und am Benue aufwärts, dann das ganze ungeheure Centralland zwischen Benue über den Kongo nach Süden bis an die Wasserscheide gegen den Sambesi zu hat 1400—2700 mm. Dieselbe Menge weisen auf der Nordosten vom Nyassasee, die Küste gegenüber Sansibar und

noch einige beschränkte Gebiete, wie z. B. die Kilima-Ndscharo-Region. 1000—1400 mm Regenmenge wird auch gefunden an der Küste von Algier und Tunis, in Marokko und Abessinien. Nur 270—500 mm fallen am Südfuße des Atlas, von der Mündung des Senegal in gerader Linie durch den Sudan über Chartum nach Abessinien. Ein noch breiterer Gürtel umfaßt mit nur 150—270 mm die Sahara. Das große Nordosthorn schwankt zwischen 150 und 500 mm. Südlich vom Sambesi finden wir an der Ostküste und im östlichen Maschonaland bis zu 1400 mm. Je weiter aber nach Westen, desto weniger Regen, so daß Deutsch-Südwest-Afrika daran sehr arm ist, und in der Kalahariwüste fällt am wenigsten Regen in ganz Afrika.

So ist denn, ausgenommen das wasserreiche Kongoland und die Küste vom Gambia bis Ogowe, die Regenfülle im tropischen Afrika nach europäischen Begriffen und zu europäischen, besonders zu industriellen Unternehmungen unzureichend.

Es ist dieses um so mehr der Fall, da es nicht darauf ankommt, wie bedeutend die absolute Regenmenge ist, sondern in welcher Vertheilung die Wolken ihre befruchtende Gabe dem durstenden Erdboden schenken.

Im allgemeinen beschränkt sich nun die Regenzeit auf einige Monate. Dann stürzt das Wasser in Strömen zur Erde nieder und überschwemmt weit und breit alle Niederungen. Die übrige Zeit des Jahres herrscht große Trockenheit.

Solche Verhältnisse sind aber für die Pflanzenwelt nicht durchaus vortheilhafte zu nennen. Wasser und Feuchtigkeit brauchen alle Pflanzen zu ihrem Gedeihen. Und wenn auch nicht gesagt werden soll, daß eine möglichst gleichmäßige Vertheilung über das ganze Jahr erwünscht, viel weniger, daß sie erforderlich sei, so sind doch die Verhältnisse von 3—4 Monaten Regen und 9 Monaten Dürre für ein erfolgreiches Wachsthum als ungeeignet zu bezeichnen. Es soll nicht geläugnet werden, daß dieses oder jenes Culturgewächs fortkommt. Aber für den Pflanzer kommt es nicht darauf an, daß der Kaffeebaum oder eine Baumwollenstaude überhaupt wächst, sondern daß sie freudig wächst, daß sie eine gute Ernte liefert, welche ihn wirklich in den Stand setzt, mit dem Producte auf dem Weltmarkte zu concurriren.

Es werden dazu auch im tropischen und halbtropischen Centralland, besonders in Ostafrika, bedeutende Strecken getroffen, deren Wasservorrath einfach Null ist, und ständig fließendes Wasser ist außerhalb des tropischen Regengürtels überhaupt selten.

Fassen wir nun die geographischen Momente, die Lage Afrikas auf dem Erdball und im Weltenmeere, die Bestrahlung der Sonne, die Windrichtung und Wasservertheilung zusammen und suchen die Folgen, welche all diese Factoren auf Afrika als Productionsgebiet ausüben müssen, uns vorzustellen.

Die Vegetation ist in der Zone der tropischen Regen wesentlich an diese gebunden. Sie erstirbt in der trockenen Jahreszeit in wasserlosen Gegenden fast gänzlich, und nur die besonders auf den Hochflächen des Südens häufigen Zwiebelgewächse vermögen in ihren dicken Hüllen dem Brande zu widerstehen. Strömt der Regen, dann schießt tropischer Pflanzenschmuck mit aller Farbenpracht und in üppiger Fülle aus dem Boden. Neben dem „Elefanten der Gewächse", dem Affenbrodbaum, der öfters im Umfang 20—25 m und eine Krone von 40 m Durchmesser hat, gedeihen alle Arten von Palmen, Manglebäumen oder Mangroven. Ein wahrer Reichthum von Akazien, Eriken und Zwiebelgewächsen ist dem „letzten Erdtheil" eigen. Ueppig wachsen in der Regenzone die Nahrungspflanzen des Südens: Reis, Mais, Durra, Kaffee, Zuckerrohr und feurige Gewürze.

In der Gegend des meisten Regens, die Küste des Guineagolfes entlang, am Benue, am obern Kongo und seinen Nebenflüssen, haben wir wirklich tropische Wälder, obwohl, wie es scheint, nicht ohne Unterbrechung. In diesem Centralgürtel vom 10. Grad nördl. bis zum 20. Grad südl. Breite ist die Region tropischer Hitze und tropischer Regenfälle so vereinigt, daß die Natur mit ihren vegetabilischen Schätzen verschwenderisch genug sein kann. Außerhalb dieses Gürtels finden wir Vegetation und Thierleben je nach genügendem Regen und gut versorgten Wasserläufen noch zum Theil in reichster Fülle. Der Hauptzug dieser Gegend indes ist reiches Grasland, bedeckt mit Baumgruppen, wodurch die vielgenannte „Parkähnlichkeit" entsteht. Diese „parkähnlichen" Landschaften sind auf ihre Ertragsfähigkeit noch sehr zu prüfen. Der Umstand nämlich, daß man bei uns in Europa aus Gründen der Annehmlichkeit und Schönheit grüne Wiesenpartien mit Gebüsch und Wald abwechseln läßt, wo aber auch dichte Wälder und üppige Weizensaat gedeihen würden, hat die Vorstellung wachgerufen, daß Parklandschaften ebenso fruchtbar als vornehm sein müßten. Wo aber die Natur nur einen Park wachsen läßt, verhält sich die Sache etwas anders. Ein natürlicher Park beweist eher eine zerstreute Fruchtbarkeit, indem nur an einzelnen besonders günstig gelegenen Punkten Busch- und Baumwuchs mitten unter den harten, unbrauchbaren Steppengräsern aufkommen kann.

In Europa haben wir Parke aus freier Wahl, in Afrika sind sie ein Product der harten Nothwendigkeit und ein Zeichen des dürftigen Bodens.

Außerdem sind gerade Urtheile über derartig veranlagte Landstrecken mit Vorsicht aufzunehmen. Sie hängen ja nur zu leicht von augenblicklichen Gemüthsstimmungen und örtlichen Nebenumständen ab. Was man heute vielleicht als eine lachende Landschaft betrachtet, würde man morgen als einen schwach bewaldeten, fieberschwangern Sumpf bezeichnen. Bei genauerer Untersuchung würde sich vielleicht herausstellen, daß ein und derselbe Platz von dem ersten Reisenden als öde, trostlose Steppe, von dem zweiten hingegen mit dem Namen eines üppigen Gartens bezeichnet worden ist. In gewisser Beziehung haben sogar beide recht. Es ist nämlich durchaus nicht gleichgültig, ja es ist für den Augenblick ausschlaggebend, zu welcher Jahreszeit man eine Gegend erblickt. Während oder kurz nach der Regenzeit prangt das zarte Gras im lachendsten Grün; Bäume und Sträucher sind mit Blüthen überladen. Bald darauf ist alles verdorrt und verkümmert, und in der heißesten Zeit des Jahres bemerkt man nichts als ein mannshohes, versengtes Grasmeer, das dem Reisenden keine Segenswünsche auf die Lippen legt, hier und da einzelne Mimosen und Akazien, die ihre kahlen Dornen klagend in die Lüfte strecken, und weit und breit weder Fluß noch Bach. Ueppig und lachend kann man diesen Park wohl nennen in der Regenzeit; in den trockenen Monaten ist alles eine Oede.

Ein großer Theil von Ostafrika gehört zu diesen Grassteppen. Ebenso finden wir südlich vom Mittel- und Unter-Sambesi, im Maschona- und Matabeleland, im Transvaal- und Oranje-Freistaat, im Osten und Süden der Kapcolonie, ferner streckenweise in Abessinien und im Nilthal, an den Abhängen des Atlas und an der westlichen Mittelmeerküste derartiges Grasland, welches den Zufällen des Regens wesentlich anheimgegeben ist.

Zwischen dem Nordgürtel und dem Mittelmeer und im Nordost-Horn von Afrika findet sich jenes ungeheure Gebiet, ein Drittel des ganzen Continents, welches zur einen Hälfte ganz Wüste, die wahrhaftige, sandige Sahara, zur andern Hälfte eine wenig fruchtbare Steppe ist. Als eine Art traurigen Gegenbildes erstreckt sich auch im Süden zwischen Kunene und Oranjefluß eine wirkliche Wüste und sind zwei Drittel von Südafrika als Steppe unter dem Namen Karroo nur zu wohl bekannt.

So haben wir denn in Afrika in runder Zahl 5 000 000 qkm eigentliche Wüste und ungefähr dieselbe Zahl nur um einen oder den andern Grad höher stehendes Land.

Welche Producte sind nun aus dem tropischen Erdtheil zu erwarten?

Der ökonomische Hauptreichthum muß sich im tropischen Centralafrika finden. Um dieses haben sich denn auch die europäischen Mächte am meisten bemüht. Das kostbarste Product des afrikanischen Thierreiches, das Elfenbein, kommt fast ausschließlich aus dieser Gegend. Hier stehen die Urwälder, und hier liegt ein mächtiger Vorrath von feinen Harzen, Gummi, Erdnüssen, werthvollen Sämereien aller Art. Von hier aus erhält man das Palmöl, man möchte sagen in Strömen. Wir wissen aus Erfahrung, daß große Flächen wohl geeignet sind zu Reis- und Maiscultur, zu Tabak-, Kaffee-, Indigo- und Baumwollpflanzungen. In zahlreichen Districten weiden ungeheure Viehherden, welche unter guter Leitung vermehrt und in der Qualität verbessert werden könnten.

Es ist wohl nicht ohne Interesse, selbst auf die Gefahr einiger Wiederholungen hin, einen kurzen Blick über die einzelnen Länder, zunächst Centralafrikas, gleiten zu lassen.

Von Kordofan und Darfur ist ein großer Theil sandige Wüste. Die Hochebene soll aber mit Erfolg zu bebauen und dann mit Reis, Mais, Weizen, Gerste, Sesam, auch mit Baumwolle gut bestanden sein. Gummi, Honig und Datteln bilden einen reichen Ausfuhrartikel. Neben Pferden, Schafen und Ziegen gedeiht auch der Strauß mit seinen preiswürdigen Schmuckfedern sehr wohl. Goldstaub und Kupfer werden bis jetzt nur in geringen Quantitäten gefunden. Die europäischen Baumwollfabrikate sind sehr gesucht, müssen aber gut sein, um mit der Arbeit der Eingeborenen erfolgreich concurriren zu können.

Würde man in Kassala und Sennaar durch ein Stauwerk aus dem Blauen Nil und dem Atbara das nöthige Wasser sich verschaffen, so könnte nach Samuel Baker auf nicht weniger als 150 000 qkm eine vorzügliche Baumwolle gepflanzt werden. Bei der Ernte würde weder Regen noch Thau stören, so daß ein ebenso billiger als vorzüglicher Artikel erzielt werden könnte. Daneben finden sich die meisten Getreidearten, Tabak und Südfrüchte, wie Orangen, Granatäpfel, Pfirsiche. Elfenbein, Gold und Straußenfedern sind die werthvollsten Ausfuhrartikel.

Das Klima Abessiniens wechselt mit dem aufsteigenden Hochland zwischen dem tropischen Indien und dem warmen Südeuropa. In den Thälern und Tiefebenen gedeihen Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Indigo, Gummi, Reis und Flachs, daneben Bananen, Datteln und Granatäpfel. Höher hinauf finden sich die europäischen Getreidearten und Früchte,

gute Weiden für Viehherden, Pferde und Maulthiere. In bedeutenden Mengen gelangen Gold, Elfenbein, Gummi und Gewürze zur Ausfuhr.

Soviel aus dem Somallande bekannt ist, eignet es sich für Kaffeepflanzungen. Der Handel in wohlriechenden Harzen und Straußenfedern hat sich gut entwickelt. Die 2000000 qkm, welche unlängst die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft in Besitz genommen hat, schließen manche fruchtbare Fläche in sich. Districte für Viehzucht sind die Galla- und Massailänder, die Strecken am obern Nil, das Plateau westlich vom Albertsee und Uganda. Kaffee, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr und Bananen gedeihen gut. Straußenfedern, die Haut des Nilpferdes, die Hörner des Rhinocerosses sind werthvolle Ausfuhrartikel. Mackay beobachtete Gold beim Victoria-, Emin Pascha am Albertsee und Kapitän Lugard am Sabakifluß. Eisen wird überall gefunden, und von Uganda meint Mackay, in jedem Stein sei dort Eisen. Am meisten rentirt sich augenblicklich Elfenbein.

Sansibar hat die bereits aufgezählten Producte, ist aber wichtiger als Durchgangsland für den Handel des Ostens.

Deutsch-Ostafrika ist ähnlich dem englischen Antheil. Wir wollen indes über die für die Kolonisation zunächst in Angriff genommenen Landschaften ein paar Urtheile vernehmen. Vom Nordosten dieses Gebietes meint Oskar Baumann, daß sich an Stellen, wo die Gewässer aus den Gebirgen treten, fruchtbare Oasen wie Gondja und Kisuani finden. Sonst tritt aber die wasserarme Steppe bis an den Bergesrand heran und reicht mit ihrer Stachel-Vegetation noch ein Stück den Hang hinauf. Erst oberhalb kommt dann wieder eine cultivirbare Gegend mit den zerstreuten Hütten der Eingeborenen. Mehr gegen die Küste zu liegt Usambara, welches nach Dr. Karl Schmidt verhältnißmäßig regen- und deshalb auch fruchtreich ist. Im Flußthal des Pangani sind die Bedingungen ungünstiger. Westlich von Usambara dehnen sich weite Steppen aus, welche wenig versprechen. Dasselbe gilt vom nördlichen Usegua. Der Süden von Usegua einschließlich Udoe und Ukerewe ist im allgemeinen eine weite, wasserlose Steppe, auf der zwischen den hohen, harten Gräsern einzelne Busch- und Baumgruppen eingestreut liegen. Parkähnliche Landschaft! Nguru und Ukami gehören zu den bessern Strichen. Nordwestlich von Ukami dehnt sich erst die weite Mkatasteppe aus. Dann kommt die Ebene von Farhani. Dieselbe ist sehr fruchtbar und bildet den Halt- und Sammelplatz aller Karawanen, die weiter ins Innere ziehen. Das anstoßende Gebirgs-

land von Usagara leidet sehr an Wassermangel. Hingegen eignet sich die Landschaft Khutu für größere Unternehmungen. Ein großer Theil des Gebietes von Usaramo ist wieder „parkähnlich". Die ganze Küste entlang ist der Regenfall stark und ziemlich häufig. Deshalb gedeiht hier alles besser als im Innern. Der charakteristische Baum ist die Kokospalme. Die beste Zukunft hat, wie es scheint, die Gegend am Kilima-Ndscharo für sich.

Obwohl die Moçambiqueküste wie deren Hinterland schon seit Jahrhunderten von den Portugiesen besetzt gehalten wurde, ist für die wirtschaftliche Hebung noch fast nichts geschehen. Das Elfenbein, welches hier an die Küste gelangt, kommt bereits weit aus dem Innern; denn bis hinein zum Nyassasee finden sich nur mehr wenige Elefanten. Der Boden ist sehr verschiedenwerthig. Hier wie in Britisch-Nyassa-Land findet man weite Grassteppen, auf deren hartem, durchlässigem Boden kein Baumwuchs gedeiht. Da der poröse Laterit die Feuchtigkeit nicht zu halten vermag, bleiben diese Gegenden von der Cultur ausgeschlossen. Viele Thäler hingegen sind in großer Ausdehnung sehr fruchtbar und gut bevölkert. Die Länder am Nyassasee, nördlich vom Sambesi und in Katanga gehören zu den besten Afrikas. Elfenbein ist hier noch im Ueberfluß. Baumwolle gedeiht ohne Cultur.

Afrika südlich vom Sambesi hat, wie bemerkt, in seiner westlichen Hälfte und an der Südküste nur wenig Regen. Die Vegetation ist ärmlich. Auch Elfenbein wird nicht mehr in nennenswerthen Mengen gefunden. Aber um das Gleichgewicht herzustellen, liegen in Südafrika die reichsten Mineralschätze verborgen. In den letzten 25 Jahren wurden allein an Diamanten über 1000 Millionen Mark und vom einzigen Witwaterrandt über 80 Millionen Mark Gold gewonnen. Eisen und Kupfer harren der Ausbeutung, und die noch fast gar nicht bekannten Gänge edlen Metalles in den Felsen und den Schwemmgebieten des Maschona- und des Matabelelandes halten wohl noch manche große Ueberraschung in Bereitschaft. Die vielgesuchte Steinkohle hat sich endlich auch in Natal gefunden. Allerdings und mit Recht halten Familien- und Staatsökonomisten dafür, daß der wahre Werth eines Landes immer in seinen Aeckern beruhe. Gold ohne Brod und Diamanten ohne Wein werden ein Land nicht cultiviren. Glücklich trifft es sich nun, daß für den Weinbau viele Striche Südafrikas, besonders in der Kapkolonie, geeignet sind. Außerdem hat sich der Süden trotz des geringen Regens als ein gutes Feld für Vieh- und die gewinnreiche Straußenzucht bewährt.

Kehren wir zurück nach Centralafrika, so finden wir im Westen das portugiesische Angola. Neben Kohle und Kupfer besteht sein großer Reichthum in Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Harzen und Pflanzenölen. Die Ausfuhr z. B. vom Jahre 1887 betrug nicht weniger als 5 000 000 Mark.

Das Land, welches König Leopold von Belgien als Herrscher vom Kongo übernommen, erstreckt sich in runder Ziffer über 2 300 000 qkm und wird in roher Schätzung bewohnt von 14 000 000 Wilden. Dort hausen die echten Neger der Westküste, die Hirtenvölker des Hochlandes, die Kannibalen des obern Kongo und die Akkazwerge des Aruwimi. Verschieden wie die Völker sind auch die klimatischen Bedingungen des ungeheuren Gebietes. Hier tief gelegene Ebenen, dampfend in Feuchtigkeit, überwuchert mit Schlinggewächsen und brütend in Fieberatmosphäre. Dort luftiges, gesundes Hochland, Tausende von Quadratkilometern Park, Tausende bedeckt mit Urwäldern, in denen Millionen Waldriesen durch das Netz- und Schlingwerk der Kletterpflanzen gleichsam aneinander gebunden und ineinander verwoben sind, daß kaum mehr ein Sonnenstrahl Eingang finden kann. Die Producte dieses Reiches sind ebenso mannigfaltig als reich. Gold, Kupfer und in großer Menge Eisen sind entdeckt worden. Elfenbein ist eine noch in bedeutendem Vorrath zu hoffende Kostbarkeit. Der eigentlichste Gewinn muß aber aus dem Pflanzenreiche gezogen werden. Von großem Werthe sind die vielen Arten trefflicher Nutzhölzer, die feinen Harze, Gummi, Palmkerne und Palmöl. Fast durch den ganzen Staat kann Reis, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak gepflanzt werden. Die tropischen Früchte gedeihen gut. Allerdings haben in den 20 Jahren, seitdem Stanley zum erstenmal den Riesenstrom der überraschten europäischen Welt bekannt gemacht, seine Uferländer die großartigen Hoffnungen auf Ausbeutung fast ebenso großartig getäuscht. Aber es mag eine Zeit kommen, von der aus man den königlichen Gründer des Kongostaates unter die thatkräftigsten, unternehmendsten, jedenfalls wohlwollendsten Männer der Vergangenheit zählen wird.

Sehr ähnlich den Producten des Kongostaates sind die von Französisch-Kongo und von Kamerun.

Speciell die Küste von Kamerun besitzt nach Professor Dr. F. Wohltmann ein typisches Tropenklima mit feuchtwarmer Treibhausluft, wie sie für Cacao, Vanille, Bananen und auch für den Kaffee willkommen ist. Der Ackerboden am Gebirge, welcher der Hauptsache nach das Verwitterungs-

product von festem Basalt, Lava und vulkanischer Asche ist, soll derartig reich an Nährstoffen sein, daß er den andern Kolonien gegenüber als ausnahmsweise fruchtbar hingestellt werden kann. Sollte sich das bestätigen, so muß es allerdings merkwürdig scheinen, daß der hohe Werth Kameruns als Plantagenland trotz seiner gesundheitlich gefährlichen Lage nicht schon lange besser ausgenutzt worden ist.

Die Gold- und Elfenbeinküste und die Länder am Niger sind im ganzen fruchtbar und reich. Nach Pobéguin finden sich an der Guineaküste an 120 Arten der besten Nutzhölzer, und neben europäischen Gemüsen gedeihen dort auch alle bereits genannten Tropengewächse. Nach Burton und Cameron soll man vom Jahre 1382 bis auf unsere Tage von der Guineaküste bereits 10—11 Milliarden Gold ausgeführt haben. Der bisher ergiebigste Artikel, das Palmöl, ist jetzt sehr im Preise gesunken. Elfenbein steigt im Werthe, sinkt aber im Vorkommen. Die von alters her aufgespeicherten Familienschätze von Elefantenzähnen sind längst verkauft, und das neue Material kann nur durch eine ausrottende Jagd gewonnen werden.

Liberia, Sierra Leona und Gambia haben eine bedeutende Ausfuhr aller tropischen und halbtropischen Erzeugnisse des Pflanzenreiches.

In den Ländern des Centralsudan und am Tsadsee wohnen thätige und im Handel sehr erfahrene Völker. Der Boden ist ziemlich fruchtbar und die Vegetation ähnlich der beschriebenen. Alle Arten von Getreide und Südfrüchten und ein sehr reiches Thierleben finden sich auf den ausgedehnten Ebenen. Diese dicht bevölkerten, aber nur wenig civilisirten Gebiete sind noch nicht eigentlich mit dem europäischen Handel in Verbindung gebracht worden.

Algier, das „afrikanische Frankreich“, liegt mit seinen Mineralien- und Bodenschätzen nur 24 Stunden Fahrt von Marseille und 5 Tage von London, hat aber von 1830—1888 dem Mutterlande nur 1 256 041 000 Franken eingebracht und dagegen 5 018 066 462 Fr., also im Ueberschuß 3 762 025 462 Fr. gekostet. Bei über hundert Empörungen sind viele Tausende von Soldaten zu Grunde gegangen. Es theilt sich in drei Stufen. Das bebaute und cultivirbare Land, „Tell“, welches sehr fruchtbar und bewaldet ist, erstreckt sich in einer Breite von 80 km vom Meere bis zum Atlas. Das Oberland oder die Steppe ist bedeckt mit dem berühmten Halfagras, welches sich zu soliden Stricken drehen läßt. In der algerischen Sahara endlich wurden durch die colonisation saharienne artesische

Brunnen gebohrt und dadurch die Anpflanzung von 520 000 Palm- und 100 000 Fruchtbäumen in 43 Oasen ermöglicht. Die Datteln sind von vorzüglicher Qualität. Jährlich werden für etwa $1^1/_2$ Millionen Franken ausgeführt. Für die Zukunft Algiers ist die Weincultur von Bedeutung. Die Missionäre haben es verstanden, durch eine verständige Kelterweise einen guten Wein, der auch die Seereise ertragen kann, zu erzielen.

Das Sultanat Marokko liefert hauptsächlich Olivenöl, Mandeln und Gummi.

Daß zwischen dem politischen und dem wirklichen Aegypten ein großer Unterschied ist, dürfte bekannt sein. Die politische Grenze umschließt allerdings $7^1/_2$ Breitengrade und eine Fläche von 935 300 qkm. Davon sind aber nur 29 118 qkm ein „Geschenk des Nils“. Das bedeutendste Fruchtland liegt im Delta und erstreckt sich in seiner größten Ausdehnung 171 km von Norden nach Süden. Ohne Zweifel ist die Bodencultur zur Zeit der Pharaonen ausgedehnter und verständiger gewesen als heute. Immerhin wird aber die Fruchtbarkeit sehr gehoben durch das gewaltige Stauwerk des Nils, das größte dieser Art auf der Welt, welches unterhalb Kairo angelegt ist. Baumwolle und Reis gedeihen gut, und sollte erst der geplante Nildamm in Mittel- oder Oberägypten zu stande kommen, so wird auch diesen Provinzen aus dem Elend geholfen.

Aus dieser gedrängten Uebersicht wird jedenfalls klar, daß die Producte Afrikas nicht geradezu wunderbar sind. Die Wälder des Amazonenstromes, die Niederungen Ecuadors, die Gaben der indischen Gewürzinseln, die Productionskraft der ungeheuren Flächen in den Vereinigten Staaten übten und üben noch immer mehr Anziehungskraft.

Es leuchtet ein, daß, wenn wir uns auf Centralafrika beschränken und es nicht ausbeuten, sondern verwalten wollen, seine Erzeugnisse uns guten Gewinn sichern. Aber die rein natürlichen Thier- und Pflanzenproducte eines tropischen Landes können niemals den Großhandel unterhalten. Die Production ist zu reich, die Nachfrage ist zu beschränkt. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel, die gewöhnlichen Kleidungsstoffe, Getreide aller Art, Baumwolle und besonders die Nutz- und Werthmineralien bilden den Hauptstock des Großhandels. Augenblicklich wird die gesamte Ausfuhr aus ganz Centralafrika an der Ost- und Westküste nicht über 500 Millionen Mark geschätzt. Einige meinen, es sei auch dieses viel zu hoch gegriffen, und doch beträgt diese Summe noch weniger als die Ausfuhr von Canada allein.

Allerdings, wenn die Schätze des Pflanzenreiches besser cultivirt, und vor allem, wenn sie leichter an die Küste gebracht und so vortheilhafter in den allgemeinen Wettbewerb eingeführt werden, dann wird auch der wirtschaftliche Werth Afrikas bis zu einem gewissen Grade rasch wachsen. Je mehr ferner die Bevölkerung zunimmt, je mehr die Kolonisation voranschreitet, desto mehr wird der Markt der Eingeborenen von großer Bedeutung, desto mehr wird der Handel zwischen Europäern und Afrikanern sich entwickeln und gewinnreich werden. Und darauf kommt es bei dem großen Wettlauf der europäischen Mächte in Afrika eigentlich an. Kaufmännische Unternehmungen waren zu allen Zeiten die Haupttriebfeder für Forschungsreisen und Abenteuer aller Art. Aber das Verlangen unserer heutigen Handelswelt ist vielfach ungefähr das Gegentheil der Wünsche jener Kaufleute aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Damals wurde der Ocean durchfurcht nach Nord und Süd und West, um von Europa einen Weg nach dem fernen Indien zu entdecken, wo die goldsüchtigen Pioniere des Fortschrittes ihre Schiffe mit sagenhaften Schätzen zu beladen und sie unter die harrenden Europäer zu vertheilen gedachten. Die modernen Herolde der Civilisation suchen aber im Gegentheil Länder und Völker, die ihnen ihre Artikel abnehmen und sie von ihrer Ueberproduction erlösen. Sie schauen auf die wilden Stämme wie auf unerzogene Menschen, welchen sie Verlangen nach den europäischen Herrlichkeiten beibringen und welche sie zu geschätzten Kunden machen wollen.

Wie steht es nun mit den natürlichen Vorbedingungen des afrikanischen Continents selbst, welche es uns erlauben oder uns darin fördern, die natürlichen Hilfsquellen des Landes zu erschließen und die Fruchtbarkeit seines Bodens auszunutzen? Wie steht es ferner mit den Eingebornen, welche mit den Gaben des glücklichen Europas beschenkt werden sollen? Mit andern Worten, welches ist die Handelsfähigkeit Afrikas?

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Schwarz S. J.

Livlands größter Herrmeister.

I. Wolter von Plettenberg und der Russenkrieg.

„Nie hat es eine Geschichte gegeben, die in undurchdringlichere Dunkelheit eingehüllt wäre als die Geschichte Livlands," klagte noch beim Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein Historiker des Deutschherrn-Ordens[1]. Wohl haben in den letzten 50 Jahren die Träger deutschen Geisteslebens in der fernen Ostseeprovinz emsig daran gearbeitet, das Dunkel zu lichten und von den alten Urkundenschätzen ans Licht zu bringen, was noch zu finden und zu retten war. Bei der verhältnißmäßig geringen Zahl derer, auf welche diese Mühen und Opfer sich vertheilen, und dem bescheidenen Kreise von solchen, auf deren förderndes Interesse sie dabei rechnen dürfen, ist, was bis heute geleistet worden, um so mehr der Anerkennung werth.

Gleichwohl liegt diese einst so wichtige deutsche Kolonie, diese äußerste Mark des Germanenthums im Nordosten, seit die russische Grenze sie vom gemeinsamen Mutterboden scheidet, für die große Zahl deutscher Leser weit außerhalb des Gesichtskreises. Daß einst eine große, thatenreiche Geschichte deutscher Helden sich dort abgespielt, daß einst auch die Kirche dort im Segen gewirkt und in Ehren geblüht, daß die geistig so regsame und vielbegabte deutsche Bevölkerung dort zum großen Theile auf die besten Geschlechter des alten Deutschlands ihre Abstammung zurückführt: das alles ist wie vom Staub der Jahrhunderte begraben. Bezeichnend ist, daß Kirchenhistoriker ersten Ranges wie Cardinal Hergenröther und Bischof von Hefele, da sie in ihrer Conciliengeschichte der livländischen Provincialsynoden erwähnen, sich außer stande erklären, etwas über dieselben mitzutheilen[2].

---

[1] Histoire de l'ordre Teutonique par un chevalier de l'ordre (Paris 1789) tome VII, 423.

[2] Hergenröther, Conciliengeschichte VIII, 12 u. IX, 321. Daß letzterwähnte Synode nicht zu stande kam, steht jetzt fest. — Hefele VII, 413. Die Beschlüsse der hier erwähnten Synode von Riga 1428 finden sich vollständig abgedruckt bei Heinr. Friedr. Jacobson, Geschichte der Quellen des katholischen Kirchenrechts der Provinzen Preußen und Posen (Königsberg 1837), im Anhang S. 20—72; ebenso die Beschlüsse der Provincialsynode unter Erzbischof Henning (zwischen 1438—1441). Einen Auszug aus den ersteren bietet Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert (Berlin 1887), II, 117. Schiemann kann sich hinsichtlich der Concilsacten des Urtheils nicht erwehren: „Im allgemeinen wird man angenehm überrascht durch den milden und aufgeklärten Geist, der aus dem Ganzen athmet."

Nur eine Gestalt aus Livlands schöneren Tagen ist dem Deutschen nicht ganz fremd geworden. In der Walhalla bei Regensburg, unter den Männern, an deren Namen Deutschlands Ruhm sich knüpft, steht von Schwanthalers Hand eine Marmorbüste. Es ist dasselbe Heldenantlitz voll Weisheit, Kraft und Frieden, das auch vom Ritterhause in Riga so ernst herabblickt auf die doppelt geknechtete Heimat und die veränderten Zeiten. Es ist Wolter von Plettenberg, der gefeiertste seines an ruhmvollen Erinnerungen reichen Hauses, Livlands berühmtester Kriegsheld und Regent, der größte aller livländischen Herrmeister.

Livlands Augustus ein ganzes Menschenalter hindurch, sah er seine Regierungsjahre in eine Zeit allgemeinen Umsturzes und nie dagewesener Zerrissenheit sich hinein erstrecken. Er sah das Lutherthum emporkommen, sah es auch in seinem Livland Boden gewinnen und erlebte den Abfall des Hochmeisters seines Ordens. Zu alle dem mußte auch er Stellung nehmen. Die Art aber, wie er es gethan, hat zur Folge gehabt, daß von alters her Katholiken wie Protestanten auf ihn als den Ihrigen Anspruch erhoben, die einen, weil er trotz aller vielfältigen Verlockung seiner Kirche treu geblieben, die andern, weil er mit der Neuerung innerlich sympathisirt und dieselbe begünstigt habe. Aber von beiden Seiten werden auch Vorwürfe wider ihn erhoben. Protestantische Fanatiker werfen ihm vor, daß er seine Zeit nicht erkannt, daß er den rechten Augenblick ungenutzt vorübergehen ließ, das geeinte Livland in ein lebenskräftiges, widerstandsfähiges weltliches Fürstenthum zu verwandeln[1]. Ernster sind die Anklagen, die bis in die neueste Zeit von katholischer Seite gegen ihn sind erhoben worden. „Wir sind weit entfernt, Plettenberg rein waschen zu wollen,“ schreibt von ihm ein sonst für sein Andenken begeistertes Mitglied des Marianischen Teutschen Ritterordens[2], „denn ausgenommen allein die Apostasie, hat er die schwerste Schuld auf sich geladen, die es gibt, indem er die Religion dem Interesse geopfert hat . . . Plettenberg ist eine hervorragende Erscheinung, und deshalb möchte jede der beiden Parteien ihn unter die Ihrigen zählen können. Aber das ist gerade das Urtheil über ihn, daß sein Verhalten darnach angethan war, einem derartigen Streite Raum zu lassen.“

Immerhin bleibt es wahr, daß zwischen dem eidbrüchigen Albrecht von Brandenburg, seit 1525 durch Verrath Herzog von Preußen, und

---

[1] Vgl. z. B. E. Seraphim, Geschichte Liv-, Est- und Kurlands (Reval 1895), I, 299 f.

[2] Histoire de l'ordre Teutonique VIII, 324.

dem eidbrüchigen Gotthard von Ketteler, 1561 durch Verrath Herzog von Kurland, Wolter von Plettenberg als Edelmann und Ritter ruhmvoll in der Mitte steht, durch Sinnesart und Charakter nicht minder jene überragend wie an geistiger Bedeutung und staatsmännischer Weisheit. Schon als Mann des Rechts, und daher als echter deutscher Mann von altem Gepräge, ist er es werth, näher gekannt zu sein.

Papst Innocenz VIII. richtete im ersten Jahre seiner Regierung, am 21. Mai 1485, ein Mahnschreiben an den Großfürsten von Moskau [1]. Die wilden Verheerungszüge nach Livland hielt er ihm vor als eine Kränkung des päpstlichen Stuhles, dem jenes Land unmittelbar unterworfen. Er legte Nachdruck darauf, daß Livland dem Heiligen Stuhle zu eigen gehöre — provincia nostra Livoniae — und erinnerte an die Zusagen, welche der Großfürst einst Sixtus IV. gegeben, wie an die Wohlthaten, die derselbe von jenem empfangen habe. In den Kämpfen zur Abwehr jener furchtbaren Russeneinfälle, von denen die Klagerufe bis zum Statthalter Christi drangen und ihn selbst zum Eingreifen bestimmten, hat Wolter v. Plettenberg als Vogt des Deutschherrnhauses von Rositten sich die erste Auszeichnung verdient.

In Narwa, an der äußersten Ostgrenze gegen Rußland hin hat er „seine jungen Jahre“, wahrscheinlich die ersten Jahre seines Ordensdienstes, hingebracht; denn „von jung auf“ hat er im Orden gedient und der Reihe nach die Rangstufen der verschiedenen Aemter durchlaufen. Ob er auf livländischem Boden geboren, wie der Localpatriotismus der spätern Zeiten es so gerne annimmt, — ob er jung aus Westfalen zugewandert, dem sein edles Geschlecht entstammt, ist ungewiß. Seit dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts begegnet man den Plettenbergs häufig in den Reihen der Deutschritter, in den über Deutschland hin zerstreuten Balleien, wie unter Livlands Gebietigern. Hier bekleidet um 1450 ein Godert v. Plettenberg die Stelle des Landmarschalls, der nächsten Würde nach dem Meister; er war nicht der einzige seines Namens in den Reihen der livländischen Genossen; unter ihm ist wohl auch der Neffe in den Orden getreten. In dem Kampfe, den seit 1489 der Orden wider die trotzige Stadt Riga führt, erscheint dieser bereits selbst in der Würde eines Landmarschalls und als solcher mit der Oberleitung des ganzen Krieges betraut. Am 11. October 1490 wird ihm vom Herrmeister die Sache des Ordens in dieser

[1] *Rainald*, Annales Ecclesiastici ann. 1485 n. 16.

Angelegenheit ganz besonders ans Herz gelegt. Nach manchen Mißerfolgen und Verlusten entscheidet die Schlacht bei Neuermühlen zu Gunsten des Ordens. Dienstag nach Oculi, 9. März 1491, bevollmächtigt der Meister den Landmarschall nebst den Komturen von Fellin und Reval zu den Friedensverhandlungen; der Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Dorpat und Kurland sollen Schiedsrichter sein. Bereits am 30. März ist der Friede vollzogen.

Es war hohe Zeit; denn schon wieder droht die Gefahr von dem furchtbaren Moskowiter. Der Grenzfeste Narwa gegenüber steigt 1492 in staunenswerth kurzer Zeit das russische Trutz-Narwa Iwangorod empor. Besorgt tagen die livländischen Stände in Walk um Johanni 1492; man beräth über Schutzbündnisse mit Litauen und Schweden; man beschließt zu gemeinsamer Abwehr treu zusammenzustehen, Bischöfe, Städte und Ordensgebietiger mit ihren Mannen.

Seit dem Anfange des Jahres 1494 beginnen die Beunruhigungen und Beeinträchtigungen des „deutschen Hofes", der wichtigen hanseatischen Handelskolonie im russischen Nowgorod. Am 5. November des gleichen Jahres wird der Hof plötzlich und gewaltsam unterdrückt; alle Waren und Güter werden confiscirt; 49 Kaufleute aus den verschiedensten deutschen Städten sehen sich in harter Gefangenschaft. Aber der Schlag bedeutet mehr: er ist der Untergang des hanseatischen Handels im Osten; er kündet den Ruin der drei großen Städte Livlands; er ist eine Kriegserklärung gegen das Deutschthum am Baltischen Meere. Der Einfall der Pleskauer ins Dorpatsche Gebiet 1499 und die verheerenden Einfälle der Moskowiter im darauffolgenden Jahre ließen darüber keinen Zweifel.

In demselben verhängnißvollen Jahre 1494 war der livländische Meister Freytag von Lorinkhove am 26. Mai gestorben. Am 7. Juli fiel die Wahl der Gebietiger auf den bisherigen Landmarschall Wolter v. Plettenberg. „Er hatte noch kein sonderliches Alter erreichet, da er zu dieser Würde gelangete," schreibt ein Chronist[1], „ließ aber solche Tugenden von sich sehen, daß niemand seine Jugend zu verachten Ursach hatte." Ungewöhnlich rasch, bereits am 9. October 1494, erfolgte die Bestätigung der Wahl durch den Großmeister und der Befehl für Reval und die Ritterschaft von Harrien und Wierland, dem Neuerwählten die Huldigung zu leisten. Der Ruf eines tapfern Kriegshelden ging demselben voraus.

---

[1] Chr. Kelch, Liefländische Historia (Reval 1695) 154.

„Dieser Walter v. Blettenbergk“, erzählt der Chronist, „ist ein sonderlicher tapfferer Helt gewesen, wie dann seiner Person halben auch das von ihm gesagt wirdt, daß er in einem ganzen Küraß angethan in ebenem Felde auf seinem Hengst ohne Vortel auff und absitzen können, undt vol wirdigk, unter die vornehmen Helden und Kriegsleute mitzurechnen, dann ihme seiner Vorfahren in diesen Landen aus dem ritterlichen Teutschen Orden an Thaten wenigk gleich gewesen . . .“ Es blieb ihm nun übrig, den herannahenden Russenkrieg fest ins Auge zu fassen.

Während seine Abgesandten zu Unterhandlungen gegen Moskau ziehen und nicht bessere Kunde von da zurückbringen als die drei aufeinander sich folgenden Botschaften der Hanseaten, betreibt Plettenberg seine Rüstungen. Dünamünde wird befestigt; das feste Schloß Wenden, der Sitz des Ordensmeisters von Livland, wird mit Mauern und Basteien umzogen und mit drei mächtigen Thürmen flankirt. Auf dem Reichstag zu Lindau 1496 wird des Reiches Hilfe angerufen. Die Antwort, erst auf den folgenden Tag zu Worms 1497 verschoben, ist trotz aller Bitten und trotz der ernsten Worte, die der Kanzler des Reiches, der Mainzer Erzbischof Berthold v. Henneberg, an die Stände richtet, eine abschlägige[1]. Ein Hilfegesuch an den Städtetag der deutschen Hansa zu Lübeck 1498 erzielte schöne Versprechungen, aber nichts darüber hinaus, und auch ein Tag der livländischen Stände selbst, zu Walk im September desselben Jahres, brachte nicht bessere Ermuthigung. Bündnißverhandlungen mit Dänemark und Schweden zerschlugen sich, und damit fiel ein groß gedachter Plan des Meisters zur Vereinigung aller Kräfte wider die erdrückende Macht des gemeinsamen Bedrohers.

Schon begannen wieder die Einfälle der Russen, als der Ständetag zu Wolmar am 17. Januar 1501 zu der Politik Plettenbergs seine Zustimmung aussprach, unter Bündniß mit dem benachbarten Litauen zum Angriffskrieg gegen den Moskowiter vorzuschreiten. Am 3. März war das Bündniß abgeschlossen, am 21. Juni wurde auf dem Schloß zu Wenden das Bundesinstrument aufgesetzt, am 26. August stand Plettenberg mit seinem kleinen Heere bei Neuhausen an der russischen Grenze. Noch auf livländischem Boden spendete der Bischof von Dorpat den Rittern das heilige Abendmahl und dem ganzen Heere den Segen. Es waren

[1] J. J. Müller, Des heil. Röm. Reiches Reichstags-Theatrum, wie selbiges unter Keyser Maximilians I. allerhöchster Regierung gestanden (Jena 1719) II. 144, vgl. 111.

4000 wohlgerüstete Reisige, an 2000 Fußknechte und ein großer Troß leichtbewaffneter Bauern. Plettenberg selbst führte das Heer; der greise Erzbischof Michael von Riga hielt sich an seiner Seite[1].

Kaum auf russischem Boden, stieß man noch gleichen Tages auf einen an Zahl ungeheuer überlegenen Feind. Allein das noch ungewohnte Feuer der Geschütze und die wuchtigen Attaquen der geharnischten Reiter thaten ihre Wirkung. „Als der theuerbare Held Wolther v. Plettenberg mit seinen tapffern Reitern und Helden männlich in den Feindt gesetzet, so daß da manchem Hören und Sehen vergangen ist, da haben die Moskowiter das Hasen-Banner genommen, und wer nicht entfliehen konnte, der ist erschlagen worden, und hat der Herrmeister dort großen Preis und Ehre und viel Beute erlanget.“[2]

Muthig rückte das siegreiche Heer nun im Feindesland voran. Das starke Schloß Isborsk ließ man beiseite liegen, um desto schneller vor Ostrow anzukommen. Hier wollte sich Plettenberg mit dem Heere der Litauer vereinigen. Am 7. September ging die Stadt Ostrow in Brand auf; Tausende von Russen kamen ums Leben; noch bis zum 14. dauerte die Beschießung der Burg.

Allein die Litauer blieben aus. Am 15. Juni 1501 war König Johann Albrecht von Polen gestorben; Alexander von Litauen war dem Bruder auf dem polnischen Throne gefolgt; er hatte jetzt andere Sorgen, als die Nachbarn gegen den gemeinsamen Feind zu unterstützen. Das Heer der Livländer, auf sich angewiesen, war zu schwach. Dazu brach jetzt die rothe Ruhr aus; manche der tüchtigsten unter den Gebietigern, Junkern, Reitern und Knechten fielen der Krankheit zum Opfer. Nichts blieb übrig als der Rückzug. Noch wurde im Vorüberzug Isborsk flüchtig beschossen, und der Versuch eines Ausfalls kostete den Russen viele Menschenleben. Am 14. September stand Plettenberg wieder auf Livlands Boden. Eben heimgekehrt ward er von einer tödtlichen Krankheit aufs Lager gestreckt; das Heer zerstreute sich über das Land, und nun brach, am Vorabend vor Allerheiligen 1501, ein ungeheures Russenheer — 90000 Mann — zu blutiger Vergeltung über die Grenze. Grauenvoller als je hausten die

[1] Die Darstellung der kriegerischen Ereignisse von 1501 und 1502 schließt sich im wesentlichen an den Bericht der „Schönen Historie“. Vgl. C. Schirren im Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands. VIII (Reval 1861), 112 f. Beiträge zur Kunde Esth-, Liv- und Kurlands I, 454 f.

[2] Fr. Nyenstädts Livländ. Chronik. Monumenta Livoniae II, 38.

feindlichen Barbaren; auf 40000 schätzte man allein die Zahl der Gefangenen, die mit fortgeschleppt wurden.

Plettenberg genas, und alsbald stand er wieder unter den Waffen. Aber unstätes Winterwetter hatte das Land mit Morästen überdeckt. Es war schwer, die Heerhaufen zu vereinigen. Der Feind vermied jedes größere Gefecht; überall wich er vor dem heranziehenden Herrmeister. Nur der Tag von Helmet, 25. November 1501, brachte einem livländischen Haufen, der den befohlenen Anschluß an das Hauptheer versäumt, mit dem Untergang zugleich den Ruhm heldenmüthiger Tapferkeit; einen Monat später, am 28. December, meldet Plettenberg von errungenen Vortheilen. Zu Beginn des Jahres 1502 war Livlands verwüsteter Boden wieder vom Feinde frei.

Das neue Jahr beginnt, aber das Litauer-Heer, abermals so sehnsüchtig erwartet, stellt sich nicht ein zum gemeinsamen Angriff. Wohl kommen Gesandte vom Hochmeister aus Preußen, wohl gehen Verhandlungen mit Polen und Preußen hin und her; der Komtur von Reval führt im März 1502 seine Ritter zu einem glücklichen Streifzug über die russische Grenze und wirft bei Iwangorod 1600 geharnischte Russen; noch im gleichen Monat kommt Kunde von glücklichen Waffenthaten des Landmarschalls Johann Plather auf russischem Boden. Aber Hilfe kommt von keiner Seite. Nur Papst Alexander VI. hat den 21. Juni 1496 allen in Livland, die „um Christi willen“ gegen die Russen ausziehen und im Kampfe fallen, und ebenso allen, die, außer stande, selbst zu kämpfen, den Kriegszug nach Kräften unterstützen — „vere poenitentibus et confessis“ — den einen für die Todesstunde, den andern einmal im Leben einen vollkommenen Ablaß verliehen und dadurch die Streiter noch mehr zum Todesmuth begeistert[1].

Als der August kam, stand abermals Plettenbergs kleines Heer gerüstet an der Grenze. Auch vom Hochmeister in Preußen war diesmal eine kleine Abtheilung Knechte zu Hilfe geschickt worden, commandirt von Claus v. Pach. Aber Plettenberg vermißte schmerzlich eine Unterstützung durch reisige Edelleute. Er war also wieder wie im vorigen Jahre von

[1] J. J. Müller, Reichtags-Theatrum II, 112, und *Theiner*, Vetera Monumenta Poloniae II, 262, wo die Ablaßbulle im Wortlaut mitgetheilt. Dieselbe wird von den baltischen Historikern ignorirt, vielleicht weil sie direct an die schwedischen Bischöfe gerichtet ist. Sie war jedoch in gleicher Weise auch für Livland bestimmt: „regnum Sueciae cum terra Livoniae et provinciis ei adiacentibus.“

aller Welt im Stich gelassen, und dies war schlimm; denn zum drittenmal brachen die Litauer ihr Wort und blieben aus. Livland sollte allein kämpfen und verbluten. Plettenberg rückte entschlossen ins Feindesland. Vor Pleskau fielen ihm zwei Russen in die Hände. Sie sagten aus, daß der Feind in ungeheuern Massen heranrücke und auf einen Widerstand des schwachen livländischen Häufleins gar nicht rechne.

Der Meister beschloß, die Entscheidung Gott anheimzugeben und den Feind zu erwarten; mit der Morgenfrühe des 13. September 1502 sah man der Entscheidungsschlacht entgegen. „Als nu de Meister des Rüsse Vormetenheit vornammen, hefft he syner Sake gude Achdinge gehat unde mit Juda Machabaeo dem Allerhögesten vortruwet," erzählt der alte Russow[1]. Auch fast alle andern Chronisten wissen zu erzählen, wie Plettenberg in dieser Stunde „Gott umb Hülffe undt glücklichen Siegk angeruffen", und zweifelsohne gilt es von diesem Tag, wenn Nyenstädt berichtet[2]: „Da kumpt der Herrmeister Wolter von Plettenbergh mit seinen Ordensherren und vorsammelten Kriegsheere . . . dem Moschowiter under Augen, geht zum Ersten mit seinen Ordensherrn, Gebietigern und Prälaten in die Capellen, lassen sich da eine Betmesse thun, und das Kriegsvolk fällt umb die Capellen uf dem Felde nider, roffen Gott und die heilige Jungfrau Maria an zur Vorbitte umb einen Siegh und Fiktorie zu erhalten." [3]

Den Erfolg berichtet Russow: „Und also am Abend Exaltationis crucis [d. h. am Tag vorher (Vigil) 13. September] die Feinde mit großer Ungestümigkeit und Geschrey herangedrungen haben, ist der Meister unerschrocken den Feinden unter Augen gerücket, welche sich der Kühnheit des wenigen Volkes der Deutschen sehr verwundert haben. Und also nun beide Parteien nah bei einander gekommen waren, da haben die Russen des Meisters Volk all umringet. Da das der Meister gesehen hat, daß er mit seinem Volk nirgends hin fliehen könnte, hat er einen Muth gefaßt und erstlich das Geschütz unter die Russen losgehen lassen, welches die Russen wohl getroffen hat. Dann hat er ganz tapfer und freudig auf die Feinde eingesetzet und sich mit Macht dreimal durch den Haufen hindurchgeschlagen, der Russen viele erlegt und die übrigen mit göttlicher Hülfe auf die Flucht gebracht. Aber dieweil er mit seinem Volke ganz

[1] Lyffländische Chronika, 1584. S. 23b.

[2] Monumenta Livoniae II, 38, vgl. Beiträge I, 137.

[3] Die heilige Messe wurde auf den Kriegszügen der Livländer 1502, wie auf den frühern Russenzügen jeden Morgen für das Heer gehalten. Vgl. Beiträge I, 460.

vermüdet gewesen, hat er dem Feinde nicht weiter folgen können, sondern ist bis in den dritten Tag da liegen geblieben und der Feinde, ob sie wieder kommen wollten, verwartet. Aber sie sind ausgeblieben und haben nicht mehr so heiß baden wollen." Auch Nyenstädt stimmt hier bei: „Der Herrmeister ist an diesem Ort drei Tage liegen geblieben und hat die Erschlagenen, so von den Seinigen im Kampf geblieben, mit christlichen Ceremonien bestättigen lassen und die Verwundeten in guter Warte zu heilen nach Nothdurft versehen."

Der Eindruck des Sieges an der Smolina war ein ungeheurer. Es war die großartigste Waffenthat, die ein livländisches Heer je vollführt, eine der glorreichsten in der Geschichte der Christenheit. Viel tausend Russen lagen erschlagen; Plettenberg hatte nur wenige Ritter und durch Verrath eines Offiziers 400 gemeine Knechte verloren. „Diese Victoria der Livländer", meinte daher auch der alte Russow, „ist wahrhaftigen ein Wunderwerk und Mirakel Gottes gewesen, daß solk ein klein Hüpeken, wie vorgemelt, über 90000 überwunden und in die Flucht geschlagen haben."

Zum Andenken an den glorreichen Sieg verordneten die Bischöfe Livlands, daß das Fest der Kreuzerhöhung (14. September) hinfort jedes Jahr gleich dem Osterfeste gefeiert werden solle. Plettenberg erbaute mehrere Kapellen zu Ehren der Jungfrau Maria. Für den Fall des Sieges hatte er auch eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande gelobt; allein die Verhältnisse gestatteten nicht, daß er in Person der Erfüllung des Gelöbnisses sich unterziehe. An seiner Stelle brach 1504 der Komtur von Fellin, Robert von Grave, von 50 Rittern begleitet zur Pilgerfahrt über Rom nach Jerusalem auf, von wo er wohlbehalten wieder heimkehrte. Auch in Zukunft bewährte sich Plettenberg noch mit Vorzug als den „Diener der Jungfrau", welcher ja auch der „Marianische Teutsche Ritter-Orden" in besonderer Weise zu Dienst und Treue verpflichtet war. Am 18. October 1508 stellt der Meister Urkunde aus über Schenkung eines Platzes zum Bau einer Gildenstube für die „Brüderschaft Unserer Lieben Frau", und erklärt dabei[1]: „daß wir mit Rath, Willen und Genehmigung unserer ehrsamen Mitgebietiger gegönnt, verliehen und gegeben haben und hiermit kraft dieses Briefes, zu Stärkung inniger Andacht und der Ehre Gottes samt Mariä, seiner keuschen Gebärerin, den Herrendienern und

---

[1] Beiträge I, 71. Noch heute steht auf diesem Platze das Haus der Domgilde. Vgl. Nottbeck, Der Immobilienbesitz Revals S. 26.

Bürgern erwähnter Unserer Lieben Frauen Brüderschaft zu Reval aus sonderlichen Gunsten und Gnaden gönnen, geben und verleihen eine Stätte, gelegen längs dem Graben unseres Ordenshauses Reval . . ."

Auf den Münzen, die Plettenberg 1516 für Riga schlagen ließ, ist auf der einen Seite mit Bild und Inschrift des Erzbischofs auch das des Meisters angebracht; die andere Seite trägt das Bild der Himmelskönigin mit dem Jesuskind und um dasselbe den Spruch: Domina Maria conserva nos.

Man begreift dieses Gebet; denn Livlands Freiheit und damit der Bestand des Ordens waren noch unaufhörlich bedroht. Zwar gelang es nach langen Verhandlungen, am 29. Juni 1503 in Nowgorod zum Abschluß eines Beifriedens auf 6 Jahre zu kommen. Die „Eisenmänner" Livlands hatten den Moskowitern zu gewaltigen Schrecken eingejagt[1], und auch nach andern Seiten hin hatte Moskau sich zu decken. Trotzdem war der Friede nicht günstig, und, was schlimmer war, für keinen Tag war man sicher, ob der Großfürst an die geschlossenen Verträge sich halten werde. Nur dem Zusammenwirken äußerer Verhältnisse und der großen Klugheit und Vorsicht des Meisters war es zu danken, wenn der Friede erhalten blieb.

Indes mußte man von Jahr zu Jahr auf den Losbruch neuer Kriegsschrecken gefaßt sein. Kaum war 1503 der Krieg beendet, als Plettenberg mit den Städten und Rittern wegen derjenigen sich auseinandersetzte, welche in der Stunde der Gefahr die Heeresfolge zum Kampf verabsäumt hatten. Die Dienstpflicht wurde für die Zukunft strenge geregelt. Bei den Hansestädten bat der Meister um Geldunterstützung für den mit Sicherheit erwarteten Wiederausbruch des Russenkrieges. Noch ist sein Brief an die Stadt Soest erhalten vom 7. December 1506, in welchem er die Stadt um Beisteuer zum Kriege angeht. Unterdessen waren wieder-

[1] *Barthol. Grefenthal*, Livlend. Chronica (Mon. Livon. V, 45): „Der Muscowiter soll nach gemachtem Frieden vom deutschen Meister begehret haben, ihm einen eisern Mann, von denen so sein Kriegsvolk schlagen helfen, zuzuschicken, denselben zu sehen. Hat der Herr Plettenberg einen wohlversuchten Kriegsmann aus seinen Hauptleuten in einem ganzen Küraß ausgerüst ihm zugeschickt auf einem Pferde und Rennspieß, welcher vor dem Muscowiter allerlei Uebung und Kunst gebraucht, einen Hut von der Erde im vollen Rennen aufgehoben, denselben wider eine Mauer geworffen und unverruckt auf seinem Pferd im Sattel sitzen geblieben, seinen Küraß und Rüstung alleine abgelegt und wieder angethan. Darüber sich der Muscowiter sehr verwundert und mit reichlicher Verehrung wieder anheim ziehen lassen."

holte Botschaften Kaiser Maximilians I. nach Moskau (1504, 1505 und 1506) auch im Interesse des Friedens für Livland thätig, freilich ohne mehr zu erzielen als Worte, und selbst diese lauteten nicht beruhigend.

Dagegen hatte auf erneutes Ansuchen des Meisters Papst Alexander VI. 1502 eine abermalige Ablaßverkündigung zu Gunsten Livlands bewilligt, nachdem er schon 1498 in einem eigenen Schreiben Lübeck und die übrigen Hansestädte zur Hilfe für Livland aufgefordert hatte. Julius II. hatte 1504 die Ablaßbewilligung erneuert; am 28. Januar 1505 nahm der Commissar des Ordens im Dome zu Bremen eine bedeutende Summe von Ablaßgeldern entgegen. Auch 1505 wurde in den Diöcesen Deutschlands zur Unterstützung der bedrohten Livländer gegen die Russen der Ablaß gepredigt. Bei dieser Gelegenheit war es, daß der beredte Dominikaner Joh. Tetzel, der sich schon während des Jubeljahres 1500 als Ablaßprediger bethätigt, in der Eigenschaft eines Subcommissars fungirte[1]. Er predigte auch jetzt mit außerordentlichem Erfolg. Auch als 1507 von Rom eine neue Gnadenbewilligung für Livland erfolgt war, blieb Tetzel in dieser Sache Vice-Commissar für das Bisthum Meißen. Wie hier, wurde aber auch in andern deutschen Diöcesen für das bedrohte Livland gepredigt und gesammelt. Noch 1511 ist vom ersten Fastensonntag bis Dreifaltigkeit in Würzburg der Ablaß für Livland verkündigt worden[2].

So war es bei der engherzigen und kurzsichtigen Interessenpolitik jener Tage und der Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse nur das lebendige Bewußtsein der kirchlichen Zusammengehörigkeit und der Weitblick des gemeinsamen Vaters der Christenheit, von wo dem bedrohten Lande noch Trost und Hilfe wurde.

---

[1] Gröne, Tetzel und Luther, 2. Aufl. S. 6 ff.; Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft 1895, S. 38.

[2] Chronic. Sponheim. (Opp. Trithemii ed. Freheri, Francof. 1601) P. II, 433. 46.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Selbstbiographie einer Lomechusa[1].

Es sind bereits neun Jahre her — nach unserer Zeitrechnung ebensoviele Lomechusenalter —, da ist eine Schrift erschienen, welche den Titel trug: Beiträge zur Lebensweise der Gattungen Atemeles und Lomechusa. Eine alte, welterfahrene Ameise hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht. Zugleich fügte sie bei, daß man in Kürschners Litteratur-Kalender den Titel jener Schrift abgekürzt habe in: „Atemeles und Lomechusa". Infolge dessen — so sagte sie — seien denn nicht wenige kluge Menschenkinder auf den Gedanken gekommen, Atemeles und Lomechusa wären der Held und die Heldin eines Romans und hätten niemals gelebt. Das ist aber ein großer Irrthum, und zwar in jeder Beziehung. Bei meiner Standesehre fühle ich mich verpflichtet, ihn hier aufzuklären. Ich bin dazu um so mehr berechtigt, da über uns beide, über Atemeles und Lomechusa nämlich, seither noch eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten erschienen ist. Ja sogar auf einem internationalen Zoologencongreß wurde über uns und unseresgleichen ein Vortrag gehalten. Deshalb dürfte es an der Zeit sein, daß auch der romanlesende Theil der Menschheit sich von unserem wirklichen Dasein überzeuge und unsere wahre Lebensgeschichte erfahre.

Also wir, Atemeles und Lomechusa, wir sind historische Persönlichkeiten oder vielmehr historische Individualitäten. Obwohl es die einzelnen Individuen bei

[1] Wenn wir im folgenden einen Ameisengast seine Erlebnisse erzählen lassen, so braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß wir damit der tendenziösen Vermenschlichung des Thierlebens keineswegs das Wort reden wollen. Vielmehr dürfte gerade das Gegentheil sich aus der Darstellung selbst ergeben.

Weiteres über den behandelten Gegenstand findet der Leser in folgenden Schriften des Unterzeichneten: Ueber die Lebensweise einiger Ameisengäste. I. Theil. (Deutsche Entomologische Zeitschrift. 1886. 1. Heft.) — Ueber die europäischen Atemeles. (Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1887. 1. Heft.) — Beiträge zur Lebensweise der Gattungen Atemeles und Lomechusa. Haag 1888. (Tijdschrift voor Entomologie Bd. XXXI.) — Vergleichende Studien über Ameisengäste und Termitengäste. (Mit Nachtrag I und II.) Haag 1890. (Tijdschrift voor Entomologie Bd. XXXIII.) — Die internationalen Beziehungen von Lomechusa strumosa. (Biologisches Centralblatt Bd. XII. 1892. Heft 18—21.) — Zur Lebens- und Entwicklungsgeschichte von Atemeles pubicollis. (Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1894. 2. Heft.) — Kritisches Verzeichniß der myrmekophilen und termitophilen Arthropoden. Mit Angabe der Lebensweise und Beschreibung neuer Arten. Berlin 1894. — Zur Biologie von Lomechusa strumosa. (Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1895. 2. Heft.) — Die ergatogynen Formen bei den Ameisen und ihre Erklärung. (Biologisches Centralblatt Bd. XV. 1895. Heft 16 und 17.) — Die Myrmekophilen und Termitophilen. Vortrag, gehalten am 16. September 1895 zu Leiden. (Compte rendu des Séances du troisième Congrès international de Zoologie. Leyde 1896.) — Revision der Lomechusa-Gruppe. (Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1896. 2. Heft.)

uns nur bis zum Einjährigen bringen, da unsere normale Lebensdauer von der Wiege bis zum Grabe nur ein Jahr beträgt, so hat doch unser Stamm eine Geschichte von so ehrwürdigem Alter, daß die ahnenreichsten Adelsgeschlechter der Menschen gegen uns reine Eintagsfliegen sind. Unsere Geschichte auf Erden ist um viele tausend Jahre älter als die Geschichte der Menschheit, die ihr so stolz die Weltgeschichte nennt; denn ihr Menschen habt erst am sechsten Schöpfungstage das Licht der Welt erblickt, wir aber spätestens schon am fünften. Wir sind nämlich Käfer, Kurzflügler, Ameisengäste. Das dürfte zum Beweis für unsere Existenz und für das hohe Alter unseres Geschlechtes genügen. Schon zur meso- und kenozoischen Zeit, wo statt der Dampfschiffe noch die riesigen Saurier die Herren des Meeres waren und die gewaltigen Mastodonten und andere Dickhäuter als Krone der sichtbaren Schöpfung auf dem Festlande umherspazierten, schon damals waren wir da. Als an euch noch niemand dachte, wohnten wir bereits als Stammgäste bei dem Volke der Ameisen, das im mittlern Tertiär in zahllosen Gattungen und Arten das Antlitz der Erde belebte. Die Nester dieser klugen Thierchen, deren nimmermüde Emsigkeit euch vom Schöpfer zum Vorbilde gegeben wurde, waren schon zur Tertiärzeit gastliche Herbergen, in denen besonders bevorzugte Vertreter aus dem Geschlechte der Käfer Unterkunft und Verpflegung fanden. Und zu diesen bevorzugten Wesen gehören wir, Atemeles und Lomechusa.

Wer uns nur so oberflächlich betrachtet, könnte uns allerdings wegen unserer rothbraunen Färbung und unserer breiten Körpergestalt eher für Wanzen als für Käfer halten. Aber wir müssen derartige Verwechslungen, deren sich nur ein Laie in der Kerfkunde schuldig machen kann, mit Entrüstung zurückweisen. Es ist allerdings richtig, daß unsere Körperform von derjenigen anderer Käfer und insbesondere auch von derjenigen anderer Kurzflügler — so heißt nämlich die Käferfamilie, welcher wir nach der Systematik angehören — nicht unerheblich abweicht. Aber gerade diese Eigenthümlichkeiten unserer Erscheinung sind unser berechtigter Stolz. Man nennt dieselben nämlich in der Wissenschaft „Anpassungscharaktere an die myrmekophile Lebensweise". Sie sind gleichsam die Ordensabzeichen, an denen man die erlauchten Geschlechter der Ameisengäste sofort von den gewöhnlichen sterblichen Käfern unterscheiden kann. Unter diesen Ehrenzeichen besitzen nun gerade wir, Atemeles und Lomechusa, das allervornehmste: gewisse gelbe Haarbüschel, die im Ameisenstaate den Orden des goldenen Vließes vertreten.

Ihr müßt nämlich wissen, daß man unter jenen Käfern und andern Gliederthieren, welche gesetzmäßig in Gesellschaft der Ameisen leben, verschiedene Rangstufen der Symbiose, d. h. des Zusammenlebens derselben mit ihren Wirten, unterscheidet. Es gibt unter jenen Gesellschaftsthieren der Ameisen nicht bloß gebetene Gäste, zu denen wir gehören, sondern auch ungebetene. Unter den letztern findet ihr sogar eigentliche Schmarotzer der niederträchtigsten Art, ferner feindlich verfolgte räuberische Eindringlinge; die große Mehrzahl sind jedoch indifferent geduldete Einmiether, ein sehr gemischtes Publikum, unter welchem neben edlern Erscheinungen, die mit uns bereits eine gewisse Aehnlichkeit besitzen, auch noch manches Diebsgesindel sich versteckt. Ueber alle diese niedern Stufen der Symbiose erhebt sich in hellem Ruhmesglanze das echte Gastverhältniß,

von den Gelehrten Myrmekoxenie (von μύρμηξ, Ameise, und ξένος, Gast) oder Symphilie (von σύν und φιλία, freundschaftliches Zusammenleben) genannt. Diese echten Gäste sind die Elite der Myrmekophilen, und kaum 200 unter den 1000 bisher als gesetzmäßige Gesellschafter der Ameisen bekannten Käferarten zählen zu dieser auserlesenen Schar. Ja unter den 2000 Staphyliniden oder Kurzflüglern der paläarktischen Fauna sind wir, Atemeles und Lomechusa, sogar die einzigen, die das hohe Privileg besitzen, echte Ameisengäste zu sein! Zum Beweise dafür tragen wir stets unser Ordensabzeichen mit uns herum. Es sind dies die obgemeldeten gelben Haarbüschel. Dieses goldene Vließ ist der sichtbare Ausdruck des überaus schönen und ehrenvollen Verhältnisses, das uns mit unsern Wirten verbindet, eines Verhältnisses, das im ganzen übrigen Thierreich seinesgleichen nicht hat. An den gelben Haarbüscheln werden wir nämlich von den Ameisen mit großem Behagen beleckt; der angenehm narkotische Reiz des ätherischen Oeles, welches diese Organe absondern, ist der Grund, weshalb unsere Wirte uns so lieb haben. Und diese Liebe besteht nicht bloß in Gefühlen: sie füttern uns auch aus ihrem eigenen Munde und lassen sogar unserer hilflosen Jugend die allervornehmste Ameisenerziehung angedeihen. Damit wir unser unschätzbares Ordensabzeichen auf dem Lebenswege nicht verlieren, ist es uns angewachsen. Wir, Atemeles und Lomechusa, tragen es als zwei Reihen goldgelber Haarbüschel an den Seiten des Hinterleibes. Andere echte Gäste aus andern Käferfamilien haben es an andern Körpertheilen ebenso unverlierbar angeheftet: die einen auf dem Halsschild, die andern an der Hinterleibsspitze, andere wiederum an den Flügeldecken, andere auf der Stirn oder sogar auf der Nase, d. h. an den Fühlern, welche bekanntlich die Nase bei uns Insecten sind.

Bisher habe ich immer gesagt: Atemeles und Lomechusa. Daran war jedoch nur meine Bescheidenheit schuld; eigentlich müßte es umgekehrt heißen: Lomechusa und Atemeles. Wir beide bilden nämlich zugleich mit der nordamerikanischen Gattung Xenodusa die Lomechusa-Gruppe. In dieser Gruppe ist aber Lomechusa die älteste, die sogenannte typische Gattung, die bereits 1806, also vor ganzen neunzig Jahren, von meinem verstorbenen Freunde Gravenhorst aufgestellt wurde; und sie ward von ihm gegründet auf mich. Hiermit habe ich endlich das Vergnügen, mich meinen Lesern persönlich vorstellen zu dürfen.

Mein Name ist *Lomechusa strumosa*. Ich bin beiläufig 6 mm lang und deren 2 breit, für einen Kurzflügler eine ganz stattliche Erscheinung. Meine Färbung ist ein schönes Rothbraun, das in der Mitte des Körpers, auf den kurzen Flügeldecken nämlich, blutroth wird wie ein geschliffener Karneol. An den Seiten meines Hinterleibes seht ihr etwas Gelbes, was aus der Ferne euern goldenen Offiziersepauletten gleicht. Das sind meine Ordenszeichen, die schon erwähnten Haarbüschel. Wie hoch meine Rangstufe unter den echten Gästen sei, könnt ihr bereits ahnen, wenn ihr meine Epauletten zählt; es sind deren drei und eine halbe auf jeder Seite, also im ganzen sieben; so viele tragen bei euch kaum die höchsten Generale.

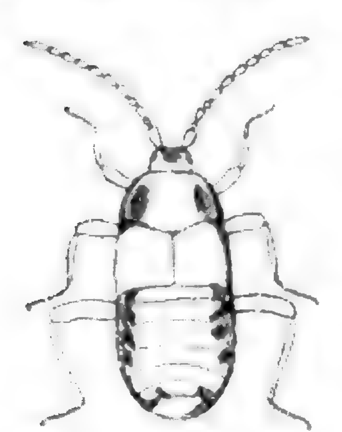
An meiner Gestalt werdet ihr bemerken, daß sie einen etwas breiten, untersetzten Eindruck macht und durch sechs stämmige Beine gestützt wird. Wir Lome-

chusen haben eben eine solide Grundlage nöthig, damit wir in unserer hohen Lebensstellung nicht so leicht durch die Stürme des Schicksals umgeweht werden. Daß uns diese Stürme in Gestalt von Püffen nahen, die wir von unsern hochmögenden Gönnern, den Ameisen, gelegentlich erhalten, gehört bereits zu meinen Lebensschicksalen, über die ich später Genaueres erzählen werde. Wie alles auf Erden seine Ursache und seinen Grund hat, so ist insbesondere an der Körpergestalt einer Lomechusa nichts, was nicht eine tiefe Bedeutung besäße. Dies gilt auch von den dicken aufgebogenen Rändern meines fast halbkreisförmigen Halsschildes und den Vertiefungen, die auf jeder Seite desselben sich finden. Erstere dienen dazu, meine passive Widerstandsfähigkeit zu erhöhen, die letztern dagegen sind gewissermaßen Schönheitsgrübchen; sie bewirken nämlich, daß mein breiter Käferrücken einem schmalen Ameisenrücken täuschend ähnlich sieht. In der Färbung gleiche ich meinen Wirten, den blutrothen Raubameisen, in hohem Grade; darüber kann gar kein Zweifel obwalten. Aber daß auch meine breite Körperform mit einer schlanken Ameisentaille verwechselt werden könne, das würde wohl niemand für möglich halten, der mich nur als getrocknete Leiche neben einer Ameise auf weißem Carton aufgeklebt sah und mich nicht mitten unter den Ameisen sitzend lebend schaute. Und doch ist dem so. Eure besten Beobachter haben es oft genug erfahren, indem sie uns im Ameisenneste nicht fanden, obwohl wir unmittelbar vor ihrer Nase saßen. Um die Ameisenähnlichkeit meiner Erscheinung zu erhöhen, trage ich auch für gewöhnlich meinen beweglichen Hinterleib aufgerollt, wodurch derselbe dem Hinterleibe einer echten Ameisenkönigin täuschend ähnlich wird. Obwohl die Ameisen nämlich im übrigen ziemlich republikanisch gesinnt sind und ihrer Königin bei den meisten Staatsgeschäften bloß eine passive Rolle gestatten, so erweisen sie ihr doch viele zärtliche Aufmerksamkeiten. Daher trägt auch unsere Aehnlichkeit mit einer Ameisenkönigin dazu bei, uns Lomechusen in den Augen der Ameisen noch liebenswürdiger erscheinen zu lassen, als wir es schon wirklich sind. Sie berechtigt uns endlich auch, den Namen Ameisenkäfer in der vollen Bedeutung des Wortes zu tragen. Allerdings gebührt uns dieser Ehrentitel ohnehin schon, und zwar aus viel wichtigern Gründen; denn wir Lomechusen sind Käfer, die von der Fußsohle bis zum Scheitel, von innen und außen, mit Leib und Seele zu Gesellschaftern der Ameisen wie geschaffen sind.

Beinahe hätte ich vergessen mitzutheilen, daß ich vorn am Kopfe auch zwei lange Fühler habe; und doch sind diese Organe für uns von großer Wichtigkeit. Als Sinnesorgane haben sie bei uns allerdings weniger zu bedeuten als bei andern gewöhnlichen Insecten; denn die feinen Sinne unserer gastlichen Freunde, der Ameisen, versehen für uns deren Dienst in zuvorkommender Weise. Um so unentbehrlicher sind uns jedoch die Fühler, um mit unsern Wirten in lebendigem Verkehr zu bleiben. Durch die Fühlercorrespondenz, welche bekanntlich die Stelle der Sprache bei den Ameisen selber vertritt, machen auch wir unsere Wirte in höflicher Weise auf unsere Wünsche und Bedürfnisse aufmerksam. Dazu sind die elfgliederigen, außerordentlich beweglichen Fühler einer Lomechusa sehr geeignet. Die lose Aneinanderreihung der einzelnen, fast becherförmigen Glieder erhöht

ihre Geschmeidigkeit und macht sie zu wahren Schmeichelpfoten, denen das Herz der Ameisen nicht widerstehen kann.

So, jetzt habe ich euch mein Aeußeres in kurzen Zügen geschildert. Damit ihr dasselbe nicht so bald vergesset, füge ich noch mein fünffach vergrößertes Porträt bei; an Schönheit bleibt dasselbe hinter dem Originale selbstverständlich weit zurück. Die biologische Bedeutung aller Einzelheiten meiner Erscheinung wird euch übrigens erst bei der nähern Erzählung meiner Lebensschicksale einigermaßen klar werden. Dies gilt sogar für solche Elemente meines Wesens, die sich eurem Blicke bescheiden entziehen. Würdet ihr beispielsweise meine Mundtheile mikroskopisch untersuchen, so könntet ihr bemerken, daß meine Zunge außergewöhnlich breit ist, meine Lippentaster dagegen verhältnißmäßig kurz. Ein Eingeweihter vermag bereits aus diesen Eigenthümlichkeiten meiner Mundbildung mit Sicherheit zu erkennen, daß wir Lomechusen zu den echten Ameisengästen gehören, die aus dem Kröpfchen ihrer Wirte gefüttert werden. Ueberhaupt ist der innige Zusammenhang zwischen Organform und Lebensweise — oder wie die Gelehrten es ausdrücken, zwischen Morphologie und Biologie — bei mir wie bei andern echten Ameisengästen eines der geheimnißvollsten, aber auch eines der interessantesten Kapitel der ganzen Zoologie. Bevor ich euch meine Lebensgeschicke erzähle, muß ich jetzt noch kurz über meine bisherige Geschichte in der Wissenschaft Bericht erstatten.



Der Altmeister der modernen Zoologie, Karl Ritter von Linné, hatte noch gar nicht die Ehre, mich, Lomechusa strumosa, zu kennen. Er ist jedoch deswegen nicht zu tadeln; denn einzig meine Bescheidenheit, meine Liebe zur Verborgenheit in den Nestern der Ameisen, entzog mich seinen Blicken. Der große Entomolog Fabricius hat mich endlich entdeckt, und zwar schon vor hundert Jahren. Damals hieß noch alles Staphylinus, was kurze Flügeldecken besaß; daher nannte er mich Staphylinus strumosus. Diese differentia specifica, „die schwielige", habe ich seither behalten, obwohl sie eigentlich auf Kurzsichtigkeit beruhte. Der gute alte Herr scheint nämlich die gelben Haarbüschel meines Hinterleibes für ganz gewöhnliche Schwielen angesehen zu haben. Zum Glück erschien nach einem Jahrzehnt der scharfsichtige Gravenhorst, um meine Ehre zu retten. Er erkannte die vermeintlichen Schwielen als ganz außerordentliche Haarbildungen, sonderte mich aus diesem Grunde von dem gemeinen Volke der übrigen Staphylinen ab und erhob mich zur Gattung Lomechusa, was auf deutsch die Fransenträgerin bedeutet, oder etwas nobler ausgedrückt, die „Vließträgerin". So strahlt denn mein Name seither als leuchtender Fixstern an dem wissenschaftlichen Himmelsgewölbe der Systematik, und kein anderes Gestirn kann mir den Rang ablaufen oder mein Licht verdunkeln. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Gattungsnamen in der Systematik nicht bloß unveränderlich sein sollen, sondern daß ein und derselbe Name in der ganzen Zoologie nur ein einziges Mal gebraucht werden darf. Unter all den Gattungen der lebenden und ausgestorbenen Thiere, deren Zahl von Fünfzig-

tausend nicht mehr weit entfernt ist, hat somit nur eine die Ehre, Lomechusa zu heißen.

Nach und nach entdeckte man in der Gesellschaft der Ameisen noch eine Anzahl meist etwas kleinerer Basen von mir in Europa, Asien und Nordamerika; dieselben wurden alle zur Gattung Lomechusa gestellt, weil sie an den Hinterleibsseiten goldene Epauletten trugen gleich mir und eine breite Körpergestalt und ein seitlich ausgehöhltes Halsschild besaßen wie ich. In neuerer Zeit hat man jedoch mehrere derselben, und zwar aus nicht unwichtigen Gründen, von Lomechusa abgetrennt und als neue Gattungen Atemeles und Xenodusa in die Wissenschaft eingeführt. Ich bin darüber gar nicht ärgerlich; denn es tritt jetzt nur um so klarer hervor, daß die Gattung Lomechusa, deren typische Vertreterin ich bin, ganz besonders ausgezeichnete Geschöpfe enthalten muß. Uebrigens bin ich trotzdem in unserer Familie nicht allein geblieben; die Gattung Lomechusa im engern Sinne zählt nämlich gegenwärtig außer mir noch sechs Arten. Wir sind also unsere sieben Schwestern. Ich als die älteste und vornehmste habe ganz Europa als Verbreitungsbezirk für mich behalten; einer meiner Schwestern überließ ich Lappland, einer andern Sibirien, der dritten den Kaukasus, der vierten das Amurland, der fünften die nördliche Mongolei und der sechsten endlich das Hochland von Tibet. Das nenne ich doch schwesterlich getheilt.

Obwohl man schon seit einem Jahrhundert von meinem Dasein Kenntniß hat, so blieb doch meine Lebensweise bis in die neueste Zeit in Dunkel gehüllt. Zwar durfte die Menschheit bereits vor fünfzig Jahren durch den wackern sächsischen Cantor Friedrich Maerkel erfahren, daß wir Lomechusen Ameisengäste seien. Aber die meisten der Herren Käfersammler — sie nennen sich mit dem griechischen Namen Koleopterologen — benutzten diese Kunde nur dazu, um die Nester der Ameisen gewaltsam zu zerstören und alle Käfer, die sie in denselben fanden, in eine Flasche mit Spiritus zu werfen. Waren wir dann mausetodt, so spießten sie uns auf oder klebten uns auf ein Stückchen weißes Papier und waren ganz selig darüber, unsere getrockneten Leichen ihrer Sammlung einverleiben zu können. Das nannten sie „wissenschaftliche Forschung“. Diese an Kleptomanie grenzende mordlustige Sammelwuth umdüsterte lange das geistige Auge der meisten Entomologen, so daß sie sich um unsere Lebensweise gar nicht kümmerten. Ja nicht einmal an der genauen Feststellung des Namens der Ameisenarten, bei denen die verschiedenen Gastarten leben, war ihnen etwas gelegen. Diese Klasse von wissenschaftlichen Forschern ist leider auch heutzutage noch nicht ausgestorben. Findet man doch selbst in manchen ganz modernen Werken, die auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehen sollten, die verkehrten Fundortsangaben und die irrthümlichen Ameisennamen aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts immer wieder abgedruckt.

Einsichtigere Geister hatten dagegen schon seit langem ein dunkles Gefühl, daß hinter uns Lomechusen biologische Räthsel von besonderem Interesse verborgen seien. Bereits die großen Entomologen Erichson und Lacordaire ahnten die Bedeutung der goldenen Epauletten an unsern Hinterleibsseiten und sprachen die Vermuthung aus, daß wir Lomechusen, ähnlich wie die kleinen Keulen-

käfer (Claviger), in einem echten Gastverhältnisse zu den Ameisen ständen. Diese Keulenkäfer sind nämlich ganz winzige rothgelbe Kerlchen, die bei Ameisen der Gattung Lasius leben und von ihnen gefüttert und beleckt werden; die vorzüglichen Beobachtungen des pfälzischen Pfarrers Philipp Wilbrand Jakob Müller hatten darüber schon Anno 1818 Licht verbreitet. Wir Lomechusen dagegen, die wir doch viel größer und schöner sind als die Keulenkäfer und bei viel größern und vornehmern Ameisen leben, wir mußten immer noch unter dem Scheffel bleiben. Endlich, es war im Jahre 1855, veröffentlichte der Franzose Charles Lespès die ersten Beobachtungen über das Gastverhältniß einer gewissen Lomechusa paradoxa zu den Waldameisen (Formica rufa). Das Morgenroth des biologischen Ruhmesglanzes der Lomechusa-Gruppe war hiermit angebrochen. Mit jener Lomechusa paradoxa war jedoch nicht ich gemeint, sondern ein kleinerer Vetter von mir, der, genau genommen, Atemeles pubicollis heißt. Mir wurde erst in den sechziger Jahren ein Anfang von Gerechtigkeit zu theil durch den Herrn Landesgerichtsrath von Hagens, damals noch Assessor in Elberfeld, welcher der staunenden Welt die ersten amtlichen Mittheilungen über meine Lebensweise machte. Diesen vereinzelten tröstlichen Strahlen folgte schließlich in den achtziger Jahren der liebe helle Sonnenschein. Seit Anno 1886, wo in der „Deutschen Entomologischen Zeitschrift" über mich und Atemeles emarginatus berichtet wurde, hat endlich das Licht über die Finsterniß gesiegt. Bald folgten die „Beiträge zur Lebensweise der Gattungen Atemeles und Lomechusa" und noch eine ganze Reihe anderer Publicationen, auf die ich bereits hingewiesen habe. Dadurch erst sind wir so berühmt geworden, und es ist daher einigermaßen entschuldbar, wenn man uns — Atemeles und Lomechusa nämlich — außerhalb der wissenschaftlichen Kreise für den Helden und die Heldin eines Liebesromans gehalten hat.

Mit den sentimentalen Heldenthaten der modernen Romanliteratur haben wir allerdings gar nichts zu schaffen. Wir, Atemeles und Lomechusa, sind ja verschiedene systematische Gattungen; eine Heirat zwischen uns wäre somit eine ganz unerhörte Mesalliance. Zudem bin ich, Lomechusa strumosa, viel größer und vornehmer als meine Verwandten aus dem Geschlechte der Atemeles, und ich würde mich nicht dazu herablassen, mit ihnen in allzu vertrauliche Beziehungen zu treten. Auch gehen unsere Lebenswege so weit auseinander, daß uns kaum je die Gelegenheit dazu geboten wäre. Wir haben nämlich ganz verschiedene normale Wirtsameisen. Ich, Lomechusa strumosa, mache als Standesperson meine ganze Entwicklung bei einer und derselben Ameisenart durch, bei der berühmten blutrothen Raubameise (Formica sanguinea); ich bin somit, um es kurz zu sagen, einwirtig. Die Atemeles dagegen sind doppelwirtig. Sie besitzen nämlich mehrere normale Wirte aus zwei verschiedenen Gattungen; ihr Lebenslauf ist daher nothwendig vagabundenmäßig. Als Käfer bringen sie den größten Theil ihres einjährigen Daseins in den Nestern der kleinen rothen Knotenameisen (Myrmica rubra) zu; zur Fortpflanzungszeit aber spazieren sie zu Arten der Gattung Formica, um dort ihre Larven in Pension zu geben: Atemeles emarginatus geht zu diesem Zwecke zu Formica fusca, Atemeles paradoxus zu

Formica rufibarbis, Atemeles pubicollis zu Formica rufa. In wohlthuendem Gegensatze zu diesen unstäten fahrenden Rittern gehöre ich zu dem alten unbeweglichen Besitzadel. Dementsprechend sind auch unsere Charaktere ziemlich verschieden. Das Streberthum der Atemeles erfordert eine höhere Entfaltung der individuellen Initiative, in mir dagegen ist die selbstgenügsame und selbstbewußte Würde gewissermaßen personificirt. Jetzt seid ihr wohl genügend vorbereitet, um Näheres über meine Lebensschicksale zu erfahren.

Ich, Lomechusa strumosa, bin der größte aller echten Ameisengäste der ganzen gebildeten Alten Welt. Meine Heimat sind, wie schon bemerkt, die Städte und Burgen der blutrothen Raubameise, einer der ritterlichsten, schönsten und stattlichsten Ameisen, deren Klugheit diejenige aller übrigen Ameisen übertrifft. Die blutrothe Raubameise allein kann sich rühmen, eine sklavenhaltende Ameise zu sein, die von ihren Sklaven trotzdem nicht abhängig ist. Sie allein hat auch die Ehre, einen Gast zu besitzen von meiner Größe und Schönheit. Aber auch ich brauche mich über mein Geschick nicht zu beklagen. Mir ist das große Los zugefallen, um das alle andern Käfer aus der Familie der Kurzflügler mich beneiden. Betrachtet nur einmal so einen armen Tropf aus der Gattung Aleochara. Eine Aleochara fuscipes muß sich das tägliche Brod für sich und ihre Kleinen durch Straßenkehrerarbeit sauer verdienen, indem sie Aas und andere unnennbare Abfälle von dem Angesichte der Erde vertilgt. Und nicht einmal davon kriegen sie immer genug. Man sieht es diesen Proletariern an, daß sie Hungerleider sind; denn ihre Körpergröße schwankt zwischen 3 und 6 mm, ein Zeichen, daß bei ihnen namentlich in der larvenförmigen Jugendzeit Schmalhans oft genug Küchenmeister ist; daher gibt es bei ihnen so viele Krüppel und Zwerge. Bei uns hochadeligen Vließträgerinnen kommt so etwas nicht vor. Unter 100 Exemplaren von Lomechusa strumosa werdet ihr kaum eines finden, das hinter der vorschriftsmäßigen Maximalgröße merklich zurückbliebe; denn Ueberfluß und Reichthum sind von der Wiege her unser Antheil. Wir leben mit unserer Familie von den fetten Zinsen, welche die Großkapitalisten der Insectenwelt, die Ameisen, uns vertragsmäßig schulden und pünktlich ausbezahlen. Ihre Paläste sind unsere Wohnung, die süßesten Bissen aus ihrer Vorrathskammer sind unsere Nahrung, und unsere Kleinen genießen auf Staatskosten die vornehmste Ameisenerziehung, ohne daß wir für sie nur einen Fühler zu rühren brauchen. Uns und unsern Sprößlingen fliegen die gebratenen Tauben sozusagen in den Mund, weil wir thatsächlich aus dem Munde der Ameisen gefüttert werden. Das einzige, was wir dafür als Entgelt zu leisten haben, ist, daß wir uns von unsern Wirten fleißig belecken lassen, und das ist selbstredend auch für uns selber ganz angenehm.

Ja, solch eine edle Lomechusa führt in der Gesellschaft der blutrothen Raubameisen ein wahrhaft fürstliches Dasein; sie kann mit Recht sagen: Es gibt kein schöneres Käferleben als ein Lomechusa-Leben. Von morgens früh bis abends spät ist sie fast immer von Ameisen umringt, die ihr die zärtlichsten Aufmerksamkeiten erweisen. Die Herren in unserem Ameisenstaate, die hochachtbaren blutrothen Raubameisen, ebenso wie ihre Sklaven, die aus verschiedenen andern Ameisenstämmen sich rekrutiren, liegen in gleicher Weise zu unsern Füßen.

Während eine Formica sanguinea vor mir sitzt und meinen Kopf beleckt, um dann mein Mäulchen in ihren Mund zu nehmen und mir einen Tropfen Honig aus ihrem Kröpfchen einzuflößen, sind mehrere Sklavinnen damit beschäftigt, mich sanft und eifrig ringsum zu belecken und meine Toilette zu machen. Nach einigen Minuten wechseln die Schauspieler, aber nicht das Stück. Eine Sklavin kommt und füttert mich, während mehrere der Herrinnen mich belecken und hierbei dem goldenen Bließe meiner gelben Haarbüschel besondere Aufmerksamkeit schenken. Es ist fast wunderbar, daß sie uns nicht vor lauter Liebe auffressen, obwohl wir ihnen so gut schmecken. Während sie andere Insecten, die in ihre Gewalt gerathen, erbarmungslos in Stücke reißen und an ihrem Blute sich laben, sind sie uns gegenüber sanft wie die Lämmer. Selbst das Herz eines erzbewehrten, riesenstarken Laufkäfers erbebt, wenn er sich von den blutrothen Raubameisen umringt sieht. Ihm hilft weder die Stärke seiner Kiefer noch seine eherne Brünne: wenn die Schnelligkeit seiner Beine ihn nicht rettet, so ist er verloren. Aber das Herz einer schwachen Lomechusa braucht vor dem Blutdurste der Raubameisen nicht zu bangen; unsere Liebenswürdigkeit hat sie gezähmt, diese Tiger der Insectenwelt. Wir imponiren ihnen so sehr, daß sie uns selbst nach dem Tode noch ehren. Hat eine Lomechusa schmerzlos ihren Lebenslauf vollendet, so wird ihre irdische Hülle nicht etwa wie die eines gewöhnlichen sterblichen Käfers zu culinarischen Zwecken benutzt, sondern unversehrt bewahrt. Obwohl unsere Wirte uns im Leben so unbeschreiblich süß finden, so wagen sie es dennoch nicht, unsere Leichen zu verzehren; sie schaffen dieselben sorgfältig beiseite und bringen sie dorthin, wo auch ihre eigenen Todten bestattet werden. Doch ich lebe ja noch, und deshalb will ich euch meine Erlebnisse weitererzählen.

Nicht bloß die ritterlichen Raubameisen und ihre Sklaven, sondern auch ihre Gäste aus andern Käferfamilien, die zugleich mit mir, allerdings in einer minder vornehmen Berufsstellung, dasselbe Ameisennest bewohnen, können nicht umhin, mir ebenfalls ihre Huldigungen darzubringen. Da ist beispielsweise der kleine vierschrötige Hetaerius ferrugineus, ein drolliger Kerl von der Größe eines mittelmäßigen Ameisenkopfes, der die Rolle eines Hofnarren im Ameisenstaate zu spielen scheint. Er sitzt mit besonderer Vorliebe auf meinem Rücken, leckt an den gelben Haarbüscheln und läßt sich von mir spazieren tragen. Gegen diesen unschuldigen Spaß habe ich auch nichts einzuwenden. Einmal aber hatte sich ein Dutzend jener unverschämten winzigen Milben (Tyroglyphus), die im Ameisenneste schmarotzen, auf meinen Rücken gewagt, um dort zu naschen. Das war unter meiner Würde und durfte nicht geduldet werden. Aber was konnte ich dagegen thun? Doch siehe, da kam ein dienender Geist, Dinarda dentata genannt, herbei, dem die Milbenpolizei übertragen ist. Er stieg mit erhobenem Vorderkörper auf meine Hoheit hinauf und fraß die zudringlichen Milben einfach weg; wer nicht gefressen werden wollte, mußte möglichst rasch davonlaufen und mich in Ruhe lassen.

Von den zahlreichen Feinden, welche das Leben eines Käfers bedrohen und ihm in Gestalt von frechen Spatzen, gefräßigen Spitzmäusen, mordgierigen Raubwespen und anderem Gesindel sich nahen, haben wir Lomechusen in den Burgen

der blutrothen Raubameisen nichts zu fürchten. Tausende und Abertausende von scharfen Kiefersäbeln und wohlgeladenen Giftspritzen stehen jederzeit zu unserem Schutze bereit. Und selbst wenn der Mensch, jener despotische König der Schöpfung, den man nicht umsonst — sit venia verbo — das schlimmste aller Raubthiere genannt hat, unter dem Vorwande der Wissenschaft uns wehrlose Lomechusen in seine Gewalt bringen will, so gelingt ihm das nicht so leicht. Gleich gereizten Löwen fallen die uns ergebenen Ameisen über den Störenfried her und zwingen ihn nicht selten zum schmachvollen Rückzuge.

Wie vor den feindlichen Mächten der höhern und niedern Thierwelt, so sind wir Lomechusen auch gegen die Unbilden der Witterung in den Nestern unserer Wirte vorzüglich geschützt. Wenn es draußen regnet und stürmt, sitzen wir unter einem sichern Dache, und wenn die Sonne noch so heiß brennt, haben wir im Kellergeschosse des Ameisenpalastes immer noch ein kühles Plätzchen. So mancher arme Schlucker von einem Laufkäfer oder Kurzflügler findet im Spätherbste mit knapper Noth ein Loch, in das er sich für den Winter verkriechen kann, um nicht zu erfrieren. Wir Lomechusen dagegen beziehen schon im September die feinsten Schlafgemächer, welche die Ameisen in den tiefsten Kammern ihres Nestes, mehrere Fuß tief unter der Erde, für uns hergerichtet haben; dorthin dringt auch der stärkste Frost kaum vor. Da legen wir uns denn aufs Ohr und schlafen schon ein, während draußen der Altweibersommer noch nicht einmal begonnen hat. Wird es endlich Ernst mit dem kalten Wetter, so steigen auch die Ameisen zu uns herunter und legen sich in einem dichten Knäuel rund um uns herum. Durch ihre Körperwärme dienen sie uns als Federbetten, und da schlummern wir dann süß und träumen von der Frühlingssonne, die uns zu neuem Leben erwecken wird. Wenn es in der Neujahrsnacht auf dem Kirchthurm zwölfe schlägt, sind wir ein halbes Jahr alt, und ein zweites halbes Jahr Lebenszeit steht dann noch vor uns. Wir aber schlafen unterdessen ruhig weiter; denn wir haben keine Sorgen, die uns den Schlaf rauben könnten. Deshalb werdet ihr es uns auch verzeihen, daß wir ungefähr die Hälfte unseres Lebens, vom October bis März, verschlafen.

Ende März oder Anfang April reiben sich die blutrothen Raubameisen den Winterschlaf aus den Augen und stehen auf; wir mit ihnen. Jetzt beginnt ein neues, reges Leben im Ameisennest; denn die Zeit für die Erziehung der Ameisenbrut ist gekommen. Da zeigt sich so recht, wie lieb die Ameisen uns Lomechusen haben. Sie bringen sogar das Wohl ihrer eigenen Jungen unserem Vergnügen zum Opfer. Obwohl wir nämlich von den Ameisen gefüttert werden, wie oben beschrieben wurde, so haben wir doch nicht selten noch nebenbei etwas Appetit, und diesen suchen wir dann zur Abwechslung auf eigene Faust zu stillen, indem wir an Ameisenlarven, Ameisenpuppen und andern weichen Insecten fressen. Ob jene Larven und Puppen Sprößlinge unserer eigenen Wirte, der blutrothen Raubmeisen, sind oder ob sie von diesen aus fremden Nestern als Beute geraubt wurden, das macht für unsern Zweck gar keinen Unterschied: wir dürfen an allem naschen, was uns beliebt. Ungestört drängen wir uns mitten zwischen die sauber aufgespeicherten Larven der Ameisen hinein, um bald an dieser,

bald an jener unsere kleinen, spitzen Oberkiefer zu versuchen. Die wachehaltenden Ameisen, die sonst mit der größten Eifersucht ihre Brut beschützen, thun, als ob sie unsere Schelmenstreiche gar nicht sähen. Unsere Larven aber treiben es noch viel bunter, wie ihr später hören werdet.

Wir Lomechusen sind die verhätschelten Lieblinge der Ameisen, und verzogene Kinder werden bekanntlich meist etwas ungezogen. Ich kann nicht umhin, der Vollständigkeit halber auch über die kleinen Schwächen meines Charakters einiges zu berichten; dieselben werden ja durch meine hohen Vorzüge so sehr aufgewogen, daß ich nicht zu fürchten brauche, deshalb in eurer Achtung zu sinken. Uebrigens sind die Ameisen selber schuld daran, wenn sie uns verziehen, und nicht wir. Die sorgfältige Pflege, die sie uns schon seit vielen Jahrtausenden angedeihen lassen, hat uns so sehr verwöhnt, daß wir uns ohne sie gar nicht mehr zu helfen wissen und daher auf den ersten Blick einen etwas naiven Eindruck machen. Das kommt allerdings hauptsächlich von unserer breiten Körpergestalt und dem dicken Hinterleibe her; aber ich kann nicht läugnen, daß auch unsere Gemüthsanlage dieser äußern Erscheinung entspricht: wir besitzen ein hochgradiges Phlegma, mit einer guten Dosis Eigensinn vermischt. Wenn die Ameisen mit dem ihnen eigenen Eifer an dem Ausbau ihres Nestinnern beschäftigt sind, so stellt sich ihnen nicht selten eine behäbige Lomechusa mitten in den Weg. Mit gespreizten Beinen und trillernden Fühlern bleibt sie da sitzen und läßt sich von den umhereilenden Ameisen einen freundschaftlichen Puff nach dem andern versetzen, ohne von der Stelle zu weichen. Fällt es dann schließlich einer der Arbeiterinnen ein, daß ich ihnen im Wege stehe, so nimmt sie mich wohl bei einem Fühler oder einem Beine und versucht es, mich an einen andern Platz zu führen; ich aber thue dann gewöhnlich, als ob ich keine Silbe Ameisenlatein verstände: ich stelle mich so breit als möglich hin und fange an, mit Fühlern und Beinen aus Leibeskräften zu strampeln. Selbst zwei oder drei starken Raubameisen gelingt es schwerlich, mich von der Stelle zu bringen, solange ich noch festen Boden unter den Füßen fühle und mich anstemmen kann. Das habe ich von dem alten Archimedes gelernt, welcher sagte: „Gib mir einen Stützpunkt, und ich will die Erde bewegen." Sobald mich aber eine Ameise an den gelben Haarbüscheln des Hinterleibes — an meinem berühmten goldenen Vließe — erfaßt und emporhebt, so daß meine Beine den Boden nicht mehr berühren, muß ich auf die weitere Anwendung jenes archimedischen Princips verzichten. Ich füge mich dann geduldig, halte meine sämtlichen acht Extremitäten, bestehend aus sechs Beinen und zwei Fühlern, mäuschenstill und lasse mich dorthin tragen, wo es der Ameise beliebt. Allerdings reservire ich mir das Recht, sofort wieder umzukehren, falls es mir dort nicht gefällt.

Daß wir Lomechusen das Pulver nicht erfunden haben, werdet ihr mir wohl ohne weitern Beweis glauben. Trotzdem besitzen wir etwas Aehnliches wie Schießpulver, obwohl es weder raucht noch knallt. Wir machen von dieser ultima ratio regum aber nur im äußersten Nothfalle Gebrauch. Wenn wir nämlich zur Fortpflanzungszeit aus einem Neste der blutrothen Raubameisen in ein anderes benachbartes spazieren, wo wir mehr von unseresgleichen zu finden hoffen, ge-

schieht es hie und da, daß wir uns verirren und zu fremden Ameisenarten gerathen, die uns feindlich anfallen und allen Ernstes auffressen wollen. Anfangs begnügen wir uns mit dem gewöhnlichen passiven Widerstand, auf den wir uns meisterlich verstehen; wir stemmen uns an unserem Platze verzweifelt fest und trillern mit den Fühlern auf die Angreifer, um sie von unserer Liebenswürdigkeit und unsern redlichen Absichten zu überzeugen. Erst wenn keine Geduld und Güte mehr hilft, geben wir aus unserer Hinterleibsspitze eine aromatische Geruchssalve gegen den Feind ab. Die Wirkung ist meist eine verblüffende: wie von Schwindel erfaßt, taumeln die Ameisen zurück, und wir machen uns unterdessen aus dem Staube, so rasch unsere Beleibtheit es gestattet. Die Abenteuer, welche uns in den Nestern fremder Ameisen begegnen, findet ihr in den „Internationalen Beziehungen von Lomechusa strumosa“ eingehend aufgezeichnet. Es sind darunter manche traurige, aber auch manche heitere Scenen. So kamen die gelben Ameisen, Lasius flavus genannt, auf den Einfall, sich meines Besuchs dadurch zu entledigen, daß sie Erdklümpchen herbeitrugen und sie mir auf Kopf und Rücken legten, um mich bei lebendigem Leibe einzumauern. Anfangs mußte ich über diese echt freimaurerische Taktik so lachen, daß die Erdklümpchen immer wieder herunterfielen. Als ich aber sah, daß die Ameisen stets mit neuen Ladungen nachrückten, wurde es mir doch schwül zu Muth, und ich war froh, mit heiler Haut aus dem Freimaurerneste zu entkommen. Eilig kehrte ich zu den blutrothen Raubameisen zurück. Diese wissen den hohen Werth einer Lomechusa strumosa besser zu schätzen als die einfältigen Lasius, die, ihrem niedrigen Bildungsgrade entsprechend, nur für die winzigen Keulenkäfer (Claviger testaceus) Geschmack und Interesse zu haben scheinen.

Ich bin jetzt allmählich bei jenem Punkte meiner Lebensgeschichte angelangt, wo dieselbe eigentlich anfängt, nämlich beim Ei. Obwohl es nun beinahe selbstverständlich ist, daß auch mein Lebenslauf ab ovo begonnen habe, so lagert doch gerade über diesem ersten Stadium meines irdischen Daseins noch ein geheimnißvolles Dunkel. Es war nämlich lange unentschieden, ob wir Lomechusen als Eier geboren werden oder bereits als Larven. Nach den neuesten Forschungsergebnissen erblicken wir als mit einem dünnen Eihäutchen umgebene Larven das Licht der Welt. Man kann somit die Gattung Lomechusa, und dasselbe gilt auch für Atemeles, mit Recht zu jener Elite der Insectenwelt zählen, welche *vivipar* ist, d. h. lebendige Junge gebiert.

So ein neugeborenes Lomechusa-Lärvchen gleicht allerdings noch nicht im entferntesten einer schönen, großen und vornehmen Lomechusa, wie sie in meiner Person vor euch steht. Sie ist nichts als ein kleiner weißer Freßsack von kaum 1 mm Länge mit einem winzigen Köpfchen und drei Paaren ebenso winziger Beinstummelchen. Diese kleinen Weltbürger werden von den Ameisen alsbald mit Entzücken in Empfang genommen, zu den eigenen Eiern und Larven gebracht, mit denselben zu einem saubern Klümpchen aufgespeichert und zärtlich beleckt. Was thut aber unterdessen die junge Lomechusa-Larve? Als dächte sie: Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will, öffnet sie ihre kleinen, spitzen Oberkiefer und beginnt ein Ei der Ameisen nach dem andern auszusaugen. Ebenso ver-

fährt sie auch mit den jungen Larven der Ameisen; wenn sie größer geworden ist, macht sie es auch mit den größern Larven nicht anders. Und was sagen die Ameisen dazu? Gar nichts; sie sitzen um diese theuren Wechselbälge herum und sehen ihnen bei ihrem Zerstörungswerke vergnügt zu. Ja sie füttern dieselben sogar überdies aus ihrem eigenen Munde. Sobald eine Lomechusa-Larve das Köpfchen hin- und herbewegt, als ob sie von den Ameisenlarven gelernt hätte, ihrem Hungergefühl einen standesgemäßen Ausdruck zu verleihen, ist sofort eine Wärterin da, um ihr Verlangen zu stillen. Ueberhaupt behandeln die Ameisen unsere Larven ganz nach Art der eigenen, nur mit dem Unterschiede, daß sie den unsrigen noch größere Aufmerksamkeit und noch zärtlichere Pflege widmen. Ich will euch sagen, weshalb. Meine Sprößlinge besitzen wegen ihres blauen Blutes einen viel gesegnetern Appetit als diejenigen der Ameisen und wachsen darum auch zehnmal so rasch. Täglich nehmen sie fast 1 mm an Körpergröße zu und sind in anderthalb Wochen bereits zu ganz ansehnlichen, fetten, walzenförmigen Würmchen von 1 cm Länge herangewachsen. Der fabelhafte Appetit und das rasche Wachsthum ihrer adeligen Adoptivkinder macht den Ameisen unendliches Vergnügen und läßt sie den Verlust der eigenen Sprößlinge leicht verschmerzen. Uebrigens wissen sich unsere Kleinen auch ganz nach Art wohlerzogener Ameisenlarven zu benehmen, nicht bloß wenn sie von den Ameisen gefüttert werden wollen, sondern auch sonst. Obwohl sie sechs Beine besitzen und, sobald sie ein paar Tage alt sind, auch schon auf den Gebrauch derselben sich trefflich verstehen und ziemlich flink kriechend sich fortbewegen können, so bleiben sie dennoch, solange die Ameisen sie umgeben, mäuschenstill an ihrem Plätzchen liegen und ahmen durch ihre gekrümmte Haltung die Rolle von völlig hilflosen und fußlosen Ameisenlarven nach. Fällt es einmal einer Lomechusa-Larve ein, zur Abwechslung einen Spaziergang durch das Nest zu unternehmen, so wird sie alsbald von einer ihr begegnenden Ameise zart aufgehoben und zu den eigenen Larven zurückgetragen, wo sie dann ihre stumme Gastrolle weiterspielt. Naht sich aber ein Feind dem Neste, so brauchen unsere Larven gar nicht von ihren Beinen Gebrauch zu machen, um zu fliehen: sie werden von den Ameisen stets an erster Stelle in Sicherheit gebracht; denn diese sind auf die Rettung der Lomechusa-Larven eifriger bedacht als auf diejenige ihrer eigenen Larven und Puppen! Ist es nicht ganz wunderbar, daß wir den sonst so unnahbaren, stolzen Raubameisen so sehr ans Herz gewachsen sind?

Ihr denkt jetzt vielleicht, das Leben einer Lomechusa sei lauter Sonnenschein vom Anfang bis zum Ende. Aber das wäre zu schön gewesen; es hat nicht sollen sein. Auch in unserem Leben gibt es stürmische Tage, ja sogar kritische Augenblicke, die man Momente nennt. Als Larve führt die Lomechusa ein sorgloses herrliches Dasein auf Staatskosten der Ameisen und als Käfer desgleichen. Zwischen diesen beiden sonnigen Gefilden liegt jedoch eine finstere Schlucht, durch welche jede künftige Lomechusa hindurch muß, obwohl nur wenige lebendig herauskommen: es ist der Uebergang vom Larvenstande zum Stande der Vollkommenheit, den meine Lomechusa-Gestalt euch zeigt. Man hat die Puppenruhe der Insecten schon oft mit der Grabesruhe verglichen, weil durch sie aus

der gefräßigen, irdisch gesinnten Raupe ein ätherisches Wesen, ein himmelanstrebender, schöner Schmetterling hervorgeht. Aber ach! für so manche Lomechusa-Larve wird das Puppengehäuse in Wahrheit zum Sarge, aus dem keine Lomechusa verklärt emporsteigt. Wie das kommt, will ich euch jetzt erzählen, obwohl es mein Käferherz mit Wehmuth und Schmerz erfüllt.

Wenn die Lomechusa-Larve den Höhepunkt ihres Wachsthums erreicht hat und zur Verwandlung reif ist, wird sie von ihren Wärterinnen auf ein Plätzchen mit feuchter Erde gelegt und ringsum mit einem Gehäuse aus Erde umgeben: sie wird zur Puppenruhe eingebettet, gerade so wie es die Ameisen mit ihren eigenen Larven machen. Das ist sehr schön und rücksichtsvoll von unsern Wirten und auch für unsere Verwandlung recht zweckmäßig. Was aber nun weiter geschieht, ist ein psychologisches Räthsel. Die sonst so klugen Ameisen scheinen plötzlich zum Verderben unseres Geschlechts mit Blindheit geschlagen zu sein. Ihre eigenen Larven spinnen nämlich nach der Einbettung einen zähen Cocon, der nach kurzer Zeit von den Wärterinnen aus der Erde hervorgeholt, gereinigt und mit andern seinesgleichen zu einem Häufchen aufgespeichert wird; unsere Larven dagegen spinnen nur ein feines Seidengespinst, das von der umgebenden Erde nicht befreit werden kann, ohne zu zerreißen. Obwohl nun die Ameisen dies bereits hundert- und tausendmal in Erfahrung gebracht haben, kommen sie doch immer wieder auf den verhängnißvollen Einfall, auch unsere Cocons gleich den eigenen aus der Erde zu holen. Dabei zerreißen sie jedesmal das feine Gespinst, das unsere Puppenwiege bildet, ziehen dann, ganz erstaunt über diesen Unfall, die Larve heraus und tragen sie an ein anderes Plätzchen, um sie dort zum zweitenmal sorgsam einzubetten. Doch auch hier läßt ihr die thörichte Neugier der Ameisen keine Ruhe: schon wieder ist eine da und sieht nach, ob der heißersehnte Cocon nicht bald fertig gesponnen ist; das Gespinst zerreißt dabei wiederum, und die Larve wird zum drittenmal an einer andern Stelle eingebettet. Dieses unbegreiflich thörichte und grausame Spiel wird so lange fortgesetzt, bis die arme Lomechusa-Larve keine Kraft mehr zur Verpuppung hat, einschrumpft und stirbt. Und selbst wenn es einer unserer Larven gelungen ist, sich in ihrer dunkeln, erbsengroßen Wiege in eine Puppe zu verwandeln, selbst dann ist sie noch nicht sicher. Falls die Ameisen sie in diesem Zustande finden, verwunden sie das überaus zarte, weiche Geschöpf bei ihren Bemühungen, es aus der Erde hervorzuziehen, und fressen es dann vor lauter Liebe einfachhin auf. Kurzum, nur jene Lomechusa-Larven kommen zur Entwicklung, die von den Ameisen nach der Einbettung gänzlich vergessen werden; sie gewinnen dadurch Zeit, in 10—14 Tagen zum vollkommenen Käfer sich auszugestalten. Glücklich die junge Lomechusa, die es so weit gebracht hat! Wenn sie dann ihr Puppengehäuse verläßt, wird sie von den Ameisen mit offenen Armen aufgenommen und kann deren Zärtlichkeiten ohne Gefahr über sich ergehen lassen. Aber ach, nur wenige unserer Larven schauen diesen seligen Tag! Das Lebensschifflein der meisten strandet an jener verderblichen Klippe, welche die Affenliebe der Ameisen heißt.

Was soll ich als philosophisch denkende Lomechusa zu dieser tragischen Episode in unserer Geschichte sagen? Soll ich blutige Thränen vergießen über den Tod

so vieler hoffnungsvollen Sprößlinge unseres erlauchten Namens? Oder soll ich den nicht minder hoffnungsvollen Eiern und Larven der Ameisen, die von unsern Larven vorher aufgefressen worden sind, einige Krokodilsthränen weihen? Das klügste ist wohl, ich thue keines von beiden. Denn ein Trost ist mir geblieben: eine höhere Weisheit beherrscht unsere Geschicke; sie hat Lust und Leid, Leben und Tod für uns wie für unsere Gastgeber in ihrer gütigen Vorsehung abgewogen. Wir sollen den blutrothen Raubameisen die liebsten Freunde und die angenehmsten Gesellschafter sein, und wir sind es auch; wir erfüllen diesen Theil unserer Aufgabe zu ihrer vollen Zufriedenheit und freuen uns auch dabei selber vollauf des Daseins. Wir sind aber zugleich dazu berufen, die zu starke Vermehrung unserer Wirte in Schranken zu halten, indem wir durch unsere Larven ihre Brut verzehren. Ja wir veranlassen sogar die Erziehung einer krüppelhaften Arbeiterform (der sogen. Pseudogynen) in den Nestern derselben und führen dadurch allmählich den Untergang der Kolonien herbei; es bleiben immer noch genug lebenskräftige Raubameisenkolonien übrig, bei denen wir später Aufnahme finden. Man schelte uns deshalb nicht etwa verkappte Räuber und Mörder, die unter heuchlerischer Maske gleich Wölfen im Schafspelze in die friedlichen Ameisenstaaten sich einschleichen und deren Gastfreundschaft mit schnödem Undank, mit gemeiner Verrätherei lohnen! Denn wir erfüllen dadurch nur die Naturaufgabe der Erhaltung des vom Schöpfer gewollten Gleichgewichtes, und wir erfüllen sie in so zarter und liebevoller Weise, daß noch keine Ameise sich darüber beschwert und uns die Freundschaft gekündigt hat. Andererseits dürfen aber auch wir uns nicht darüber grämen, wenn die Liebe der Ameisen zu uns so blind ist, daß viele junge Lomechusen durch ihre unzeitige Zärtlichkeit den Tod finden. Was würde geschehen, falls alle Lomechusa-Larven glücklich zur Entwicklung gelangten? Die Kolonien der blutrothen Raubameise würden vom Angesichte der Erde verschwinden und wir selber mit ihnen; unser ganzes Geschlecht ist ja auf ihre gastliche Pflege angewiesen. Es ist also nur zu unserem Wohle, daß auch unserer Vermehrung weise Schranken gesetzt sind, und zwar auf eine so sanfte und milde Weise — durch die übergroße Liebe der Ameisen zu uns.

E. Wasmann S. J.

Recensionen.

Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. **Heinrich Brück**, Domcapitular und Professor der Theologie am bischöflichen Seminar zu Mainz. Dritter Band. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland. III. 8⁰. (XIV u. 574 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis M. 8.

Ueber die ersten zwei Bände des verdienstvollen Werkes ist in dieser Zeitschrift (Bd. XXXV, S. 412 f.; Bd. XXXIX, S. 196 f.) ausführlich berichtet worden. Vorliegender Band umfaßt die verhältnißmäßig am wenigsten getrübte Zeit der Kirche Deutschlands in diesem Jahrhundert, die „Friedensperiode" von den Märzstürmen des Jahres 1848 bis zu den ersten Wehen des Culturkampfes (1848—1870); ein in der Arbeit bereits weit vorgerückter vierter Band wird sich dann mit den letzten Jahrzehnten beschäftigen.

Zeitlich wird die behandelte Periode in zwei große Abschnitte getheilt, von denen der erste, die „Bekämpfung des Staatskirchenthums", die Wirkungen umfaßt, welche die Veränderungen der Jahre 1848 und 1849 unmittelbar auch für die Kirche in Deutschland hervorgebracht haben. Sie gipfeln in der für alle Theile wohlthätigen preußischen Verfassung von 1851, in dem österreichischen Concordat von 1855, der Mainz-Darmstadter Convention von 1854 und leider auch in den widerwärtigen Verwicklungen des badisch-nassauischen Kirchenconflictes.

Die Hoffnung einer sich günstiger gestaltenden Zukunft für die so schwer geprüfte deutsche Kirche reizte jedoch die feindlichen Instincte des „falschen Liberalismus", mit dessen Ansturm wider die Kirche der zweite Abschnitt sich befaßt; die doppelte Niederlage der österreichischen Waffen erfüllte ihn mit dem Muthe des Siegers. Oesterreich selbst geht voran, und zerreißt thöricht und unehrenhaft das kaum geschlossene Concordat. Baden und Württemberg folgen auf dem Wege des Wortbruches; Preußen läßt sich vorandrängen bis hart an die Grenze, über welche hinaus eine freie Existenz der katholischen Kirche und ein friedliches Nebeneinanderleben der Confessionen nicht mehr möglich ist. In Bayern ist mit dem Regierungsantritt Max' II. die Misère chronisch geworden, ein Elend ohne Ende, verhängnißvoller für das innere Leben der Kirche, als der offene Kampf.

An diese zwei Hauptabschnitte (S. 1—301), welche dem Ganzen die Physiognomie geben, schließen sich drei in sich abgeschlossene besondere Partien:

über die dieser Zeit angehörige Entfaltung der „katholischen Wissenschaft", über den „Kampf um die Schule", endlich über den infolge des Umschwunges von 1848 noch stärker sich geltend machenden „religiösen Aufschwung".

An letzterer Stelle wird hauptsächlich hingewiesen auf das Wiederaufblühen des Ordenswesens, auf das Vereinsleben, die synodale Thätigkeit der Kirche, die wichtigsten Kundgebungen des religiösen Lebens in der Oeffentlichkeit. Recht interessant ist der Ueberblick über die bis heute fortbestehenden confessionellen Verhältnisse in den kleinen deutschen Bundesstaaten (I. Abschnitt, 10. Kap.). Hinsichtlich der Darstellung der Bestrebungen, Kämpfe und Verirrungen auf dem Gebiete der katholischen Wissenschaft muß besonders rühmend anerkannt werden die große Ruhe und Milde des Urtheils, mit welcher der Herr Verfasser überall Gerechtigkeit zu üben und das Gute, wo immer es sich findet, anzuerkennen bestrebt ist.

Ob es ein glücklicher Griff war, den zu verschiedenen Zeitpunkten in den verschiedenen deutschen Staaten geführten Schulkampf in einem eigenen Abschnitt von der ganzen übrigen Entwicklung loszutrennen, darüber ließe sich zweifeln. Bei der eminenten Bedeutung dieses Kampfes für die Kirche und der Schwierigkeit, über denselben einen Ueberblick zu gewinnen, hat indessen auch die nun einmal gewählte Anordnung ihre großen Vortheile.

Daß nicht über alle in diesem Bande berührten Punkte ein abschließendes Urtheil schon jetzt gegeben wird, ist selbstverständlich. Ueber das eine oder andere wird der künftige Historiker vielleicht von dem Herrn Verfasser abweichen können. Auf der andern Seite ist es aber ein günstiger Umstand, daß dieser ganze Band sich auf einem Gebiete bewegt und eine Periode behandelt, um deren Aufhellung Herr Dr. Brück als Verfasser der Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz und zahlreicher entsprechender Einzelarbeiten sich früher schon ganz wesentliche Verdienste erworben hat und zu deren persönlicher Kenntnißnahme er sich in der denkbar günstigsten Lage befand.

Wenn nun nach Kritiker-Brauch auch ein desiderium hier ausgesprochen werden soll, so möchten die flüchtigen Bemerkungen (S. 547) über den Stand der katholischen Presse vor 1870 im Vergleich zu der sonstigen Anlage des Werkes doch kaum ausreichend erscheinen. Auch dürfte es mit zu einer Kirchengeschichte der Jetztzeit gehören, daß hervorragende katholische Laien und ganze Laienkreise, welche der Kirche Ehre gemacht und ihre Grundsätze im öffentlichen Leben vertreten haben, nicht außer acht gelassen werden, abgesehen auch von den parlamentarischen Vorkämpfern und den Begründern kirchlicher Vereine, welche vom Verfasser stets mit Gebühr hervorgehoben werden. Andere Punkte werden vielleicht noch im folgenden Bande die befriedigende Erwähnung finden.

Der Stoff selbst bringt es leider mit sich, daß manche Abschnitte nur mit Widerstreben zu Ende gelesen werden können. Die zweitausendjährige Geschichte der katholischen Kirche hat wohl nirgends ein solches Gewirre kleinlich-widerwärtiger Kämpfe und Streitigkeiten aufzuweisen, wie die Kirchengeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert, und vor allem die gesegnete oberrheinische Kirchenprovinz in der hier behandelten Periode. Der Verfasser hat die Dinge so dar-

gestellt, wie sie waren, nach ihrer ekelerregenden Wirklichkeit; sein Verschulden ist es nicht, wenn das Bild mitunter abstoßend und ermüdend wirkt.

Auch dieser dritte Band beruht wie seine beiden Vorgänger auf vielseitiger und gründlicher Kenntniß; die Darstellung ist sachlich, die Anordnung klar und leicht übersichtlich; gute Indices kommen zu Hilfe. Der echt kirchliche Geist, der das Ganze durchweht, ist verbunden mit offenem Blick, mit Liebe zu Recht und Billigkeit für alle. So liegt hier über eine ereignißschwere Zeit unserer nächsten kirchlichen Vergangenheit, für welche eine rasche und ausreichende Orientirung sonst am schwersten zu finden ist, ein Nachschlagewerk vor, wie man es bequemer kaum wünschen kann. Es gehört zu jenen glücklich gegriffenen und mit unverdrossenem Fleiße durchgeführten literarischen Erzeugnissen, die für jede historische Bibliothek sich unentbehrlich machen. Möge der vierte Band dem Werke eine baldige glückliche Vollendung bringen!

Otto Pfülf S. J.

Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst. Von Dr. **Anton Kirstein,** Professor der Philosophie am bischöfl. Priesterseminar zu Mainz. 8⁰. (VIII u. 324 S.) Paderborn, Schöningh, 1896. Preis *M.* 4.80.

Der Verfasser nennt seine Arbeit nur: Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst. Denn dieselbe soll nach seiner Absicht nicht ein weitläufiges, bis in alle Einzelheiten durchgeführtes und erschöpfendes Lehrbuch der Aesthetik sein, sondern nur kurz die Grundsätze für die Beurtheilung der Schönheit in Natur und Kunst angeben, welche ihm aus der Reihe der im Laufe der Zeit aufgestellten Schönheitsnormen nach unbefangener Prüfung als die richtigen erschienen. Demgemäß haben wir bei Beurtheilung der vorliegenden Schrift an dieselbe nicht den Maßstab einer ausgiebigen Erörterung der verschiedenen ästhetischen Fragen anzulegen, sondern müssen sie, wenn wir ein gerechtes Urtheil fällen wollen, unter dem Gesichtspunkte betrachten, unter welchem der Verfasser sie angesehen wissen will. Und so können wir uns über die Arbeit recht lobend aussprechen, ja es will uns bedünken, als ob dieselbe schon etwas mehr und etwas Besseres sei, als ein bloßer Entwurf. Wir wollen allerdings mit der Anerkennung, die wir ihr zollen, nicht sagen, daß sie allenthalben vollkommen sei und daß wir mit allem und jedem, was der Verfasser sagt und wofür er sich entscheidet, übereinstimmen; allein man wird zugestehen müssen, daß die Grundsätze, die er aufstellt, nicht nur durchweg in der That die richtigen sind, sondern auch im allgemeinen in guter Entwicklung und Begründung vorgetragen werden. Die Vertheilung des nicht geringen Stoffes ist gut, die Erörterungen gehen ruhig und bestimmt voran, und der Verfasser bemüht sich ersichtlich, recht klar und verständlich zu reden. Die Sprache ist im allgemeinen edel, verschiedentlich sogar je nach den Umständen recht warm und anregend; die Schrift ist, wie es vielleicht der Titel vermuthen lassen könnte, durchaus keine trockene und schematische Darlegung der ästhetischen Grundsätze.

Nach einer Einleitung über Begriff, Aufgabe und Werth der Aesthetik folgen die drei Theile der Schrift: der erste behandelt die Schönheit im all=

gemeinen, der zweite die Schönheit der Natur und der letzte die Schönheit an den menschlichen Kunstwerken. Die Eintheilung war durch die Sache selbst gegeben.

Im ersten, naturgemäß kürzesten Theil bespricht der Verfasser zunächst den Begriff und die nothwendigen Voraussetzungen der Schönheit, dann ihre Modificationen des Erhabenen, Tragischen u. a., endlich ihre Gegensätze, das Nichtschöne und Häßliche mit seinen verschiedenen Modificationen. Die einzelnen Voraussetzungen der Schönheit werden zum Theil recht ausführlich entwickelt. Die betreffenden Ausführungen dürfen im allgemeinen als zutreffend bezeichnet werden; nur scheint es uns, daß der Glanz, in dem ein schöner Gegenstand seine Vollkommenheit ausstrahlt, etwas mehr ist als eine, wenngleich nothwendige Voraussetzung der Schönheit. Wenn der Verfasser es ferner läugnet, daß die Schönheit eine transcendentale Eigenthümlichkeit alles Seienden sei, so hat er damit unseres Erachtens recht, solange das Schöne im engern Begriff des ästhetisch Schönen aufgefaßt wird. Die Aesthetik hat es nicht mit allem Schönen zu thun, sondern nur mit demjenigen Schönen, das sich uns sinnlich-geistigen Wesen als solches kundgibt. Stellt man sich auf den Standpunkt des Philosophen, so wird man das Schöne ebensowohl als eine transcendentale Eigenthümlichkeit alles Seins bezeichnen können, wie das Wahre und das Gute. Daß wir nicht im stande sind, die Ausstrahlung der innern Vollkommenheit eines jeden Seienden mit unsern sinnlich-geistigen Erkenntnißkräften so wahrzunehmen, daß uns daraus ein ästhetischer Genuß erwüchse, mit andern Worten, daß wir die Schönheit eines jeden Seienden nicht zu erfassen vermögen, kann nichts verschlagen; daraus, daß die Schönheit für uns nicht da ist, folgt nicht, daß sie überhaupt nicht da sei, und daraus, daß ein Seinswesen für uns nicht schön ist, läßt sich keineswegs schließen, daß es dies auch an sich nicht sei. Es verhält sich mit dem Schönen ähnlich wie mit dem Guten. Daß diese Auffassung nicht einfachhin abzuweisen sei, gesteht Gutberlet in dem vom Verfasser zur Erhärtung seiner Ansicht angeführten Citat einigermaßen selbst zu, wenn er sagt: „Freilich irgend welche Einheit in der Mannigfaltigkeit, irgend welche Darstellung einer Idee findet sich in jedem Ding, auch dem häßlichsten, und ein geschärftes geistiges Auge kann sich daran ergötzen; aber kaum wird man solchen Gebilden das auszeichnende Prädicat Schönheit zuerkennen" (S. 29). Uebrigens sagt auch der Verfasser selbst an einer andern Stelle: „Ein ganz und gar häßliches Wesen gibt es in der Natur nicht und kann es nicht geben, da, wie schon St. Thomas hervorhebt, ein jedes Geschöpf je nach seiner besondern Beschaffenheit eine bestimmte Aehnlichkeit mit Gott hat und in einer ganz bestimmten Weise seine Güte offenbaren soll. Wäre unsere Erkenntniß der einzelnen Geschöpfe keine unvollkommene, wie das thatsächlich der Fall ist, vielmehr eine vollkommene, so vermöchten wir an jedem Wesen, auch dem unscheinbarsten, eine gewisse Schönheit zu entdecken" (S. 52). — In Beantwortung der wichtigen Frage, ob das Schöne, welches das Formalobject der Aesthetik bildet, etwas rein Geistiges oder etwas rein Sinnliches oder beides zugleich sei, entscheidet sich der Verfasser mit Recht angesichts der Doppelnatur des Menschen für das letzte.

Der zweite Theil handelt von dem Naturschönen. Nachdem dargelegt ist, daß die Natur schön sei, wenn auch nur in beschränkter Weise, wird die Schönheit der Natur an den verschiedenen Gegenständen derselben, an Licht, Farbe, Schall, Luft, Wasser, dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich bis hinauf zur Krone der Schöpfung, dem Menschen, nachgewiesen. Manche Ausführungen dürfen als recht gelungen und als in der That geeignet bezeichnet werden, zu sinniger Naturbetrachtung und zu edlem Genuß der Schönheit anzuregen. Hie und da hätten wir aber statt der Citate, deren es gerade genug gibt, das eigene Wort des Verfassers gewünscht.

Den größten Raum nimmt der dritte Theil ein. Begreiflich, denn wir erhalten darin nicht nur eine Belehrung über die schönen Künste im allgemeinen, den Begriff der Kunst, besonders der schönen Kunst, ihre Eintheilung, die Erfordernisse für die Schöpfung wahrhaft schöner Kunstwerke und den Zweck der schönen Künste, sondern durchwandern auch in demselben an der leitenden Hand des Verfassers die verschiedenen Gebiete, auf denen sich die Kunstthätigkeit des Menschen offenbart; Architektur, Sculptur, Malerei, Dichtkunst und Musik erfahren, wenn auch keine vollständige, doch eine dem Zwecke der Arbeit angemessene Besprechung. Die Ausführungen bekunden durchweg Verständniß für die künstlerischen Schöpfungen auf den verschiedenen Feldern der Kunstbethätigung und ebenso Streben nach selbständigem Urtheil. Als Anhang folgt eine beachtenswerthe Erörterung über den Geschmack.

S. 119 heißt es: „Ein bloßes Nachahmen, Nachbilden der gegebenen Wirklichkeit ist noch keine Kunst; der Künstler muß selbständig thätig sein, er muß schaffen." Man vergleiche damit und mit den folgenden Citaten die Ausführungen auf S. 193. Wir unsererseits sind der Ansicht, daß auch ein einfaches Nachbilden der gegebenen Wirklichkeit nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein ästhetisches Kunstwerk hervorbringen kann, wenn es den Schönheitsgehalt, den Gott in das Naturschöne hineingelegt hat, erfaßt und so wiedergibt, wie er in dem Gegenstand sich ausspricht. — S. 124 vermissen wir eine Definition von Stil und Manierirtheit; die Begriffsbestimmung, die aus Kirchmann vom ersten gegeben wird, kann nicht genügen.

Die ästhetischen Besprechungen der verschiedenen Stilarten der Architektur (S. 134 ff.) dürften zu sehr einen kunstgeschichtlichen und beschreibenden Charakter an sich tragen. Eine kurze historische Entwicklung der Architektur und eine Angabe der baulichen Eigenthümlichkeiten eines Stiles soll gewiß nicht völlig ausgeschlossen werden; allein das Hauptgewicht ist doch auf eine ästhetische Werthung der Stile und ihrer Schöpfungen zu legen. Hierbei empfiehlt es sich, an einem bestimmten Bauwerk, das als Muster einer Bauweise gilt, die ästhetische Bedeutung derselben nachzuweisen. Das lange Citat aus Göthe (S. 153 ff.) hätten wir dem Verfasser gerne geschenkt.

Ein alphabetisches Register wäre recht erwünscht gewesen.

Joseph Braun S. J.

Cardinal von Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert von **Otto Pfülf** S. J. 2 Bände. gr. 8°. (XVI, 696 u. 676 S.) Freiburg, Herder, 1895—96. Preis *M.* 18.

Daß Johannes v. Geissel ein verdienter und tüchtiger Kirchenfürst gewesen sei, hat noch kein Einsichtiger bezweifelt. Auch war der Gang seines Lebens bisher nicht unbekannt: es gab über ihn bereits eine ganze Literatur. Wer aber das vorliegende Werk einmal durchstudirt hat, wird gestehen, daß er den großen Cardinal nur wenig gekannt und von der Bedeutsamkeit seines Wirkens für die Kirche Deutschlands kaum eine Ahnung gehabt hat. Geissel war in der That ein hervorragender kirchlicher Staatsmann, „der eingreifendste, dessen die Kirche Deutschlands in diesem Jahrhundert sich zu rühmen hatte", und dabei war er ein katholischer Bischof. Er hat für den Stand der deutschen Kirche sozusagen neue Fundamente geschaffen; er hat nicht nur abgewehrt, sondern auch aufgebaut, nicht nur erhalten, sondern gefestigt und gemehrt; er hat wirklich „Epoche gemacht".

Auch um den preußischen Staat hat er sich Verdienste erworben, die nicht gering angeschlagen werden dürfen. Bei der hochgradigen Erregung der Geister infolge der Kölner Wirren ist es schwer zu ermessen, welche Ausdehnung und welche centrifugale Kraft die Bewegung des Jahres 1848 in den Rheinlanden erlangt haben würde, wenn nicht die kirchlichen Verhältnisse bereits wieder in so fester Ordnung und unter so umsichtiger Oberleitung sich befunden hätten.

Ein Hauptvorzug des vorliegenden Werkes ist es, dies alles wirkungsvoll zum Bewußtsein zu bringen. Persönlichkeit und Stellung des Cardinals sind großartig aufgefaßt; das Werk ist dementsprechend angelegt, auf die Gesamtwirkung berechnet. Es verlangt einen hohen Standpunkt und einen freien Blick, um in seiner Ganzheit erfaßt zu werden. Jedoch schon durch eine Menge von Einzelheiten wird es jedem Leser Interesse abgewinnen und ihn die Größe der Gestalt einigermaßen würdigen lehren, die aus der Darstellung in so imponirenden Proportionen vor seinen Blicken gleichsam emporwächst.

In der Vorrede verspricht der Verfasser, „ein Bild des wirklichen Lebens" zu bieten und „den Leser die Ereignisse nochmals mit durchleben zu lassen". Er hat Wort gehalten, und gerade das macht sein Buch so außerordentlich lehrreich und werthvoll für immer.

Freilich lagen auch hier wiederum die Klippen. Bei Verwicklungen, welche einer so nahen Vergangenheit angehören, und in welche so viele ansehnliche Factoren und Persönlichkeiten verflochten sind, mußten Rücksichten der Discretion und Schonung mit den ersten Tugenden des Geschichtschreibers, der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, manchmal in Conflict kommen. Es war hierbei schwer, die Entscheidung stets so zu treffen, daß der Verfasser nicht nur vor sich selbst, sondern auch vor dem außenstehenden Beurtheiler gerechtfertigt war. Sichtlich geht sein Bestreben dahin, nach Möglichkeit offen, wahr und gerecht zu sein. Wo bei einer wichtigen Situation die Wahrhaftigkeit der Zeichnung und des dadurch bewirkten Eindruckes auf dem Spiele stehen würde, trägt er keine Scheu, die

Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen, auch wenn dadurch auf das Andenken Einzelner ein Vorwurf fallen sollte. Selten oder nie trifft dies jedoch Personen, über die nicht früher schon in der Oeffentlichkeit in entsprechendem Sinne berufene Urtheile laut geworden, und deren Parteistellung nicht notorisch gewesen wäre. In wie weit der Verfasser in dieser Beziehung sich Gewalt angethan und Zurückhaltung auferlegt habe, und in wie weit er die rechte Grenze eingehalten hat, vermöchte nur derjenige richtig zu beurtheilen, welchem wie ihm Geissels umfassender handschriftlicher Nachlaß zur geistigen Durcharbeitung vorgelegen hätte. Manchmal glaubt man, den Kampf, die Mühe und das sorgfältige Abwägen, das es gekostet, zwischen den Zeilen herauszulesen. Daß der Verfasser dabei Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit als oberstes Gesetz betrachtet und bei seiner Darstellung über jede andere Rücksicht gestellt hat, verdient alle Anerkennung und sichert den Ergebnissen des Werkes für die ganze Zukunft, welche Veröffentlichungen sie auch noch bringen mag, festen Bestand. Im übrigen verlangt es die Billigkeit, daß man den Worten Glauben schenke, die er schon dem ersten Bande (S. VIII) vorausgedruckt hat: „Daß in diesem Werke, welches das Bild des wirklichen Lebens zu sein bestimmt ist, nicht von allen Persönlichkeiten und Factoren ausschließlich Günstiges berichtet werden kann, liegt in der Natur der Sache. Die Documente selbst sprechen; der Verfasser theilt nur mit, was er vorfand, ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf eigenes Empfinden. Ihm persönlich kann nichts fremder sein als die Absicht, irgend einem Verstorbenen unrecht oder einem Lebenden wehe zu thun. Solche, welche mit den betreffenden Verhältnissen näher vertraut sind, werden jedenfalls den Vorwurf nicht gegen ihn erheben können, daß er schmähsüchtig sei."

Eine andere Klippe war, daß in dem noch erhaltenen Nachlasse des Cardinals zwar ein ungeheures Material vorlag, damit aber noch keineswegs ein Einblick in die g a n z e Correspondenz und Thätigkeit Geissels ermöglicht wurde. Wohl mußte so der Verfasser in der Lage sein, zu beurtheilen, ob und wie weit etwa wesentliche Punkte seiner Einsichtnahme entzogen blieben; in den vorhandenen Acten mußten sich dafür Anhaltspunkte finden, und ein sorgfältiger Vergleich mit der Lebensbeschreibung, welche der mit allen Verhältnissen bestens vertraute Dr. Baudri über Geissel hinterlassen hat, konnte volle Sicherheit gewähren. Trotzdem würde vielleicht bei mancher Darstellung im einzelnen die Schattirung etwas anders ausgefallen, und würden, wenigstens in Nebenpunkten, vielleicht andere Züge eingezeichnet worden sein, wenn dem Verfasser diese oder jene Correspondenz des verewigten Kirchenfürsten auch vorgelegen hätte. Um ein Beispiel zu erwähnen, so ist dem unterzeichneten Recensenten — leider erst nach dem Erscheinen des Werkes — ein Theil des Briefwechsels zwischen Geissel und Binterim bekannt geworden, dessen Benutzung sicher nicht ohne Einfluß auf die Darstellung des schwierigen Verhältnisses zwischen den beiden Männern geblieben wäre. Auch erzählt der Festbericht, welchen die Zeitungen über Binterims Jubiläum (20. September 1852) seiner Zeit gebracht haben, ausdrücklich von den Glückwunschschreiben, welche, wie der Apostolische Nuntius von Brüssel, so auch Cardinal v. Geissel und die Bischöfe von Trier und Mainz aus diesem Anlaß

an Binterim gerichtet haben. Dieser bedeutungsvolle Umstand scheint dem Verfasser entgangen zu sein. Es wäre jedoch eine Unbilligkeit, wegen derartiger Lücken dem Verfasser einen Vorwurf zu machen. Solchen Dingen auf die Spur zu kommen, ist außerordentlich schwer; manchmal fehlt es dafür an jedem Anhaltspunkte, und literarische Hilfsmittel und Repertorien gibt es gerade für die Ereignisse der nächsten Vergangenheit nur spärliche. Daß der Verfasser sich redlich Mühe gegeben hat, nach allen Seiten auszuspähen, beweist jedes Kapitel seines Buches.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient bei dem Werke die Art der Stoffvertheilung und Anordnung. Dieselbe erscheint überaus einfach und natürlich; aber unter dieser wohlthuenden Ungezwungenheit verbirgt sich eine wahre Kunst, welche es verstanden hat, die chronologische Ordnung, die im großen und ganzen vorherrscht, mit einer psychologischen und sachlichen glücklich zu verbinden. Alles macht sich da ganz wie von selbst, und doch zeugt alles wieder von Plan und Ordnung. Trotz der Masse und Ungleichartigkeit des Materials verirrt man sich niemals in ein Labyrinth; es ist leicht, dem Gang der Ereignisse zu folgen, den Ueberblick zu bewahren und das Zusammengehörige herauszufinden. Auch der Bequemlichkeit des Lesers ist verständigerweise Rechnung getragen. Die einfachen Inhaltsverzeichnisse gehören mit zu den beachtenswerthesten Theilen des ganzen Werkes.

Doch hoch über dem äußern Rahmen steht der Gehalt. Der Werth desselben ist ein doppelter. Das Buch zeichnet die schönste und glorreichste Periode, welche die deutsche Kirche im 19. Jahrhundert — und vielleicht seit Jahrhunderten überhaupt — durchlebt, mit allem, was ihre Blüthe gefördert und was sie gehemmt hat. Es gewährt einen tiefen Einblick in die Verhältnisse der Kirche Deutschlands um die Mitte dieses Jahrhunderts, wie ein solcher zum Verständniß der Gegenwart außerordentlich nützlich, aber nicht leicht in einem andern Werke in gleichem Maße zu finden ist.

Dann aber ist es auch von Bedeutung, daß der Verfasser den Muth hat, einmal einer wahren katholischen Größe in Deutschland ein Werk solcher Art zu widmen, das sich durch Gehalt wie durch Umfang Beachtung sichern muß. Wir Katholiken sind solches kaum mehr gewohnt und stehen hierin den Gegnern unserer Ueberzeugung bedeutend nach. Nicht an großen und hehren Gestalten hat es uns gefehlt; aber von den meisten hat das Andenken eine Generation nicht überdauert, und man sucht jetzt vergebens die Spuren ihres Geistes und ihrer Thaten. Es ist von Wichtigkeit, daß wir unsere großen Männer zu schätzen wissen, daß wir sie hochhalten, auf sie hinschauen, an ihnen uns begeistern und von ihnen lernen.

L. Schmitt S. J.

Voltaire et le Voltairianisme, par *Nourrisson*, membre de l'Institut. 8⁰. (672 p.) Paris, Lethielleux, 1896. Preis *Fr.* 7.50.

„Nachdem mehr als ein Jahrhundert verflossen, scheint die Zeit gekommen, Voltaire wie einen ‚Alten‘ zu studiren. So entstand dieses Buch. Es ist nicht

für Voltaire und nicht gegen Voltaire, es handelt über Voltaire." Mit diesen Worten eröffnet der gelehrte Verfasser sein kurzes Vorwort. Wer nun aber das Buch zu Ende gelesen, der muß sich sagen, daß ein schärferes Werk gegen Voltaire kaum zu schreiben wäre. Dieser Eindruck wird verstärkt und vertieft durch die überaus große Ruhe und Objectivität der ganzen Behandlungsweise. Der gelehrte Akademiker läßt meistens seinem „Helden" selbst das Wort und setzt so den Leser in die Lage, nach eigener Kenntniß der Acten sein Urtheil zu sprechen. Als Motto setzt Nourrisson auf das Titelblatt das Wort des alten Satirikers: „Ego te intus et in cute novi" (Pers. III, 30), und dieses Motto ist keine Uebertreibung; denn die Belesenheit und Vertrautheit mit dem kaum zu übersehenden Material der Voltaire-Literatur ist staunenswerth. Die Belegstellen, die er aus diesem Material auf jeder Seite seines Buches beibringt, lassen an Beweiskraft und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und da sein oberster Grundsatz war „d'être exact", so vermag auch keine Kritik sie zu erschüttern.

Nourrisson hat es vorgezogen, kein neues systematisches Lebensbild Voltaires zu schreiben. Er setzt den äußern Verlauf und die Hauptetappen desselben als bekannt voraus, behandelt also auch in dieser Beziehung Voltaire als Klassiker, den jeder kennt. Trotzdem hat er die einzelnen Studien über den Mann und sein Werk so zu ordnen verstanden, daß im großen und ganzen doch eine Art Biographie zu stande gekommen ist. Nach einer orientirenden Einleitung, deren Inhalt man kurz mit den Worten wiedergeben könnte „Voltaire im Widerschein der öffentlichen Meinung" oder „Voltaire als Fetisch", handelt der Verfasser in zwei Abtheilungen von Voltaire und dem Voltairianismus. Die erste umfaßt zehn Studien: Die Jugendjahre — Cirey — Potsdam (der Verfasser schreibt consequent Postdam) — Ferney — Die Rivalitäten — Die Arbeiten — Das Vaterland — Die Humanität — Die Toleranz — Das Schicksal Voltaires. Die zweite Abtheilung behandelt das, was man als Voltairianismus bezeichnet hat, in acht Studien: Die Philosophie — Die Philosophen — Die Ideen — Die Seele — Die Freiheit — Gott — Die Moral — Die Politik.

Ueber den Voltairianer als solchen schreibt Nourrisson (656): „In der That, was ist ein Voltairianer? Man muß ihn nicht beim Volk suchen, sondern in der Bourgeoisie, besonders und vielleicht noch mehr in den sogen. höhern Klassen. Wo immer aber man ihn findet, der Voltairianer ist im allgemeinen ein Mensch von Geist und gesundem Menschenverstand, aber von einem Verstand, der die Frivolität nicht ausschließt, und von einem Geist, dem jede Erhebung abgeht. Geschickt, das Lächerliche zu bemerken, und im Sprechen frei bis zur Roheit, verweilt er gewissermaßen nur mit einem drückenden Zwang bei ernsten Gedanken. Er gleitet nur über die Oberfläche dahin. Anstatt daß alles, was schön, edel und gut ist, ihn mit einer heitern Freude erfülle, erregt es meistens nur seinen Sarkasmus und reizt ihn zum Widerspruch. Er hält sich stets beim Verneinen, hat mehr Neugierde als Wissen und treibt sein Mißtrauen bis zur Pedanterie. Behaupte in seiner Gegenwart eine andere Wahrheit, als die darin besteht, zu sagen: ‚Das Meinige ist nicht das Deinige', oder: ‚2×2 ist nicht 5' (denn an die Mathematik und das Eigenthum glaubt er standhaft), so gibt er sich den

Anschein, an allem zu zweifeln, und fürchtet nichts auf Erden so sehr, als ein Betrogener zu sein oder auch nur zu scheinen. Es gibt keine noch so gut begründete Wissenschaft, die er nicht als auf Sand gebaut ansieht; es gibt keine noch so großmüthige Handlung, bei der er nicht einen niedrigen Beweggrund annimmt oder argwöhnt. Egoistisch und eitel, Umstürzler und Rechthaber, lüstern nach Reformen und großsprecherisch von Freiheit, duldet er kein Wort von Autorität und Ueberlieferung. Um das gesellschaftliche Gebäude zu verbessern, trägt er kein Bedenken, es bis in die Grundmauern zu erschüttern, beklagt dann aber später die Trümmer, inmitten deren er selbst Gefahr lief begraben zu werden. Sein Epikureismus ist bald sehr gewöhnlich, bald verfeinert; seine ganze Sittlichkeit beruht auf dem Nutzen oder geht wenigstens kaum über den Ehrenpunkt hinaus. Zwischen Geschäft und Genuß getheilt, hütet er sich wohl, an die Chimäre zu glauben, die man Opfer heißt, oder an jenes Trugbild, das den Namen Tugend trägt. Nach seiner Schätzung ist alle Religion nur Fanatismus oder Aberglauben, jeder Tempel ein Ort des Götzendienstes, jeder Priester ein Dummkopf oder Betrüger; wenn er sich bisweilen herbeiläßt, vor einem Gott das Haupt zu beugen, so ist es der ‚Gott der braven Leute', den er verehrt, von dem er aber, wie er rühmend bemerkt, ‚als freier und zufriedener Mann nichts erbittet'. Seele und künftiges Leben endlich gelten ihm ungefähr als Ammenmärchen, und wie er ohne Glauben und fast ohne Gesetz gelebt hat, so sieht er sich sterben ohne Hoffnung."

Wie Voltaire der Voltairianer in Potenz war, zeigt uns das ganze ebenso gründliche wie anziehende Buch. Da dieses Werk sich an ein mehr wissenschaftlich reifes Publikum wendet, als wir selbst dies mit unserer Voltairestudie thun konnten, so darf es nicht auffallen, daß Nourrisson manche Theile freier und eindringlicher behandelt hat, über die wir leichter hingleiten mußten, so z. B. die ganze Episode Cirey, die uns hier in ihrer rohen Gemeinheit entgegentritt. Auch die wissenschaftlichen Partien des zweiten Theiles sind ausführlicher und eingehender als bei uns, während die ästhetische Seite dem Zweck des Werkes entsprechend mehr zurücktritt. In keinem nennenswerthen Punkte aber weichen unsere Urtheile über den Mann und sein Wirken von denen Nourrissons ab, und so können wir sein gelehrtes Werk besonders denjenigen Deutschen empfehlen, welche trotz allem noch immer nicht einsehen wollen, daß Voltaire war „l'enfant gâté du siècle qu'il gâta".

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Ueber den Priesterstand. Vorträge von Joh. Bapt. Lohmann S. J. Mit kirchlicher Genehmigung. 8°. (256 S.) Paderborn, Junfermann, 1896. Preis *M.* 2.

Den Aspiranten des geistlichen Standes, welche sich mit dem Wesen des Priesterthums und dessen Anforderungen zeitig vertraut zu machen haben, darf die vorliegende Schrift als ein recht geeignetes Hilfsmittel hierzu warm empfohlen werden. Sie schildert in einfacher, aber gediegener Weise die erhabene Würde des Priester- und Seelsorgerstandes, erläutert die Kennzeichen des Berufes und verschweigt auch nicht dessen schwere Pflichten und Gefahren. Das letzte Kapitel handelt über die Tonsur und die niedern Weihen; hoffentlich werden in einer folgenden Auflage auch den höhern Weihen noch einige Vorträge gewidmet werden. Möge sich das Büchlein den Eingangspaß in möglichst viele Seminarien verschaffen, um dort zum begeisterten Verständniß der erhabenen und wahrhaft göttlichen Aufgabe des katholischen Priesterthums beizutragen.

Pastoral Theology by William Stang DD., Vice-Rector of the American College, Louvain, and Professor of Pastoral Theology at the same, Late Rector of S. S. Peter and Paul's Cathedral, Providence, Rhode Island. 8°. (VIII and 304 p.) Brussels, Société Belge de Librairie, 1897. Preis *Fr.* 6.

Der vorliegende Band bezweckt, ein praktisches Handbuch zu sein für angehende Seelsorgspriester, um diesen allseitige Winke zu geben für ein gedeihliches Angreifen und Durchführen der vielseitigen Arbeit, welche den jungen Priester in der Pastoration erwartet. Es will nicht ein Lehrbuch für das Studium der einschlägigen Partien des Dogmas und der Moraltheologie ersetzen und ist daher bei Besprechung dieser Stoffe, wiewohl sie nicht ganz unberührt bleiben konnten, recht kurz. Der Hauptwerth des Werkes liegt in den vielen recht kostbaren Angaben über Pastoralklugheit bei Predigt und Katechese, beim Besuch der Familien und der Kranken, behufs Beförderung des Sacramentenempfanges und der frommen und religiösen Vereine, im privaten und öffentlichen Verkehr, in Behandlung der Schulfrage, betreffs der Kunst und des Kirchenbaues u. s. w. Im einzelnen will uns nicht recht gefallen, daß § 5, 2 vom Predigtstoff gesagt wird: Niemals predige über Laster, sondern über die entgegengesetzte Tugend. Wir meinen, auch das erstere kann sehr nützlich sein, wenn es mit Tact geschieht. Der kurze Beichtspiegel (§ 31, S. 156 ff.) will uns für Kinder doch nicht passend genug scheinen. Als einen Unterlassungsfehler möchten wir es bezeichnen, daß behufs Behandlung der socialen Frage keine besondern Winke gegeben werden. Im übrigen wiederholen wir, daß die pastorellen Winke sehr werthvoll sind und den noch wenig erfahrenen Neupriester vor manchem Mißgriff zu bewahren vermögen. Die nordamerikanischen Verhältnisse sind zunächst ins Auge gefaßt; allein die Hauptsachen, welche gesagt werden, sind überall von Nutzen.

Uebung der christlichen Vollkommenheit und Tugend von Alphons Rodriguez, Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem spanischen Originale übersetzt von Dr. Magnus Jocham, erzbischöflicher geistlicher Rath und Professor der Theologie. Mit hoher oberhirtlicher Genehmigung. 3 Theile. Vierte Ausgabe. gr. 8°. (IV u. 351, IV u. 348, IV u. 300 S.) Regensburg, Pustet, 1894. Preis *M.* 7.20.

Uebung der christlichen Vollkommenheit von Alphons Rodriguez, Priester der Gesellschaft Jesu. Neu übersetzt von Christoph Kleyboldt, Priester der Diöcese Mainz. Mit hoher oberhirtlicher Genehmigung. 3 Bände. Fünfte Auflage. gr. 8°. (VIII u. 490, VI u. 480, IV u. 393 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis *M.* 10.80.

Das Hauptwerk des spanischen Jesuiten Alfons Rodriguez (geb. 1526, gest. 1616) hat bekanntlich in der ascetischen Literatur bis auf den heutigen Tag seinen Ehrenplatz behalten; dasselbe hat sich bewährt als durchaus zuverlässiger und höchst praktischer Führer auf dem Wege zur christlichen Vollkommenheit. Darum ist es auch ins Französische, Englische, Portugiesische, Italienische, Holländische, Polnische, Lateinische, Chinesische und Arabische übersetzt worden. Auf die zwei deutschen Uebersetzungen, die jetzt wiederum in neuer Auflage vorliegen, dürfen wir stolz sein. Für deren Brauchbarkeit und Güte zeugt übrigens schon die große Nachfrage. Was den sprachlichen Ausdruck anbelangt, dürfte wohl Jochams Uebersetzung mitunter weniger glatt und gefällig als diejenige Kleyboldts erscheinen; hinwieder hat ersterer nach dem spanischen Originale übersetzt, während letzterer seiner Arbeit die französische Uebersetzung des Akademikers Abbé Regnier des Marais größtentheils zu Grunde gelegt hat. Daß Kleyboldt die citirten Stellen aus der Heiligen Schrift und vielfach auch die Stellen aus den Werken der heiligen Väter auch in lateinischer Sprache in den Noten beigefügt hat, Jocham hingegen nur kurz die Fundorte dieser Stellen am Ende der Hauptstücke angibt, dürfte für viele Leser ein Unterschied von geringem Belange sein. Die Jochamschen Register verdienen besonderes Lob; einem Wunsche manchen Seelsorgers werden die drei Verzeichnisse entsprechen, in denen Jocham den ascetischen Stoff für Predigten auf die Sonntage und die höhern Feste des Kirchenjahres vertheilt hat.

Grundeigentum und Bauerschaft. Eine volkswirtschaftliche Rechtsstudie zur Lösung der Agrarfrage. Von Dr. C. Eberle, Präsident der Vereinigung schweiz. Socialpolitiker. Zweiter Theil. 8°. (VIII u. 304 S.) Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1896. Preis *M.* 3.60.

Die in dieser Zeitschrift Bd. LI, S. 442 ausgesprochene Erwartung ist ungeahnt rasch verwirklicht, und zwar in einer Weise, welche dem Herrn Verfasser alle Ehre macht. Der erste Abschnitt gibt als Einleitung eine kurze Orientirung über die verschiedenen Reformvorschläge zur Besserung der ländlichen Verhältnisse und zeichnet besonders die Pseudoheilmittel des Agrarliberalismus und des Agrarsocialismus mit seinen Abstufungen. Der zweite Abschnitt bildet den wesentlichen Inhalt der Schrift, indem er bis ins einzelne, auf naturrechtlicher und christlicher Grundlage fußend, die Mittel bespricht, welche Abhilfe und Besserung in den Agrarverhältnissen anzubahnen geeignet sind. Dieselben werden vom Herrn Verfasser in zwei große Gruppen getheilt: in solche Anstalten und Mittel, welche aus der Selbsthilfe, und in solche, welche aus der Staatshilfe hervorgehen müssen; die

erstern lassen sich zusammenfassen in den Begriff verschiedener Vereinigungen zur Beschaffung billigen Credits unter Zugrundlegung des Bodenrentenprincips, zur Beschaffung von Lebensbedürfnissen, Werkzeugen u. s. w., sowie zu gemeinsamer Production und gemeinsamem Absatz; die Staatshilfe sollte gerichtet sein auf Förderung der verschiedenen Vereine oder Genossenschaften, auf gerechte Preishöhe der Producte, auf Errichtung und Förderung landwirtschaftlicher Bildungsanstalten, auf wirksame Versicherung des Bauernstandes gegen verschiedene Unfälle und Gefahren. Der Verfasser geht dann dazu über, die Aufbesserung des ländlichen Arbeiterstandes in materieller und moralischer Beziehung zu besprechen und hier bis ins einzelne gehende Winke zu geben. Er ist überzeugt, und das mit Recht, daß weder Staatshilfe noch Selbsthilfe der Land- und Arbeiterbevölkerung gründliche Hebung ihrer Lage bringen könne, wenn nicht Religion und Kirche den ungehemmten Einfluß zur Hebung der sittlichen Kraft und Würde entfalten dürfen. — Bezüglich des Versicherungswesens möchte es allerdings bedenklich scheinen, der staatlichen Gewalt so weitgehende Befugnisse zum Zwange beizulegen, wie der Herr Verfasser es will. Im ganzen aber zeichnet sich die Schrift aus durch Klarheit und Präcision und durch gesunde Principien und deren folgerechte Anwendung.

Dott. Francesco Invrea. **L'Imposta progressiva.** Estratto dalla Rivista Internazionale di scienze sociali e discipline ausiliare. 8°. (24 p.) Roma, Tipografia dell' Unione cooperativa editrice, 1896.

Diese interessante Schrift ist trotz ihrer Kürze oder gerade wegen ihrer Kürze recht empfehlenswerth. Sie setzt sich zunächst auseinander mit den verschiedenen Begründungen des Besteuerungsrechtes des Staates und darum auch mit den verschiedenen Staatsbegriffen. Die öffentlichen Steuern, heißt es dann weiter, müssen nach der Norm der austheilenden Gerechtigkeit auferlegt werden; diese kann sich nur richten nach der Leistungsfähigkeit. Der Verfasser schließt dann weiter, daß die Leistungsfähigkeit sich mit dem Vermögen progressiv vermehre; denn augenscheinlich habe derjenige, dessen Vermögen nur bis zum Existenzminimum gehe, nicht die halbe Leistungsfähigkeit desjenigen, dessen Vermögen das Doppelte des Existenzminimums betrage. Zum Schluß werden dann die gewöhnlichsten Einwürfe gegen eine Progressivsteuer beantwortet und jene Besteuerung selbst als die richtigere hingestellt, jedoch mit der Beschränkung, daß die progressive Besteuerung nicht das ganze Einkommen, sondern immer nur stufenweise den Zuwachs des Einkommens zu treffen habe.

Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes. Von Karl Vollmöller. 8°. (108 S.) Erlangen, Junge, 1896. Preis *M.* 3.

Der „Kritische Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie", der 1890 mit einem I. Bande vielversprechend begonnen hatte, ist infolge von Verwicklungen leider in seinem Erscheinen unterbrochen worden. Jetzt, da das Unternehmen mit den bereits fertiggestellten, die Zeit 1891—1894 umfassenden zwei folgenden Bänden wieder frisch voranschreiten soll — Band II ist zum Theil bereits erschienen —, veröffentlicht der Herausgeber in vorliegenden interessanten Blättern die in dem Jahresberichte angestrebten Normen und Grundsätze, den Plan im einzelnen, die Namen der bis jetzt gewonnenen Mitarbeiter, das Verzeichniß der seit 1891 aus dem ganzen Gebiete eingelieferten Recensionsexemplare u. s. w. Das wirklich großartig angelegte Unternehmen setzt sich zum Zweck, „kurz und klar über

die gesamten Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiet der Romanischen Philologie, ihrer Hilfswissenschaften und ihrer Verwendung im Unterricht der Hoch- und Mittelschulen zu belehren". Es will zwischen den in umfangreichen Compendien zerstreuten Notizen einerseits und den ausführlichern Mittheilungen der Fachzeitschriften und kritischen Anzeigeblätter andererseits die Mitte halten, und wird dadurch auch im stande sein, den gänzlichen oder theilweisen Abgang derselben dem Forscher in gewissem Umfange zu ersetzen. Naturgemäß ist das Französische besonders berücksichtigt, doch werden auch die übrigen romanischen Sprachen und deren Grenzgebiete nicht vernachlässigt. Das Unternehmen verspricht der literarischen Welt, Lehrenden wie Lernenden großen Nutzen; für die wissenschaftliche Strebsamkeit unseres Vaterlandes ist es ein Ruhmesdenkmal.

Ueber die sogenannte Quantität des Urtheils. Eine logische Studie als Beitrag zur Lehre von den Subjektsformen des Urtheils. Von Dr. phil. Otto Sickenberger. 8°. (217 S.) München, Kaiser, 1896. Preis *M.* 3.20.

Daß die Urtheile unter anderm auch nach ihrer Quantität, beispielsweise in universelle, particuläre, singuläre, eingetheilt werden, ist jedem, der sich mit dem Studium der Logik beschäftigt hat, wohl bekannt. In der vorliegenden Schrift will nun Herr Dr. Sickenberger „das Wesen der Quantitätsunterschiede, welche die praktische Logik in Bezug auf den Werth der Urtheile aufstellt, vom theoretischen Standpunkte in Bezug auf den Inhalt der Urtheile erforschen". Dieser Unterschied zwischen Werth und Inhalt eines Urtheils wird von Anfang an betont und ist auch für das Verständniß der ganzen Abhandlung beständig im Auge zu behalten. Wie nämlich ein Satz, welcher das äußere Zeichen eines Urtheils ist, außer dem eigentlichen Wortsinn oft noch einen andern Sinn nach der Absicht des Sprechenden enthält, so ist auch im Urtheil, diesem bloßen Act des Verstandes, das subjectiv Gedachte (der Inhalt des Urtheils) von dem objectiv vom Gedanken Umfaßten (dem Werthe des Urtheils) manchmal verschieden. Auf die uns kurz über den status quaestionis orientirende Einleitung folgt ein größerer geschichtlicher Theil, in welchem uns die Lehre über die Quantität des Urtheils bei Aristoteles und den Gelehrten des Alterthums, sodann bei den Scholastikern mit ihrem Fürsten, dem hl. Thomas von Aquin, an der Spitze und endlich bei den Philosophen der neuern Zeit ausführlich dargelegt wird. Diese geschichtlichen Erörterungen werden aber fortwährend mit scharfsinnigen kritischen Bemerkungen begleitet, so daß dem Leser nach und nach die eigenen Ansichten des Verfassers immer mehr erschlossen werden. Im letzten Kapitel faßt dann Sickenberger die gewonnenen Resultate bezüglich der Eintheilung der Urtheile und der Quantitätsbestimmungen zusammen. Die Studie verdient die Beachtung derjenigen, welche schon im philosophischen Denken geübt sind und sich mit logischen Studien noch gründlicher befassen wollen.

Papst Honorius IV. Eine Monographie von Bernhard Pawlicki, Doctor der Theologie. 8°. (VIII u. 128 S.) Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1896. Preis *M.* 3.

Diese kenntnißreiche und in jeder Beziehung wackere Arbeit behandelt das kurze Pontificat eines Papstes, von dem man nur sagen kann, daß er ein echter Papst und ein echter Römer war. Trotz der geringen Dauer von nur zwei Jahren ist die Regierung dieses edeln Savellers eine keineswegs bedeutungslose. Schon

die hervorragende Persönlichkeit des greisen Papstes, der in gebrechlicher Körperhülle, ähnlich wie einst Gregor der Große, mit der Weisheit des Staatsmannes die ganze Thatkraft der Jugend verbindet, wie auch seine Stellung zu Rudolf von Habsburg und dem römischen Kaiserthum deutscher Nation, verleihen diesem Pontificate besondere Anziehung. Es war gut, daß der Verfasser von der scheinbar geringen Ausbeute an wirklich Neuem sich nicht hat abschrecken lassen. Er hat doch verstanden, manche recht interessante Punkte gegenüber andern Autoren ins Licht zu stellen. Ueberhaupt ist er der erste, der auf Grund der neuen Veröffentlichungen in Prous Regestenwerk mit einer besondern Arbeit über diesen vortrefflichen Papst hervortritt. Auf Mißgriffe und Mängel in der obersten Kirchenverwaltung offen hinzuweisen, scheut sich der Verfasser nicht, wo immer er solche zu erkennen glaubt, und er thut es an einer Stelle (S. 107—108) vielleicht strenger, als die Verhältnisse jener Zeit es rechtfertigen. Allein er ist himmelweit entfernt von jenem Tone schulmeisternden Aburtheilens und dreisten Verunglimpfens kirchlicher Personen und Verhältnisse, wie er heute auch bei angehenden katholischen Historikern zuweilen sich bemerkbar macht — stets das Zeichen von Unreife, Beschränktheit des Horizontes oder sonst ungünstigen Einflüssen. Besonderes Lob verdient auch die schöne, wirklich anziehende Darstellung. Dr. Gottlobs „Die päpstlichen Kreuzzugssteuern im 13. Jahrhundert", welche der Verfasser S. 50, 2 einmal nebenbei und nicht ganz richtig citirt, würde er vielleicht mit Vortheil genauer verglichen haben. Im ganzen weiß die Schrift Wissenschaftlichkeit und Unbefangenheit des Urtheils in Einklang zu bringen mit Liebe und Verständniß für die kirchliche Vergangenheit; sie gereicht ihrem Verfasser zu großer Ehre und sei auf das wärmste empfohlen.

Die Bulle „Unam Sanctam" des Papstes Bonifacius VIII. Nach ihrem authentischen Wortlaut erklärt von Th. Dr. Franz Ehrmann, Priester der Diöcese Brünn in Mähren. 8°. (52 S.) Würzburg, Göbel, 1896. Preis *M.* 1.50.

Es ist ein schon viel behandelter Gegenstand, welchem diese kleine Schrift gewidmet ist, die ihr Verfasser selbst als eine früher für das kirchenhistorische Seminar an der Universität Würzburg bestimmte Uebungsarbeit zu erkennen gibt. Dies hindert jedoch nicht, dieselbe als eine recht vortreffliche anzuerkennen und das Büchlein als ein brauchbares und beachtenswerthes zu empfehlen. Es faßt alles nett zusammen, was zum Verständniß der berühmten Bulle im Auge zu halten ist, und zeichnet sich dabei aus durch Kürze, Klarheit und Correctheit. Gut war es, daß der Bulle vor allem eine genaue deutsche Uebersetzung beigegeben wurde, denn viele deutsche Gelehrte sind sehr schwach im Verständniß des kirchlichen Lateins; ebensogut war die Beigabe einer klaren Disposition und die Aufnahme des vollen Textes der Bulle Ausculta Fili. Kurz, das Büchlein ist sehr geschickt angelegt; man liest es mit wahrem Vergnügen. Freilich gegen die Uebersetzung (S. 49 und 30) des veritate testante mit „nach dem Zeugnisse der gegenwärtigen Umstände" liegen nach dem Wortlaut wie nach dem Zusammenhang große Bedenken vor. Schon ein Vergleich mit der Stelle aus Hugo von St. Victor (S. 43) dürfte ergeben, daß es sich um das Zeugniß des vetus instrumentum handelt, wonach durch das Priesterthum (Samuel) auf Befehl Gottes das Königthum eingeführt wurde (vgl. 1 Kön. 8, 22: constitue super eos regem; vgl. ebenda 10, 19). Wie andere im Alten Testamente erwähnte Thatsachen dient auch diese dem Verfasser der Bulle als Argument für den theoretischen Beweis, daß die geistliche Gewalt etwas Höheres sei als die weltliche.

Prüm und seine Heiligthümer. Mit sieben Illustrationen. Von Dr. C. Willems, Domvikar. 8°. (87 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1896. Preis 90 *Pf.*

Wallfahrt nach Prüm. Mit drei Abbildungen. Von Dr. Willems, Domvikar. 8°. (32 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1896. Preis 25 *Pf.*

Die beiden Broschüren wollten die Pilger, welche zu der vom 11. bis 25. October zu Prüm veranstalteten Reliquienfeier herbeieilten, über die Geschichte der mehr als 1170 Jahre alten Abtei und ihrer Reliquien unterrichten, besonders über die von Pipin dorthin geschenkten Theile „von den Sandalen des Herrn". Das größere Heft schildert eingehend die Schicksale, Verdienste und Kirchenschätze Prümer Mönche; das kleinere thut dies ganz kurz, fügt aber Gebete und Nachrichten bei zu Nutz und Frommen der Pilger. Beide behalten auch noch nach Abschluß der Festoctav ihren Werth für jeden Besucher der Salvatorkirche und ihrer Reliquien. Sie sind klar und anziehend geschrieben, mit trefflichen Bildern versehen und gut ausgestattet.

Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südöstlichen Schwarzwald. Von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage. Mit urkundlichen Beilagen. 8°. (IV u. 100 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 1.40.

Daß dieses Schriftchen, nachdem es gleich bei seinem ersten Erscheinen 1867 zwei Auflagen erlebt hat, nach dreißig Jahren in erweiterter Gestalt abermals hervortritt, kann nur willkommen sein. Es ist in hohem Maße interessant und enthält in mehrfacher Hinsicht Ansprechendes und Belehrendes. Mögen die guten Hauensteiner auch in früherer Zeit durch ihren Starrsinn manches gefehlt haben, man wird die Schrift kaum aus der Hand legen ohne eine herzliche Sympathie für das arme, gequälte Volk. Werden trübe Erinnerungen geweckt an die Zeit, als ein Theil der Geistlichkeit Badens irregeleitet seine Stellung und Pflicht mißkannte, so erhebt um so mehr der Anblick eines armen Bergvolkes, das unüberwindlich ist in der Treue, mit der es an seinem katholischen Glauben hängt.

Jesuiten-Dramen der niederrheinischen Ordensprovinz. Von Dr. P. Bahlmann, Bibliothekar der Königl. Paulinischen Bibliothek zu Münster i. W. (Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen. XV.) 8°. (IV u. 352 S.) Leipzig, Harrassowitz, 1896. Preis *M.* 15.

Das fleißig gearbeitete Werk soll ein erster Beitrag sein zu einer Bibliographie des Jesuiten-Dramas, dessen Bedeutung für Literatur-, Cultur- und Localgeschichte heute anerkannt ist. Zunächst soll durch diese Arbeit auf die zerstreuten Reste dieser Schulspiele aufmerksam gemacht werden, um, was von Texten, Programmen, Synopsen u. s. w. noch vorhanden ist, vor dem Untergang zu bewahren. Eine sorgsam zusammengestellte Uebersicht soll den jetzigen Fundort des noch Vorhandenen nachweisen und dadurch die Benutzung ermöglichen. Auch die bisherigen, hier und dort auftauchenden Veröffentlichungen über einzelne Stücke oder ganze nach Oertlichkeit oder Thema sich unterscheidende Gruppen sollen hier zusammengefaßt, verzeichnet und ausgenutzt werden. Es schien am zweckmäßigsten, diese Zusammenstellung nach den „Provinzen" vorzunehmen, in welche die Gesellschaft Jesu auch innerhalb Deutschlands sich dereinst eintheilte, und der Verfasser hat sich demgemäß auf die „niederrheinische Provinz" beschränkt. Der erste Theil der Ar-

heit gibt die Titel von 209 gedruckten Jesuiten-Dramen, die in den Bibliotheken der niederrheinischen Provinz sich fanden. Unter den Verfassern derselben, welche den verschiedensten Nationen angehören, liest man recht bedeutende Namen, wie Petavius, Balde, Avancini, de la Rue, Masen, Neumayr u. s. w. Es folgen dann die Titel von 502 Dramen, welche vor 1773 in 21 Häusern der niederrheinischen Provinz nachweisbar aufgeführt wurden. Als Anhang schließen sich daran die Synopsen von 77 dieser Stücke, alle noch dem 17. Jahrhundert angehörig, und aus den Dramen des 18. Jahrhunderts eine Auswahl von Gesängen. Daß auch dieses scheinbar so reiche Verzeichniß von aufgeführten Theaterstücken auf Vollständigkeit nicht entfernt Anspruch erheben kann, zeigt schon der Umstand, daß für Jülich 119 Aufführungen bekannt sind, während von weit bedeutendern Collegien wie Düsseldorf nur 24, Münster 34, Paderborn 48, Aachen 51, Köln 53, Hildesheim 60 Stücke nachgewiesen werden konnten. Auffallend ist allerdings, daß bei den im Druck erschienenen Schuldramen gerade die niederrheinische Provinz so äußerst schwach vertreten ist, während Bayern und Oesterreich eine ganze Bibliothek ins Feld stellen können. Daß es jedoch auch am Niederrhein an dramaturgischen Talenten nicht fehlte, zeigt das Beispiel des P. Paul Aler († 1727). Der Umstand, daß von den Jesuiten-Dramen überhaupt verhältnißmäßig nur wenige in den Druck gekommen sind, will der Verfasser auf „die von den Ordensobern ausgeübte Censur" zurückführen. Dies dürfte kaum richtig sein. Einer Censur der Obern bedurfte es schon, damit das Stück aufgeführt werden konnte, und die Drucklegung hing, abgesehen von dem innern Werth oder dem augenblicklichen Erfolg des Stückes, oft von äußern Umständen, etwa dem Geldpunkt, oder den besondern Gepflogenheiten einer bestimmten Ordensprovinz, oder dem Selbstvertrauen des Autors, oder den Anschauungen des jeweils maßgebenden Provincialobern ab.

Luthers Lebensende und der Eislebener Apotheker Johann Landau. Von Dr. Nicolaus Paulus. 8°. (IV u. 26 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis 60 *Pf.*

Wie es nicht unberechtigt war, die legendenhaften Berichte von „Dr. Luthers fein sanftem Einschlafen" in unserer Zeit der Kritik auch einmal unter die kritische Lupe zu nehmen, so ist es auch wieder anerkennenswerth, wenn gegen nicht erwiesene oder nicht erweisbare Behauptungen, welche durch solche an sich berechtigte Untersuchungen mit zu Tage gefördert worden sind, auch innerhalb des katholisch-kirchlichen Lagers Einsprache erhoben wird. Denn weder unserem deutschen Volke noch unserer Kirche wird irgend etwas auf die Dauer frommen, was nicht in objectiver Wahrheit und Gerechtigkeit begründet ist. Dr. Paulus hat mit der ihm eigenen außerordentlichen Kenntniß des Reformationszeitalters und seiner Literatur, mit gewohnter Klarheit und Ruhe den Stand der Frage bereits 1894 im „Historischen Jahrbuch" untersucht. Denselben Artikel, der damals große Anerkennung fand, bietet er hier in einer etwas erweiterten Sonderausgabe, zugleich mit der Ankündigung einer weiter ausholenden und umfangreichern Arbeit über den gleichen Gegenstand, deren Erscheinen schon nahe bevorzustehen scheint. Dr. Paulus hat es bis zu einer der Gewißheit nahekommenden Wahrscheinlichkeit dargethan, daß der Brief des „Mansfelder Bürgers" über Luthers Ende von Wizels Vetter, dem katholischen Apotheker Joh. Landau in Eisleben, herrührt, und daß die Umstände, unter welchen er verfaßt wurde, an seiner Glaubwürdigkeit keinen berechtigten Zweifel aufkommen lassen. Mit dem Inhalt dieses Briefes fällt aber der angeb-

liche Bericht des Dieners, wonach Luther des Morgens „an einem Bettstollen erhängt" soll gefunden worden sein. Dr. Paulus bemüht sich jedoch weiterhin auch, den Nachweis zu erbringen, daß die Aussagen Landaus mit den officiellen Darstellungen von Luthers Freunden absolut noch in Einklang gebracht und daß die Widersprüche in den verschiedenen Angaben dieser Freunde bei gutem Willen hinweg erklärt werden könnten. Es will jedoch scheinen, als ob hierbei ein Moment etwas zu wenig berücksichtigt worden sei, nämlich, daß dem unbefangenen, nüchternen Berichte Landaus keineswegs gleich unbefangene von der andern Seite gegenüberstehen. Vielmehr zeigt ein Vergleich der Berichte, daß man bemüht war, den Verlauf der Dinge in einem andern Lichte erscheinen zu lassen, als es der traurigen Wirklichkeit entsprach. Dieses kaum zu verkennende Bestreben der lutherfreundlichen Berichte weckt allerdings ein gewisses Mißtrauen und gibt auch geringfügigen Widersprüchen, die sich in denselben finden, größeres Gewicht. Indes wird sich ein abschließendes Urtheil erst bilden lassen, wenn einmal die angekündigte eingehendere Schrift vorliegt, der man, wie bisher allen Publicationen des Herrn Dr. Paulus, nur mit Freude und Spannung entgegensieht.

Di mondo in mondo. Florilegio Dantesco. (Von Welt zu Welt. Ein Dante-Album.) Mit deutscher Uebersetzung von B. A. Betzinger. 8°. (Albumformat.) (308 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 3.

Der reiche Sentenzen-Schatz der Divina Commedia und der andern Schriften Dantes ist in diesem überaus geschmackvoll ausgestatteten Album in acht Gruppen getheilt: 1. Wollen und Wirken. 2. Sehnen und Suchen. 3. Gott und Schöpfung. 4. Erlösung und Kirche. 5. Recht und Sitte. 6. Minne und Freundschaft. 7. Natur- und Wanderbilder. 8. Zeit und Ewigkeit. — Dem nach Scartazzinis neuestem Commentar gegebenen Originaltext steht in zierlicher Schwabacherschrift die deutsche Uebersetzung nach Philalethes und Witte, theilweise selbständig umgestaltet, gegenüber. Die Wahl der Sprüche wie ihre Gruppirung und Verdeutschung verrathen eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit den Werken des großen Florentiners. Da diese selbst ohne angestrengtes Studium nicht zu verstehen und noch weniger zu genießen sind, werden viele dem Herausgeber dankbar sein, daß er sie auf leichtere und angenehmere Weise einen Blick in diese überreiche Gedankenwelt werfen läßt. Manchen wird das Album anregen, zu dem Dichter selbst zu greifen, Freunde desselben, ihre Erinnerungen daran aufzufrischen. Die pietätvolle Widmung an Herrn Franz Joseph Hutter macht das gefällige Büchlein zugleich zu einem sinnigen Andenken an einen Mann, dessen aufopfernder Thätigkeit die katholische Sache und speciell die katholische Literatur nicht wenig zu danken hat.

Dantes Vita Nova. Kritischer Text unter Benützung von 35 bekannten Handschriften. Von Friedrich Beck. 4°. (136 S.) München, Piloty & Löhle, 1896. Preis *M.* 9.

Die Metapher bei Dante, ihr System, ihre Quellen. Von Friedrich Beck, K. Gymnasiallehrer. 8°. (82 S.) Neuburg a. d. D., Grießmayer, 1896. Preis *M.* 1.

Die beiden Schriften fußen auf einem zwölfjährigen Specialstudium der Vita Nova, zu deren Erklärung der Verfasser zunächst eine sichere Grundlage zu gewinnen wünschte. Als erstes Element einer solchen erschien ihm mit Recht eine allen Anforderungen entsprechende kritische Textausgabe, da alle bisherigen Heraus-

geber nur eine beschränkte Zahl der vorhandenen Handschriften verwerthet hatten. Er unterzog sich also selbst der mühevollen Arbeit, 35 Handschriften einzusehen, zu studiren und zu vergleichen, und auf Grund derselben einen Text festzustellen, welcher zwar die verlorene Urhandschrift des Dichters nicht ersetzt, aber, theilweise auf unmittelbare Copien einer Abschrift Boccaccios zurückgehend, dem ursprünglichen Text so nahe als möglich kommt. Seine mustergiltige Ausgabe, mit dem genauesten kritischen Apparat ausgestattet, wird darum für alle weitern Untersuchungen dieser Schrift grundlegend bleiben. Als unerläßliches Hilfsmittel zur Erklärung der überaus dunkeln Schrift betrachtet der Verfasser die Kenntniß der Bildersprache Dantes mit Rücksicht auf deren Quellen und das ihr zu Grunde liegende System. Mit ähnlichem Bienenfleiß hat er deshalb die häufigsten und bedeutendsten Metaphern Dantes zusammengestellt und auf ihre Quellen zurückzuführen gesucht. Die Zusammenstellung zeugt von der innigsten Vertrautheit mit Dantes Werken und theilweise auch mit dessen Quellen, sowie von einer bewundernswerthen Akribie im einzelnen. Der Versuch jedoch, die so mannigfaltigen Metaphern in ein einheitliches System zu drängen, entbehrt noch vielfach einer nähern Begründung und dürfte kaum hinreichen, als endgiltiger Schlüssel die Räthsel der Vita Nova zu lösen.

Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum ersten Mal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor K. Pasch. IV. Bändchen: Glaube du nicht stets das Schlimmre. — Morgen kommt ein andrer Tag. — V.: Sein eigner Kerkermeister. — Willst Liebe du besiegen, mußt du wollen. — VI.: Die Belagerung von Breda. — Was das Herz verschmäht und hofft, bloße Laune ist es oft. — VII.: Zufall spielt der Liebe Streiche. — Besser ist's, man schweigt. 8°. (310, 244, 274 u. 286 S.) Freiburg, Herder, 1895. 1896. Preis *M.* 1.80; 1.80; 2; 2.

Mit den vorliegenden Bändchen ist die Sammlung Calderonscher Stücke abgeschlossen, welche uns der verdienstvolle Uebersetzer vor fünf Jahren in Aussicht gestellt hatte. Zu den bis damals ins Deutsche übersetzten 59 Stücken fügt sie allerdings nur 14 neue hinzu, so daß von den sämtlichen Comedias des großen spanischen Dramatikers noch 35 zu übersetzen bleiben. Dennoch bedeutet sie einen großen Voranschritt zu einem vollständigen deutschen Calderon und bietet eine vorzügliche Ergänzung zu den bisherigen Sammlungen von Schlegel, Gries, Malsburg und Lorinser. Die ersten drei Bändchen, welche wir schon früher (Bd. XLII, S. 114; Bd. XLIII, S. 104, und Bd. XLVI, S. 324) besprochen haben, enthalten zwei Stücke aus der spanischen Geschichte und Sage, zwei sogen. Mantel- und Degen-Stücke und zwei mythologisch-allegorische Festspiele. Zu diesen treten nunmehr noch zwei weitere Stücke aus der spanischen Geschichte und Sage, eines aus der nicht-spanischen Geschichte, drei romantisch-heroische Dramen und noch zwei weitere Mantel- und Degenstücke, so daß, die längst übersetzten specifisch religiösen Dramen abgerechnet, alle Arten der Calderonschen Dramatik in der Sammlung vertreten sind und zwar meist durch ganz hervorragende Stücke, zu deren Uebersetzung schon früher die berufensten Kenner und Kritiker eingeladen hatten. Als Kunstwerk weniger bedeutend, aber in biographischer Hinsicht dafür um so interessanter, ist eigentlich nur „Die Belagerung von Breda", und so kann man denn auch die Hauptentwicklungsphase des Dichters von dem ersten Jugendstück an bis zur vollen Reife

aus der Sammlung kennen lernen. Führt sie uns auch nicht in das eigentliche innerste Heiligthum der Calderonschen Poesie, d. h. seine „Autos“ und „religiösen Schauspiele“, so gewährt sie uns einen um so reichern Einblick in seine weltliche Dichtung, zumal in seine wundersame Kunst, die Leiden und Freuden, Irrungen und Wirrsale, Verwicklungen und Katastrophen, welche die Liebe im bunten Markt des Lebens verursacht, in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit und mit immer neuer Spannung zu schildern, ohne je darüber die Ideale sittlicher Reinheit, Ehre und Tugend aus dem Auge zu verlieren oder die Liebe selbst in das Grobsinnliche herabzuziehen oder durch Lüsternheit zu entweihen. Eine Lectüre für Kinder sind diese Stücke nicht; aber in ihrer Fülle von Poesie, Tragik, Humor, lyrischer Empfindung, kunstvollster Entwicklung, überherrlicher Sprache und Form könnten sie der modernen tiefgesunkenen Bühne ein Wegweiser zur heilsamsten Regeneration sein. Die Uebersetzung ist, was Treue und Genauigkeit betrifft, eine Musterleistung, ein Werk des hingebendsten Forscherfleißes und des liebevollsten Verständnisses; an Schönheit und Frische übertrifft sie unzweifelhaft diejenige Lorinsers und erreicht nicht selten diejenige von Schlegel und Gries, wenn auch die strenge Nachahmung der Formen des Originals dem deutschen Ohr weniger behagt, als es bei freierer Behandlung der Fall sein möchte. Indem wir dem Uebersetzer zugleich Glück wünschen und danken, können wir den Wunsch nicht zurückhalten, der literarische Erfolg möge Uebersetzer und Verleger ermuthigen, die Reihe dieser Uebersetzungen noch weiter fortzuführen und so eine vollständige Calderon-Uebersetzung herbeiführen zu helfen.

Die Entzückung. Von Theophil Lenartowicz, übersetzt von August Woycke, durch Lebensbeschreibung des Dichters eingeleitet und herausgegeben von Witold Leitgeber. 8°. (40 S.) Posen, Leitgeber u. Co., 1896.

Dieses Heft macht uns mit einer charakteristischen Dichtung eines zeitgenössischen polnischen Dichters bekannt, der eine Weile lang sogar trotz Mickiewicz der erste Dichter Polens hieß. Ueber das Leben und die Stellung dieses Dichters bringt die ausführliche Einleitung sehr willkommene Angaben. Der Leser wünschte dies Dichterbild erweitert und besonders mit reichlichen Proben aus den Werken belegt. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber zu dieser Arbeit. Nur dürfte dann der Berechtigung zur Revolution nicht das Wort geredet werden, was jetzt S. 13 geschieht. — Das Gedicht selbst könnte man eine Divina Commedia im Munde einer polnischen Käthnersfrau nennen. Während man an ihrem Sterbebett betet und weint, macht sie einen Rundgang durch Paradies, Fegfeuer und Hölle, den sie später ihrem Knaben in ihrer Weise schildert. Von dogmatischer Richtigkeit muß da natürlich abgesehen werden: der Dichter gibt uns einfach das, was sein Volk sich denkt und erzählt, und das ist abwechselnd kindisch und großartig, abgeschmackt und tiefsinnig, ketzerisch und hochmystisch. Das Gedicht soll eben ein Gesamtbild der Volksvorstellungen über das Jenseits geben, und dieses Bild ist interessant genug; am schwächsten ist das Paradies bedacht; Hölle und Fegfeuer sind viel packender und poetischer. Die Uebersetzung soll sehr getreu sein; ohne dieser Treue Eintrag zu thun, könnte und sollte sie aber auch etwas künstlerischer sein.

Gedichte von Rudolf Geck. 12°. (94 S.) Nürnberg, Raw, 1896.

Aus diesen Gedichten sind wohl jene die besten, welche irgend ein Bildchen aus dem Alltagsleben behandeln und den Realismus dieses Bildes durch eine Art

geistreicher Aufschrift idealisiren. Dahin rechnen wir z. B.: Knopfschachtel. — Auf dem Markt. — Die alte Jungfer. — Souvenir. — Frühlingsabend im Stadtpark. — Im Schnellzug u. s. w. Freilich tritt auch in diesen Gedichten etwas von jener Eigenart des Dichters zu Tage, von der man nicht sagen kann, ist es gesuchte Dunkelheit oder nicht ganz zu künstlerischer Abrundung gelangter Gedankenreichthum oder Mangel an Feile. Wo daher kein äußerer Vorgang geschildert wird, fehlt es dem Gedicht oft an scharfen Umrissen, wie es denn bezeichnend für den Dichter ist, daß er gern Wolkenbilder zeichnet. Das eine oder andere Gedicht hätten wir gerne unterdrückt gesehen, z. B. vor allem den „Blauen See". Im großen und ganzen offenbart das Bändchen aber eine dichterische Individualität, die vielleicht bei tieferer Auffassung des Lebens nach der religiösen Seite noch Treffliches leisten kann. Möge der Schillerpreis der Stadt Nürnberg, der dem Dichter, wie wir hören, am 10. November zuerkannt wurde, ihn zu frischem, fröhlichem Schaffen in diesem Sinne ermuthigen!

Duell und Ehre. Roman von Freiin von Lilien. 12°. (487 S.) Köln, Bachem, 1896.

Der eigenthümliche Ehrbegriff, oder wie Brentano sagen würde, die salva-venia-Ehre gewisser Stände und das Allheilmittel Duell stehen seit längerer Zeit wieder im Vordergrunde des Interesses. Es wird darüber sehr Vernünftiges, Ueberzeugendes, Zwingendes geredet und geschrieben; aber diese „Ehre" gleicht der Dummheit, gegen welche ja bekanntlich die Götter sich vergebens bemühen. Trotzdem begrüßen wir aufrichtig diesen Roman, der den Gegenstand auch wieder einmal von künstlerischer Seite behandelt. In dieser Form geht die gute Sache eher ins Herz und Gefühl über und erleichtert so auch dem Verstand und Willen die Arbeit. Die Anlage des Romans ist für diesen Zweck ganz vortrefflich; was sonst als unnützes Beiwerk auszuscheiden wäre, wie die Geschichte des Müllers und was damit zusammenhängt, gehört jetzt nothwendig zum Ganzen: es bildet die andere Seite der Münze, das „ja, Bauer, das ist etwas anderes!" Die Durchführung dieser Parallele aus der Arbeiterstube und dem Salon ist vortrefflich gelungen. Die Verfasserin geht mit ihren Standesgenossen nicht gerade sehr glimpflich um; ihre Schilderungen sind realistisch bis zur Sprödigkeit. Man sollte kaum glauben, daß eine Dame jenen Auftritt beschrieben, wie der versoffene Müller im Arbeitszimmer des Barons den ersten Anfall von delirium tremens hat. Der Roman weist eine schöne Reihe eigenthümlicher Charaktere auf, von denen die Mehrzahl jedenfalls dem Leben abgelauscht ist. Im einzelnen könnte die Aneinanderreihung der Thatsachen etwas künstlerischer sein; die Verfasserin erzählt etwas gar zu gern, wie es ihr eben einfällt, und begründet oft eine Thatsache, statt sie episch vorzubereiten. Der Stil ist nicht immer glatt und leicht. Die kleinen Ausstellungen kommen aber für unser Gesamturtheil über den Roman nicht in Betracht, und dieses Urtheil geht dahin, daß wir in der Erzählung eine tüchtige, beachtenswerthe Leistung begrüßen dürfen.

Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Von Joseph Spillmann S. J. Erste Hälfte: Die mohammedanischen und die russischen Länder (West- und Nordasien). Nebst einer großen kolorierten Karte von Asien. Zweite, vermehrte Auflage. 4°. (XII u. 430 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 8; geb. *M.* 9.20.

Mit aufrichtiger Freude bringen wir die zweite Auflage dieses prächtigen Werkes eines unserer besten Jugendschriftsteller zur Anzeige. Daß die starke erste

Auflage in verhältnißmäßig kurzer Zeit vergriffen war, beweist, daß das „Buch mit vielen Bildern" bereits seinen Weg in die Hände zahlreicher junger Leser gefunden hat. Wir wüßten aber auch nur wenige Jugendschriften, die wir so unbedingt allen besser gestellten katholischen Eltern und Erziehern empfehlen könnten. Hier ist keine seichte Ware, die bloß eine augenblickliche Befriedigung der kindlichen Neugier oder eine krankhafte Erhitzung der jugendlichen Phantasie bezweckt. P. Spillmann will seinen jungen Freunden nicht bloß Ergötzung bieten, sondern auf deren Geist und Herz erziehlich einwirken. Das farbenprächtige Länder- und Völkerbild und die mit großem Geschick eingewobenen Schilderungen aus der Cultur-, Kirchen- und Missionsgeschichte bilden einen gediegenen Lehrstoff, der den Gesichtskreis des jugendlichen Lesers erweitert, seine Schulkenntnisse in leichter, angenehmer Weise ergänzt und durch die religiöse Wärme, die das Ganze durchdringt, die edelsten Regungen und Gefühle weckt. Die klare Schreibweise ist dem Verständniß der Jugend meisterlich angepaßt. Die neue Auflage bringt zunächst eine ansehnliche Bereicherung des schönen Bilderschmuckes. Die Zahl der Illustrationen ist auf 337 gewachsen, darunter 60 zum Theil prächtige Vollbilder. Die Erweiterung des Textes kommt namentlich den heiligen Stätten Palästinas und den kirchengeschichtlich so bedeutungsvollen Ländern von Kleinasien, Syrien, Armenien, Mesopotamien und Persien zu gute.

1. **Aus Wildfangs Kinderjahren.** Erzählung für junge Mädchen von Angelika Harten.
2. **Draußen in der Welt.** Eine Mädchengeschichte von Angelika Harten.
3. **Die Tochter des Marquis.** Erzählung für junge Mädchen von Everilda von Pütz.

Mit je 4 Kunstdruckbildern. Köln, Bachem, 1896. Preis in Prachtband je *M.* 2.50.

Den illustrirten Erzählungen für Knaben läßt der Bachemsche Verlag nun auch solche für Mädchen folgen. Die Reihe derselben eröffnen obige drei Nummern, die, um es gleich hier kurz zu sagen, sowohl was Ausstattung als was Inhalt anbelangt, sich kühn mit dem messen können, was von akatholischer Seite in dieser Art auf den Markt gebracht wird, so daß also auch sie wieder, von so manchem andern, ebenfalls aus katholischem Verlag Stammenden abgesehen, den katholischen Eltern jeden Vorwand nehmen, ihren Kindern Akatholisches in die Hand zu geben. Wir sind nämlich der ganz entschiedenen Meinung, daß Jugendschriften nicht bloß religiös, sondern auch confessionell sein sollen. Sie brauchen und dürfen nicht frömmelnd und controversistisch, aber sie sollen für katholische Kinder ausgesprochen katholisch sein. Jugendschriften gehören zu den Erziehungsmitteln und dürfen so des religiösen Elementes, und zwar in confessioneller Fassung, nicht entrathen. Es mag ja hie und da ein Buch ohne religiösen Grundton mit unterlaufen, das Fehlen desselben soll aber weder Absicht noch Vorzug sein. Angelika Harten, die Verfasserin der beiden ersten Erzählungen, ist ein Neuling, führt sich aber hier gleich auf das allerbeste ein. Man braucht bloß das erste Auftreten der kleinen Heldin des ersten Bändchens zu lesen, um sofort zu der Ueberzeugung zu kommen, daß die Verfasserin Kinder kennt und Kinder liebt, daß sie mit den Augen einer Mutter beobachtet und aus dem Herzen einer Mutter redet. Das ist alles aus dem Leben für das Leben geschrieben, anschaulich, munter, interessant und doch mit ernstem Untergrund. Die Lehren werden lächelnd ertheilt und gehen doch zu Herzen, sind

kindlich gehalten, ohne kindisch zu werden, gemüthvoll, ohne je ins Sentimentale überzugehen.

Die erste Geschichte erzählt uns, wie ein Kind hauptsächlich im Hinblick auf die bevorstehende erste heilige Communion manchen Fehler ablegt und dadurch die edeln Seiten seines Charakters immer mehr zur Geltung bringt. Die Verfasserin hat aber Sorge getragen, diese Wandlung des Kindes recht lebendig und kurzweilig einzukleiden und durch Einführung mehrerer Spielgenossinnen und Erwachsener, sowie deren Beziehungen verschiedenster Art zu einander das Interesse zu wecken und zu steigern. In die Erzählung sind in geschickter Weise drei „Geschichten" eingeflochten, die ihrerseits wieder den letzten Zweck des Ganzen fördern. Kurz: diese Erzählung ist ganz danach angethan, ein Liebling der Kinderwelt zu werden, und auch mancher Erwachsene wird sie mit Freuden und nicht ohne Rührung lesen.

Ernster in Anlage und Ton tritt die zweite Nummer auf; sie wendet sich an mehr Erwachsene, denen sie in anziehender Weise ein Bild des Lebens und des sie erwartenden Berufes vorführt. Ihr Inhalt ist kurz dahin zusammengefaßt, daß sie uns zeigt, wie ein edles Mädchen durch einen hochherzigen Entschluß ihren Eltern zu Hilfe kommt und durch opferwillige Liebe und treues Festhalten an ihren Grundsätzen nicht bloß dem lieben Gott eine Seele, sondern sich selbst auch das wahre Glück erringt. Dem reifern Verständniß der Leserinnen ist die Erfindung und Durchführung der Fabel sowohl als auch die Ideenwelt der Lebensfragen angepaßt, ohne indes über den Horizont des Mädchens hinauszugehen oder aus der Rolle einer Mädchenerzählung zu fallen. Trotz allem Ernst fehlt übrigens das heitere Element keineswegs. Wir halten „Draußen in der Welt" nicht bloß für ein interessantes, sondern auch für ein nützliches Buch. Besonders hat uns gefallen, daß die Verfasserin gelegentlich aus ihren katholischen Grundsätzen kein Hehl macht und die Heldin ihre Entschließungen nach den Lehren ihres Glaubens fassen und ihre Stärke dort suchen läßt, wo sie einzig zu finden ist. Dabei aber ist von dem, was in pietistischen Jugenderzählungen oft so unangenehm sich geltend macht, keine Spur zu finden; das „Fest" und „Fromm" ist immer frischfröhlich und frei. Der Sprache hat die Verfasserin in beiden Bändchen eine lobenswerthe Aufmerksamkeit gewidmet, so daß sie auch nach dieser Seite vor vielen sogen. Jugendschriften den Vorzug verdienen.

Die dritte diesjährige Nummer stammt aus der Feder der beliebten Verfasserin der Tiroler Dorfgeschichten. „Die Tochter des Marquis" erzählt uns eine Episode aus den Schreckenstagen der französischen Revolution, in welcher die Tochter eines Adeligen eine hervorragende Rolle spielt. Wenn der Stoff auch nicht gerade neu ist, so hat die Verfasserin ihn doch wieder recht anziehend einzukleiden verstanden, so daß die jungen Leserinnen die Schicksale der Herrschaft von Beaumanoir mit Spannung verfolgen werden. Die eine oder andere Unwahrscheinlichkeit läuft wohl mit unter, — allein auf so etwas achtet ein unbefangenes Gemüth nicht, besonders wenn es dafür so gut entschädigt wird, wie es hier geschieht. Der Stil dieser Erzählung ist einfach und angemessen, wenn auch weniger charakteristisch. Das französische Citat S. 1 bedarf wohl ebenso wie ein ähnliches in „Draußen in der Welt" (S. 49) einer Correctur. Andere Fehler verbessert schon der Leser.

Die Bilder der drei Bändchen sind recht gut; am besten gefallen diejenigen von „Aus Wildfangs Kinderjahren" und „Die Tochter des Marquis". Wir wünschen dem Unternehmen weite Verbreitung und guten Fortgang.

Die Pyramide von Gizeh. Erzählung aus der ältesten Geschichte Aegyptens. Von Rob. Münchgesang.

Der ägyptische Königssohn. Erzählung aus dem alten Nillande. Von Rob. Münchgesang.

Mit je 4 Kunstdruckbildern. Köln, Bachem, 1896. Preis in Prachtband je *M.* 3.

Diese zwei Bände bilden die Fortsetzung der im vorigen Jahre begonnenen Bachemschen illustrirten Jugendbibliothek für Knaben. Von Germaniens, Galliens und Alt-Romas Boden führt uns der Verfasser diesmal nach Alt-Aegypten und macht uns — soweit dies der Jugend zuträglich — mit dessen Cultur bekannt. Er thut dies mit viel größerer Vorsicht, als es z. B. in der Erzählung „Der Weg zur Wahrheit" der Fall war, und so dürfte jedes Bedenken nach dieser Richtung schwinden. Trotzdem halten wir solche „Culturbilder" nicht für die geeignetsten Stoffe zu Jugendschriften. Das Bild, welches der junge Leser empfängt, ist zu ideal, und es wird ihm schwer werden, den Segen des Christenthums als etwas so ganz besonders Wichtiges und Nothwendiges für das Menschengeschlecht anzusehen. Es werden ihm vom Heidenthum nur einige Lichtseiten vorgeführt, die seine jugendliche Phantasie nur zu leicht bestechen, so daß er nicht begreift, wie die Schrift die Abgötterei einen Greuel nennt. Dies im allgemeinen über das Stoffgebiet. Was im besondern die Ausführung Münchgesangs anbelangt, so können wir dieselbe nur als gelungen betrachten und bestens empfehlen. Besonders gefallen wird den jungen Lesern „der ägyptische Königssohn" mit seinem jugendlichen Heroismus. In beiden Büchern spielt ein treuer Diener eine wichtige Rolle, und wir möchten nicht verfehlen, gerade auf diese Figuren die Aufmerksamkeit zu lenken. Besonders der Hakor der zweiten Erzählung ist eine ganz vortrefflich gelungene Schöpfung. — Die Bilder scheinen uns gegen die vorjährigen an Plastik gewonnen zu haben.

Eine rote und eine weiße Rose. Von A. Huonder S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VIII u. 100 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Die koreanischen Brüder. Ein Zug aus der koreanischen Missionsgeschichte. Von J. Spillmann S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 102 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Unter dem Titel der „roten Rose" wird die wunderbare Bekehrung des kleinen Judenknaben Abdu'l Masich in ergreifend schöner Weise erzählt. Der alterthümelnde Chronistenstil, die orientalische Ausdrucksweise Abdu'ls und seiner Mutter und die Eigenart des guten Kapuzinerpaters Battista kommen überaus gelungen zum Ausdruck. Man wird die Erzählung nicht ohne tiefe Rührung lesen. — Lieblich muthet in der „weißen Rose" die Sehnsucht eines kleinen Mädchens aus dem Stamme der Tifiles nach der heiligen Taufe an. Ihr Kampf und ihr Sieg und der Tod in der Taufunschuld legen uns nahe, wie gütig und wunderbar Gott für das Wohl der unsterblichen Seelen besorgt ist.

In den „koreanischen Brüdern" wird das Leben und der Martertod von zwei adeligen Jünglingen erzählt, die im September 1791 in Korea enthauptet wurden. Die Erzählung ist spannend, in einfacher, aber schöner Sprache geschrieben.

Wer auch immer in die Lage kommt, für die heranwachsende Jugend eine entsprechende Lectüre ausfindig zu machen, wird den beiden hochwürdigen Verfassern für diese reizenden Büchelchen den herzlichsten Dank wissen. Eltern und Erziehern sind, wie die vorausgehenden zehn Bändchen der Sammlung „Aus fernen Landen", so auch diese beiden ohne jede Einschränkung nur auf das angelegentlichste zu empfehlen. Fünf dieser Bändchen sind jetzt wiederum in neuer Auflage erschienen

Von der Pike auf. Erzählung aus der Zeit des russischen Feldzuges und der Freiheitskriege. Von E. von Pütz. Mit 4 Kunstdruckbildern. Köln, Bachem, 1896. Preis in Prachtband *M.* 3.

So betitelt sich der dritte diesjährige Band der ebengenannten Jugendbibliothek für Knaben. Wir gestehen aufrichtig, daß diese Erzählung uns weit mehr geeignet erscheint, Herz und Sinn der jungen Lesewelt zu entflammen, als alle Antiquitäten. Die Kunst der Erzählerin kommt freilich hier nicht so zur Geltung wie bei Münchgesang; ihr Stoff ist eben ein außerordentlich fesselnder, und sie hat es verstanden, das großartige geschichtliche Trauerspiel, das bei Waterloo endete, in anschaulichen, oft packenden Scenen uns vorzuführen. Neben der stark und gesund pulsirenden patriotischen Ader, die doch niemals chauvinistisch wird, hätte die religiöse auch etwas wärmer schlagen können. Vielleicht wäre der zweite Satz der Einleitung besser anders gefaßt worden. Nicht Habsburg allein trug die Schuld am Verfall des Kaiserthums.

Ein verzogenes Kind. Von Zenaïde Fleuriot. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. 2. Auflage. Mit 48 Illustrationen. 12°. (188 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.

Fleuriots frische, aber echt französische Erzählungsweise ist bekannt; auch eine freie Uebersetzung — und die vorliegende ist sehr gut — kann das hübsche Büchlein nicht zu einem deutschen machen, womit wir aber keineswegs sagen wollen, daß es nicht auch in Deutschland Anklang finde. Daß es sich einen weiten Leserkreis bereits eroberte, beweist die zweite Auflage. In der That wird man, obschon das Buch zunächst für Kinder geschrieben ist, mit Interesse der Charakterentwicklung des Titelhelden, eines zehnjährigen Knaben, folgen, der von einer unvernünftigen Tante gründlich verhätschelt und zu einem leichtsinnigen, ungehorsamen, genußsüchtigen, ja bösartigen Knaben verzogen wird, schließlich aber doch durch Liebe und vernünftige Strenge wieder auf bessere Wege kommt. Die zahlreichen Illustrationen sind durchweg recht hübsch.

Die Herberge zum Schutzengel. Von Gräfin Ségur, geb. Rostopchine. Aus dem Französischen übersetzt von Elise von Pongrácz. 2. Auflage. Mit 67 Illustrationen. 12°. (279 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.

Auch diese echt französische Erzählung von dem tapfern Zuaven Moutier, der die beiden Waisenknaben Jakob und Paul in die Herberge zum Schutzengel bringt, und von dem russischen General, der die Bewohner dieser Herberge, ja den Pfarrer und das ganze Dorf mit seinen Reichthümern glücklich macht, hat sich in der vorliegenden Uebersetzung auf deutschem Boden eingebürgert, trotz einiger gar zu rührseliger Scenen, die mit Nutzen etwas nüchterner sein könnten. Die überaus komische Figur des dicken, gutmüthigen, aber jähzornigen alten Generals ist dafür um so

besser gezeichnet, und die Doppelheirat, mit welcher die Erzählung endet, bringt einen recht fröhlichen Schluß. Die Liebesgeschichte tritt dabei so wenig in den Vordergrund, daß auch jüngern Lesern das hübsche Büchlein ohne Gefahr in die Hand gegeben werden kann. Die Uebersetzung ist gut, die Ausstattung vortrefflich, wenn uns auch nicht alle Bilder gelungen scheinen.

Miscellen.

Gefälschte Luther-Reliquien. Ein bekannter Luther-Verehrer und Luther-Forscher, Dr. G. Buchwald in Leipzig, betrachtet es als „eine Pietätspflicht gegenüber dem großen Reformator", eine in jüngster Zeit abermals und zwar im großen Maßstabe betriebene Fälschung von Lutherhandschriften vor der Oeffentlichkeit aufzudecken. Unter dem Titel „Ein unerhörter Schwindel mit Lutherautographen" schreibt er im „Centralblatt für Bibliothekswesen" (XIII, 510): „Es wird höchste Zeit, auf einen unerhört raffinirten und frechen, in umfangreichster Weise betriebenen Handel mit gefälschten Lutherautographen aufmerksam zu machen und dringend vor Ankauf dieser Fälschungen zu warnen, deren nachweislich bereits gegen 70 Stück in den Handel gekommen sind und die, wo sie einzeln angeboten werden, ... schwer als gefälscht zu erkennen sind."

Nach zuverlässigen Aufzeichnungen waren in den letzten 25 Jahren auf Autographen-Auctionen, welche den Hauptmarkt dieses Handels bilden, sowohl deutschen als ausländischen, im ganzen 20 Lutherautographen, von denen sechs bloße Fragmente, zum Angebot gekommen. Denn solch kostbarer und vielbegehrter Reliquien gibt es nicht mehr viele neu zu entdecken, und wo sie sich finden, wechseln sie nicht leicht den Besitz. Da tauchen mit einem Male innerhalb des letzten halben Jahres auf dem Autographenmarkte nicht weniger als 79 oder mehr alte lateinische Drucke auf, welche Dedicationen von Luthers Hand mit frommen Sprüchen oder gar eigenhändiger Beifügung eines seiner Kirchenlieder an ihrer Spitze tragen. Schon haben die Bibliotheken von Berlin und Wien, von Leipzig und Halle, von München und Mailand mit solchen Kleinodien sich begierig bereichert, und noch bietet ein Antiquariat in Mailand unter dem 15. September 1896 „eine kostbare Sammlung von 40 Bänden mit eigenhändigen Widmungen Martin Luthers" zum Kauf. Mit einer bescheidenern Sammlung von nur 17 Bänden war eine deutsche Firma vorangegangen.

Die Bibliothek dieser Lutherschen Dedicationsexemplare entbehrt nicht des Interesses. Da findet sich ein fünfbändiger Chrysostomus, von Luther 1533 seinem Freunde Martin Bucer verehrt, ein gleichfalls fünfbändiger Hieronymus, Herrn Johann Lampe zu Wittenberg nagelneu geschenkt, ein anderer Hieronymus in fünf Bänden (1516—1525 erschienen) für Herrn August Scholl zu Witten-

berg, vier Bände Bonaventura für Herrn Ludwig Ditterich zu Halle und abermals zwei Bände Bonaventura für einen andern Freund, Otto Meydinger, in derselben Stadt. Auch mit papistischen Werken muß der Reformator noch gut versehen gewesen sein. Mit den Sentenzen des Lombarden beschenkte er einen Bekannten in Torgau, und sogar den Duns Scotus hat er übrig für „seinen lieben Freund Joseph Ernst", gleichfalls in Torgau. Wohl noch interessanter ist eine Schenkung, durch welche der Papst von Wittenberg 1544 einen Freund in Eisleben mit den 1543 ganz neu erschienenen Decretalen Papst Innocenz' III. beglückt.

Während sonst von den Luther zugeschriebenen Kirchenliedern kein einziges in Originalhandschrift vorhanden ist, finden sich solche in den Dedicationen dieser Bücher im Ueberfluß. Zwei dieser Lieder sind, in solche Bücher eingeschrieben, als Luthersches „Autographon" an nicht weniger als je drei große Bibliotheken, ein anderes an je zwei noch kürzlich verkauft worden, der 23. Psalm sogar an sechs Bibliotheken: Berlin, Leipzig, Halle, München, Wien, Mailand. Auch die gleichen Sprüche finden sich wiederholt in je zwei, drei und selbst neun der verschiedenen Dedicationen.

Eine Vergleichung von 64 unter diesen 79 Exemplaren, die Dr. Buchwald vorgenommen, ergibt manche auffallende Umstände. Vor allem finden sich unter denselben nur lateinische Werke (deutsche Bücher aus jener Zeit sind jetzt bedeutend seltener und kostspieliger); die „gutten Freunde", denen diese Exemplare verehrt wurden, sind mit wenigen Ausnahmen den gelehrten Luther-Forschern völlig unbekannt, und ihre Namen lauten zum Theil etwas verdächtig, z. B. Ernst Malyno, Jakob Dolly, Hans Josty oder Familiennamen wie Mendle, Guttsher ohne Vornamen. Noch auffallender, der Namenszug Luthers ist in den sämtlichen 64 Bänden, deren Verschenkung sich auf den Zeitraum von 1522 bis 1544 vertheilt, schablonenhaft derselbe. Unter den dedicirten Büchern findet sich ein Valerius Maximus, den Anton Ulrich von Wittenberg am 12. November 1531 von Luther zum Geschenk erhält; genau ein Jahr später, am 12. November 1532, widmet Luther abermals demselben guten Freunde eine Büchergabe — es ist abermals derselbe Valerius Maximus.

Es ist bekannt, daß Luther zuweilen auf Bitten seiner Freunde oder Verehrer denselben einen Bibelspruch oder sonst ein Wort eigenhändig in eines ihrer Bücher schrieb; allein Schenkungen von Büchern waren nicht gerade seine Leidenschaft. Nun hätte er nach den Ergebnissen der mit nur 64 von den 79 Bänden angestellten Untersuchung in den Jahren 1530 und 1533 nicht weniger als je elf, in den Jahren 1528 und 1539 je sechs, ein anderes Jahr fünf, vier und in drei verschiedenen Jahren je drei für jene Zeit kostspielige Bücher ausgetheilt. Buchwald bemerkt dazu: „Wäre Käthe Luther des Zeuge gewesen, wie ihr Mann auch noch jahraus, jahrein eine Reihe werthvoller Bücher ‚verehrte', d. h. verschenkte, so hätte sie einen weitern Grund gehabt, über seine Freigebigkeit zu klagen."

Ueber die Provenienz nun dieser interessanten Sammlung hat eine deutsche Firma bei Ausgebot dieser Lutherautographen bereits Mittheilung gemacht. In der betreffenden Offerte heißt es:

„Die Begründung der Sammlung geht zurück auf einen gewissen Justus Kyrieleis, der Anno 1632 den ersten Band mit Luthers Autograph von Gustav Adolf, König von Schweden, als Geschenk für treu geleistete Dienste erhielt. Seit dieser Zeit haben dessen Nachkommen ununterbrochen Luther-Handschriften gesammelt und noch Christian Kyrieleis hat in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts mehrere Stücke unter großen pecuniären Opfern dazu gekauft.“

Das „Centralblatt“ macht dazu die Glosse: „Ueber die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit dieser Geschichte braucht hier kein Urtheil gefällt zu werden. Ist sie wahr, dann ist nur die opferwillige Familie Kyrieleis zu bedauern, daß sie nicht nur vom König von Schweden ein gefälschtes Autographon erhielt, sondern auch ‚unter großen pecuniären Opfern‘ lauter gefälschte Autographen erwarb. Wunderbar ist aber dann, daß sich allmählich durch zwei Jahrhunderte hindurch in einer Familie Fälschungen, von ein und derselben Hand hergestellt, wieder zusammenfanden. Uebrigens wäre es auch eigenthümlich, daß die ‚Sammler‘ ganz ausschließlich Bücherinschriften und nicht auch einmal einen Brief [von Luthers Hand] entdeckt und erworben haben sollten.

„Wo sollten diese Bände so plötzlich herkommen? Hat die Familie Kyrieleis bis zur Mitte dieses Jahrhunderts gesammelt, so waren sie vorher in andern Händen. Wie merkwürdig, daß auch nicht von einem derselben das geringste vorher bekannt geworden ist! Aber das mußte mit gesagt werden, daß bis in diese Zeit die Sammelwuth der Familie thätig war — trägt doch mancher Band auch den Namen eines andern Besitzers, der ihn vielleicht vor nicht zu langer Zeit in die Auction gab, — freilich als noch kein Lutherautographon darin stand! Der gute A. Döring, der 1835 einen Aulus Gellius erwarb, ließ sich wohl nicht träumen, daß nach ihm auch Luther sich in diesem Bande verewigen würde. Uebrigens müßte man [hier] über eine neue Seite des Fleißes Luthers staunen! Bisher konnte man annehmen, daß er mit Widmungen von Büchern oder mit eigenhändigen Einträgen in fremde Bücher doch ziemlich sparsam gewesen ist.“

Eines besondern Hinweises werth ist bei dieser ganzen Schwindelgeschichte wohl auch der Umstand, daß unter den Bibliotheken, die mit diesen Ankäufen am meisten „hereingefallen“ sind, gerade solche an der Spitze stehen, denen es nach ihrer Geschichte wie ihrer geographischen Lage am wenigsten zustehen konnte, gerade in Lutherautographen sich eine Specialität anzulegen.

Die Wahrheit über den Islam und das Ottomanische Reich. So betitelt sich ein Vortrag, den Numan Kiamil Bey auf dem letzten Orientalisten-Congreß (Genf, 1894) gehalten hat. Die Ausführungen dieses Türken sind so merkwürdig, daß sich das Comité für die Veröffentlichung der Congreßacten gedrungen fühlte, darauf aufmerksam zu machen, „daß jeder Autor die ganze und volle Verantwortlichkeit für den Inhalt seiner Arbeit trägt“. Der Vortrag hebt folgendermaßen an:

„Das Ottomanische Reich ist die Wiege des Menschengeschlechtes. Adam und Eva trafen, nach ihrem Fall, der erstere von Ceylon her, die zweite von

Djedda aus, in Arafat zusammen; da gründeten sie den ersten, der Anbetung des höchsten Wesens bestimmten Tempel, die Kaaba (Viereck). Die Arche Noes landete auf dem Djudi, einem Zweige des Ararats. Abraham wurde bei Orfa ins Feuer geworfen; man sieht die Spuren der Asche noch heute.

„Die erste Civilisation wurde an den Ufern des Nils, des Euphrats und des Tigris gepflanzt. Der ungeheure Kanal Seil al Arim, dessen Ueberschwemmung die Zerstreuung der arabischen Stämme verursachte und der ersten Civilisation Arabiens ein Ende machte, befand sich in Yemen. Moses empfing die Gesetzestafeln auf Sinai, Jesus predigte seine Moral in Palästina, Mohammed wurde in Mekka geboren. Alle Propheten haben in Palästina oder Arabien gewohnt. Alle Gesetzgeber und Philosophen sind entweder nach Kleinasien oder nach Aegypten gekommen. Zoroaster predigte den Dualismus am Persischen Meerbusen. Die sieben Wunder der Welt, die großen Entdeckungen des Ackerbaues, der Industrie, der Mechanik, der Astronomie, der Magnetnadel, der Buchstabenschrift, der Architektur, der Medicin, der Naturwissenschaft, des Pergaments, der Schiffahrt sind in den verschiedenen Theilen des (Ottomanischen) Reiches zu stande gekommen. Die Pyramiden, die hangenden Gärten, die Iram-zat-el-Imad erhoben sich theils in Aegypten, theils in Mesopotamien, theils in Arabien. Alle Reiche der Himyariten, Kahtaniten, Aegypter, Babylonier, Chaldäer, Assyrier, Meder, Perser, das Reich Alexanders, die Reiche der Aethiopier, Juden, Amalekiter, Phönicier, Palmyrier, Gassaniden, Ptolemäer, Seleuciden, Parther, Römer und Sassaniden, die Republiken der Mittelmeerküste, Karthago, Mareb, Saba u. s. w. blühten je für sich in einem Winkel dieses ungeheuern Reiches. Es war ebenfalls der Schauplatz der Eifersucht aller erobernden Monarchien der Welt, und jedes Erobererreich suchte nach seinem Triumph die Spuren der vorangehenden Civilisation auszureuten, um die seinige anzupflanzen: so erklärt es sich, daß die Städte Troja, Palmyra, Theben, Memphis, Ninive, Babylon u. s. w., welche die Hauptstädte der Welt waren, sich in Trümmer verwandelten. Ein Ding fehlte der antiken Civilisation, das war das ‚Völkerrecht‘.“

Man ist eher versucht, sich diese pathetische Einleitung etwa auf einem orientalischen Markt, vom Kamel herab, gesprochen zu denken, als im Schoße eines europäischen Orientalistencongresses. Interessanter ist jedenfalls die nächste Stelle der Rede, weil wir hier ein gedrängtes Bild erhalten, wie ein Muselman unserer Tage seinen Islam auffaßt:

„Im Jahre 622 predigte Mohammed seine Sendung.

„‚Ich bin nur gesandt,‘ sagte er, ‚um die Sitten und Charaktere der Menschen zu vervollkommnen.‘

„Der Islam beruht, wie die göttlichen Gesetze Moses' und Jesu, auf fünf Grundlagen des Glaubens und auf fünf Grundlagen der praktischen Uebung. Die fünf Grundlagen des Glaubens sind:

„1? Der Glaube an einen einzigen Gott, als an das höchste Wesen, undefinirbar, unvergleichlich, immateriell, unendlich, der nie gezeugt hat, noch gezeugt worden, ohnegleichen, ohne Rivalen, ohne Raum, ohne Zeit u. s. w.

„2? An die Engel, immaterielle Geschöpfe, durchsichtig, ohne Leib.

„3° An die heiligen Bücher, göttliche Gesetze, den Propheten gegeben, damit die Menschen ihre Angelegenheiten mit Weisheit und Gerechtigkeit regeln.

„4° An die Propheten; die berühmtesten unter ihnen sind Adam, Noe, Abraham, Moses, Jesus, Mohammed; ihre Zahl kennt Gott allein; es sind weise Männer, frei von Fehlern. Sie sind nur gesandt, um die göttlichen Gesetze mitzutheilen und so Harmonie in die menschliche Gesellschaft zu bringen.

„5° An das letzte Gericht zu Lohn oder Strafe.

„Die fünf Grundlagen der praktischen Uebung sind:

„1° Das Fasten, d. h. der Verzicht auf weltliche Vergnügen während des Tages einen ganzen Monat lang jährlich, um den Werth der Güter, die wir besitzen, kennen und schätzen zu lernen, um Mitleid mit den Armen zu haben, die derselben beraubt sind, und um menschlicher gegen sie zu sein. Die Kranken, die Reisenden und die leidenden Frauen sind nicht zum Fasten verpflichtet, im Gegentheil ist es ihnen verboten, unter diesen Bedingungen zu fasten.

„2° Das Gebet, fünfmal im Tag, um vor dem höchsten Richter Rechenschaft von seinen Handlungen zu geben und um sich der Menschheit gegenüber gut aufzuführen. Um beten zu können, muß man rein an Leib und Gewandung sein; leidende Frauen können nicht beten.

„3° Die Wallfahrt (nur verbindlich für reiche und kräftige Leute, die allein Kosten und Mühen der Reise tragen können) ist nur die Vereinigung von Mitgliedern verschiedener Nationen des Erdkreises an einem Platz, um sich zu sehen, kennen und lieben zu lernen.

„4° Das Almosen, d. h. einmal jedes Jahr den Armen $2\frac{1}{2}\%$ von den Gütern geben, die man besitzt. Die Kosten, welche für die jährlichen Ausgaben nöthig, sind davon ausgenommen.

„5° Sagen, daß es keinen Gott gibt als den einzigen Gott und daß Mohammed sein Diener und Prophet ist. Das sind die fünf allen Muselmanen gemeinsamen Pflichten.

„Mit diesen weisen Grundsätzen ausgestattet, trat der Islam mitten in die civilisirte Welt, die damals zwischen die Reiche der Römer und der Perser vertheilt war. Erben der Entdeckungen, sowie der materiellen und geistigen Errungenschaften der Alten Welt, besaßen diese beiden Reiche die reichsten Länder, die gelehrtesten Männer, die unbesieglichsten Heere und die vollkommensten Waffen der Welt."

Wie ist es nun ein paar tausend Arabern gelungen, sich die ganze Welt zu unterwerfen? In Bezug auf diesen Punkt weicht Kiamil Bey von aller bisher bekannten Geschichte ab und erklärt stolz, es sei nur „durch religiöse Duldung und Gerechtigkeit" geschehen.

„Es war die Freiheit des Gewissens, die Gleichheit aller vor der Gerechtigkeit und die Brüderlichkeit unter den Muselmanen aller Nationen. Vor dem Islam waren diese zur Vervollkommnung und zur wahren Civilisation so nothwendigen Gesetze unbekannt. Es war der Prophet Mohammed, der zu Hodeidah den ersten internationalen Tractat unterzeichnete."

In allem Ernst sucht Kiamil Bey nun darzuthun, daß sich die Weltmacht der Araber und später das Ottomanische Reich nur auf dieser friedlichen und

liebenswürdigen Grundlage erhoben, daß es nie andere Kriege als berechtigte Vertheidigungskriege geführt habe. Die fatalen Trümmerhaufen zertretener Civilisationen, mit denen der ganze Orient überhäuft ist, erklärt er folgendermaßen:

„Die europäischen Touristen und Forscher, die in den Orient kommen, sind gewohnt, in den prunkvollen Hotels an den Boulevards, am Ring oder Unter den Linden zu wohnen und suchen vergeblich in den Städten des Orients die berühmten Gemälde des Louvre und des Vatican. Als künstlerische Schönheiten finden sie bei jedem Schritt nur die majestätischen Ruinen, welche einst vor zwei oder drei Jahrtausenden die Haupt- oder Residenzstädte der mächtigsten Monarchen der Erde waren. Da diese Reisenden unglücklicherweise nicht genügend in den Gesetzen des Korans bewandert sind, so glauben sie, diese Ruinen, die sich unter der Ottomanischen Herrschaft befinden, wären das Werk mohammedanischer Inquisitionen und Bartholomäusnächte.

„Wie Volney, Chateaubriand, Renan und Gladstone, klagen sie den Halbmond des Islam an. Sie bedenken nicht, daß diese Trümmer das Werk von intoleranten Nationen und Religionen sind, welche dem Islam vorausgingen; daß der Islam nicht nur die Duldung der monotheistischen Religionen (des Christenthums und Judenthums) verkündigt, sondern sogar die Verbreitung des Islam verboten hat; daß der Islam über so viele, verschiedene, civilisirte Völker und Nationen nur dadurch gesiegt und während 14 Jahrhunderte seine Herrschaft behauptet hat, weil er l i b e r a l und t o l e r a n t war. . . .

„Man wird mich fragen, warum es in Europa nicht so viel Ruinen gibt, wie im Orient. Ich antworte: Wenn der Islam unduldsam und zerstörungssüchtig gewesen wäre, warum hat er denn während der sechs Jahrhunderte, da er in Europa herrschte, Toledo, Cartagena und Xeres nicht zerstört? Man zeige uns eine einzige Stadt, durch den Koran zerstört, ein einziges Blutbad, durch den Koran befohlen und ausgeführt! Es gibt keine. Da steckt der Irrthum der Volney und Renan.

„Unter diesem Gesichtspunkt lade ich diesen ehrenwerthen internationalen Congreß der Orientalisten und alle Gelehrten, die den Orient besuchen, ein, unparteiisch über die Grundsätze und Werke des Islam zu urtheilen und nur nach ihren eigenen Eindrücken zu entscheiden."

Manches Congreßmitglied mag wohl in Genf zu dieser Einladung gelächelt haben; nach all den blutigen Ereignissen in Armenien, Syrien, Kleinasien und Konstantinopel dürfte die Rede auf einen Heiterkeitserfolg kaum mehr zu rechnen haben.

Wichtige Entdeckungen in Jerusalem. Jerusalem, die heilige Stadt, für die jedes christliche Herz von den frühesten Tagen der Kindheit an mit Liebe und Begeisterung erfüllt ist, hat in den letzten Jahren in ganz besonderer Weise die Blicke der ganzen Welt auf sich gezogen wegen der ausgedehnten Ausgrabungen, welche auf dem Boden der alten Stadt im Auftrage der englischen Palästinagesellschaft (Palestine Exploration Fund) angestellt wurden. Nicht ohne Grund hoffte man von den großen und langwierigen Arbeiten, die unter der umsichtigen

Leitung des Amerikaners Dr. Bliß ausgeführt wurden, die schönsten Erfolge. Man erwartete namentlich endgiltigen Aufschluß über so manche Fragen, welche für unsere Kenntniß des alten Jerusalems und für das richtige Verständniß vieler Schriftstellen von großer Bedeutung sind. Insbesondere hoffte man eine befriedigende Lösung der wichtigsten von diesen Fragen, über die man schon lange herumstreitet, nämlich über die Lage des biblischen Sionsberges mit der alten Jebusiterfeste und den ersten Anfängen der Stadt Davids. Die einen suchen diesen berühmten Berg Sion auf dem größern, westlichen Hügel, welcher thatsächlich heute und schon seit den ersten christlichen Jahrhunderten den Namen „Sion" trägt, und auf welchem die von den alten Pilgern oft erwähnte „heilige Sionskirche" mit dem Abendmahlssaale liegt. Die andern glauben aber den biblischen Berg Sion von dem traditionellen Sion unterscheiden und ihn auf den östlichen, kleinern Hügel verlegen zu müssen, der sich südlich an den Tempelberg anschließt und gewöhnlich mit dem Namen „Ophel" bezeichnet wird.

Der Erfolg der Ausgrabungen hat denn auch den gehegten Erwartungen entsprochen. Zweck der Arbeiten war zunächst, die alten Mauern der heiligen Stadt auf der südlichen und südöstlichen Seite wiederzufinden. Denn hier, gegen das Hinnomthal, den Siloeteich und einen Theil des Cedronthales hin, lassen die heutigen Mauern einen großen Bezirk außerhalb des Bereiches der Stadt, der früher von den Mauern umschlossen war. Bald nach Beginn der Arbeiten fand man tief in der Erde, unter Schutt und Trümmern, welche die Jahrhunderte darüber aufgehäuft hatten, die Reste der alten heiligen Mauern wieder. Im Verlauf der Ausgrabungen konnte man den Lauf derselben fast in ihrer ganzen Länge von der Ecke des heutigen Sionshügels bis zum Teiche Siloe verfolgen. In dieser alten Mauer, welche wenigstens auf die Zeiten der Wiedererbauung der Stadt unter Nehemias zurückgeht, fand man auch zwei alte Stadtthore wieder mit einem Theil der zu ihnen führenden Straßen. Das Buch Nehemias erwähnt in dieser Gegend drei Thore: das Thalthor, das Mistthor und das Quellthor (2 Esdr. 3, 13—15). Höchst wahrscheinlich entsprechen die gefundenen Thore den beiden letztern, von welchen das Mistthor sich ganz in der Nähe der alten Sionskirche befindet, während das Quellthor unten im Thale am Siloeteiche neben dem untern Ausfluß der Marienquelle seinen Platz hat. Es macht auf den Besucher einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn er hier unter der Erde die schönbehauenen Quadern in langen Reihen noch an ihrer alten Stelle liegen sieht; sein Fuß schreitet über die von längstvergessenen Geschlechtern abgenutzte Schwelle, neben welcher rechts und links noch die mächtigen Steinpfosten der Thore stehen.

Nach Erwähnung des Quellthores spricht Nehemias (2 Esdr. 3, 15) von der „Herstellung der Mauer am Teiche Siloe, beim Königsgarten, bis an die Stufen, die von der Davidsstadt herabführen". Schon oft hatte man diese Stelle zum Beweise dafür angeführt, daß die Davidsstadt und mit ihr der biblische Berg Sion auf dem Ophelhügel zu suchen sei; denn die Stufen zur Stadt Davids mußten vom Teiche Siloe naturgemäß über den Abhang des gleich neben dem Teiche sich erhebenden Ophelrückens hinaufführen. Die neuesten Entdeckungen bei den

Ausgrabungen haben nun in ganz überraschender Weise diese Beweisführung bestätigt. Nach Wiederaufnahme der Arbeiten in diesem Herbst fand nämlich der verdiente Dr. Bliß gleich neben dem Teiche Siloe eine prachtvolle Treppenanlage mit schön geglätteten Steinstufen; die Breite der Stufen beträgt 7,62 m. Die Anlage beginnt am Fuße des westlichen Hügels, durchkreuzt das große Tyropöon-Thal und führt dann zur Höhe des östlichen Ophelhügels hinauf. An die Treppe schließt sich oben eine alte Straße, die gleichfalls in Stufen, wie die heutigen Straßen Jerusalems, allmählich ansteigend von Süden nach Norden am westlichen Rande des Ophelhügels sich hinzieht und zu dem alten Doppelthor des Tempels Salomons führt. Man hat bis jetzt die Anlage in einer Länge von 150 m verfolgt.

Die große Bedeutung dieser neuesten Entdeckung springt sofort in die Augen. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese in den harten Stein gehauene Stufenstraße auf die Zeit vor Nehemias zurückgeht. Ebensowenig kann es zweifelhaft sein, daß diese Treppe genau an dem Platze sich befindet, wo nach Nehemias Stufen von der Davidsstadt herabführen mußten. Es liegt somit der Schluß nahe, daß man eben diese von Nehemias erwähnten Stufen wiedergefunden hat. Daraus würde dann von selbst die weitere Folgerung sich ergeben, daß die alte Davidsstadt und der biblische Berg Sion sich auf dem Ophel und nicht auf dem traditionellen Sionshügel befunden haben. Wir sehen nur eine Möglichkeit, dieser Folgerung einigermaßen zu entgehen, nämlich die Annahme, daß auch auf der andern Seite des Thales in der Nähe des Siloeteiches eine ähnliche Stufenstraße auf den westlichen, traditionellen Sionshügel hinaufführte. Für diese Annahme fehlt aber einstweilen jeder thatsächliche Beweis.

Die Frage über die Lage des biblischen Berges Sion läßt aber die Echtheit des Abendmahlssaales auf dem traditionellen Sion vollständig unberührt. Diesem altehrwürdigen Heiligthume bleibt auch in Zukunft die gleiche Ehre, die es seit den ersten Anfängen des Christenthums genossen hat, als die Stätte, an welcher der Heiland das Sacrament seiner Liebe einsetzte und das Trostvermächtniß seines Herzens in der Abschiedsrede uns hinterließ, an welcher er auch nach der Auferstehung so reichen Trost spendete und nach seiner Himmelfahrt den göttlichen Tröster, den Heiligen Geist, seiner Kirche gesandt hat. Vom hl. Hieronymus angefangen, erhebt die ganze Reihe der Pilger und Zeugen der Ueberlieferung laut ihre Stimme für die Echtheit dieses Heiligthums, des Cönaculum, der ersten christlichen Kirche.

Der Materialismus in Indien.

Ueber der vergleichenden Sprachkunde ruht ein eigener Zauber seit den überraschenden Erfolgen, in denen zu Beginn dieses Jahrhunderts die Familienähnlichkeit der indo-europäischen Sprachen entdeckt wurde. Die glänzenden Triumphe, welche die Sprachkunde auf dem Wege der Vergleichung gewann, haben auch andere Wissenschaften auf denselben Weg mit fortgerissen. Neben der vergleichenden Sprachkunde entstand eine vergleichende Religionskunde und Rechtskunde, Sitten- und Sagenkunde. Und die Familienähnlichkeit, welche in den verblaßten Zügen des weitverzweigten Sprachbildes hervorschimmert, entfaltet sich in Religion und Recht, in Sitte und Siedelung, in Mythus und Märchen zu einem lebensvollen Gesamtbilde.

Die Sprachkunde ist zur vergleichenden Völkerkunde vorgeschritten. Aus dem engern Rahmen sprachlicher Einheit und Zusammengehörigkeit hinaustretend, forscht sie nach den übereinstimmenden Zügen, die im Gesamtleben der verschiedenartigsten Völker und Epochen sich wiederholen. Und darin bekundet sich ein mächtiger Zug unserer Zeit. Jeder Tag führt dieser vergleichenden Culturkunde neues Material zu. Das Völkerbild, das bald aus den Ruinen dahingesunkener Herrlichkeit, bald aus verwitterten Sprachresten oder erstorbenen Sitten gewonnen wird, fesselt wohl durch seine seltsame Farbenfülle und Pracht. Aber ein ungleich bedeutsameres Interesse verbindet sich mit einer andern Erscheinung, die in der kaum übersehbaren Masse von Einzelheiten und in der Mannigfaltigkeit des Sonderlebens zu Tage tritt.

In der Sprache wurde Heimat und Familie wieder entdeckt, und es begreift sich, wie anmuthend selbst das ideale Bild der Sprachheimat überraschte. Aber in der Sprache belauscht die Völkerkunde noch ein tieferes Sehnen des Menschen, die Sehnsucht nach der Urheimat des menschlichen Wesens; und dieses Sehnen klingt überall durch, auch dort, wo eine ver-

wirrende Mannigfaltigkeit der Sprachen an unser Ohr tönt. Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Zu allen Zeiten haben diese Fragen die Völker beherrscht. Die Antwort hallt zwar tausendsprachig durch die Jahrhunderte. Aber gerade in der Fülle und widersprechenden Gestalt enthüllt sich ein merkwürdiger Kreislauf der Vorstellungen. Fassen wir die Culturvölker des Westens und Ostens ins Auge, so sehen wir, wie gewisse Lösungen dieser Fragen immer wiederkehren, Vorstellungen, in denen sich schroff entgegenstehende Weltanschauungen fast typisch ausprägen. Ein Extrem scheint sofort das andere Extrem wachzurufen. Wenn ein idealistisches System in dem Menschen das reinste und geistigste Sein, ein göttliches Sein sucht, so taucht die entgegenstrebende Strömung den Menschen ganz in den Wechsel des stofflichen Seins. Wenn eine kühne Speculation in der Vielheit materieller Erscheinungen nur eine absolute Wesenheit schaut, so löst die feindliche Speculation die Einheit in eine unendliche Zahl kleinster Theilchen auf. Wenn hier der Menschen Glück in einer jenseitigen Welt gesucht wird, wagt sich dort der forschende Blick nicht über den Bereich des sinnlichen Auges und der tastenden Hand hinaus. Das äußere Gepräge mag wechseln, inhaltlich stehen sich solche Vorstellungen schon seit Jahrtausenden befehdend im Osten wie im Westen gegenüber. In manchen Grundzügen bekundet sich eine Stätigkeit und Familienähnlichkeit, die jedem Einfluß der Zeit und des Ortes entzogen scheint. Fast weckt es den Eindruck, als überdauerten diese Gegensätze jeden Wechsel und Gegensatz der Zeiten, als blieben sie ewig neu und jung im Aufgang und Niedergang der Völker. Man halte nur eine kleine Umschau bei den Völkern der antiken Welt und vergleiche damit die Gegensätze im Geistesleben der modernen Zeit. Idealismus und Materialismus, Realismus und Nihilismus liegen heute wie vor zweitausend Jahren in der gleichen Fehde, mehrfach mit den gleichen Waffen, mit der gleichen Waffenbrüderschaft, mit dem gleichen Erfolg. Das Studium dieser über alle Stammes- und Familieneigenheiten hinausragenden Gemeinsamkeit der Züge im Idealismus oder Materialismus alter und neuer Zeit gehört zu den lockendsten und belehrendsten Objecten vergleichender Culturkunde. Es offenbart uns eine neue Seite im Entwicklungsbilde der Menschheit.

Dieser Gedanke möge hier im Bilde des indischen Materialismus näher erläutert werden. Die Zeugen des indischen Materialismus gehören zu den interessantesten Gestalten des indischen Alterthums. Es leuchtet aus ihrer Darstellung eine so packende und sprechende Aehnlichkeit mit den

leitenden Ideen des modernen Materialismus, des gröbern und feinern, daß man sich bei ihnen dem Verfasser von „Kraft und Stoff" oder vom „Kreislauf des Lebens" gegenüber glaubt. Mit cynischer Deutlichkeit predigen sie die Grundsätze des modernsten Materialismus, und die volksthümliche Anschaulichkeit, die sich in ihren Bildern, Vergleichen wiedergibt, macht gerade sie zu einem der lehrreichsten Studienobjecte vergleichender Forschung.

Der Materialismus ist der indischen Philosophie zunächst und am häufigsten bekannt unter dem Namen lokāyata, „auf die Sinnenwelt gerichtet"[1]. Der Name kennzeichnet diese Weltanschauung in der tiefsten Wurzel ihres Irrthums. Sie sucht Wahrheit und Wesenheit nur im Bereiche der Sinnenwelt. Was der Lokāyatika nicht mit dem Auge schauen, mit der Hand betasten kann, das lebt und regt sich nicht für ihn. Einzige Quelle der Erkenntniß ist ihm die Sinneswahrnehmung. Dadurch tritt er in schärfsten Gegensatz zu den „alten gläubigen" Schulen der Philosophie. Der „rechte Glaube" bemißt sich in Indien nach dem Werthe, welcher den heiligen Büchern des Veda beigelegt wird. Im Lied und Spruch des Veda hat sich jenes eine ungetheilte Sein und Erkennen des Brahma als heiliges Wissen kundgegeben und gleichsam verkörpert. Brahma ist ursprünglich das Gebet, „der geistige Erguß, der in Hymnus und Anrufung aus der Betrachtung des Ewigen, Unwandelbaren hervorquillt"[2]. Später verschmilzt die Bedeutung von Brahma, „Lied", mit dem, was im Liede gefeiert wird, und bezeichnet die eine, alles durchdringende, alles belebende Wesenheit, die eine, ewige, unwandelbare Substanz, den Urquell alles Seins. Und der Veda ist die „Offenbarung" dieses Seins, die reinste und sicherste Quelle der Erkenntniß. Dem Materialisten hingegen ist dieses „heilige Wissen" nur eitel Geschwätz der Brahmanen, voller Widersprüche, ein Labyrinth von Thorheiten. Den gleichen Werth besitzt in seinen Augen jede andere Erkenntniß, die, über die Sinne hinausgreifend, aus der sinnenfälligen Wahrheit das Uebersinnliche erschließt. Auf dem Boden der vedischen Lehre hatte sich ein wissenschaftliches System von Brahma aus-

[1] R. Garbe, Die Sāmkhya-Philosophie, eine Darstellung des Indischen Rationalismus, nach den Quellen (Leipzig 1894), S. 122 ff. — Miscellaneous Essays by *H. J. Colebrooke* I (Madras 1872), 402 ff.

[2] H. Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. 2. Aufl. (Berlin 1890), S. 28. — J. Dahlmann, Nirvāna, eine Studie zur Vorgeschichte des Buddhismus (Berlin 1896), S. 50.

gebildet, das mit Hilfe des syllogistischen Beweises aus dem Bereiche des vielgestaltigen Stoffes zu der einen ungetheilten Wesenheit vordrang. Brahma ist reines Sein, reines Erkennen, ein Wesen, das in unbedingtester Ruhe und Abgeschlossenheit beharrt, ohne Wechsel und Wandel, die lichte Höhe, deren Atmosphäre von keinem Windhauche getrübt wird. Brahma ist des Menschen innerstes Sein und Wesen, sein wahres und einziges „Selbst". Es ist identisch mit demjenigen an uns, was wir bei richtiger Erkenntniß als eigentliches Selbst betrachten müssen. Brahma ist Sein ohne Leben, Erkenntniß ohne zu erkennendes Object. Denn jedes Leben ist Wechsel, und jede Erkenntniß bedingt nach der Vorstellung des Inders einen Wandel vom Nichtwissen zum Wissen. Aber Wandel und Wechsel besteht nur im Reiche des Stoffes. So ist Brahma „das krystallisirte Sein, das krystallisirte Erkennen, eine versteinerte Abstraction"[1]. Aber dieses lichte Sein entzieht sich dem Auge durch die Hülle der stofflichen Welt. Das Brahma, unser innerstes Selbst, scheint eingetaucht in die auf- und niedergehenden Wogen des Stoffes. Doch was dem Auge nur eine wirre Masse der Materie ist, das theilt und scheidet sich durch die zerlegende und ordnende Kraft des auf Schlußfolgerung gegründeten Beweises. Die sichtbaren Merkmale leiten zu unsichtbaren Principien über. Mittelst des logischen Schlusses (anumāna) wird ein System der Einheit in Brahma gewonnen, ein wissenschaftliches System, insofern es den Weltbau durch „die Wissenschaft der Logik" (tarkavidyā) zu ergründen sucht. In der Ausbildung des logischen Beweises und des Syllogismus nähert sich die indische Philosophie am meisten unserer Auffassung von Philosophie als einer die letzten Ursachen erforschenden Wissenschaft. Die ānvīkshikī oder „Logik" ist die vornehmste Errungenschaft der indischen Geisteswissenschaft. Für den indischen Materialisten ist es nun höchst bezeichnend, daß er der Wissenschaft der Logik ebenso feindlich gegenübersteht wie dem Worte der „Offenbarung". Was über die Grenzen der Sinneswahrnehmung hinausreicht, besteht für ihn nicht. Diesen grundlegenden Gedanken seiner Weltanschauung bildet er mit rigoroser Schärfe durch, ein „leuchtendes" Vorbild der modernen Materialisten. Nur die Sinneswahrnehmung bleibt entscheidend, Seele und Jenseits existiren nicht. Diese Verneinung kündet sich in einem andern Namen der indischen Materialisten an: nāstika, „die an ein Jenseits nicht glauben"[2]. Sie sagen: „Eine andere Welt existirt nicht"

[1] Nirvāna S. 54 ff.

[2] Albr. Weber, Indische Studien XIII, 343. Indische Streifen S. 120.

(na asti). Parallel läuft die Bezeichnung „nur diese Welt anerkennend" (aihalaukika).

In sehr anschaulicher Weise schildert uns die epische Dichtung das Schlagwort der Materialisten: „Nur Sinneswahrnehmung entscheidet" [1]. „Es gibt Philosophen", so führt der weise Kapila aus, „die behaupten, Seele und Körper seien zwei wesentlich verschiedene Dinge; aber die Materialisten berufen sich auf die Thatsache des Todes. Der Tod, so meinen sie, ist ein Gegenstand unmittelbarer Wahrnehmung und wird von allen und bei allen beobachtet. Tod bedeutet ein gleichzeitiges Hinsiechen und Absterben der Seele. In Mühe, Krankheit, Alter gibt sich das Hinwelken der Seele zuerst kund. Wie der Körper abstirbt, so stirbt die Seele nach und nach. Ein großer Irrthum ist es, zu behaupten, Seele und Körper seien unterschieden. Wer an eine Seele glaubt, huldigt einem sehr unverständigen Glauben. Könnte man eine Existenz auch dem beilegen, was nicht direct geschaut wird, so dürfte man auch sagen, ein König sei über Alter und Tod erhaben. Aber ist er darum der Krankheit und dem Tode entzogen, weil er gewissermaßen als die Seele, der Lebenspender im Organismus seines Königreichs erscheint? Nur die eine Thatsache tritt der Wahrnehmung entgegen, daß alles hinwelkt und stirbt. Und darüber hinaus sollte es eine höhere Norm geben? Worauf stützen wir uns denn in den Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens? Die Welt beruft sich im praktischen Leben einzig auf das, was durch die Sinne vermittelt wird. Die Sinneswahrnehmung wirkt bestimmend auf jede andere Erkenntniß. Man nennt drei Normen der Erkenntniß: Offenbarung, logische Schlußfolgerung, directe Wahrnehmung. Aber Offenbarung und der Beweis durch Schlußfolgerung treten miteinander in Widerspruch; der logische Beweis besitzt keinen Werth. Niemals stütze dich auf ein Mittel, das außerhalb des Bereiches der Sinne liegt." „In den Anschauungen der Materialisten", so fährt Kapila fort, „gibt es keine Seele, die von der körperlichen Substanz verschieden ist. Es ist ja wahr, daß im stofflichen Sein Erscheinungen und Kräfte hervortreten, die in der körperlichen Substanz nicht zu wurzeln scheinen. Aber in Wirklichkeit ist es der Körper, aus dem sich alle Kräfte entwickeln. Man sage nicht: diese Kräfte zeigen einen vom Stoff grundverschiedenen Charakter. Wie unscheinbar ist der Same des Mangobaumes! Und doch

[1] Mahābhārata, XII. Buch, 218. Kap.; vgl. Dahlmann, Das Mahābhārata als Epos und Rechtsbuch (Berlin 1895), S. 219 ff.

besitzt er die Kraft, Blüthen und Früchte, Laub und Rinde, Wurzel und Stamm hervorzubringen. Und sind nicht auch Milch und Butter von der Ursache und dem Stoffe verschieden, aus denen sie erzeugt? Stoffliche Substanzen besitzen die Kraft, ganz verschiedene Wirkungen hervorzubringen. In ähnlicher Weise entfaltet sich aus dem Keim das körperliche Sein mit den mannigfachen Attributen, mit der Verstandes- und Sinneserkenntniß und den andern Fähigkeiten. Wenn man zwei Stücke Holz aneinander reibt, entsteht Feuer. Wenn die Strahlen der Sonne einen Sonnenstein treffen, entzünden sie Funken. Jede metallische Substanz, die in der Feuergluth erhitzt wird, trocknet Wasser auf. So entfaltet der Körper die Seele mit ihren Fähigkeiten: Wahrnehmung, Gedächtniß, Phantasie. Wie der Magnetstein das Eisen anzieht, so werden die äußern Sinne vom innern Sinne gelenkt." In dieser Weise führt der indische Materialist seine Vorstellung von Seele und Körper durch. Das Ergebniß aller Forschungen ist, daß „Körper und Seele gemeinsam entstehen und vergehen". Was uns geistige Thätigkeit erscheint, ist nur ein Ausfluß stofflicher Vorgänge; das seelische Leben keimt und blüht, altert und siecht mit dem Körper dahin.

Die Scene der epischen Dichtung leitet uns in das 6. Jahrhundert v. Chr. zurück. Es war dies ein echtes Zeitalter philosophischer Forschung und zeichnet sich im Epos mit anschaulicher Unmittelbarkeit. Wir gewahren ein stetes Auf- und Niederwogen der Ansichten. In den kühn emporstrebenden und sich befehdenden Schulen der Philosophie tritt uns ein gewaltiges Ringen tiefgreifender Gegensätze vor Augen[1]. Im Vordergrunde wogt der Kampf einer idealistischen und materialistischen Weltanschauung. Hier die schwindelnde Höhe des Seins und Lebens in Brahma, dort die Tiefe des krassesten Materialismus. Hier verklärt sich alles zu dem einen göttlichen Sein; dort verflüchtigt sich die Welt der Erscheinung in unendliche Theilchen. Der Philosoph des Brahma sieht die wahre Substantialität nur in dem granitenen Sein seines Brahma; der Philosoph der Materie sucht die Wesenheit der Dinge ausschließend in den vier oder den fünf grobstofflichen Elementen. Darum wird er Sthûladarçin genannt, eine Bezeichnung, welcher der Name „Atomist" am nächsten kommt. Der Veda ist in seiner Grundlage erschüttert, der Damm durchbrochen, welcher den überwallenden Muth sich emancipirender Strömungen zurückhielt. Im 14. Ge-

[1] Nirvâna S. 2 ff.

sang schildert das Epos jenes wilde Durcheinander der Ansichten. „Die einen behaupten, die Seele lebe nach dem Tode fort, die andern läugnen die Fortdauer. Den einen schwebt alles im Zweifel, den andern ruhen die Dinge auf sicherem Grunde. Hier ist auch das ‚Ewige‘ unbeständig, dort bleibt es unwandelbar. Nach der Ansicht der einen ist es einfach, andere halten sein Wesen für zweifach und mehrfach; die einen kennen nur Einheit, die andern lassen eine Vielheit zu."

In diesem vielfach durchwühlten Boden finden die Lehren des Materialismus einen fruchtbaren Grund. Ueppig steigt die Saat materialistischer Weltauffassung empor. Die brahmanische Philosophie kann sich ihres kecken Uebermuthes kaum erwehren.

Von nicht geringerem Interesse ist die Waffenbrüderschaft, welche die Materialisten des Zeitalters epischer Dichtung in den Skeptikern gefunden haben. Die Skepsis, welche alle Existenz anzweifelt, eröffnet die Wege; der Materialismus scheint ihm im Siegeslauf zu folgen. Die Dichtung[1] schildert das Auftreten der Skepsis in drastischen Zügen: „Sie dünken sich gelehrt und schauen verächtlich auf den Veda herab, ganz der nichtsnutzigen Skepsis ergeben. In den Versammlungen hallt ihr Streitruf wider: Ein Jenseits gibt es nicht. Sie bleiben Sieger mit der überzeugenden Logik ihres Zweifels. An allem zweifeln sie, und ihr Wort übertönt alle Widerrede. Weithin durchziehen die schwatzhaften, aber gewandten Wanderprediger des Zweifels das Land und verstehen es, in den Kreisen des Volkes Wurzel zu fassen." Es ist ein höchst bezeichnender Zug im Charakterbilde des indischen Materialismus, daß er in Gemeinschaft mit den Schulen der Skepsis und des Agnosticismus auftritt. Gleichzeitig mit den materialistischen Lehren erscheinen in den ältern philosophischen Denkmälern Systeme, deren Wurzel der Zweifel oder die Verzweiflung an der Wahrheit bildet. Beachtenswerth ist in erster Linie die unter dem Namen Ajñānavāda bekannte Lehre eines ausgebildeten Agnosticismus[2]. Ajñāna bedeutet „Nichtwissen" und entspricht nach Form und Inhalt der griechischen Agnosis. Das Wesen des Systems liegt in dem Grundgedanken, daß ein sicheres Wissen von der übersinnlichen Welt nicht zu erlangen ist, daß wir nur fragend und zweifelnd über Seele und Jenseits reden können. Eine

---

[1] Mahābhārata XII, 19, 23 f.; XII, 180, 47 f.; XIII, 37, 12 f. Vgl. „Epos und Rechtsbuch" S. 219.

[2] Jaina Sūtras, translated by *H. Jacobi*, vol. II, Introd. p. XXVI (Sacred Books of the East, vol. XLV, 1895).

altbuddhistische Schrift[1] entwirft folgendes Bild der Lehre: „Wenn ihr mich fragt, ob es ein künftiges Leben gibt, so antworte ich: ‚Wenn ich ein künftiges Leben einmal verspüre, so werde ich euch das Wesen dieses Zustandes auseinandersetzen.‘ Auf die Frage, ob dieses künftige Leben so ist oder so, antworte ich: ‚Das ist nicht meine Sache.‘ Fragt man: ‚Besteht es in jener Form?‘ so sage ich: ‚Auch das geht mich nichts an.‘ ‚Ist es von diesem Zustand verschieden?‘ ‚Das geht mich nichts an.‘ ‚Ist es nicht verschieden?‘ ‚Auch das geht mich nichts an.‘“ In gleicher Weise lehnt Sanjaya die Frage ab, ob Buddha nach dem Tode lebt oder nicht lebt, ob er zu gleicher Zeit lebt und nicht lebt. Der indische Agnostiker untersucht alle Arten des Ausdruckes über Dasein und Nichtdasein eines Dinges und kommt dabei zu den wunderlichsten Redewendungen, nur um alle Möglichkeiten in den Bereich seiner Untersuchung zu ziehen. Stößt er nun auf Vorstellungen, die über die menschliche Erfahrung hinausgreifen, so läugnet er alle diese Arten des Ausdruckes. Die indischen Agnostiker beschränken ihren Wissenskreis auf die positiven Thatsachen sinnenfälliger Wahrnehmung. Alles andere entzieht sich für sie der Kenntniß. In naher Beziehung zu diesem Agnosticismus steht eine andere Lehre, die für jede Vorstellung den Ausdruck des Zweifels findet: „Es könnte so sein, es könnte auch nicht so sein“ (syād asti, syād na asti). Daher heißt diese Lehre Syādvāda. Während das System des Ajñānavāda erklärt, daß man von Dingen, welche die Sinnenwelt überragen, Dasein und Nichtdasein weder behaupten noch verneinen kann, sagen die Syādvādin: „Ihr könnt die Existenz eines Dinges von dem einen Gesichtspunkt aus bejahen, von dem andern Gesichtspunkt aus verneinen; ihr könnt zugleich Existenz und Nichtexistenz dem Dinge unter dem Gesichtspunkte verschiedener Zeiten beilegen.“ Ja, diese Philosophie schreitet noch weiter vor; sie findet sieben Arten des Ausdruckes, um einem Ding Sein und Nichtsein zuzuerkennen. In diesen sieben Arten suchte eine philosophische Richtung des epischen Zeitalters den Ausweg aus dem Zweifel und aus dem Verzweifeln, den der Agnosticismus in weite Kreise hineingetragen. Wenn auch in der äußern Fassung verschieden, bleiben Agnosticismus und Skepsis doch innerlich nahe verwandt, und beide wurzeln in demselben Boden, aus dem der Materialismus herauswächst. In enger Verbindung mit ihnen begegnet

[1] Sāmannaphala Sutta, bei *Grimblot*, Sept Suttas Pālis p. 174; cfr. *H. Jacobi* l. c.

uns die materialistische Weltanschauung in den Schriften der Jaina. Hier klingt aus ihnen ein dubitamus, dort ein ignoramus, ignorabimus durch. Versöhnend vereinigt dann den Zweifel und die Verzweiflung das ausschließende Princip der Sinneserkenntniß auf der Grundlage des krassesten Materialismus.

Im zweiten Buche des Sūtrakritānga[1] entwirft ein Materialist folgende Darstellung seiner Lehre: „Von der Fußsohle bis zum Scheitel regt sich innerhalb des menschlichen Körpers ein Ding, das ‚Seele‘ oder ‚Selbst‘ genannt wird. Die ganze Seele lebt. Wenn aber der Körper stirbt, erlischt auch ihr Leben. Die Seele existirt so lange als der lebende Körper; aber sie überdauert nicht des letztern Vernichtung. Mit dem Körper endet alles Leben. Es kommen Männer, tragen den Leichnam hinweg und verbrennen ihn. Wenn das Feuer den Körper verzehrt hat, bleiben nur ein paar aschgraue Knochen übrig, und die vier Träger kehren mit der Bahre nach Hause zurück. Wo bleibt da die Seele? Wahrheit spricht nur der, welcher bekennt, daß eine vom Körper verschiedene ‚Seele‘ nicht existirt.“ Der Materialist begründet dies dann weiter mit dem Vorwurfe, daß jene, die ein vom Körper verschiedenes Wesen annehmen, nicht sagen können, ob die Seele groß oder klein, kreisförmig, ringförmig, kugelförmig, dreieckig oder viereckig, ob sie sechs- oder achtkantig sei, ob schwarz oder weiß, blau oder gelb, ob von süßem oder bitterem Geschmack. Man sieht, der indische Materialist zieht die gröbsten Consequenzen seines erkenntnißtheoretischen Satzes, daß nur im Sinnenfälligen Wahrheit steckt. Aber noch lehrreicher sind die weitern Bilder, in denen er den Satz veranschaulicht, daß dasjenige keine Existenz besitzt, was mit den Sinnen nicht erfaßt wird. „Wie der Mann das Schwert aus der Scheide zieht und euch zeigt: ‚Freund, schau, dies ist das Schwert und dies ist die Scheide‘, so kann niemand die Seele aus dem Körper ziehen und zeigen mit den Worten: ‚Freund, das ist die Seele und das ist der Körper‘. Man kann die Faser aus dem Stengel des Munjarohres ziehen und sagen: ‚Freund, schau, das ist die Faser und das ist der Stengel‘; man kann den Knochen vom Fleisch, den Kern von der Myrobalanfrucht trennen und ein Theilchen frischer Butter von der Milch ablösen und in getrenntem Zustand zeigen. Aber so wie das Oel aus dem Samen gepreßt, und Oel und Oelkuchen getrennt gezeigt wird, so hat noch niemand Seele und Körper getrennt

[1] Sūtrakritānga II, 1, bei *Jacobi* l. c. p. 339 ff.

gezeigt. Aus dem Zuckerrohr wird der Saft gewonnen, aus dem Körper ist noch nie eine Seele gezogen worden. Aus dem Holz wird der Funken entzündet, aus dem Körper ist noch nie eine Seele gelockt worden. Die da glauben, es existire keine vom Körper verschiedene Seele, sprechen die Wahrheit; die das Gegentheil behaupten, sind im Irrthum."

Der Materialist scheut sich auch nicht, die Folgerungen auf das sittliche Leben zu übertragen. Der Mörder spricht: „Tödte und grabe, schlage und brenne, koche, zerschneide, zerstückele. Das Leben endet ja doch hier. Ein Jenseits gibt es nicht." Dem Materialisten wird der Vorwurf gemacht: „Ihr Läugner der Seele könnt uns nicht sagen, warum eine Handlung gut oder schlecht, verdienstlich oder nicht verdienstlich ist, ob jemand in die Hölle sinkt oder in den Himmel kommt. Ihr überlaßt euch ausschließlich den Vergnügen und Lüsten." Und nun schildert die Jaina-Schrift weiterhin den verderblichen Einfluß der materialistischen Weltanschauung. Im Volke gewinnt diese den Sinnen schmeichelnde Lehre breiten Anhang, und die Verkünder mehren sich allenthalben. Früher waren sie entschlossen, in Entbehrung und Enthaltsamkeit zu leben. Aber nachdem die „Asceten" jene Lehre kennen gelernt, schreiten sie von Laster zu Laster und veranlassen andere, sich dem Laster hinzugeben. Sie sinnen nur auf Vergnügen und Befriedigung aller Leidenschaft. Sie werden Sklaven der Begehrlichkeit und Lüste und versinken tief in die Sinnlichkeit. In den grellsten Farben wird hier ein Sittengemälde des Materialismus entworfen. Vor den verderblichen Folgen einer Lehre, die keinen Unterschied zwischen Seele und Körper kennt, wird nachdrücklich gewarnt.

Eine Ergänzung bringt die zweite materialistische Schule, die sich der ersten in der Beschreibung anschließt. Diese Schule lehrt, daß jedes Ding ausschließlich aus fünf Elementen besteht. „Es gibt fünf stoffliche Elemente; aus ihnen erklären wir, ob ein Ding gut oder schlecht, verdienstlich oder nicht verdienstlich ist. Jedes Sein bis zum Grashalm setzt sich einzig aus ihnen zusammen. Alles Wissen beschränkt sich auf die Erkenntniß der Mischung dieser Grundbestandtheile. Erde ist das erste Element, Wasser das zweite, Feuer das dritte, Wind das vierte, Aether das fünfte. Diese fünf Elemente sind nicht geschaffen, weder mittelbar noch unmittelbar gemacht. Sie sind ohne Anfang, ohne Ende und bewegen sich in stetem Kreislauf gegenseitiger Einwirkung. Von jeder äußern Ursache sind sie unabhängig. Nun meinen zwar einige, es gäbe noch eine Seele außer diesen fünf Elementen. Aber das ist ein Irrthum: was ist, geht nimmer

zu Grunde, und von nichts kommt nichts. Alle lebenden Wesen, alle leblosen Dinge, das Universum besteht aus nichts anderem als aus diesen fünf Elementen. Sie sind die erste und einzige Ursache alles Lebens bis zum Grashalm hinab." Sehr kraß treten die sittlichen Consequenzen dieser zweiten Schule des Materialismus in dem Satze hervor: „Ein Mensch mag thun, was er will, einen andern verkaufen oder verkaufen lassen, tödten oder tödten lassen. Wisse, daß er niemals ein Unrecht thut." Mit andern Worten: die materialistische Auffassung hebt jeden Unterschied zwischen Gut und Bös, Recht und Unrecht auf. Eine Vergeltung im Jenseits gibt es nicht. Die Anhänger solcher Lehren hassen die Guten und bedecken die indischen Asceten mit den niedrigsten Schimpfwörtern: „Faules Bettelvolk, schmutzige Geizhälse! Zum dreifachen Stab der Bettler habt ihr gegriffen, um vom Joche der Arbeit frei zu sein." Wenn ihnen ein Ungemach zustößt, regt sich von neuem der Zweifel. „Eine andere Welt habe ich nicht gesehen; alles endet mit dem Tode." Sie sündigen Tag für Tag und denken in ihrer Thorheit: „Mit der Gegenwart haben wir es ausschließlich zu thun. Wer hat je das Jenseits gesehen? Wer ist aus dem Jenseits je zurückgekehrt?" [1]

In ähnlicher Weise hatte schon das einleitende Kapitel dieser jainistischen Sutra die Ideen der Materialisten in knappen Sätzen entwickelt. „Sie beschränken sich auf die Annahme von fünf Elementen; alle Dinge entspringen aus diesen Elementen; wenn die fünf Grundstoffe sich auflösen, hört auch das Leben auf. Das Erkenntnißprincip ist stofflich und erscheint als Weltall unter mannigfachen Formen. Die Seelen existiren so lange als der Körper; mit der Auflösung des Körpers hört ihr Dasein auf. Es gibt weder Tugend noch Laster; das Jenseits existirt nicht. Mit dem Tode hat alles sein Ende."

Was nun hier in einzelnen Sätzen erklärt wird, tritt uns in einer höchst fesselnden Gesamtdarstellung bei einer jainistischen und buddhistischen Bekehrungsgeschichte entgegen. Dieselbe bietet reiche Belehrung über die materialistischen Secten.

---

[1] Sūtrakritānga I, 2, 3, bei *Jacobi* l. c. p. 259.

(Schluß folgt.)

Jos. Dahlmann S. J.

Lohnvertrag und gerechter Lohn.

(Fortsetzung.)

Der Arbeiter bleibt Mensch, Person, auch wenn er einem andern dient. Es muß dabei der persönliche, menschliche Charakter der Arbeit volle Anerkennung finden. Als Mensch, als Person ist aber der Arbeiter nicht bloßes Mittel; umgekehrt ist für ihn die Arbeit der naturgemäße, von Gott gewollte Weg zur Verwirklichung seines irdischen, äußern Wohles. Aufgabe und Ziel des Dienstverhältnisses soll darum nicht einzig die Erzeugung von materiellen Gütern, — die Zunahme des nationalen Reichthums, die Bereicherung des Unternehmers sein, sondern ganz besonders auch die Erreichung der eigenen Lebenszwecke des dienenden Arbeiters.

Die Entwicklung dieser beiden Grundsätze beschloß unsere bisherigen Ausführungen über den Dienst- oder Lohnvertrag. Von der unzweifelhaften Richtigkeit und der hohen, praktischen Bedeutung der bezeichneten Principien werden wir uns mit Leichtigkeit überzeugen können, wenn wir zunächst den Charakter und die besondern Eigenthümlichkeiten des Dienstvertrages und Dienstverhältnisses, sodann noch speciell die für die Bemessung des Lohnes entscheidenden Gesichtspunkte genauer ins Auge fassen.

Für heute beschäftigt uns nur der erste Punkt. Der Dienstvertrag stellt eine ganz besondere Vertragsart dar; er ist ein Contract, der mit andern Vertragsarten, welche materielle Dinge betreffen, die eine oder die andere Aehnlichkeit aufweisen mag, im wesentlichen aber von denselben verschieden ist. Das ist die These, welche wir im folgenden beweisen möchten.

Wie jeder Contract, so wird auch der Dienstvertrag abgeschlossen durch die bindende Erklärung des übereinstimmenden Willens der Contrahenten bezüglich der Uebernahme einer Verbindlichkeit. Diese Verbindlichkeit ist hier eine zweiseitige. Jede der betheiligten Personen muß leisten, jede erhält unmittelbar durch den Vertrag ein Forderungsrecht, welches zu seinem Inhalte die Befugniß hat, gegen den andern Contrahenten eine Forderung auf die vereinbarte Leistung zu erheben. So verpflichtet sich der Arbeiter im Dienstvertrage zu einer in der Regel nach Zeit und Art bestimmten Arbeitsleistung, aber er gewinnt andererseits den Rechtsanspruch auf den gebührenden Lohn. Dem entspricht auf seiten des Arbeitgebers das

Recht, vom Arbeiter den Vollzug der äußern Arbeitsleistung zu fordern, und andererseits die Pflicht, den gebührenden Lohn zu zahlen.

Es hat Vertreter der Rechtswissenschaft gegeben, welche als Inhalt eines jeden vertragsmäßig begründeten Forderungsrechtes die Herrschaft über den Willen des Verpflichteten bezeichneten. Wir theilen diese Ansicht nicht, weil der Vertrag als solcher eine persönliche Subordination des Verpflichteten keineswegs nothwendig bedingt. Wenn aber das Dienstverhältniß dennoch in gewissem Umfange eine Unterordnung des Arbeiters unter die Autorität des Arbeitgebers einschließt, so erklärt sich dies lediglich aus der Eigenart der durch den Dienstvertrag begründeten Verbindlichkeiten.

Da nämlich der Arbeiter zu einer nach Art und Zeit bestimmten Bethätigung seiner Arbeitskraft contractlich sich verpflichtet, diese Arbeitsleistung aber schon ihrer Natur nach einer gewissen äußern Leitung bedarf — namentlich wo viele Kräfte zur Erzielung eines einheitlichen Effects oder Products zusammenwirken müssen —, so tritt der Arbeiter durch den Dienstvertrag selbst in ein genau umgrenztes Abhängigkeitsverhältniß zum Dienstherrn. Wir sagen: in ein genau umgrenztes Abhängigkeitsverhältniß, insofern zum unmittelbaren Gegenstande des Dienstvertrages nicht bloß die Pflicht des Arbeiters gehört, den äußern Act irgendwie zu setzen, sondern überdies bei Ausführung der Arbeit sich der Leitung seines Dienstherrn zu unterstellen[1]. Diese Abhängigkeit steht nicht im Widerspruch mit der Idee der freien Persönlichkeit, weil sie alle Rechte des Arbeiters, seine menschliche Würde, seine höhern ethischen Pflichten voll und ganz zur Geltung gelangen läßt. Wer die Erlaubtheit einer derartigen Unterordnung des Menschen unter den Menschen bestreiten wollte, der müßte folgerichtig noch weit mehr die viel umfassendere und tiefer greifende Abhängigkeit des Kindes von seinen Eltern als im Widerspruch mit der Idee der freien Persönlichkeit stehend bekämpfen.

Der Socialismus täuscht sich, wenn er meint, diese im richtig verstandenen socialen Wesen der Production begründete Abhängigkeit in seiner universellen Zukunftsgenossenschaft beseitigen zu können. „Denkt

---

[1] Der Fall, wo nur die Ablieferung eines anzufertigenden Werkes vereinbart wird, ohne daß die Arbeitsleistung in sich selbst der Leitung des Bestellers unterliegt, bleibt hier außer Betracht. Es handelt sich dabei nicht um ein eigentliches Dienstverhältniß, sondern um einen Kauf; demgemäß wird hier auch kein Lohn bezahlt, sondern nur der Preis für das vollendete Werk. Die Vergeltung für die Arbeit, die sonst als Lohn erscheint, bildet einen Bestandtheil jenes Preises.

man sich ein utopistisches Gemeinwesen ohne Privateigenthum, mit Gemeinbesitz der Gesamtheit," sagt Hermann Roesler[1], „so müßten jedenfalls Personen aufgestellt sein, welche nach den Tendenzen des Gesamtbesitzes die technischen Arbeitsleistungen anzuordnen und zu überwachen hätten. Die dienstliche Stellung der Arbeit wäre genau dieselbe, nur wäre mit dem Privateigenthum ein Hauptfundament der persönlichen Freiheit der Gesellschaft entzogen, und es wäre unmöglich, daß dann der sociale Zustand der arbeitenden Klasse mehr Freiheit enthielte, als beim Bestande des Privateigenthums. Denn die Freiheit kommt nicht von selbst aus der Luft dahergeweht, sie ist ein zusammenhängendes Gebäude von sich gegenseitig stützenden und ergänzenden rechtlichen Einrichtungen. Dieser Bau stürzt zusammen, wenn das Fundament zerstört wird. Liegt daher der Dienstcharakter der Arbeit unabweislich in ihrer auf Beherrschung der Natur für gesellschaftliche Culturzwecke gerichteten Bestimmung und ist er ebenso unabwendbar, wie die Unterwerfung des Soldaten unter den Befehl seines Vorgesetzten, so ist andererseits die Freiheit oder Unfreiheit ein davon ganz und gar unabhängiger Rechtszustand, der die gesamte Rechtsentwicklung der Gesellschaft zur Quelle hat. Wie der Soldat entweder ein Sklave oder Leibeigener, oder auch ein freier Mann sein kann, so auch der Arbeiter. Nichts Thörichteres daher als der Wahn, daß die Freiheit der Arbeit nothwendig die Abschaffung des Privateigenthums erfordere, und keine größere Verkehrtheit als die Meinung, daß der Socialismus und Communismus die Sache der freien Arbeit vertrete. In einer so von den Leidenschaften der Selbstsucht und Herrschsucht durchwühlten Gesellschaft, wie das moderne Europa sie darstellt, wäre die Aufhebung des Privateigenthums gleich dem Niederreißen des schützenden Dammes, über welchen die Fluth der Unfreiheit der Massen unfehlbar hereinbrechen würde."

Es ist der Dienstcharakter der Arbeit also nicht etwa lediglich eine beklagenswerthe Folge der Armut der arbeitenden Klassen, nicht eine bloß willkürlich stipulirte Vertragsbedingung, auch nicht eine rein historische Thatsache, ein Mißstand, dessen allmähliche Ueberwindung von der fortschreitenden Culturentwicklung erhofft werden dürfte. Nein, es handelt sich dabei um eine durch die Natur der Production sowohl, wie der menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse geforderte Thatsache, um eine für den

---

[1] Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirtschaftstheorie. 2. Aufl. (Erlangen 1871), S. 101 f.

materiellen Fortschritt der Menschheit unentbehrliche, in der Voraussetzung jeder Gesellschaftsordnung unersetzliche Bedingung. Gerade dadurch, daß der Besitz die wirtschaftliche Function der productiven Leitung und der Organisation der Arbeit ausübt, wird das dauernde und wohlgeordnete Zusammenwirken vieler menschlichen Kräfte ermöglicht. Nur so wird die Natur überwunden, nur so die Menschheit befähigt, in der Schöpfung festen Fuß zu fassen und die Basis einer emporsteigenden Entwicklung zu gewinnen. „Ohne den Besitz", bemerkt Roesler[1], „könnte weder Gemeinschaft der Arbeit, noch eine feste, über das bloße Naturleben hinausgehende Gemeinschaft der Menschen bestehen; ohne ihn wäre die Menschheit gleich einem Sandhaufen, der von jedem Windstoß verweht werden kann. Indem der Besitz Herrschaft verleiht, wird dadurch ein gesellschaftlicher Druck erzeugt auf die Nichtbesitzer, die sich deshalb dem Willen der Besitzenden zu unterwerfen haben. Dieser Druck erzeugt aber von der andern Seite einen Gegendruck, und dieser bewirkt, daß der Besitz auch für die Existenz der Nichtbesitzenden einzutreten hat, worin der ursprüngliche Keim aller Gemeinnützigkeit und damit aller bürgerlichen Tugenden gelegen ist. Denn der Besitz muß die Arbeit pflegen und erhalten; das Interesse wird zur Verantwortlichkeit und zur Pflicht auf beiden Seiten."

Kurz, jene Abhängigkeit, welche der Dienstvertrag für den Arbeiter herbeiführt, beeinträchtigt an und für sich keineswegs dessen Würde, Freiheit, persönliche Rechte, ist aber andererseits durch die Natur der Production, die aufsteigende Entwicklung der Menschheit gefordert und befestigt die ökonomische Existenz der Nichtbesitzenden auf dem Boden des productiven Zusammenwirkens mit dem Besitze.

Wir berührten bisher nur Rechte und Pflichten, welche den unmittelbaren Gegenstand des Dienstvertrages bilden. Hierhin gehört die Pflicht des Arbeiters, unter der Direction des Dienstherrn die Arbeitsleistung zu vollziehen, und sein Recht, den ihm gebührenden Lohn zu fordern; andererseits die Pflicht des Arbeitgebers, diesen Lohn zu zahlen, verbunden mit dem Rechtsanspruche auf vertragsgemäße Dienstleistung seitens des Arbeiters.

Allein es gibt überdies noch Rechte und Pflichten, welche zwar nicht durch besondere Vertragsbestimmungen ausdrücklich und unmittelbar stipulirt

---

[1] Vorlesungen über Volkswirtschaft (Erlangen 1878), S. 80 f.

zu sein brauchen, welche aber kraft natürlichen Rechtes mit jedem Dienstverhältnisse wesentlich verbunden sind und darum eine selbstverständliche und allgemeine Voraussetzung aller Dienstverträge bilden. Der Arbeiter, welcher durch den Dienstvertrag sich verpflichtet, unter der Leitung des Herrn zu arbeiten, kann nicht seine Kräfte dem Arbeitgeber zur Verfügung stellen, ohne daß sein ganzes physisches, geistiges und moralisches Sein von der Ausführung seiner Contractspflicht mehr oder minder berührt würde. Weil die Arbeitskraft nicht in sich selbst subsistirt, sondern untrennbar mit dem Arbeiter verbunden ist, muß der Arbeiter persönlich sich an den zur Leistung der Arbeit bestimmten Ort begeben und dort während der festgesetzten Zeit unter äußern Verhältnissen thätig sein, deren concrete Gestaltung seiner eigenen Willkür entzogen ist. Der Arbeiter hat aber ein natürliches und unveräußerliches Recht auf Leben und Gesundheit, er hat ein Recht, in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten nicht behindert, er hat ein Recht, in seiner menschlichen und moralischen Existenz nicht verkürzt zu werden. Mag immerhin der Vertragswille sich auch nicht direct und ausdrücklich auf diese Rechte des Arbeiters beziehen, eine stillschweigende und indirecte, aber nothwendige Anerkennung finden sie schon dadurch, daß die von den Contrahenten gewollte Rechtskraft und Rechtsbeständigkeit des Vertrages nur auf einer naturrechtlich zulässigen Basis gewonnen werden kann.

Es ist also eine Rechtspflicht des Dienstherrn, seinen Arbeitern die im Interesse der Erhaltung des Lebens nicht minder wie zur Erfüllung der religiösen Pflichten nothwendige Sonntagsruhe zu gewähren. Nach dem Ausspruche Leos XIII. besitzt „der Mensch nicht einmal selbst die Vollmacht, auf die hierzu nöthige Freiheit Verzicht zu leisten und sich der Rechte, die seine Natur verlangt, zu begeben; denn nicht um Befugnisse, die in seinem Belieben stehen, handelt es sich, sondern um unausweichliche, über alles heilig zu haltende Pflichten gegen Gott“ [1].

Die Gerechtigkeit ferner erhebt Einsprache gegen Arbeitsforderungen von solcher Höhe, daß der Körper unterliegt und der Geist sich abstumpft. „In Bezug auf die tägliche Arbeitszeit muß also der Grundsatz gelten, daß sie nicht länger sein darf, als es den Kräften der Arbeiter entspricht. Wie lange die Ruhe aber dauern müsse, das richtet sich nach der Art der Arbeit, nach Zeit und Ort, nach den

[1] Encyklika „Rerum novarum“ vom 15. Mai 1891. Officielle (Herdersche) Ausgabe. S. 56 (57).

körperlichen Kräften. Berg- und Grubenarbeiten erfordern offenbar größere Anstrengung als andere und sind mehr gesundheitsschädlich; für sie muß also eine kürzere Durchschnittsdauer angesetzt werden. Ebenso sind gewisse Arbeiten in der einen Jahreszeit leicht zu leisten, zu einer andern Jahreszeit aber gar nicht oder nur mit großen Schwierigkeiten ausführbar. . . . Im allgemeinen aber ist daran festzuhalten, daß den Arbeitern so viel Ruhe zu sichern sei, als zur Herstellung ihrer bei der Arbeit aufgewandten Kräfte nöthig ist; denn die Unterbrechung der Arbeit hat eben den Ersatz der Kräfte zum Zwecke. Bei jeder Verbindlichkeit, die zwischen Brodherren und Arbeitern eingegangen wird, ist ausdrücklich oder stillschweigend die Bedingung vorhanden, daß die obengenannte doppelte Ruhe (Sonntagsruhe und Begrenzung bezw. Unterbrechung der Arbeit) dem Arbeiter gesichert sei. Eine Vereinbarung ohne diese Bedingung wäre sittlich nicht zulässig, weil die Preisgabe von Pflichten gegen Gott und gegen sich selbst von niemand gefordert und von niemand zugestanden werden kann." [1]

Der allgemeine Grundsatz, welchen der Heilige Vater hier ausdrücklich hervorhebt, daß nämlich Verträge, die im Widerspruche stehen mit den natürlichen Rechten und Pflichten des Menschen, keine Rechtsgiltigkeit beanspruchen können, hat ohne Zweifel hohe Bedeutung auch für die Beurtheilung der Frauen- und Kinderarbeit. Gilt es als eine Rechtspflicht des Dienstherrn, dem erwachsenen Arbeiter gegenüber keine Arbeitsforderungen von solcher Höhe zu stellen, daß der Körper unterliegt und der Geist sich abstumpft, so widerspricht es ohne Zweifel nicht minder der stricten Gerechtigkeit, weibliche Personen und Kinder zu Diensten zu verwenden, die ihrer Art oder der Zeitdauer nach den natürlichen Bedingungen der körperlichen, geistigen und moralischen Existenz der jugendlichen oder weiblichen Arbeiter offenbar widersprechen. Gerade hier wird die Grenze des naturrechtlich Zulässigen schneller erreicht, als bei dem männlichen und erwachsenen Arbeiter. Führt ja doch die schwächere Constitution der Frau viel leichter zu einer Schädigung ihrer eigenen und ihrer Nachkommenschaft Gesundheit. Desgleichen verträgt der zarte, noch in der Entwicklung begriffene Körper des Kindes, sein naturgemäßes Bedürfniß nach Erziehung nicht jede Art von Beschäftigung und nicht jede beliebige Ausdehnung der Arbeitszeit.

---

[1] Encyklika „Rerum novarum" S. 58 (59). 60 (61).

Schließlich widerspricht es der Gerechtigkeit, wenn der Arbeiter durch die Schuld seines Dienstherrn unter solchen Verhältnissen die Arbeit zu leisten hat, welche der Anforderung des Sittengesetzes Hohn sprechen und die Fabrik zu einer Stätte der Religionsspötterei und des Lasters machen müssen.

In den meisten dieser Punkte bedarf das natürliche Recht immerhin einer genauern Determination durch die positive staatliche Gesetzgebung. Ja, weil es sich hier nicht bloß um den Schutz der individuellen Rechtssphäre einzelner Personen, sondern zugleich um Fragen des öffentlichen Wohles handelt, wird das positive Gesetz die Vertragsfreiheit noch mehr beschränken dürfen, als dies schon unmittelbar durch das Naturrecht geschieht. Oder wer wollte z. B. bestreiten, daß die Erhaltung eines seinen hohen Aufgaben voll entsprechenden Familienlebens, insbesondere das körperliche, geistige, sittliche Gedeihen der heranwachsenden Jugend die öffentliche Wohlfahrt einer Nation aufs innigste berühren?

Wenn daher die staatliche Gesetzgebung die Beschäftigung von Kindern unter einer bestimmten Altersgrenze, bei der erst die körperliche Entwicklung und geistig-sittliche Erziehung einen hinreichenden Abschluß gefunden hat, völlig untersagt, wenn sie ferner etwa, um das Familienleben zu erhalten und zu stärken, die verheiratete Frau von der Fabrik ausschließt, so wird sie zweifelsohne dabei die Grenzen ihrer naturrechtlichen Befugnisse an sich keineswegs überschritten haben. Es bleibt dabei vom Standpunkte der praktischen Wirtschaftspolitik in jedem einzelnen Falle zu erwägen, welche Wirkungen derartige Maßregeln im gegebenen Augenblicke auf den Stand der einheimischen Industrie und auf die materielle Lage der arbeitenden Bevölkerung haben werden.

Weiter auf die Fragen der staatlichen Arbeiterschutzgesetzgebung einzugehen, ist nicht unsere Absicht. An dieser Stelle kam es uns nur darauf an, die These zu beweisen, daß der Dienstvertrag nach wesentlich andern Gesichtspunkten beurtheilt werden muß, als die Verträge, welche Sachgüter betreffen, — daß er, um mit Funck-Brentano zu reden, ein contractus sui generis ist. In doppelter Weise ragt ja die menschliche Persönlichkeit mit ihren Attributen in den Dienstvertrag hinein, gewinnt das durch den Contract begründete Dienstverhältniß einen ganz offenkundig persönlichen Charakter: einmal, insofern der Arbeiter für den Vollzug des vereinbarten Dienstes der leitenden Autorität seines Dienstherrn sich unterstellt; sodann, weil die natürlichen und unver-

äußerlichen Rechte der Person des Arbeiters mit Nothwendigkeit bestimmend, beschränkend und ergänzend auf den unmittelbaren Gegenstand der vertragsmäßigen Abmachungen einwirken. Das Verfügungsrecht, welches der Dienstherr durch den Vertrag über die Kräfte des Arbeiters erlangt, ist darum auch wesentlich verschieden von der dinglichen Herrschaft über eine Sache, wie sie andere Vertragsarten begründen.

Es mochte freilich dem heidnischen Alterthume nahe liegen, das Dienstverhältniß als Dienstmiethe aufzufassen, solange die Idee der Arbeit sich mit der Vorstellung der unfreien körperlichen Thätigkeit der Sklaven zu verbinden pflegte. Nachdem aber das Christenthum die Emancipation der Arbeit vollzogen, würde die römisch-rechtliche Dienstmiethe einen schmachvollen Sturz von der erhabenen Höhe christlicher Cultur bedeuten. Die Arbeitskraft ist, wie gesagt, untrennbar mit der Person des Arbeiters verbunden. Kann der freie Arbeiter nicht persönlich in den Besitz eines andern übertragen werden, wie einst der heidnische Sklave, so ist es nicht minder widersinnig, mit Rücksicht auf die Arbeitskraft von einem eigentlichen frui licere durch den Unternehmer als Miethsherrn zu reden.

Noch weniger darf der Dienstvertrag auf die gleiche Stufe mit dem Tausch- oder Kaufvertrage gestellt werden. Arbeitskraft und Arbeit sind keine materiellen Güter, die in realem Tausch gegen den Lohn umgesetzt werden und in das Eigenthum des Dienstherrn übergehen können. Zwar vollzieht sich im Dienstverhältnisse auch ein virtueller Tausch, ein do ut facias, ein facio ut des. Leistung und Gegenleistung stehen einander gegenüber: Arbeit von der einen Seite, Lohn von der andern. Aber dieser virtuelle Tausch erschöpft nicht das Verhältniß zwischen Arbeit und Besitz. Die sociale Gemeinschaft zwischen beiden, wie sie durch den richtig verstandenen Dienstvertrag begründet wird, die hieraus sich ableitenden beiderseitigen Rechte und Pflichten gehen weit über die rein materiellen Berührungspunkte der Parteien eines bloßen Tauschgeschäftes hinaus.

Wir haben da einen Begriff und eine Wahrheit berührt, für welche die heutige Zeit sozusagen das Verständniß verloren hatte, von deren Wiederbelebung und praktischer Durchführung jedoch zum großen Theil die Neuordnung des bis in seine tiefsten Fundamente erschütterten Gesellschaftslebens abhängt. Indem die Urheber des modernen Liberalismus im verflossenen Jahrhundert nur noch von den persönlichen Menschenrechten, von der individuellen Gleichheit der Menschen und ihrer socialen Unabhängigkeit zu reden wußten, mußte die Idee einer socialen Gemeinschaft zwischen

Arbeit und Besitz mehr und mehr aus Wissenschaft und Leben schwinden, an ihre Stelle Spaltung, gegenseitige Abneigung und Feindschaft treten. Die sociale Ungleichheit, die nach dem Genfer Philosophen in den Privilegien besteht, wie z. B. reicher, geehrter, mächtiger zu sein als die übrigen und dadurch den Gehorsam der andern zu erzwingen, — diese sociale Ungleichheit wurde als eine Ungerechtigkeit, als ein widernatürlicher Zustand hingestellt. Der Socialismus stimmte freudig der Lehre des Liberalismus bei. Alles, was communistische Schriftsteller über die Entstehung des Eigenthums und des Staates gesagt haben, sind nur Variationen des Rousseauschen Satzes: „Der erste, der ein Stück Land umzäunte und sich zu sagen vermaß: Dies Land gehört mir, und Leute fand, welche einfältig genug waren, dies zu glauben, war der wahre Gründer der menschlichen Gesellschaft." Der Socialismus fand jedoch die Principien der Freiheit und Gleichheit ebensowenig wie die Brüderlichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht. Darum träumt er von einer andern, wahren Freiheit, die auf dem Boden der vollen ökonomischen Gleichheit und Unabhängigkeit erwachsen soll in einer zukünftigen, großen, alle Gesellschaftsglieder umfassenden Genossenschaft. Er verwickelt sich jedoch sofort in Widersprüche, wenn er in demselben Athemzuge von der absoluten Freiheit der „Genossen" und von einer gesellschaftlichen Organisation der Arbeit redet. Wo man eine Organisation will, da muß man „auf die Freiheit des Nomaden und des Affen verzichten" [1]. Der Socialismus irrt aber nicht bloß, insofern die Natur des Productionsprocesses, wie oben bereits gezeigt wurde, eine Unter- und Ueberordnung und darum eine ungleiche Stellung der in der Gütererzeugung geistig und körperlich thätigen Kräfte mit Nothwendigkeit erheischt, sondern auch deshalb, weil die angestrebte Gleichheit in unversöhnlichem Widerspruche steht mit der menschlichen Natur und die mächtigsten Bindemittel des gesellschaftlichen Lebens vernichtet, den gesunden socialen Zusammenhang völlig zerreißt. Keiner Socialtheorie, sie mag noch so ideal oder noch so radical sein, führt Theodor Meyer aus, wird es gelingen, an dem Gesetz der realen Ungleichheit der Menschheit etwas zu ändern oder uns seiner zwingenden Nothwendigkeit zu entziehen [2]. Man mag das Privateigenthum an den Productionsmitteln beseitigen, die Nothwendigkeit

[1] Staats- und Gesellschaftslexikon von Hermann Wagener. II, 486.

[2] Vgl. Theodor Meyer S. J., Die Arbeiterfrage und die christlich-ethischen Socialprincipien. 3. Aufl. (Freiburg 1895), S. 76 ff.

einer gegenseitigen Ergänzung der individuellen Kräfte und damit eine nach dem Maße ihres Ergänzungsbedürfnisses größere oder geringere gesellschaftliche Abhängigkeit wird für die Menschen auch im Zukunftsstaate um nichts vermindert sein. Im Gegentheil vermehrt sich dort jene Abhängigkeit in einer geradezu ungeheuerlichen Weise dadurch, weil es im socialistischen System nur einen einzigen Herrn gibt für alle Genossen, — die „Gesellschaft". Diesem Herrn zu entrinnen, auch wenn er als Tyrannen sich erweist, fehlt jede Möglichkeit. Es mag heute das Bewußtsein, im Dienste einer Actiengesellschaft zu stehen, — einer „mystischen" Person, die kein Herz, kein Gefühl hat, — auf ein zu Reflexionen geneigtes Gemüth einen betrübenden Eindruck machen. Allein das ist ja alles nur Kinderspiel im Vergleich mit jener rückhaltlosen Ueberantwortung an die Gesellschaft, wie der Socialismus sie fordert. Da bleibt nichts anderes übrig, als daß die Unzufriedenen sich schließlich zusammenscharen, um die unerträglich gewordenen Fesseln zu zersprengen. Der Socialismus führt eben als System und als Zustand mit unabweisbarer Consequenz zum Anarchismus, welcher allein jede Art von gesellschaftlicher Abhängigkeit zu beseitigen und die vollendete Freiheit und Gleichheit des thierischen „Naturzustandes" zu verwirklichen wenigstens versprechen kann. In einer auf die Vernunft und das göttliche Sittengesetz gegründeten Gesellschaft dagegen wird man von vornherein auf eine mechanische und einseitige Gleichmacherei verzichten. Die natürliche Verschiedenheit der individuellen Lebensverhältnisse wird hier ihren Ausgleich finden durch die organische Verbindung des Ungleichartigen unter sich zu gegenseitiger Ergänzung. So gestaltet sich naturgemäß gerade die Verschiedenheit von Besitz und Nichtbesitz in demselben Maße zu einem Mittel der persönlichen Annäherung und echter, der vernünftigen Menschennatur, unserer Freiheit und Würde entsprechender socialer Vereinigung, — dieselbe Ungleichheit, die in einer der sittlichen Weltordnung entfremdeten Gesellschaft allerdings zur Ursache tief greifender Zerklüftung werden muß.

Im Grunde genommen ist es genau dieselbe unnatürliche und antisociale Auffassung des gesellschaftlichen Lebens, wenn der Liberalismus alles Heil von der absoluten individuellen Freiheit erwartet, und andererseits der Socialismus das Individuum sich vollständig in der Gesamtheit verlieren, seine ganze Thätigkeit mittelbar oder unmittelbar von der gesellschaftlichen Centralgewalt regeln läßt. In beiden Fällen werden diejenigen Elemente der menschlichen Natur verkannt, welche die Individuen

direct mit den Individuen vereinen und hierdurch der Gesellschaft ihren innern festen Halt und sichern Bestand verleihen. Es ist, als ob man ein Haus bauen und das Gebäude von oben nach unten mit einem eisernen Reife umgeben wollte, statt die Steine miteinander und unter sich zu verbinden. Eine geringe Erschütterung genügt, um dieses Machwerk zu Fall zu bringen.

Die naturgemäß einigende Kraft der individuellen Verschiedenheiten und zugleich die sociale Natur der durch sie herbeigeführten persönlichen Beziehungen tritt besonders klar in dem häuslichen Dienstverhältnisse zu Tage. Das Gesindeverhältniß beruht auf dem natürlichen Bedürfniß der Familie nach Ergänzung ihrer Kräfte durch Aufnahme von Personen in das Haus, welche dauernd unter der Leitung der Herrschaft den Zwecken der Familie dienstbar werden. Das Gesinde bildet einen elementaren Bestandtheil des gesamten Hausstandes, der familia completa, so zwar, daß die Familie in ihrer Totalität als eine aus den drei Elementen — der societas coniugalis zwischen den Ehegatten, der societas parentalis zwischen Eltern und Kindern, der societas herilis zwischen Herrschaft und Gesinde — zusammengesetzte natürliche Gesellschaft sich darstellt. Indem das Gesinde organisch in die Haus- und Familiengemeinschaft aufgenommen wird, erwirbt dasselbe nicht bloß Anspruch auf Kost und Lohn, sondern erfreut sich ebenfalls einer liebevollen, umfassenden Fürsorge der hausväterlichen Gewalt mit Bezug auf sein physisches und geistig-sittliches Wohl.

Natürlich fehlte dem alle socialen Organismen zersetzenden Liberalismus für ein derartiges Verhältniß Sinn und Verständniß. Er bemühte sich mit Erfolg, das Dienstbotenverhältniß seines persönlichen Charakters zu entkleiden, und verhinderte zugleich, daß für das industrielle Dienstverhältniß andere als sachliche Rücksichten zur Geltung kämen. Der Unternehmer berücksichtigte nur mehr das Product der Arbeit, den zu erwartenden Gewinn und den Lohn, den er zahlen mußte. Der Arbeiter sah und sieht auf nichts, als auf die Mühe der Arbeit, welche er zu vermindern, und die Größe des Lohnes, den er zu erhöhen trachtet. Daß ein solcher Zustand der Natur und der Vernunft entspricht, wird niemand mit Recht behaupten können. Man bedenke nur, wie der Arbeiter zehn, elf oder zwölf Stunden in der Fabrik, in dem Hause seines Dienstherrn, für den Vortheil desselben und unter dessen Leitung thätig sein muß! Und da sollte dieses Verhältniß wesentlich unpersönlich, rein sachlich sein

müssen, nichts mehr und nichts anderes sein können und sollen, als ein vielleicht jahrelang fortgesetzter Wechsel von materieller Leistung und materieller Gegenleistung? Nein fürwahr, das heißt der Natur, das heißt der Vernunft Gewalt anthun, das ist thörichtes Menschenwerk, nicht weise Gottesordnung!

Es gilt uns daher als eine Lehre von unzweifelhafter Richtigkeit und als ein socialpolitisches Ziel von höchster Bedeutung, wenn katholische Socialpolitiker, wie Theodor Meyer[1], Chrétien Antoine[2] u. a., in den industriellen Dienstverhältnissen bloß eine Erweiterung des häuslichen Dienstverhältnisses erblicken, eine societas herilis imperfecta, oder wie man auch sagt: eine *societas patronalis, société patronale*. In dieser Auffassung erscheinen Fabrikant und Arbeiter als eine moralische Einheit, verbunden zunächst durch das Zusammenwirken bei der Herstellung und Verwerthung des Productes. Dieses Zusammenwirken fordert die Thätigkeit des Arbeiters in der Fabrik, im Hause des Fabrikanten, sowie die Unterordnung unter die Leitung des Fabrikanten oder seiner Stellvertreter und setzt die Befugniß des Dienstherrn voraus, Gehorsam mit Bezug auf die Arbeitsleistung und das Verhalten in der Fabrik zu fordern. Ueberdies werden Fabrikant und Arbeiter geeint durch den natürlichen Zweck des industriellen Dienstverhältnisses. Mag auch der Fabrikant als Ziel den eigenen Gewinn und der Arbeiter den Lohn an erster Stelle im Auge haben, aus der Natur des Verhältnisses ergibt sich für jeden der Betheiligten die rechtliche Nothwendigkeit und die Gewissenspflicht, auch seinerseits den Zwecken des andern Theiles praktische Anerkennung zu gewähren. Der Arbeiter steht für eine gewisse Zeit und mit Rücksicht auf die contractlich vereinbarten Leistungen im Dienste des Fabrikanten. Zum Wesen jedes Dienstes aber gehört es, daß man seine eigenen Kräfte zum Vortheile eines andern verwendet. Der Arbeiter muß also, soweit seine Dienstpflicht reicht, den Nutzen seines Herrn fördern und sich vor jeder bewußten, schuldbaren Schädigung desselben hüten. Andererseits ist der Fabrikant ebenfalls zum Vortheile seiner Arbeiter thätig, indem er nicht bloß durch das Unternehmen die Mittel gewinnt zur weitern Beschäftigung und Löhnung, sondern auch Sorge tragen muß und Vorkehrungen zu treffen hat, damit die in der Fabrik beschäftigten Personen

[1] A. a. O. S. 87.

[2] Cours d'Économie Sociale (Paris 1896), p. 295 ss.

vor Schädigung oder Verkürzung ihrer körperlichen und geistig-sittlichen Güter bewahrt bleiben.

Es greifen somit hier naturgemäß die beiderseitigen Interessen, Rechte und Pflichten so ineinander, daß Arbeiter und Fabrikant wie von selbst durch persönliche Bande zu einer moralischen Gemeinschaft geeint werden müssen, es sei denn, daß der Einfluß verderblicher Gesinnungen und Verhältnisse eine widernatürliche Entfremdung herbeigeführt hätte.

Vielleicht bedarf es noch einiger ergänzender und klärender Zusätze, um die Idee der patronalen Gesellschaft vor Mißverständnissen zu bewahren.

Die patronale Gesellschaft deckt sich nicht vollständig mit der eigentlichen häuslichen Gesellschaft (societas herilis). Sie ist weniger enge als letztere, umfaßt eine größere Anzahl von Personen und zwar solche, die nicht eigentliche Hausgenossen des Herrn sind. Auch verbindet sie weniger fest, da der industrielle Arbeiter nach Maßgabe seiner ökonomischen Selbständigkeit im eigenen Haushalte und außerhalb der Fabrik der hausherrlichen Gewalt des Fabrikanten entzogen ist.

Häusliche und patronale Gesellschaft kommen jedoch darin überein, daß beide als sogen. ungleiche und unvollkommene Gesellschaften gelten müssen. Von der gleichen Gesellschaft (societas aequalis) unterscheidet sich die ungleiche (societas inaequalis) vor allem dadurch, daß hier die Autorität nicht bei der Gesamtheit der Glieder, sondern durch die Natur des Verhältnisses sofort bei dem Herrn ruht. Dazu tritt als zweiter Unterschied von den gleichen Gesellschaften oder cooperativen Genossenschaften der wichtige Umstand, daß innerhalb der ungleichen Gesellschaft nur der eine Bestandtheil, der Fabrikant, das Risico des Unternehmens trägt.

Kaum bedarf es ferner der Erwähnung, daß die Auffassung des industriellen Dienstverhältnisses als einer ungleichen, patronalen Gesellschaft zwischen Unternehmer und Arbeiter sich natürlich bloß auf diejenigen Fälle beschränkt, wo der Arbeiter für längere Zeit und zwar innerhalb der Fabrik beschäftigt wird.

Schließlich soll nicht vergessen werden, daß die patronale Gesellschaft eine Coalition der Arbeiter, ihre berufsgenossenschaftliche Organisation in Gewerkvereinen ebensowenig ausschließt, wie die Verbindung der Fabrikanten unter sich. Aber der Charakter dieser

Vereinigungen wird ein anderer werden. Es sind dann nicht mehr zwei feindliche Lager, sondern Menschen, die zwar Differenzpunkte haben können, aber um so eher zur Einigung und Verständigung schreiten werden, je inniger die persönlichen Beziehungen der einzelnen Arbeitergruppen zu ihren Dienstherren sich gestaltet haben.

Allein — so wird man vielleicht fragen — ist denn die ganze Idee der patronalen Gesellschaft nicht ein völlig in den Wolken schwebendes Phantom? — Weniger vielleicht, als es manchem auf den ersten Blick erscheinen möchte. Wer das wahre Wohl der Arbeiterklasse im Auge hat und dieses nicht erst in Utopien, sondern auf dem Boden des praktisch Erreichbaren verwirklichen will, der wird dem Gedanken der patronalen Gesellschaft sympathisch gegenüberstehen müssen. Zwar sträubt sich die Arbeiterklasse selbst heute noch wohl am meisten gegen alle Auffassungen des Lohnvertrages, welche irgendwie eine persönliche Unterordnung des Arbeiters unter den Fabrikanten einschließen. Aber hat denn die absolute Freiheit des Rousseauschen souveränen Naturmenschen der Arbeiterschaft das Heil gebracht? Hat die Auffassung des Arbeits- und Lohnverhältnisses als eines puren materiellen Tauschgeschäftes der Würde, der Freiheit, den Interessen des Arbeiters entsprochen? Gilt nicht der Ausdruck „Lohnsklaverei" gerade dieser liberalen Lehre und Praxis, welche der Socialismus thörichterweise mit den Zähnen festhält, während er sie gleichzeitig verflucht? — Oder möchte man nur deshalb vorderhand bei dem liberalen System möglichst verbleiben, um aus der Verzweiflung über die Gegenwart das Eldorado der socialistischen Zukunft erstehen zu lassen? Nein, dem Extrem des Socialismus gehört die Zukunft ebensowenig, wie dem bereits dahinsterbenden Liberalismus, wohl aber der echten socialen Idee im Sinne der christlichen Gesellschaftsphilosophie. Wo die Productivgenossenschaft möglich wird, da möge sie zur Anwendung gelangen; in andern Fällen wird die Betheiligung der Arbeiter am Geschäftsgewinn u. dgl. eine Besserung ihrer Lage herbeiführen können; im übrigen aber bildet die ungleiche, patronale Gesellschaft die Form für ein richtiges, der Würde, der Freiheit, den Interessen der Arbeiter entsprechendes Verhältniß zwischen Besitz und Arbeit.

Wenn die Verwirklichung der Sittlichkeit in ihrem ganzen Umfange die der staatlichen Gesetzgebung gestellten Aufgaben weit überragt, so erwarten wir auch insbesondere keineswegs von seiten der legislativen Gewalt die Realisirung der vollen sittlichen Idee, welche in der patronalen

Gesellschaft sich verkörpert. Die Gesetzgebung muß sich natürlich darauf beschränken, die rechtlichen Beziehungen der Betheiligten in gebührendem Maße zu ordnen. Hierdurch stellt sie gewissermaßen das Gerüste der in Frage stehenden Gesellschaftsform fertig, indem sie namentlich den Dienstvertrag von andern Vertragsarten formell und materiell unterscheidet, die Anerkennung der Persönlichkeit und der persönlichen Rechte des Arbeiters gesetzlich formulirt. Fleisch und Blut, Seele und Leben aber erhält die patronale Gesellschaft erst unter dem Einflusse der ganzen, vollen Sittlichkeit. In einer christlichen Nation wird das Volksgewissen hier um so fruchtbarer gestaltend wirken, je tiefer und allseitiger die höhern ethischen Ideen der Volksseele sich bemächtigt haben.

Wie überall, so ist also auch in dieser Frage Rückkehr zum unverfälschten Christenthum die schließliche Forderung, das letzte Wort der Socialpolitik. Wo christlicher Sinn waltet, da wird der Fabrikant sich nicht einmal damit begnügen, in der Stätte der Arbeit die Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe zu erfüllen, welche ihm aus dem patronalen Gesellschaftsverhältnisse den Arbeitern gegenüber erwachsen. Seine väterliche Liebe und Fürsorge — nicht die gefürchtete Bevormundung — wird den Arbeiter auch hinausbegleiten in dessen häusliches Heim und in dessen Familie. Die französische und belgische Socialpolitik bedient sich zur Bezeichnung dieser über die Thore der Fabrik hinausreichenden Fürsorge des Ausdruckes „Patronage“ [1]. In Ausubung derselben wird der Patron den Arbeitern helfen, billige und gesunde Wohnung und Nahrung zu finden; er wird den Sparsinn der Arbeiter fördern durch Organisation und Unterstützung mannigfacher Kassen, die Möglichkeit einer guten Kindererziehung erweitern, in Noth und Gefahr seinen Arbeitern die helfende Hand reichen [2].

[1] In einem weitern Sinne bezeichnet Patronage ganz allgemein die Stellung des Patrons, seine Autorität, seine Pflichten. Im engern Sinne jedoch bedeutet Patronage den Schutz und die Förderung, welche der Patron den moralischen und materiellen Interessen seiner Arbeiter zu theil werden läßt. Cfr. *Antoine* l. c. p. 296 s. *Léon Harmel,* Manuel d'une Corporation chrétienne. 2. édition (Tours 1879), p. 45 ss., und Catéchisme du Patron. Paris 1889. *Ch. Périn,* Le Patron. Paris 1886. S. auch „Ein Besuch in Val-des-Bois“ in dieser Zeitschrift Bd. XLIX, S. 479 ff.

[2] Vgl. „Arbeiterwohl“, Organ des Verbandes katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde. I. Jahrg., 1. Heft. 3. Aufl. (Köln 1881), S. 7: „Nicht der Fabrikant ist, auch rein materiell betrachtet, der beste, der die höchsten Löhne zahlt, sondern der, welcher auch den persönlichen ‚kleinen‘ Angelegenheiten seiner Arbeiter mit Liebe und Wohlwollen entgegenkommt. Wer gerade diesen kleinen

So vollendet und krönt die Liebe das Verhältniß von Arbeit und Besitz, welches zunächst auf der festen Grundlage der Gerechtigkeit sich aufbaut. Ohne Gerechtigkeit schmerzt und verletzt die Liebe. Ohne Liebe aber wird der Mensch nicht als Mensch mit dem Menschen verbunden. Der Mensch hat ein Herz, das bloße Interesse aber ist herzlos und hart.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Das Grab der Gottesmutter.

Dem Besucher der Wohnung Marias auf dem Nachtigallenberge südlich von Ephesus kann es nicht zweifelhaft bleiben, daß recht beachtenswerthe Gründe für einen Aufenthalt der allerseligsten Jungfrau bei Ephesus und für die Echtheit jenes uralten Heiligthumes sprechen[1]. Es wird sich ihm dabei aber von selbst die weitere Frage aufdrängen: Hat sich vielleicht auf jenen Bergen neben der Wohnung auch die zeitweilige Ruhestätte des heiligen Leibes der hehren Gottesmutter befunden? Die Antwort auf diese Frage lautet nicht bei allen gleich. Einige glauben, daß Jerusalem allein die Ehre beanspruchen könne, das Grab Marias zu besitzen; andere hingegen meinen, daß diese heilige Stätte sich in der That auf jenen anmuthigen Bergen bei Ephesus befinde.

Bei der regen Theilnahme, welche diese Frage in letzter Zeit vielfach gefunden hat, wollen wir in einem kurzen Ueberblick die Gründe für die eine wie für die andere Meinung darlegen. Es ist dabei nicht unsere Absicht, eine von beiden als die allein richtige und allein zuläßige zu vertheidigen. Es genügt uns, den geschichtlichen Werth der beiden Meinungen kurz zu erörtern.

Es ist zunächst sicher und von allen anerkannt, daß sich bis zur Mitte des vierten christlichen Jahrhunderts keinerlei geschichtliche Nachrichten

Sorgen und unscheinbaren Wohlthaten mit Ausdauer und Liebe obliegt, kann sicher sein, daß er mit der Zeit eine dankbare und zuverlässige Arbeiterschaft bekommt, die es sehr wohl empfindet, was ihnen ihr Herr ist."

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 471 ff.

über das Grab der allerseligsten Jungfrau finden. Die heiligen Bücher, welche über das Leben der Gottesmutter überhaupt nur wenig erzählen, schweigen über ihr Lebensende vollständig. Auch bei den heiligen Vätern und kirchlichen Schriftstellern dieser ersten Zeiten sucht man vergebens nach einem Worte über den Tod oder das Grab Marias. In der Chronik des Eusebius von Cäsarea († 340) findet sich zwar jetzt eine Nachricht über den Tod der Mutter Gottes (zum Jahre 48); die Stelle wird aber von allen als unecht verworfen [1] und sagt auch nichts über das Grab.

Dasselbe Schweigen dauert hinsichtlich des Mariengrabes in Jerusalem im allgemeinen noch wenigstens zwei Jahrhunderte fort. Allerdings beginnt in dieser Zeit und schon etwas früher die apokryphe Literatur auch den Tod und das Grab Marias mit vielen Legenden zu verherrlichen. Insbesondere fand das apokryphe Buch „Ueber den Hingang der allerseligsten Jungfrau Maria“, das in seiner heutigen Form wohl aus dem Ende des vierten oder Anfang des fünften Jahrhunderts stammt, bald weite Verbreitung; es ist in lateinischer, griechischer, syrischer und arabischer Sprache auf uns gekommen und scheint in der heutigen Gestalt mehrfach überarbeitet und erweitert aus einer frühern, kürzern Form hervorgegangen zu sein [2]. Aus derselben Zeit stammt auch der apokryphe Brief Dionysius' des Areopagiten an Titus über das Ende Marias, welchen Professor Vetter zum ersten Male aus dem Armenischen übersetzt und herausgegeben hat [3].

Aber wie wenig diese apokryphen Schriften als sicherer, geschichtlicher Beweis für die Jerusalemer Ueberlieferung vom Grabe Marias gelten können, zeigt der Umstand, daß von den heiligen Vätern, Schriftstellern und Pilgern jener Zeit bis fast zur Mitte des sechsten Jahrhunderts kein einziger auf die Nachrichten jener Schriften Rücksicht nimmt oder das Mariengrab in Jerusalem irgendwie erwähnt. Wie Eusebius von Cäsarea, so schweigt der hl. Cyrill von Jerusalem vollständig darüber, obwohl er

---

[1] Vgl. H. Jürgens S. J. in der Innsbr. Zeitschrift für katholische Theologie 1880, S. 617, Anm. 1.

[2] Vgl. Lipsius, Die apokryphe Apostelgeschichte I, 448 u. a.

[3] Tübinger Theologische Quartalschrift 1887, 133 ff. — In einer andern Stelle des Pseudo-Dionysius Areopagita (De div. nom. c. 3, *Migne*, P. G. III, 681) ist wahrscheinlich nicht vom Grabe Marias, sondern von dem des Heilandes die Rede. Vgl. Scheeben, Dogmatik III, 572; Nirschl, Patrologie II, 137. — Ueber Pseudo-Dionysius vgl. J. Stiglmayr S. J., Das Aufkommen der Pseudo-Dionysischen Schriften. Feldkirch 1895.

in seinen Katechesen aus der Mitte des vierten Jahrhunderts Gelegenheit genug hatte, davon zu reden. Der hl. Epiphanius, Bischof von Salamis auf Cypern († 403), der nicht weit von Jerusalem geboren war und dort seine Jugend und einen großen Theil seines Lebens in der Nähe der heiligen Stätten verbracht hatte, weiß ebensowenig von der Existenz eines Mariengrabes. Ja er bezeugt ausdrücklich, daß ihm von einer Ueberlieferung über den Tod der jungfräulichen Gottesmutter gar nichts bekannt sei. Die Heilige Schrift berichte nichts darüber, ob sie gestorben sei oder nicht, ob sie begraben sei oder nicht. „Entweder ist also die heilige Jungfrau gestorben und begraben . ., oder sie weilt noch hienieden . .: denn ihr Ende kennt niemand.“ [1]

Die letzten Worte des gelehrten Kirchenvaters zeigen, daß er nicht bloß keine Nachricht der Heiligen Schrift, sondern auch keinen andern glaubwürdigen Bericht über das Ende Marias und ihr Begräbniß kannte.

Auch der große hl. Hieronymus († 420) weiß nichts von einer Ueberlieferung über das Grab Marias. Er lebte in unmittelbarer Nähe der heiligen Stätten, mit dem Studium der heiligen Bücher und Orte beschäftigt; in seinen Schriften, namentlich in dem Schreiben De locis sanctis ad Marcellam und in dem Buche De locis Hebraicis, handelt er ausführlich von den einzelnen heiligen Stätten Jerusalems und des Heiligen Landes. Doch findet sich nirgends eine Andeutung von jener Ueberlieferung. Zwar existirt unter dem Namen des berühmten Kirchenlehrers eine Homilie De Assumptione B. M. V. ad Paulam et Eustochium [2], in welcher aus Anlaß des Festes Mariä Himmelfahrt auch das Grab im Thale Josaphat erwähnt und seine Geschichte ganz so wie in den apokryphen Legenden ausführlich erzählt wird. Aber es bedarf nicht des Beweises, daß dieses Werk nicht vom hl. Hieronymus stammt, sondern erst 300—400 Jahre nach ihm verfaßt ist. Schon die Voraussetzung der Feier des Mariä-Himmelfahrts-Festes zeugt laut genug gegen die Echtheit, da dieses Fest erst lange nach dem Tode des hl. Hieronymus eingeführt wurde; auch steht der ganze Inhalt im Gegensatz zu den echten Werken des großen Kirchenvaters. Daher sind denn auch alle in dem Urtheile über die Unechtheit dieser Schrift so ziemlich einig [3].

---

[1] Haer. 78, 24; *Migne*, P. G. XLII, 738.

[2] Bei *Migne*, P. L. XXX, 122 sqq. unter den opera supposititia s. Hieronymi.

[3] Es muß mit Recht wundernehmen, daß Domenico Zanecchia in seinem Palästinaführer La Palestina d'oggi (Roma 1896) I, 290 aus dieser Schrift haupt-

In dieselbe Zeit des vierten Jahrhunderts gehören auch die ersten der auf uns gekommenen Pilgerschriften über die heiligen Stätten; doch auch in diesen, nämlich bei dem Pilger von Bordeaux (333) und in dem Berichte der hl. Silvia von Aquitanien (385—388), finden wir das Grab Marias oder eine Ueberlieferung über ihren Tod zu Jerusalem nicht erwähnt.

Wenn wir dann weiter gehen zum fünften Jahrhundert, so suchen wir auch da vergebens nach irgend einem glaubwürdigen Zeugniß über unsern Gegenstand. Das einzige, was etwa in diese Zeit gerechnet werden kann, ist die Erzählung des hl. Johannes Damascenus (um 750) über den Patriarchen Juvenal von Jerusalem, laut welcher dieser Bischof bei Gelegenheit des Concils von Chalcedon (451) eine Unterredung mit der Kaiserin Pulcheria über den Tod Marias und ihr Grab zu Jerusalem hatte. Bei dem heiligen Kirchenlehrer von Damaskus findet sich diese Erzählung in der zweiten Homilie über den Tod Marias [1]. Es ist ein langes geschichtliches Citat aus einer sonst ganz unbekannten Euthymiaca historia; die in der gewöhnlichen Ausgabe zwei Spalten umfassende Erzählung erscheint „eingeklemmt zwischen zwei hochoratorischen und poetischen Stellen, von denen die dem Berichte nachfolgende sich logisch und oratorisch unmittelbar an die vorausgehende anschließen müßte" [2]. In der vorausgehenden wird nämlich das Grab Marias von dem heiligen Kirchenlehrer redend eingeführt als Zeuge, daß ihr Leib unverwest in den Himmel aufgenommen sei. „Ihr seht, geliebte Väter und Brüder," so schließt dieser Theil, „mit welchen Worten dies hochberühmte Grab uns anredet." Die nach dem langen Bericht folgende Stelle gibt die Antwort der Zuhörer auf jene Rede des heiligen Grabes: „Was sollen wir denn nun unsererseits dem Grabe sagen?" u. s. w. Zwischen diesen beiden enge zusammengehörenden Theilen steht nun das lange Citat: „Daß aber dieses sich so verhalte, sieht man aus der Euthymischen Geschichte, in welcher am dritten Buche, im vierzigsten Kapitel ausdrücklich geschrieben steht: Es ist oben gesagt worden" u. s. w. Zum Schluß fehlt nicht der geschichtliche Ueber-

sächlich zu beweisen sucht, daß die Assumptionskirche im Thale Josaphat auf die Zeiten Konstantins des Großen zurückgehe.

[1] Hom. 2 in dorm. B. V. n. 18; *Migne*, P. G. XCVI, 747.

[2] Scheeben, Dogmatik III, 572. — Vermuthungen über den Verfasser der Euthymiaca historia vgl. bei Jürgens a. a. O. S. 606; Stiglmayr a. a. O. S. 65 ff.; M. Bonnet, Zeitschr. für wissenschaftl. Theol. 1880, S. 232 ff.

gang: „Und so hat sich dies zugetragen.“ Dann folgt endlich die Antwort der Zuhörer. Sicherlich muß in Anbetracht dieser auffälligen und unpassenden Unterbrechung des logischen und oratorischen Zusammenhanges der Bericht „fast augenfällig als späteres Einschiebsel“ in die Rede des Damasceners erscheinen [1]. Zu diesem einen Grunde kommt noch hinzu, daß nach demselben Berichte Juvenal schließlich den Bitten der Kaiserin nachgab und das heilige Grab Marias mitsamt ihren Kleidern nach Konstantinopel sandte; schon Baronius fand darin einige Schwierigkeit. Es kommt ferner hinzu, daß der ganze Inhalt des Berichtes sich gänzlich mit dem apokryphen Transitus B. M. V. deckt. Endlich ist besonders zu beachten, daß kein einziger der Bischöfe und Patriarchen, Kirchenväter und Schriftsteller und Pilger vor oder nach dem hl. Johannes Damascenus bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein jener Erzählung über Juvenal und Pulcheria irgendwie Erwähnung thut. Ja mehr als einmal beklagt sich ein Patriarch von Jerusalem darüber, daß ihm von seinen Vorgängern auf dem Stuhle der heiligen Stadt nicht das Geringste über das Lebensende der heiligen Jungfrau überliefert worden. Ein so vollständiges, ununterbrochenes Stillschweigen über eine für Jerusalem so bedeutsame Angelegenheit muß um so mehr auffallen, je öfter vom siebenten Jahrhundert an das Mariengrab im Thale Josaphat in Festreden und Pilgerschriften erwähnt wird, je angesehener der hl. Johannes, der angebliche Gewährsmann für diese Erzählung, bei allen Betheiligten war, und je nachdrücklicher dieser Gewährsmann in dem fraglichen Berichte die „alte und sehr wahre Tradition“ über das Mariengrab hervorhebt. Trotz alledem schweigen alle frühern und spätern Schriftsteller bis auf den Geschichtschreiber Nicephorus Kallisti (um 1335); der Bericht, den dieser in seiner Kirchengeschichte bringt, stimmt aber fast bis auf die kleinsten Kleinigkeiten wörtlich mit der in der Rede des Damasceners sich findenden Erzählung überein [2].

Es wäre sehr zu wünschen, daß eine gute kritische Ausgabe der Werke des großen Kirchenlehrers von Damaskus auch für unsere fragliche Stelle mehr Licht aus den Handschriften brächte. Bis solche handschriftliche Forschungen uns mehr Sicherheit geben, müssen wir gestehen, daß die Erzählung über Juvenal und Pulcheria keinen sichern Beweis für das Mariengrab in Jerusalem bietet.

---

[1] Scheeben a. a. O. [2] Hist. eccl. 15, 14: *Migne*, P. G. CXLVII, 44.

Außer dieser einen zweifelhaften Thatsache findet sich aber im ganzen fünften Jahrhundert kein einziges Anzeichen dafür, daß das Grab der Gottesmutter am Fuße des Oelberges damals schon in der heiligen Stadt oder außerhalb derselben bekannt war. Weder Papst Leo d. Gr. (440 bis 461) in seinem Schreiben an den Patriarchen Juvenal, noch der hl. Eucherius von Lyon (um 440) in seiner Schrift „Von den heiligen Orten", noch andere melden das Geringste über diese heilige Stätte. Es scheint uns daher zweifelhaft, ob es „als eine hinlänglich verbürgte Nachricht angesehen werden kann, daß das Mariengrab in Gethsemane in der Zeit von 390—451, und zwar eine Reihe von Jahren näher dem ersten Zeitpunkte, aufgefunden worden ist" [1]. Bei dem Mangel geschichtlicher Nachrichten aus den ersten fünf Jahrhunderten über das später so hoch gefeierte Grab im Cedronthale nehmen die Vermuthungen einen so großen Raum in der Beweisführung ein, daß der Platz für überzeugende Gründe wirklich zu klein wird.

Das Schweigen über das Mariengrab in Jerusalem wird zuerst unterbrochen von einer Schrift aus dem sechsten Jahrhundert (nach einigen um 590), die unter dem Titel Breviarius de Hierosolyma bekannt und am besten von Gildemeister herausgegeben ist [2]. Sie sagt einfach: „et ibi est basilica sanctae Mariae et ibi est sepulcrum eius", „und dort (eine genauere Ortsangabe geht nicht voraus) ist eine Basilika der hl. Maria, und dort ist ihr Grab" [3]. Wir müssen es betonen, daß diese wenigen Worte die erstmalige Erwähnung des Mariengrabes bei Jerusalem enthalten, und daß auch im ganzen sechsten Jahrhundert diese Erwähnung ganz allein dasteht. Allerdings werden auch „die beiden Schriften des Theodosius ‚über das Heilige Land' und ‚über die Lage des Heiligen Landes'", sowie eine „poetische Beschreibung von Jerusalem" und der „Pilgerbericht des Martyrers Antoninus von Piacenza" als Zeugen für dies Mariengrab aus dem sechsten Jahrhundert angeführt [4]. Es ist aber zu beachten, daß die angeblichen zwei Schriften des Theodosius (um 520—530) nur eine verschiedene Textüberlieferung oder Bearbeitung einer

[1] Dombechant Dr. J. Nirschl, Das Grab der heiligen Jungfrau Maria (Mainz 1896) S. 73.

[2] Theodosius de situ terrae sanctae im echten Text und der Breviarius de Hierosolyma vervollständigt. Bonn 1882.

[3] Gildemeister a. a. O. S. 35.

[4] Nirschl a. a. O. S. 92 ff. — Theodosius und Antoninus auch citirt bei Zanecchia a. a. O. S. 290.

und derselben Schrift sind [1]; daß diese Schrift im echten Text nur „die Kirche der Herrin Maria, der Mutter des Herrn“ im Thale Josaphat erwähnt, nicht aber ihr Grab [2]; daß ferner die angebliche „poetische Beschreibung von Jerusalem“ nichts anderes ist als „eine genaue, mit Einhaltung der Originalzeilen abgedruckte Abschrift“ derselben ganz prosaischen Schrift des Theodosius nach dem Codex Sangallensis 732, in welchem Codex einige Abschnitte des Breviarius de Hierosolyma in den Text des Theodosius eingeschoben sind [3]; daß endlich der Pilgerbericht des Antoninus von Piacenza (um 570) wiederum das Grab nicht erwähnt, sondern nur sagt: „und in diesem Thale (von Gethsemani) ist eine Basilika der hl. Maria, die ihr Haus gewesen sein soll, in welchem sie dem Leibe enthoben sei“. Der letztere Zusatz fehlt ganz in der einen der beiden ältesten und zuverlässigsten Handschriften, dem Codex der Stiftsbibliothek zu St. Gallen Nr. 133 [4]; er steht auch im Widerspruch mit der ganzen übrigen Tradition, nach welcher das Jerusalemer Haus Marias auf dem Berg Sion zu suchen ist.

Gleichfalls aus dem sechsten Jahrhundert wird aus dem Abendland noch ein gewichtiger Zeuge für Jerusalem angeführt, nämlich der hl. Gregor von Tours († 593 oder 595), welcher in sein Buch De gloria martyrum einen Bericht über den Tod und das Begräbniß Marias aufgenommen hat [5]. Es läßt sich aber aus diesem Berichte für das Mariengrab in Jerusalem nichts beweisen, weil der heilige Bischof von Tours gar nicht den Ort des Todes und Begräbnisses Marias nennt und in keiner Weise andeutet, daß er in oder bei Jerusalem gewesen sei. Außerdem läßt sich nicht läugnen, daß der Bericht des angesehenen Geschichtschreibers aus dem apokryphen Buche „Vom Heimgange der seligsten Jungfrau Maria“ geschöpft ist. Es herrscht eine vollkommene Uebereinstimmung auch in den unbedeutendsten Umständen zwischen dem Berichte Gregors und diesem ältern Buche: die zwölf Apostel werden von den verschiedenen Gegenden her zusammengerufen, um beim Tode der Mutter des Herrn zugegen zu sein; Christus erscheint darauf, umgeben von seinen Engeln, nimmt

---

[1] Vgl. Gildemeister in der Einleitung zu Theodosius.

[2] Gildemeister a. a. O. S. 21: „ibi est ecclesia dominae Mariae, matris Domini“.

[3] Gildemeister a. a. O. S. 7.

[4] *Gildemeister*, Antonini Placentini Itinerarium im unentstellten Text (Berlin 1889), n. 17, S. 12 f. 44 f.

[5] Cap. 4; *Migne*, P. L. LXXI, 708.

die Seele seiner Mutter in Empfang und übergibt sie dem Erzengel Michael; die Apostel setzen den heiligen Leib in einem Grabe bei und halten bei demselben Wache; zum zweiten Male erscheint dann der Heiland und läßt den heiligen Leib auf einer Wolke ins Paradies tragen. Auch der letztere Umstand findet sich ausdrücklich und genau wie beim hl. Gregorius in dem lateinischen Texte des Transitus B. M. V.[1], wenn er auch im griechischen nicht erwähnt wird; der hl. Gregor hat aber sicher den im Abendlande mehr verbreiteten lateinischen Text vor Augen gehabt. Gregor sagt nicht, daß diese zweite Erscheinung „schon bei Anbruch des ersten Tages nach dem Hinscheiden Marias“ stattgefunden habe. „Als der Tag anbrach, erhoben die Apostel ihren Leib mit dem Bette und setzten ihn in einem Grabe bei und bewachten ihn, indem sie die Ankunft des Herrn abwarteten.“ Wie lange dies Warten dauerte, sagt er nicht, während der apokryphe Transitus die Jünger bis zum dritten Tage warten läßt; daß aber darin eine „große Verschiedenheit der beiden Berichte gerade in der Hauptsache“ zu finden sei[2], scheint uns nicht wahrscheinlich. Der einzige bemerkenswerthe Unterschied zwischen den beiden Berichten liegt darin, daß die apokryphe Erzählung den Tod und das Begräbniß Marias nach Jerusalem verlegt, Gregor dagegen von Jerusalem ganz schweigt. Ob dieses Schweigen wohl so ganz unabsichtlich ist? Vielleicht steht es nicht außer allem Zusammenhang mit dem, was uns derselbe heilige Bischof in demselben Buche über Ephesus berichtet. Wir kommen später darauf zurück.

Bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts wissen uns also die verschiedenen Schriftsteller nur sehr wenig über das Mariengrab in Jerusalem zu berichten. Die großen Festredner des siebenten und achten Jahrhunderts, welche den Tod der allerseligsten Jungfrau am Feste ihrer Himmelfahrt verherrlichten, beklagen denn auch mehr als einmal dieses Schweigen derjenigen, die vor ihnen Lehrer der Kirche gewesen. Die Reihe dieser Festredner eröffnet der Patriarch Modestus von Jerusalem († 632) mit einem begeisterten Encomium in dormitionem sanctissimae Dominae nostrae Deiparae semperque Virginis Mariae[3]. Er hebt mit allem Nachdruck hervor, daß „über das glorreiche Ende der heiligen Jungfrau von denen, die in der Kirche Christi unseres Gottes durch die Gnade des Heiligen Geistes als Lehrer in frühern Zeiten berufen waren, nichts ist überliefert

---

[1] Cap. 16 sqq.; *Migne*, P. G. V, 12. 38.

[2] Nirschl a. a. O. S. 91.

[3] *Migne*, P. G. LXXXVI, II, 3277 sqq.

worden, und daß auch ihre Nachfolger darüber gar nichts hinterlassen haben." Daher fingen die andächtigen Zuhörer, die gerne etwas Schönes über das Festgeheimniß hören mochten, in der Kirche meist zu gähnen an [1]. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, bringt dann der Patriarch in seiner Predigt viele derselben Einzelheiten über den Tod und das Begräbniß Marias, die sich vor ihm nur in den apokryphen Schriften finden. Eben weil die Lehrer der Kirche und ihre Nachfolger nichts darüber überliefert hatten, blieb dem Patriarchen keine andere Quelle für diese Nachrichten übrig [2].

In gleicher Weise finden wir alle diese Einzelheiten bei den spätern Festrednern des achten Jahrhunderts wieder: bei Andreas von Kreta († 720) [3], Germanus von Konstantinopel († 733) [4] und namentlich beim hl. Johannes Damascenus (um 750) [5]. Auch dieser bezeugt, wie Modestus, daß die Tradition über das Ende Marias nur wenig berichte; er bringt daher die Einzelheiten theils nach den Apokryphen, theils so wie man es sich der Wahrheit gemäß vorstellen könne (*οἷα εἰκός ἐστιν*).

Wie bei den großen Rednern, finden wir auch bei den Pilgern aus dem siebenten und den folgenden Jahrhunderten mehr Einzelheiten über das Grab und die Grabkirche Marias am Fuße des Oelberges: so namentlich beim hl. Adamnanus in der Beschreibung der Pilgerfahrt des Arkulph (um 670), ferner beim hl. Willibald von Eichstätt (723—726), beim Mönche Bernardus (um 865) u. a. Ohne Unterbrechung geht dann die Reihe der Zeugen fort durch die Jahrhunderte bis auf unsere Tage.

Dies sind in einem kurzen Ueberblick die geschichtlichen Zeugnisse über das Mariengrab in Jerusalem. Für die ersten fünf Jahrhunderte kann nach diesen Zeugnissen zu urtheilen von einer „unbezweifelbaren und ununterbrochenen Ueberlieferung" [6] in Bezug auf diese heilige Stätte nicht die Rede sein; eine Tradition, von welcher bis ins sechste Jahrhundert hinein sich keine sichern Zeugen finden, und von der zu Beginn des

---

[1] A. a. O. S. 3280.

[2] Das ausdrückliche Zeugniß dieses Patriarchen von Jerusalem aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts, der von seinen Vorgängern gar nichts über das Lebensende Marias erfahren hatte, zeigt übrigens auch, daß ein Zweifel an dem Berichte über Juvenal und Pulcheria nicht ganz unberechtigt ist.

[3] *Migne*, P. G. XCVII, 1045 sqq. [4] Ibid. XCVIII, 339 sqq.

[5] Ibid. XCVI, 713 sqq.

[6] Fr. Liévin de Hamme, Das heilige Land. Uebersetzt von P. Fr. J. Costa-Major I, 248.

siebenten Jahrhunderts ein Patriarch von Jerusalem nach seinen eigenen Worten gar nichts durch die frühern Lehrer der Kirche überliefert erhalten hatte, kann sicherlich auch nicht ohne Einschränkung eine „constante, übereinstimmende und universelle“ [1] genannt werden. Noch viel weniger läßt sich ausschließlich für diese Grabstätte das Zeugniß des „frommen Glaubens der Rechtgläubigen“ unserer Tage anrufen [2]. Es bleibt zwar immerhin beachtenswerth, daß in der apokryphen Literatur über das Lebensende Marias wenigstens seit dem fünften Jahrhundert allgemein Jerusalem als Ort des Todes und Begräbnisses der Gottesmutter festgehalten wurde; daß ferner diese Nachrichten seit dem siebenten Jahrhundert auch in den Reden der heiligen Väter sich finden, und daß namentlich die Pilger seit dem sechsten und siebenten Jahrhundert eine Grabkirche Marias im Thale Josaphat erwähnen. Aber mit allem diesem läßt sich bei dem Schweigen der ersten fünf Jahrhunderte doch noch kein sicherer geschichtlicher Beweis für die Echtheit des Mariengrabes bei Jerusalem führen.

Wie steht es denn nun mit Ephesus, für welches von anderer Seite die Ehre des Mariengrabes in Anspruch genommen wird? Auch für diese Ansicht läßt sich aus den geschichtlichen Nachrichten kein durchschlagender Beweis erbringen. Wenn wir das Zeugniß der ältesten Schriftsteller befragen, so herrscht auch in Bezug auf Ephesus in den ersten vier Jahrhunderten gänzliches Schweigen. Die älteste Nachricht, welche für Ephesus angeführt wird, ist die Stelle aus den Acten der allgemeinen Kirchenversammlung vom Jahre 431, von welcher schon früher die Rede war [3]. Nach dem dort Ausgeführten enthalten die Worte der Concilsväter „in Ephesus, wo der Theologe Johannes und die Gottesgebärerin, die heilige Jungfrau Maria“ zwar einen Hinweis auf eine besondere Beziehung der Stadt Ephesus zu Johannes und Maria, aber keinen sichern Beweis für das Grab Marias in oder bei dieser Stadt. Wie Bardenhewer hervorhebt [4], halten Philologen und Historiker des klangvollsten Namens auch in den letzten Jahrzehnten jene Auffassung der Stelle nach Wortlaut und Zusammenhang für die einzig mögliche, nach welcher das Schreiben des

[1] Nirschl a. a. O. S. 116. [2] Ebd.

[3] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 490 f. — Außer den dort genannten erklären nach Bardenhewer (Liter. Rundschau 1886, S. 345 f.) auch H. Usener (Acta S. Timothei [Bonnae 1877]) und Th. Zahn (Acta Ioannis [Erlangen 1880]) die Stelle des Ephesinum in einem dem Aufenthalt Marias günstigen Sinn.

[4] A. a. O.

Concils einen Aufenthalt Mariens zu Ephesus voraussetzt. Wird aber einmal dieser Aufenthalt zugegeben, so fallen die meisten gegen das Grab Marias in Ephesus vorgebrachten Schwierigkeiten von selbst weg.

Beachtung verdient, daß in den angeführten Worten der Bischöfe die Gottesmutter Maria ganz in derselben Beziehung zu Ephesus erscheint wie Johannes. Es genügt nicht, diese Beziehung bloß darin zu erblicken, daß beide eine Kirche in der Stadt hatten. Aus denselben Concilsacten und aus frühern Nachrichten [1] wissen wir, daß der hl. Johannes sicher in Ephesus begraben war. Somit ist es nicht ganz unbegründet, in den Worten der Kirchenversammlung einen Hinweis auf das Grab Marias zu finden, zumal dieser Hinweis in dem scheinbar unvollständigen Satze nur die Ergänzung der Copula „ist" oder „sind" nöthig machen würde. Wir wollen dabei noch einen Umstand nicht unerwähnt lassen. Wie Binterim bemerkt [2], findet sich die Meinung von einer Assumptio des heiligen Evangelisten Johannes zuerst beim hl. Maximus von Turin, also gerade um die Zeit des ephesinischen Concils. Ohne daß wir für diese Meinung irgendwie eintreten wollten, scheint es uns doch bemerkenswerth, daß zu der Zeit, da die Kirchenversammlung die gemeinsame Beziehung der Stadt Ephesus zu Maria und Johannes so besonders hervorhebt, ein so angesehener Bischof das Vorrecht der leiblichen Aufnahme in den Himmel als der Gottesmutter und dem bevorzugten Jünger der Liebe gemeinsam betrachtet.

Klare schriftliche Zeugnisse über das Mariengrab in Ephesus besitzen wir auch aus den spätern Jahrhunderten nicht. Merkwürdig erscheint nur, was uns der hl. Gregor von Tours und der hl. Willibald von Eichstätt über ein Heiligthum auf den Bergen südlich von Ephesus berichten [3]: dort ständen vier Wände ohne Dach, wo der hl. Johannes zu beten pflegte, und wo niemals Regen und Unwetter eindringe. Der letztere, scheinbar nebensächliche Umstand gewinnt ein besonderes Interesse durch die Nachricht des Mönches Bernhard, welcher in seinem Itinerarium aus dem Jahre 865 [4] von Jerusalem erzählt: „In der Villa Gethsemani ist eine runde Kirche der hl. Maria, wo sich ihr Grab befindet, das kein

[1] Bischof Polykrates von Ephesus bei *Eusebius,* H. E. V, 24; *Migne,* P. G. X, 493 sqq.

[2] Denkwürdigkeiten V, 1, 547 f.

[3] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 492.

[4] *Tobler-Molinier,* Itinera Hierosolymitana I, 307 sqq. — *Migne,* P. L. CXXI, 569 sqq.

Dach über sich hat und doch nie vom Regen berührt wird." [1] Es ist merkwürdig, daß gerade dieselbe wunderbare Eigenschaft, die von diesem Pilger über die Himmelfahrtskirche im Thale Josaphat berichtet wird, schon dreihundert Jahre vor ihm einem alten Heiligthum beigelegt wurde, das noch heute bei der christlichen Bevölkerung der Gegend als Himmelfahrtsstätte Marias in großer Verehrung steht. Vielleicht könnte man nicht so ganz ohne allen Grund einen gewissen Zusammenhang vermuthen zwischen dieser Meldung des hl. Gregor von Tours und dem Umstand, daß derselbe Geschichtschreiber in der Erzählung über den Tod und das Begräbniß Marias nichts von Jerusalem und dem Thale Josaphat sagt. Die apokryphe Legende vom Lebensende Marias, welcher Gregor sonst folgt, hatte den Ort des Todes und die Lage des Mariengrabes am Fuße des Oelberges genau beschrieben. Gregor mußte also wohl einen besondern Grund haben, davon nichts zu sagen. Solange kein besserer gefunden ist, könnte man diesen Grund vielleicht darin vermuthen, daß dem heiligen Bischof von Tours auch über Ephesus Berichte von der Verehrung der Himmelfahrtsstätte Marias zugekommen waren, während die Pilger vor seiner Zeit über ein Mariengrab in Jerusalem noch wenig oder gar nichts berichtet hatten.

Aber zeugt denn das Schweigen aller Schriftsteller nicht gegen die Echtheit dieser heiligen Stätte bei Ephesus? An und für sich kann aus diesem Schweigen ein solcher Beweis nicht geführt werden. Aber in Anbetracht der besondern Umstände wird namentlich aus dem Schweigen des Bischofs Polykrates von Ephesus von einigen ein Schluß gegen das Mariengrab bei Ephesus gezogen [2]. Dieser ehrwürdige Bischof zählt gegen Ende des 2. Jahrhunderts in einem Briefe über den Osterstreit an Papst Viktor (192—202) die „großen Lichter" auf, welche in Asien und besonders in Ephesus ruhten, ohne Maria zu erwähnen [3]. Es ist jedoch zu beachten, daß Polykrates keineswegs unter seinen Zeugen alle „großen Lichter" nennen will, die längere oder kürzere Zeit in Kleinasien und besonders in Ephesus geleuchtet haben; sonst hätte er ganz gewiß auch den hl. Paulus erwähnen müssen, der über zwei Jahre in Ephesus lehrte und wiederholt auf seinen Missionsreisen in Kleinasien predigte, ferner sicherlich

---

[1] „In ipsa quoque villa est ecclesia sanctae Mariae rotunda, ubi est sepulcrum illius, quod supra se tectum non habens pluviam minime patitur."

[2] Nirschl a. a. O. S. 37. Natalis Alex. I, 1, 3.

[3] Bei *Euseb.*, H. E. V, 24. *Migne*, P. G. X, 493 sqq.

auch den hl. Timotheus, den der hl. Paulus als ersten Bischof von Ephesus einsetzte, und der dort wahrscheinlich auch starb und begraben wurde. Polykrates legt vielmehr, wie schon P. Thomas a V. Wegener hervorhob[1], in dem Streite über die Feier des Festes der Auferstehung ein ganz besonderes Gewicht auf das Zeugniß derjenigen, deren Leiber noch in oder bei Ephesus ruhten, und welche „auferstehen werden am Tage der Erscheinung des Herrn, wenn er kommt mit Herrlichkeit von den Himmeln und auferwecken wird alle Heiligen". Er hatte also einen ganz besondern Grund, Maria in der Schar dieser Zeugen nicht zu nennen, auch wenn er von ihrem Grabe in den einsamen Bergen bei Ephesus Kenntniß hatte: denn ihr heiliger Leib lag ja nach der Ueberlieferung nicht mehr im Grabe „in Erwartung der Heimsuchung vom Himmel, in der er von den Todten auferstehen würde", wie es bei den andern von Polykrates betont wird. Außerdem läßt sich durchaus nicht beweisen, daß der Bischof etwas davon erfahren haben mußte, welcher Ueberlieferung die allerseligste Jungfrau bei der Osterfeier in ihrer stillen Einsamkeit gefolgt sei.

Dieses Schweigen des Polykrates läßt sich also nicht als Beweis gegen ein Mariengrab in der Nähe von Ephesus anführen. Für dasselbe aber spricht ein beachtenswerther Umstand, nämlich die Thatsache, daß die örtliche Ueberlieferung bei der Bevölkerung in der Umgegend von Ephesus seit alter Zeit auf das bestimmteste den Tod und das Begräbniß Marias nach Panagia-Kapuli in den Bergen südlich von Ephesus verlegt. Es wurde schon früher über diese örtliche Tradition berichtet[2]. Was derselben einen besondern Werth verleiht, ist der Umstand, daß sie an einer Reihe von uralten Heiligthümern ihre Stütze findet, von denen einige, nach den Mauerresten zu urtheilen, auf das 1. Jahrhundert zurückgehen. Sicherlich ist es sehr merkwürdig, daß außer der alten Marienkirche zu Ephesus in einem Umkreis von wenigen Stunden dort sich eine so große Zahl von alten Heiligthümern der Gottesmutter finden: Panagia-Kryphi (U. L. F. in der Verborgenheit), Panagia-Kavakli (U. L. F. von den Pappeln), Panagia-Bulbul (U. L. F. von den Nachtigallen), Panagia-Kapuli (Unserer Lieben Frauen Pforte), ferner Arwaia-Panagia, Galatiki-Panagia und noch etwa 30 andere Panagia. Dabei sind mehrere von diesen Marien-Heiligthümern, wie z. B. die alte, griechische Kathedrale von Aivali, nach dem

---

[1] Wo ist das Grab der heiligen Jungfrau Maria? (Würzburg 1895) S. 35.
[2] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 480 f.

Zeugniß des hochw. Herrn Erzbischofs A. P. Timoni von Smyrna besonders dem Geheimniß des Todes Marias geweiht, und in Panagia-Kapuli wird das Titelfest mit Procession von den Einwohnern von Kirkindsche am 15. August seit alters begangen. Nach dem Zeugniß des Vorstehers dieser Gemeinde erklärte ein Greis in dem Orte vor etwa 80 Jahren, daß sich das Grab der seligsten Jungfrau wirklich in Panagia-Kapuli befinde und daß er es kenne[1]. Ob die Nachgrabungen an Ort und Stelle diese Aussage bestätigen werden, muß die Zukunft lehren.

Aus dem kurzen Ueberblick über die geschichtlichen Nachrichten vom Grabe Marias ergibt sich aber für uns die einzige berechtigte Schlußfolgerung, die schon der sel. Scheeben betonte[2], daß weder für Jerusalem noch für Ephesus ein durchschlagender historischer Beweis möglich ist. Es bleibt deshalb jedem die Freiheit, sich für die eine oder die andere altehrwürdige Ueberlieferung zu entscheiden.

L. Fonck S. J.

Livlands größter Herrmeister.

(Fortsetzung.)

II. Wolter von Plettenberg als Friedensfürst.

Es war dem Herrmeister beschieden, noch fast 33 Jahre lang in Frieden das Land zu regieren, dessen Unabhängigkeit er auf blutiger Wahlstatt gerettet hatte. „Herr Wolther v. Plettenberg regierte sehr wohl", erzählt der Chronist, „und fast bei einundvierzig Jahren, war ein friedliebender Herr und suchte nichts anders dann der Lande zu Livland Fried und Einigkeit." Um das Land unabhängig zu erhalten und in der Freiheit es der Blüthe genießen zu lassen, mußte es in Eintracht erhalten werden. Nur so waren auch Bestand und Ehre des Ordens daselbst gewahrt.

Allein hier lag gerade die Schwierigkeit. „Es gab nicht und hatte nie gegeben und gibt auch heute kein Volk im Lande," urtheilt ein der

[1] Panaghia-Capouli ou Maison de la S. Vierge p. 89.
[2] Dogmatik III, 572.

Geschichte und Verhältnisse Livlands Kundiger[1], „... es ist geblieben, was es von Anbeginn gewesen: Kolonie. In Livland gab es von jeher nur Sieger und Besiegte. Mit Strenge mußte das Landvolk niedergehalten werden in einer Landschaft, die umlauert war von übermächtigen Feinden.... Einzig auf sich gewiesen, ist diese Kolonie geblieben ein Bau, nicht getragen von breitgefestigtem Grunde, [sondern] gewölbt wie über dem Abgrund, ohne Stütze außer im eigenen Gefüge.“ Dieses Gefüge aber war nicht stark.

Livland war kein einheitlich organisirtes Staatswesen, sondern eine Conföderation verschiedenartiger voneinander ganz oder theilweise unabhängiger Gewalten. Erst seit dem Tage von Walk (4. December 1435) bildete überhaupt die Gesamtheit des Landes in politischem Sinne eine Einheit. Die Vormacht des Bundes bildete — wenigstens zu Plettenbergs Zeit — der livländische Zweig des Deutschherrn-Ordens. Wenn auch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß vom Hochmeister in Preußen, besaß dieser doch, ähnlich wie der deutsche Zweig des Ordens, eine ziemliche Autonomie und vertrat seine eigenen territorialen Interessen. Ihm war die Ritterschaft von Harrien und Wierland dienstpflichtig, welche dem Hochmeister des Ordens zwar den Lehenseid, dem livländischen Meister als dessen Stellvertreter aber Gehorsam und Heeresfolge zu leisten hatten. In gleicher Abhängigkeit vom Orden waren Stadt und Schloß von Reval, Narwa und Wesenberg.

Als selbständige Landesherren standen in Livland dem Orden gegenüber der Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Oesel und Dorpat, denen ihrerseits wieder ihre stiftische Ritterschaft Eid und Heeresfolge schuldete. Die Bischöfe von Reval und Kurland waren allerdings in factischer Abhängigkeit vom Orden und besaßen keine landesherrliche Gewalt. Um so mehr aber wußten die übrigen Prälaten sich die Freiheit ihrer Bewegung zu wahren. Schon die geographische Lage ihrer Stifte brachte es mit sich, daß sie ihre eigenen Rücksichten und Interessen wahrzunehmen und ihre eigene Politik zu verfolgen hatten. Der Erzbischof von Riga als der Nachfolger des großen Albert, des eigentlichen Begründers der ganzen livländischen Kolonie, hatte früher die Oberhoheit über Stadt und Gebiet von Riga und damit auch die führende Stelle unter den Herrschaften Livlands beansprucht. Lange und verwickelte Kämpfe bald mit

[1] C. Schirren; vgl. Baltische Monatsschrift (1861) III, 444.

der Stadt, bald mit dem Orden hatten dahin geführt, daß man zuletzt dem von dem Erzbischof mit dem Orden am 30. November 1452 geschlossenen, aber vom Orden alsbald umgestoßenen „Kirchholmer Vertrag“ die Geltung wiedergab. Diesem zufolge sollte der Erzbischof mit dem livländischen Meister gemeinsam die genau abgegrenzten Oberhoheitsrechte über die Stadt ausüben und die Huldigung empfangen. Heeresfolge leistete die Stadt dem Meister, mit Ausnahme eines etwaigen Kriegsfalles wider den Erzbischof.

Diese Abhängigkeit Rigas von seinem zweifachen Oberherrn besagte jedoch nicht eben viel, und kaum anders gestaltet war die Abhängigkeit Revals vom Meister allein oder die Dorpats von seinem Bischof allein. Thatsächlich hatten diese drei großen, reichen Hansestädte eine völlig autonome Verwaltung und selbständige Politik. Von Dorpat galt dies vielleicht noch am wenigsten, da es seinem Bischof die landesherrlichen Befugnisse noch nicht völlig aus den Händen zu winden vermocht hatte und durch dessen festes, die ganze Stadt beherrschendes Schloß in Respect gehalten wurde.

Die Geschicke des vereinigten Livlands wurden bestimmt durch die allgemeinen Ständetage, die bei auftauchenden wichtigen Angelegenheiten einberufen wurden, ehedem vom Erzbischof, zu Plettenbergs Zeiten aber durch den Meister. Solange die Versammlung tagte, verschwand jedoch der Unterschied der Territorien; man berieth und stimmte nach Ständen. Die ganze Versammlung vertheilte sich in vier berathende Körper. Den ersten Stand bildeten die Prälaten, der Erzbischof, vier Bischöfe und die Aebte von Falkenau und Padis. Als zweiter Stand erschien der Meister mit seinen Gebietigern und Rittern; zum dritten einigte sich die nicht dem Orden eingegliederte Ritterschaft, sowohl die stiftische wie die dem Orden lehenspflichtige; den vierten machten die Städte aus, wobei nicht bloß die drei großen Hansestädte, sondern bis zu zehn andere Städte vertreten waren. Im Schoße jedes einzelnen dieser Stände wurden die verschiedenen Fragen erörtert, und erst wenn da ein festes Ergebniß erzielt war, trat man zu gemeinsamer Berathung und Abstimmung nach Ständen zusammen.

Was die Complication dieser Regierungsmaschine und die Schwierigkeit, sie in geordneter Bewegung zu erhalten, ins Ungeheuere erschwerte, war nicht bloß der der baltischen Bevölkerung eigene Charakter; denn von jeher war dieser zu Zwiespalt geneigt und der Einigkeit widerstrebend und dabei von einer gewissen Lässigkeit und Sorglosigkeit, solange nicht die Gefahr schon auf den Nagel brannte. Es war in viel höherem Grade

noch das Widerstreitende der Interessen in einer politischen Gemeinschaft, bei welcher die meisten Mithandelnden aufgehört hatten, andere Ziele zu kennen als die engsten Rücksichten des eigenen Interesses, wo aber auch die Principienfragen ebenso wie die Machtfragen die Lager getrennt hielten.

Die üppigen Städter vor allem kannten nichts anderes als ihre Handelsinteressen. Mit Argwohn und Eifersucht wachten sie über die Unabhängigkeit ihrer Verwaltung und Bewegung. Seit Jahrhunderten hatte bei dem maßgebenden Theile ihrer Bevölkerung ein Gegensatz sich ausgebildet zu dem Orden und dessen Rittern, der oft Hader und selbst blutige Fehde nach sich gezogen hatte. Noch 1515 rief die Stadt Riga wegen Beeinträchtigung durch den Landmarschall des Ordens die Hilfe des Papstes an. Auch mit der übrigen Ritterschaft standen die größern Städte in scharfer Spannung wegen der eingebornen Bauern. Die Städte suchten diese als Arbeitskräfte heranzuziehen, deren sie nicht entbehren konnten. Die Ritter verlangten deren Auslieferung als ihrer Leibeigenen. Noch tiefer saß bei den stolzen Bürgern der Handelsstädte das Mißtrauen und die Abneigung wider die Bischöfe. Denn nach keiner Seite hin hatten sie für ihre Autonomie, so wie sie dieselbe anstrebten, hartnäckigere Kämpfe zu führen gehabt, und von keiner Seite waren vermeintliche Eingriffe leichter zu fürchten.

Die Kluft, welche zwischen dem Prälatenstande und dem Orden gähnte, war kaum minder breit und tief. Die Geschichte des Deutschordens in Livland ist fast ein beständiger Kampf wider die Bischöfe des Landes. Für diese gefürsteten Prälaten galt es nicht bloß, ihr älteres und wohlbegründetes Recht als unabhängige Landesfürsten gegenüber der selbstbewußt auftretenden militärischen Uebermacht des Ordens aufrecht zu erhalten, es galt auch die Aufrechthaltung der kirchlichen Freiheit und Autorität und geistlichen Gerichtsbarkeit, für welche gerade auf seiten der selbstherrlichen Ordensritter jedes Verständniß zu fehlen schien. Es galt endlich, und nicht an letzter Stelle, die Freiheit der Bischofswahlen. Nicht zum Heile Livlands geschah es, daß Einfluß und Wirksamkeit der Bischöfe durch die überlegene Macht des Ordens niedergehalten, bekämpft und gehemmt wurden. Am Orden selbst hat es sich furchtbar gerächt.

Hinwiederum besaß die nicht dem Orden angehörige Ritterschaft ihre eigenen Standesinteressen, und sie hatte sich zu deren Vertretung corporativ geeinigt. Namentlich die Ritterschaften der bischöflichen Stifte hatten sich den Prälaten gegenüber organisirt und denselben ein Privilegium um das andere abgerungen; sie mußten mit großer Behutsamkeit behandelt werden. War die dem Orden lehenspflichtige Ritterschaft gefügiger, so war sie ihrerseits in zwei große Lager gespalten. Die vier mächtigsten der alten Vasallenfamilien, die Tiesenhausen und Ungern, die Rosen und Uexküll mit ihrer weitverzweigten tapfern Sippe, standen mit ihren Interessen und Bestrebungen zu der übrigen Ritterschaft im Gegensatz, und auch hier ist manche Fehde blutig ausgekämpft worden.

Gemeinsam war wieder der gesamten Ritterschaft der Conföderation die gegensätzliche Stellung zu den leibeigenen Bauern, den eingebornen Esthen und

Letten, welche gegen Bedrückung und grausame Behandlung kaum zur Noth durch Gesetze sichergestellt wurden. Gegensätze und Eifersüchteleien nationaler Natur bestanden im Orden selbst zwischen den Rittern der „westfälischen" und denen der „rheinischen Zunge" (meist Süddeutschen), Gegensätze rechtlicher Natur zwischen den Bischöfen und den Domkapiteln, Gegensätze materieller Interessen zwischen den großen Städten und den kleinen.

Dieses Chaos sich gegenseitig bekämpfender Interessen, wo nach dem Geiste der Zeit jeder bereit war, jeden Augenblick, sei es zum eigenen Schwert, sei es zu auswärtiger Hilfe, seine Zuflucht zu nehmen, hatte der livländische Meister zu einem geordneten, fest zusammenhaltenden und nach außen widerstandsfähigen Staatsganzen zu einen. Wenn dies gelang, so konnte es nur geschehen durch seltene Maßhaltung, Versöhnlichkeit und Geduld. „Soviel ich Ew. Gnaden Sachen in diesen Landen verstehen und abmerken kann," schrieb daher dem Meister einmal ein scharfblickender livländischer Bischof, Johann Blankenfeld, „bedünket mich, daß Ew. Gnaden mit Güte wohl das meiste erlangen werden; denn die Leute hier sind eines starken Gemüthes, und wenn einmal eine Verbitterung in sie kommt, ist sie schwerlich wiederum zu mildern."

Doppelt verhängnißvoll wurde diese schwierige Spannung aller innern Verhältnisse durch die gleichzeitig andauernden Gefahren von außen. Man stand am Rande des Abgrundes. Jeden Augenblick konnte das moskowitische Barbarenthum seine ganze zermalmende Macht auf diese Länder wälzen, und für diesen Fall stand Livland ohne alle Hilfe. Auf der andern Seite war das vereinigte Polen und Litauen der Todfeind des Deutschordens im Osten. Zum Glück hielten die beiden feindlichen Nachbarmächte sich selbst gegenseitig noch das Gleichgewicht. Aber mochte Moskau, mochte Polen obsiegen, so war es zuletzt um die Selbständigkeit, wenn nicht um die Existenz des Ordens geschehen. Aber auch Dänemark und Schweden hatten ihre Interessen und ihre Verbindungen in den livländischen Provinzen. Einst hatten sie dort Länder besessen und Hoheitsrechte ausgeübt. Nur Macht und Gelegenheit fehlten, um daselbst abermals festen Fuß zu fassen. Dagegen war weder von Kaiser und Reich[1], noch von der Hansa etwas zu hoffen.

Der Regent, der solchen Verhältnissen die Stirne bieten sollte, bedurfte der Weisheit und Thatkraft nicht minder als ein deutscher Kaiser.

[1] Ueber das Verhältniß zu Kaiser und Reich vgl. Otto Harnack, Livland als Glied des Deutschen Reiches vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert. Berlin 1891.

„Man kann sich", urtheilt ein achtungswerther Geschichtschreiber unserer Tage[1], „die äußern und innern Schwierigkeiten, mit denen Plettenberg rechnen mußte, nicht groß genug vorstellen." Livland, allein auf sich selbst gestellt, konnte sich nur retten, wenn es einig war, und wenn jede Einmischung auswärtiger Mächte ausgeschlossen blieb. Daß dies Plettenbergs leitender Gedanke war, hat schon der alte Chronist richtig erkannt: „Herr Wolther von Plettenberg hat alsbald im Anfange seiner Regierung und vor allen Dingen Fried und Einigkeit im Lande zu erhalten, durch welchen Land und Leute zunehmen und die Regiment und Herrschaft beständig bleiben, ganz weislichen sich beflissen und alle Mühe angewendet, daß die innerlichen Endpörungen als des Landes großer Schade und Verderb . . . gestillet werden mögen."

Schon im Januar 1500 und abermals im Februar 1510 erscheint der Meister an der Seite des Erzbischofs und mit diesem gemeinsame Bürgerzwiste in der Stadt Riga friedlich beilegend. Ein Versöhnungswerk war nicht minder die Bauerneinigung (d. h. Läuflingsordnung), welche er bereits 1508 mit dem Bischof von Oesel, am 24. Januar 1509 mit dem Bischof von Reval und der Harrisch-Wierländischen Ritterschaft und dann auch mit dem Erzbischof von Riga zu stande brachte[2].

Infolge der Verluste, welche die Russeneinfälle dem flachen Lande gebracht, waren die Bauern selten geworden, Arbeitskräfte mangelten, und alles suchte naturgemäß solche an sich heranzuziehen, während die Gutsherren und Ritter, welche der Landarbeiter nicht entrathen konnten, auf die Bauern als ihre Leibeigenen Rechtsanspruch erhoben. Es wurden nun über die Auslieferung der „entlaufenen" Bauern gesetzliche Bestimmungen vereinbart und zwei „Hackenrichter" eingesetzt, welche darüber wachen sollten, auch eine gesetzliche Verjährung innerhalb 30 Jahren zugestanden. Als die Ritter diese Einigung auch der Stadt Reval aufzunöthigen suchten und es deshalb zum Streit zu kommen drohte, war es wiederum Plettenberg, der versöhnend in die Mitte trat. Ueberhaupt hat dieser seltene Mann seine ganze lange Regierungszeit hindurch mit unermüdlicher Geduld,

[1] Schiemann, Rußland, Polen und Livland II, 177.

[2] De gemenen Stichtischen Rechte ym Sticht van Ryga, geheten dat Ridderrecht. Mit der Einynge van de uthantwerdinge der Buren, dorch . . . Heren Michaelem Ertzbisschop tho Ryga vnde Wolthern van Plattenborch Meister düdesches Ordens tho Lyfflandt gemacket ende versegelt (gedruckt 1537). Ein Abdruck mit Glossar bei G. Oelrichs, Dat Rigische Recht 2c. Bremen 1773.

mit großem Geschick und bei zahllosen Gelegenheiten den Friedensstifter gemacht und hat dadurch mehr Triumphe erzielt als durch seine siegreichen Schlachten [1].

Dabei ging Plettenberg durch sorgfältigste Achtung der gesetzlichen Formen mit dem Beispiel voran. Alles wurde den Ständen zur Begutachtung oder Entscheidung vorgelegt, und nicht eher wurde auch in der äußern Politik ein Schritt gethan, bis die Zustimmung erlangt war. Freiheit und Würde der einzelnen Stände wurde nach Möglichkeit gewahrt, oft auch ein einzelner Stand, wenn gerade sein Interesse in besonderer Weise ins Spiel kam, zu gesonderter Berathung vom Meister zusammengerufen. Namentlich geschah dies mit Ritterschaft und Städten, welche ohnehin, auch ganz unabhängig vom Meister ihre eigenen Tage und Berathungen abhielten. Auf diese beiden Stände suchte Plettenberg lange Zeit sich vorzüglich zu stützen, um dadurch über die mächtigen Prälaten das Uebergewicht zu behaupten.

Jahrhunderte alt war der Interessenkampf und die feindliche Reibung zwischen dem herrschgewaltigen Orden und den Prälaten, vorzüglich aber mit dem Erzbischof von Riga. Diese Würde bekleidete zur Zeit, da Plettenberg Meister wurde, Michael Hillebrand, ein Bürgerssohn aus Reval, schon als solcher dem Orden näher stehend und demselben thatsächlich sehr entgegenkommend. Einst war nach schweren Kämpfen die päpstliche Bestimmung errungen worden, daß mehrere der Bischöfe und Kapitel Livlands frei sein sollten von der Verpflichtung, das Kleid des Ordens zu tragen, und unter diesen befand sich der Erzbischof von Riga; über Hillebrand aber schreibt der Chronist: „Weil der Erzbischof sampt seinem Kapitel des Ordens Habit wieder angenommen, hat der Herr Meister mit ihm als seinem nächsten Nachbarn beständigen Frieden und gute Vertraulichkeit gehalten. Daher auch ihre Regierung desto glücklicher gewesen und das Land in höchsten Flor und Aufnahme gerathen." Auf alle Wünsche Plettenbergs ging Hillebrand bereitwillig ein; er war selbst, seines Greisenalters ungeachtet, mit ihm nach Rußland in den Krieg gezogen, und er hätte am

[1] „In den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts galt das öffentliche Vertrauen in baltischen Landen einzig und allein Plettenberg, dem maßvollen Friedensfürsten, der alle in Livland um Hauptes länge überragte und während seiner vierzigjährigen Regierung die Verkörperung der Selbstbeherrschung zur Erscheinung brachte. Versöhnung der Gegensätze, Dämpfung des immer wieder ausbrechenden Haders der Parteien war sein unablässiges Bestreben." Bienemann, Aus Livlands Luthertagen (Reval 1883) S. 9.

Entscheidungstag, am 13. September 1502, unter den Streichen der Feinde geendet, hätte nicht der tapfere Landmarschall ihn herausgehauen. Festgeeint traten denn auch Erzbischof und Herrmeister 1504 den erneuten Anmaßungen Rigas gegenüber und zwangen die Stadt, bei den abgeschlossenen Verträgen zu verbleiben. Nur als im selben Jahre 1504 der Erzbischof mit dem Plane eines Provincialconcils sich trug, ließ der Meister dies nicht zur Ausführung kommen. Er wußte zu wohl, daß unter den gemeinsamen Interessen, welche die Bischöfe zu berathen haben würden, an erster Stelle stehen werde: die Sicherung der Bischofswahlen in Livland gegen die Eingriffe des Ordens. Aber konnte auch der Meister das Concil hintertreiben, so konnte er doch den Statthalter Christi nicht hindern, von seiner Seite Vorsehung zu thun. Am 5. April 1508 erließ Julius II. eine Bulle, welche dem Kapitel von Riga das ausschließliche Wahlrecht sicherte und jede Einmischung des Ordens mit kirchlichen Strafen zurückwies. Gerade 10 Monate später schloß der 76jährige Erzbischof sein Leben, und bevor noch sein Tod bekannt wurde, hatte bereits das Kapitel ihm in der Person des bisherigen Decans einen Nachfolger gegeben. Plettenberg behauptete jetzt die richtige Haltung. Er anerkannte die Wahl, und mit des Meisters Empfehlungsschreiben versehen, konnte der Erkorene die Romreise antreten, um sich die päpstliche Bestätigung zu holen. Diese erfolgte am 23. Mai 1509, und am 5. September ritt der neue Erzbischof feierlich in Riga ein.

Erzbischof Jasper Linde, armer Leute Sohn, aus Camen in Westfalen, war nur durch eigene Tüchtigkeit „wegen seiner guten Tugenden und Geschicklichkeit“ emporgekommen. Er war ein geistig bedeutender Mann, und wenigstens in seinen rüstigern Jahren schien er die Kraft in sich zu tragen, wäre nicht der Orden hemmend im Wege gestanden, zum geistigen Erneuerer der livländischen Kirche zu werden. „Weil nunmehr“, erzählt von ihm Grefenthal als Chronist[1], „bei seinen Zeiten guter Friede im Lande Livland war und dasselbe wieder zunahm, erbauete er Marienhausen aus dem Grund, bauete auch gemeiniglich alle Schlösser im Stifte [wieder auf], wölbete die Lauben [gedeckte Gänge] zu Kockenhusen und Ronneburg und legte den großen Thurm zu Ronneburg, zeugete viel Geschmeide im Stift und ließ machen ‚vier tussin silberen vasser‘ und zwei Paar große silberne Handbecken zu des Stiftes Besten, gab das große silberne Marienbild in den Dom zu Riga, ließ viel Büchsen (Geschütze) gießen, ließ [den Unterthanen] viel Korns und Geldes nach. . .“

Alles dies ist um so mehr anzuerkennen, als unter dem vorigen Erzbischof Hillebrand infolge der Kriege das Stift an Hilfsmitteln sehr herabgekommen war.

[1] Mon. Livon. V, 46.

Allein dies bildete nur die eine Seite von Jaspers Thätigkeit. „Es hat selbiger bei den Geschichtschreibern das Lob," berichtet der Jerwener Pastor und Historiker Chr. Kelch 1695 [1], „daß er auch bei seiner Erzbischöflichen Würden gewesen sei fidelis justitiae et pacis custos, ein Beschützer des Friedens und der Gerechtigkeit [2]; auch wird insonderheit von ihm gerühmet, daß er großen Fleiß angewandt habe, die Letten und Curen zu besserer Erkenntniß Gottes zu bringen." In diesem Streben nach einer bessern Pastorirung der eingebornen Landbewohner kam auch der Bischof von Oesel, Joh. Kiewel, mit dem Erzbischof überein.

Erzbischof Jasper trug sich von Anfang seiner Verwaltung an mit Plänen kirchlicher Reform im weitesten Sinne. Die Seelsorge für die Eingebornen, Hebung des Schulwesens und Volksunterrichtes, Vermehrung und bessere Ausbildung des Clerus schienen die brennendsten Bedürfnisse. Allein sein Plan, für Livland eine eigene Hochschule ins Leben zu rufen, scheiterte an dem Widerwillen der Ritter und Städte [3]. Als Jasper bei dem Ständetag 1516 auf die Nothwendigkeit hinwies, die zerstörten oder baufälligen Landkirchen wiederherzustellen [4], erhielt er von den Städten die Antwort: „Kirchen und Kirchherren kümmern uns nicht." Sein Bestreben, dem Erzbischof von Riga als Metropoliten ein Bestätigungsrecht für die Wahl seiner Suffragane zu verschaffen, was den Metropolitanverband fester geschlossen, die Machtstellung des Erzbischofs erhöht und die Besetzung der Bischofsstühle beschleunigt hätte, scheiterte, wie es scheint, zum Theil auch an dem Widerstand der Mitbischöfe. Als er 1512 zur Durchführung seiner Reformpläne ein Provinzialconcil berufen wollte, wußte es Plettenberg unter dem Vorwand drohender Russengefahr auch diesmal zu hintertreiben. Man mußte sich mit Prälaten-Tagen begnügen, wie dem von Ronneburg im Juni 1521. Hier wurde eine Ordonnanz in acht Punkten entworfen, welche auch auf dem Ständetag zu Wolmar im Juni 1522 gutgeheißen wurde. Die Beschlüsse beschäftigten sich zum Theil mit einer richtigern Vertheilung der Einkünfte für Kirchen und Pfarrer und dem bischöflichen Zehnten, erstreckten sich jedoch auch auf andere Gebiete. So wurden die „Kirchherren" angewiesen, fleißig das Wort Gottes zu predigen, und die Seelsorge für die Bauern wurde ernstlich eingeschärft. Als

---

[1] Liefländische Historia (Reval 1695) S. 162.

[2] Damit stimmt auch die Entschiedenheit, mit welcher er einer Münzverschlechterung von seiten des Rathes von Riga entgegentrat. Schreiben vom 20. April 1512, Mittheilungen V, 372 f.

[3] Auf dem Ständetag zu Wolmar im Juni 1522 erklären sie, gegen die Errichtung der Hochschule nichts einzuwenden, doch dürfe dieselbe nicht auf ihrem Gebiete errichtet werden.

[4] In den Städten scheint zur Zeit die kirchliche Bauthätigkeit ziemlich rege gewesen zu sein. Zur Herstellung und Einrichtung der Kapelle der Jungfrau Maria in der Olai-Kirche in Reval wurde 1509 von 12 römischen Cardinälen ein Ablaß verliehen (Beiträge II, 167). Riga mußte (1503—1515) das Schloß der Deutschherren wieder aufbauen. Ueber den Wiederaufbau der umgestürzten Dommauer zu Reval vgl. das Ausschreiben des Bischofs und Kapitels bei G. v. Hansen, Aus Baltischer Vergangenheit S. 122.

der Erzbischof 1522 den Gedanken des Provinzialconcils abermals aufgriff, gerieth er in neue Schwierigkeiten, dieses Mal mit dem König von Polen [1], weil er den Bischof von Culm als Suffragan dazu geladen hatte. Diese Ladung von seiten eines „ordensgeistlichen" Erzbischofs betrachtete der König als einen Angriff auf „den weltgeistlichen Charakter" des Bisthums. Allen Anzeichen nach mußte das Concil auch diesmal unterbleiben.

Nur das eine gelang Jaspers Bemühungen, daß Karl V. den livländischen Bischöfen 1520 die Regalien ertheilte und 1522 ausdrücklich die Erklärung abgab, das Aschaffenburger Concordat von 1448, welches den Kapiteln der Reichsstifte freie Bischofswahl zusicherte, finde auch auf die sämtlichen Bisthümer Livlands Anwendung.

So berechtigt und pflichtgemäß alle diese Bemühungen des tüchtigen Kirchenfürsten waren, so mußten sie sich doch in vielen Punkten mit den Bestrebungen kreuzen, welche der Orden hinsichtlich der geistlichen Stifter verfolgte. Um so mehr zeugt es von der Einsicht und dem guten Willen sowohl des Meisters wie des Erzbischofs, daß trotz allem der Friede zwischen beiden wenigstens äußerlich gewahrt blieb, so daß die alten Chronisten die zwischen beiden herrschende Eintracht rühmend hervorheben.

Da auch Plettenberg nicht bloß als politischer Restaurator, sondern auch als geistiger Regenerator Livlands sich zu bethätigen für Pflicht hielt, mußten sogar seine Bemühungen vielfach mit denen des Erzbischofs sich begegnen. In Bezug auf Münzverbesserung und Münzcontrolle gingen sie Hand in Hand; am 3. Mai 1510 erließen sie für Riga gemeinsame Verordnung. Der Thätigkeit für Bauten und Geschützegießen entzog sich auch Plettenberg nicht, und die Sorge für das Studienwesen scheint ihm ebenfalls nicht ganz fremd geblieben zu sein. Ein Ausschreiben von ihm an die Gebietiger der Aemter Kandau, Goldingen, Windau und Grobin vom 2. Mai 1514 ordnet Vigilien und Seelenmessen an für den verstorbenen „Schulmeister ihres Ordens, Heinrich Dicke Hennig". Auch er von seiner Seite spornte und mahnte zur Pastorirung der Landbevölkerung und suchte ähnlich wie die Bischöfe auf humane Behandlung der Bauern hinzuarbeiten. Ein Theil seines „Briesfes" aus Wolmar vom St. Jacobi-Tag 1507 zielt nach dieser Richtung. Den Bauern wird Bewaffnung untersagt; gibt es Todtschlag der Bauern untereinander, so darf nur der Handthäter bestraft werden. Kein Herr darf sich an seinen Untersassen vergreifen ohne Rechtsspruch.

[1] Höfler, Papst Adrian VI, 425.

Auch für die Aufrechthaltung der öffentlichen Sittlichkeit wie zum Schutz der Ehre und des Wohlstandes der Familien werden in jenem „Brieffe" weise Vorschriften getroffen, die so weit gehen, selbst Brautschatz und Hochzeitsfeier in bestimmte Grenzen einzuschränken.

Politisch bedeutungsvoller ist der Brief aus Fellin von St. Mauritii-Tag 1510. Als Plettenberg 1509 damit umging, den Frieden mit Rußland zu erneuern, erregte das wegen der in dem Vertrag enthaltenen ungünstigen Handelsbestimmungen die Unzufriedenheit der Städte. Plettenberg hatte bei Erneuerung des Friedens nur der bittern Nothwendigkeit nachgegeben; aber auf dem von ihm berufenen Städtetag zu Wenden im Juli 1509 hatte er sich zu beschweren, daß er deshalb von den Bürgern der Städte „mit Worten und Spottliedern" öffentlich angegriffen und herabgesetzt werde. Der Hochmeister des Ordens selbst hielt es für nothwendig, Plettenberg am 7. November 1509 den Rath zu ertheilen, er möge dem Papst, dem Kaiser und dem Deutschen Reiche die Ursachen auseinandersetzen, die ihn zu dem Frieden mit Moskau veranlaßt hätten. Dadurch sollte er schlimmen Verdächtigungen zuvorkommen. Das Gesetz von 1510 setzte nun schwere Strafe auf Verunglimpfung des Meisters oder der Gebietiger und schärfte auch ein Verbot ein gegen Verleumdung und Verunglimpfung überhaupt, sei es „guter Mannen", sei es „ehrlicher frommer Frauen und Jungfrauen". Streng wurde auch verboten, „außer Landes Recht zu suchen". Es sollte dies bestraft werden wie die Ehrenbeleidigung gegen Meister und Gebietiger mit dem höchsten Maße üblicher Geldstrafe (100—200 rheinische Goldgulden).

Unmöglich war es jedoch, gerade da regeneratorisch einzugreifen, wo es vielleicht am nothwendigsten gewesen wäre, im Deutschorden selbst. Zwar ging Plettenberg persönlich durch Lauterkeit der Sitten und Einfachheit des Wandels seinen Rittern mit gutem Beispiel voran, und unter seiner Regierung war der Orden in Livland noch nicht ganz arm an tüchtigen Männern. Allein auch ein Plettenberg vermochte Zeit und Verhältnisse nicht zu ändern. Seitdem mit dem Kampfe gegen die Heiden auch die ideale Aufgabe des Deutschordens im Osten als Vorkämpfer und Bollwerk der Christenheit in Wegfall gekommen war, sank der Orden unverkennbar immer mehr zu einer Versorgungsanstalt für die nachgeborenen Söhne des deutschen Adels herab. Noch immer trat manch wackerer Mann aus diesen Reihen ein, allein — wie einmal der Welten Lauf zu sein pflegt — ein solcher Zudrang Unberufener zu einer bloßen Anstalt standes-

gemäßer Versorgung war nicht geeignet, auf eine Blüthe der Ordenstugenden oder auch nur des Rittersinnes hinzuwirken. Unter solchen Umständen wurden gerade die langen Friedensjahre und die materiell blühende Lage, welche Plettenbergs Staatsweisheit zu schaffen und zu erhalten verstand, für den Orden verderblich.

Der livländische Meister stand keineswegs unabhängig und als Gebieter über seinen Rittern; ihm kam es gar nicht zu, eine Reform ins Werk zu setzen. Sollte diese kommen, so konnte sie nur ausgehen vom Generalkapitel und dem Hochmeister. Wirklich hat Leo X. in einem Schreiben an den Hochmeister vom 6. November 1519 ernstlich auf eine umfassende Reform des ganzen Ordens gedrungen, welcher einer solchen dringend benöthige; Hadrian VI. hatte 1523 dieses Gebot seines Vorgängers erneuert. Es war das Verhängniß, daß dieses Gebot nicht zur Ausführung kommen sollte. Selbst groben Vergehungen gegenüber die Schärfe der Disciplin aufrecht zu erhalten, war dem Meister äußerst schwierig, weil die Ritter an ihren Familien Rückhalt fanden und in solchen Fällen Einflüsse geltend gemacht wurden, welche auch ein Herrmeister von Livland nicht gering anschlagen durfte. Im Jahre 1515 hatte sich Plettenberg genöthigt gesehen, den Komtur von Bremen, Jasper Münchhausen, abzusetzen und zur Verantwortung nach Livland vorzuladen. Bereits 1506 war jener Komtur für einige Zeit von seinem Posten entfernt und erst nach mehreren Monaten, wahrscheinlich auf Verwendung Auswärtiger hin, wieder eingesetzt worden. Jetzt stand derselbe Ordensritter unter schwerem Verdachte der Münzfälschung, hatte aber auch sonst ein zügelloses Leben geführt und liederlich Haus gehalten. Kaum hatte aber jetzt Plettenberg die Absetzung verfügt, als sofort die ganze Freundschaft ihre Kräfte dagegen aufbot. Erzbischof Christoph von Bremen, Bischof Franz von Minden und die übrigen Herzoge des braunschweigisch-lüneburgischen Hauses legten sich ins Mittel. Der Erzbischof schrieb für den schwerbeschuldigten Ritter direct an den Hochmeister nach Preußen, der Hochmeister hinwieder schrieb an Plettenberg. Dieser hielt grundsätzlich darauf, dem Hochmeister seines Ordens sich loyal und entgegenkommend zu erweisen. Zwar erklärte er selbst die Zurücknahme seiner Maßnahmen als gegen die Ordensregel verstoßend, entschuldigte dieselben auch in einem Briefe an den Bremer Rath; trotzdem wurde im Frühjahre 1517 Münchhausen in sein Amt wieder eingesetzt[1].

[1] Beiträge I, 160 ff.

In der äußern Politik war für Plettenberg das Hauptgebot, alles zu vermeiden, was den Russen zur Wiederaufnahme des Krieges einen Vorwand hätte bieten können. Lockende Versuchungen traten wiederholt an ihn heran; er ist denselben niemals unterlegen. Schon 1506—1508 hatte der Polenkönig unaufhörlich zum Kriege gegen Moskau gedrängt; Plettenberg hatte das Ansinnen zurückgewiesen. Am Sonntag Lätare 1507 hatte Plettenberg zu gemeinsamer Berathung eine Zusammenkunft mit dem Hochmeister; das Ergebniß derselben war ein Defensiv-Bündniß. Sollte Preußen von seiten Polens oder Livland von seiten Rußlands angegriffen werden, so war der andere Theil zur Hilfeleistung für den Angegriffenen gehalten. Aber der Friede mit Rußland sollte in keinem Falle von seiten des Ordens gebrochen werden. Zwar ließ sich fürchten, solche Zurückhaltung Livlands möchte vollends zur Entfremdung und selbst Verfeindung mit Litauen führen. Trotzdem blieb der Meister dieser Politik getreu, und er hatte die Genugthuung, dieselbe von den Ständen des Landes ausdrücklich gutgeheißen zu sehen.

Schwieriger wurde die Lage, als 1509 die Städte mit Rücksicht auf ungünstige Forderungen Rußlands in betreff des Handels einer Erneuerung des Friedensvertrages von 1503 Widerstand entgegensetzten. Aber Plettenbergs Klugheit wußte Rath. Der Friede wurde erneuert, die definitive Regelung der Handelsbestimmungen aber weitern Unterhandlungen der städtischen Gesandtschaften vorbehalten. Im gleichen Jahre waren in dem an das Dorpater Stift angrenzenden Fürstenthum Pleskau innere Kämpfe ausgebrochen, und Plettenberg wurde von den Pleskauern selbst als Friedensstifter und Beschützer angerufen. Es war eine schöne Gelegenheit zur Machterweiterung, zugleich die Verhinderung eines wichtigen Gebietszuwachses für Moskau. Allein Plettenberg widerstand allen Lockungen und scheinbaren Vortheilen. Der Moskowiter durfte nicht gereizt werden. Ruhig sahen die Ordensritter zu, wie Moskaus Macht dicht vor der livländischen Grenze in Pleskau sich festsetzte.

So standen die Dinge, als der Hochmeister des Ordens, Friedrich von Sachsen, am 10. December 1510 mit Tod abging. Der Deutsche Orden in Preußen sah sich Polen gegenüber in schwieriger Lage. Die Lehenshoheit über den Orden in Preußen, welche der Polenkönig seit dem zweiten Thorner Frieden (October 1466) in Anspruch nahm, wollte man um keinen Preis ihm zugestehen, und eine unbedingte Heeresfolge gegen Rußland wollte man nicht leisten. Aber Polen mit Waffengewalt zu

widerstehen, war der Orden allein zu schwach. Von dem Augenblick an, da Polen mit Rußland Frieden schloß, um sich mit seiner ganzen Macht auf den Orden zu werfen, war dieser verloren in Preußen wie in Livland.

Angesichts solcher Schwierigkeiten trugen sich die Gebietiger in Preußen mit dem Gedanken, den Sproß eines deutschen Fürstenhauses an die Spitze des Ordens zu stellen, welcher an der Macht und dem Einfluß seines Hauses einen Rückhalt finden würde. Man dachte an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Derselbe war jetzt über 20 Jahre alt, hatte 1508 unter Kaiser Maximilian I. einen Kriegszug nach Italien mitgemacht und hatte einiges Interesse für das Kriegshandwerk gezeigt. Plettenberg, an welchen den 31. December 1510 ein eigener Gesandter in dieser Sache ausgefertigt wurde, stimmte der Wahl zu. Der junge Markgraf, krank und verschuldet, hatte sich schon seit längerer Zeit auf die Güter seines Bruders Georg in Ungarn zurückgezogen, als ihn hier die Einladung traf, an die Spitze des Deutschen Ordens zu treten. In der altehrwürdigen Kirche des Augustinerklosters Zschillen bei Rochlitz in Sachsen wurde er am 13. Februar 1511 in den Orden aufgenommen und eingekleidet; am 6. Juli machte ihn die Wahl des Generalkapitels zum Hochmeister. Seine erste That war, dem Polenkönig die Huldigung zu versagen. Schon drohte deshalb offener Kampf, als zum Glück für den Orden die Moskowiter in Litauen einbrachen.

Solange Rußland mit Polen im Kriege lag, konnten Preußen und Livland des Friedens sich freuen. Nur wurde durch die furchtbare Pestilenz des Jahres 1515 die Freude stark getrübt. Als vollends am 22. Juli eben dieses Jahres das Bündniß zwischen Polen und dem Hause Habsburg zu stande kam, und der Kaiser selbst den Frieden zwischen Moskau und Polen betrieb, traten die alten Gefahren wieder an den Orden heran. Jetzt lud der Hochmeister Albrecht den weisen Meister von Livland zu sich zur Berathung; am 24. Februar 1516 empfing er denselben in Memel mit großer Auszeichnung und hielt ihn zwölf Tage bei sich zurück. Auf der Rückreise von Memel stürzte Plettenberg und brach das Bein. Es war wie das Omen einer bösen Zukunft. Albrecht sandte, sobald er davon hörte, am 21. März seinen Leibarzt und Barbier, Meister Jakob, nach Livland, um dem Herrmeister beizustehen. Am 14. Juli schickte dieser den deutschen Arzt mit der Kunde von seiner Genesung nach Preußen zurück. Albrecht war voll von kriegerischen Entwürfen gewesen; Plettenberg, besorgt und zurückhaltend, rieth von denselben ab. Hilfe konnte er

nicht versprechen ohne Zustimmung seiner Stände. Im März 1517 schloß Albrecht ein Angriffsbündniß wider Polen mit Rußland, und schon ergingen die Befehle zu den ersten feindlichen Maßnahmen. Aber noch zog der Ausbruch des Kampfes sich hinaus. Erst am 28. December 1519 erging die Kriegserklärung Polens an Preußen.

Plettenberg, die Niederlage des Hochmeisters voraussehend, hatte versucht, ihn vom Kriege zurückzuhalten. Da jedoch sein Rath nicht durchzudringen vermochte, so wollte er gegen das Oberhaupt seines Ordens in jeder Weise seine Pflicht erfüllen.

Als 1518 zu Berlin die Ordensgebietiger zur Berathung tagten, war unter ihnen auch der Stellvertreter des Meisters von Livland. Dieser selbst legte im September desselben Jahres zu Fellin die Frage einer Hilfeleistung für Preußen den Ständen vor; die Stände lehnten ab. So mußte Plettenberg mit dem sich begnügen, was er von Ordens wegen leisten konnte. Er sandte nach Preußen bedeutende Geldsummen, Getreide und Munition. Auch Mannschaften ließ er zum Heere des Großmeisters stoßen. Anfangs 1520 schickte er unter Hermann von Hasenkampf, Vogt von Bauske, 100 gerüstete Pferde; am Ende des Jahres ließ er sie durch Melchior von Galen mit 100 anderen gewappneten Rittern ablösen. Manche livländischen Ritter stellten sich auch auf eigene Faust dem Hochmeister zur Verfügung und haben wacker in Preußen mitgefochten. Freilich, nicht immer gab es Lorbeeren zu pflücken. „Das ist aber zu wissen,“ berichtet der Chronist, „daß Herr Walther, Teutschherrmeister in Livland, dem Hochmeister in Preußen in diesem Kriege beigestanden und ihm aus Livland Volk zugeschickt zur Hilfe, welche livländische Soldaten von den Polen bei Bartenstein im Scharmützel geklopft und in die Flucht geschlagen und von denselben zweene Ordensherren oder Comthurn aus Livland . . . gefangen worden sind.“

Am 4. Februar 1521 quittirte Albrecht von Preußen über 30000 Horngulden und 1697 Mark löthiges und $6^1/_2$ Loth rein Silber, die er als Hilfsgelder aus Livland erhalten. Aber sofort drängte er auf neue Geldhilfe, bis Plettenberg am 10. September 1521 ihm erklärte, er könne ihm keine Unterstützung mehr geben als „sein Kirchen- und Tisch-Geschmeide“. Unterdessen hatte Albrecht ohne jedes Vorwissen Plettenbergs durch zwei preußische Ordensglieder bei Markgraf Joachim von Brandenburg auf das Ordensland in Livland 35000 fl. aufnehmen lassen. Der Brandenburger drängte auf Zahlung, Plettenberg protestirte, und seine Stände erklärten ihr Unvermögen, das Geld aufzubringen. Dagegen konnte über eine andere Summe von Hilfsgeldern, die Plettenberg auf Albrechts Forderung schickte, am 21. Juni 1522 der Erzbischof von Riga Quittung ausstellen.

Für so beträchtliche Opfer verlangte jedoch Plettenberg zu Gunsten des livländischen Zweiges des Deutschordens auch eine Gegenleistung. Es handelte sich namentlich um die Verbriefung der Freiheit und Unabhängig-

keit der Meisterwahl und im Zusammenhang damit um die volle Selbständigkeit des livländischen Zweiges in Bezug auf die innere Verwaltung wie die äußere Politik. Was dem livländischen Meister Joh. v. Mengede am 23. April 1459 noch mit Vorbehalten zugestanden war, Besitz und Lehensherrlichkeit von ganz Esthland, das sollte jetzt vorbehaltlos dem Meister beurkundet werden. Es bedeutete dies jedoch keineswegs eine Lostrennung des livländischen Zweiges vom Orden. Auch jetzt noch gab es gemeinsame Ordensinteressen; der Hochmeister behielt noch immer ein Ehrenrecht der Bestätigung des von den livländischen Gebietigern neugewählten Meisters, und auch jetzt noch konnte das Generalkapitel wie für Preußen und Deutschland so auch für Livland für bestimmte Ordenszwecke eine Abgabe auferlegen.

Albrecht von Brandenburg willfahrte dem Wunsche; am 29. September 1520 stellte er die Urkunde aus „umb mannicherlei großes Fleißes, Willigkeit, Gütlichkeit und sonderlichen Treuheit willen, die der ehrwürdige Herr Wolther von Plettenberg, Oberster Gebietiger zu Livland, und seine Gebietiger daselbst in großen, schweren und allerhöchsten unser und unseres Ordens Nöthen uns und unserem Orden zu Preußen mit mannigfaltigen schweren großen Kosten, mit Hülf an Leuten und auch an großen merklichen Summen Gelds, Golds und Silbers ganz treulichen geholfen und bewiesen".

Die Urkunde war indes — und wohl kaum ohne Absicht — so unbestimmt gehalten, daß, als Plettenberg auf ihre Grundlage hin die Huldigung der Ritterschaft und der Städte Esthlands entgegennehmen wollte, diese sich, bei allem guten Willen für den livländischen Meister, der Huldigung weigerten, da aus der Urkunde nicht feststehe, ob sie von ihrem bereits geleisteten Eide gegen den Hochmeister gelöst seien. Um eine deutlichere Erklärung zu erlangen, mußten erst neue Summen von Hilfsgeldern nach Preußen wandern. Eine erneuerte Aufforderung Albrechts im Beginn des Jahres 1523, mit allen Streitkräften Livlands ihm gegen die Polen an die Seite zu treten, hatte Plettenberg sich genöthigt gesehen abzulehnen. Aber am 14. Januar 1525 wurden noch 24000 Horngulden in rheinischem Golde nach Preußen geschickt. Es war zugleich die Loskaufssumme für jene bei Joachim von Brandenburg contrahirte Schuld. Obgleich seit April 1521 zwischen Preußen und Polen Waffenruhe bestand, so war doch diese dem Ablauf nahe, und man erwartete den Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Wohl gingen dunkle Gerüchte um von

einem geplanten Abfalle des Hochmeisters und einer freiwilligen Unterwerfung desselben unter die Krone Polens, allein der preußische Abgesandte in Livland wies solche Nachreden mit Bestimmtheit als Verleumdungen zurück. So wurde das Geld bezahlt; am 16. Februar 1525 stellte Albrecht von Brandenburg dafür die gewünschte Urkunde aus; Montag nach Lätare ritt Plettenberg feierlich in Reval ein, um die Huldigung der Stände Esthlands zu empfangen. Kaum drei Wochen später, am 8. April 1525, unterzeichnete Albrecht von Brandenburg als weltlicher Herzog von Preußen mit Verrath an Kirche und Orden einen unrühmlichen Frieden, und am 10. April leistete er mit Verrath an Kaiser und Reich der Krone Polens den Lehenseid.

Auf die erste Kunde hin war Plettenberg mit dem Hochmeister in lebhaften Schriftenwechsel getreten und bot alles auf, um denselben zurückzuhalten. Jetzt blieb nichts mehr übrig als ein Protest. Am Pfingstsonntag den 4. Juni 1524 fertigte er eine Gesandtschaft an den neuen Herzog aus, geführt von dem Vogt zu Kandau, Heinrich von Galen. Sie sollte den Herzog zur Rede stellen und ihn über die Gründe zur Veränderung seines Standes officiell befragen. Den Komtur von Fellin, Robert von Grave [1], sendete er mit einer Denkschrift über den geschehenen Abfall an den Kaiser. Ein preußischer Ordensritter, Philipp von Creutz, schrieb damals in seiner Entrüstung eine eigene Schrift gegen den abtrünnigen Hochmeister; er versichert ausdrücklich in Bezug auf dessen Verrath: „So sprich ich, daß es geschehen ist ohn Wissen und Willen aller Personen des Ordens in Leyfland, in Preußen und in Teutschland, ohn allein der ehrlosen, meineidigen Bösewicht, die ich zuvor genugsamlich genannt und angezeigt habe.“ [2]

---

[1] R. v. Grave bringt wenigstens einen die Luthersche Sache betreffenden Brief des Kaisers vom 1. März 1527 nach Livland (Beiträge I, 366 n. 14) und ist wahrscheinlich derselbe Ordensritter (Rainald nennt ihn Robert Grosse), den Clemens VII. dem Kaiser am 31. Januar 1526 zu gütiger Aufnahme und Anhörung empfiehlt. Demnach wäre derselbe Komtur von Fellin, Robert von Grave, der 1504 über Rom nach Jerusalem pilgerte, auch jetzt zuerst nach Rom und von da mit Plettenbergs Denkschrift zum Kaiser gegangen. Ueber diese Denkschrift führen die Vertreter Albrechts von Brandenburg auf dem polnischen Reichstag zu Petrikau 1530 besondere Beschwerde, sie sei „voll von Invectiven und Verleumdungen“ gegen den neuen Herzog von Preußen und den Polenkönig. Vier Jahre nach Plettenberg reichte auch der Deutschmeister und Administrator des Hochmeisterthums, Walter von Cronberg, dem Kaiser eine ähnliche Denkschrift ein.

[2] *Toeppen*, Script. rer. Pruss. V, 360 s. Ritter Philipp v. Creutz erwähnt auch (l. c. p. 379) eines der gewandtesten und scrupellosesten Werkzeuge, deren

Auch Clemens VII. hebt in dem Schreiben, das er am 31. Januar 1526 über diesen Abfall an den Kaiser richtet, mit Genugthuung hervor, daß die andern beiden Meister des Ordens [1] (der in Livland wie der Deutschmeister), die Gebietiger und Ritter bei ihrem Glauben und ihrem Orden standhaft beharren [2].

Rainald aber berichtet in seinen Annalen unter Hinweis auf die Acten des päpstlichen Archivs: „Dem verbrecherischen Ansinnen [Albrechts] widersetzten sich Wolter von Plettenberg, Meister des Deutschen Ordens der heiligen Jungfrau in Livland, und Dietrich von Cleen in Deutschland und Italien, und diesen hat deshalb der Papst [ausdrücklich] Lob gespendet." [3]

Auf den 16. December 1526 berief der Deutschmeister Dietrich von Cleen, in dieser seiner Eigenschaft der höchste Würdenträger des Ordens nach dem Hochmeister, ein Kapitel nach Mergentheim. Hier legte er sein Amt nieder, und aus der Neuwahl ging Walter von Cronberg als Deutschmeister hervor, der innerhalb der kürzesten Frist von Karl V. die Regalien erhielt. Ein Jahr später, den 6. December 1527, ernannte der Kaiser, gestützt auf einige Momente, welche die bisher im Orden befolgten Gebräuche an die Hand gaben, den Deutschmeister kraft der von ihm bekleideten Würde auch zum Administrator des Hochmeisterthums und dadurch zum Haupt des gesamten Ordens. Alle Würdenträger desselben, alle bisher dem Hochmeister unmittelbar unterworfenen Balleien und vor allem der Herrmeister in Livland wurden vom Kaiser verpflichtet, den dem Orden schuldigen Gehorsam, bis eine regelrechte Hochmeisterwahl wieder möglich

---

Albrecht von Brandenburg bei seinem Abfall sich bedient, Friedrichs v. Heideck: „Er hat auch ein Büchlein gemacht und Herrn Wolther von Plettenberg, Deutsch-Ordensmeister von Leyfflandt, zugeschicket, darin er den teutschen Orden schändet und lästert, dazu Frauen und Jungfrauen in Leyfflandt und in Preußen, und meint vielleicht, andere thun, als er hat gethan." Diese dreiste Sendschrift Heidecks führt den Titel: „An den hochwürdigen Fürsten vnnd Herrn, Herrn Walthern von Blettenbergk, Deütsch Ordens Meyster ynn Lyffland. Eyn gar Christlich Ermanung zu der leer vnd erkantnysz Christi durch den Wolgebornen Frydrichen, Herrn zu Heydeck, etwa desselbigen Ordenns, nun aber yn rechtem Christen orden der wenig ist. Konigszberg ynn Preussen" (gedruckt 1526).

[1] Ein Mißtrauen gegen Albrecht und dessen Amtsführung scheint bei diesen schon Ende 1518 vorhanden gewesen zu sein (vgl. Index Corp. historico-diplom. Livoniae II, 2769 und 2772).

[2] In sua fide et militia constanter persistunt. *Rainald.*, Annal. a. 1526, n. 121.

[3] Quos ideo Pontifex commendavit. Annal. eccl. 1526 n. 122.

werden würde, dem Deutschmeister zu leisten. Dieser nahm von nun an auch auf den Reichstagen den Sitz, welchen früher der Hochmeister eingenommen hatte.

Als dann während des Augsburger Reichstages 1530 Kaiser Karl den Deutschmeister unter großer Feierlichkeit mit Preußen belehnte, hatte der Meister von Livland zu dieser Feier seinen Vertreter geschickt[1]. Von den drei Bannern, welche bei dem Festzuge dem Deutschmeister vorangetragen wurden, trug das zweite — die weiße Fahne des Großmeisters mit dem schwarzen Kreuz — unmittelbar hinter dem Reichsbanner der Abgesandte des Meisters von Livland, Dietrich von Pallant, Haus-Komtur von Reval.

Albrecht von Brandenburg ließ denn auch auf dem polnischen Reichstage zu Petrikau im December 1530 durch seine Gesandten Klage darüber führen, daß die Ordensritter in Deutschland wie in Livland „unablässig Intriguen anzetteln“. Des Einverständnisses mit Wolter von Plettenberg hatte sich demnach Albrecht bei seinem Verrathe nicht zu erfreuen gehabt. Im Gegentheil wahrte Plettenberg für seinen Orden bis zum Ende die ganze Loyalität eines biedern Ritters und aufrichtigen Ordensmannes. Noch im September 1532 erstatten Plettenbergs Bevollmächtigte für eine Streitsache in Bremen über den Verlauf ihrer Mission von Lübeck aus einen Bericht an den Deutschmeister[2]. Als die livländischen Ritter 1533 ihrem alternden Meister einen Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge an die Seite stellten, suchte Plettenberg selbst für diesen bei dem Deutschmeister als Ordensadministrator die Bestätigung nach. „In eben demselbigen Jahr haben sie [Ihro Fürstl. Gnaden, Walther von Cronberg] auf gethane Abordnung und Anhalten ihres sehr lieben Freundes und Bruders, mehrermeldten Waltern von Plettenberg, den zu seinem in Liefland ernennten und erwählten Nachfahren am Meisterthum Heermann von Bruggeney, sonst Hasenkamp genannt, damaligen Marschalken in Liefland, in Krafft ihrer ordentlichen Obrigkeit und nach des Ordens altem Herkommen und löblichem Gebrauch gnädiglich aufgenommen, confirmirt, bestätiget aus Ursachen, daß derselbe gottesfürchtig, ehrbares Wandels und Wesens, auch von Gott unserm

---

[1] Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß der livländische Meister von Kaiser Karl V. die Regalien als Reichsfürst erhielt. Vgl. Westfälische Zeitschrift XIV, 50; Otto Harnack, Livland als Glied des Deutschen Reiches S. 17.

[2] Beiträge I, 171 n. 65.

Herrn vor andern mit hoher Vernunfft und Geschicklichkeit begabt und darzu unterm Orden in Lieffland auferzogen der Lande gute Wissenschaft hätte, den anstoßenden Obrigkeiten, auch den Inwohnern und Unterthanen wohl bekannt und hierumen tröstlich und verhoffentlich wäre, solche bestättigte Wahl Gott, dem Hochmeister, dessen Orden, Landen und Leuten in Liefland zu Lob, Preis, Ehren und Gutem gelangen würde." [1]

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Zur Choralkunde[2].

Die kirchliche Autorität hat, wie unsere Leser wissen, in den jüngsten Jahren es sich zur Aufgabe gemacht, durch Herstellung einer officiellen Ausgabe der kirchlichen Choralbücher eine wünschenswerthe Einheit in den eigentlichst liturgischen Gesang zu bringen. Als Resultat erschien die bekannte Pustet'sche Ausgabe des Graduale, Vesperale u. s. w. Wenn der in jenen Büchern enthaltene Gesang als gregorianisch oder authentisch bezeichnet wurde, so verstand sich der richtige, intendirte Sinn dieser Worte eigentlich von selbst, wurde aber überdies noch authentisch erklärt. Niemals sollte damit gesagt werden, daß diese neue, oder vielmehr auch die ihr zu Grunde liegende alte Medicäische Ausgabe die Gesangsweisen Gregors des Großen in verbürgter echter Form wiedergebe. Alles, was gesagt wurde, ist und bleibt, daß diese officielle Ausgabe jenen Choral enthalte, der in den liturgischen Büchern (Kirchenbüchern) sich findet, welche die römische Kirche amtlich beim Gottesdienste braucht und seit Jahrhunderten gebraucht hat.

Nun hatte sich längst schon vor dem Erscheinen der Regensburger Ausgabe die moderne Musikforschung von dem allgemeinen Gebiete der Musik auch auf

[1] Venator, Historischer Bericht vom Marianisch-Teutschen Ritterorden des Hospitals Unserer L. Frauen zu Jerusalem 1680, S. 251. — Auch die Bestätigung durch den römischen König Ferdinand an Statt Kaiserlicher Majestät unter dem 8. Juli 1533 erwähnt ausdrücklich als vorausgegangen die „Bewilligung und Zulaß Walters von Cronberg, Administratoren des D. O. in Preußen und Meisters in Deutsch- und Welschland als Obersten".

[2] Einführung in die Gregorianischen Melodien. Ein Handbuch der Choralkunde von Peter Wagner. Mit 13 Tabellen und zahlreichen Notenbeispielen. Freiburg (Schweiz), Universitäts-Buchhandlung (B. Veith), 1895.

engere Gebiete derselben und auch auf jenes des gregorianischen Choralgesanges begeben und dabei höchst schätzenswerthe Resultate zu Tage gefördert. Insofern diese aber auch praktisch verwerthet wurden, konnte es nicht ausbleiben, daß dadurch die ohnehin schon ziemlich lose Einheit im liturgischen Gesange noch weiter gelockert wurde und ein Eingreifen der kirchlichen Autorität von Tag zu Tag mehr und mehr geboten erschien. Hier trat allerdings die Erklärung Roms in Bezug auf die Regensburger Ausgabe den Bestrebungen der Einzelnen hemmend entgegen. Es wurde aber von den römischen Behörden und dem Papste selbst keineswegs beabsichtigt, rein historische und ästhetische Fragen zu entscheiden, ihre freie Behandlung einfach abzuschneiden und in andere, wirklich begründete bestehende Rechte einzugreifen. Allein es sieht auch jeder ein, daß den Entschließungen und Bestimmungen der kirchlichen Behörden gegenüber von der historischen Forschung jedenfalls eine auch der Sache nach pietätsvolle, diese Autorität entsprechend respectirende Behandlung zu erwarten war. Daß jedoch diese gerechte Erwartung sich nicht allerwegs erfüllte, beweisen, von allem andern ganz abgesehen, schon hinreichend die weiterhin in dieser Angelegenheit ergangenen römischen Kundgebungen, welche durch die maßlosen Angriffe auf jene officiellen Kirchenbücher erst hervorgerufen, oder besser gesagt, abgenöthigt wurden. Es ist dieses eine höchst bedauerliche Thatsache, welche zu grell hervortritt, als daß sie schlechthin übersehen werden könnte. Eine allerdings fast naturgemäße Folge dieser feindseligen Angriffe war auf seiten der Freunde der Regensburger Ausgabe eine Reaction, welche zweifellos auch zu weit ausgriffe, wenn sie in jeder Annäherung an die Tendenzen jener historischen Schule alsogleich auch einen Angriff auf die Anschauungen und Absichten der kirchlichen Autorität finden und in der einfachen Anerkennung jener Leistungen eine Art von Desavouirung der officiellen Choralbücher erblicken wollte. Sollte es wirklich nothwendig eine „psychologisch peinliche Leistung" sein, mit einem vollen Interesse an jenen historischen Arbeiten den erforderlichen Eifer für eine tüchtige Ausführung der officiellen Gesänge zu verbinden? Es läge unseres Erachtens in einer solchen Schwierigkeit nicht gerade eine besondere Empfehlung für den officiellen Gesang, da ein solcher — sagen wir: Zweifel offenbar die Möglichkeit einschließt, daß jener das ästhetische Interesse nicht in dem Grade zu fesseln vermöge, als es die Resultate der historischen Forschung zu thun im stande wären. Wenn sodann die kirchliche Behörde ausdrücklich versicherte, daß es auch fürderhin der wissenschaftlichen Forschung frei und unbenommen bleiben solle, den uralten Formen und den Entwicklungsphasen des gregorianischen Gesanges ihre Thätigkeit zuzuwenden, so war sie sich dabei gewiß auch bewußt, daß diese Forschungen unvermeidlich zu Resultaten führen würden, die mit der Entwicklungsphase der Medicaea sich nicht decken können, ohne damit die Ansicht zu verbinden, daß damit die unerläßliche Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen ihre höchste Autorität unvereinbar sei. Es war in Rom keine unbekannte Sache, daß der Standpunkt, auf welchen Pierluigi und seine Mithelfer bei der Redaction der Medicaea [1] sich stellten oder besser:

[1] Vgl. hierüber diese Zeitschrift Bd. XLVII, S. 125 ff.

durch den päpstlichen Auftrag gestellt wurden, nach der Auffassung ihrer Zeit für solche Arbeiten ein anderer war als jener, von welchem unsere moderne Choralforschung ausgeht. Sie hatten nicht den gemessenen Auftrag, eine kritische Ausgabe der Gesänge Gregors d. Gr. herzustellen, sondern angesichts einer unläugbaren groben Entartung und gegenüber einem heillosen Wirrwarr im Kirchengesange ihrer Zeit sollten sie eine würdige, den altehrwürdigen Charakter der überlieferten gregorianischen Gesänge wahrende einheitliche Form herstellen, welche dann die kirchliche Autorität nach reiflicher Prüfung als ihr eigen anerkannte. Dazu schlugen jene Männer freilich nicht den modernen kritischen Weg ein, der ja damals nicht einmal angebahnt war. Sie nahmen ihr im Dienste kirchlicher Tonkunst gereiftes ästhetisches Urtheil zu Hilfe und ließen sich von ihm leiten, wo die vorliegenden Quellen ihnen keine sichern Führer bieten mochten. So lieferten sie ein Werk, das zwar nicht auf dem Boden der absoluten Codicesskritik stand, das aber doch den gestellten Anforderungen in hohem Grade entsprach, was jeder zugeben wird, der es vorurtheilsfrei beurtheilt. Heutzutage entbehren diese Gesänge auch nicht ganz des ehrwürdigen Nimbus des Alters, nachdem sie die römische Kirche nun schon an 300 Jahre im Gebrauche hat. Auch den Namen „gregorianischer Choral" wird man ihnen nicht rundweg absprechen dürfen, da sie in ihrer einfachern Form den Zug und die Haltung jenes Gesanges noch immer mit scharfer Unterscheidung und recht wohl erkenntlich bewahrt haben.

Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns dem Buche selbst zu, dem die nachfolgende Studie gewidmet ist. Das „Handbuch der Choralkunde", wie Herr Peter Wagner, Professor der Musik an der katholischen Universität zu Freiburg in der Schweiz, seine Schrift nennt, ist ein stattlicher, den gewöhnlichen Umfang eines Handbuches überschreitender Band, der in sorgfältiger, feiner Ausstattung sich vornehm präsentirt. Das interessante Werk, welches mit Geschick, Sachkenntniß und Schwung geschrieben ist, verdient es wohl, daß wir uns etwas eingehender mit seinem Inhalte beschäftigen.

Mit dem Namen „gregorianischer Gesang" will Herr Professor Wagner nur das musikalische Kunstproduct des ersten christlichen Jahrtausends bezeichnen, wie es uns in überaus vielen Handschriften aller Länder der lateinischen Kirche in übereinstimmender Form überliefert worden ist; aber er fügt hinzu: „Man hat sich indessen daran gewöhnt, auch die spätere Form obiger Gesänge, wie sie uns z. B. die gedruckten Choralausgaben bieten, so zu nennen. Auch dagegen wird man nichts einwenden dürfen, wenn dabei dasjenige gewahrt ist, was man als das Charakteristische, das Wesentliche ihrer ursprünglichen Form anzusehen hat, was die alte Kunst von den vorausgehenden und spätern Kunstrichtungen unterscheidet. In der That dürfen manche der gedruckten Choralausgaben auf jenen Ehrennamen Anspruch machen" (S. 2). Von diesem Standpunkte aus wird der Autor auch der officiellen Ausgabe diesen Ehrennamen natürlich nicht bestreiten, wenn er sich auch gegenüber derselben eine fast zu weit gehende Reserve auferlegt. Selbst auf seinem ausschließlich geschichtlichen Standpunkte (S. VI) und innerhalb des von ihm, um einen einheitlichen, abgerundeten Stoff zu gewinnen, nicht über das Mittelalter hinaus gezogenen

Kreises der Darstellung (S. V) hätte es wirklich seinem Werke nicht geschadet, wenn er hier, wo es sozusagen auf der Zunge lag, die Medicaea namentlich angeführt hätte, welcher er durch den enger gezogenen Horizont von vornherein tactvoll aus dem Wege gehen wollte.

In einer Anmerkung unmittelbar am Anfange der eigentlichen Abhandlungen lesen wir, daß, seitdem die Grundsätze der philologischen und paläographischen Wissenschaft auf das Gebiet der Choralforschung übertragen wurden, man eingesehen habe, es sei mit der Sache nicht so schlecht bestellt, wie man anfangs glaubte. Zunächst belaufe sich die Zahl der vorhandenen Choralhandschriften wohl auf etwa 1500. Im Verhältnisse zu dieser gewaltigen Masse von Handschriften seien die auftretenden Varianten unerheblich. Wirkliche Varianten seien selten und zwar um so seltener, je mehr man in den Jahrhunderten zurückgehe. Bei der glücklichen Menge des Materials ließen sich diese oft verbessern (S. 1). „Wie die philologisch-kritische Methode uns in den Stand setzt, den Urtext eines alten Autors oft mit einer absoluten Sicherheit festzustellen, ebenso ist es möglich, die originale Form der alten Lieder in einer alle gerechten Anforderungen befriedigenden Weise aus der handschriftlichen Ueberlieferung zu eruiren" (ebd.). Dieser Standpunkt des Autors eröffnet freilich eine sehr günstige Perspective; allein daß derselbe allerwegs unbezweifelt wird hingenommen werden, möchte er wohl selbst nicht erwartet haben. Man braucht nicht die „antiquirte Anschauung" zu theilen, daß die Varianten selbst und an und für sich ein Recht zur Behauptung geben, die alten liturgischen Melodien des Mittelalters seien nicht mehr aufzufinden, um einzusehen, daß wir hier noch lange nicht auf einem sichern Boden stehen. Dazu brauchen wir erst ähnliche textkritische Ausgaben, wie sie die berufene Philologie auf ihrem Gebiete in erwünschter Zahl und Güte an die Hand gibt, was viel Zeit und Arbeit erfordert [1]. Und schließlich, wenn alles gelungen ist, wird der so hergestellte Text allerdings dem mittelalterlichen mit höchster Wahrscheinlichkeit entsprechen; die Frage aber, ob damit die authentischen Singweisen Gregors d. Gr. geboten seien, wäre noch immer nicht gelöst. Der „stille Wechsel", um aus der Orgelschule zu plaudern, zwischen der „originalen Form der alten Lieder" und den „alten liturgischen Melodien des Mittelalters"

[1] Daraus ergibt sich der Schluß, daß die kirchliche Autorität sehr klug handelte, als sie an eine vollendete Thatsache anknüpfte und nahm, was vorlag, während alles andere der Zukunft, und zwar nicht der nächsten, angehörte. Einen kritischen Apparat, wie ihn der Philologe versteht, bietet selbst die gewiß schätzenswerthe Ausgabe von Solesmes nicht. Die Einleitung zum Graduale versichert allerdings, daß unter den Codices eine wunderbare Einheit herrsche und zwar um so mehr, je älter sie seien; nähere Auskünfte über die Genesis des gebotenen Textes werden aber nicht gegeben. Wenn auch etwas schüchtern, wird sogar der Einfluß eines rein subjectiven Momentes bei der formellen Redaction der Melodien eingeräumt: „Ne igitur tali vitio (schwerfällige Bewegung der Melodie und Störung des Rhythmus) per seminotam superfluam praebeatur occasio, eam caute resecandam esse duximus, quotiescunque videlicet cantoribus adesset periculum ea plus minusve abutendi" (Ed. altera p. VIII).

(S. 2, Anm.) vermag hier nicht auszuhelfen. Um zu der originalen Form der gregorianischen Melodien zu gelangen, sind noch zwei weite Klüfte zu überbrücken. Die erste, jüngere trennt die uns verständlich notirten Codices von den nur neumisirten[1]; die andere, ältere öffnet sich zwischen den ältesten uns erhaltenen Handschriften und den Originalen aus Gregors d. Gr. eigener Zeit. Ob die erstere sich je solid überbrücken läßt, bleibt bislang noch sehr zweifelhaft. Die andere wird wohl nimmer geschlossen werden können.

Für Herrn Professor Wagner hat das letztere Moment insofern keinen Belang, als er das Kunstproduct des ersten christlichen Jahrtausends als vollendete Thatsache nimmt, um es zur Basis seiner Untersuchungen zu machen. Die erstere Schwierigkeit sucht er dadurch zu mindern oder zu heben, daß er die Redactionen des Graduale und Antiphonarium von Dom Pothier als feste Grundlage annimmt. Es ist das eine praesumptio iuris, die freilich nicht jedweder so einfach als wirklichen Rechtstitel wird gelten lassen, die wir aber an und für sich gegenüber der thatsächlichen Lage der Dinge nicht unbedingt tadeln möchten, solange ihre Anwendung mit dem vom Autor sehr betonten historischen Standpunkte noch in Einklang zu bringen ist. Ebensowenig verübeln wir dem Autor, daß er sich bei seinen Forschungen notorisch vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, auf die Paléographie musicale der Benediktiner von Solesmes stützt. Was konnte er auch jetzt überhaupt Besseres thun? Wir wollen damit nicht sagen, daß auch die rein wissenschaftlichen Aufstellungen dieses großartigen Werkes eines bewunderungswürdigen Forscherfleißes durchweg unanfechtbar seien[2]. Man muß die Sache nehmen, wie sie ist. Bei solchen Dingen muß man einmal anfangen, und um dies zu können, muß man vor allem, wo es immer möglich ist, festen Fuß fassen. Nur darf man es dann andern, die in derselben Lage waren und schließlich dasselbe thaten, nicht für Unrecht anrechnen, z. B. den Editoren der neuen Regensburger Ausgabe. Sie faßten eben auch, da einmal etwas geschehen mußte, festen Fuß bei dem im wirklichen Sinne verjährten Rechtstitel der Medicaea und brachten so ihr Werk zu stande. Sie waren dabei unbedingt in einer günstigern Lage, da sie sich, solange sie sich an die Medicaea hielten, für ihre officielle Ausgabe geradezu auf officieller (authentischer) Grundlage bewegten.

---

[1] Das dem Griechischen entlehnte Wort Neuma bezeichnet bei den Musiktheoretikern des Mittelalters theils die über einer Silbe zu singende Tongruppe, theils einen einzelnen Ton, d. h. eigentlich sein Zeichen. Es bestehen diese Tonzeichen in Punkten, Strichen und Häkchen und in mannigfachen Verbindungen dieser Elemente. Sie stehen über den betreffenden Silben der Textworte. In der Formation weichen sie zwar je nach den Zeitepochen oder den verschiedenen Ländern ziemlich voneinander ab, jedoch im wesentlichen herrscht in allen Handschriften immerhin Uebereinstimmung. Am schönsten und zierlichsten zeigen sie sich in Manuscripten des 11. und 12. Jahrhunderts, besonders wenn jene aus Klöstern stammen, wo die kalligraphische Kunst überhaupt sorgfältige Pflege fand.

[2] Wir verweisen dafür auf die mit ruhiger Objectivität geschriebene Abhandlung von P. Utto Kornmüller O. S. B. im Kirchenmusikalischen Jahrbuch von Dr. Haberl, 1896. S. 84 ff.

Bei dem Werke des Herrn Professor Wagner liegt aber die Sache anders. Unseres Erachtens hätte sich hier der Autor schon näher und bestimmter erklären müssen, warum er sich berechtigt glaubte, sich sozusagen — officiell an die Redaction von Solesmes anzuschließen. Er bekennt sich ja in seinem Vorworte (S. V) auch zu der gewiß richtigen Ansicht, daß eine wissenschaftlich haltbare Erkenntniß des gregorianischen Chorals, seines Wesens und seiner Eigenart nur dann zu gewinnen ist, wenn man ihn da aufsucht, wo man sicher sein kann, ihn in seiner reinen, von allen spätern, nichtgregorianischen Kunstanschauungen ungetrübten Form zu finden. Bietet nun die Ausgabe des Dom Pothier die entsprechenden Garantien einer solchen Sicherheit? Diese Frage durfte nicht zurückgeschoben werden bei einem Werke, das als etwas in sich Abgeschlossenes, Ganzes sich präsentirt, wo also Voraussetzungen, wenn sie auch anderswo wirklich als stichhaltig erwiesen wären, nicht am Platze sind. Auf ein ausgedehntes, möglichst verlässiges Material, das zudem schon kritisch gelichtet und geschichtet ist, baut sich dann die nach wissenschaftlichen Grundsätzen vor sich gehende Durchforschung des Gegenstandes auf (S. VI). Sehr wahr ist die Bemerkung, daß diese Aufgabe bedeutend schwieriger sei, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Und was sich wohl schon mancher für sich selbst gedacht hat, sagt Herr Wagner einmal frisch heraus: „Die Hauptschwierigkeit besteht in der Gefahr, die jedem droht, der das Studium vergangener Zeiten betreibt: man hat sich zu hüten, in der alten Kunst Dinge zu suchen, die spätern Entwicklungen ihre Existenz verdanken" (S. VI). — Wir bitten aber sehr, man möge uns nicht mißverstehen, als wollten wir dem Autor die Prätension unterschieben, in allen Punkten abschließende Resultate zu geben. Das ist nicht seine Meinung. Er sagt auch klar: „Das wird vielfach noch lange nicht möglich sein." Er wird sich freuen, wenn ihm zugestanden wird, „einige Fragen gelöst, andere neu beleuchtet, zuweilen auch neue gestellt zu haben". Alles das ist in dem flott geschriebenen Werke auch geschehen. Praktische Zwecke sind in diesem ausgeschlossen. Daß es sich dadurch „in directen Gegensatz zu Haberls Magister choralis setzt" — wenigstens wie er vorliegt —, können wir nicht finden, und es wird wohl nur gesagt sein, weil nach dem Autor „das Wesen einer Sache am leichtesten durch ihren Gegensatz erklärt wird" (S. VII).

Gehen wir nun auf das Werk selbst etwas näher ein. Dasselbe scheidet sich in zwei Theile: „Geschichte der gregorianischen Melodien im Mittelalter" und „Theorie der gregorianischen Melodien". Im ersten Theile war der Autor nach seinem eigenen Geständnisse (S. VII) mehr darauf bedacht, die bisherigen Forschungen zusammenzufassen, wobei er jedoch überall die eigene Auffassung geltend zu machen sucht. „Fast ganz auf eigenen Füßen steht dagegen der zweite Theil, der die Choraltheorie behandelt und den man als den Haupttheil des Buches ansehen wolle." In Bezug auf die Zweitheilung seines Buches schreibt der Autor (S. 4): „Kunstwissenschaftliche Studien erheben sich am besten auf der Erforschung der historischen Entwicklung [1]; eine zweite Art der Betrachtung

[1] Wir theilen diese Ansicht nicht so ganz, indem wir für diese Studien vor allem eine solide philosophische — und dann kunstphilosophische Bildung fordern

ist diejenige, welche das den verschiedenen Erscheinungsweisen, den Formen einer Kunst Gemeinsame herausschält und den Gesetzen nachspürt, welche in ihnen lebendig geworden sind. Legt man allgemein künstlerische, nicht immer in den Eigenheiten der gerade vorliegenden Kunst begründete Maßstäbe an, so entsteht eine Art der Betrachtung, die man die ästhetische nennen kann." [1] Von diesen Gesichtspunkten aus ergäbe sich die Disposition des Ganzen eigentlich in drei Theile: „einen historischen, einen theoretischen und einen ästhetischen" (S. 4). Der zuletzt genannte wird aber den Zwecken des Buches entsprechend mit den andern verbunden, „so daß bei den historischen und theoretischen Darlegungen auf den ästhetischen Werth der verschiedenen Formen hingewiesen wird". Auf diese, gewiß gerechtfertigte Weise ergibt sich die schon genannte Zweitheilung des Werkes.

Den ersten, historischen Theil, Geschichte der gregorianischen Melodien im Mittelalter, behandelt das Werk in fünf Kapiteln: 1. Der kirchliche Gesang bis auf Gregor d. Gr.; 2. Ordnung des liturgischen Gesanges durch Gregor d. Gr., um 600; 3. Verbreitung des gregorianischen Gesanges; 4. Die Sängerschule von St. Gallen. Entstehung der Sequenzen und Tropen. Die übrigen Choralformen; 5. Die Notenschrift des gregorianischen Gesanges.

---

würden. Die Philosophie der Kunst ist etwas Aprioristisches und nicht aus der Thatsache der Kunstwerke erst Resultirendes. Sie muß mit diesen allerdings in beständiger Fühlung bleiben, sich an ihnen orientiren, aber sie ist nicht einfach die Resultante dieser Beobachtung, sondern das Resultat der menschlichen Denkgesetze, welche diese Beobachtungen zur regelrechten Gesamtheit und Einheit nach den ihnen innewohnenden Normen verbinden.

[1] Dagegen erlauben wir uns zu bemerken: Daß die Aesthetik nur das Allgemeinkünstlerische betrachte, wird durch die ganze Literatur dieser Wissenschaft widerlegt, indem dort nicht nur die Einzelkünste, sondern auch die Einzelthätigkeiten derselben Kunst behandelt werden. Wenn die allgemeine Aesthetik ihre „künstlerischen Maßstäbe" an eine besondere Kunst anlegt, so muß sie es thun nach deren Eigenheiten; denn es gibt nicht nur eine Grenze des Kunstschönen überhaupt, sondern auch der einzelnen Künste untereinander sowohl als auch innerhalb ihrer selbst. Das Kunstwerk darf sie nicht außer acht lassen, wenn es nicht von der ebengerade ihm eigenen Vollendung abfallen will. Allein es wäre zu viel gesagt, wenn ihm deshalb jede ästhetische Wirkung von vornherein abgesprochen werden sollte. Vielmehr muß zugestanden werden, daß ein solcher Mangel im Elemente der Vollendung (integritas) durch Vorzüge in den andern constitutiven Elementen (proportio, claritas) gewissermaßen ersetzt werden kann, so daß das Kunstwerk noch immer einen bedeutenden ästhetischen Gehalt hat und deshalb auch eine entsprechend befriedigende ästhetische Wirkung hervorbringen kann. So erklärt sich, daß der Einfluß der Polyphonie auf die Gestaltung gregorianischer Melodien nicht den rein richtigen „künstlerischen Maßstab" bot. Es erklärt sich aber auch, daß es nicht kunstphilosophisch gedacht wäre, jenen Gestaltungen die Möglichkeit ästhetischer Wirkung deshalb schlechthin abzusprechen. Vielmehr muß zugestanden werden, daß diese Gestaltungen Elemente bergen können, welche, weil unserer Auffassung näher tretend, den erstern Mangel uns einfach gar nicht fühlen lassen. Pulchra sunt quae visa placent *(S. Thomas)*.

Der älteste christliche Gesang war keine Neuschöpfung. Wie man die Psalmen zu den gottesdienstlichen Versammlungen herübernahm, so auch die Psalmodie. Neben diesem Psalmengesang waren auch Hymnen in Gebrauch, die in ähnlicher Weise gesungen wurden, wie die Psalmen. Anders mag die Sache liegen mit jenen „geistlichen Gesängen“, von denen der Apostel Paulus in seinen Briefen an die Kolosser und Ephesier schreibt, wo man an eine Gesangsart denken muß, die sich an die damalige hellenistische Volksmusik anlehnte (S. 9). Da es in diesen ältesten Zeiten einheitliche liturgische Verhältnisse im strengern Sinne nicht gab, so herrschte, besonders in der Diaspora unter den Heidenchristen, in den Gesangsweisen im allgemeinen Verschiedenheit. Nun fragt es sich aber, ob wir in diesen Verhältnissen die Wurzel des gregorianischen Gesanges zu suchen haben. Zur Beantwortung der Frage werden folgende Sätze aufgestellt: Die Melodien im gregorianischen Choral sind entweder psalmodisch oder frei componirt. Für die psalmodische Structur ist die gregorianische Psalmodie nicht die ursprüngliche, sondern eine entwickeltere Form derselben. Von der einfachern, ursprünglichern Form findet sich eine Spur in ambrosianischer Psalmodie, und es fragt sich also: Woher stammt diese? (S. 11.) Zunächst wird der jüdische Ursprung zurückgewiesen, weil die jüdische Vocalmusik undiatonisch (chromatisch) war. Damit verliert aber auch die Annahme eines Zusammenhanges mit der griechischen Musik an Boden (S. 12). Dazu kommt, daß die uns erhaltenen Denkmäler griechischen Gesanges eine andere Physiognomie zeigen, und besonders, daß die griechische Melodik einen Prosarhythmus in musikalischer Ausprägung nicht kannte. Der Ursprung dieser Psalmodie ist also nicht in landfremden Elementen zu suchen, sondern in ganz autochthonen Verhältnissen, die sich von selbst ergaben aus der gemeinsamen Recitation der Psalmen, wo die verschiedenen Stimmen sich erst naturgemäß verbinden, dann aber am Schlusse sich wieder trennen und endlich auf den gewöhnlichen Sprechton zurückfallen. „Die Fixirung dieses Vorganges ist die ambrosianische Psalmodie“ (S. 13). Gerade den Verhältnissen der lateinischen Sprache sind die am Ende der Verse eintretenden geringen Stimmbeugungen besonders angepaßt. Beim christlichen Gottesdienste ist in Rom allerdings in den ältesten Zeiten das Griechische als liturgische Sprache in Anwendung gekommen; allein das Lateinische war nicht ganz ausgeschlossen, und zudem müssen die Anfänge dieser einfachen Psalmodie auch nicht gerade in Rom selbst gesucht werden. Die Bedingungen ihrer Entstehung waren überall vorhanden, wo das Lateinische Cultsprache war, und das wird in den meisten italienischen Gemeinden von Anfang an der Fall gewesen sein. Die Psalmodie der lateinischen Kirche scheint also nach Herrn Professor Wagner weder auf die hebräische noch auf die griechische Kunstübung zurückzugehen, sondern vielmehr ein natürliches Ergebniß der damaligen Verhältnisse zu sein, wie sie sich aus gemeinschaftlicher Recitation in der lateinischen Sprache von selbst gaben.

Ob die hier entworfene Perspective in der That die echt geschichtliche ist, möchten wir ein wenig bezweifeln. Wenn, wie es doch Thatsache ist, jüdischer und hellenischer Einfluß für die Urgestaltung der christlichen Liturgie überhaupt und auch der römischen und lateinischen stattgefunden hat, so ist es nicht recht er-

findlich, wie gerade der Psalmengesang davon eine Ausnahme machte, welcher in seinem Texte mit einer gewissen Energie auf die genannten Quellen zurückwies. Der Autor stellt sich eben von vornherein auf den theoretischen Standpunkt der Paléographie musicale, von welchem aus es sich dann recht wohl schickt, die Geschichte des Choralgesanges mit einer aus der Sprache selbst gleichsam spontan sich herausbildenden Psalmodie zu beginnen. Für jene Formen des gregorianischen Gesanges, welche nicht psalmodische Structur haben [1], reicht nun die gegebene Erklärung ihres Ursprunges nicht hin. Als freicomponirte Melodien stehen sie auf dem Boden der damaligen Vocalmusik, jedoch nicht jener griechischen, wie sie den feinern römischen Kreisen zu gute kam, sondern derjenigen Musikübung, welche damals in den breiten Schichten des italischen Volkes lebte (S. 15). Dieselbe war auch der Psalmodie sehr verwandt und fähig, mit diesem andern constitutiven Elemente des Chorals eine organische Verbindung einzugehen. Es wird aber auch der Einfluß griechisch-byzantinischer Musikelemente durchaus nicht verneint werden können. Auch ist es nicht unmöglich, daß selbst einige kleinasiatisch-syrische Melodien in die abendländische Liturgie aufgenommen wurden. Herr Professor Wagner hält es selbst für wahrscheinlich, daß die zur Zeit der Völkerwanderung in den Süden eindringenden nordischen Völker nicht ohne Einfluß auf den liturgischen Gesang in Italien und anderswo geblieben sind (S. 16). Alles in allem aber möchte er sagen, „daß die liturgische Musik hervorgegangen ist aus dem Mittelding zwischen Sprache und Gesang, welches sich überall da einstellt, wo mehrere zur lebendigen und ausdrucksvollen Aussprache desselben Textes sich vereinigen, und aus dem Volksgesang, wie er in den ersten Jahrhunderten nach Christus in Italien gebräuchlich war" (S. 16). Uns wundert dabei nur eines, wie sich nämlich in diesen italienischen Volksgesang die griechisch-byzantinischen und die kleinasiatisch-syrischen Melodien so fügsam hineinschmiegten, daß man sie gar nicht als fremde Structuren herausfinden kann. — S. 16 wird bemerkt, daß im Laufe der Zeit griechische Riten in Italien acceptirt wurden, so z. B. das Gloria, und daß man in solchen Fällen auch die Melodie herübergenommen haben wird. In einer Fußnote wird dann gesagt: „Daraus kann jedoch nicht gefolgert werden, daß alle gregorianischen Gloriamelodien byzantinischen Ursprunges sind." Aber wenn dies nicht gefolgert werden kann, so muß doch gefolgert werden, daß die byzantinische Melodie den italienischen Melodien nicht gar so fremd gegenüber gestanden haben kann, weil man dann an ihren ganz charakteristischen Eigenthümlichkeiten doch erkennen müßte, welches die überbrachte byzantinische ist. Und wenn auch die andern Melodien ihr nachgebildet worden wären, woher kommt es dann, daß die Gloriamelodien von andern gregorianischen — also dem

[1] Zu den Formen mit psalmodischer Structur gehören nach der Paléogr. music. nicht bloß die einfache Psalmodie, sondern auch ihre erweiterten Ausbildungen, wie sie in der verzierten Psalmodie des Introitus, der Communio, im Tractus, in den Gradualia, den Alleluja-Versen und in jenen der Responsorien im Officium erscheinen. Die Responsorien selbst und die Antiphonen des Officiums sind freicomponirte Melodien.

alten italischen Volksgesange entstammenden Melodien in ihrem ganzen Wesen sich nicht unterscheiden? Die Annahme eines Volksgesanges von solcher Energie, daß er eigentlich bestimmend auf die Entstehung und die erste Ausbildung des Kirchengesanges hätte wirken können, scheint uns ebenfalls eine nicht sehr wahrscheinliche Voraussetzung. Am jüdischen Tempelgesang lag wenigstens ein Vorgang dafür nicht vor. Hier betheiligte sich das Volk nur epiphonisch, d. h. indem es den Schlußvers eines Psalmes wiederholte, oder respondirend, indem es nach einzelnen Psalmengliedern, welche von den Sängern vorgetragen wurden, einfiel und eine Art von Refrain sang. Es dürfte zweifellos sein, daß schon seit den ältesten christlichen Zeiten eigene Sänger für den liturgischen Gesang bestellt waren, welche dann wohl ihre Weisen schon mitbrachten und sie nicht erst aus der Musikübung des Volkes herausbilden mußten. Wir gestehen auch gerne ein, daß es uns nicht so ganz klar werden will, wie selbst die einfachste Melodie aus dem Gewirre der gemeinsamen Recitation der Psalmen — um mit dem Meister der Zukunftsmusik zu reden — hervortauchen kann. Desungeachtet möchten wir die Aufstellungen des Autors nach ihrem wesentlichen Gehalte nicht durchaus ablehnen. Sie erklären uns doch einigermaßen die Thatsache, daß der gregorianische Gesang und in ihm, als in ihrer Grundlage, die ganze spätere Musik des Abendlandes im eigentlichen Gegensatze zur vor- und außerchristlichen Kunst sich befindet.

Wie dann auf diesem Boden die christliche Kunst emporblühte, wird nun des weitern gezeigt. Die einzelnen Stadien dieses Entwicklungsganges lassen sich nicht mehr feststellen (S. 17). Jedenfalls konnte eine weiter ausgreifende Entwicklung erst dann stattfinden, als das Christenthum selbst frei in die Welt hinaustreten durfte. Daß sie dabei an das vorhandene Material sich anlehnte, ist selbstverständlich. Wie dieser Proceß vor sich ging, wie der einfache Recitationstypus sich entwickelt hat, mag man an manchen ambrosianischen Antiphonen sehen, welche in vielem noch an die alte Psalmodie erinnernd, doch einen Fortschritt zum Ziele darstellen, dem der kirchliche Gesang zustrebte. Als die treibenden Elemente werden angeführt: 1. das Bedürfniß einer dem sprachlichen Vortrag analogen Cadenz am Ende des Textes und seiner bedeutendern Abschnitte; 2. die Macht des Accentes; 3. das Bestreben, Abrundung, Zusammenhang und logische Entwicklung in der Melodie herzustellen (S. 18). Die kunstgemäße Gestaltung der einfachen Psalmodie erheischte aber auch entsprechende ausführende Kräfte — liturgische Gesangchöre, welche wiederum durch die schaffende Thätigkeit ihrer kunstgeübten Mitglieder eine reflexe Wirkung auf die Weiterausbildung der Gesänge äußerten, die um so größer werden mußte, je mehr die religiöse Begeisterung dem künstlerischen Streben ihre kräftigen Schwingen lieh. — Träger dieser Entwicklung ist das 4., 5. und 6. Jahrhundert[1]. Das formelle Kunst-

[1] Warum sollte sich der Einfluß kunstgeübter Sänger nicht auch schon früher geltend gemacht haben? Daß solche schon in den frühesten Zeiten verwendet wurden, beweisen unter andern die Apostolischen Constitutionen. Wenn sie L. III. c. 11 die ψάλται und ᾠδοί zu den Clerikern rechnen (ἀλλ' οὔτε τοῖς λοιποῖς κληρικοῖς), so

mittel, welches sich dazu als eine künstlerische Nothwendigkeit darbot, ist das Melisma; freilich nicht in jener Vollendung, wie es im ausgestalteten gregorianischen Choral auftritt, sondern in jenen einfachen, spärlichen Formen, von denen bis zu den ausgestalteten Melismen noch ein weiter Weg war, der sicher nicht sprungweise zurückgelegt worden ist (S. 24). Auch ging die Entwicklung zu dem musikalischen Reichthum nicht überall in gleicher Weise von statten, schon deshalb, weil die liturgischen Verhältnisse nicht überall dieselben waren (S. 30). „Uns interessirt natürlich besonders die Entwicklung der Dinge in Italien. Mit Rücksicht darauf haben anerkannte Forscher die Behauptung aufgestellt und bekräftigt, daß die damals in Italien, auch in Rom, verbreitete Liturgie und Gesangsweise keine andere war als die sogen. ambrosianische" (S. 31).

Damit wäre somit der erste geschichtliche Haltpunkt gewonnen. Der Autor sucht diesen nun durch nähere Vergleiche zwischen den ambrosianischen und gregorianischen Melodien zu befestigen. Die Bildung der erstern beruht auf demselben Gesetze, wie jene der gregorianischen Gesänge (S. 32). Daß der hl. Ambrosius für die Entwicklung des kirchlichen Gesanges im Abendlande eine entscheidende Thätigkeit ausübte, wird uns von alters her so bestimmt berichtet, daß es als ausgemachte Thatsache gelten muß. Wie sich diese Thätigkeit im einzelnen gestaltete, ist allerdings nicht so klar; allein seine Hymnendichtung — sowohl im Wort, wie im Ton — kann doch auch nicht bezweifelt werden, und wenn man die darüber laut gewordenen Berichte auch nicht preßt und vergewaltigt, so folgt daraus immer noch, daß er auch den Antiphonengesang in seiner Kirche einführte. Gesetzt nun, er habe diese neuen Gesänge nach griechischen Vorbildern gestaltet, so folgt daraus noch nicht, daß die einheimischen Weisen und Gepflogenheiten dabei keinen Einfluß übten, wodurch die fremden Elemente gleichsam heimisch umgestaltet wurden. Das wäre allerdings eine logische Entwicklung, wovon der Autor mit Vorliebe spricht. Es ist uns aber nicht klar geworden, wie er sich diese Entwicklung denkt. Bald erscheint sie als etwas mehr Zufälliges, bald als etwas Beabsichtigtes, bald fast als etwas geradezu Naturnothwendiges. — Was das Interesse besonders weckt und unbestreitbar den theoretischen Aufstellungen bedeutend nützt, sind die mitgetheilten Notenbeispiele ambrosianischer, gallikanischer und mozarabischer Melodien (S. 42—47), der Vergleich des Alleluja vom Karsamstag mit der Präfationsmelodie (S. 25) und mehreres andere. Das beste Zeugniß für die bedeutende innere Lebensfähigkeit des ambrosianischen Gesanges ist jedenfalls die Thatsache seines nach Raum und Zeit weithin reichenden Bestandes. Er ist doch höchst wahrscheinlich das Corpus musicum, welches nach zwei Jahrhunderten und mehr in Italien noch Verwendung fand, und an welches sich die reformirende Hand Gregors des Großen legte.

Die Tradition, welche dem heiligen Papste Gregor I. (590—604) die Vollendung des liturgischen Gesanges zuschreibt, ist in neuester Zeit nicht ohne

verstehen sie darunter doch Leute, die für ihre Amtsübung gebildet waren. Uebrigens erinnert man sich hier unwillkürlich an die ᾠδαὶ πνευματικαί des hl. Paulus: Eph. 5, 19; Kol. 3, 16.

Geschick und Scharfsinn angegriffen, aber noch besser und siegreich vertheidigt worden. Wenn aber auch der Sturm auf die alte Tradition erfolgreich abgeschlagen wurde, so bleibt doch das eigentliche Wesen der Reformen Gregors noch immer so sehr im Dunkel, daß jeder Versuch, es zu lichten, wenn er nur von einer soliden Thatsache ausgeht, willkommen sein muß. Professor Wagner hält sich dabei an die freilich etwas sparsam hingestreuten Worte des Biographen Gregors, Johannes Diakonus[1]: Antiphonarium centonem compilavit, was so viel heißen will, als Gregor habe das Antiphonar zusammengestellt. Wir hätten uns demnach die Thätigkeit des großen heiligen Papstes als eine das vorhandende Material redigirende zu denken, wodurch die verschiedenen musikalischen Theile der heiligen Messe und des übrigen kirchlichen Gottesdienstes in einheitlicher Weise zu einem abgeschlossenen Ganzen verbunden wurden. Die einfachern Bestandtheile wurden dabei reichlicher ausgestaltet, während die üppigern Gesangsformen sich eine Reduction gefallen lassen mußten. Man braucht nur die gregorianische Psalmodie gegen die ambrosianische zu halten, um die Aenderung und ihren Grund zu erfahren. Das Princip der Recitation ist geblieben, Anfang und Ende des Verses erhalten eine, wenn auch geringe, melodische Ausschmückung (S. 51). Wie die ambrosianische d. h. ältere Form im gregorianischen Gesang vereinfacht erscheint, wird treffend an dem Offertorium in Dominica I. Adventus: Ad te levavi animam meam gezeigt (S. 52). „Gegenüber der ambrosianischen Version ist die gregorianische eine Kürzung, die aber nicht durch einfaches Wegschneiden von Tonreihen erzielt wird — das wäre ein unkünstlerisches Verfahren —, sondern durch eine organische Verarbeitung der Phrasen ineinander" (S. 53). Mit andern Worten: Gregor d. Gr. hat mit den ambrosianischen Gesängen dasselbe gethan, was tausend Jahre später im Auftrage seines Nachfolgers die Redactoren der Medicaea thaten; nur hat er sich dabei keines unkünstlerischen Verfahrens schuldig gemacht, wie jene es thaten durch einfaches Wegschneiden von Tonreihen ohne organische Verbindung der Phrasen ineinander. Ohne in die noch erst zu beweisende Behauptung des Autors bezüglich der technischen Gestaltung der gregorianischen Melodien aus den ambrosianischen weiter einzugehen, machen wir nur aufmerksam, daß derselbe, um jene zu rechtfertigen, sich auf die ästhetische Wirkung der gregorianischen Fassung beruft. Die „zu etwas Neuem zusammengeschweißten üppigen Melismen"

[1] Johannes Diakonus, Hymonides, war erst Mönch auf Monte Cassino und dann Diakon der römischen Kirche. Als solcher schrieb er ums Jahr 872 im Auftrage des Papstes Johannes' VIII. das Leben des hl. Gregor d. Gr. Als Quellen benutzte er schon ältere Auszüge aus den Briefen Gregors und zahlreiche Actenstücke der römischen Archive. Die angezogene Stelle findet sich im zweiten Buche, welches die Pontificalthätigkeit des Papstes beschreibt. Sie heißt: Antiphonarium centonem cantorum studiosissimus nimis utiliter compilavit; scholam quoque cantorum, quae *hactenus eisdem institutionibus (!)* in sancta Romana ecclesia modulatur, constituit. Unmittelbar darauf wird bemerkt, daß in dem bei der Lateranensischen Patriarchalkirche von Gregor erbauten Cantorenhause das authentische Antiphonar desselben aufbewahrt werde.

besagen ihm nämlich dasselbe, was die frühere Lesart weitläufig ausdrücken sollte: „die Erhebung des Gemüthes zu Gott". Und dadurch wird alles recht und richtig. Wenn aber bei der Redaction der ambrosianischen Gesänge ein solcher Standpunkt genügte, warum hätten ihn die besten Musiker ihrer Zeit, die wahrlich doch auch „feinsinnig" genug waren, bei der Redaction der Medicaea nicht einnehmen dürfen? Wenn damals die Kürze den Ausdruck „plastischer und charakteristischer" machte (S. 54), warum war das später nicht möglich, wo in der musikalischen Kunst überhaupt Drang und Streben erwachen, das rein formelle Moment dem sachlichen Ausdrucke dienstbar zu machen?[1]

Wenn sodann die ambrosianische und gregorianische Form des Introitus vom Ostertage nebeneinander gestellt werden (S. 54 und 55), so ist dieser Vergleich gewiß sehr interessant; aber selbst der einfache Augenschein zeigt, daß im großen und ganzen der Formenreichthum hier wie dort so ziemlich gleich vertheilt ist. Wenn in der einen Fassung an dieser oder jener Stelle mehr Einfachheit sich zeigt, so ist sie dafür an andern Punkten viel reicher als die andere Fassung. Daß sich dabei in der gregorianischen Redaction das förmliche zielbewußte Streben offenbart, Symmetrie und Ebenmaß herzustellen, vermögen wir allen Ernstes nicht zu entdecken, geben aber gerne zu, daß der ästhetische Eindruck der gregorianischen Melodie auch uns als der bessere erscheint[2]. Damit soll nicht gesagt sein, daß dem päpstlichen Redactor nicht fixe Gesetze bei seiner Melodienbildung vorschwebten. Es liegen dieser offenbar gewisse Gesetze zu Grunde, die in einem gewissen Grade überall dieselben sind und Zeugniß ablegen „für die zielbewußte Arbeit der Redaction". Ihr Resultat war auch ein entschiedenes Kunstwerk, dessen Werth die fromme alte Zeit so hoch schätzte, daß sie des guten Glaubens war, der hl. Gregorius habe es unter besonderer Einwirkung des Heiligen Geistes vollendet. „Das allerschönste Zeugniß für das Werk des großen Künstlers und Papstes ist aber die tausendjährige Bewahrung seiner Weisen in Schrift und Mund" (S. 63). Das glauben wir auch und geben noch ein paar Jahrhunderte dazu, bis zur Gegenwart; denn schließlich sind es noch immer die gregorianischen Weisen, welche die römische Kirche der katholischen Welt in der neuesten officiellen Ausgabe als die ihrigen vorstellt.

Das dritte Kapitel behandelt die Verbreitung des gregorianischen Gesanges, dessen Urheber zwar nur die Bedürfnisse seiner päpstlichen Kapelle im Auge haben mochte, der sich aber doch die Anerkennung der ganzen abendländischen Welt erobern und zum Gemeingut der lateinischen Kirche werden sollte (S. 64). Diesen Erfolg „verdanken die gregorianischen Gesänge zwei Eigenschaften: sie

[1] Palestrina läßt zweifellos infolge dieses Strebens gerade an solchen Stellen seiner größten Meisterwerke, wo der sachliche Ausdruck zu höherer Geltung kommen soll, die Homophonien eintreten.

[2] Die Ausgabe Dom Pothiers kürzt an dieser Stelle auch die gregorianische (?) Melodie ab, indem sie die zu dem Worte Domine gehörige Tongruppe einfachhin ausläßt, weil die gegenwärtige Liturgie dieses Wort nicht mehr hat. Eine Störung im Ebenmaße der Melodie wird deshalb nicht wahrnehmbar.

waren das Werk eines Papstes und erklangen in Rom, im Herzen der Christenheit. Für die Herstellung der Einheit auch in solchen Dingen, welche nicht mit der Glaubensregel zusammenhängen, die allmählich die gesamte Kirche sich aneignete, waren sie ein hervorragendes Mittel" (S. 65). Sehr wahre Worte, die heute noch ihre Geltung haben und eine förmliche Apologie enthalten für die Bestrebungen des Apostolischen Stuhles, im liturgischen Gesange Einheit herzustellen. Nicht minder richtig ist, wenn der Autor das Werk Gregors als eine künstlerische und kunsthistorische That von größter Tragweite betrachtet, indem, wie der Musikhistoriker Ambros sagt, der gregorianische Gesang überall den Boden bereitet hat, so daß die europäisch-abendländische Musik sich in allen diesen Ländern gleichmäßig entwickeln konnte.

Unser Autor führt an erster Stelle England an, das auch zuerst den Gesang des hl. Gregor von Rom bekam, und von dessen Pflege der gregorianischen Melodien im 7. Jahrhundert die auf uns gekommenen Berichte ein großartiges Bild geben. Daß einer solchen Thatsache gegenüber England der klassische Boden für Choralforschungen sein müßte, versteht sich von selbst. Allein der Sturm der Kirchentrennung mit seiner blinden Wuth gegen alles Katholische hat auch hier und zwar unersetzlich geschadet, indem er von den Handschriften des gregorianischen Gesanges gerade die ältesten und werthvollsten vernichtete, so daß die ältesten, welche uns übrig geblieben sind, über das 12. Jahrhundert nicht weit hinausgehen und folglich die oben bezeichnete Kluft auch nicht zu überbrücken im stande sind. Die Menge dessen, was sich aus dieser Sündfluth des rohen Fanatismus bis auf uns gerettet hat, läßt schließen, welch reiche Schätze für immer verloren gingen. Die erhaltenen zu heben und zugänglich zu machen, hat sich in England die Plainsong and Mediaeval Music Society gebildet, deren mit englischer Munificenz ausgestattete Publicationen für die Geschichte der Musik bereits höchst interessante Momente ergaben [1].

Englische und irische Mönche, welche den Bewohnern Deutschlands das Christenthum predigten, brachten auch die römischen Gesänge mit. Der hl. Bonifatius errichtete an den Centren des kirchlichen Lebens Gesangschulen nach dem Muster der gregorianischen Schule in Rom, so in Fulda, Eichstätt und Würzburg. Entscheidend wirkte der Einfluß der fränkischen Könige, besonders jener Karls d. Gr. Wie sein politischer Scharfblick die hohe Bedeutung der Glaubenseinheit unter seinen Völkern erkannte, so mißkannte er auch nicht, von welcher Bedeutung für diese Einheit die Gemeinschaft des Kirchengesanges sein müsse. Seine Capitularien beschäftigen sich wiederholt mit der obligatorischen Einführung des römischen Gesanges. Er selbst nahm persönliches Interesse am Unterrichte in demselben, der nicht nur in kirchlichen Gesangschulen, sondern auch in seiner Hofschule gelehrt wurde. Das wichtigste Moment in dieser Thätigkeit Karls ist aber für uns seine Sorge für die Reinerhaltung der Gesänge. „Zu verschiedenen

[1] Sie vindiciren ihrer Heimat vor allem das Vorrecht, die Wiege des mehrstimmigen Gesanges zu sein, da sich schon aus dem 10. Jahrhundert ein zweistimmiger Satz erhalten hat.

Malen erbat sich der Kaiser von Rom Gesanglehrer, die neue Abschriften des gregorianischen Antiphonars mitbrachten. Die Berichte darüber bedürfen einer besondern kritischen Behandlung, die ihnen hier nicht gegeben werden kann" (S. 72). Aber uns scheint doch, daß sie ihnen hier wenigstens einigermaßen hätte gegeben werden müssen. Denn zwischen den römischen und den fränkischen Sängern kam es zu Widersprüchen und Zänkereien. Diese mögen allerdings ihren vorzüglichsten Grund in dem Künstlerstolze der italischen Singmeister gehabt haben, welche die wilden Franken (feritate naturali) mit ihren Bärenstimmen und ihren rauhen Säuferkehlen [1] nur eines Gebrülles (fragor) und keines Kunstgesanges für fähig hielten. Allein es scheint doch auch noch etwas anderes im Spiele gewesen zu sein; denn wie die Italiener den Franken eine Fälschung des gregorianischen Gesanges vorwarfen, so gaben ihnen jene diesen Vorwurf prompt zurück [2]. Um was es sich bei diesen naeniis handelte, kann nicht mehr ermittelt werden. Zunächst mag es sich um Nuancirungen im Vortrage gehandelt haben, aus denen sich kunstvollere Verzierungen des Gesanges wie von selbst ergaben, welche dann von den minder geübten Organen der gallo-germanischen Sänger nicht so leicht und rasch mit der geforderten Anmuth wiedergegeben werden konnten [3]. „Was aber für den Augenblick nicht vollständig zu erreichen war, leisteten im Laufe der Zeit die vielen Sängerschulen: zu Metz, Soissons, Orléans, Toul, Dijon, Paris, Lyon ꝛc. gab es solche. Besonders berühmt unter ihnen wurde die zu Metz. Allen voran aber that es die Schule von St. Gallen, die ein besonderes Kapitel verdient" (S. 74). Dieses behandelt, wie es sich von selbst versteht, „die Entstehung der Sequenzen und Tropen".

Der Schöpfer der Sequenzen ist der berühmte Mönch Notker, der Stammler. Seine Schöpfung ist eigentlich eine Reaction gegen die „langen Melismen"

[1] Alpina siquidem corpora, vocum suarum tonitruis altisone perstrepentia — . . . bibuli gutturis barbara feritas und ähnliche Complimente bietet Johannes Diakonus auf, um die notorische Unfähigkeit der alten Germani seu Galli für feinern (modulationis dulcedinem) Gesang zu constatiren. Vita Caroli Magni. Lib. II, n. 7.

[2] Cum Gallorum procacitas cantum a nostratibus quibusdam naeniis argumentaretur esse corruptum (ibid. n. 9).

[3] Eine Verfeinerung der gregorianischen Gesänge wird dem zwölften Nachfolger Gregors d. Gr., dem Papste Vitalian, zugeschrieben. Wie wir aus der Vita S. Notkeri Balbuli (AA. SS. Apr. I, 579) ersehen, bestand in St. Gallen noch im 13. Jahrhundert eine gewisse Kunde davon. Ekkehard (V. c. 1210) berichtet nämlich von einer Art päpstlicher Kapellen, deren Mitglieder Vitaliani hießen und welche bei den Pontificalämtern des Papstes den Gesang nach der Weise Vitalians auszuführen hatten. Hic est ille Vitalianus praesul, cuius adhuc cantum, quando Apostolicus celebrat, quidam, qui dicuntur Vitaliani, *solent* edere in praesentia eius. — Bei Thimus, Die harmonikale Symbolik des Alterthums (1. Theil, S. 262) lesen wir: Von Gregor V. (soll heißen III.) wird zum Jahre 735 ganz ausdrücklich angeführt, daß er eine Weise des Gesanges eingeführt habe, welche den besondern Beinamen „der musikalische Gesang" erhalten habe: ubi sunt cantores et pueri Symphoniaci etc.

(Sequenzen genannt), die dem hochbegabten Mönche schon von früher Jugend an als eine Art künstlerischer Verirrung erschienen, weshalb er (Notker) sann, wie er sie mit Textworten versehen könnte, um sie sozusagen zu einem bestimmtern Ausdruck zu bringen[1]. Das Charakteristische an den Sequenzen war, daß auf jede Silbe nur ein Ton kam. Im Anfange gestaltete Notker nur die Allelujamelodien (Jubili) um, später aber „konnte er in die gefundene Form eigene Gedanken gießen" (S. 79). Professor Wagner stellt sogar die Frage, ob Notker nicht auch deutsche Liedmelodien verarbeitet habe. Er meint, Bezeichnungen wie: Puella turbata, Nostra tuba, Planctus sterilis u. s. w. könnten ganz gut von Liedern herrühren „vom verstörten Mägdlein" u. s. w. Dies um so mehr, als man in St. Gallen thatsächlich das deutsche Lied pflegte und Ratpert, der zu Notker in den innigsten Beziehungen stand, ein vielgesungenes St. Gallus-Lied componirte (S. 79). Wir heben hier noch einzelne Sätze unseres Autors hervor als bezeichnend für die Sache und seine Auffassung davon. Die schöne, übersichtliche Form der Compositionen Notkers kommt ihm „ohne Zweifel" aus der Beschaffenheit der Jubili, an welche sie anschließen. Die Neigung zur Pracht- und Klangentfaltung, die kühnen, melodischen Gänge und anderes unterscheiden ihm aber Notkers Sequenzen von den gregorianischen Gesängen. „Es ist nicht mehr die stille, äußern Glanz fast verschmähende Art der ältern gregorianischen Melodien, deren höchstes Ziel ein edles Maßhalten bildet" (S. 80). Er sieht darin das erste Anzeichen des Schwindens der Schöpferkraft, welche die alten Weisen eingab. Er meint, die Periode der gregorianischen Kunst sei vorüber, insofern wenigstens, als man nicht mehr im stande ist, Weisen zu erfinden, welche den ältern an Tiefe der Empfindung gleichkommen (ebd.). Unmittelbar darauf lesen wir: „Die Sequenzen sind mit ihrer syllabischen Textbehandlung nichts anderes, als eine Negirung der Melismen, ein Protest gegen die allzu freie Regung des Musikalischen in der Gesangsmelodie."

---

[1] Quonam modo eas potuerim colligare, heißt es in seiner Vorrede zu den Sequenzen. Es schwebte ihm dabei wohl neben dem praktischen Vortheile, diese wortlosen Musikstücke vor Vergessenheit zu bewahren, ein ästhetisches Moment vor, wie aus dem Umstande erhellt, daß ihm ein Antiphonar, das ein Mönch von Jumièges nach St. Gallen brachte, zwar einerseits gefiel, weil sich dort Verse zu den Sequenzen fanden, aber andererseits auch mißfiel, weil die Melodienbildung eine fehlerhafte war. Raymund Schlecht bemerkt in seiner „Geschichte der Kirchenmusik" S. 45, daß zwar die Annahme, die Veranlassung zu den Sequenzen sei aus dem Bestreben entstanden, den Alleluja-Neumen Texte unterzulegen, eine allgemeine sei, fügt aber hinzu, daß ein thatsächlicher Vergleich der Neumen, wie sie in den ältesten Codices uns vorliegen, zu dieser Annahme nur in beschränktem Maße berechtige. Es sei anzunehmen, daß die Melodien der Alleluja nur als Motive gegolten haben, da die Alleluja-Neumen, wie sie auf uns gekommen sind (sic), die für den Sequenzentext nothwendige große Anzahl von Noten nicht haben. Ob wirklich, wie von anderer Seite behauptet wird, der Jubelgesang im 9. Jahrhundert so erheblich verlangsamt war, daß man die langen Anhängsel nicht mehr verstand, möchte mit der Annahme unseres Autors von der Sicherheit der Tradition sich nicht gut reimen.

Demselben Geist, der die Sequenzen hervorrief, sind auch die Tropen entsprungen [1]. Es war Notkers Freund Tuotilo, der diese neue Art ersann, indem er die Neumen im Kyrie, Ite missa est u. s. w. zwischen den einzelnen Textgliedern mit Texteinschaltungen (Interpolationes, Intercalationes, Farciturae) versah. Z. B. für Marienfeste: *Kyrie*, virginitatis amator inclyte, pater et creator Mariae, *eleyson*. *Kyrie*, qui nasci natum volens de virgine, corpus elegisti Mariae, *eleyson* etc. Daß ein solcher subjectiver Eingriff in den liturgischen Text auf einem nicht zu rechtfertigenden Mißverständniß beruht, versteht sich von selbst. Man wird dem Autor unbedingt zustimmen, wenn er bemerkt: „Es ist nicht zu verkennen, daß solche Tropen leicht einen Subjectivismus in die Kirche einführen konnten, der ihr wenig angemessen war." Was aber folgt, möchten wir nicht so glatt passiren lassen. Herr Prof. Wagner kann die gute Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, einen gewissen Seitenhieb zu führen, der sicher festsitzen soll. „Immerhin", meint er, „war diese Art, die langen Melismen auf Grund der Stimmung des Festes zu interpretiren, künstlerisch berechtigter als das Verfahren, das man später einschlug, wo man sie einfach wegschnitt" (S. 82). Das wäre aber erst zu beweisen. Uns scheint just das Gegentheil das richtige, und zwar nicht bloß vom liturgischen Standpunkte aus, sondern auch in Bezug auf die künstlerische Berechtigung. Wenn wir uns nicht total irren, so ist es doch eine klare Folgerung der gesamten Darstellung des Autors, daß wir im Melisma ein absolut musikalisches Element vor uns haben, das seine Entstehung und Entfaltung dem Drange und dem Bestreben verdankt, den in der Melodie eingekleideten Gedanken des Textes im reinen, absoluten Tongebilde auszuspinnen, gleichsam auszujubiliren. Wenn es sich nun darum handelte, die Choralgesänge von einem Uebermaße des rein musikalischen Elementes zu befreien, so war es unseres Erachtens den allgemein principiellen Forderungen der Aesthetik angemessener, das Uebermaß zu reduciren, als den betreffenden Kunstformen eine ganz andere Aufgabe zu geben, die ihrem Wesen, ihrer Idee eher widerspricht, als entspricht. Wir möchten doch sehr bezweifeln, ob diese Einschiebsel, selbst wenn sie „mit Klugheit" angewendet werden, „eine ästhetische Bedeutung gewinnen können". Dies um so mehr, wenn das „gregorianische Kunstwerk" wirklich etwas in sich so Vollendetes ist, wie es dem Autor erscheint. In St. Gallen soll sich indessen der „Protest gegen die allzu freie Regung in der Gesangsmelodie" mit einer treuen Pflege des gregorianischen Chorales wohl vertragen haben. Gerade die St. Galler Choralhandschriften gehören zu den werthvollsten, die wir haben. Durch die authentische Copie des

[1] Die Bezeichnung tropus wurde von den mittelalterlichen Theoretikern auf gewisse Tonformeln angewendet zur sichern und leichtern Erkenntniß der Tonart. Sie finden sich nur in Verzeichnissen der Anfangsworte von Gesängen (Tonarien) und haben im 10. und 11. Jahrhundert gewöhnlich die Sprüche der acht Seligkeiten als Memorialtexte untergelegt. Mit ihnen haben Tuotilos Tropen nichts zu thun, welche als reine Textinterpolationen erscheinen und wie die Sequenzen (Prosen) gewiß auch aus dem Bestreben entstanden sind, den betreffenden Gesängen der heiligen Messe eine scharf ausgeprägte Feststimmung zu geben.

Romanus, welche noch zur Zeit des Mönches Hartmann († 924) vorhanden war, stehen sie im Zusammenhang mit dem römischen Original des hl. Gregor. Allein die obengenannte Doppelkluft vermögen auch sie nicht zu überbrücken. Der Autor ruft dafür schließlich ein anderes Medium an — die Gesangschulen.

Die Einrichtung der Gesangschulen soll nicht dem Zufall, sondern einer Nothwendigkeit entsprungen sein. „Die mittelalterliche Notenschrift, die, wie wir sehen werden, nicht das zu leisten hatte, was wir heute von einer Notenschrift verlangen, hatte ihre Voraussetzung in einer starken mündlichen Tradition" (S. 84). Das heißt wohl so viel als: weil die Neumenschrift aus sich keineswegs die Melodie mit Bestimmtheit erkennen ließ, so mußte ihr unerläßlich eine mündliche Tradition an die Seite treten, die allerdings stark und kräftig sein mußte, wenn sie gegenüber allen möglichen Zufälligkeiten und Velleitäten eine solide Garantie bieten sollte. Der Autor findet diese Garantie in dem Gedächtnisse eines starken Chores. „Nur dadurch konnte sich, die ersten Jahrhunderte wenigstens, der gregorianische Gesang rein und unverfälscht erhalten, daß er in das Gedächtniß eines starken Chores eingegraben war. Und wenn wir uns einen Chor von ein paar hundert Sängern vorstellen, wie es deren in St. Gallen und Reichenau schon gab, zu dem alte, ehrwürdige Greise gehörten, wie auch rüstige Männer und frische Knaben, so war eine Aenderung der Melodie undenkbar. Absichtlich wurde sicher nichts geändert, und hätte einer zufällig einmal anders gesungen, so waren mehr wie Hunderte da, welche ihn eines Bessern belehren konnten" (S. 84). Das alles klingt wie ein hübsches Märchen, schwindet aber rasch, wenn man den Maßstab der Wirklichkeit daran legt. Gesetzt auch, daß das Gedächtniß eines starken Chores solche Garantien bieten möchte, aber wo sind diese, bis die Melodie sich in das Gedächtniß eines ein paar hundert Sänger zählenden Chores „eingegraben hatte"? Noch auf S. 83 hat der Autor vom Mönche Hartmann, der selbst Componist war, geschrieben, daß es sein Hauptbestreben war, die gregorianischen Lieder so zu lehren, wie sie im Antiphonar enthalten waren. Er stützte sich also nicht auf das Gedächtniß seines starken Chores, sondern auf das Antiphonar, d. h. auf sein eigenes Gedächtniß; denn die Notenschrift, in welcher ihm dieses die Melodien überlieferte, hatte ihre Voraussetzung in der Tradition, und zwar in einer starken Tradition. Woher weiß denn der Autor, daß die paar Hunderte, Greise, Männer und Knaben, in alle, auch die complicirtesten Melodien des Antiphonars so eingeschult waren, daß sie, hätte einer — besonders aus den eigentlich geschulten Sängern — zufällig anders gesungen, ihn eines Bessern belehren konnten? Es ist doch eine kühne Behauptung, daß absichtlich nichts geändert wurde. Daß sich eine allzu freie Regung des Musikalischen in der Gesangsmelodie geltend gemacht habe, gibt ja der Autor zu. Soll dies ganz absichtslos geschehen und sollen die „langen Melismen" ganz absichtslos entstanden sein? Wenn die einen in den langen Jubilationen ein höchst passendes Mittel sahen, ihre Feststimmung auszudrücken, und wenn später die andern sich an diesem wortlosen Jubiliren nicht mehr so erwärmen konnten und deshalb ihre Sequenzen und Tropen dichteten: wer sollte da noch glauben, daß niemals absichtlich etwas geändert wurde? Der Autor findet es „ganz eigenthümlich",

daß diese Sängerschulen von dem Augenblicke an verschwinden, wo die Notenlinie allgemein angenommen war und zur Herstellung einer allseitig befriedigenden Notenschrift geführt hatte.. „Um das Jahr 1100 hatten die Sängerschulen ihre Aufgabe erfüllt, sie waren überflüssig geworden. Die Melodien des hl. Gregor waren gegen jede Veränderung sichergestellt, jeder Einzelne konnte in den Stand gesetzt werden, sie zu lesen“ (S. 84). Diese alten Gesangschulen waren also nach dem Autor zunächst da, die Melodien des hl. Gregor gegen jede Veränderung sicherzustellen. Das gewiß nicht. Sie waren zunächst da, die Melodien des hl. Gregor zur praktischen Aufführung beim Gottesdienste zu bringen. Nur in zweiter Reihe war es ihre Bestimmung, oder besser, war es die Folge dieser ihrer Aufgabe, daß sie dieselben unverändert bewahren sollten. Wie weit sie dazu befähigt waren, haben wir eben bemerkt. Wenn sie bei der Aufnahme einer genauern Notenschrift in ihrer ältern Form aufhörten, so lag das doch offenbar nicht daran, weil man glaubte, jetzt sei der gregorianische Choral gegen jede Veränderung sichergestellt, sondern weil ein anderes, besseres Lehrmittel auch den Unterricht anders und leichter gestaltete. Denn daß jede Schulung im Kirchengesange dann als überflüssig aufhörte, wird der Autor nicht sagen wollen. Auch mit der nun gewonnenen Garantie gegen *jede* Veränderung wird er es ohne Zweifel nicht genau nach des Wortes vollem Gewicht genommen wissen wollen.

Uebrigens lag es auch nicht in des Autors Absicht, darzustellen, wie die Folgezeit das nunmehr zum Gemeingut der lateinischen Kirche gewordene Kunstwerk des gregorianischen Gesanges bewahrt hat. Es erübrigt ihm also nur noch die Betrachtung der Notenschrift, deren man sich zur Aufzeichnung des liturgischen Gesanges bediente (S. 84). Sie bildet dann den Gegenstand des folgenden, fünften Kapitels: „*Die Notenschrift des gregorianischen Gesanges.*“ Selbstverständlich beschäftigt hier den Autor zunächst die Neumenschrift. Die Thatsache, daß die Elemente der Choralnotation durch die Accente gebildet werden, deren sich die Grammatiker bedienten, um die Betonungsverhältnisse der Sprache zu bezeichnen, erklärt sich der Autor aus seiner Annahme von der „theilweisen Entwicklung des lateinischen Kirchengesanges aus der gehobenen Sprache“. Die wenig zahlreichen und nur ein paar Töne umfassenden Cadenztypen, welche in der ältesten Recitation am Ende des Psalmverses sich anfügten, konnten durch die Accentzeichen genügend dargestellt werden, wenn man mit dem Acutus, der früher von unten nach oben geschrieben wurde, den Begriff des relativ hohen, mit dem Gravis — von oben nach unten — den des relativ tiefen Tones verband. So kam man dazu, den beiden Zeichen schließlich die ausgesprochene musikalische Bedeutung des höhern und tiefern Tones zu geben. Auch die Cheironomie [1], d. i.

[1] Den bedeutenden Einfluß der Cheironomie wenigstens für die Erlernung der Choralmelodien beweist wohl am besten das Wort neuma für die notenreichen textlosen Passagen derselben (νεῦμα = Wink). Uebrigens sehen wir nicht ein, warum bei einem nur ein wenig ausgebildeten System der Dirigirende, oder besser der Lehrer, nicht auch die Intervalle andeuten konnte. Wir betonen hier das Lehren und Lernen der Melodien; denn bei einem fließendern Vortrag konnte ein complicirteres Bezeichnen durch Winke mit der Hand allerdings nicht mehr dienen.

die Bezeichnung der Melodiebewegung durch Handbewegungen des Chordirigenten, wird als Hilfsmittel für die Bezeichnung des Steigens und Fallens der Melodie angenommen. In Wort und Sache von den Griechen herstammend, ist sie mit der Neumenschrift des Mittelalters sehr verwandt, und es haben beide das gleiche Princip, so daß Dom Mocquerau in der Paléogr. music. die Neumenschrift in ihrem ältesten Stadium mit Recht die „cheironomische Schrift" nannte (S. 96). Uebrigens konnte der Dirigirende durch seine Handbewegung nur das Steigen und Fallen der Melodie als solches, nicht aber ebensogut die einzelnen Intervalle andeuten. Daraus begreift sich, „daß die mittelalterliche Notation für den liturgischen Gesang das Charakteristische an sich hat, daß nicht bestimmte Intervalle fixirt werden, sondern nur die Art der Tonbewegung" (S. 96). Und dieses Charakteristische ihres ältesten Stadiums verlor sie auch nicht, als sich „unter der Einwirkung der Verhältnisse, welche die schmucklose Recitation allmählich in die entwickelte musikalische Form hinüberleiteten, auch ihre Entfaltung vollzog" (S. 97). Deshalb bleibt auch für Herrn Wagner, nachdem er auf der gegebenen Grundlage der Accente den allmählichen Aufbau des höchst complicirten Neumensystems gezeigt hat, zu gutem Ende immer wieder die „wichtigste Frage" übrig: „War es möglich, daß die liturgischen Melodien mit Hilfe einer Notenschrift erlernt und rein erhalten wurden, die nur die Bewegung der Stimme, nicht aber die Intervalle angibt?" Für uns ist besonders wichtig, ob auf diese Weise eine sichere Tradition möglich war. Daß dies die wichtigste Frage ist, versteht sich von selbst.

Wenn sich der Autor an ihre Beantwortung wagt, so schickt er ein paar Präcautionen voraus, die offenbar die Wege für ihn ebnen und die hauptsächlichsten Hindernisse wegräumen sollen. Schon die Paléogr. music. hat ihres Ortes bemerkt, daß man, um die Bedeutung der Neumenzeichen zu verstehen, nicht die ausgebildeten, reichen Formen des Alleluja 2c. zum Ausgangspunkte der Untersuchung nehmen, sondern auf die primitiven Zeiten zurückgehen müsse, wo sich der Gesang von der Sprache loslöste. Dann würde man ohne Mühe (sic) verstehen, daß die Accente zu musikalischen Zeichen werden konnten. Wie man aber dann auch ohne Mühe verstehen könne, daß diese Zeichen eine sichere musikalische Tradition zu vermitteln vermögen, ist damit noch nicht gesagt. Unser Autor nun meint, für einen Musiker des 19. Jahrhunderts sei es allerdings schwer, in dieser Materie zurechtzukommen. Wer es aber verstehe, von den Voraussetzungen des modernen Musiktreibens zu abstrahiren und sich in das Mittelalter hineinzudenken, würde das Richtige schon treffen (S. 103). Das heißt so viel als: der wird die Ueberzeugung gewinnen, daß dort das entscheidende Moment für die Ueberlieferung der Melodien in der mündlichen Tradition lag. Er wird aber auch bei seinem Hinauf- und Hineindenken ins Mittelalter auf Thatsachen stoßen, welche ihm beweisen, daß man damals von der Einheitlichkeit und folglich von der Sicherheit der mündlichen Tradition nicht so fest überzeugt war, als es unerläßlich nothwendig wäre, wenn die mit einem gewissen poetischen Schwunge vorgetragenen Ansichten des Herrn Prof. Wagner unbezweifelbar hinzunehmen wären. Er meint zwar, daß man vor allen Dingen sich hüten müsse, zu viel Gewicht auf die Aussagen der alten Autoren zu legen, dieselben „strotzten gerade

in unserer Frage von Uebertreibungen". Eine Anmerkung (S. 104) sagt uns, daß diese Uebertreibungen von Regino von Prüm, Oddo, Guido, Berno u. s. w. herrührten — das sind aber doch Namen, die nicht gerade Windbeuteln angehören [1]. Der Autor bemerkt auch, man brauche sich nicht viel mit den Choralmanuscripten abzugeben, um die Uebertreibung der Autoren des Mittelalters einzusehen. „Jene sprechen eine Sprache, der kein Vorurtheilsloser sich entziehen kann" (S. 104). Wir glauben indessen, daß diese Sprache der Manuscripte auf dem heutigen Standpunkt der Handschriftenkritik, den ja der Autor (S. 3) als den einzig ersprießlichen anerkennt, noch nicht so viel Gewicht hat, um die Aussagen jener alten Theoretiker, die mitten aus den lebendigen Thatsachen ihr Urtheil schöpften, hinreichend zu entkräften. Ihnen gegenüber bleibt auch der interessante, geistreiche Bau von Beweismomenten, den der Autor für sich construirt, nur auf dem Boden der Möglichkeit oder höchstens einiger Wahrscheinlichkeit stehen, wenn auch seine constructiven Bestandtheile wirklich jene Festigkeit hätten, die er ihnen zu geben meint. Er beruft sich auf „die Kraft und Weite des mittelalterlichen Gedächtnisses", das noch verstärkt werden mußte, „wenn zum bloßen Worte der Ton hinzukam und nicht einfache Sätze, sondern Melodien auswendig zu lernen waren". Sodann erinnert er an die beständige, regelmäßige Uebung, die Tag und Nacht, jahraus, jahrein, von Jugend auf wiederkehrend, schließlich nach und nach „das ganze Corpus musicoliturgicum" dem Gedächtnisse einprägen mußte. Auch habe es damals nur einen Musikstil gegeben, und „gerade jene Melodien, die uns am schwierigsten vorkommen, über welche die Fülle der Töne ausgegossen ist, stellen an das Gedächtniß oft Anforderungen, die spielend oder gar angenehm zu lösen sind" (S. 105). Außer der gesanglichen Flüssigkeit und Natürlichkeit der Melodien (Allelujamelodien) unterstütze auch der äußerst übersichtliche architektonische Bau derselben das Gedächtniß, und überdies gebe es Melodientypen, die für eine Reihe von Texten in Anwendung kämen. „Wohl in Betracht zu ziehen ist hier auch die Klarheit und Logik des Melismenbaues gerade in den Allelujamelodien. Hier ist die Fülle der Noten nicht nur kein Hinderniß für das Gedächtniß, sondern wegen ihres volksthümlichen Aufbaues geradezu ein Hilfsmittel zur Aneignung der Melodien" (S. 106). Das alles gehört nun wohl zu jener Materie, in welcher ein Musiker des 19. Jahrhunderts nur schwer zurechtkommen kann. Uns wenigstens geht es just so, wenn wir glauben sollen, daß es ein pures Kinderspiel sei, die complicirten Melodien und vor allem die Notenfülle der Melismen zu behalten. Uebrigens scheint es Musikern der alten Zeit nicht besser ergangen zu sein. Denn warum hätte sonst ein Sangesmeister wie Notker von St. Gallen zur Erleichterung des Gedächtnisses seine Sequenzen geschaffen? Wenn ferner die älteste Neumenschrift dem Lehrer zur Fixirung der Melodien die entsprechenden Dienste leistete, warum ziehen sich von Romanus an durch alle folgende Zeit bis auf Guido die Versuche hin, die Neumenschrift durch Beigaben verständlicher zu machen, und warum mußte sie selbst

[1] Man vergleiche über diese Männer die ganz vorzüglichen Abhandlungen von P. Kornmüller im Kirchenmusikalischen Jahrbuch 1886 ff.

bereichert und mußten zu den Zeichen der gestaltenden Urtypen neue Zeichen als neue Modelle geschaffen werden? Auch scheint uns, als schreite der Autor doch gar zu leichten und flüchtigen Schrittes über die Aeußerungen der Theoretiker des Mittelalters hinweg. Jene Männer mögen in Worten bisweilen etwas zu stark aufgetragen haben — das kann ja auch noch heutzutage unterlaufen, besonders wenn Begeisterung oder Entrüstung den Griffel mitführen. Aber einfach die ganze Sache in die Ecke schieben, geht nicht an. Klagen und Zänkereien der Sänger über Entstellung der echten gregorianischen Melodien gehen bis in die Zeiten Karls des Großen zurück und verstummen auch nicht mit der genialen Erfindung Guidos von Arezzo. Man lese nur einmal die harten Anklagen, welche der hl. Bernhard über eine Copie des Metzer Codex in seiner Vorrede zum neuen Antiphonar seines Ordens laut werden läßt [1]. Solchen Aeußerungen gegenüber darf und muß die auf S. 103 aufgeworfene Frage: „War es möglich, daß die liturgischen Melodien mit Hilfe einer Notenschrift erlernt und rein erhalten wurden, die nur die Bewegung der Stimme, nicht aber die Intervalle angibt?“ — als eine immer noch ungelöste angesehen werden, was sie auch bleiben wird, solange eine sichere Entzifferung der Neumenschrift nicht erreicht ist. Angesichts der wenig befriedigenden Resultate früherer ernstlicher Bemühungen von seiten berufener tüchtiger Kräfte wird man auch den jüngsten Versuchen mit Zurückhaltung gegenüberstehen dürfen [2].

---

[1] Der Heilige berichtet zunächst, daß zu den eifrigen Bestrebungen der Gründer des Ordens auch ihre fromme Sorge für möglichst echten (magis authenticum) Gesang beim Gottesdienste gezählt werden müsse. Man habe schließlich nach Metz geschickt, um eine Abschrift des dortigen Antiphonars, das als echt gregorianisch gerühmt wurde (nam id Gregorianum esse dicebatur), zu erhalten. Doch habe die Erfahrung gezeigt, daß sich die Sache ganz anders verhielt. Bei näherer Prüfung mißfiel die Copie sowohl in gesanglicher wie in textlicher Hinsicht: eo quod et cantu et littera inventum sit vitiosum et incompositum nimis ac paene per omnia contemptibile. Weil man aber einmal angefangen, so behielt man das Antiphonar im Gebrauch bei, bis den Aebten die Sache unerträglich wurde und man eine Revision und Correctur eintreten zu lassen beschloß. Mit der Ausführung wurde der hl. Bernhard betraut, der hierzu tüchtige, theoretisch und praktisch gebildete Sänger des Ordens heranzog. Ihr Werk war ein neues Antiphonar, welches der Heilige in Text und Gesang als tadellos preist (*Migne*, PP. lat. tom. 182, coll. 1121. 1122). Den Hauptanstoß scheinen die langgezogenen Melismen gebildet zu haben, so daß man sich nicht überzeugen konnte, daß dieses der authentische gregorianische Gesang sei. Im neuen Antiphonar wurden die zu langgezogenen Notenpassagen entweder unterdrückt oder nicht unbedeutend abgekürzt. Im allgemeinen ging man nach dem Grundsatze voran, daß die charakteristische Form des Gesanges festzuhalten und nur das Unwesentliche und Ueberflüssige zu streichen sei. (Dr. Bäumker im Kirchenlexikon III, 182.)

[2] Den von Dr. Oskar Fleischer in Berlin unternommenen Versuchen haben Fachmänner eine hervorragende Bedeutung nicht abgesprochen. Derselbe suchte jedenfalls seinen Arbeiten eine breitere Basis zu schaffen durch die philologische Behandlung der Untersuchungen zur Entzifferung der Neumen. Ob damit sicherere Resultate erlangt werden können, ist noch abzuwarten.

Nicht besser steht es mit der Beantwortung der „zweiten Fundamentalfrage“ der gregorianischen Tradition: „Wie verhalten sich die Handschriften mit Linien zu den bloß neumirten ohne Linien; enthalten beide denselben Gesang?“ (S. 131.) Präciser hätte die Frage gestellt werden sollen nach dem Verhältnisse zu den Handschriften nach dem Guidonischen System. Alle frühern Versuche mit Linien sind hier nicht ernstlich von Belang [1]. Erst die Erfindung Guidos von Arezzo gibt der Musik eine Notenschrift, welche eine sichere Fixirung der Melodien möglich machte. Wir danken es wirklich dem Autor, daß auch er gegenüber der alles negirenden Kritik moderner Musikforscher dem genialen Benediktiner sein Werk und sein Verdienst zu wahren verstand. Wir gehen sogar noch weiter. Guidos Antiphonar, das unzählige Male abgeschrieben, das nach und nach durch ganz Europa verbreitet wurde, hat eine Einheit im Choralgesange hergestellt, wie man sie später durch die Ausgabe der Medicaea und heutzutage durch die Regensburger Ausgabe von seiten des Römischen Stuhles herzustellen wünschte und wünscht.

Für die Beantwortung der zweiten Fundamentalfrage unseres Autors ist aber die erfindende That Guidos und ihre Wirkung durchaus nicht von der Bedeutung, die ihr der Autor mit großem Schwunge zu geben sucht. Da lesen wir S. 132: „Die Tradition des liturgischen Gesanges im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein ist in geradezu imposanter Weise dargelegt worden durch zwei Mönche von Solesmes. Auf einer alle Länder, die im Besitze von Choralhandschriften sind, umfassenden Reise haben sie eine und dieselbe Melodie, diejenige, wie sie z. B. das Gradualresponsorium Iustus ut palma florebit bietet, aus 1200 verschiedenen Handschriften aller Gegenden und Zeiten photographirt. Alle bieten dieselbe Melodie.“ Wir haben nun unsere Bewunderung für die großartigen Leistungen der Benediktiner von Solesmes schon zu wiederholten Malen ohne Rückhalt geäußert, allein was Prof. Wagner hier mit seiner Emphase erreichen will, das ist uns zu weit entlegen. Zunächst sei nur bemerkt, daß die Resultate der Arbeiten der französischen Benediktiner immer noch nicht das bieten, was man unter Resultaten jener philologisch-kritischen Methode versteht, welche nach S. 1, Anm. 1 „uns in den Stand setzt, den Urtext eines alten Autors oft mit einer absoluten Sicherheit festzustellen“. Sodann wäre mit jener philologisch-kritischen Methode, und wie man zu sagen pflegt, ex visceribus rei auch noch der Begriff von wesentlicher Variante festzustellen, der unseres Erachtens noch sehr ad libitum angewendet wird. Uebrigens möchten wir dem Autor den Rath geben, die Geister der Philologie nicht zu laut zu rufen, da diese zähen Gesellen, wenn sie unbequem werden, nicht leicht zu bannen sein dürften. Es ist

[1] Den Gebrauch der Linien in der Notenschrift erfand der Mönch Hukbald von St. Amand († 915), ein berühmter Musiktheoretiker. Allein seine Erfindung und ihre theilweise Ausbildung bekamen erst in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts durch Guido einen entscheidenden Nutzen. Er setzte Linien und Schlüssel in die Neumenschrift ein, verwendete auch die Zwischenräume der Linien zum Einsetzen der Neumen und gab dadurch die Möglichkeit, Tonhöhe und Intervalle genau darzustellen.

schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß gewisse Voraussetzungen der Paléogr. music., die auf das Terrain der Philologie hinüberspielen, bei dieser auf Widerspruch stoßen würden [1]. Doch dies alles sei nur wie im Vorübergehen gesagt. Worauf es uns am meisten ankommt, ist die Art und Weise, wie sich der Autor seine „zweite Hauptfrage" beantwortet. Da verschanzt er sich vor allem hinter den Wall der 1200 übereinstimmenden Codices und erklärt, daß es eine reine Unmöglichkeit gewesen sei, bei der Uebertragung von der Neumenschrift in die Guidonischen Noten andere Melodien aufzuzeichnen als jene, die bisher gesungen wurden. Ein solches Unterfangen hätte nicht nur lauten Widerspruch hervorrufen müssen, sondern sei in sich als eine Unmöglichkeit zu bezeichnen. „Denn Melodien wie die gregorianischen erfindet man nicht im Handumdrehen." Das ist allerdings sehr richtig und hat sich auch in jüngster Zeit als richtig erprobt. Aber es handelt sich ja nicht um das Einschmuggeln ganz anderer Melodien und nicht einmal um die Notirung der im Gebrauche stehenden, sondern darum, ob die authentischen gregorianischen Melodien aus der Neumenschrift in die Guidonische Notenschrift übertragen worden seien. Der Autor muß beweisen, daß die Uebertragung nicht nach der thatsächlichen Uebung, nicht nach der lebendigen Tradition, sondern einzig von den Neumen u. s. w. selbst weg geschah. Das ist den Aeußerungen der alten Theoretiker und gerade Guidos selbst gegenüber gewiß eine undankbare Sache. Denn so viel geht daraus wenigstens hervor, daß man in jenen ältern Tagen sich durchaus nicht mit dem guten Glauben trug, man könne die Neumen allerwegs mit Sicherheit lesen. Man stützte sich auf den Gebrauch, auf das „gregorianische Ohr", das auch noch jetzt der Paléogr. music. bisweilen als Norm für Beurtheilung der gregorianischen Gesänge gelten muß. Es stützte sich also alles auf die Mächtigkeit des Gedächtnisses und andere Dinge, welche zu glauben nach P. Kornmüller „einen Köhlerglauben erfordert" [2].

Prof. Wagner macht überdies noch eine andere Voraussetzung, die nicht minder hinfällig sein dürfte. Die 1200 Handschriften sind gewiß eine imponirende Zahl; aber, wie schon früher bemerkt wurde, muß doch erst festgestellt werden, was eigentlich diese Zahl in sich repräsentirt. Da heißt es auch: Non sunt numerandi, sed ponderandi. Nicht jeder Codex wird nach einer eigenen Neumenhandschrift niedergeschrieben worden sein. Es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, daß man Copien von Guidos Originalübertragung zu gewinnen suchte, und daß diese in immer zahlreichern Abschriften nach und nach sich überallhin verbreiteten. Schon allein die großartige Uebereinstimmung der nachguidonischen Handschriften und die Art der Varianten weisen auf diese Thatsache hin, welche für jene Erscheinung die einfachste und natürlichste Erklärung gibt. Die Uebertragung der Melodien aus den neumisirten Codices in die neue Notenschrift war gewiß nicht für jedweden eine so leichte Sache, mochte sie nach dem „gregorianischen Ohre", oder mochte sie nach den Schriftzeichen selbst geschehen, wenn für das letzte überhaupt die nothwendige Kenntniß vorhanden war. Da lag es doch nahe, daß

[1] Vgl. Zeitschrift für katholische Theologie (Innsbruck 1896), S. 528.
[2] Kirchenmusikalisches Jahrbuch 1896, S. 95.

man sich eine Abschrift des Guidonischen Kunstwerkes zu verschaffen suchte, was bei dem Verkehre, der zwischen den einzelnen Klöstern waltete, gewiß nicht schwer war. Das gegenseitige Ausleihen wichtiger Handschriften gehörte ohnehin zu den besondern Erweisen brüderlicher Verbindung untereinander. Diesem allem gegenüber muß die so sehr betonte Uebereinstimmung der Handschriften für die Annahme eines gemeinsamen Ursprunges gelten, solange nicht entscheidende äußere Gründe dagegen sprechen. Auch der Autor berichtet die unbestreitbare Thatsache, daß man sich bis ins 13. Jahrhundert hinein noch mancherorts der alten Neumenhandschriften im Gesange bediente. Nach einer Angabe Radulfs von Tongern hätte erst Papst Nikolaus III. um 1277 die alten Bücher und die alte Tonschrift verboten [1]. Es war also Zeit genug, um eine successive Verbreitung des Guidonischen Originals zu erklären. Immerhin ist es auffallend, wie man gegenüber dem praktischen Nutzen des Guidonischen Systems, der jedermann ins Auge springen mußte, allenthalben noch so zäh an den Neumenhandschriften festhalten konnte. Neben andern kleinlichen Vorurtheilen und Abneigungen, die bei dergleichen Erscheinungen unter uns Menschen immer sich geltend machen, war es vorzüglich die Klage, daß der Gesang der Usualisten, d. h. der Sänger, welche nach den Neumen sangen, von jenem der notirten Bücher nicht unbedeutend abweiche. Daraus ergibt sich aber doch, daß diese so sehr differirenden Neumencodices, wenn sie überhaupt noch so weit gelesen werden konnten, jedenfalls nicht die Quellen jenes einheitlichen Gesanges sein können, der sich in den notirten Handschriften verbreitete. Wenn man die drastische Schilderung liest, welche Johannes Cottonius von dem Wirrwarr im Gesange der Usualisten entwirft, wie selten da zwei oder drei, geschweige denn tausend, in einem Gesange übereinstimmten, und wenn man dabei bedenkt, daß dieser notorische Fachmann die ganze Calamität auf die Rechnung der unzulänglichen Neumenschrift bringt, die keinen Nutzen gewähre und die nur Unsicherheit und Irrthum erzeuge [2] — dann wird es schlechterdings fast unmöglich, noch anzunehmen, daß aus solchen Quellen jenes einheitliche gregorianische Kunstwerk uns zugeflossen sei, welches Herr Prof. Wagner im Anschlusse an die Ausgaben von Dom Pothier als vollendete Thatsache aufnimmt, um nach ihm im zweiten Theile seines Werkes die Theorie der gregorianischen Melodien zu entwickeln.

---

[1] Cäcilien-Kalender 1880, S. 20.

[2] Dr. Bäumker im Kirchenlexikon IX, 191. Johann Cotton war höchstwahrscheinlich Mönch in der belgischen Benediktinerabtei Affligem unter Abt Fulgentius (1088—1122). Sein Familienname scheint auf englischen Ursprung hinzuweisen (Kirchenmusik. Jahrb. 1888, S. 2).

(Schluß folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Recensionen.

1. **Der zweite und dritte Brief des Apostels Johannes**, geprüft auf ihren kanonischen Charakter, übersetzt und erklärt von Dr. **Heinrich Poggel.** Mit kirchlicher Druckerlaubnis. gr. 8⁰. (IV u. 169 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1896. Preis *M.* 4.

2. **Sankt Paulus, der Heidenapostel.** Nach neuen Quellen und archäologischen Forschungen dargestellt von P. **Philibert Seeböck** O. S. Fr., Lektor der Theologie. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. gr. 8⁰. (VII u. 240 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1897. Preis *M.* 4.50.

1. Diese zwei kleinen Briefe, zusammen nur 25 Verse umfassend, haben eine sehr eingehende Untersuchung und Darlegung erhalten. In Anbetracht der verschiedenen und sich widersprechenden Ansichten, die aus „innern Gründen" sowohl über den „Presbyter" Johannes, als über Zeit und Abfassung, Richtung und Inhalt der Briefe in neuerer Zeit aufgestellt wurden, war sicher eine ausführliche Erörterung geboten. Und die hat der Herr Verfasser in trefflicher Weise, mit großer Umsicht und Belesenheit, geleistet. Der erste Theil, der canonische Charakter beider Briefe, erstreckt sich bis S. 126 und behandelt die Frage über den „Presbyter", wobei das bekannte Papiasfragment bei Eusebius (H. E. 3, 39) einer ausführlichen Untersuchung unterzogen wird (S. 27—51); hier ist auch überzeugend nachgewiesen, auf wie schwachen Füßen die Legende des angeblichen Doppelgängers des Johannes steht. Daran reiht sich die „Tradition der Kirche über 2 und 3 Joh." in drei Abschnitten (S. 51—108), und schließlich werden in fünf Paragraphen auch die „innern Gründe" entwickelt, die für die Echtheit der beiden Briefe auch ihrerseits Zeugniß ablegen. Gut bemerkt der Herr Verfasser mit Westcott, daß in erster Linie die Geschichte ihr volles Zeugniß abgegeben haben muß, ehe man von der innern Kritik Gebrauch machen kann (S. 4), und: „Die Frage betreffs der Canonicität einer neutestamentlichen Schrift darf nicht so gestellt werden: Warum nehmen wir sie auf?, sondern: Warum sollten wir sie n i c h t aufnehmen?" (S. 5.) Interessant ist S. 1 ff. die Musterkarte der sich gegenseitig aufhebenden und zerstörenden Ansichten, die mit Vernachlässigung der positiven Zeugnisse aus „rein innern Gründen" den beiden Briefen entnommen wurden. So z. B. die zwei Briefe seien Excerpte oder geistlose Nachbildungen von 1 Joh., — umgekehrt sei 1 Joh. eine gedankenarme, breite und weitschweifige

Nachbildung von 2 Joh., welcher Brief originell, gedrängt, bestimmt sei; oder die zwei Briefe seien ein Protest der kleinasiatischen Montanisten gegen Roms antimontanistische und hierarchische Tendenz; umgekehrt: die mit fanatischem Parteihaß in den Briefen behandelten Irrlehrer seien montanistische Christen; oder die Briefe seien ein pseudojohanneischer Nachtrieb, umgekehrt: Vorboten der neuern, reinern Geistesrichtung u. dgl. m. Die Stelle im Fragmentum Muratorianum: superscrictio Ioannis liest (verbessert) der Herr Verfasser: superscripti und erklärt dieses im Sinne von supra dicti, des obenerwähnten Johannes (S. 69. 77). Auch bei Clemens Alex. finden sich beide Briefe vor (S. 84). Die Ueberlieferung über die beiden Briefe wird S. 94 am Schluß der zweiten Periode so zusammengefaßt: „Wir finden also im Verlaufe des 3. Jahrhunderts unsere beiden Briefe bezeugt von der alexandrinischen Kirche, von den lateinischen Kirchen Afrikas und von den asiatischen Kirchen ..., wenn wir bedenken, daß unsere Briefe nicht einmal durch Angabe des Verfassers Anspruch auf apostolischen Ursprung machten, wenn wir dazu die sonst ihrer Anerkennung im Wege stehenden Hindernisse betrachten, so muß die Ueberzeugung von ihrem apostolischen Ursprung ganz überwältigend gewesen sein. Die beliebtesten Apokryphen waren um diese Zeit beinahe verschwunden, und die kleinen Johannisbriefe hielten sich im canonischen Ansehen." In betreff der bekämpften Irrthümer zeigt der Herr Verfasser, daß es durchaus nicht angeht, an die spätere Gnosis zu denken; die bekämpften Irrlehrer sind die Cerinthianer (S. 119—125).

Der zweite Theil bringt Uebersetzung und Erklärung der Briefe. In der bekannten Frage über die electa domina (ἐκλεκτῇ κυρίᾳ) des ersten Briefes entscheidet sich der Herr Verfasser für „eine christliche Frau": „Der Presbyter an eine christliche Frau und ihre Kinder" (V. 1). In der Erklärung selbst aber wird „diese Dame" (S. 132) durchgängig Kyria genannt (S. 132. 137) und so auch in der Uebersetzung V. 5: „Und nun bitte ich dich, Kyria" (S. 138); vgl. S. 139. 140. 141. Gut ist u. a. die Erklärung ambulare in veritate S. 140.

2. Für diese Schrift sind „als Leserkreis studirende Theologen, in der praktischen Seelsorge stehende Priester und wissenschaftlich gebildete Laien gedacht, denen hiermit das Buch freundlichst gewidmet sei" (S. IV). Es galt dem Herrn Verfasser „als erste Aufgabe, sich der neuesten Schätze der römischen Archäologie zu bemächtigen, was ihm während seines längern Aufenthaltes in der ewigen Stadt nicht ganz mißlungen sein dürfte" (Vorrede). Diese Angaben und Hinweise gehören sicherlich zu den empfehlenswerthesten Partien des Buches; vgl. S. 96. 162. 168. 169 ff. 172. 201 ff. 209 u. a. Das Leben, die Arbeiten, der Eifer des großen Heidenapostels sind mit wohlthuender Wärme dargestellt. Besonders sei hier auf das „Charakterbild des hl. Paulus" aufmerksam gemacht (S. 223—231), ebenso auf manche treffliche Stellen aus dem hl. Chrysostomus, die der Erzählung eingeflochten sind. Für Predigten über den hl. Paulus ist da mancher Anhaltspunkt geboten. Erwähnung verdient auch die Inhaltsangabe und Uebersicht der Briefe des Apostels, die den betreffenden Zeit- und Lebensabschnitten eingereiht ist.

Nach neuen Quellen dargestellt, — so auf dem Titel. Wären nur diese Quellen auch überall angegeben! Ich kann es unmöglich billigen, daß viele Aufstellungen vorgetragen werden, für die kein Beleg angeführt wird. Man möchte doch gern wissen, woher die Kunde für folgende Angaben stamme: Die Hellenisten lebten in voller Gemeinschaft mit den Heiden (S. 2); Paulus erlernte die griechische Sprache ebenso wie die lateinische sowohl im elterlichen Hause als auch im Verkehr mit den bessern griechischen Familien der Stadt (S. 6); Paulus gehörte zu den Besuchern der Schule Gamaliels, welche am Tage nach dem Palmsonntage von den Pharisäern zu Christus geschickt worden sind (S. 9); Stephanus ist als erster Martyrer des neuen Gesetzes von Gamaliel, welcher den Leichnam auch waschen und nach jüdischer Sitte einbalsamiren ließ, unter großen Ehrenbezeigungen begraben worden; Gamaliel war es überdies, welcher dem heiligen Priester Lucian das Nähere über die Bestattung mittheilte (S. 17); Paulus fand in Jerusalem gastliche Aufnahme bei der Schwester des Barnabas (S. 40); in Antiochien genoß er die Gastfreundschaft der Mutter des Alexander und Rufus (S. 51); als alle Priester um ihren heiligen Bischof Evodius versammelt waren, sprach der Heilige Geist zum Clerus: Ich will, daß ihr den Barnabas und den Saulus voneinander [wo steht so etwas Act. 13, 3?] trennet, damit jeder sich dem Werke widme, zu welchem ich ihn berufen habe. Act. 13, 1—3 (S. 55); Paulus sandte den Silas wieder nach Beröa (S. 102); Paulus machte mit Aquila und Priscilla Fischernetze (S. 116); von Ephesus aus erstreckte sich seine apostolische Thätigkeit auch auf die Cykladischen Inseln (S. 118); am 7. Mai kam Paulus nach Cäsarea (S. 146); am 12. Mai, Freitag und Vorabend des Pfingstfestes, nach Jerusalem (S. 147); Petrus hatte in Rom mit dem bekehrten Hauptmann Cornelius von Cäsarea freundlichen Umgang (S. 169); zur Zeit als Paulus Rom betrat, gab es nebst den Kirchen mehrere Kapellen in verschiedenen Stadttheilen (S. 171); Timotheus war in Philippi eingekerkert (S. 188); Paulus war im Processe gegen Stephanus Ankläger und zwar in erster Reihe (S. 14), Untersuchungsrichter (S. 21), Beisitzer des Hohen Rathes (S. 152); Stephanus war Mitschüler des Paulus bei Gamaliel (S. 7), der beinahe tausend Schüler hatte (S. 6; richtig, der Talmud gibt ihm 1000 Schüler, fügt aber bei, daß er 500 die hebräische und 500 die griechische Wissenschaft lehrte) u. dgl. m.

Diese und ähnliche Angaben werden ganz in derselben Weise vorgetragen wie die aus der Apostelgeschichte und den paulinischen Briefen bekannten Thatsachen, mit denen sie vermischt werden. Das Buch ist laut Vorrede für studirende Theologen bestimmt; sind nun diese (oder selbst Seelsorgpriester und wissenschaftlich gebildete Laien) stets im stande, zu unterscheiden, was echt, was aus trüben, unsichern, apokryphen Quellen, aus frommer Sage, aus mehr oder minder zweifelhafter Tradition geschöpft sei? Eine solche Darstellung kann man unmöglich billigen.

Auch irreführende Citate finden sich, so z. B.: Petrus hat in Antiochien (im Jahre 36) 10 000 Juden selbst getauft. Recognit. S. Clem. X, 68—71 (S. 46; daß diese Recognit. mit dem S. Clem. nichts zu schaffen haben, sollte doch bemerkt sein; nach dieser „Quelle“, da sie nun einmal citirt ist, hätte übrigens auch gleich gesagt werden müssen, in 7 Tagen habe er 10 000 getauft); sodann wird S. 54 wiederholt gesagt: „Petrus hatte selbst 10 000 Juden getauft, Barnabas und Paulus noch viel mehr“; S. 53: „Der hl. Clemens von Rom berichtet, daß die

Apostel im Abendmahlsaale das apostolische Glaubensbekenntniß zusammenstellten" (als Quelle ist angegeben: Brief an Jacobus, — wieder kein Hinweis, daß der Brief unecht sei, also der hl. Clemens für jene Angabe nicht in Anspruch genommen werden dürfe); S. 172 ist zu Apg. 28, 16 bemerkt: „Dieser Wächter hieß Martial, wurde aber von Zeit zu Zeit abgelöst (*Seneca*, De tranq. anim.)." [Was soll dieses vage Citat aus Seneca? Seneca spricht nicht einmal von der Ablösung der Wächter; es müßte denn miles vigilias dividit im 15. Kap. so gedeutet werden; im 10. Kap. hat er eine Angabe, die sich verwerthen läßt, die aber nicht berücksichtigt ist: alligati sunt et qui alligaverunt, nisi tu forte leviorem in sinistra catenam putas.] Unrichtig ist S. 42 das Citat Euseb. II, 1; ebenso S. 86 Euseb. III, 12. Was soll S. 78 das Citat Philost. 36? Ist etwa Philosoph. 7, 34 gemeint? Da ist Korinth wenigstens genannt. S. 157: „Dem Josephus Flavius zufolge ließ Felix vor seiner Abreise nach Rom alle seine Gefangenen mit Ausnahme des Paulus in Freiheit setzen", dazu ist Ant. iud. 20, 7 angegeben, — aber da findet sich nichts dergleichen.

Manche Ungenauigkeit ist auch in den aus der Heiligen Schrift geschöpften Nachrichten mit untergelaufen. Es stimmt weder mit der Apg., noch mit dem Galaterbrief, wenn S. 79 gesagt ist: Deshalb beschlossen Paulus und Barnabas, sich an die Apostel und Priester in Jerusalem um eine feierliche Entscheidung in der Streitfrage zu wenden. Daß 2 Kor. 8, 19 Lucas gemeint sei, ist auch nicht sicher (S. 90. 128). Die Stelle Apg. 18, 18 streitet mit der Angabe S. 112, 7; es wäre auch der Nachweis zu wünschen, woher denn die Angaben über die Reisegefährten stammen S. 126 und 129. Daß γραμματεύς in den klassischen Werken nicht vorkomme (S. 125), ist unrichtig; die Lexika weisen das Gegentheil auf; das Wort bedeutet besonders Staatsschreiber, der auch die Actenstücke vorlesen mußte. Warum Apg. 19, 29. 31 in theatrum unrichtig sein soll, ist nicht bewiesen. Wendt schreibt zur Stelle: „Daß die Theater zur Abmachung öffentlicher Angelegenheiten und Volksversammlungen (auch zu tumultuarischen) benutzt wurden, ist bekannt. Wie sehr aber speciell in Ephesus das Theater den Mittelpunkt für das öffentliche Leben bildete, wo alle Publicationen und andere öffentliche Acte vorgenommen wurden, erhellt aus den bei Wood (Discoveries at Ephesus, London 1877) mitgetheilten Inscriptions from the great Theatre (Appendix VI); vgl. Lightfoot in Contemporary Review 1878 p. 293 f." Wenn der Herr Verfasser schreibt: „Neu aufgefundenen Inschriften zufolge war das Theater nicht der Ort, wo alles zusammenlief" (S. 124), so wünschte man wohl eine genauere Angabe, wie diese lauten, oder wo sie zu finden seien, besonders da eine bestimmte Angabe der geschichtlich so genauen Act. Ap. beeinträchtigt wird. Ist Phil. 1, 13 in omni praetorio (S. 171) am ganzen H o f e? Den Kaiserpalast bezeichnet Paulus 4, 22 de Caesaris domo. Man liest S. 71: „Im wesentlichen stellen sich die Begebenheiten von Theklas außerordentlichem Leben folgendermaßen zusammen" u. s. f.; richtiger ist, was S. 240 bemerkt ist: „Was aus dieser schön, aber zu fabelhaft ausgestatteten Legende als Kern der Wahrheit anzunehmen sei, ist geschichtlich nicht erwiesen worden." Auf S. 76 wird die Reise des Apostels nach Illyrien in die Zeit 48—50 n. Chr. gesetzt: „Es ist auch wirklich dieses die einzige freie Zeit, wo der Apostel diese Reise

machen konnte." Dagegen heißt es S. 112: Am geeignetsten ist diese Reise in der Apostelgeschichte 18. Kap. zwischen 17. und 18. Vers einzuschalten. Der Apostel hielt es nämlich für gerathen, um den Sturm der heftig erbitterten Juden etwas verrauchen zu lassen, auf einige Zeit Korinth zu verlassen, und er unternahm deshalb eine apostolische Reise nach der Provinz Illyrien. Nachdem er dort das Evangelium verkündet hatte, kehrte er wieder nach Korinth zurück und blieb dort viele Tage. Irreführend ist, was S. 173 von der ersten Gefangenschaft gesagt ist, daß Paulus in seiner Miethwohnung auch den zweiten Brief an Timotheus geschrieben habe; das Richtige ist aber S. 198. 200. 206 gegeben; der Brief stammt aus der zweiten Gefangenschaft.

Solche Widersprüche hätte die Correctur leicht entfernen können. Jetzt wirken sie störend. Ebenso, wenn S. 36 Jerusalem statt Damaskus, und S. 204 Herodes statt Nero gedruckt ist.

Nach dieser Bemängelung soll aber noch lobend hervorgehoben werden die treffliche Bemerkung S. 58 zu dem „Stachel im Fleische", S. 146 zu Apg. 20, 25 das schöne Kapitel: „Grab und Glorie des hl. Paulus" und die im Anhang verzeichnete Literatur über Paulus. In der Darstellung der Thätigkeit des Apostels nach seiner ersten Gefangenschaft wird gemeiniglich gut unterschieden, was sich auf zuverlässige Quellen stützt, und was bloß der legendarischen Ueberlieferung zufolge, der Tradition gemäß berichtet wird oder historisch nicht festgestellt ist (S. 193. 198 ff.). Warum ist doch das nicht durchgängig geschehen? Nachdem in der Vorrede gegen französische Schriftsteller die Klage erhoben worden ist, daß deren Eleganz nicht selten mit der historisch-kritischen Genauigkeit auf gespanntem Fuß zu stehen komme, mußte man vom Herrn Verfasser eine reinliche Scheidung des Geschichtlichen und der mehr oder minder legendarischen Zuthaten oder anderweitiger Combinationen erwarten.

Jos. Knabenbauer S. J.

Iosephi Fessler, quondam episcopi s. Hippolyti, **Institutiones Patrologiae** quas denuo recensuit, auxit, edidit ***Bernardus Jungmann,*** Eccl. Cathedr. Brugens. Canon. hon. Philos. et S. Theolog. Doct. ac Profess. ord. Hist. eccl. et Patrol. in Universitate cath. Lovaniensi. 8⁰. Oeniponte, Sumptibus et typis Feliciani Rauch. Ratisbonae, Neo Eboraci et Cincinnatii, apud Fr. Pustet. Tom. I. (XXII et 718 p.) 1890. Tom. II. Pars prior. (VI et 447 p.) 1892. Pars altera. (X et 711 p.) 1896. Preis *M.* 6; 3.60; 5.40.

Von den gelehrten Akademien waren die Väterschriften noch wenig beachtet, die allgemeine Stimmung der gebildeten Welt bot zur Beschäftigung mit diesen bestaubten Folianten wenig Aufmunterung, als Joseph Feßler, damals ein junger Student der Gottesgelehrtheit, die Herrlichkeit der in ihnen verborgenen Geistesschätze zu ahnen begann und ihrer Durchforschung mit so warmer und ausdauernder Begeisterung sich zuwandte. Freilich war diese Begeisterung ganz anderer Natur als der so rege Eifer, mit dem man heute auf protestantischer Seite sich den

patristischen Studien widmet. Die Schriften der Väter waren für den spätern Bischof von St. Pölten nicht bloß Quellen der Dogmengeschichte, nicht nur Denkmäler einer merkwürdigen Literatur, noch weniger bloße Texte zum Studium gallischer und afrikanischer Latinität oder gar ein an und für sich gleichgiltiger Stoff, an dem man textkritisches oder exegetisches Geschick erweisen und einen Namen unter den Gelehrten sich erobern kann. Für Feßler waren die Kirchenväter das, was sie für die katholische Kirche immer gewesen sind und immer sein werden, nämlich kirchlich anerkannte Zeugen der christlichen Ueberlieferung, Quellen nicht nur der Geschichte, sondern vor allem der katholischen Wahrheit. Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich die Eigenart des Feßlerschen Buches. Die einzelnen Schriftsteller der Väterzeit ziehen seine Aufmerksamkeit in höherem oder geringerem Grade auf sich, je nachdem sie mehr oder weniger Bedeutung als Zeugen der kirchlichen Ueberlieferung beanspruchen dürfen. Rein literarische Fragen, z. B. ob Tertullian oder Minucius Felix der Zeit nach älter ist, lassen ihn ziemlich kalt. Das gleiche gilt von den unechten Producten, die man nur deshalb in der Patrologie behandelt, weil anderswo sich keine Gelegenheit bietet, von ihnen zu reden. Selbst über die Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, welchen sich heute mit Vorliebe die Forschung zuwendet, geht Feßler rascher hinweg. Mit Vorliebe dagegen verweilt er bei den großen Gestalten der eigentlich klassischen Väterzeit des 4. und 5. Jahrhunderts, bei einem Athanasius und Basilius, bei den Gregor und Cyrill, bei Ambrosius und Augustinus. Diese Begründer der kirchlichen Wissenschaft sind seine Erkorenen. Sie behandelt er mit der ganzen Ehrfurcht, mit der die katholischen Gelehrten immer zu den Vätern aufgeblickt haben und die so wohlthuend absticht von dem Ton, den man so oft in protestantischen Büchern antrifft. Ihnen vor allem widmet er jene Sorgfalt der Forschung, welche so viel nur möglich auf die Quellen zurückgeht und auch das Kleinste beachtet und genau verzeichnet, wenn es mit seinem Gegenstand in Beziehung steht. Gerade für die Zeit vom 4.—7. Jahrhundert boten Feßlers Forschungen mitunter neue Ergebnisse, und für eben dieselbe Periode ist sein in den Jahren 1850 und 1852 zuerst erschienenes Buch auch heute noch kaum veraltet.

Eine neue Auflage verdiente also die Feßlersche Patrologie schon längst, und man konnte sich nur freuen, daß Professor Jungmann in Löwen sie in die Hand genommen hatte, der gleich dem Bischof von St. Pölten nicht nur als Historiker, sondern zugleich auch als tüchtiger Theolog einen Namen besaß. Die Aufgabe, die Professor Jungmann damit auf sich nahm, war keine leichte. Da das Werk dem Unterrichte an der Löwener Universität zu Grunde gelegt werden sollte, so war eine Verkürzung des Umfanges geboten. Denn schon Feßler hatte bedauert, daß seine Patrologie für Unterrichtszwecke allzu umfangreich ausgefallen war. Andererseits mußten die erst jüngst genauer bekannt gewordenen syrischen und armenischen Kirchenväter Berücksichtigung finden, die Zahl der zu behandelnden Schriftsteller also vermehrt werden. Endlich haben die Forschungen namentlich über die älteste christliche Zeit so viel Neues zu Tage gefördert, daß besonders in diesen Theilen Feßlers Arbeit fast gänzlich umgestaltet werden mußte.

Unserer Ansicht nach hat der Herausgeber sich seiner Aufgabe in zufriedenstellender Weise entledigt. Um Raum zu gewinnen, wurden namentlich die einleitenden Bemerkungen über Begriff und Ansehen der Kirchenväter, die Regeln der Kritik und des Gebrauches der Väter stark zusammengezogen. Außerdem erscheinen die Lebensbeschreibungen der einzelnen Kirchenschriftsteller manchmal in ziemlich zusammengedrängter Gestalt, so daß trotz der Hereinziehung neuen Materials der Umfang des Ganzen um etwa 400 Seiten verkürzt werden konnte. Fast ganz neu bearbeitet sind die Abschnitte über die apostolischen Väter, über Dionys den Areopagiten rc. Die neuentdeckten Schriften, z. B. des hl. Hilarius Tractat über die Mysterien, die Pilgerfahrt der hl. Silvia ins Heilige Land, die Veröffentlichungen Lamys für den hl. Ephräm, Morins für den hl. Augustin u. s. w., finden Berücksichtigung. Der zuletzt genannte gelehrte Benediktiner hat auch die Ergebnisse seiner Forschungen über Cäsarius dem Herausgeber zur erstmaligen Veröffentlichung überlassen. Erörterungen neuerer Dogmatiker, z. B. die Franzelins über die Autorität der Kirchenväter in der Theologie, sind ebenfalls herbeigezogen. Sehr zu loben scheint uns, daß der Grundcharakter und Geist des Feßlerschen Buches, seine durchaus katholische Auffassung der Patrologie, gewahrt wurde. Da heute die Forschungen über die älteste Zeit des Christenthums und die ältesten Schriftwerke so viel Aufsehen machen, so lag die Versuchung nahe, den verschiedenen Meinungen und Vermuthungen über die ältesten Schriften einen bedeutendern Raum zuzugestehen, als sie ihrer theologischen Bedeutsamkeit nach beanspruchen dürfen. Professor Jungmann hat in betreff der ersten drei Jahrhunderte das Wesentliche ausführlich genug beigebracht, im übrigen aber den spätern Zeiten den Hauptplatz in seinem Buche vorbehalten. Uns scheint darin das Richtige getroffen. Namentlich bei einem Buche, das auch Unterrichtszwecken dienen will, ist es angemessen, den Blick des Studirenden gleich und vor allem auf das Wesentliche zu richten. Wer weitere Studien machen will, ist übrigens durch die Bemerkungen bei Jungmann vorbereitet.

Aus dem gleichen Grunde scheint es uns für die Neubearbeitung kein Tadel, daß sie nicht den Reichthum an Literaturangaben bietet, durch welche die Bardenhewersche Patrologie sich auszeichnet. Hätte Professor Jungmann ähnliche Vollständigkeit angestrebt, so wäre entweder der Umfang des Feßlerschen Buches ungebührlich angeschwellt worden, oder es hätte von den Ausführungen des ersten Verfassers noch mehr wegfallen müssen, was entschieden zu bedauern gewesen wäre. Gerade in betreff der Literaturangaben werden nun allerdings die Meinungen über das Zuviel oder Zuwenig auseinandergehen. Mancher, der die Literatur der letzten Jahrzehnte etwas verfolgt hat, wird sich wundern, z. B. unter Apollinarius von Laodicea mit keinem Wort die zahlreichen Veröffentlichungen eines gewissen Gelehrten erwähnt zu finden, der für Apollinarius eine Menge herrenloser Schriften in Anspruch nehmen will. Unkenntniß kann freilich der Grund dieses Schweigens nicht sein; aber immerhin wäre ein Hinweis auf Band I, S. 346 Anm. am Platze gewesen. Ebenso vermißt man ungern an der Stelle II, 2, S. 391, wo von der synodus palmaris, freilich nur im Vorbeigehen, gesprochen wird, eine Bemerkung über die neue Ausgabe derselben in den Mo-

numenta Germaniae (auct. ant. XII, 416 sqq.), auf welche überhaupt an manchen Stellen ein Hinweis erwünscht gewesen wäre. Ueber das Schreiben des Papstes Symmachus z. B. an Avitus urtheilt Peiper in der Vorrede zu Avitus (S. X) nicht so streng als Jungmann (II, 2, S. 393). Drei Seiten weiter (S. 396, Anm. 2) hätte ebenfalls die Sammlung der deutschen Geschichtsquellen eine Erwähnung verdient. Auch Chevaliers Ausgabe des Avitus hatte Anspruch auf Erwähnung.

Doch der Theil des Buches, aus dem wir diese Ausstellungen zusammenstellen, gehört zu den letzten, welche von Professor Jungmann bearbeitet wurden, und vielleicht war es ihm nicht möglich, an seine Arbeit die letzte Hand anzulegen. Am 12. Januar 1895 nahm ein plötzlicher Tod dem fleißigen Dogmatiker und Historiker die Feder aus der Hand. Den Rest der zweiten Hälfte des letzten Bandes ergänzten die Collegen des Verstorbenen an der Löwener Universität, die Professoren Ad. Hebbelynck und T. J. Lamy. Letzterer hat den Anhang über die syrischen und armenischen Väter des 5. und 6. Jahrhunderts neu hinzugefügt. Professor Hebbelynck bearbeitete in derselben Weise wie Jungmann den etwa 100 Seiten umfassenden Abschnitt, welcher Gregor d. Gr. und seinen Vorgängern auf dem päpstlichen Stuhle von Hilarus an gewidmet ist. Bedauern möchten wir, daß in einem Nachtrag nicht wenigstens auf die hauptsächlichsten Quellenpublicationen hingewiesen wurde, welche während des Druckes des ersten und zweiten Bandes erschienen, z. B. auf die Entdeckungen P. Morins zu Clemens von Rom und Hieronymus, den Commentar Ephräms zu den paulinischen Briefen u. a. Eine Darlegung der verschiedenen Meinungen, welche über die armenische Kirchengeschichte des Moses von Khorene bestehen, wäre bei der Besprechung dieses Autors wohl am Platz gewesen. Was gelegentlich des armenischen Herodot über die syrische Chronik des Marabas oder Maribas gesagt wird, möchte nach den neuesten Mittheilungen A. Carrières in der Zeitschrift „Hanteß Amsorya" (Heft vom 1. Januar 1897, S. 2—5) vielleicht einer Berichtigung bedürfen. Auszüge aus der Chronik eines Maribas wurden jüngst in einer syrischen Handschrift zu Paris aufgefunden. Es stellt sich heraus, daß manche Berichte bei Barhebräus aus dieser Chronik stammen; die ebenfalls jüngst gefundene Chronik des syrischen Patriarchen Mar Michael gibt sich schon im Titel als Auszug aus ihr. Bestätigt sich Carrières Behauptung, daß der Maribas der gefundenen Chronik eben der bei Moses von Khorene erwähnte Maribas sei, so wird man freilich nicht mehr sagen können, die Maribas-Chronik sei uns bei dem Khorenenser zum Theil erhalten. Auf der andern Seite darf sie auch nicht mehr als bloße Fiction des Moses ausgegeben werden.

Wie die erste Auflage der Feßlerschen Patrologie in unserem Jahrhundert nach langer Pause wiederum das erste, die ganze Väterzeit umfassende Werk war, welches sich würdig an die patrologischen Leistungen der frühern Zeit anschloß, so meinen wir sagen zu dürfen, daß auch die Neubearbeitung des Buches mit Ehren ihren Platz neben den besten derartigen Werken behauptet.

C. A. Kneller S. J.

Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Von Dr. **Max Heimbucher,** kgl. Lycealprofessor in Bamberg. 2 Bde. 8⁰. (X, 584 u. VIII, 558 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1896 u. 1897. Preis *M.* 12; geb. *M.* 14.40.

Dieses Werk ist ein sehr glücklicher Wurf. Es kommt einem wirklich großen Bedürfniß entgegen und leistet, was es verspricht, in vortrefflicher, ja überreicher Weise. Nur der bewunderungswerthe Fleiß eines schriftstellerisch bereits bewährten Forschers war im stande, unter Zugrundelegung der ältern Hauptwerke aus Tausenden weithin zerstreuter Notizen eine Arbeit zu schaffen, von der man sagen darf, daß sie auf der Höhe der Zeit steht.

Die Eintheilung des massigen Stoffes ist möglichst einfach und vernünftig und deshalb auch leicht zu überschauen. Ein allgemein orientirender, aber kurz und bündig gehaltener Abschnitt geht voraus über: Begriff, Ursprung, Eintheilung, Würdigung der Orden überhaupt. Dann folgen entsprechend der historischen Entwicklung die alten Mönchsorden, die ihre Wurzeln in die ersten Jahrhunderte des Christenthums zurück erstrecken, ihre Krone und ihren Mittelpunkt aber in der Regel des hl. Benedikt finden. Nun kommen die Bettelorden, die der Frömmigkeit des glaubensstarken Mittelalters, dann die Orden der Regular-Cleriker, welche der Noth der anbrechenden Neuzeit ihre Entstehung verdanken; endlich die neuern Congregationen. Letztere werden wieder geschieden in die vom Papste bestätigten und durch Gelübde vor den Obern auf Lebenszeit gebundenen Ordenscongregationen (Congr. religiosae) und die Unzahl der übrigen wie immer ordensähnlichen Genossenschaften (Congr. saeculares).

Der Verfasser bemüht sich nicht bloß, alle diese Orden und Congregationen mit möglichster Vollständigkeit zu verzeichnen; bei den bedeutendern derselben gibt er auch Einblick in ihre Geschichte und Verfassung, schildert ihre Heiligen, Gelehrten und Künstler, beschreibt ihr Wirken für innere und äußere Mission, ihre Leistungen in Wissenschaft und Kunst. Auf diese Weise ist das Buch, zumal bei seiner übersichtlichen Anordnung und angenehm fließenden Darstellung, nicht nur ein praktisches Nachschlagewerk, sondern auch eine wirklich ansprechende, ebenso erbauende wie belehrende Lesung. Ja es wird wahrhaft zu einer Apologie der katholischen Kirche, indem es die schönsten Blüthen des kirchlichen Lebens, viele der köstlichsten Früchte, welche die christliche Religion der Menschheit gebracht hat, auf ascetischem wie socialem, auf wissenschaftlichem wie charitativem Gebiete zusammenfaßt. Mit einigem Vorzuge scheint namentlich auch das Feld der auswärtigen Mission behandelt zu sein.

Die Lesung all dieser Dinge wird dadurch noch mehr zu einer wohlthuenden und erhebenden gemacht, daß der Verfasser mit innerem Verständniß für seine Sache und in wahrhaft kirchlichem Geiste schreibt. Er versteht es, mit Liebe und Pietät in die Geschichte wie die frommen Ueberlieferungen jedes einzelnen Ordens sich hineinzuvertiefen. Keine der geschichtlich bedeutsamern Ordensgemeinschaften wird sich billig beschweren können, mit zu wenig Sympathie oder Aufmerksamkeit behandelt worden zu sein.

Besondere Bedeutsamkeit gewinnt das schöne Werk, indem es die großartige sociale Wirksamkeit der katholischen Kirche, wenigstens zu einem beträchtlichen Theile, zusammengedrängt wie in einem klaren Spiegel überschauen läßt. In dieser Beziehung bergen die Blätter dieser beiden Bände einen nahezu unerschöpflichen Reichthum. Um nur einen untergeordneten Punkt herauszugreifen, so ist erst vor zwei Jahren die Behauptung in die Welt gesetzt worden, seit der Gründung der Mercedarier 1223 habe keine Ordensregel mehr des Liebeswerkes für Gefangene gedacht. Bei Heimbucher II, 450 erscheinen die „Schwestern von Maria und Joseph", 1805 gegründet „zum Dienste der Gefangenen sowie zur Besserung gefallener und zum Schutz gefährdeter Mädchen", die in zahlreichen Anstalten in Frankreich und Algier segensreich wirken. An sie reihen sich 1821 die Josephsschwestern von Lyon (II, 455), ausdrücklich „zur Leitung weiblicher Gefangenenanstalten" gegründet. Diese Schwestern wirkten so ersprießlich, daß ihnen alsbald die Besorgung mehrerer Staatsgefängnisse übertragen wurde. Bereits 1821 errichteten sie auch ein Asyl für aus den Strafanstalten entlassene weibliche Gefangene. Die guten Erfolge dieser Schwestern riefen 1824 die „kleinen Brüder Mariä" ins Leben (II, 420) „zur Obsorge für entlassene männliche Sträflinge". Die „Oblaten der heiligen Jungfrau von Pinerolo" (II, 413) wirken als Beichtväter und Seelsorger mit Vorzug in den Gefängnissen und Spitälern. Die „Brüder der christlichen Lehre", 1843 im Bisthum Straßburg entstanden (II, 421), bethätigen gleichfalls, wo nur immer möglich, ihren Beruf in den Gefängnissen. Die „Josephsbrüder" des Abbé Rey wurden 1835 dazu gegründet, um „verwahrloste oder schon den Strafanstalten verfallene Knaben" aufzunehmen und zu erziehen. Auch die Frauen vom guten Hirten von Angers seit 1829 leiten Anstalten für weibliche Gefangene (II, 311); die so vielfältig im Dienste der christlichen Liebe wirkenden „Töchter vom heiligen Kreuz" sind 1837 ausdrücklich zum Zwecke „des Unterrichts und der Sorge für weibliche Gefangene und andere in Verirrung gerathene Frauenspersonen" gestiftet. Die Pallotiner, 1835 entstanden, haben die Sorge für Gefangene mit zum Ordenszweck (II, 399); die 1838 zu Mecheln gegründeten „Brüder U. L. Frau von der Barmherzigkeit" (II, 306) bezwecken in erster Linie die Leitung und Besserung der Gefangenen. „Seit dem Jahre 1841 wirken diese Brüder im Gefängnisse zu Vilvoide, seit 1843 im Militärgefängnisse zu Alost und im Strafhause zu Gent, seit 1844 im Gefängnisse zu St. Ubert im Großherzogthum Luxemburg. In London erhielten sie das Gefängniß für junge Katholiken. Papst Pius IX. überwies ihnen im Jahre 1854 die Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher in St. Balbina." Diesen Wohlthätern der Gefangenen schließen sich die gleichfalls in Belgien entstandenen Vincenzbrüder an (Sodalitas Fratrum bonorum operum, vgl. Neerlandia Catholica 374), welchen der Dienst der Gefangenen als theilweiser Ordenszweck vorgesteckt ist.

Derartige Zusammenstellungen ließen sich aus dem Werke noch viele machen, z. B. über auswärtige Missionen, Jugenderziehung, Krankendienst, Arbeiterschutz, Greisenpflege, Dienstbotenunterstützung u. s. w. Nur die Universalität, mit welcher viele religiöse Gemeinschaften die verschiedensten Gebiete der christlichen

Charitas, die geistlichen wie die leiblichen Werke der Barmherzigkeit, umfassen, bildet hier eine Schwierigkeit. Diese wird denn auch davor zurückgeschreckt haben, derartige Uebersichtstabellen dem II. Bande beizufügen, die sonst recht willkommen gewesen wären.

Es ist kein Vorwurf für den Herrn Verfasser, wenn bei der ungeheuern Menge von Notizen, die er mit seltenem Spürsinn von überallher zusammengetragen hat, auch die eine oder andere kleine Lücke, Verwechslung oder Undeutlichkeit namhaft gemacht wird. Es geschieht in der Voraussetzung, daß es ihm vergönnt sein werde, in nicht zu langer Zeit sein so überaus brauchbares Werk in zweiter, revidirter Auflage erscheinen zu lassen, oder daß er sich vielleicht entschließen könnte, noch einen Nachtrag mit Ergänzungen und Berichtigungen folgen zu lassen.

Schon bei Angabe der Literatur im allgemeinen (I, 21 f.) fällt es auf, daß zwei Werke nicht genannt sind, welche unter allen Umständen gute Dienste hätten leisten können. Es ist das Monumentalwerk Neerlandia Catholica (Utrecht 1888) und das recht brauchbare Nachschlagewerk von Abbé *Charles Tyck*, Notices Historiques sur les Congrégations et Communautés religieuses et les Instituts de Missionaires du XIX siècle (Louvain 1892). In der Neerlandia Catholica p. 366—418 finden sich manche Congregationen, namentlich solche von Laienbrüdern, die man bei Heimbucher vergeblich suchen wird. So nennt er II, 458 ganz richtig die Schwestern der Liebe U. L. Fr. von der Barmherzigkeit, welche 1832 von Bischof Zwijsen ins Leben gerufen wurden, aber die Männercongregation gleichen Namens, von demselben Kirchenfürsten 1844 gegründet, welche innerhalb Hollands fünf Häuser besitzt, vermag man nicht zu entdecken. Es seien noch genannt die „Brüder von der Unbefleckten Empfängniß und dem hl. Franciscus" zu Huybergen für Knaben- und Waisen-Erziehung, die „Brüder von der Unbefleckten Empfängniß und dem hl. Vincenz von Paul" mit dem Mutterhaus in Maastricht und einer stattlichen Anzahl von Niederlassungen in Belgien wie in Holland, und die „Brüder U. L. Fr. von den sieben Schmerzen" (seit 1851), die in Amsterdam der verwahrlosten Kinder sich annehmen und zu Heibloem bei Heythuizen eine große Ackerbauschule leiten. Die „Vincenzbrüder" (Sodalitium Fratrum bonorum operum) mit dem Mutterhause zu Renaix in Flandern, welche in Holland mindestens 11 Häuser besitzen, scheinen gleichfalls kaum identisch zu sein mit den II, 422 n. 24 erwähnten, von Le Prévost gestifteten mit ähnlichem Namen.

Daß die Pères de l'Assomption sich in England der Seelsorge für katholische Matrosen widmen (I, 499), dürfte auf einem Mißverständniß beruhen; sie thun dies allerdings für Frankreich, und noch im Frühjahr 1896 wurde zu St-Malo ein Schiff eingeweiht, das sie aus freiwilligen Beiträgen erbaut und als Kirche und Krankenhaus dem Dienste der Neufundland-Fischer geweiht haben. Die Franziskanerbrüder von Waldbreitbach werden I, 372 als „Schulbrüder" bezeichnet, während sie sich ausschließlich der Krankenpflege widmen. Dahingegen sollen die auf derselben Seite als Krankenpfleger genannten „Armenbrüder nach der dritten Regel des hl. Franciscus" wohl die von P. Joh. Höver gestifteten Schulbrüder bezeichnen, welche thatsächlich nicht Krankenpfleger sind, sondern Jugenderziehung zur Aufgabe haben. Vgl. Der selige Pater Johannes Höver und seine Stiftung (Aachen 1896), S. 100—106.

Die Angabe II, 288, derzufolge die Passionistinnen nur noch das einzige Kloster in Florenz inne haben, wäre insofern einzuschränken, als die in England

1851 von einem Passionisten gegründete und unter Leitung der Passionisten stehende „Congregation der Schwestern vom heiligen Kreuz und der Passion" die Passionistenregel des hl. Paul vom Kreuz befolgen und gemeinhin als Passionistinnen betrachtet werden. Sie haben ihr Mutterhaus in Bolton und zählen in Großbritannien eine Anzahl blühender Convente. Um von persönlicher Anschauung abzusehen, sei dafür verwiesen auf *Murphy*, Terra incognita p. 355. Auch stimmt nicht ganz, was II, 366 in Bezug auf die Vita communis von Weltgeistlichen bemerkt wird, daß es damit bei den Bemühungen Gaduels und der Anregung einzelner eifriger Bischöfe geblieben sei. Wir haben in Deutschland wenigstens ein recht glückliches Vorbild für das Zustandekommen derselben, das nicht einmal des von Abbé Gaduel ausgehenden Anstoßes bedurft hat. Es ist die Priester-Congregation zu Kevelaer, die 1843 ins Leben trat. Vgl. Statut für die Weltpriester-Congregation zu Kevelaer unter dem Titel „der schmerzhaften Mutter Gottes" (Münster 1865). Unter den II, 440 aufgezählten Arten von „Schwestern der Vorsehung" wird ein Hinweis vermißt auf die in Münster 1842 entstandenen „Schwestern von der göttlichen Vorsehung", die infolge der preußischen Klosterausweisung ihr Mutterhaus nach Steyl verlegt haben, jetzt aber wieder in einer Anzahl norddeutscher Städte mit großem Eifer thätig sind. Ebenso scheinen bei Aufzählung der „Marienschwestern" II, 459 diejenigen von Breslau übergangen zu sein, welche sich in verschiedenen großen Städten dem Heile der weiblichen Dienstboten widmen. Daß die Schwestern U. L. Fr. aus dem Mutterhause von Mühlhausen bei Oedt, welche für Mädchenerziehung jeder Art eine sehr bedeutende Wirksamkeit entfalten, in dem Werke überhaupt nicht erwähnt seien, kann nicht gesagt werden, aber es wird kaum jedem gelingen, aus der beiläufigen Erwähnung der „Congregation von Coesfeld-Cleveland" II, 325 diese für das nördliche Deutschland jetzt so bedeutende Genossenschaft herauszukennen.

Auch bei manchen mehr allgemeinen Bemerkungen des Verfassers ist man zuweilen versucht, ein Fragezeichen oder einen einschränkenden Zusatz anzubringen. Daß es in den Orden „von jeher üblich war", nach vollendetem Noviciat vor Ablegung der feierlichen, zeitlebens verbindlichen Gelübde „für eine bestimmte oder unbestimmte Zeit zunächst nur einfache abzulegen", ist in dieser Unbeschränktheit nicht richtig. Wirklich auffallend ist es und wohl nur einer etwas sorglos gewählten Sprachwendung zuzuschreiben, wenn der Umstand, daß der Dominikaner Barth. von Medina den Probabilismus zuerst ausdrücklich verfochten haben soll, als „Schattenstrich in dem lichtvollen Wirken des Dominikanerordens" namhaft gemacht wird. Der Herr Verfasser constatirt im II. Bande selbst, daß niemals von seiten des kirchlichen Lehramtes gegen das System des Probabilismus im mindesten Einsprache erhoben wurde, und daß dieses System seit Jahrhunderten von den größten und geachtetsten Theologen hochgehalten wurde und geradezu die herrschende Theorie war. Und in der That ist dieser Probabilismus, vernünftig aufgefaßt, bis auf den heutigen Tag das herrschende System geblieben nicht bloß in der Theorie, sondern weit mehr noch in der Praxis, wo schwerlich ein anderes System sich mit Consequenz durchführen lassen wird, ohne wichtige Interessen der Seelen in Frage zu stellen. Für den katholischen Kirchengeschichtschreiber gibt es weder innere noch äußere stichhaltige Gründe, diese innerhalb der Kirche vollrechtlich eingebürgerte theologische Lehre zu desavouiren.

Die Ausführungen über die Gesellschaft Jesu, die sehr reichhaltig und hübsch gearbeitet sind, gehören zu den besten Darstellungen ihrer Geschichte und ihres

Wesens. Daß an untergeordneten Stellen zuweilen auch kleine Versehen unterlaufen sind, war bei solcher Fülle von Einzelangaben kaum zu vermeiden. Manchmal liegt das Ungenaue mehr im gewählten Ausdruck, so wenn II, 78 dem sel. P. Faber von Karl V. die „Erziehung seiner beiden Töchter anvertraut" oder II, 80 P. Le Tellier als „Cultusminister" von Frankreich bezeichnet wird. Cardinal Klesel wird II, 138 mit Unrecht den Predigern des Jesuitenordens beigezählt, wie auch die Arbeiten der beiden Ratisbonne (II, 211) der Gesellschaft Jesu wohl nur zum kleinen Theile zugeschrieben werden können. P. Erich Wasmann, der bei allerdings vielseitigen Kenntnissen im Bereiche der Zoologie sich bis jetzt in seinen Publicationen fast ganz auf bestimmt abgegrenzte Gebiete der Entomologie beschränkt hat, darf das Verdienst, ein Werk über die „Windhosen" verfaßt zu haben (II, 195), nicht für sich in Anspruch nehmen. Daß Ribadeneira zu Paris ins Noviciat getreten und Le Jay den Katechismus des sel. Canisius begonnen habe, beruht gleichfalls auf Mißverständnissen in den benutzten Vorlagen. Die auf Anregung des hl. Franz Borgia reformirte „Pönitentiarie in Rom" (II, 67) ist nichts anderes als das Beichtväter-Institut bei St. Peter, das seit Aufhebung der Gesellschaft Jesu von den Franziskaner-Conventualen versehen wird, nicht aber das, was heute gemeinhin als „Pönitentiarie" bezeichnet wird. Die Bemerkung II, 84, daß unter Karl I. die Behandlung der Katholiken in England milder gewesen sei, als unter Elisabeth, läßt sich höchstens für einige Perioden, schwerlich für das Ganze seiner Regierung aufrecht halten. Zu I, 126 wäre zu ergänzen, daß die Jesuiten in Portugal längst wieder arbeiten und seit geraumer Zeit auch eine eigene portugiesische Ordensprovinz wiedererstanden ist.

Diese kleinen, höchst untergeordneten Bemerkungen, die sich wohl noch vermehren ließen, sind gewiß nicht danach angethan, um auch nur in etwas die ausgesprochene Anerkennung oder die Freude herabzumindern, mit welcher diesem Werke der beste Willkomm geboten und die wärmste Empfehlung mit auf den Weg gegeben werden soll.

Otto Pfülf S. J.

Sociale und politische Zeitfragen. Zwanglose Hefte, herausgegeben von Mitgliedern der Centrumsfraktion des Reichstages. 8⁰. Köln, Bachem.

Heft 1: **Der Antrag Kanitz.** Geschichte, parlamentarische Behandlung und Würdigung desselben von Dr. **F. Pichler**, Mitglied des Deutschen Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer. (XI u. 164 S.) Preis *M.* 2.

Heft 2: **Das Gesetz zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes** vom 27. Mai 1896. Seiner Geschichte, parlamentarischen Behandlung und seinem Inhalte nach dargestellt und erläutert von **Hermann Roeren**, Oberlandesgerichts-Rath, Mitglied des Deutschen Reichstages und des Preußischen Abgeordnetenhauses. (S. 165—206.) Preis 75 *Pf.*

Das officielle Programm des Centrums fordert kurz und bündig auf verfassungspolitischem Gebiete die Wahrung des zu Recht bestehenden Grundcharakters

des Reiches als eines Bundesstaates; auf religiösem Gebiete die Vertheidigung der Freiheit und Selbständigkeit der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen, sowie aller anerkannten Religionsgesellschaften; auf wirtschaftlichem Gebiete die Förderung des Wohles aller Volksklassen. Wenn die Durchführung dieses Programms viele erfreuliche Resultate gezeitigt hat, so verdankt das die Centrumspartei vor allem der christlichen Weltanschauung und den aus derselben sich herleitenden festen politischen, socialen und ökonomischen Grundsätzen, die als allen Gliedern gemeinsam der ganzen Partei und ihrer parlamentarischen Vertretung jene bewunderungswerthe Einheit und durch die Einheit jene unüberwindliche Kraft verliehen, welche die politischen Gegner des Centrums ebenso beklagten wie bewunderten, ohne selbst die gleiche Einheit und die gleiche Kraft für sich gewinnen zu können.

Jenen innern Zusammenhang der praktischen Centrumspolitik mit den höchsten, leitenden Principien des politischen und socialen Lebens in einzelnen Abhandlungen und jedesmal mit Rücksicht auf concrete Tagesfragen darzulegen, ist nun die Aufgabe der unter dem Titel: „Sociale und politische Zeitfragen" von Mitgliedern der Centrumsfraction herausgegebenen Hefte. Das Unternehmen wird von selbst zugleich eine höchst wirksame Apologie der Centrumsthätigkeit werden. Vor allem wird hervortreten, wie im Kampf zwischen Christenthum und Atheismus das Centrum die Fahne des Welterlösers stets hochgehalten. Es wird sich zeigen, wie überall die unverfälschte sociale Auffassung des menschlichen Lebens zur Geltung gebracht wurde: die Pflicht der Gesamtheit, für das Wohl aller Stände nach der distributiven Gerechtigkeit einzutreten, und die Pflicht der einzelnen Stände und Individuen, der gesellschaftlich nothwendigen Harmonisirung zwischen Sonderinteresse und Gesamtinteresse kein Hinderniß in den Weg zu legen. Ueberall erblickt man dort, selbst in der Zeit höchster Erregung und schmerzlicher Unterdrückung, die Achtung vor Recht und Autorität, überall die kluge Beachtung der Continuität in der geschichtlichen Entwicklung, überall das furchtlose, mannhafte Eintreten für die politische und ökonomische Freiheit des Volkes gegenüber einer grundsatzlosen Gewaltthätigkeit und den verderblichen Centralisationsbestrebungen des demokratischen oder conservativen Socialismus.

Das erste der beiden bereits erschienenen Hefte, verfaßt von Dr. F. Pichler, beschäftigt sich mit dem Antrage Kanitz. Der erste Abschnitt der vortrefflichen, mit einer ganz ausgezeichneten Sachkenntniß, mit großer Ruhe und Solidität des Urtheils geschriebenen Broschüre beschäftigt sich mit der Geschichte des Antrags Kanitz. Der Antrag Kanitz (v. 7. April 1894) verlangte, daß der Einkauf und Verkauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides, mit Einschluß der Mühlenfabrikate, ausschließlich für Rechnung des Reiches erfolge. Außerdem sollten die Verkaufspreise im Mindestbetrage festgesetzt werden. Graf Kanitz machte in dieser Hinsicht für die einzelnen Getreidearten bestimmte Vorschläge. — Der Inhalt des Antrages bot gerade nicht einen neuen Gedanken. Georg von Vollmar konnte in der zur Prüfung der Sache eingesetzten Reichstagscommission auf die von ihm bereits im Jahre 1879 geschriebene Broschüre „Der isolirte socialistische Staat" hinweisen, in welcher

er ähnliche Gedanken entwickelt habe. Auch hatte ein anderer Socialist, Jaurès, wenige Wochen vor dem Antrage Kanitz in der französischen Deputirtenkammer einen Antrag des Inhaltes gestellt: „L'État a seul le droit d'importer les blés étrangers et les farines étrangères. Il les revendra à un prix fixé tous les ans par une loi.“

Dr. Pichler referirt nun ausführlich über die Debatten des Reichstages, welche den Antrag Kanitz zum Gegenstande hatten. Wir können ihm dabei nicht ins einzelne folgen. Nur auf das eine möchten wir hinweisen, wie nämlich das Centrum sofort die richtige ablehnende Stellung dem Antrage gegenüber einnahm, und zwar nicht bloß deshalb, weil der Antrag unvereinbar mit den Handelsverträgen und praktisch unmöglich sei, sondern in erster Linie, weil er in offenem Widerspruche stehe zu den Principien der christlichen Sociallehre. So sagte Abg. Dr. Bachem, auf christlich-socialem Boden sei die Durchführung des Antrages unmöglich, das Ende wäre Socialismus (Stenograph. Bericht S. 2108). Aehnlich sprach sich Frhr. v. Huene aus: Ich muß ganz ehrlich sagen, mein Verstand reicht nicht aus, um mir ein Bild von dem Staate zu machen — wenn ich mir nicht den socialistischen Staat vorstelle —, der dies ausführt (Stenograph. Bericht S. 1615 f.). Von diesem festen principiellen Standpunkte aus mußte die Centrumsfraction sich ebenfalls dem am 29. März 1895 in modificirter Form abermals zur Berathung stehenden Antrag Kanitz gegenüber ablehnend verhalten. Da eine lebhafte Agitation sich der Frage bemächtigt hatte, so beantragte Graf v. Galen namens des Centrums, den Antrag an eine Commission von 28 Mitgliedern zu verweisen: „Wir sind bereit, den Antrag, in dem wir ein falsches Princip sehen, nochmals einer Prüfung zu unterwerfen ... wir wollen zeigen, daß wir nichts unterlassen, um der Landwirtschaft, deren traurige Lage wir vollkommen anerkennen, zu Hilfe zu kommen“ (Stenograph. Bericht S. 1801). Diese Commission hielt 15 Sitzungen ab und erörterte folgende sieben Punkte: 1. den allgemeinen Zweck des Antrages Kanitz; 2. seine Durchführbarkeit; 3. Möglichkeit der Hilfe für die Landwirtschaft auf diesem Wege; 4. sociale Bedenken; 5. handelspolitische Bedenken; 6. Einzelbestimmungen; 7. Möglichkeit, auf andere Weise der Landwirtschaft Hilfe zu bringen. Höchst interessant und überaus belehrend sind die Commissionsberathungen über einen Theil der genannten und einige neue, im Verlaufe der Verhandlung sich ergebende Fragepunkte, welche hier von dem verschiedensten Standpunkte aus eine allseitige Beleuchtung fanden. Wir müssen natürlich für die Einzelheiten auf Dr. Pichlers umfassende Darstellung verweisen. Auch hier zeigte es sich wieder, wie die Vertreter des Centrums vor den andern Parteien einen festen principiellen Boden unter den Füßen hatten. Der Antrag Kanitz ist die erste Stufe zum socialistischen Staate — das klingt durch alle Reden der Centrumsabgeordneten durch und wurde insbesondere wieder vom Grafen v. Galen in der Commission scharf betont.

Die Pichlersche Arbeit schließt mit verschiedenen Anhängen, welche die Begründung zum Antrage Kanitz vom 7. April 1894, zum Antrage Holtz, Kanitz ꝛc. vom 13. März 1895, ferner die Denkschrift betreffend das Ergebniß der Verhandlungen des preußischen Staatsrathes (vom 12. März 1895 an) über Maß-

regeln zur Hebung des Getreidepreises, schließlich verschiedene Vorschläge zur Besserung der landwirtschaftlichen Lage enthalten.

Dr. Pichler hat sich durch diese vorzügliche Schrift nicht nur um die Sache des Centrums, um die Geschichte des Wirkens der Centrumsfraction hochverdient gemacht, sondern auch allen denen einen wesentlichen Dienst geleistet, welche ein tieferes Verständniß der heute so überaus wichtigen Agrarfrage gewinnen möchten.

Wenden wir uns nun zu der nicht minder hervorragenden Schrift des Herrn Abg. Oberlandesgerichtsrathes Hermann Roeren über das Gesetz zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes.

Hatte die Centrumsfraction in dem Antrag Kanitz ein staatssocialistisches Princip zu bekämpfen, so handelte es sich bei diesem, wesentlich der Initiative des Centrums zu verdankenden Gesetze um einen höchst bedeutsamen Angriff auf das von dem liberalen Oekonomismus stets verfochtene Princip der freien Concurrenz. Dem wirtschaftlichen Anarchismus gegenüber hatte die Centrumsfraction es von jeher unentwegt als ihre Aufgabe betrachtet, die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit nachdrücklichst zu fordern, und soweit es auf sie ankam, auch thatsächlich durchzuführen.

Die Schrift enthält: 1. den Entwicklungsgang der Bewegung gegen den unlautern Wettbewerb; 2. die Grundzüge des Gesetzes; 3. seine wichtigsten Einzelbestimmungen; 4. die künftige Weiterentwicklung. Hieran schließen sich als Anlagen: 1. der Text des Gesetzes zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs; 2. die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches. Den Schluß bildet, wie auch in Pichlers Schrift, ein genaues alphabetisches Namens- und Sachverzeichniß.

Schon lange wurde von seiten des redlichen Gewerbestandes lebhafte Klage geführt über den Mangel einer wirksamen gesetzlichen Handhabe gegenüber dem Verrath von Gewerbegeheimnissen, dem schwindelhaften Reklamewesen u. s. w. Literarisch kommen hierbei drei Schriften in Betracht. „Die unredliche Concurrenz“ von Dr. Rich. Alex. Katz (Berlin 1892), zunächst für juristische Fachkreise bestimmt, forderte ein strafrechtliches Einschreiten gegen bestimmte Arten des unlautern Wettbewerbes, während Dr. Julius Bachem in zwei Broschüren („Der unlautere Wettbewerb im Handel und Gewerbe und dessen Bekämpfung.“ Köln 1892. — „Wie ist dem unlautern Wettbewerb im Handel und Gewerbe zu begegnen?“ Köln 1893) unter Hinweis auf die französische Gesetzgebung allgemeine privatrechtliche Bestimmungen gegen den unlautern Wettbewerb verlangte.

Wiederholte Versuche der Centrumsfraction, diesbezügliche Gesetzesanträge im Deutschen Reichstage zur Verhandlung und Annahme zu bringen, scheiterten, bis endlich ein von der Regierung vorgelegter Entwurf am 8. Mai 1896 angenommen und als Gesetz vom 27. Mai 1896 publicirt wurde.

Das Gesetz trifft nur Bestimmungen gegen einzelne Formen des unlautern Wettbewerbes. Roeren hält dieses System der Specialisirung vorderhand noch mit Rücksicht auf die formalistische Richtung der deutschen Rechtsprechung für praktisch geboten. „Eine allgemeine Norm, daß jeder, der durch unlautern Wett-

bewerb einem andern Schaden zugefügt hat, zum Ersatz dieses Schadens verpflichtet sein soll, würde den redlichen Geschäftsmann den ersehnten wirksamen Schutz jedenfalls so lange vermissen lassen, bis sich die deutschen Gerichte daran gewöhnt haben, eine gleiche lebendige Fühlung mit dem gewerblichen Leben und den praktischen Anschauungen des großen Publikums zu unterhalten, wie dies bei den Gerichten in Frankreich auf diesem Gebiete der Fall ist" (S. 181 f.). Allerdings wird dieser lebendige Contact der Rechtsprechung mit den das Gewerbeleben beherrschenden Anschauungen und Ueberzeugungen durch die allgemeine Fassung des § 826 (früher § 810) des Bürgerlichen Gesetzbuches nothwendig gemacht. Diesem zufolge ist nämlich jeder Schaden zu ersetzen, den jemand durch irgend welche Handlung in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einem andern zufügt. Oberlandesgerichtsrath Roeren hofft, daß die praktische Handhabung des jetzigen Specialgesetzes gegen den unlautern Wettbewerb einen geeigneten allmählichen Uebergang bilde zu der demnächstigen praktischen Anwendung jenes ganz allgemeinen Grundsatzes. Allerdings muß diese Hoffnung zugleich die Erwartung einschließen, es werde die deutsche Rechtsprechung thatsächlich genügendes Leben besitzen, um nicht in den bisherigen gesetzlich fixirten Specialfällen den ganzen Umfang der durch die allgemeinen Grundsätze des Bürgerlichen Gesetzbuches erreichbaren Fälle des unlautern Wettbewerbes zu erblicken. Dies vorausgesetzt, schließen wir uns der Hoffnung Roerens an, daß das Bürgerliche Gesetzbuch einen noch ausgedehntern Rechtsschutz des ehrlichen Gewerbes bieten werde, als das Gesetz vom 27. Mai 1896, und daß nach und nach eine ähnlich umfassende Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes in Deutschland zur praktischen Durchführung gelange, wie in Frankreich die allgemeine Bestimmung des Art. 1382 des Code civil vermöge einer geschickten Rechtsprechung der concurrence déloyale in allen ihren Formen den Boden entzogen hat.

Rücksichtlich der einzelnen Fälle, welche das Gesetz vom 27. Mai 1896 behandelt (Reklamewesen, Quantitätsverschleierungen, Geschäftsverleumdung, Täuschung bezüglich der Geschäftsbezeichnung, Verrath von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen), ferner der Vorschriften über das Gerichtsverfahren und die Verjährung, schließlich, was die Vorschläge betrifft zu einer künftigen Weiterentwicklung — mit Bezug auf den Geschäftsbetrieb der großen Wander-Schleuder-Engroslager, Warenhäuser, Bazare, Versandgeschäfte; die Concurrenzklausel im Vertrag zwischen Principal und Gehilfen —, müssen wir auf die interessanten Ausführungen Roerens in der hier besprochenen Broschüre selbst verweisen.

Mit Freude und Genugthuung begrüßen wir diese Schrift des hervorragenden und verdienstvollen Abgeordneten Oberlandesgerichtsraths Roeren. Juristische Schärfe, Bestimmtheit der socialpolitischen Anschauung, umfassende Literaturkenntniß, Klarheit der Darstellung zeichnen dieselbe in hohem Maße aus, wie die Broschüre andererseits ein herrliches Zeugniß ablegt für die aufopfernde und fruchtreiche Thätigkeit der Centrumsfraction.

Die Ausstattung beider Hefte ist eine vorzügliche, der Preis ein mäßiger

Heinrich Pesch S. J.

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Jahres-Ausgabe 1896. Mit 12 Foliotafeln in Kupferdruck und Phototypie und 20 Abbildungen im Text. Freiburg, Commissionsverlag der Herderschen Verlagshandlung, 1896. Preis im Buchhandel *M.* 15. Für Mitglieder der Gesellschaft gratis. Jahresbeitrag der Mitglieder *M.* 10.

Mancher, der diese Jahres-Mappe zur Hand nimmt, wird erwarten, einer Sammlung mittelalterlicher Meisterwerke zu begegnen. Andere werden denken, Entwürfe zu finden, aus denen sie für ihre Gemeinde eine Kirche oder für ihr Gotteshaus irgend einen Ausstattungsgegenstand wählen und so, wie er geboten wird, bestellen könnten. Noch andere werden glauben, ganz moderne Compositionen zu erhalten, wie ihr Geschmack sie verlangt. Etwas Entsprechendes wird jedem geboten, der zu einer dieser drei Kategorien gehört, aber keiner der Genannten wird alle hier wiedergegebenen Bilder in dem Rahmen seines Gesichtskreises unterzubringen vermögen, weil die Herausgeber eben etwas anderes bezweckten und bei ihrer Auswahl andere Ziele verfolgten. Daß sie dabei ernst und gewissenhaft zu Werke gingen, beweisen die Namen der „Juroren": Prof. G. Hauberrisser, Prof. Gabr. Seidl, Balth. Schmitt, H. M. Waderé, M. Feuerstein, Gebh. Fugel, Universitäts-Professor Dr. Bach und Pfarrer Detzel. In den Geist der von ihnen gutgeheißenen Kunstwerke führt der schön geschriebene Text von Franz Festing, Pfarrer in Niederroth bei München, ein. Er belehrt uns auch über den Bildungsgang und die frühern Leistungen der Künstler, die uns hier mit ihren Schöpfungen entgegentreten. Der Zweck der ersten drei Mappen blieb der gleiche auch bei dieser vierten. Alle wollen zeigen, daß wir in Wirklichkeit doch noch christlich gesinnte Männer besitzen in Deutschland, die durch tüchtige Schulung befähigt sind, für unsere Gotteshäuser Werthvolles und Stilgerechtes zu liefern: Architekten, Bildhauer und Maler, begeistert für echte religiöse Kunst, befähigt, die Kunst unseres deutschen Mittelalters zu schätzen und unsern modernen Bedürfnissen anzupassen, ohne die Würde der Alten aufzugeben. Dies beweisen vor allem die Ansichten der neuen romanischen Bennokirche und ihrer Altäre zu München, sowie die Zeichnungen romanischer Kirchen zu Würzburg und Stetten und der gotischen Kapelle zu Kaiseringen.

Jeder Freund mittelalterlicher Kunst wird mit Interesse bezw. mit Befriedigung den Seitenaltar von Schnell betrachten, die plastischen Werke von Buscher, Albertshofer und Bradl, sowie das vortreffliche Altarbild von Walker. Den von Feldmann und Nüttgens gemalten Bildern sieht man es allerdings etwas zu sehr an, daß diese Maler eben Schüler von Gebhardts sind, dessen Werke trotz hoher Vorzüge für katholische Kirchen schon deshalb nicht passen, weil ihre Figuren wiederholt an protestantische Prediger erinnern. Doch hat Nüttgens in seiner schönen Pietà gezeigt, daß er sich dem Einflusse seines Lehrers zu entziehen vermag. Der mittelalterlichen Kunstauffassung, also den am Rhein und in Westfalen herrschenden Anforderungen, welche in der vom Herrn Domkapitular Schnütgen jetzt schon im neunten Jahre mit Geschick und Consequenz geleiteten „Zeitschrift für christliche Kunst" vertreten werden, entsprechen weniger die flott und virtuos von Kolmsperger ausgeführten Deckenmalereien im bewegten Stile

des vorigen Jahrhunderts, die tiefernsten und großartigen, aber etwas viel an Modelle erinnernden Prophetenfiguren Sambergers.

Moderne, jedoch in ihrer Art treffliche Leistungen sind die Ecclesia des Bildhauers Busch, Walchs figurenreiche, klar componirte Anbetung der Könige, Trenkwalds Cartons zu Wandgemälden in der Votivkirche zu Wien: „Marienverehrung in Oesterreich", Balmers Carton zu einem decorativ gut wirkenden Glasgemälde: „Der hl. Vincenz von Paul mit dem Wappen Sr. Heiligkeit Leos XIII." und Altheimers Pietà, wo einige Köpfe volles Lob verdienen. Aber wird Woldans „Madonna" trotz allem Fleiße und gutem Willen einem katholischen Herzen genügen oder gefallen? Sie verräth bald, daß ihr Urheber mehr Porträtmaler ist, als ein aus reiner Begeisterung für religiöse Ideale arbeitender Meister. Wer aber wollte es den Leitern verargen, auch dies Bild aufgenommen zu haben, um von den verschiedensten Seiten zu zeigen, wie die ihnen nahestehenden, die ihren Principien huldigenden Künstler christliche Aufgaben zu lösen versuchten? Bei der großen, an und für sich nicht genug zu beklagenden Verschiedenheit der Geschmacksrichtungen hat es gegenwärtig gewiß auch sein Gutes, die verschiedenen Richtungen zu Wort kommen zu lassen, sofern sie nur den gläubigen Standpunkt festhalten.

Der Hauptantheil dieser Mappe, wohl auch die besten Leistungen gehören denen, die im Anschluß an die Kunst des deutschen Mittelalters die Rettung erblicken. Nicht einmal die strengsten Vertreter dieser Richtung werden verlangen, daß man die Kirchen, welche nach der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden, nicht in dem ihnen entsprechenden Stil ausstatte und restaurire. Alle werden darum auch andern Bestrebungen Luft und Licht, Wohlwollen und Ermunterung gerne gönnen müssen. Sollten die besten Leistungen dieser Mappe genannt werden, so dürfte wohl, abgesehen von den Bauten, unter den romanischen Sachen dem Relief von Albertshofer „der hl. Paulus", unter den gotischen Werken der Figur „St. Jakob" von Bradl, dem vortrefflichen Altargemälde von Walker „Elias vom Engel gestärkt" und dem figurenreichen Schreinrelief zu einem Herz-Jesu-Altar vom Bildhauer Buscher die höchste Anerkennung zu theil werden müssen.

Der dritte Bericht der Gesellschaft gibt sehr eingehende Nachricht über die Vorbereitungen und die Ausführung der 1895 zu München abgehaltenen ersten Kunstausstellung der Gesellschaft. Sie erheischte ein nicht geringes Maß von Arbeit, Mühe und Zeitaufwand, und sie hat mit Rücksicht auf die Zahl der Besucher und den pecuniären Erfolg einen zufriedenstellenden Abschluß geboten. Das Verzeichniß der Mitglieder zählt 1164 Namen vom besten Klang aus allen Theilen Deutschlands. Der Vorstand verdiente den ihm auf der Generalversammlung der Gesellschaft zu München abgestatteten Dank aller anwesenden Freunde christlicher Kunst. Möge er in seinen edeln und schönen Bestrebungen unterstützt werden durch ein beharrliches Festhalten der alten Mitglieder und durch den Zutritt neuer Freunde, damit er mehr und mehr Einfluß gewinne und so strebsame christliche Künstler durch Aufmunterung und Zuwendung von Aufträgen auf der guten Bahn festhalte, sie fördere und dazu wirksam beitrage, der christlichen Kunst ihre alte Stellung wiederzuerobern.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Ueber Bibelkenntniß und Bibellesen in älterer und neuerer Zeit. Von H. von Roit, Gymnasiallehrer a. D. 8°. (XII u. 136 S.) Berlin, Germania-Verlag, 1896. Preis M. 1.50.

Die Broschüre bildet eine Fortsetzung des „Wittenberg und Rom" betitelten III. Bandes von dem größern Werke „Christ oder Antichrist". Der Herr Verfasser hat ihr als Motto die Worte Luthers gegeben: „Die Biblia war im Papstthum den Leuten unbekannt." Die ganze Schrift ist thatsächlich eine vernichtende Kritik dieser Worte, wie sie auf verhältnißmäßig wenigen Seiten allseitiger und gründlicher wohl noch nicht geübt worden ist. Dabei hält sich der Verfasser fern von jedem gehässigen und verletzenden Ausdruck; die ganze Ausführung ist rein sachlich und belehrend, dabei gefällig und anregend geschrieben; die Wahl der Briefform schützt vor Ermüdung und fördert das Interesse. — Daß eine Bekanntschaft mit der ganzen Heiligen Schrift zur Zeit des Mittelalters, wo es nur recht theuer geschriebene Bücher gab, nicht in dem Umfange gefordert werden könne, wie es in der Zeit des Aufblühens der Buchdruckerkunst, die mit Luthers Zeit erst eben begonnen hatte, wird treffend beleuchtet; aber ebenso treffend wird dargethan, daß das christliche Volk mit dem wesentlichen Inhalt der heiligen Bücher verhältnißmäßig besser vertraut war, als heutzutage die große Masse der Protestanten es ist. Die Unwahrheit, daß Luther dem deutschen Volke die Heilige Schrift zuerst in deutscher Sprache geboten habe, ist in gebildeten Kreisen als solche längst bekannt und sogar von Protestanten widerlegt; es durfte aber in einer Broschüre, wie die hier zur Besprechung stehende, eine kurze Angabe der diesfallsigen Beweismomente nicht fehlen; im ersten Brief sind dieselben vollauf genügend mitgetheilt. — Vor allem lehrreich ist die Partie, welche das sogenannte Verbot des Bibellesens behandelt (Brief 6 und 7). Mit vieler Erudition und Gelehrsamkeit werden all die kirchlicherseits je erlassenen Verfügungen angeführt und erläutert, mögen sie particulärer oder allgemeiner Natur sein. Der Leser erhält dadurch einen richtigen Einblick in die Bedeutung und Tragweite, sowie in die Veranlassung und die Gründe derartiger Verbote, zugleich aber genaue Kenntniß von dem beschränkten Sinne derselben und von der hohen Weisheit, mit welcher die katholische Kirche dabei vorangegangen ist. Der letzte, längere Brief darf als würdiger Schlußstein des Ganzen bezeichnet werden: er weist nach, daß die Protestanten mit der ganzen Frage über die Heilige Schrift als göttlich inspirirtes Buch in der Luft stehen, und daß jeder ernstlich nachdenkende Mann nothwendig auf die lebendige Autorität des unfehlbaren Lehramtes geführt werde, welches nur in der katholischen Kirche zu finden. Katholiken sowohl als redlich forschenden Protestanten kann die Broschüre recht empfohlen werden.

Die Professiones fidei der Päpste. Eine kirchengeschichtliche Untersuchung von Gottfried Buschbell. Roma, Tipografia della pace di Filippo Cuggiani, 1896.

Diese frisch und gewandt geschriebene Abhandlung, welche zuerst in der Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte veröffentlicht wurde, untersucht die sehr dunkle Frage über das Glaubensbekenntniß

der Päpste. Der Verfasser kommt dabei zu dem Resultate, daß die päpstlichen Glaubensbekenntnisse wenigstens als ständige Praxis mit dem Ende des 8. Jahrhunderts aufgehört haben. Besonders eingehend wird sodann der Nachweis geführt, daß die sogenannte professio Bonifatii VIII. ein unechtes Document sei. In dieser Ansicht, welche auch Hefele in seiner Conciliengeschichte vertheidigte, hat der Verfasser wohl die große Mehrzahl der neuern Gelehrten für sich; doch weist er im Gegensatz zu Hinschius dem falschen Actenstücke ein höheres Alter an und versteht es, seine These mit viel Geschick zu vertreten. Vielleicht würde ein canonistischer Fachmann bei einigen Punkten eine andere Terminologie und Verwerthung der Literatur gewünscht haben; doch wollen wir darüber mit dem Historiker nicht rechten. Hoffentlich wird der strebsame Gelehrte bald mit neuen geschichtlichen Untersuchungen die katholische Literatur bereichern und so seinerseits auch dazu beitragen, daß mehr und mehr die Klage verstumme, die Katholiken könnten nicht die gehörige Anzahl von Gelehrten für die Stellen des höhern Lehrfachs präsentiren.

Die Katechese und die Einwirkung auf das Gemüth. Von Paul Wiesner. 8°. (VIII u. 174 S.) Düsseldorf, Schwann, 1896. Preis *M.* 2.

Ein wirklich gutes Buch, das aber nicht nur gelesen, sondern auch studirt werden will. Es ist eine angewandte Logik und Psychologie, angewandt auf die Schule, insbesondere den Religionsunterricht. Der Gegenstand wird so eingehend und gründlich nach Aristoteles, Thomas von Aquin und andern angesehenen Meistern behandelt, daß man auf umfassende Vorstudien schließen muß. In dem grundlegenden ersten Theile erörtert der Verfasser die Aufgabe der Schule, den Charakter der Jugend und die beste Art des Unterrichtes. Er stellt Schlußfolgerung, Beispiel und Zeugniß als die vorzüglichsten Mittel hin, auf den Verstand der Schüler zu wirken, und gibt dann mannigfaltige Proben beweisender und erläuternder Darlegungen. Vortrefflich sind die nachfolgenden kurzen Anweisungen über Verständlichkeit, Einfachheit, Anschaulichkeit, Angemessenheit und Lebendigkeit der Unterrichtssprache. Der zweite Haupttheil befaßt sich mit den Mitteln, auf das Gemüth einzuwirken. Auch hier ist die Darstellung genau, vollständig und auf den Schulgebrauch eingerichtet. Das nur 174 Seiten umfassende Buch bietet auf diesem engen Raume sehr viel Anregendes für denjenigen, der die vorgelegten Grundsätze mit Muße überdenkt; es kann aber durch seine gedrängte Kürze leicht abschrecken. Dem Verfasser war es offenbar ganz um die Sache zu thun, um bestimmte einzelne Grundsätze und Vorschriften und um eine sichere, klare Begründung derselben, und er geht in allem umsichtig und maßvoll zu Werke.

Kirche und Volksschule, mit besonderer Berücksichtigung Preußens. Von V. Cathrein S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12°. (IV u. 182 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 1.20.

Was der hochw. Verfasser S. 100—102 des Büchleins sagt, wiegt eine ganze Broschüre auf. Er sorgt dafür, daß das verblüffend offene Geständniß des frühern preußischen Ministerpräsidenten Fürsten von Bismarck der Vergessenheit entzogen wird betreffs der Ziele, welche man sich mit der noch jetzt bestehenden Schulordnung vorgesteckt hat. Der Kampf gegen die Katholiken, d. h. gegen die katholische Kirche, welcher durch den sogenannten Culturkampf jahrelang rücksichtslos geführt wurde, sollte allmählich abgeschwächt werden, um dann „die Aggression mehr der Schul-

bildung als der Politik zu überlassen". Aber ebendeshalb ist es die heiligste Pflicht aller Katholiken, mit allen nur möglichen Mitteln dahin zu streben, daß die culturkämpferische Verstaatlichung und Verweltlichung der Volksschule gründlich revidirt werde und die Kirche ihr unveräußerliches Recht auf ausgiebige Theilnahme an Beeinflussung und Leitung des Schulunterrichts und der Erziehung zurückerhalte. Dazu anzuregen und darüber aufzuklären, ist die Aufgabe, welche der Verfasser der Broschüre sich gesteckt hat, und welche er in höchst lichtvoller Weise löst. Die Titel der drei Kapitel: 1. Verhältniß der Kirche zur Volksschule vom Standpunkte des Rechtes, 2. Verhältniß der Kirche zur Volksschule vom Standpunkte der Erfahrung und der Geschichte, 3. die Frage der geistlichen Ortsschulaufsicht im besondern, geben den Hauptinhalt an; doch wird der Leser mehr finden, als jene Titel ihm sagen.

Gesetzbüchlein für christliche Eltern oder solche, die es werden wollen. Zusammengestellt von Dr. Eugen Hillmann. Dritte Auflage. 16°. (80 S.) Donauwörth, Auer, 1896. Preis 25 *Pf.*

Der hl. Paulus stellt in seinem Briefe an Timotheus, wo er die verschiedenen Standespflichten erwähnt, innerhalb einiger Zeilen zweimal als erste Mutterpflicht die Kindererziehung hin. Wohl ruht diese Pflicht nicht ausschließlich auf der Mutter, sondern sie muß auch vom Vater besorgt werden, ja bei heranwachsenden Söhnen fällt diesem selbst derАдадтtheil zu; aber in den ersten Kinderjahren ist es doch ganz besonders die Mutter, welcher die Erziehung obliegt, und von der ersten Erziehung vor den eigentlichen Vernunftjahren hängt ganz wesentlich die Zukunft des Kindes ab. Vorstehendes Büchlein kann als Kompaß für eine christliche Erziehung nicht genug empfohlen werden. Würden alle Eltern sich mit seinem Inhalt recht vertraut machen und nach demselben handeln, dann würde unsäglich viel Familienleid verschwinden, und zeitliches wie ewiges Glück Tausenden gesichert sein, bei denen es infolge mangelhafter Erziehung gefährdet ist. Der hochw. Herr Verfasser weiß mit großem Geschick durchzuführen, was er von vornherein als kurzen Inbegriff der Erziehung aufstellt, daß nämlich die Erziehung ein Einüben des Kindes zum christlichen Kampf sein müsse, zum Kampf gegen Fleisch, Hölle und Welt. Die einzelnen Lehren und Winke, welche er den Eltern gibt, sind so zutreffend und so verständlich und packend ausgedrückt, daß kaum ein Wort zu viel oder zu wenig gesagt wird. Jeder nur etwas gutgesinnte Vater und jede nur etwas sorgsame Mutter wird das Büchlein mit Interesse lesen und nur mit großem Nutzen lesen. Wir empfehlen es für Massenverbreitung um so eindringlicher, weil eine fehlerfreie Erziehung leider eine nicht gar verbreitete Kunst ist.

Bedingte Verurtheilung oder bedingte Begnadigung? Von Julius Bachem, Rechtsanwalt. (Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1896.) 8°. (40 S.) Köln, Bachem, 1896. Preis *M.* 1.20.

Der Herr Verfasser hatte sich schon früher eingehender geäußert zu Gunsten der „bedingten Verurtheilung" (s. diese Zeitschrift Bd. XLVII, S. 102). In der vorliegenden Broschüre orientirt er den Leser zunächst über den Stand der Frage, zumal im Deutschen Reich. Während in den breiten Schichten des Volkes und in den Reihen der Richter die Idee der bedingten Verurtheilung an Sympathie gewinnt, verhalten sich die höhern Kreise der Regierung dieser Idee gegenüber eher kühl und abwehrend. In letztern Kreisen neigt man dazu hin, eine etwaige größere Milde, welche bei Bestrafungen unter gegebenen Umständen als erwünscht erscheint, der

Justizverwaltung und dem Begnadigungsrechte der Krone zuzuweisen, nicht von den Gerichten ausgehen zu lassen. Der Herr Verfasser unterzieht diese „bedingte Begnadigung" und die sogen. „bedingte Verurtheilung" einer vergleichenden Kritik, kurz zwar, aber unseres Erachtens zutreffend. Sowohl der Krone als auch dem Justizministerium ist nur höchst selten die Möglichkeit geboten, die Begnadigung aus sachlichen Gründen, welche dem vorliegenden Falle entnommen wurden, zu beschließen; es bleibt ihnen nur übrig, der Anregung untergeordneter Beamten zu folgen, oder aber nicht aus dem Rechtsbestande, sondern aus anderweitigen, abseits liegenden Erwägungen die Zuträglichkeit der Begnadigung abzuleiten: das alles aber führt fast nothwendig dazu, daß bei den gleichen rechtlichen Verhältnissen eine ungleiche Behandlung bezüglich des Strafvollzugs Platz greife, viel leichter, als dies bei der „bedingten Verurtheilung", welche in die Hand des Richters gelegt wäre, geschehen würde. Die kleine Schrift verdient, besonders in den maßgebenden Kreisen, die vollste Beachtung.

Sammlung gemeinverständlicher Aufsätze als Stoff zu Vorträgen für die Landbevölkerung, herausgegeben von Dr. Martin Faßbender. Erster Band. gr. 8°. (493 S.) Neuwied a. Rh., Raiffeisen und Cons., 1896. Preis geb. *M.* 8.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, eine derartige Stoffsammlung für Vorträge in landwirtschaftlichen oder Bauern-Vereinen herauszugeben. Kommt doch alles darauf an, die Versammlungen der Berufsgenossen für alle Betheiligten zugleich interessant und möglichst nutzbringend zu gestalten; hierzu bedarf es aber ganz besonders eines geeigneten Stoffes zum Vortrag und nicht weniger der richtigen Art und Weise der öffentlichen Rede. Nach beiden Seiten leistet das Buch die trefflichsten Dienste. In den Vorbemerkungen wird eine kurze und zweckentsprechende Anweisung für die Ausübung volksthümlicher Beredsamkeit gegeben. Dann folgen mehr denn 60 Vorträge. „Was die Auswahl der Themata betrifft," sagt Dr. Faßbender, „so ist dieselbe so getroffen, daß rein theoretische Erörterungen ausgeschlossen sind und nur praktische Hinweise für das Thun und Lassen der ländlichen Bevölkerung gegeben werden. Manche Gegenstände würden sich sehr gut auch in städtischen Arbeiter-, Handwerker- und dergleichen Vereinen behandeln lassen. Aber im allgemeinen sind, wie es der Titel des Buches angibt, die Bedürfnisse der Landbevölkerung in erster Linie ins Auge gefaßt und bei der Auswahl der Stoffe maßgebend gewesen. Die Gedanken und Ausführungen sind den verschiedensten Schriftstellern ohne Rücksicht auf ihre persönliche Richtung entlehnt; die Zusammenstellung des Ganzen ist aber in der Weise vorgenommen worden, daß trotz der verschiedenartigsten Verfasser die Sammlung als eine von durchaus christlichem Geiste getragene bezeichnet werden muß, deren Grundlage in dem Glauben an einen persönlichen Gott als den freien Schöpfer aller Dinge, sowie an das wahrhaft göttliche Wesen des Heilandes als unsern Erlöser beruht und auf eine Bethätigung herzlicher Gottes- und Nächstenliebe auf allen Lebensgebieten hinzielt, welche dagegen jedes Hineinziehen der Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse sorgfältig meidet." Unser Urtheil über die Vortragsammlung können wir kurz in den Satz zusammenfassen: alles ist da frisch, lebendig, interessant und praktisch. Und wir vermögen dem Verfasser und seinem Werke kein größeres Lob zu spenden als durch die Anerkennung, daß hier der Geist des Vaters Raiffeisen in allem waltet.

Sociale Frage und sociale Ordnung oder **Handbuch der Gesellschaftslehre.** Von Fr. Albert Maria Weiß O. Pr. Dritte Auflage. Zwei Bände. 8°. (XVII u. 1162 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 8.

Es wäre überflüssig, Worte der Empfehlung diesem anerkannt vorzüglichen Werke, das bereits in dritter Auflage erscheint, widmen zu wollen. Die erste Abtheilung handelt von dem öffentlichen Leben unter dem Einflusse der modernen Ideen, die zweite Abtheilung von dem Rechte, die dritte von den Grundlagen der Gesellschaft, die vierte von der Familie, die fünfte von der bürgerlichen Gesellschaft, die sechste von Staat und Völkergesellschaft, die siebente vom Reiche Gottes. In einem Anhange wird dann noch gehandelt von Individuum und Gesellschaft, vom Wesen und Zwecke des menschlichen Gesellschaftslebens. Der hochw. Verfasser beabsichtigte offenbar mehr, ein Lesebuch als ein Lehrbuch der Gesellschaftslehre zu schreiben, und dieser Zweck ist in vollkommenster Weise erreicht. In anziehender Sprache geschrieben, originell und geistvoll in der Auffassung, dabei doch nicht ohne wissenschaftliche Tiefe und Kraft der Beweisführung, ist dieser vierte Band der „Apologie des Christenthums" auch in dieser neuen Auflage eine ebenso angenehme wie belehrende Lectüre für jeden, welcher den wichtigsten Fragen des gesellschaftlichen Lebens das gebührende Interesse entgegenbringt.

Ketteler et la Question ouvrière avec une introduction historique sur le mouvement social catholique par E. de Girard, Docteur en Droit. (Berner Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie, herausgegeben von August Oncken. Nr. 9.) 8°. (IV u. 356 S.) Bern, Wyß, 1896. Preis *M.* 4.

Bischof v. Ketteler hat durch diejenigen seiner schriftstellerischen Erzeugnisse, welche er der Arbeiterfrage gewidmet hat, für die katholische Socialpolitik der Gegenwart bahnbrechend gewirkt. Aber auch in andern seiner Schriften, seinen Hirtenschreiben, Predigten und vertrauten Briefen hat er mit der socialen Frage überhaupt sich oft beschäftigt und bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin seine Anschauungen ausgesprochen. Bei der außerordentlichen Bedeutung, welche ihm für die Entwicklung der gegenwärtigen katholisch-socialen Bewegung zukommt, und der hohen Verehrung, welche sein Andenken allenthalben genießt, ist der Wunsch erklärlich, seine Gesamtanschauung über die ganze sociale Frage, in ein System geordnet, überblicken zu können. Der Herr Verfasser hat nun mit außerordentlichem Fleiß und vieler Liebe aus den verschiedensten Schriften Kettelers alles zusammengetragen, was näher oder entfernter zur socialen Frage Bezug hat. Den ersten Theil des Werkes bildet, ziemlich unabhängig hiervon, ein ganz interessanter Ueberblick über Entwicklung und Stand der katholisch-socialen Bewegung in den verschiedenen civilisirten Ländern. Für Deutschland fand der Verfasser einen zuverlässigen Führer an Wenzel (Arbeiterschutz und Centrum, Berlin 1893), welchem er auch Schritt für Schritt sich anschließt. Wenn manche Bemerkungen erkennen lassen, daß der Verfasser die deutschen Verhältnisse nicht völlig durchschaut, so stellt ihn doch die große Bescheidenheit, mit welcher er in Bezug auf Deutschland wie Oesterreich seine Bemerkungen einzuschränken sucht, gegen ernstern Vorwurf sicher. An die Spitze gestellt ist eine Lebensskizze Kettelers in der leichten gefälligen Art, wie man sie von feingebildeten Franzosen gewohnt ist. Mag dabei im einzelnen vieles ungenau sein, und auch die Mißhandlung deutscher Namen dem deutschen Leser manchen Schmerzensschrei entlocken, das Gesamtbild ist wenigstens kein unwahres. Den Schluß

des Werkes bildet eine Liste von Kettelers Schriften, deren Zweckdienlichkeit an dieser Stelle nicht sofort jedem einleuchten wird. Auch ist dieselbe weder ganz vollständig, noch von Ungenauigkeit ganz frei. Immerhin läßt sie im Ueberblick erkennen, welch große Bedeutung Ketteler auch in seinem oberhirtlichen Wirken der socialen Frage beigemessen hat. Die Wärme und Sympathie, mit welcher ein Vertreter fremder Sprache und Nationalität in dieser Schrift einen unserer größten deutschen Kirchenfürsten zu feiern bemüht ist, kann dem deutschen Katholiken nur Freude machen.

Philosophie de Saint-Thomas. La Connaissance. Par M. J. Gardair, Professeur libre de Philosophie à la Faculté des Lettres de Paris, à la Sorbonne. 8°. (304 p.) Paris, Lethielleux, 1895. Preis *Fr.* 3.50.

Eine durchsichtig und fließend geschriebene Darlegung der gesamten Erkenntnißtheorie des hl. Thomas enthält die vorliegende Schrift. Tiefere Begründung und allseitige Vertheidigung der betreffenden Lehrmeinungen, etwa nach dem Vorgange von Kleutgen und Liberatore, lag nicht in der Absicht des Verfassers; nur auf bündige und klare Skizzirung derselben unter steter Heranziehung von Stellen aus Thomas selbst kam es ihm an. Natur der Erkenntniß im allgemeinen, Erkenntniß der äußern und innern Sinne, Objectivität der Sinneserkenntniß, Ursprung der Begriffe, Erkenntniß der Principien, Schlußverfahren, Bewußtsein, Erinnerung kommen der Reihe nach zur Behandlung. In der Erklärung des hl. Thomas glauben wir dem Verfasser durchweg beistimmen zu müssen; er hält sich an die gewöhnliche, von bewährten Autoren verbürgte Interpretation. So faßt er mit Recht im Gegensatz zu einigen Neuern die species sensibilis als etwas von den mechanischen, physischen und chemischen Veränderungen des Organs Verschiedenes auf. In der vielumstrittenen Frage von dem Wesen der Sinnesqualitäten, Farbe, Schall u. s. w., schlägt er unter Annäherung an die Neuern eine „mittlere“ Ansicht vor, die, „wenngleich nicht ganz identisch mit der Meinung des hl. Thomas, wenigstens noch vom Geiste seiner Philosophie durchdrungen ist“ (S. 124): keine vollkommene Aehnlichkeit, nur eine „gewisse Analogie“ soll zwischen der Sinnesempfindung und seinem Object sein. Auch über die „mysteriöse“ Thätigkeit des intellectus agens sucht der Verfasser einiges Licht zu verbreiten. Ob aber, um den thätigen Verstand zum Handeln zu veranlassen, neben der Anwesenheit des Phantasiebildes immer noch erforderlich sei, „que nous nous faisons plus attentifs par une application plus vive de nous-mêmes“ (S. 154), möchten wir bezweifeln. Verschiedene Male (so S. 82. 87) bemüht sich der Verfasser, die Ansichten der unter den Opuskeln des hl. Thomas sich findenden Abhandlung De potentiis animae irgendwie mit den in den andern Werken von Thomas vertretenen Doctrinen in Einklang zu bringen. Die Lösung besteht wohl darin, daß jene Schrift unecht ist, wie sie schon von Echard für zweifelhaft erklärt wurde.

Historia exercitiorum spiritualium S. P. Ignatii de Loyola, fundatoris Societatis Jesu, collecta et concinnata a P. Ignatio Diertins, Societatis Jesu sacerdote, ad primam editionem exacta, quae nunc prodit auctior quibusdam ex opere Patrum Bollandistarum excerptis. 8°. (322 p.) Friburgi Brisgoviae, Herder, 1896. Preis *M.* 3.20.

Als die vorzüglichsten Waffen, deren sich die Gesellschaft Jesu im geistlichen Kampfe zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen bedient, sind ohne Zweifel

jene geistlichen Uebungen zu betrachten, welche der hl. Ignatius seinen Söhnen als kostbares Erbe hinterlassen hat. Etwas über die Entstehung dieser Waffen und über ihre ersten Erfolge noch zu Lebzeiten des hl. Ignatius berichtet uns P. Diertins in dem hier genannten Werkchen. Es erschien zum erstenmal im Jahre 1700 und ward dann 1782 fast unverändert wieder abgedruckt. Da es im Buchhandel recht selten geworden, war gewiß eine neue Ausgabe wohl am Platze. Als Quellen hat der Verfasser die größern Geschichtswerke von P. Peter Maffei, P. Nikolaus Orlandini und P. Daniel Bartoli benutzt; auch ist die werthvolle Autobiographie des hl. Ignatius, welche P. Ludwig Gonsalez nach den Mittheilungen des Heiligen niedergeschrieben hat, nicht unberücksichtigt geblieben. Als willkommene Zugabe zu P. Diertins' Werk werden dem Geschichtsfreund die Auszüge aus den Acten der Bollandisten erscheinen. Betreffs der Autorschaft der Exercitien spricht sich in einer Recension dieses Buches die gelehrte, in Maredsous erscheinende Revue Bénédictine (Nov. 1896) folgendermaßen aus: „Zu einer Zeit, als der Corpsgeist noch besonders kühn und lebhaft war, als man zuweilen weniger auf die Wahl der Waffen als auf die Wucht der Hiebe achtete, haben gewisse Schriftsteller, die mehr Eifer als Besonnenheit besaßen, gemeint, sie müßten ihren Orden, um dessen Ehre zu fördern, auf Kosten der andern religiösen Genossenschaften erheben. So hat man den hl. Ignatius zu einem Oblaten von Montserrat machen wollen, aus dem Grunde, weil der Heilige in diesem Benediktinerkloster unter der Leitung eines heiligmäßigen Mönches dieses Hauses kurze Zeit sich geistlichen Uebungen unterzogen hatte. So hat man ferner behauptet, die Idee der Exercitien sei dem hl. Ignatius durch das gleichnamige Werk [Exercitatorium] des Abtes Garcia de Cisneros vermittelt worden. Die Aehnlichkeit der Titel genügt nicht, um eine Verwandtschaft zwischen beiden Werken herzustellen, und man kann dem hl. Ignatius die volle Ehre der Vaterschaft an seinen Exercitien lassen, ohne irgendwie den Ruhm des Benediktinerordens zu verdunkeln. Der Geist weht, wo er will, und seine Einwirkung auf den hl. Ignatius ist zu offenbar, als daß man suchen sollte, diese seine Wirksamkeit herabzumindern."

Eine wichtige Grabstätte der Katakombe von S. Giovanni bei Syrakus. Von Dr. J. Führer, Kgl. Gymnasiallehrer in München. 8°. (11 S. mit 1 Tafel.) München, Lindauer, 1896. Preis 60 *Pf.*

Zur Grabschrift auf Deodata. 8°. (4 S.) Ebd. 1896.

Führer beschreibt in diesen Heften das von Orsi entdeckte, von ihm genauer untersuchte Grab der gottgeweihten Jungfrau Deadota (Deodata oder Adeodata). Es erhielt wohl um das Jahr 400 seine jetzige Ausstattung und wurde, wie die an ihm angebrachten kleinern Inschriften bezeugen, von den Christen hoch verehrt. An der Vorderseite der Grabnische krönt Christus die hl. Deadota; zur Rechten und Linken aber wohnen Petrus und Paulus dieser Krönung gleichsam als Zeugen bei. Unterhalb der Bogenöffnung des Arcosoliums steht eine in rother Farbe auf Stuck gemalte, aus vier Distichen bestehende griechische Inschrift. Eine genaue Uebersetzung ist nicht möglich, weil viele Worte fehlen. Das Erhaltene besagt: „Wohlwollende Gesinnung und ein unschuldsvoller Lebenswandel war der Jungfrau Deadota in dem Maße eigen, wie es ihrem Namen (von Gott gegeben) entsprach. Ihren Charakter, ihr ganzes Leben gebührend zu schildern, dazu bin ich nicht leicht im stande. Unheilvollem Wahne setzte sie ein Ende, und mit Erfolg wirkte sie für die Ausbreitung des Glaubens. — Um dieser deiner Verdienste willen hat, als Gegen-

gabe für deine Tugend, die Todtenklage um dich, die er noch nicht zu beenden vermochte, in dieser Inschrift verewigt dein Bruder Syrakosios, dir zu Ehren, die der liebevollen Lobpreisungen gewiß eingedenk sein wird." Die gründlichen Erläuterungen über dieses Grab lassen erwarten, daß die in Aussicht gestellte Publication Führers über die christlichen Katakomben von Syrakus viele neue und wichtige Ergebnisse bieten werde.

Canisius-Wallfahrt. Handbüchlein zum andächtigen Besuche des Sterbezimmers und des Grabes des seligen Petrus Canisius aus der Gesellschaft Jesu. Herausgegeben von Otto Braunsberger, Priester derselben Gesellschaft. Mit bischöflicher Gutheißung und Erlaubnis der Ordens-Obern. 12°. (VIII u. 134 S.) Freiburg (Schweiz), Buchhandlung des hl. Paulus, 1896. Preis geb. 60 *Pf.*

Wenn dieses Büchlein auch, wie der Titel besagt, in erster Linie den Wallfahrern zum Grabe des seligen Petrus Canisius als Hilfsmittel für die Bethätigung ihrer Andacht dienen will, so kann man es doch auch als eine vorzügliche Anleitung zur Canisius-Verehrung überhaupt bezeichnen. Der hochwürdigste Herr Bischof von Lausanne und Genf, Monseigneur Joseph Deruaz, beglückwünscht in seiner umfangreichen, dem Buche vorgedruckten Gutheißung den Verfasser zu seiner Arbeit und betont: „Sie wird dazu beitragen, den seligen Canisius in weiteren Kreisen bekannt zu machen und seine Verehrung zu fördern; zugleich wird sie sehr dienlich sein zur Vorbereitung auf die herannahende dreihundertjährige Gedächtnißfeier des Todes dieses großen Dieners Gottes (21. December 1897)." Möge das schön ausgestattete und doch so billige Schriftchen auch in Deutschland in recht vieler Hände gelangen, um die Verehrung des Seligen zu beleben und zu fördern.

Monialium Ebstorfensium mappa mundi. Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf. Von Dr. sc. n. Konrad Miller, Professor am Königl. Real-Gymnasium in Stuttgart. Mit einer Karte in Imperial-Folio. (Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1896.) 8°. (63 S.) Köln, Bachem, 1896. Preis *M.* 2.

Die hier veröffentlichte und erklärte Weltkarte fand man um 1830 in dem ehemaligen Benediktinerinnenkloster, jetzigen Damenstift Ebstorf auf der Lüneburger Heide. Sie wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts (1284?) in oder bei Lüneburg geschrieben und ausgemalt und ist eine im Sinne des christlichen Mittelalters umgearbeitete „alte römische Weltkarte". Der Görres-Gesellschaft gebührt das Verdienst, dieses wichtige Denkmal durch die Wahl desselben als Vereinsschrift zum Gemeingut der Gebildeten gemacht zu haben, und sie verdient dafür den wärmsten Dank. Der Erklärer und Herausgeber spricht diesen Dank in seinem Vorwort aus; aber auch ihm muß man hohe Anerkennung zollen für seine Mühe und Arbeit. Er ist nicht nur durch die Veröffentlichung der Peutingerschen Karte, sondern auch durch die von ihm unternommene Herausgabe alter Weltkarten als einer der competentesten Vertreter der Geschichte der Geographie rühmlichst bekannt. Diese Zeitschrift hat bereits Bd. XXXV, S. 87 über die „Weltkarte des Castorius" und Bd. XLVIII, S. 339 über das 1. Heft der „Mappae mundi" berichtet und hofft, mit Abschluß letztern Werkes dasselbe eingehend besprechen zu können.

Unsere liebe Frau im Stein in Wort und Bild: Geschichte der Wallfahrt und des Klosters Mariastein von P. Laurentius Eschle, Benediktiner des Klosters Mariastein-Delle. 8°. (207 S.) Solothurn, Union, 1896. Der Reinertrag ist für die Restauration der Wallfahrtskirche bestimmt. Preis *M.* 1.60.

Der erste Theil erzählt die Geschichte des Klosters Mariastein. Die Verehrung der Gottesmutter begann dort in einer Felsengrotte im 13. Jahrhundert. 1471 übernahmen Augustiner die Wallfahrtskirche; sie kam 1517 unter Leitung von Weltpriestern und 1645 an die Benediktiner der benachbarten Abtei Beinweil, welche bei dem Gnadenort ein Kloster errichteten. Als dieses von der Solothurner Regierung 1874 eingezogen ward, gründeten die Mönche eine neue Abtei in Delle im französischen Departement Haut-Rhin, von wo aus sie die Wallfahrt, so gut es ging, in Flor hielten. Mit welchem Erfolg sie das thaten, erzählt der zweite Theil. Möge ihre Hoffnung, ihr Kloster Mariastein zurückzuerhalten und so den Pilgern noch ausreichendere Hilfe bieten zu können, bald in Erfüllung gehen. Zu sorgen für ungefähr 50 000 Pilger, die jährlich aus der Schweiz, aus Frankreich und Deutschland sich einfinden, ist eine schöne Aufgabe. — 22 Illustrationen zieren das schmucke Büchlein.

Die Ascetik in ihrer dogmatischen Grundlage bei Basilius dem Großen. Von Dr. A. Kranich, o. ö. Professor der Theologie am Kgl. Lyceum Hosianum zu Braunsberg. 8°. (IV u. 98 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1896. Preis *M.* 1.80.

Der hochw. Herr Verfasser war schon durch seine frühern Studien über den hl. Basilius besonders in den Stand gesetzt, uns die Ascetik des Heiligen erläuternd zu beschreiben. Die Grundlinien sind selbstverständlich dieselben, wie sie in der katholischen Kirche stets maßgebend waren und noch maßgebend sind, wenn auch in der Einzelausgestaltung auf die verschiedenartigsten Verhältnisse von Zeit und Persönlichkeit Rücksicht zu nehmen ist. Als Grund und Fundament aller Ascetik wird die nach Vernunft und Glauben unumstößliche Wahrheit hingestellt, daß Gott Ursprung und Endziel aller Dinge, zumal des Menschen, sei, daß jedoch die Sünde einen tödtlichen Riß zwischen Gott und Mensch herbeigeführt habe, der zwar durch Christus Heilung erfahren, aber zur vollen Ueberwindung auch den Kampf des Einzelnen erheische. Dieser Kampf zur Erringung der christlichen Vollkommenheit in der Vereinigung mit Gott ist das Wesen der Ascese. Die Ascetik unterweist den Christen in diesem Kampfe, der gegen Satan, die böse Begierlichkeit und die Welt zu führen ist, der zuerst den Keim alles Bösen durch Buße und Entsagung in der Seele ersticken (§ 6—8), alsdann durch Nachfolge Christi und Verähnlichung mit ihm in den einzelnen Lagen und Handlungen des Lebens die Heiligkeit in der Seele ausgestalten (§ 9) und sie endlich zur möglichst vollendeten Einigung mit Gott (§ 10) führen soll. — Es hat gar nicht im Plan des Herrn Verfassers gelegen, die Ideen der Ascetik des hl. Basilius mit denen des hl. Ignatius von Loyola in Parallele zu setzen; aber thatsächlich hat er durch seine Schrift den Beweis geliefert, daß Ignatius von Loyola in seinem Exercitienbüchlein, welches er ohne alle Kenntniß der Väterliteratur niederschrieb, fast genau die ascetischen Grundsätze und Vorschriften der Heiligen der ersten Jahrhunderte zum Ausdrucke gebracht und in die Form einer methodischen Anleitung zur Selbstheiligung gegossen hat. Das erhöht in nicht geringem Maße das Interesse des Büchleins, das es schon aus sich hat.

Flavius Josephus über Christus und die Christen in den Jüdischen Alterthümern. XVIII. 3. Eine Studie von Franz Bole, fürstbischöfl. geistl. Rath und emer. Professor der Theologie. kl. 8°. (VI u. 72 S.) Brixen, Weger, 1896. Preis *M.* 1.

Ein kurzes, aber wohldurchdachtes Schriftchen über die in jüngster Zeit wieder häufiger besprochene Christusstelle bei Josephus, über deren Echtheit oder Unechtheit schon so viel verhandelt wurde. Der Verfasser vertheidigt unsere Stelle als echt in all ihren Theilen. Da fast allen Gründen, welche für nachträgliche Einschwärzung derselben in den Text der „Jüdischen Alterthümer" vorgebracht werden, die Behauptung zu Grunde liegt, Josephus habe in solcher Weise über Christus sich nicht aussprechen können, so gibt der Verfasser zuerst ein Charakterbild des jüdischen Historikers, zeigt dann, daß er irgendwo Christus erwähnen mußte und es sehr wohl gerade an der Stelle thun konnte, an der es in Wirklichkeit geschieht. Eine genaue Prüfung der Stelle im einzelnen und als Ganzes legt dar, daß ein Jude vom Charakter des Josephus von Christus so habe reden können, ohne sich zum Christenthum zu bekennen. Die Beziehung des Josephus zur flavischen Kaiserfamilie, die mehrere Christen zu ihren Mitgliedern zählte, wird ebenfalls zu Gunsten der Echtheit benutzt, das Schweigen der ersten christlichen Jahrhunderte über die Josephusstelle als ohne Belang nachgewiesen. Zwei Beigaben stehen mit dem Schriftchen nur in losem Zusammenhang. Was Solidität der Gründe angeht, braucht die vorliegende Schrift den Vergleich mit den andern neuern Bearbeitungen desselben Gegenstandes nicht zu scheuen. In den meisten Punkten sind die Lösungen, welche der Verfasser den Einwürfen unserer Stelle entgegenstellt, überzeugend oder doch beachtenswerth.

Die griechischen Apologeten der klassischen Väterzeit. Eine mit dem Preis gekrönte Studie von Dr. M. Faulhaber, Präfekt im bischöflichen Knabenseminar zu Würzburg. I. Buch: Eusebius von Cäsarea. 8°. (134 S.) Würzburg, Göbel, 1896. Preis *M.* 1.40.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gesetzt, die großen griechischen Vertheidiger des Christenthums aus dem 4. und 5. Jahrhundert, einen Eusebius, Athanasius, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Cyrill von Alexandrien, Theodoret, in Einzeldarstellungen zu behandeln. Er gedenkt seinen Plan in der Weise auszuführen, daß er bei jedem der genannten Apologeten dessen „Grundgedanken" aufsucht und an der Hand dieses Grundgedankens den Inhalt der aus ihm herausgewachsenen Vertheidigungsschriften darlegt. Das vorliegende erste Heft beschäftigt sich nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Gegner des Christenthums im 4. und 5. Jahrhundert sowie über den allgemeinen Charakter der christlichen Apologetik in diesem Zeitraum, mit dem „Vater der systematischen Apologetik", Eusebius von Cäsarea. Als Grundgedanken desselben bezeichnet er, was man sonst auch wohl die Methode eines Apologeten nennt, nämlich die Gewohnheit des Vaters der Kirchengeschichte, die christlichen Wahrheiten nicht mit Gründen der Philosophie oder Schrifterklärung zu stützen, sondern das Christenthum in seiner historischen Erscheinung zu betrachten und dessen Wahrheit hauptsächlich aus den sittlichen Wirkungen zu erweisen. Nach einer kurzen philosophischen Erörterung dieser „apologetischen Grundidee" zeigt dann der Verfasser des nähern, wie Eusebius dieselbe in der Polemik mit Heiden und Juden verwerthet. Der hl. Chrysostomus und Theodoret, deren Polemik und Apologetik

mit denen des Eusebius vielfach verwandt sind, finden schon in dem vorliegenden ersten Heft reiche Berücksichtigung. Dasselbe zeugt von dem großen Fleiß, mit dem der Herr Verfasser sich mit den umfangreichen Schriften der Apologeten beschäftigt hat, und ist mit wohlthuender Begeisterung und Frische geschrieben. Am wenigsten befriedigt hat uns das Kapitel, in welchem der Verfasser in philosophischer Entwicklung die eusebianische Grundidee als berechtigt und wahr darzulegen sucht (S. 21. 121). Der Grund, weshalb die christlichen Ideen die Welt umzugestalten vermochten, liegt vor allem in dem Gnadenbeistand Gottes, den er der Predigt des Evangeliums versprochen hat, nicht in der Idee als solcher und in ihrer Herkunft aus Gott. Daß eine göttliche Idee ein „Streben" habe, aus dem immanenten Leben des Geistes herauszutreten, ist ein Satz, der sehr der Erläuterung bedarf.

Porphyrius, der Neuplatoniker und Christenfeind. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Bekämpfung des Christenthums in alter Zeit. Von Anton Ignaz Kleffner, Doktor und Professor der Theologie. 4°. (97 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei (Schröder), 1896. Preis *M.* 1.60.

Wie der Titel andeutet, zerfällt die vorliegende Schrift in zwei Theile. Im ersten wird nach kurzer Zeichnung des Neuplatonismus (S. 1—15) des Porphyrius Leben und Bedeutung als Philosoph behandelt (S. 16—41), im zweiten (S. 42 bis 97) seine Thätigkeit in directer und indirecter Bekämpfung des Christenthums dargelegt. Nach dem Verfasser ist der Neuplatonismus von seiner Entstehung an von einem wahrscheinlich bewußten Gegensatz zum Christenthum getragen. In der Darlegung des Plotinschen Systems werden die unverkennbaren Anklänge an christliche Lehren besonders hervorgehoben, unter anderem auch der Nachweis versucht, daß Plotin die Schöpfung der Welt aus nichts erkannt und gelehrt habe. Des Porphyrius Verdienste um die Weiterbildung der Philosophie werden zugestanden und als solche z. B. anerkannt, daß er in der Seelenlehre den Trichotomismus überwunden, die Seele als Form des Leibes erkannt, die Seelenwanderung durch Thierleiber verworfen, besonders aber die Ethik vervollkommnet habe. Außerdem finden seine Verdienste als Commentator der logischen Schriften des Aristoteles rühmende Hervorhebung. Als Christenfeind zeichnet Porphyrius vor seinen Vorgängern sich dadurch aus, daß er eine umfangreiche Kenntniß des Alten und Neuen Testamentes besitzt und diese Kenntniß zu eingehender, aber verständnißloser Kritik der einzelnen biblischen Erzählungen und Lehren benutzt. Die wenigen Fragmente, die uns von Porphyrius übrig geblieben sind, werden vom Verfasser besprochen, der Platz ermittelt, den sie im Werk „Gegen die Christen" einnahmen. Die Schrift des Herrn Verfassers ist wohl geeignet, über die den Porphyrius betreffenden Fragen Auskunft zu geben. Vor ältern Bearbeitungen des gleichen Gegenstandes hat sie schon deshalb einen Vortheil, weil sie die erst seit 1876 vollständiger bekannten Porphyriusfragmente bei Makarius von Magnesia benutzt. In manchen, allerdings nur nebensächlichen Kleinigkeiten wäre größere Genauigkeit erwünscht gewesen. Der sittliche Charakter des Porphyrius scheint uns im ersten Theil etwas zu günstig geschildert. Seine Polemik gegen das Christenthum ist nicht nur kleinlich, sondern hämisch, bekrittelt am Christenthum, was sie am Heidenthum bewundert. Einem ehrlichen und natürlich gerechten Charakter steht dergleichen nicht an.

Der heilige Lambertus. Sein Leben und seine Zeit. Von W. Dechêne, Pfarrer der Erzdiöcese Köln. gr. 8°. (IV u. 204 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1896. Preis *M.* 2.40.

Das Buch verdankt sein Entstehen dem Umstande, daß der hochw. Herr Verfasser, dereinst als Seelsorgepriester an einer dem hl. Lambert geweihten Kirche angestellt, viele Jahre die Patrociniumspredigt zu halten hatte und so zu eingehender Beschäftigung mit dem Lebenslauf des Heiligen sich veranlaßt sah. Diesen seinen Ursprung verläugnet das Buch auch nicht. Es ist fromm und gedankenreich und zeigt eine ausgesprochene Neigung zu praktischen Nutzanwendungen auf die heutigen Verhältnisse und das tägliche Leben. Freilich bietet die Zeitperiode, in welche das Leben des hl. Lambert fällt, wie auch die Natur der Quellen dem Geschichtschreiber außerordentliche Schwierigkeiten, und wenn irgendwo, so erweist es sich hier als ein Wagniß, in einer und derselben Darstellung kritische Forschung mit dem Zweck der erbaulichen Lesung in Einklang bringen zu wollen. Wie schwer es schon ist, mit dem Vorwiegen moralisirender Belehrung auch nur eine angenehm fließende Geschichtserzählung zu verbinden, läßt sich hier an einem Beispiele beobachten. Der Verfasser hat kaum wohl daran gethan, sich auch in der äußern Form der Darstellung allzu enge an seine alten Vorbilder anzuschließen, die einer andern Geschmacksschule angehören und für eine andere Zeit geschrieben sind. Gewiß wird man in dem Buche manches Schöne und Erbauende, zuweilen aber auch etwas minder Geschmackvolles finden. Eine abschließende kritisch-historische Untersuchung oder eine concinne, leicht übersehbare Lebensbeschreibung darf man in demselben nicht suchen. Der große, von Liebe zum Gegenstand getragene Eifer und die echt priesterliche Gesinnung, von welchen das Werk Zeugniß gibt, werden dem hochw. Herrn Verfasser jedenfalls die Achtung des frommen Lesers sichern.

Dr. Albert Stöckl, Domkapitular und Lycealprofessor in Eichstätt. Eine Lebensskizze, verfaßt von einem seiner Schüler. 8°. (76 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis *M.* 1.20.

Ein so verdienter Schriftsteller und so echt kirchlich gesinnter Gelehrter wie Stöckl war wohl eines ehrenden Andenkens werth. Ein dankbarer Schüler hat ihm hier mit einer gewissen jugendlichen Frische einige gefällig geschriebene Erinnerungsblätter geweiht. Dieselben wenden sich offenbar direct an Stöckls zahlreiche Schüler und nähere Bekannte, weshalb auch das Familiäre und Anekdotenhafte etwas vorherrscht. Besonders in diesem Kreise wird das Büchlein auch ohne Zweifel höchst willkommen sein.

Ein Edelreis am Stammbaume der Habsburger in Sturmeszeit. Gezeichnet von Josef Engel, prov. k. v. Fieger'scher Beneficiat in Hall in Tirol. gr. 8°. (42 S.) Wien, „Austria" (Franz Doll), 1896. Preis 85 *kr.*

Das Leben der frommen Kaiserstochter „Königin Magdalena", der Jüngerin des sel. Petrus Canisius und Gründerin des Damenstiftes Hall, die nach vielen Werken der Gottseligkeit und Nächstenliebe 1590 im Ruf der Heiligkeit gestorben ist und auf deren Seligsprechung noch immer begründete Hoffnung besteht, wird hier mit großer Liebe und Begeisterung geschildert. Drei ältere Biographien, unter welchen namentlich die ausführliche von Ludwig Rapp zu verzeichnen ist, sind im Buchhandel nicht mehr zu erhalten; um so dankenswerther ist daher dieses kurze

Lebensbild, das recht viel Schönes und Erhebendes bietet. Daß die S. 16 erwähnten Einzeichnungen in das Statutenbuch des Haller Stiftes von der Hand des sel. Canisius herrühren, ist allerdings mehr als fraglich. Die wohlthuende Wärme, mit welcher die Aufgabe des Biographen zu lösen gesucht wird, leidet manchmal etwas unter der zu großen Sorgfalt für die äußere Form. So sehr es anzuerkennen ist, daß der Herr Verfasser sich einer gewählten Darstellung befleißigt — und dies oft mit Glück —, so dürfte sich doch für ein Heiligenleben, namentlich wenn es ins Volk eindringen soll, im ganzen größere Einfachheit empfehlen.

Percy Wynn oder ein seltsames Kind der Neuen Welt. Von Franz Finn S. J. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Franz Betten S. J. Mit einem Titelbild. kl. 8°. (264 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis geb. *M.* 3.

Das vorliegende Buch ist eine Art Fortsetzung des im vorigen Jahre erschienenen „Tom Playfair", und jeder, der dies letztere gelesen, wird mit Freuden nach dieser Fortsetzung greifen. Ist Tom auch nicht gerade der „Held", so spielt er doch wieder eine Hauptrolle. „Held" ist Percy Wynn, ein neu eingetretener Zögling, der bisher eine ganz mädchenhafte Erziehung genossen hat. Er wird daher auch von den Taugenichtsen des Spielplatzes als Mädchen verspottet, und selbst Tom kann ihm trotz allen besten Willens und aller Freundschaft diesen Namen nicht ersparen. Aus ihm aber einen tüchtigen Jungen zu machen, ist nun Toms und einiger anderer Freunde Ziel, das er auch erreicht. Dabei muß er sich jedoch am Schluß eingestehen, daß jenes „Mädchen" jetzt zwar auch ein Junge geworden, aber gewissermaßen schon von allem Anfang an ein Mann gewesen sei. In der That hat der Erzähler den zarten Percy mit allen edlen Charaktereigenschaften ausgestattet, wie denn überhaupt ein merklich starker, fast zu starker idealistischer Zug durch die ganze Geschichte geht. Wir vermissen an der Erzählung auch eine straffere äußere Einheit. Sie hat ein Ende, aber nicht gerade einen Schluß. Allein der Verfasser wollte eben nur Bilder aus dem Knabenleben bieten, und das thut er in sehr ansprechender Weise. Der Uebersetzer glaubt sich in einem Vorwort über die Tragweite erklären zu sollen, die man seinem Unternehmen fälschlich beigelegt, als habe er dadurch der amerikanischen Erziehungsmethode auch für Deutschland das Wort reden wollen. Schon dem Verfasser habe ein solcher Gedanken fern gelegen. „Nicht ein ‚Lienhard und Gertrud' lag in P. Finns Absicht, sondern eine fesselnde und veredelnde Lectüre für die Jugend." Auch ein anderes Bedenken, welches gegen „Tom Playfair" hie und da, und zwar nicht ganz ohne Grund, laut geworden, daß das Buch zur Nachahmung manch dummen Streiches reize, trifft bei Percy Wynn nicht zu. Wir wundern uns daher nicht, daß diese Fortsetzung nicht bloß das alte Interesse, sondern auch einen noch ungetheiltern Beifall bereits gefunden hat.

Novellen von Johannes Bapt. Diel S. J. 3. u. 4. Aufl. 12°. (399 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis brosch. *M.* 3; geb. *M.* 4.20.

Die vorliegenden Novellen entstammen den schönen Tagen von Maria-Laach und waren ursprünglich für den Hausfreund-Kalender geschrieben. Sie sind die Frucht einer von Grund aus ideal angelegten Natur, einer echten Dichterseele, eines Jüngers der Romantik. Jugendliche Begeisterung und ein kindlich frommes Herz spricht aus ihnen. Mit Freude versenkt der Dichter sich in die Schönheit der Natur, mit Liebe und warmer Empfindung in Leid und Lust der Menschen, und die vielen eingestreuten Lieder klingen rein und schön die Gefühle aus, welche in

seiner Seele entstanden und sich naturgemäß dem Herzen des Lesers mittheilen. Ueberhaupt war P. Diel viel mehr Lyriker als Erzähler, und auch seine Prosa enthält mehr wahre Poesie, als sich in manchen neuern Liedersammlungen findet. Was hätte der gereifte Mann unserer katholischen Literatur Schönes und Vollendetes bieten können, wenn schon der Jüngling, den leider der Tod viel zu früh aus unserer Mitte nahm, so Vortreffliches geschaffen hat! — „Der Zigeunerknabe" ist eine poetisch verklärte Jugenderinnerung an einen armen Knaben, der sein Wanderleben in dem Dörfchen beschloß, in welchem P. Diel einen Theil seiner Jugend bei einem geistlichen Onkel verlebte. „Aus den westfälischen Forsten" erzählt eine tragische Episode aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges; „Des Köhlers Töchterlein" ist ein liebliches Waldidyll voll Duft und Frische. Verenas schönes Gebet: „O süße Frau, der keine gleich" gehört zu den tiefempfundensten. Die drei folgenden Stücke sind Künstlernovellen. „Musikantenleben" zeichnet mit manchmal an Eichendorffs „Taugenichts" erinnernder Frische den Entwicklungsgang eines Geigenspielers. „Regentropfen" — vielleicht die künstlerisch vollendetste Novelle Diels — erzählt in Tagebuchform eine ergreifende Versöhnungsgeschichte. Der Dichter „Johannes Jodocus" trägt manche Züge unseres Johannes Diel. Mit dem „Steinmetz von Köln" endlich betrat er nach Riehls Beispiel den Boden der culturhistorischen Novelle; es ist eine ganz bedeutende Arbeit, die auch mehr Handlung und Spannung enthält als die übrigen Erzählungen. Auch ihr sind überaus schöne Dichtungen eingestreut. Die edle und sorgfältig gefeilte Sprache, welche allen Arbeiten Diels eignet, empfiehlt das schöne Bändchen namentlich der studirenden Jugend mehr noch zum Studium als zur einfachen Unterhaltungslectüre.

Die Arche Noah. Kulturhistorischer Roman aus dem IX. Jahrhundert von Konrad von Bolanden. 12°. (396 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis *M.* 4.60.

Ein düsteres Bild aus einer dunkeln Zeit, von Bolandens Hand mit markigen Zügen entworfen. Ein Jude, der kraft königlichen Privilegs mit geraubten Kindern Menschenhandel nach dem damals maurischen Spanien treibt, und ein Gaugraf, der, statt pflichtschuldig das Recht zu schützen, verbrecherische Gewaltthat übt, bilden die Schattenseite, der Abt und die Mönche von Weißenburg, ihr Klostervogt und dessen heldenhafter Sohn, die auf die Gefahr des Unterganges ihres Klosters hin für die Vergewaltigten mit christlichem Opfermuthe eintreten, sind die freundliche Lichtseite des culturhistorischen Gemäldes. In der Haupthandlung, der Befreiung der Christensklaven sowohl, wie in der eingeschobenen Episode des ärgerlichen Ehescheidungshandels König Lothars, wo Papst Nikolaus als Vertheidiger der rechtswidrig verstoßenen Gemahlin Theutberga mit apostolischem Freimuthe eintritt, zeigt sich die Kirche als die „Arche Noah", welche auch irdischer Willkür gegenüber Heil und Rettung allen darbot, die sich unter den Schutz ihrer heiligen Gesetze flüchteten. Für die Jugend ist das sonst sehr empfehlenswerthe Buch allerdings nicht geschrieben.

In blutigem Ringen. Historische Erzählung aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts von Philipp Laicus. 12°. (414 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis brosch. *M.* 3.50.

Die Empörung Liudolfs von Schwaben und Konrads von Franken gegen Otto I. und im Anschlusse daran der Beutezug der Ungarn und die Schlacht auf

dem Lechfelde bilden den bewegten Hintergrund der Erzählung. Ein junger schwäbischer Ritter, arglos, treu und tapfer; ein ehrgeiziger Ränkeschmied, der verbrecherisch genug ist, die Ungarn ins Reich zu locken; ein Geächteter, der sein Leben der Rache gegen den Kaiser weiht, und ein sächsischer Wodansdiener unter der Kutte eines christlichen Waldbruders sind die Haupthandelnden. Die Empörer sühnen ihre That im Kampfe gegen die Ungarn; der alte Heidenpriester wird endlich aus Ueberzeugung Christ und führt seinen Freund von unchristlicher Rache zu christlicher Buße, und der junge schwäbische Held verbindet sich mit der Tochter seines Feindes. So erhält die hübsche Erzählung, die man auch der reifern Jugend getrost in die Hände geben kann, einen befriedigenden Abschluß. Die Glanzstelle bildet die Belagerung Augsburgs und die Schlacht auf dem Lechfelde. Ein Anachronismus wie der, daß Kapuziner am Vorabende der Schlacht die Kämpfer Beicht hören, sollte freilich nicht vorkommen. Auch stören manche Wiederholungen und Nachholungen den Fluß der Erzählung, die etwas rasch gearbeitet scheint.

Das stille Schloß. Erzählung in zwei Theilen von M. Ludolff. 12°. (262 S.) Bonn, Hauptmann, 1897. Preis brosch. *M.* 2.

Die Erzählung beginnt damit, daß der Herr Studiosus Holter von der bisher besuchten Universität Abschied nimmt und dabei der Tochter seines Hauswirtes, dem unschuldigen Suschen, verspricht, in zwei Jahren wiederzukommen und sie zur Frau Professor zu machen. Aber inzwischen erscheint ein Erbonkel aus Amerika, Suschen wird eine „gute Partie", kommt in das feinste Pensionat und heiratet auf Drängen der ehrgeizigen Mutter einen liederlichen und verschuldeten Baron, der die junge Frau, nachdem er das Vermögen vergeudet, in „das stille Schloß", ein ruinenhaftes Haus im Walde, bringt. Da läßt er Suschen vereinsamen und büßen, während der Herr Professor eine andere heiratet und glücklich wird. Damit hätte die Geschichte eigentlich ihren natürlichen Abschluß. Aber wir erfahren nun im zweiten Theile auch noch das nicht minder traurige Schicksal von Suschens Tochter und deren beiden Vettern, den „Letzten ihres Geschlechtes", von denen der eine arm im Spital stirbt, der andere Waldbruder in Tirol wird. Die Episode von Dora, dem Förstertöchterlein, ist ergreifend, wenn auch die Trauung in der Waldkapelle etwas leichtgläubige Leser verlangt. Lilies edles Verzeihen versöhnt mit manchen Schwächen der Composition. Am besten ist wohl der Charakter der Mutter Osborn gezeichnet; doch auch die andern Figuren verrathen eine geschickte Hand. Manche Naturschilderungen und Stimmungsbilder sind recht gelungen. Die Sprache ist durchweg fließend, natürlich, aber nicht immer grammatikalisch correct; die Ausstattung gut.

Die Zigeunerhütte am Rohrsee, oder: **Die zwei Freunde.** Eine Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges. Für die reifere Jugend geschrieben von P. Kaspar Kuhn, Benediktiner in Ottobeuren. 2. Aufl. 12°. (156 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1896. Preis *M.* 1.50.

P. Kaspar Kuhn bietet hier in neuer Auflage eine ganz gute Volkserzählung aus den bewegten Tagen des Bauernkrieges. Freilich holt sie etwas weit aus und darf nicht gerade mit dem Maße einer Kunstnovelle gemessen werden; aber sie enthält doch des Interessanten und Belehrenden viel. Recht kräftig sind die Scenen der aufrührerischen Bauern gezeichnet, und der „Bauernjörg" führt vielleicht eine etwas zu derbe Sprache, wenn sie auch in der damaligen Zeit ihre Berechtigung hat.

— P. Kuhn macht in seiner Autobiographie „Durch Kampf zum Sieg" (S. 133) die Mittheilung, daß diese erste der von ihm veröffentlichten Erzählungen Dichtung und Wahrheit aus seinem eigenen und eines seiner Freunde Leben sei; ebendaselbst erfährt man auch höchst interessante Einzelheiten über die Verhandlungen mit dem Verleger betreffs der ersten Auflage dieser Erzählung.

Miscellen.

Vom französischen Protestantismus der ältern Zeit, von der Vertreibung der Calvinisten aus Frankreich 1685, ihrer Aufnahme in den brandenburgischen Landen durch den Großen Kurfürsten, ist in deutschen Büchern ziemlich oft die Rede. Natürlich, die Aufnahme der Flüchtigen war für die Entwicklung der preußischen Monarchie nicht ohne Bedeutung. Erst die flüchtigen Franzosen, sagt König Friedrich Wilhelm I. in seinem kürzlich bekannt gewordenen Testamente von 1722, hätten unsere Nation „capable gemachet" zu Manufacturen, und was dieser Gewinn für Brandenburg bedeutete, weiß dieser urtheilsfähige Richter kaum stark genug auszudrücken. „Ein Land sonder Manufacturen", meint er, „ist ein menschlicher Körper sonder Leben, ergo ein todtes Land, das beständig power und elendig ist und nicht zum Flor, sein Tage nicht gelangen kann." „Früher schickten wir das Geld außer Lande, und itzo kommt aus andern Landen Geld im Lande." (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. N. F. I [1896—1897] 54.)

Bei diesen historischen Beziehungen ist es um so auffallender, daß man von den neuern französischen Protestanten so wenig zu hören bekommt. Vor einigen Jahren sprach ein französischer Prediger von „einer Art Verschwörung des Todtschweigens", die gegen seine Glaubensgenossen bestehe, und der Ausdruck hat etwas Wahres. Die Tagesblätter reden selten von ihnen. Die officiellen Bevölkerungsstatistiken schweigen über sie, wie über confessionelle Unterschiede überhaupt. Nur hie und da wird ihrer gedacht, wenn etwa eine protestantische Synode gehalten wurde, oder die republikanische Regierung in auffälligerer Weise wieder einmal Protestanten zu höhern Beamtenstellen befördert hat. Bei Gelegenheit der jüngsten Synode von Sedan (2.—11. Juni 1896) hat indes die französische Zeitschrift Études die heutigen Zustände unter den französischen Protestanten zu zeichnen gesucht. Gerade die Seltenheit der Nachrichten veranlaßt uns, das Wichtigste aus den betreffenden Aufsätzen herauszuheben.

Nach dem Annuaire du protestantisme français, herausgegeben von M. Davaine, gab es 1894 in Frankreich 629 036 Protestanten, von welchen 540 483 zur reformirten, 77 553 zur lutherischen Kirche gehörten, während 11 000 sich zu sogen. Freikirchen vereint haben, d. h. zu unabhängigen Gemeinden,

welche aus Unzufriedenheit mit der staatlich anerkannten und besoldeten reformirten Kirche von dieser sich absonderten. Nicht berücksichtigt sind in diesen Zahlen die 10 789 Protestanten in Algier, von welchen 4500 sich als Lutheraner bezeichnen. Wie diese Zahlen darthun und es ohnehin bekannt ist, sind die Protestanten jenseits der Vogesen der Hauptmasse nach Calvinisten, oder wie sie sich mitunter lieber nennen, Reformirte.

Die Lutheraner kommen ihnen gegenüber um so weniger in Betracht, als sie 1870 mit ihrer Hauptstadt Straßburg zwei Drittel oder gar drei Viertel ihrer Anhänger verloren haben. Sie zählen etwa 90 Prediger und sind in zwei „Inspectionen" eingetheilt, die Inspection Paris mit 30 000 und die von Mömpelgard mit 47 000 Gläubigen.

Unter den Freikirchen erfreut sich der meisten Anhänger die Union des Églises évangéliques libres, welche 1849 von Adolf Monod gegründet wurde, als die officielle reformirte Kirche sich weigerte, ihren Anhängern ein festes Glaubensbekenntniß vorzuschreiben. Der Staatskirche gegenüber verlieren diese freien Vereinigungen immer mehr an Boden. Die Agenda von 1896 gibt ihnen noch 34 Kirchen und 51 Pastoren, aber auf jeden dieser Prediger kommen im Durchschnitt nur ungefähr 120 Zuhörer. Die begabtesten freikirchlichen Pastoren haben sich der Staatskirche wieder zugewendet.

Noch weniger Bedeutung ist den kleinern Secten zuzuschreiben, den Methodisten mit etwa 100 Laienpredigern, den Darbysten, Hinschiten, Baptisten u. a. Die protestantischen Blätter selbst machten sich lustig über einen Baptistenprediger, der zur Trennung von der Staatskirche unter anderem mit der Begründung aufforderte, daß ja auch Gott selbst das Beispiel der „Trennung" gegeben habe, als er den Himmel von der Erde und das Trockene von den Wassern schied.

Doch wenden wir uns jetzt zu den Calvinisten, zu welchen fünf Sechstel der französischen Protestanten sich rechnen. Ihren Hauptsitz haben sie im Süden des Landes in den Departements, welche zu beiden Seiten der Rhone und Garonne sich hinziehen. Nach den oben schon angeführten Quellen vertheilen sie sich auf die einzelnen Departements in folgender Weise:

Drôme	33 027	Tarn-et-Garonne .	9 198
Bouches-du-Rhône .	18 000	Lot-et-Garonne . .	9 304
Ardèche	47 864	Gironde	14 115
Gard	113 519	Dordogne . . .	4 583
Lozère	17 659	Charente	4 725
Hérault	17 445	Charente-Inférieure	15 498
Tarn	16 629	Deux-Sèvres . .	39 030

Dazu kommen noch etwa 40 000 Reformirte in Paris, 15 000 im Departement der untern Seine und kleinere Gruppen in andern Theilen des Landes.

Natürlich trägt diese Vielheit von Kirchen und Kirchlein zur Einigkeit der Protestanten nicht bei. Reibereien bestehen zunächst zwischen den einzelnen „Kirchen". „Welch kostbaren Dienst", klagte 1888 ein Prediger, „würde dem Protestantismus nicht die gütige Fee leisten, welche die persönlichen Empfindlichkeiten, die kleinen Gruppen- und Familieneifersüchteleien beschwichtigte und so mit einem

Schlag ihres Zauberstäbchens ein Dutzend Kirchlein verschwinden ließe.“ Dazu zerreißt die einzelnen Kirchen innerer Zwist. Gerade die bedeutendste der genannten Kirchen, die der Reformirten, krankt an einer innern Spaltung, welche die Prediger und Gläubigen seit Jahrzehnten in Athem hält, deren Heilung als Lebensfrage gilt und allen Versuchen gegenüber als unmöglich sich erweist. Es ist dies die Spaltung der reformirten Kirche in eine liberale und eine orthodoxe Richtung. Gerade die französischen Reformirten empfinden sie doppelt schmerzlich im Hinblick auf ihre Vergangenheit.

Trotz ihrer revolutionären Freiheitsideen nämlich in politischer Beziehung hatten die Vorväter der heutigen Reformirten das Menschenmögliche gethan, um auf kirchlichem Gebiete die strengste Unterordnung und Einheit durchzuführen. Jede Pfarrei wurde regiert durch einen Rath der Aeltesten (Conseil presbytérial), bestehend aus den Predigern und einigen durch die Gemeinde erwählten Laien. Ueber diesem Rath der Aeltesten standen die Consistorien, über diesen Provincialsynoden und endlich an der Spitze des Ganzen die Nationalsynode, welche so viel wie möglich alle Jahre sich versammeln sollte, — gewiß eine wohlberechnete und mächtige hierarchische Gliederung! Solange die Excommunicationen der Synoden gefürchtet waren, solange die schroffen Grundsätze Calvins noch Wurzel im Volke besaßen, solange vor allem die Regierung die Synoden gewähren ließ, vermochten auch die letztern den Widerspruch gegen die officiellen Glaubensbekenntnisse einigermaßen niederzuhalten. Aber wie stand es mit diesen Grundlagen der Einheit selbst? Waren sie in sich gefestigt genug, um auf die Jahrhunderte hinaus deren Bestand zu sichern? Die Geschichte der letzten hundert Jahre hat diese Frage verneint.

Es kam die Zeit der kirchlichen Gleichgiltigkeit. Es kam die Zeit der Revolution, in der von 10 000 Pariser Protestanten, wie ein Prediger klagte, bloß 50—100 regelmäßig zum Gottesdienste kamen. Napoleon I. und sein Neffe ordneten durch die Gesetze vom 18. Germinal des Jahres X und vom 26. März 1852 die kirchlichen Verhältnisse der Reformirten von neuem, ohne die Nationalsynode wieder einzuführen, und so waren also die Grundpfeiler der alten Einheit beseitigt.

Was nun folgen mußte, ist leicht einzusehen. An die Stelle des alten starren Calvinismus trat bei einem großen Theil der Prediger bald der äußerste Liberalismus. M. Bersier macht in der Encyclopédie des sciences religieuses von Lichtenberger (V, 202) das Geständniß, lange vor Renan hätten Schriftsteller wie Pécaut, A. Réville, Bort, Fontanès die französischen Protestanten mit den Ideen vertraut gemacht, welche Renans Leben Jesu ins große Publikum schleuderte. Es tauchten geradezu pantheistische Ideen auf. A. Réville begründete seine Läugnung des Wunders damit, daß Gott nothwendig der Welt immanent sei, die Naturgesetze an seinem unveränderlichen Wesen Antheil haben müßten. In feierlicher Synodalversammlung erklärte ein Prediger seinen liberalen Brüdern: „In unserer Auffassung von der Immanenz Gottes, um derentwillen man uns mitunter des Pantheismus anklagt, ist etwas Tieferes und mehr Christliches, als in eurem trockenen Deismus.“

Das Uebermaß des Unglaubens rüttelte endlich die orthodoxen Kreise aus ihrem Schlummer auf und erinnerte sie wieder an die Ueberlieferungen ihrer Vorfahren. Der Ruf nach einer Generalsynode, welche mit Autorität die Streitigkeiten entscheide, wurde immer lauter. „Auf Grund der Vereinsfreiheit" hatte schon 1848 eine Generalversammlung in Paris stattgefunden, welche aber statt zur Einheit nur zur Absonderung der Freikirchen von der Staatskirche führte. Auf erneutes Drängen kam dann endlich 1872 die ersehnte Generalsynode im alten Stil zu stande. Aber es zeigte sich bald, daß die Zeiten sich geändert hatten. Mit ausdrücklicher Verwerfung der ältern hugenottischen Glaubensformeln einigte man sich zwar auf ein neues Glaubensbekenntniß, aber dieses Bekenntniß war sehr kurz und sehr allgemein gehalten. Anerkennung des entscheidenden Ansehens der Heiligen Schrift in Glaubenssachen, Heil durch den Glauben an Jesus Christus, den einzigen Sohn Gottes, der gestorben ist für unsere Sünden und auferweckt wurde für unsere Rechtfertigung, waren die einzigen Punkte, die es enthielt. Und zudem hatten von 61 Stimmen nur 44 auch auf dies vieldeutige Bekenntniß sich geeinigt, und die liberale Minorität war weit entfernt, auf den Spruch der Synode hin ihre Meinungen zu ändern und sich zu unterwerfen. Sie behielten ruhig ihre Ansicht, blieben in ihren Stellen und bezogen nach wie vor den Gehalt, welchen die Regierung den Geistlichen der Staatskirche ausgeworfen hat. Die Anhänger der Synode waren diesen Zuständen gegenüber machtlos, da der Staat die erbetene Bestätigung der Synodalbeschlüsse nicht ertheilen mochte.

So hatte die Synode die Gegensätze nur verschärft. Jede der beiden Parteien organisirte in der Folge sich selbständig, indem die Liberalen die Assemblée générale, die Orthodoxen den Synode officieux an ihre Spitze stellten. Beide Versammlungen sollten alle drei Jahre zusammentreten und einen ständigen Ausschuß zur Ausführung ihrer Beschlüsse erwählen.

Das Unnatürliche dieser Zustände mußte indes den Wunsch nach Einigung um so lauter werden lassen, als neben den Orthodoxen und Liberalen in den letzten Jahrzehnten eine Mittelpartei sich erhob, die sich zum Träger der Einheitsbestrebungen machte. Die Bemühungen der Mittelpartei hatten Erfolg. Auf ihre Anregung erließ 1895 die liberale Generalversammlung zu Nimes an die orthodoxe Partei eine Einladung zu einer gemeinsamen Versammlung, in welcher über die Einigung berathen werden sollte. Im folgenden Jahre wurde auf der officiösen Synode der Orthodoxen zu Sedan nach harten Kämpfen diese Einladung angenommen. Ob nun eine gewisse Einigung zu stande kommen wird? Es mag sein, aber um welchen Preis sie erreichbar ist, zeigen die Sedaner Verhandlungen zur Genüge. Schon der einstimmige Beschluß, die Einladung der Liberalen anzunehmen, wurde nur dadurch ermöglicht, daß man das Glaubensbekenntniß von 1872 so gut wie preisgab. Von seiten der strengen Orthodoxen war wenigstens ein Versuch gemacht worden, es in Ehren zu halten. Da forderte die Mittelpartei zu Gunsten der Liberalen die Erklärung, die orthodoxe Partei werde nicht zum weltlichen Arm ihre Zuflucht nehmen, um die Beschlüsse von 1872 durchzuführen. Eine klare Antwort wurde auf diese Forderung

nicht gegeben. Die orthodoxen Pastoren waren in ihrer Mehrheit bereit, sie zuzugestehen; die Laien aber begriffen nicht, warum man ein Glaubensbekenntniß feierlich definire und es dann doch praktisch nicht festhalte, und wehrten sich. Zuletzt nahm man seine Zuflucht zu einer neuen Tagesordnung, durch welche eine klare Antwort umgangen wurde. Welcher Art die zu erwartende Einheit sein wird, liegt auf der Hand. Man hat zu Sedan ausdrücklich betont, das Bekenntniß von 1872 stelle das Minimum dessen dar, was gefordert werden müsse. Man weiß auch, daß die Liberalen zu diesem Minimum sich nicht bekennen werden. Und doch wollen die Orthodoxen mit ihnen in derselben Kirche bleiben und opfern für die Einheit des Beisammenseins die Einheit des Glaubens, für die Einheit im Aeußern die Einheit der Gesinnung.

Schon daraus ließe sich erkennen, woran es dem französischen Protestantismus fehlt, selbst dann, wenn auch der Prediger Horace Monod nicht ausdrücklich vor versammelter Synode mit aller wünschenswerthen Klarheit es ausgesprochen hätte:

„Wir selbst, wir in der Kirche, sind nicht unberührt geblieben von dem Einfluß dieses Skepticismus, dessen schönes Gewand nur schlecht seinen gotteslästerlichen Charakter verbirgt. Wir sprechen viel von Leben und Liebe, und vergessen, daß die Wahrheit die einzige Quelle des Lebens ist, daß es kein Gebot der Sittlichkeit gibt, das nicht mit bestimmten Lehren verbunden ist, wie die Frucht mit der Wurzel des Baumes. . . . Es gibt ein Wort, das wir heute fast nicht mehr auszusprechen wagen; wir wagen fast nicht mehr zu sagen: ich glaube."

Wir reden über diese Zerrissenheit im Protestantismus gewiß nicht aus Schadenfreude. Man kann nur mit tiefer Trauer daran denken, wie auch vielen unverschuldet Irrenden das kostbarste Erbstück genommen wird, das der Protestantismus aus der katholischen Kirche noch mitgenommen hat: der Glaube an die Gottheit Christi. Auf der andern Seite aber ist ein Blick auf diese Zustände unter den Andersgläubigen belehrend für den Katholiken. Was wir am Papstthum haben, wie die Opfer des Gehorsams unter die kirchliche Autorität sich lohnen, das sieht man erst, wenn man auf die „Kirchen" hinblickt, welche einer solchen Autorität entbehren. „Wenn es sich um das höchste Ansehen des Papstes handelt," schrieb der hl. Alfons von Liguori am 22. Februar 1772 (Lettere III, 398), „so bin ich bereit, mein Leben hinzugeben, um es zu vertheidigen. Denn wenn man dieses wegnimmt, so behaupte ich, daß die Autorität der Kirche verloren ist." Daß es um das Christenthum selbst geschehen ist, würde er vielleicht hinzugefügt haben, hätte er heute gelebt.

Herr v. Below über die Duellfrage bei den heutigen und bei den alten Jesuiten. Prof. G. v. Below, Verfasser zweier Schriften über das Duell, hat auch jüngst in der Zeitschrift „Die Gegenwart" (Nr. 44) einen Artikel gegen das Duell veröffentlicht: das ist gewiß an und für sich eine ehrenwerthe That. Den „Stimmen aus Maria-Laach" stellt er dabei das Zeugniß aus, daß sie „das Duellwesen energisch und unbedingt bekämpft haben", und er bekennt, daß man „den heutigen Jesuiten, wenigstens den aus Deutschland stammenden, eine Befürwortung des Duells nicht wird vorwerfen können": das ist ein Act

der Gerechtigkeit und die Anerkennung einer offenkundigen Thatsache. Aber die „alten Jesuiten“ sind nach Herrn v. Below um so schlimmer; diese macht er zum Sündenbock fast aller verwerflichen Lehren zu Gunsten des Duells: und das ist weder gut noch gerecht gehandelt. Auch gewinnt es beinahe den Anschein, als ob es dem Herrn Professor leid thäte, daß er gezwungen war, den eben genannten Act der Gerechtigkeit den heutigen deutschen Jesuiten nicht zu versagen; fügt er doch sofort, fast als wolle er sich corrigiren, bei: „Wir wollen hiermit freilich keineswegs den heutigen Jesuitenorden in jeder Beziehung rein waschen — der Schreiber dieser Zeilen gehört zu den Gegnern der Aufhebung des Jesuitengesetzes.“ Letzteres glauben wir ihm aufs Wort. Wie die „Jesuiten“ im Kopfe des Herrn v. Below sich zu einem wahren Zerrbilde müssen ausgewachsen haben, geht schon zur Genüge daraus hervor, daß er die „heutigen Jesuiten“, eben weil er ihnen in der Duellfrage nichts Nennenswerthes „nachsagen“ kann, nicht als vollgiltige Jesuiten anzuerkennen wagt. „Es scheint,“ meint er, „daß sie in dieser Beziehung ganz unjesuitisch denken.“ Ja, die Gegnerschaft gegen die Jesuiten hat auf das Denken des Herrn Professors so stark eingewirkt, daß sie ihn zu Schlußfolgerungen verleitet wie die folgende: „Es gibt eine große Anzahl conservativer, freiconservativer und namentlich nationalliberaler Zeitungen, die in gleich entschiedener Weise Gegner der Jesuiten und des Duells sind, an deren Standpunkt sich also nichts aussetzen läßt.“ Diese Folgerung ist in der That köstlich. Wie leicht kann man doch tadellos werden in den Augen des Herrn v. Below!

Indessen nimmt, wie gesagt, derselbe Herr v. Below keinen Anstand, gegen die alten Jesuiten die schwersten Anklagen vorzubringen. Er theilt mit, erst unlängst habe die „Post“ einen Artikel gebracht, in welchem „unter Anführung mehrerer bedenklicher Aeußerungen der Jesuiten“ bemerkt worden sei: „Schändlichere Grundsätze über Menschentödtung, Meuchelmord und Duell sind niemals ausgesprochen und gelehrt worden als hier.“ Und er fährt dann fort: „Es ist vollkommen richtig, daß die Jesuiten höchst verderbliche Lehren über das Duell vorgetragen haben.“ Man sollte nun meinen, die alten Jesuiten, von denen er hier redet, hätten doch noch so viel Anspruch auf Gerechtigkeit, daß niemand so schwerwiegende Anklagen gegen sie vorbringen sollte, ohne sie auch zu begründen. Ebenso dürfte man der Ansicht sein, ein Hochschullehrer, welcher solche Behauptungen aufstellt, schulde es seiner Ehre, dieselben auch gründlich zu beweisen. Ein stichhaltiger Beweis kann aber offenbar nur dadurch erbracht werden, daß man aus den Schriften der Angeschuldigten diejenigen Stellen anführt, auf die man die Anklage gründet. Was thut nun Herr Professor v. Below? Er führt kein einziges wörtliches Citat aus irgend einem der angeschuldigten Jesuiten an, scheut sich aber nicht, schwere Anklagen, wie sie von ausgesprochenen Gegnern der Jesuiten allerdings erhoben sind, blindlings zu wiederholen, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, daß dieselben längst in der gründlichsten Weise widerlegt sind. Besonderer Hervorhebung werth ist die Thatsache, daß Herr v. Below als Hauptgewährsmann für seine Behauptungen Pascal anführt, dessen „unsterbliche Lettres provinciales“ ihm sichtlich eine wahre Herzensstärkung sind. Noch beachtenswerther ist die Art und Weise, wie er diese „unsterblichen Briefe“ benutzt.

Es hätte da vielleicht noch eine Art Scheinbeweis für die in Rede stehenden „verderblichen" Lehren der Jesuiten abgegeben, wenn Herr v. Below jenen Briefen einige verstümmelte oder verdrehte Citate aus den Schriften der Angeklagten, wie sie sich daselbst finden, entnommen hätte. Aber darauf hat Herr v. Below verzichtet; was er bringt, sind gerade die bekannten Phantasien Pascals, welche dieser seinem, d. h. dem von ihm fingirten „Jesuiten" in den Mund legt.

Nein, Herr Professor, als wissenschaftlich kann man ein solches Verfahren, wie Sie es in Ihrem Artikel beliebt haben, beim besten Willen nicht anerkennen, und als gerecht ebensowenig. Es wäre Ihnen dringend anzurathen, in den „Stimmen aus Maria-Laach", die Ihnen ja nicht unzugänglich sind, die Ausführungen über „die Provincialbriefe Pascals" (Bd. XLIV, S. 24 ff. 161 ff. 295 ff. 456 ff. 537 ff.) einmal nachzulesen; das dürfte Ihnen die Einsicht vermitteln, daß ein Professor, der heutzutage noch auf die „unsterblichen" Briefe schwören wollte, seinen wissenschaftlichen Ruf schwer compromittiren würde. Insbesondere sollten Sie dabei S. 316 ff. nicht übersehen, wo das Nöthige über die „komische Figur" des von Pascal erfundenen „Jesuiten" gesagt ist, durch die er die Provincialbriefe für den großen Haufen so anziehend machte. Daß dieser „Jesuit" auch noch für einen deutschen Professor des ausgehenden 19. Jahrhunderts als Beweisquelle werde verwerthet werden, hat ganz gewiß auch ein Pascal sich nicht träumen lassen.

Zum Schlusse nochmals: was noth thut, sind Beweise aus den Schriften der angeklagten Jesuiten selbst. Solange solche nicht erbracht sind, werden Sie es niemand verübeln können, wenn er längst widerlegte Behauptungen und Anschuldigungen bezw. Verleumdungen auch als solche bezeichnet. Man darf freilich gespannt sein, wieviel Jesuitenautoren Sie vorzuführen im stande sind, um aus ihnen Ihre ganz allgemein gegen die alten Jesuiten gerichtete Anklage zu beweisen, daß dieselben „höchst verderbliche Lehren über das Duell vorgetragen haben". Sollte nun aber ein genaueres und selbständiges Studium der betreffenden Jesuitenautoren Sie eines andern belehren, so ist von Ihrer Ehrlichkeit auch gewiß zu erwarten, daß Sie freimüthig der Wahrheit die Ehre geben.

Erklärung.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, welche durch Auslassungen gewisser Blätter veranlaßt werden könnten, sehe ich mich zu folgender Erklärung genöthigt:

Die Civiltà cattolica (Ser. XVI, Vol. VII, p. 513) brachte einen Artikel über den Zarenbesuch in Frankreich, in dem auch der Dreibund zur Sprache kam. Wie die „Kölnische Volkszeitung" und die „Germania" bereits richtig bemerkt haben, gibt dieser Artikel nicht die Ansicht der deutschen Jesuiten über den Dreibund wieder; sie bedauern vielmehr lebhaft dessen Erscheinen. Ueberdies bin ich ermächtigt beizufügen, daß besagter Artikel ebensowenig die Anschauung der Gesellschaft Jesu überhaupt darstellt. Er enthält lediglich die Ansicht des Verfassers.

Die „Stimmen aus Maria-Laach" sind nicht in der Lage, die Auffassung der deutschen Jesuiten vom Dreibund auseinanderzusetzen, weil sie sich nicht wie die Civiltà cattolica mit Politik befassen dürfen.

Blyenbeek, den 6. März 1897.

Heinrich Haan S. J.
Provinzial.

Des hl. Ambrosius Lied vom Morgenroth.

Am 4. April des Jahres 397 schloß der Tod den beredten Mund des ersten Sängers unserer abendländischen Kirche, des Vaters des Kirchenliedes, wie ihn nicht mit Unrecht die dankbare Nachwelt genannt hat, jenen Mund, in den frommer Sage zufolge ein junger Schwarm seine süßen Waben zu bauen sich anschickte; denn:

Qualis in hyblaeis Ambrosius eminet hymnis,
Quos posito cunis significastis, apes.

Ein und ein halbes Jahrtausend sind seitdem verstrichen. Ein und ein halbes Jahrtausend haben diese Lieder das Kreuzfahrerheer der streitenden Kirche auf dem beschwerlichen und gefährlichen Marsche durch die Jahrhunderte begleitet. Ein und ein halbes Jahrtausend hat die Christenheit in ihnen zum Himmel gejubelt in heitern Tagen des Glückes und des Sieges, in ihnen zum Himmel gefleht in düstern Tagen des Sturmes und der Bedrängniß. Was immer das Herz der Christenheit bewegte, in diesen Liedern fand es sein Echo, und noch heute tönen sie wie ehevor, ebenso jung, ebenso mächtig wie am ersten Tage; denn sie sind ewig, sind unsterblich.

Eine Centenarfeier, ehrwürdig wie wenige, schart die Kirche des alten Mailand um die Gruft seines heiligen Bischofs, das Grab des ersten der großen lateinischen Kirchenlehrer, jenes Mannes, der in bewundernswerther Weise gleichzeitig in der Verborgenheit der Zelle dem Studium und der Wissenschaft zu leben und mitten in den heftig brandenden Wogen politischer Umwälzungen und religiöser Wirren der Zeit stehend an allem thätigen Antheil zu nehmen wußte, was Staat und Kirche, Diesseits und Jenseits bewegte. Die feiernde Kirche vergißt aber neben dem Lehrer, neben dem Hirten auch des Sängers nicht, und unter den reichen Festgaben, welche sie auf der Gruft des Herrlichen niederlegt, wird sich in würdigem äußern Gewande eine Ausgabe des Cantus Ambrosianus befinden. Mit Recht! Denn auch die Lieder dieses gewaltigen Geistes, dieser großen Seele

sind keineswegs bloß der liebliche Ausfluß und Ausdruck beschaulicher Muße; auch sie haben zum Theil schneidig und zündend eingegriffen in den Kampf der Geister. Tagen des Sturmes ihr Dasein verdankend, tönten sie zum erstenmal, als brutale Gewalt ein betendes und singendes Volk mit seinem Hirten im Heiligthume belagerte, und ihre Wirkung war eine solche, daß ihr Verfasser der Zauberei, einer Art incantatio bezichtet, die Lieder selbst als ein carmen, als eine Zauberformel bezeichnet wurden. „Auch sagen sie," so reagirt Ambrosius selbst auf diesen Vorwurf, „ich habe mit meinen Hymnen das Volk berückt. Ich läugne es nicht. Denn ein Zauberlied ist gewiß dasjenige, das mächtiger wirkt als jedes andere. Was aber könnte mächtiger wirken als das Bekenntniß der Dreifaltigkeit, das täglich aus dem Munde eines ganzen Volkes erschallt? Um die Wette bemühen sich alle, ihren Glauben zu bekennen: Vater, Sohn und Heiligen Geist haben sie gelernt im Liede zu preisen." [1]

Mit diesen Worten scheint Ambrosius nicht undeutlich auf den Hymnus Splendor paternae gloriae hinzuweisen. Denn kein anderer unter den täglichen Hymnen ist so sehr ein Bekenntniß der Dreifaltigkeit wie dieser, keiner ist so sehr ein dogmatisches Kampflied, kehrt so sehr seine schneidende Spitze gegen die herrschende Irrlehre des Tages wie dieser. Und doch ist keiner der ambrosianischen Hymnen weniger lehrhaft als dieser, der ganz untergetaucht erscheint in den Äther der Stimmung, der ganz Erguß der Seele, ganz Gebet ist.

Der zweite Tagzeitenhymnus unseres Heiligen ist für die zweite der altchristlichen Gebetsstunden, in aurora oder auch ad solis orientem genannt, bestimmt. Wie der erste Hymnus an den Namen der ersten Gebetsstunde anknüpfte, von derselben Stimmung und Vorwurf entlehnte, die Bedeutung des Hahnenschreies in der Welt der Natur wie in der Ordnung der Gnade nach allen Richtungen hin verfolgend, ähnlich dieser zweite. Wie dort der Hahn, so wird hier die Morgenröthe zum Bilde, zum Symbole Christi. Die Gottheit ist der wahre Tag, das ewige, unnahbare Licht, der ewige Lichtquell; Abglanz dieses Lichtes, Morgenroth dieses Tages ist das menschgewordene Wort, das der Dichter am Schlusse des Liedes als „ganz Morgenröthe", aurora totus, bezeichnet. Während aber der erste Hymnus vorwiegend schildert und beschreibt, nur mit kurzer Anrufung des Weltenschöpfers beginnt und mit gleich kurzem Gebete abschließt, ist dieser zweite

[1] Serm. c. Auxent. n. 34.

Hymnus ganz Morgengebet, erhabenes und erhebendes Bittgebet, dem die christliche Lehre von der Dreipersönlichkeit Gottes, einem massiven Quaderbau vergleichbar, als breite, unerschütterliche Grundlage dient. Während aber Vater und Sohn direct angeredet und angerufen werden, geschieht des Heiligen Geistes an beiden Stellen, an denen er vorkommt, nur indirect und nebenher Erwähnung; und zwar wenden sich Strophe 1 und 2 in directer Anrede an den Sohn Gottes, während sich von Strophe 3 an das Gebet in indirecter Rede fortfahrend an den Vater wendet. Es dürfte angezeigt sein, zunächst den Hymnus im Zusammenhange an unserem Geiste vorüberziehen zu lassen.

1. Splendor paternae gloriae,
De luce lucem proferens,
Lux lucis et fons luminis,
Diem dies illuminans,

O Abglanz von des Vaters Pracht,
Der uns vom Lichte Licht gebracht,
O Licht vom Lichte, Lichtesquell,
Tag, der den Tag uns machet hell,

2. Verusque sol, illabere
Micans nitore perpeti
Iubarque sancti spiritus
Infunde nostris sensibus.

Du wahre Sonne, deren Licht
In Ewigkeit sich mindert nicht,
Gieß deines heil'gen Geistes Strahl
In unsre Herzen allzumal.

3. Votis vocemus et patrem,
Patrem perennis gloriae,
Pater potentis gratiae
Culpam releget lubricam;

Laßt uns zum Vater gleicherweis',
Zum Vater flehn, dem ew'ger Preis,
Zum Vater, dessen Macht und Huld
Halt' Schande fern von uns und Schuld;

4. Informet actus strenuos,
Dentem retundat invidi,
Casus secundet asperos,
Donet gerendi gratiam;

Uns führe auf der Tugend Bahn,
Und stumpfe ab des Neides Zahn,
Uns steh' in schweren Stunden bei,
Zu heil'gem Werke Gnade leih';

5. Mentem gubernet ac regat
Casto, fideli corpore,
Fides calore ferveat,
Fraudis venena nesciat,

Er lenke unsern Sinn allzeit,
Verleih' dem Leibe Züchtigkeit,
Fach' in uns an des Glaubens Gluth,
Nehm' uns vor aller List in Hut,

6. Christusque nobis sit cibus,
Potusque noster sit fides,
Laeti bibamus sobriam
Ebrietatem Spiritus.

Daß unsre Speise Christus sei,
Der Glaube Trank und Arzenei,
Daß uns erfüll' mit Fröhlichkeit
Des Geistes heil'ge Trunkenheit.

7. Laetus dies hic transeat,
Pudor sit ut diluculum,
Fides velut meridies,
Crepusculum mens nesciat.

Der Tag vergeh' ohn' Sorg' und Noth,
Die Scham sei wie das Morgenroth,
Der Glaube wie des Mittags Licht,
Doch Abend werd's im Herzen nicht.

8. Aurora cursus provehit,
Aurora totus prodeat,
In Patre totus Filius
Et totus in Verbo Pater.

Das Morgenroth steigt höher schon,
Ganz Morgenroth geh auf, o Sohn,
Im Vater ganz der Sohn und ganz
Im Sohn des Vaters ew'ger Glanz.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung des Einzelnen. Der Hymnus beginnt mit einer Apostrophe des Verbums, dem ein vierfaches poetisches Attribut beigelegt, das als Glanz, Licht, Tag und Sonne bezeichnet wird: *Splendor paternae gloriae.* Wie die Morgenröthe der Abglanz, der Widerschein der unserem Auge noch verborgenen Sonne ist, so ist Christus, der Menschgewordene, der Abglanz des ewigen unnahbaren Lichtes der Gottheit, dessen Urquell der Vater. Der heilige Sänger hat dies Wort dem Völkerapostel entlehnt, der den Herrn[1] splendor gloriae eius (*ἀπαύγασμα τῆς δόξης*), d. h. des Vaters, nennt, darin seinerseits wieder dem Buche der Weisheit[2] folgend, in welchem diese Tugend als *ἀπαύγασμα φωτὸς ἀϊδίου*, Abglanz des ewigen Lichtes, gepriesen wird. Auf beide Stellen verweist Ambrosius selbst: auf Paulus, wenn er[3] sagt: „Deshalb nennt denn auch der Apostel den Sohn den Abglanz der Herrlichkeit des Vaters, weil der Widerschein des väterlichen Lichtes der Sohn ist, gleich ewig wegen der Ewigkeit seiner Kraft, unzertrennlich wegen der Einheit der Herrlichkeit"; auf den Weisen, wenn er[4] schreibt: „Die Propheten sagen: Denn ein Abglanz ist sie des ewigen Lichtes. . . . Siehe, wie hohe Namen ihm gegeben werden: Abglanz, weil die Klarheit des väterlichen Lichtes im Sohne ist." Nachgebildet ist diesem Anfange der des Hymnus Consors paterni luminis, Lux lucis ipse et dies, eine Aehnlichkeit, die sich wie auf das besprochene so auf das zu besprechende zweite Bild erstreckt.

Christus wird vom Dichter Licht genannt: De luce lucem proferens, Lux lucis et fons luminis. Der Glanz ist Licht so gut wie der Lichtquell, der eben durch den Glanz und in dem Glanze leuchtet und licht ist. Der Glanz ist daher nicht nur Licht vom Lichte (lumen de lumine), er ist das Licht des Lichtes selbst, lux lucis, das Lichteslicht. Wenn die Sonne leuchtet, so thut sie dies durch den Sonnenglanz; wenn der Vater Licht ist, so ist er es durch den Sohn, durch die Erzeugung des Sohnes, die Ausstrahlung des splendor paternae gloriae, des Lichtes vom Lichte[5]. Der Sohn ist aber auch selbst wieder Lichtquell, Lichterzeuger, lucem proferens, fons luminis, und zwar eines doppelten Lichtes, des unerschaffenen ewigen Lichtes, des erschaffenen irdischen Lichtes.

[1] Hebr. 1, 3. [2] Weish. 7, 26. [3] De fide IV, 9. [4] L. c. I, 7.
[5] Cf. *Ambros.*, De fide IV, 9: Lux nempe splendorem generat, nec comprehendi potest, quod splendor luci posterior sit aut lux splendore antiquior, quia, ubi lumen est, splendor est, et ubi splendor, etiam lumen est.

An letzteres hat der Dichter zweifelsohne zuerst gedacht. Denn die Morgenröthe, die am Himmel schwebt, indes die Gemeinde zum Frühlobe (laudes matutinae) versammelt ist, hat ihn ja erinnert an das ewige Morgenlicht, war ja der Ausgangspunkt seines Gedankens. Dies irdische Tageslicht ist aber nur Ausfluß und Abglanz eines andern, überirdischen; das ewige Wort, ohne das nichts gemacht worden von allem, was gemacht worden, ist es, welches dies irdische Licht einst ins Sein rief und abschied von den Finsternissen. Deshalb sagt Ambrosius an anderem Orte[1]: „Der Vater sah, was der Sohn gemacht, und lobte es, da es sehr gut war; denn also heißt es im Schöpfungsberichte: Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht, und Gott sah das Licht, daß es sehr gut war"; deshalb nennt unser Dichter in seinem Epiphania-Hymnus den Menschgewordenen denjenigen, der den Sternen ihren Glanz verliehen:

Illuminans altissimus
Micantium astrorum globos.

Und wieder ist es das Wort seiner Kraft (verbum virtutis), mit dem nach den Worten der Schrift der Schöpfer alles im Sein erhält und trägt, weshalb ein anderes hochpoetisches Morgenlied älterer Zeit mit den Versen beginnt:

Deus, qui caeli lumen es
Satorque lucis, qui polum
Paterno fultum brachio
Praeclara pandis dextera.

Gott, der du bist des Himmels Licht,
Des Lichtes Schöpfer, der ans Zelt
Des Himmels Sternenkränze flicht,
Das deines Vaters Rechte hält.

Christus ist aber nicht allein der Quell irdischen Lichtes, er ist auch der Born jenes Lichtes, um das der Dichter sofort bitten wird:

Iubarque sancti spiritus
Infunde nostris sensibus,

um das ein späterer Morgenhymnus bittet mit den Worten:

Lux *sancta* nos illuminet.

So wenig es zweifelhaft sein kann, daß der Dichter den Heiland als den Quell des irdischen Lichtes feiern will, so wenig können wir darüber im Schwanken bleiben, daß er, ganz erfüllt vom Gedanken an die Trinität, wie er sich hier und im weitern Verlaufe des Liedes zeigt, nicht auch an

[1] De fide IV, 6.

Christus als den Quell, den Sender und Spender des Gnadenlichtes, des Heiligen Geistes, sollte gedacht haben. Auch der Heilige Geist ist Licht vom Lichte, Licht, das erleuchtet und erwärmt. Deshalb erklärt umschreibend die alte Hymnenerklärung des Hilarius: „O Licht, d. h. Sohn, des Lichtes, d. h. des Vaters, Quelle, d. h. Ursprung, des Lichtes, d. h. des Heiligen Geistes.“ Und Dionysius der Kartäuser bemerkt zu dem Verse De luce lucem proferens: „d. h. aus dir selbst, der du das höchste Licht bist und den Heiligen Geist hervorbringst, der ewiges Licht ist. . . . Es wird vom Sohne gesagt, er bringe Licht vom Lichte hervor: Licht, d. h. den Heiligen Geist, vom Lichte, d. h. mittelst der vom Vater mitgetheilten Kraft des Ausströmens (de virtute spirativa sibi data a patre).“ Erwähnt sei noch, daß die von Ambrosius in die Hymnodie eingeführte Bezeichnung Christi als lux lucis seitdem von den christlichen Hymnendichtern, namentlich den ältern, unzähligemal wiederholt worden ist. Wir erinnern nur an Verse wie:

Christe, qui lux es et dies,
Lucisque lumen crederis.

* * *

Consors paterni luminis
Lux ipse lucis et dies.

* * *

Dies dierum, agnus, es,
Lucisque lumen ipse es.

In den angeführten Hymnenversen geht neben dem Titel lux lucis jedesmal auch der Titel dies, Tag, her. Dies ist nämlich das dritte Beiwort, welches unser Dichter dem ewigen Sohne gibt. Das Bild ist schon vor Ambrosius gebraucht. So von Justin dem Martyrer[1] und Clemens von Alexandrien[2], so auch von Cyprian, der in der Erklärung des Vaterunser[3] schreibt: „Da Christus der wahre Tag ist, so beten und bitten wir beim Hinschwinden des irdischen Tages, daß von neuem Licht über uns komme.“ Ambrosius ist der Ausdruck auch sonst geläufig; so z. B. sagt er bei Erklärung des 118. Psalmes[4]: „Für einige ist immer Tag, für jene nämlich, bei denen Christus ist. . . . Er ist der Tag, den Abraham gesehen, der Tag der Sündenvergebung.“ Der Ausdruck kann übrigens auch abgesehen von des alexandrinischen Clemens Hinweis auf Ps. 117, 24 als biblisch bezeichnet werden. Denn wenn dem Evangelium Kinder des

[1] Dial. c. 100. [2] Strom. IV, 376 ed. *Migne.*
[3] C. 35, p. 293 ed. *Hartel.* [4] Serm. XII, 26.

Lichtes und Kinder Gottes gleichbedeutende Ausdrücke sind, so sind es wieder dem Apostel[1] Kinder des Lichtes und Kinder des Tages. Wie der Ausdruck lux lucis, so ist auch die Bezeichnung Christi als Tag aus diesem Hymnus in zahlreiche spätere übergegangen. Zu den bereits angeführten Beispielen wäre hinzuzufügen der Hymnenanfang:

Aeternae lucis conditor,
Lux ipse totus et *dies*.

Der zweite dieser Verse ist dem häufig Hilarius von Poitiers zugeschriebenen Morgenliede Lucis largitor splendide entlehnt, in dem die Zeilen vorkommen:

Sed toto sole clarior,
Lux ipse totus et dies.

Neben andern Umständen, unter denen die von Ambrosius herrührende Achtzahl der Strophen hervorgehoben werden muß, ist gerade diese offenbare Anlehnung an unsern Hymnus eines der stärksten Momente gegen die Autorschaft des Hilarius.

Wie Christus Tag genannt wird, so auch Sonne, und zwar die wahre Sonne, die in ewigem Glanze strahlende Sonne. Auf ihn wurden die Worte des Psalmisten gedeutet, der von der Sonne singt, daß sie wie ein Bräutigam aus dem Zelte hervortritt, um wie ein Riese jauchzend ihren Lauf zu beginnen; ihn hatte der Prophet Zacharias als den Knecht Gottes „Aufgang" (servum meum *orientem*)[2], als denjenigen bezeichnet, dessen Name „Aufgang" heiße (ecce vir, *oriens* nomen eius)[3]; ihn begrüßte der Namensbruder des Propheten als den „Aufgang aus der Höhe" (*oriens* ex alto)[4]. Deshalb sagt unser Dichter in der Erklärung des 118. Psalmes[5]: „Wenn du nächtlicherweile betest, erleuchtet dein Inneres das Licht der wahren Sonne; denn jede Seele, die an Christus denkt, ist immer im Lichte." Und bei Erklärung des Schöpfungsberichtes[6] schreibt er: „Der Vater sprach: Es werde die Sonne, und der Sohn machte die Sonne; denn so ziemte sich's, daß die Sonne der Welt erschaffen würde von der Sonne der Gerechtigkeit." An Ambrosius schließt sich Prudentius an, wenn ihm in seinem Morgenliede „Es kommt das Licht" und „Christus ist da" gleichbedeutende Ausdrücke sind:

---

[1] 1 Theff. 5, 5. [2] Zach. 3, 8.
[3] Ebd. 6, 12. [4] Im Lobgesang des Zacharias (Luc. 1, 78).
[5] Serm. XIX, 18. [6] Hexaëm. IV, 2, 5.

Nox et tenebrae et nubila,	Nacht, Dunkelheit und Nebel schwer!
Confusa mundi et turbida,	Der Finsternisse wirres Heer,
Lux intrat, albescit polus,	Es naht das Licht, hell wird die Welt,
Christus venit, discedite!	Es kommt der Heiland, räumt das Feld!

An Ambrosius schließt sich der Dichter jenes Fastenliedes an, das in seiner ursprünglichen Fassung mit den Worten beginnt:

Iam, Christe, sol iustitiae,
Mentis diescant tenebrae,

und das wir in der Ueberarbeitung des römischen Breviers noch heute beten als:

O sol salutis, intimis,
Iesu, refulge mentibus.

An Ambrosius schließen sich an all die zahlreichen Dichter des Mittelalters, die dies Bild wiederholen, unter ihnen, um nur einen zu erwähnen, Abälard, wenn er in seinem Karfreitagshymnus singt:

Dum crucem sustinens *sol verus* patitur,
Sol insensibilis illi compatitur.

Während am Kreuze die Sonne, die wahre, hängt,
Dunkel und Trauer die Sonne der Welt umfängt.

Weil Christus die wahre Sonne ist und weil der Name Maria mit Meeresstern wiedergegeben ward, hat der Stern die Sonne geboren: Sol de stella — ein Bild, das die gesamte liturgische Dichtung des Mittelalters kennt und liebt.

Felix mater, quae Deum genuit;
Felix *stella*, quae *solem* peperit,

ruft derselbe Dichter in seinem Weihnachtshymnus: „Sel'ge Mutter, die Gott getragen; sel'ger Stern, der die Sonne geboren."

Doch wir sind im Begriffe, uns von unserem Gegenstande zu entfernen. Die ersten zwei Strophen unseres Hymnus, dies kurze Gebet zu Christus, haben uns bereits ein völliges Bekenntniß der Dreifaltigkeit geboten. Sie zeigten uns den Vater, dessen Abglanz der Sohn ist, den Sohn, der als Ausstrahlung des Vaters Quell des Lichtes und der Erleuchtung ist, den Heiligen Geist, um dessen Eingießung der Heiland gebeten wird.

Der Dichter verläßt nun die zweite Person der Gottheit, um in den fünf folgenden Strophen die Gläubigen zu ermahnen, sich bittend an den Vater zu wenden. Diese Strophen sind alle in sich so durchsichtig und klar, daß sie einer Erklärung nicht bedürfen. Es kann sich nur darum handeln, ob die Bitten, welche der Dichter vorträgt, ihm vom Zufalle, von

der Stimmung oder von dem Versmaße dictirt sind, oder ob sie eine befriedigende, logische Anordnung erkennen lassen. Letzteres scheint der Fall zu sein. Mit kräftiger Wendung, der Ambrosius auch sonst so geläufigen Figur der Wiederholung (Anaphora), markirt der Dichter den Uebergang vom Gebete zu Christus zum Gebete, das sich an den Vater wendet:

Votis vocemus et patrem,
Patrem perennis gloriae,
Pater potentis gratiae
Culpam releget lubricam.

Der Vater ist nicht nur der letzte Quell der Herrlichkeit Gottes, er ist auch der Quell der Gnade, und zwar der mächtigen, unwiderstehlichen Gnade. An ihn richtet daher der Dichter seine Bitte, die alles umfaßt, was wir für das Gedeihen des Gnadenlebens in uns bedürfen. Das Erste und Nothwendigste ist aber, daß dieses Gnadenleben nicht durch Sündenschuld in uns vernichtet, ertödtet werde. Die erste und nothwendigste Bitte wird daher die sein müssen um Abwendung der Schuld: Culpam releget lubricam.

Dies ist indes nur etwas Negatives. Zur Freiheit von der Sünde muß positives Leben der Gnade, ein Fruchttragen in guten Werken hinzutreten; deshalb die zweite Bitte: Informet actus strenuos.

Damit diese Bitte zur Wahrheit werden könne, ist ein dreifacher Schutz, eine dreifache Hilfeleistung des göttlichen Gnadenbeistandes nöthig, entsprechend einer dreifachen Gefahr, einer dreifachen zu überwindenden Schwierigkeit. Die erste Gefahr droht uns vom Versucher, der wie ein brüllender Löwe umhergeht, suchend, wen er verschlinge. Gegen ihn, den großen „Neider" κατ' ἐξοχήν, sollen wir die Hilfe des Vaters anrufen, daß er seinen Zahn stumpf mache, die Gefahr von uns wende. Daß diese Erklärung keine gesuchte oder gezwungene ist, ist unschwer zu erkennen. Wir brauchen uns nur an das Wort des Weisen zu erinnern: „Durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen" [1]; daran zu erinnern, wie unser Dichter in seinem Briefe an die drei Kaiser Gratian, Valentinian und Theodosius schreibt, daß der Neid des Teufels nicht zu ruhen und zu rasten pflege [2], und in seinem Briefe an seine Schwester Marcellina, daß der Böse ein Neider alles Guten sei: Invidet iniquus bonis profectibus [3]. Andere Schwierigkeiten, die sich uns in der Ausübung guter Werke etwa in den Weg stellen, können von außen, wieder

---

[1] Weish. 2, 24. [2] Ep. 12, 4. [3] Ep. 20, 15.

andere von innen kommen. Gegen die äußern Hindernisse, Schwierigkeiten und Unfälle richtet sich die Bitte: Casus secundet asperos; gegen die innern, aus Muthlosigkeit, Schwäche und Trägheit entspringenden Hemmnisse die andere: Donet gerendi gratiam. Jene fleht um Standhaftigkeit in schwierigen Lagen und Verhältnissen, diese um Kraft, Ausdauer und Beharrlichkeit in guten Werken und Uebung der Tugend.

Neben der Abwehr äußerer und innerer Schwierigkeiten, äußerer und innerer Gefahren ist aber auch eine positive Förderung durch die Gnade erforderlich. Unser Geist, Verstand und Wille soll sich Gott unterordnen, von ihm sich leiten und regieren lassen; unsere niedere sinnliche Natur soll sich ebenso der höhern, dem Geiste unterordnen und folgsam beweisen. Deshalb:

Mentem gubernet ac regat
Casto, fideli corpore.

Mittel und Bedingung hierzu ist der Glaube. Durch den Glauben ordnet unser Verstand sich Gott unter, durch den Glauben lenkt und leitet Gott unsern Geist. Durch den Glauben wird auch die niedere sinnliche Natur dem höhern Menschen, der Botmäßigkeit der Vernunft unterworfen, aber nur dann, wenn der Glaube kein schwächlicher, kränkelnder, sondern ein starker, lebenskräftiger und lebendiger ist:

Fides calore ferveat.

Damit er aber dies sei, damit er uns wirklich mit dem Quell des übernatürlichen Lebens verbinde, dem Weinstocke einpflanze, bewirke, daß es von uns heiße: Mein Gerechter lebt aus dem Glauben, muß dieser Glaube der wahre, göttliche, nicht ein falscher, vom Gifte der Häresie angekränkelter sein:

Fraudis venena nesciat.

Drei weitere Bitten schließt hieran die folgende sechste Strophe, und zwar wieder im logisch fortschreitenden Zusammenhange der Gedanken. Außer dem äußern Schutze und der innern Leitung bedarf das Gnadenleben in uns auch der Erhaltung, der Kräftigung, des Wachsthumes und daher auch einer entsprechenden Nahrung. Um sie fleht die uns beschäftigende Strophe, indem sie um eine Speise und um einen Trank bittet. Die Nahrung soll kein anderer sein als Christus. Hierbei werden wir wohl um des Zusammenhanges und des Parallelismus mit dem Folgenden willen weniger an die Eucharistie als an die Aufnahme Christi in uns zu denken haben, von der der Herr bei Johannes im sechsten Kapitel redet, ehe

er auf die Verheißung des Sacramentes zu sprechen kommt, an den Genuß, die Einkörperung durch den Glauben. Augenscheinlich lehnt sich der Gedanke des Dichters an Joh. 6, 35: „Ich bin das Brod des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer glaubt an mich, den wird nicht dürsten.“ Oder ist es mehr denn eine Umschreibung dieses Schriftwortes, wenn unser Sänger fleht:

Christusque nobis sit cibus,
Potusque noster sit fides.

Ambrosius fügt aber dieser Doppelbitte noch eine weitere hinzu:

Laeti bibamus sobriam
Ebrietatem spiritus.

Ist dies nicht Wiederholung, Tautologie? Keineswegs. Wie unser körperliches Leben nicht bloß der Nahrung und des durststillenden, erhaltenden Trankes bedürftig ist, sondern auch der anregenden, stimulirenden Mittel bedarf, welche den trägen Lauf des Lebenssaftes zu beschleunigen, die Pulse zu rascherem Pochen zu bringen im stande sind, so auch unser geistiges Leben in Christus. Nicht bloß Speise und Trank, eine Ueberfülle geistiger Lebenskraft wünscht unser Heiliger seiner Gemeinde, ein Wallen und Ueberſprudeln des Geistes, jene heilige Trunkenheit, welche sich der Apostel am Pfingsttage bemächtigte und von welcher das Pfingstlied singt:

Musto madere deputant,
Quos spiritus repleverat.
Die von dem Heil'gen Geiste voll,
Schalt man vom Geist des Weines toll.

(Königsfeld.)

Dieser ebrietas sobria, dieser nüchternen Trunkenheit, die Ambrosius dem Bilderschatze der Heiligen Schrift entlehnt, begegnen wir auch in seinen andern Schriften. So z. B. in seinem Buche über Kain und Abel (I, 5): „Höre, wie die Kirche mahnt, wie sie singt, nicht nur in ihren Liedern, nein, auch im Hohenliede: Esset, meine Freunde, trinket und berauschet euch, meine Väter. Aber diese Trunkenheit macht nüchtern, dies ist eine Trunkenheit der Gnade, nicht des Rausches, die Freude erzeugt, nicht Taumel.“ Die beiden uns beschäftigenden Zeilen sind im heutigen römischen Breviere dahin geändert:

Laeti bibamus sobriam
Profusionem spiritus,

an denen befremden muß, wie eine profusio, ein reichliches Ausgießen, nüchtern genannt werden kann. Wenn Kayser glaubt, diese Aenderung des römischen Breviers habe ihren Grund darin, weil ihm das Bild des

hl. Ambrosius offenbar zu kühn sei, so möchte ich eher mit Pimont glauben, daß sie ihr Dasein dem kurzen i in dem Worte ebrietas verdanke, welches der Dichter durch die Arsis längen ließ.

Diesen allgemeinen und für immer gestellten Bitten schließt sich in der vorletzten Strophe eine den gegenwärtigen Tag im besondern betreffende an. Möge er nicht nur glücklich, sondern auch freudig vorübergehen, allerdings freudig durch jene Freude, welche, wie wir sahen, aus dem Heiligen Geiste ist. Drei Dinge sind es, die zu dieser innern heiligen Freude vor allem beitragen. An sie gemahnen den Dichter die drei Hauptzeiten des Tages. Die Morgenröthe gemahnt ihn an die jungfräulich erröthende Scham. Wo diese Morgenröthe wohnt, da ist der Friede und die Freude des reinen Gewissens. Der Mittag mit seiner Lichtfülle und Sonnengluth gemahnt an den Glauben; wo sein Licht strahlt, da vermögen die Finsternisse des Zweifels, der Unruhe, der Sorgen nicht standzuhalten. Der Abend endlich mit dem Schatten der Dämmerung erinnert den Dichter daran, daß das Licht unserer Herzen, die wahre Sonne, der ewige Tag, das Licht vom Lichte keinen Abend, keine Nacht, keinen Wechsel kennt. Nur aus unserer Seele könnten Nebel und Finsternisse aufsteigen, die im stande wären, uns den Anblick und Genuß dieses Lichtes zu rauben oder zu trüben. Möge dies nie geschehen, nie Zweifel die Glaubenssonne verfinstern, nie Sünde den Spiegel der Seele trüben:

Crepusculum mens nesciat.

Der Dichter hat sein Gebet beendet, hat seine Bitten vor dem Throne des Höchsten niedergelegt. Inzwischen ist das Morgenroth höher am Himmel heraufgezogen, der Aufgang der Sonne steht unmittelbar bevor. Diese Wahrnehmung ruft den Sänger zurück zu dem, mit dem er sein Lied begonnen:

Aurora cursus provehit,
Aurora totus prodeat [1].

Höher steigt schon die Morgenröthe; o möge er sich zeigen, der ganz Morgenroth, ganz Licht, ganz Verklärung ist, er, der Heiland, der Gottessohn, eins mit dem Vater, wie der Vater eins ist mit ihm:

In Patre totus Filius
Et totus in Verbo Pater.

---

[1] Diese beiden Verse lauten nun in unserem Breviere:
Aurora lucem provehit,
Cum luce nobis prodeat etc.

In diesem erneuten Bekenntnisse der katholischen Lehre im Gegensatze zum herrschenden Irrthume der Zeit, in diesem großen, gewaltigen Glaubensaccorde, in dem heiligen Dreiklange „Vater, Sohn, Heiliger Geist“ tönt das Morgenlied des wahrhaft ambrosischen, wahrhaft unsterblichen Sängers aus, gleich groß durch körnigen, gedrängten Ideenreichthum, als durch hohen und erhabenen, äußere Mittel geringschätzig verschmähenden Schwung. Auch an diesem Liede fühlt man wieder so recht, daß unter der scheinbar starren und kalten Decke reiches und warmes Leben pulsirt, daß unter dem schneebedeckten Gipfel dieses Gebirgsriesen heiße Lava glüht und fluthet. „Unter allen Hymnen“, meint Michael Timotheus in seiner kurzen Hymnenerklärung, „ist keiner heiliger, würdiger, demüthiger, beredter und vergeistigter als dieser“ — Inter omnes hymnos nullus isto sanctior, dignior, humilior, eloquentior et spiritualior est.

G. M. Dreves S. J.

Lohnvertrag und gerechter Lohn.

(Fortsetzung.)

Der Dienstvertrag ist ein Vertrag besonderer Art, der mit den gewöhnlichen Tauschverträgen nicht auf die gleiche Stufe gestellt werden darf. Das Verhältniß, welches er begründet, wird am besten als eine Analogie zum häuslichen Dienstverhältnisse bezeichnet, als eine Ausdehnung desselben bei verminderter Intensität der gegenseitigen Beziehungen. Der Arbeiter ist dabei verpflichtet, die Arbeit unter Leitung des Herrn nach Zeit und Art getreu zu verrichten und den Herrn in keiner Weise bewußt und freiwillig zu schädigen. Der Herr andererseits muß von Rechts wegen seinen Arbeitern bei Vollzug ihrer Dienstleistung solche äußere Bedingungen gewähren, welche dem physischen und moralischen Wohle des Arbeiters nicht widersprechen.

Allein damit sind die Pflichten des Herrn nicht erschöpft. Er soll überdies den Arbeitern gebührenden Lohn zahlen.

Wenn man unter „Nationalökonomie“ die Philosophie des Volkswohlstandes versteht, d. i. die Lehre vom Wesen und den Gründen des

materiellen Wohlbefindens der Nationen, so erscheint es unzweifelhaft, daß die Frage: Welche Mittel können und müssen angewendet werden, um einen möglichst hohen Stand der Löhne herbeizuführen? als eine eminent nationalökonomische Frage zu gelten hat. Der gute Lohn ist ja eine der ersten Bedingungen des Wohlbefindens jener zahlreichen Klasse von Menschen, welche von dem Ertrage ihrer Händearbeit leben. Er ist ebenfalls die Bedingung des Wohlstandes für die Gesellschaft als Ganzes, da diese sich zum größern Theile aus solchen Arbeitern zusammensetzt[1]. Hat der hohe Stand der Löhne den Charakter einer dauernden Thatsache angenommen, so darf das als ein Beweis dafür gelten, daß alle Kräfte des geselligen Lebens — was wenigstens die materielle Ordnung der Dinge betrifft — sich in den günstigsten Bedingungen ihrer Bethätigung und ihrer Entwicklung befinden.

Hier ist nun ein Punkt, wo die natürliche Harmonie zwischen Sittlichkeit und Volkswohlstand ganz unzweifelhaft zu Tage tritt. Wir verlangen nicht von dem Nationalökonomen, daß er als Moralist fungire und die Sittlichkeit der menschlichen Handlungen als solche zum Gegenstande seiner eigenen Untersuchungen mache. Aber gerade vom Standpunkte der Nationalökonomie muß denn doch jene Ansicht auf das entschiedenste bekämpft werden, welche von der Volkswirtschaftslehre ein völliges Außerachtlassen oder, wie man sich auszudrücken beliebt, die Abstraction von Sittlichkeit und Gerechtigkeit fordert. Dem gegenüber behaupten wir, daß jede nationalökonomische Theorie, welche auf die Gerechtigkeit des Lohnes die gebührende Rücksicht nicht nimmt, auch zu keinem volkswirtschaftlich annehmbaren Ergebniß gelangen kann. Man wird diese Behauptung vielleicht kühn nennen, da sie den noch bis zur Stunde die nationalökonomische Theorie — trotz aller „ethischen" Beigaben — beherrschenden Anschauungen zu widersprechen und sogar die mit Argusaugen bewachte Selbständigkeit der nationalökonomischen Wissenschaft anzutasten scheint. Dennoch bleiben wir dabei und beweisen die Harmonie zwischen Moral und Nationalökonomie in der Lohnfrage, indem wir zunächst zeigen, wie die von der Moral abstrahirenden Theorien den volkswirtschaftlichen Anforderungen an eine gesunde Lohntheorie nicht genügten; später werden wir dann positiv nachweisen, daß gerade der gerechte Lohn für den materiellen Wohlstand der Arbeiterklasse die beste Stütze bietet.

---

[1] Cf. *Charles Périn*, Premiers principes d'Économie politique (Paris 1895) p. 284.

Die von den Nationalökonomen heute als Merkantilsystem bezeichnete Theorie, welche die Wirtschaftspolitik Frankreichs zur Zeit Ludwigs XIV. und seines Ministers Colbert beherrschte, aber auch in den übrigen europäischen Culturstaaten jener Periode Anwendung fand, forderte möglichst niedrige Löhne, damit die Industrie billige Waren für den Export liefern könne. Damit aber die Arbeiter nicht verhungerten, sollte zugleich der Export agrarischer Producte, speciell der Brodfrüchte, erschwert werden. Statt des Wohlstandes aller Klassen erstrebte man lediglich eine günstige Handelsbilanz und erblickte in dem bloßen Vorhandensein eines großen Geldvorrathes den eigentlichen Inhalt des Volkswohlstandes. Die Arbeit und der Arbeiter erscheinen also hier nur unter der Rücksicht eines Werkzeugs zur Hebung von Gewerbe und Handel, der Lohn nur als Mittel, um den Arbeiter zum Besten der Industrie am Leben und in Kraft zu erhalten.

Arm an echt volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten war nicht minder das physiokratische System. Wenn auch die meisten und vornehmsten seiner Vertreter im Gegensatze zur merkantilistischen Lehre für die möglichst vollkommene Entfaltung der Urproduction eintraten und nicht im Gelde, sondern im Grund und Boden den Urquell alles Reichthums erblickten [1], so muß dennoch als eigentlicher Kernpunkt des Physiokratismus seine philosophische Auffassung des gesamten Staats-, Rechts- und Wirtschaftslebens gelten. Das Künstliche — so sagte man — müsse überall zurücktreten vor dem freien Walten der Natur („Physiokratie") [2]. Ordnung und Völkerglück seien das Product der Freiheit. Als der König fragte, was zur Förderung des Volkswohlstandes geschehen könne, da antwortete Vincent Gournay: Laissez faire et laissez passer! Beschränke sich die Staatsthätigkeit auf den Schutz von Personen und Eigenthum gegen Gewaltthätigkeit, so werde sich von selbst die natürliche und richtige Ordnung des Gesellschaftslebens herausbilden. Also fort mit allen

---

[1] So stellte François Quesnay, der Begründer des physiokratischen Systems und Leibarzt Louis' XV., den Grundsatz auf: Pauvres paysans, pauvre royaume; pauvre royaume, pauvre roi!

[2] Die Bezeichnung „Physiokratie" stammt wohl von Dupont de Nemours, der im Jahre 1767 eine Sammlung der Quesnayschen Abhandlungen herausgab unter dem Titel: Physiocratie. Die Schüler Quesnays nannten sich selbst gewöhnlich nur économistes. Dupont wollte mit dem Namen Physiocratie ausdrücken, daß Quesnay die Natur der Dinge zur Herrschaft gebracht und die natürliche Ordnung der Gesellschaft gefunden habe.

Schranken des freien Verkehrs und des freien Vertragsschlusses! In der Freiheit des wirtschaftlichen Strebens und Wettbewerbes könne ein jeder seine Fähigkeiten und Hilfsquellen zur Entwicklung bringen und voll verwerthen. Angebot und Nachfrage würden die Production in natürlicher Weise regeln, so daß weder zu viel noch zu wenig an Waren erzeugt würde. Die Waren würden unter der Herrschaft der freien Concurrenz zu ihrem natürlichen Preise verkauft werden, d. h. zu einem Preise, der die Productionskosten deckt, die Fortsetzung der Production ermöglicht, dem Producenten einen standesgemäßen Unterhalt und die erforderlichen Mittel gewährt, um seine Kinder für den gleichen Stand zu erziehen. Beim freien Walten der Concurrenz auf seiten des Arbeitsangebotes sowohl wie auf seiten der nach Arbeit Suchenden würde auch der Lohn seine natürliche Höhe erlangen, d. i. die Kosten des nothwendigen Unterhalts decken und zugleich die Mittel bieten, Kinder für denselben Stand zu erziehen. „Die Höhe des Preises seiner Mühe hängt nicht von dem Arbeiter allein ab,“ sagt Turgot in seinem Hauptwerke Réflexions sur la formation et la distribution des richesses[1], „sie bestimmt sich nach dem Uebereinkommen mit demjenigen, der seine Arbeit bezahlt. Dieser aber zahlt so wenig als möglich dafür; hat er die Wahl zwischen einer großen Zahl von Arbeitern, so zieht er denjenigen vor, der am billigsten arbeitet. Die Arbeiter müssen also den Preis herabsetzen im Kampfe miteinander. In jeder Art von Arbeit muß es dazu kommen, und es kommt thatsächlich dazu, daß der Lohn des Arbeiters sich auf das zum Unterhalt Nothwendige beschränke.“ Allerdings erklärt Turgot in den Lettres sur la liberté du commerce des grains[2]: „Man muß nicht glauben, daß dieses Nothwendige sich auf das reducire, was erforderlich ist, um nicht Hungers zu sterben, und daß gar nichts darüber hinaus dem Arbeiter verbleibe, sei es, um sich einige Annehmlichkeiten zu verschaffen oder einen Fonds zu bilden für unvorhergesehene Fälle von Krankheit, Theuerung, Arbeitslosigkeit.“ Allein diese Erweiterung des Begriffes des zum Lebensunterhalt Nothwendigen über die Grenzen eines Darbeminimums hinaus ist eine Ausschmückung, keine Folgerung der physiokratischen Lehre. Dieser zufolge bestimmt sich der Lohn in ganz gleicher Weise gemäß dem Stande von Angebot und Nachfrage nach Arbeit, wie auf dem Weltmarkte der Warenpreis sich nach den Schwankungen von

[1] Édit. *Guillaumin* p. 10. [2] Ibid. p. 185.

Angebot und Nachfrage richtet. Die Arbeit wird nicht anders taxirt als die Ware, und der Preis der Arbeit genau so bestimmt wie der Preis der Waren. Daran ändert die Zugabe jener „espèce de superflu“ — wie Turgot im weitern Verlaufe der zuletzt citirten Auslassung sich ausdrückt — rein gar nichts. Das ist und bleibt der freien Concurrenz gegenüber ein leerer, wenn auch ein humaner Wunsch, ein Wunsch, der mehr das Schamgefühl des Physiokraten ehrt, als daß er Zeugniß ablegt für seine Fähigkeit, aus den gegebenen Prämissen auf die unabweisbaren Consequenzen, aus den Ursachen auf die nothwendigen Wirkungen zu schließen. Wächst die Zahl der Arbeiter, die sich anbieten, dann sinkt der Lohn, und da gibt es keinen Halt mehr. Gar bald hat jenes „Ueberflüssige“, das Turgot noch als „nothwendig“ erklärt, sich verflüchtigt, und jener Zustand ist erreicht, den Schäffle einmal treffend eine langsame Menschenfresserei nannte: der Arbeiter sieht sich gezwungen, in der Arbeit mehr Lebenskraft zu verbrauchen, als ihm der Lohn ersetzen kann.

Die physiokratische Lohntheorie blieb nun in ihren Grundzügen ein Vorbild für die klassische Nationalökonomie. „Freie“ Lohnbildung mit absoluter Geltung des „Gesetzes“ von Angebot und Nachfrage, die vollkommene Gleichstellung zwischen Ware und Arbeit — das sind die festen Angelpunkte, in denen sich die Lohntheorie in der Folge bewegt. Von der Gerechtigkeit in der Lohnbemessung ist da ebensowenig die Rede, wie von einer Lohnhöhe, welche in irgend einer Weise sich der Herrschaft des „Gesetzes“ von Angebot und Nachfrage entzieht. Wir wollen indessen nicht vorgreifen, vielmehr die Entwicklung der Lohntheorie bei den fünf hervorragendsten Vertretern der klassischen Nationalökonomie genau verfolgen. Beginnen wir mit dem Manne, welchen man heute als Begründer der klassischen Nationalökonomie zu bezeichnen pflegt.

Adam Smith war in seiner philosophischen Auffassung des Rechts- und Staatslebens und darum auch in wirtschaftspolitischer Hinsicht ein Anhänger der physiokratischen Freiheitslehre[1]. Dazu kam, daß er infolge seiner verfehlten, einseitig empirischen Moralphilosophie von dem möglichst unbehinderten Einfluß des Naturinstinctes der Selbstliebe auf das ökonomische Verhalten der Menschen die besten Erfolge erwarten zu müssen

[1] Vgl. W. Neurath, Elemente der Volkswirtschaftslehre (3. Aufl., Wien, Leipzig, Berlin 1895) S. 21 ff.

glaubte. Die glänzende Entwicklung Englands in Industrie und Handel, der gerade von dieser Quelle herrührende Zufluß von Reichthümern, der geringe Antheil, welchen die eigene Urproduction des vereinigten Königreiches an jenem Aufschwung hatte, bewahrte ihn jedoch vor den agrarischen Uebertreibungen des Physiokratismus. Ihm erschien nicht Grund und Boden als Urquell des Reichthums, sondern die Arbeit und die durch Arbeitstheilung geförderte Arbeitsgeschicklichkeit in Ackerbau, Gewerbe und Handel. Man hätte erwarten können, Adam Smith, welcher der Arbeit die höchste Bedeutung beigemessen, ja welcher sie so sehr zum Mittelpunkte seines ganzen Systems gemacht, daß man diesem den Namen „Industriesystem" geben zu müssen glaubte, würde nun auch in der Lohntheorie für den Arbeiterstand die günstigsten Resultate gesucht und gewonnen haben. In der That erklärt Adam Smith ausdrücklich einen hohen Lohn für erwünscht und zwar im Interesse der Production selbst. „Der Arbeitslohn", sagt er[1], „ist die Aufmunterung zum Fleiße, der, wie jede andere menschliche Eigenschaft, in dem Grade zunimmt, wie er Aufmunterung erfährt. Reichliche Nahrung stärkt die Körperkräfte des Arbeiters, und die wohlthuende Hoffnung, seine Lage zu verbessern und seine Tage vielleicht in Ruhe und Fülle zu beschließen, feuert ihn an, seine Kräfte aufs äußerste anzustrengen. Wo der Arbeitslohn hoch ist, finden wir demnach stets die Arbeiter thätiger, fleißiger und flinker, als da, wo er niedrig ist, . . . in der Umgegend großer Städte mehr, als an entlegenen Orten des platten Landes." Dennoch würde man sich täuschen, wenn man in derartigen und andern gelegentlichen Aeußerungen Adam Smiths zu Gunsten der Arbeiter mehr als vage, praktisch unfruchtbare Humanitätsideen erblicken wollte. Folgerungen aus den Obersätzen seines Systems sind sie jedenfalls nicht. Im Gegentheil mußte gerade die thatsächliche Herrschaft des Smithianismus ein Grund der Verarmung und des Elendes der Arbeiterklasse werden. Wir wollen zur Erhärtung dieser Behauptung die Lehre A. Smiths über den Arbeitslohn nach den entscheidenden Gesichtspunkten darlegen[2]:

Der gewöhnliche Arbeitslohn hängt überall von den zwischen Arbeitgeber und Arbeiter geschlossenen Verträgen ab. Dabei sind die Interessen beider Parteien keineswegs die gleichen. „Die Arbeiter wollen so viel

---

[1] A. Smith, Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes. Deutsch von F. Stöpel. Bd. I (Berlin 1878), Kap. 8, S. 113.

[2] A. a. O. S. 89 ff.

als möglich erhalten, die Meister so wenig als möglich geben. Die erstern sind zu Coalitionen geneigt, um den Arbeitslohn hinaufzutreiben, die letztern, um ihn herunterzudrücken."[1] Die Lage der Arbeitgeber ist hier die günstigere; da ihre Zahl geringer ist, können sie sich leichter verbinden, und überdies gestattet das Gesetz ihre Coalitionen, während es die der Arbeiter verbietet. „Wir haben keine Parlamentsacten gegen Verabredungen zur Herabsetzung des Arbeitspreises, wohl aber viele gegen Verabredungen zu seiner Erhöhung."[2] Ueberdies werden es die Herren in allen diesen Streitigkeiten länger aushalten als die Arbeiter, die ohne Beschäftigung auch nicht auf kurze Zeit bestehen können. Gleichwohl gibt es doch einen bestimmten Satz, unter den der gewöhnliche Lohn selbst der geringsten Art von Arbeit nicht auf längere Zeit herabgedrückt werden zu können scheint. „Ein Mensch muß stets von seiner Arbeit leben, und sein Lohn muß wenigstens hinreichend sein, um ihm den Unterhalt zu verschaffen. In den meisten Fällen muß er sogar noch etwas höher sein; sonst wäre der Arbeiter nicht im stande, eine Familie zu gründen, und das Geschlecht solcher Arbeiter würde mit der ersten Generation aussterben. Aus diesem Grunde nimmt Cantillon an, daß die geringste Art gewöhnlicher Arbeiter immer wenigstens den doppelten Unterhalt verdienen muß, damit durchschnittlich jeder zwei Kinder ernähren kann, wobei die Arbeit der Frau wegen der nothwendigen Pflege der Kinder nur als hinreichend angenommen wird, um sie selbst zu erhalten. Allein die Hälfte der Kinder stirbt, wie man berechnet hat, vor dem mannbaren Alter. Demgemäß müssen die ärmsten Arbeiter durchschnittlich wenigstens vier Kinder aufzuziehen suchen, wenn zwei davon Aussicht haben sollen, jenes Alter zu erleben. Der nothwendige Unterhalt für vier Kinder wird aber ungefähr dem eines Mannes gleichgeschätzt. Die Arbeit eines kräftigen Sklaven ist, wie derselbe Autor hinzufügt, als doppelt so viel werth zu betrachten wie sein Unterhalt, und diejenige des geringsten Arbeiters, meint er, könne doch nicht weniger werth sein als die eines kräftigen Sklaven. So viel scheint allerdings gewiß zu sein, daß, um eine Familie zu ernähren, die Arbeit des Mannes und der Frau zusammen, selbst in den untersten Klassen gewöhnlicher Arbeiter, etwas mehr einbringen muß, als gerade für ihren eigenen Unterhalt nöthig ist; in welchem Verhältniß dies aber geschehen müsse, ob in dem oben erwähnten oder einem andern,

[1] Smith a. a. O. S. 91 f. [2] Ebd. S. 92.

das getraue ich mir nicht zu bestimmen."[1] Der besprochene Lohnsatz, „welcher offenbar der niedrigste ist, der sich mit der gewöhnlichen Menschlichkeit verträgt"[2], wird überstiegen, wenn in einem Lande die Nachfrage nach denen, die vom Lohne leben, andauernd wächst. „Der Mangel an Händen ruft eine Concurrenz unter den Meistern hervor, die, um Arbeiter zu erhalten, einander überbieten und so freiwillig die natürliche Uebereinkunft der Meister, den Lohn nicht zu steigern, durchbrechen."[3] „Die Nachfrage nach Lohnarbeitern kann offenbar nur im Verhältniß zur Zunahme der Fonds wachsen, welche zur Lohnzahlung bestimmt sind."[4] Diese Fonds bestehen aus dem Einkommen, welches die Kosten des nothwendigen Unterhaltes der Meister und ihrer Familien übersteigt, und aus dem Kapital, welches über die Auslagen für die Beschäftigung der Meister (zum Kaufe der für ihre eigene Arbeit nothwendigen Materialien und zu ihrem Unterhalte bis zum Verkaufe der Arbeit) hinaus erübrigt werden kann. Wo es solche Ueberschüsse gibt, da werden die Meister dieselben verwenden, um die Zahl der Gesellen zu vermehren und aus deren Arbeit Gewinn zu ziehen. „Die Nachfrage nach Lohnarbeitern wächst also nothwendig mit der Zunahme des Einkommens und Kapitals eines Landes und kann nicht möglicherweise auch ohne dies wachsen. Die Zunahme des Einkommens und Kapitals ist die Zunahme des Nationalwohlstandes. Folglich wächst die Nachfrage nach Lohnarbeitern naturgemäß mit der Zunahme des Nationalwohlstandes und kann nicht möglicherweise auch ohne dieselbe wachsen."[5] Aber wohl gemerkt: nicht die derzeitige Größe des Nationalwohlstandes, sondern seine beständige Zunahme bringt ein Steigen des Arbeitslohnes. „Demnach steht der Arbeitslohn nicht in den reichsten Ländern am höchsten, sondern in den aufblühenden oder am schnellsten reich werdenden."[6] Hierfür weist Smith auf Nordamerika hin, in welchem die Arbeitslöhne um die Zeit, wo er schrieb (1773), weit höher standen als in England, obwohl England damals ein viel reicheres Land war als Nordamerika. „Die Arbeit wird dort so gut gelohnt, daß eine zahlreiche Familie, statt eine Last für die Eltern zu sein, vielmehr zu einer Quelle der Wohlhabenheit und des Gedeihens für sie wird. Man rechnet die Arbeit jedes Kindes, bevor es das elterliche Haus verläßt, auf hundert Pfund reinen Gewinn für die Eltern. Um eine junge Wittwe mit vier

---

[1] Smith a. a. O. S. 94 f. [2] Ebd. S. 95. [3] Ebd. [4] Ebd.
[5] Ebd. S. 96. [6] Ebd.

oder fünf jungen Kindern, die in den mittlern oder untern Ständen der Bewohner Europas gar wenig Aussicht auf einen zweiten Mann haben würde, wird dort oft als um eine glückliche Partie gefreit. Der Werth der Kinder ist die bei weitem größte aller Ermunterungen zur Heirat." [1] „Der reichliche Lohn der Arbeit ist demnach ebensowohl die nothwendige Wirkung wie das natürliche Merkmal wachsenden Nationalreichthums. Der kärgliche Unterhalt der arbeitenden Klassen andererseits ist das natürliche Merkmal, daß die Dinge im Stillstand, und ihr Nothleiden, daß sie gewaltig im Rückschritte begriffen sind." [2] Im Verlaufe desselben Kapitels kommt A. Smith noch einmal auf das Verhältniß von Volksvermehrung und Arbeitslohn zurück: „Jede Thiergattung vermehrt sich naturgemäß im Verhältniß zu den Mitteln ihres Unterhalts, und keine Gattung kann sich jemals über dasselbe hinaus vermehren. Aber in einer civilisirten Gesellschaft kann der Mangel an Nahrungsmitteln nur unter den untern Volksklassen einer weitern Vermehrung der Menschen Schranken setzen; und er kann dies nur dadurch, daß er einen großen Theil der Kinder, die ihre fruchtbaren Ehen hervorbringen, vernichtet. Die reichliche Belohnung der Arbeit, welche die niedern Volksklassen in stand setzt, für ihre Kinder besser zu sorgen und also eine größere Anzahl derselben durchzubringen, bewirkt naturgemäß eine Erweiterung und Ausdehnung jener Schranken. Es verdient bemerkt zu werden, daß sie dies möglichst genau in dem Verhältnisse thut, welches die Nachfrage nach Arbeit erfordert. Wenn diese Nachfrage beständig wächst, so muß die Belohnung der Arbeit nothwendig die Ehe und die Vermehrung der Arbeiter derart ermuntern, um sie in stand zu setzen, jene stets wachsende Nachfrage durch eine stets zunehmende Volkszahl zu befriedigen. Wäre der Lohn einmal geringer, als es zu diesem Zwecke nöthig ist, so würde der Mangel an Händen ihn bald in die Höhe treiben, und würde er einmal größer, so würde die unmäßige Vermehrung der Hände ihn bald wieder auf seinen nothwendigen Satz herunterbringen. Der Markt würde in dem einen Falle so schlecht mit Arbeit versorgt und in dem andern so sehr damit überfüllt sein, daß ihr Preis bald auf den richtigen Satz zurückkäme, den die Verhältnisse der Gesellschaft erheischen. So regulirt die Nachfrage nach Menschen, gleich der nach jeder andern Ware, nothwendig auch die Erzeugung der Menschen, beschleunigt sie, wenn

[1] Smith a. a. O. S. 97 f. [2] Ebd. S. 101.

sie zu langsam vor sich geht, und verzögert sie, wenn sie zu rasch fortschreitet. Es ist diese Nachfrage, welche die Fortpflanzung in allen Ländern der Welt, in Nordamerika, in Europa und in China regulirt und bestimmt, welche sie zu einer reißend schnellen in dem ersten, zu einer langsamen und schrittweisen in dem zweiten und zu einer völlig stillstehenden in dem letzten macht."[1]

Was nun den Lohn bei den verschiedenen Verwendungen der Arbeit in diesem oder jenem Handwerk, in dieser oder jener industriellen Leistung betrifft, so ist A. Smith der Meinung, daß an und für sich in derselben Gegend gleiche Vortheile der Arbeit zu theil werden müßten, oder daß die Löhne doch wenigstens nach einer Ausgleichung streben. „Wäre in der nämlichen Gegend irgend eine Verwendung offenbar mit mehr oder weniger Vortheil verknüpft als die übrigen Verwendungen, so würden in dem einen Falle sich so viele Leute dazu drängen, und in dem andern so viele sie aufgeben, daß ihre Vortheile bald auf das Niveau der übrigen kämen. Dies würde wenigstens in einer Gesellschaft der Fall sein, wo man den Dingen ihren natürlichen Lauf ließe, wo vollkommene Freiheit waltete, und wo es jedermann frei stände, sowohl eine Beschäftigung nach Belieben zu wählen, wie sie so oft zu wechseln, als es ihm gut dünkt. Jeden würde sein Interesse bestimmen, vortheilhafte Geschäfte zu suchen und unvortheilhafte zu meiden."[2] Allein jene volle Freiheit findet sich nicht, und es gibt außerdem gewisse Umstände, welche wirklich oder wenigstens in der Einbildung der Leute einen geringen Geldgewinn in einigen Geschäften ersetzen und einen großen in anderen aufwiegen. A. Smith zählt solcher Umstände fünf auf[3]: Erstens, der Arbeitslohn schwankt, je nachdem das Geschäft leicht oder schwer, reinlich oder unreinlich, ehrenvoll oder verachtet ist; zweitens, der Arbeitslohn schwankt je nach der Leichtigkeit und Wohlfeilheit, oder der Schwierigkeit und Kostspieligkeit, das Geschäft zu erlernen; drittens, der Arbeitslohn in den verschiedenen Beschäftigungen schwankt je nach der Beständigkeit oder Unbeständigkeit der Beschäftigung; viertens, je nach dem größern oder geringern Vertrauen, welches in den Arbeiter gesetzt werden muß; fünftens endlich schwankt der Arbeitslohn je nach der Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des Erfolges, je nach dem Risiko, welchem man bei

---

[1] Smith a. a. O. S. 110 f. [2] A. a. O. Kap. 10, S. 137.
[3] Ebd. S. 138 ff.

Erlernung eines Erwerbszweiges sich aussetzt. „Gib deinen Sohn zu einem Schuhmacher in die Lehre, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er ein Paar Schuhe machen lernen wird; laß ihn aber die Rechte studiren, und es steht zwanzig gegen eins, ob er so weit kommen wird, von seinem Berufe leben zu können.“[1]

Das sind die Hauptpunkte der Lehre A. Smiths über den Arbeitslohn. Die Lohnbestimmung ist hier wie im physiokratischen System dem freien Vertragsschlusse gänzlich überlassen, und dabei wird die menschliche Arbeit jeder andern Ware gleichgestellt. Man könnte meinen, wo A. Smith von der Verschiedenheit der Löhne in den verschiedenen Geschäftsarten redet, finde stillschweigend eine Berücksichtigung der Forderungen der Gerechtigkeit in Bezug auf die Ausmessung des Lohnes statt. Smith spricht da, wie wir sahen, von Umständen der einzelnen Arbeitsarten, die bei den einen den geringen Geldgewinn ersetzen und einen großen in andern aufwiegen. Allein der Begründer der englischen Nationalökonomie will damit keineswegs behaupten, der schwierigern Arbeit gebühre von Rechts wegen ein höherer Lohn als der weniger schweren oder weniger unangenehmen. Im Gegentheil ist er der Ansicht, daß in einer Gesellschaft, wo man den Dingen ihren „natürlichen Lauf“ ließe, bald eine Ausgleichung der Löhne stattfinden und für alle Verwendungen das gleiche Niveau des Lohnes erreicht werden müßte. Wenn daher die oben aufgezählten fünf Umstände neben den äußern Hindernissen der freien Concurrenz eine Verschiedenheit der Löhne bewirken, so geschieht das A. Smith zufolge nur deshalb, weil sich für schwierige und unangenehme Geschäfte weniger Hände anbieten als für leichte und angenehme Arbeiten. Nicht unter dem Gesichtspunkte einer gerechten Vergeltung für die größere Mühe 2c. kommt also hier ein höherer Lohn zu stande, sondern lediglich deshalb, weil die größere Beschwerlichkeit gewisser Arbeiten zum Hinderniß eines zahlreichern Angebotes und insofern zur Ursache wird, warum die Arbeitgeber genöthigt sind, größere Opfer zu bringen. Das für die Lohnhöhe einzig und allein entscheidende Moment ist und bleibt das Selbstinteresse der Contrahenten und ihre Concurrenz. Der Lohn bestimmt sich nach dem größern oder geringern Bedürfniß, Hände zu bekommen, nach dem jedesmaligen Stande von Angebot und Nachfrage. Nichts hindert die Arbeitgeber in dem Bestreben, ihrer „natürlichen Uebereinkunft“

[1] Smith a. a. O. S. 146.

gemäß den Lohn zu erniedrigen, als nur der Mangel an Händen. Sie werden einen höhern Lohn nur zahlen, wenn sie durch die Noth dazu gezwungen sind, um Arbeiter zu erhalten. Man sieht also, daß nicht bloß die nationalökonomische Wissenschaft als solche, wie die Vertheidiger der klassischen Nationalökonomie sagen, theoretisch von der Moral „abstrahirt"; es sind vielmehr die Menschen selbst, welche sie in deren praktischem, wirtschaftlichem Verhalten von jeder moralischen Erwägung abstrahiren läßt, indem sie zugleich jenes morallose Verhalten als das wirtschaftlich Richtige, ja Nothwendige erklärt. Das die Arbeit verwendende Kapital soll von allen Gesetzen der Sittlichkeit und des gesellschaftlichen Lebens entbunden werden, — das ist von Anfang an Kern und Stern der ganzen liberalen Theorie gewesen.

Ebensowenig wie von Rücksichten der Gerechtigkeit ist Smiths Lohntheorie von irgend einem echt volkswirtschaftlichen Gedanken beeinflußt. Zwar wird ein hoher Lohn als „wünschenswerth"[1] bezeichnet, und ein kärglicher Lohn Zeichen des „Stillstandes" genannt[2]; die Gewährung einer erträglichen Nahrung, Wohnung, Kleidung hält Smith für „billig"[3]; er erklärt die Darreichung des Lebensunterhaltes im Lohn für „nothwendig"[4], spricht von der „Härte" der Gesetze gegen Arbeitercoalitionen[5], ja er beantwortet die Frage, ob die Verbesserung in den Umständen der niedern Volksklassen als ein Vortheil oder als ein Nachtheil für die Gesellschaft anzusehen sei, in einer Weise, die wir für einen Volkswirtschaftslehrer zwar durchaus als selbstverständlich betrachten, deren Anerkennung durch A. Smith aber seiner eigenen Theorie das Urtheil spricht: „Die Antwort scheint auf den ersten Blick außerordentlich einfach. Dienstboten, Tagelöhner und Arbeiter verschiedener Art machen den bei weitem größten Theil jeder großen politischen Gemeinschaft aus. Was immer aber die Umstände des größten Theils verbessert, kann niemals als ein Nachtheil für das Ganze angesehen werden. Sicherlich kann keine Gesellschaft blühend und glücklich sein, deren meiste Glieder arm und elend sind. Ueberdies ist es nicht mehr als billig, daß diejenigen, welche die gesamte Masse des Volkes mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versorgen, einen solchen Antheil von dem Product ihrer eigenen Arbeit erhalten, um sich selbst erträglich nähren, kleiden und wohnen zu können."[6] Wäre doch diese schöne Erkenntniß,

---

[1] Smith a. a. O. S. 109. 113. [2] Ebd. S. 101. [3] Ebd. S. 109. [4] Ebd. S. 94. [5] Ebd. S. 93. [6] Ebd. S. 109.

welche A. Smith beim ersten Blick sich aufdrängte, auch beim zweiten und dritten Blick geblieben; hätte sie doch für die Ausgestaltung seiner Lohntheorie eine wirklich entscheidende Rolle gespielt! Allein das ist in keiner Weise der Fall. Die Theorie ist brutal; mag sie immerhin mit einigen humanitären Phrasen bekleidet erscheinen, das Barbarische blickt doch überall durch. Die Arbeit ist in diesem System ihres menschlichen Charakters völlig entkleidet. Sie erscheint nur als productives Instrument, wobei es gleichgiltig ist, ob Mann, Frau oder Kind die menschliche Gestalt des Arbeitenden darstellen, gleichgiltig, welche Folgen die Art und Weise der Verwendung für das geistige und leibliche Wohl, für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit des Arbeitenden sowohl wie für das Gedeihen der ganzen Gesellschaft haben. Ueber die Verwendung im Arbeitsraume entscheiden lediglich technische Rücksichten, insbesondere das Gesetz der Arbeitstheilung, und über den Lohn nur die unbedingt freie Concurrenz, das Gesetz von Angebot und Nachfrage. „Im Smithianismus", sagt Hermann Rösler[1], „ist die Arbeit nicht mehr eine menschliche Berufsleistung, sondern eine technische Action, die zufällig durch Vermittlung menschlicher Gliedmaßen zu stande kommt, und bei der es lediglich auf die daraus entspringende technische Wirkung abgesehen ist. Der Arbeiterstand ist nicht mehr eine besondere Klasse der Bevölkerung und demzufolge unter bestimmten socialen Gesetzen stehend, deren Verwirklichung die Culturentwicklung der Gesamtheit bedingt, sondern nur eine besondere Klasse von technischen Mitteln, die, weil sie nicht von der Natur frei und fertig geliefert werden, unter den Gesetzen stehen, denen alle Producte bezüglich ihres Zustandekommens und ihres Vertausches unterliegen. Die Arbeit steht hiernach lediglich unter den Gesetzen der Kostenvergütung und der Concurrenz von Angebot und Nachfrage, wie alle übrigen Waren. Daraus folgt, daß der Arbeiter keine persönlich freie Existenz mehr führt, sondern nur eine technische Zweckexistenz, wie das Thier und die Maschine, womit von selbst gesagt ist, daß besondere Gesetze der Arbeit in der Theorie des Smithianismus gar nicht vorkommen können. Die Smithsche Lehre von der Arbeit (bezw. vom Arbeitslohn) ist daher nichts als eine Illustration des Preisgesetzes an der Productivkraft Arbeit, womit aber nichts Neues gesagt werden kann, und deren Gegenstand ebensogut der Kaffee oder das Schaf oder

[1] Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirtschaftstheorie (2. Aufl., Erlangen 1871) S. 85 f.

ein anderes Product sein könnte. Damit stimmt es auch, wenn der Unterhalt als der nothwendige Punkt der Lohnregulirung bezeichnet wird; denn Productivkräfte haben keinen andern Grund ihrer Existenz als denjenigen, der in ihrer technischen Verwendung in irgend einer Unternehmung liegt, und stehen daher unter dem Gesetz eines bestimmten Existenzaufwandes, den man für jedes Quantum technischer Kraft auf das möglichste Minimum zu reduciren sucht; dies ist bei der Maschine und bei dem Zugthier ebenso wie bei dem Menschen der Fall. Hierin liegt die Erklärung für einen der berüchtigtsten Sätze der Smithschen Theorie, daß der Arbeitslohn durchschnittlich durch die Unterhaltskosten, d. h. Productionskosten, bestimmt werde: ein Satz, der in der principiellen Gleichstellung aller Productivkräfte seine eigentliche Begründung findet und nur nebenbei auf die unwahre Behauptung gestützt wird, daß jede Erhöhung des Lohnes über dieses Maß einen Reiz des Geschlechtstriebes und damit eine Vermehrung der Arbeiterzahl, folglich ein entsprechendes Sinken des Lohnes bewirken müsse." Die Nachfrage nach Menschen regelt somit die Erzeugung von Menschen, gerade so, wie das bei andern Waren geschieht[1]. Werden zu viel Menschen producirt, dann gehen sie zu Grunde. „Die zarte Pflanze ist hervorgebracht, muß aber in so kaltem Boden und so rauhem Klima (nämlich in der Armut) bald welken und sterben."[2] Dieses unfruchtbare Mitleiden des klassischen Nationalökonomen am offenen Grabe der vor Elend umgekommenen Kinder verletzt mehr, als daß es versöhnt; ändern kann oder will es ja nichts. Dem steht das ökonomische „Gesetz" von Angebot und Nachfrage im Wege, das selbst dann nur einen kärglichen Lohn dem Arbeiter zumißt, wenn die Nation reich ist, wo die Unternehmer ganz wohl einen bessern Lohn bezahlen könnten. Wir übertreiben nicht: was A. Smith unter Reichthum, unter Wohlstand der Völker versteht, dasjenige, dessen Wesen und Ursachen er in seinem Hauptwerke untersucht, ist vereinbar mit kärglicher Nahrung der Arbeit. Ihm gilt das Wohlbefinden der Arbeiterklasse nicht als ein Bestandtheil des Wohlstandes der Völker, so wie er ihn versteht, nicht einmal als nothwendige Folge des größten Reichthums, sondern als eine Begleiterscheinung auf-

[1] It is in this manner that the demand for men, like that for any other commodity, necessarily regulates the production of men, quickens it when it goes on too slowly, and steps it when it advances too fast (ch. 8, B. 1). Deutsche Uebersetzung (Stöpel) S. 111.

[2] A. a. O. S. 109.

steigenden Reichthums, bloß des wachsenden „Volkswohlstandes", und zwar nur deshalb, weil eben hier die Nachfrage nach Arbeit wächst. Was nützt es da, von einem niedrigsten Lohnsatze, „der mit der gewöhnlichsten Menschlichkeit bestehen kann" [1], zu reden, wenn es dem Gesetze von Angebot und Nachfrage unbenommen bleibt, den Lohn unter jenen niedrigsten Satz herabzudrücken? Der Markt hat kein Herz, und der Marktpreis bestimmt sich nicht nach Rücksichten der Humanität! Die Lehre der liberalen Schule, die von ihr durchgeführte Loslösung des wirtschaftlichen Lebens vom göttlichen Sittengesetze hat die Humanität aus dem Bereiche der Oekonomie verbannt. Die gelegentliche Erwähnung ihres Namens in einem Lehrbuche der Nationalökonomie genügt noch lange nicht, um in Verhältnisse, die doch menschlich sind, die Menschlichkeit wieder einzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Der Werth Afrikas.

(Fortsetzung.)

II. Die Handelsfähigkeit Afrikas.

Die Möglichkeit eines gewinnreichen Handels hängt mit an erster Stelle von der Zugänglichkeit und von den leichten und sichern natürlichen Verkehrsmitteln des Continents ab.

Wie nun auch immer diese Verkehrsmittel des innern Afrikas sich erweisen mögen, so bleibt jedenfalls das ganze Festland gerade gegen Europa außerordentlich abgeschlossen. Es ist ja allbekannt, daß die Küstenlinie ohne Bucht und Bai so regelmäßig wie die Peripherie eines Kreises dahinzieht. Natürliche Häfen gibt es nur wenige, und diese liegen weit auseinander. Das ist aber eine Schwierigkeit, welche durch keine, auch noch so kühne Bauten beseitigt werden kann. Zum Ueberfluß ist die Brandung vielfach stark und gefährlich. So wird von Liberia bis zum Niger die ganze Küste vom hochgehenden Meere bestürmt. Ein schaum-

[1] A. a. O. S. 99.

gekrönter Wellenberg nach dem andern eilt heran, um mit dem Leben so manchen kühnen Schiffers ein oft verhängnißvolles Spiel zu treiben. Ein- und Ausschiffung ist in der That schwierig, gewagt, ja sehr häufig gefährlich. In Groß-Bassam kommt das Meer in einer Höhe bis zu 8 m brausend und heulend gegen die Küste. Die Verbindung mit den Oceandampfern ist dann unmöglich. Wochenlang müssen die großen Fahrzeuge kreuzen, um den günstigen Augenblick abzuwarten. Soll ein europäisches Schiff erreicht werden, so kostet es fast übermenschliche Anstrengungen. Oft schlagen die Boote 10 bis 15 Mal um, ehe eines anlegen kann. Kaufmännischer Warenaustausch hört hier von selbst auf.

Vier mächtige Wasserwege führen von der Küste ins Innere. Daß aber erst in unsern Tagen das Kauffahrteischiff sich hineinzuzwängen verstand, ist ein Beweis der schwierigen Fahrt. Es ist wahr, alle großen afrikanischen Flüsse und viele von den weniger bedeutenden sind für seichtgehende Schiffe fahrbar. So kann der Nil trotz seiner Katarakte zur Zeit des Hochwassers seiner ganzen ungeheuern Länge nach vom Albertsee bis zum Mittelmeer, nur die Fälle von Dufile in Aequatorialafrika ausgenommen, befahren werden. Seine Nebenflüsse, der Atbara, der Blaue Nil, der Bahr el Ghasal, Sobat und Asua, der Somerset-Nil, der den Albert- und Victoriasee verbindet, und der Sendiki zwischen Albert- und Eduardsee sind alle mehr oder weniger schiffbar. An der Ostküste ist der Juba für über 700 km zugänglich. Auf dem Tana hat der Dampfer Kenia bis 450 km erreicht. Der Sabaki ist 250, der Rovuma 300 km weit offen. Die Sambesimündung wird freilich durch Sandbänke theils gesperrt, theils sehr gefährlich gemacht. Dann aber bietet sich eine freie Bahn von 450 km bis zu den Kebrabasa-Fällen, hierauf bis zu dem gewaltigen Victoriafall und darüber hinaus mit seinen Nebenflüssen für vielleicht 1500 km. Leider unterbrechen die Murchison-Katarakte den Schirefluß, welcher sonst die sehr wichtige Verbindung zwischen Sambesi und Nyassasee direct herstellen würde. An der Westküste gibt der zweitgrößte Strom der Welt, der Kongo, mit seinen gewaltigen Nebenflüssen bis zu 12 000 km schiffbares Wasser. Aber fast die ganze Strecke ist von der Küste abgeschnitten durch die Livingstonefälle, welche alle Fahrzeuge schon ungefähr 200 km vom Meere entfernt festlegen. Der Niger wird durch den Katarakt von Busa unterbrochen. Derselbe soll zwar durch eine Eisenbahn von 200 km Länge umgangen werden; aber dabei bleibt immer noch bestehen, daß die Einfahrt vom Meere aus sehr schwierig ist.

Die Flüsse Benue, Gambia, Senegal, Ogowe bieten immerhin mehrere 100 km freie Fahrt.

Wie man sieht, führen alle zur Küste gehenden Ströme ihre Wasser in jähem Sprunge über die Abstürze des afrikanischen Plateaus, und dadurch wird natürlich ihr Werth als Handelsstraßen für das Innere wesentlich herabgesetzt.

Bis zu einem gewissen Grade können indes diese geographischen Schwierigkeiten durch Brecheisen, Pulver und Dynamit aus dem Wege geschafft werden, oder man kann die kritischen Stellen auf Eisenbahnen umfahren. Es sind ja auch in Europa und Amerika die Wasserwege von Bedeutung, werden aber von den Eisenbahnen übertroffen. So macht man sich denn bereits vertraut mit afrikanischen Centralbahnen. Die von Gordon und Samuel Baker geplante Bahn zwischen Suakin und Berber durch die Wüste an den Nil, welche jedenfalls einmal gebaut wird, würde Tausende von Quadratkilometern werthvollen Landes im obern Nilthale aufschließen, von da den Anschluß an den Tsadsee erleichtern und damit den dichtbevölkerten Central-Sudan in den Bereich des europäischen Marktes bringen. Die englische Uganda-Bahn ist begonnen. Sie geht von Mombas nach dem Victoria Nyansasee. Am 12. December 1895 hatte man mit dem Bau der Arbeiterbaracken begonnen, und man hofft bis 31. März 1897, dem Ende des ersten Geschäftsjahres, 100 engl. Meilen fertig zu bekommen. Wie bei den indischen und ägyptischen Bahnen beträgt die Spurweite einen Meter. Die Kosten sind auf 60 Millionen Mark veranschlagt. Das Comité für die Deutsch-Ostafrikanische Centralbahn hat in einem sehr umfangreichen Bericht dem Reichskanzler die Ergebnisse der Vorarbeiten überreicht. Es hat sich entschlossen, die Linie von Dar-es-Salaam aus im ganzen die alte Karawanenstraße entlang über Tabora nach dem Tanganjika und dem Victoriasee zu führen. Schon ist es möglich, die Eisenbahn von der Kapstadt bis Kimberley und Mafeking im ehemaligen Stellaland und sogar von der Kapstadt über Bloemfontein und Pretoria bis zur Delagoabai zu benutzen. Eine andere Linie reicht von Durban zu den Grenzen des Transvaal und von Beira zum Maschonaland. Die bald vollendete Bahn von Matadi nach Leopoldville umgeht die Livingstone-Fälle, und von St. Louis sucht man den Schienenstrang bis nach Bomako am Niger zu legen. Auch in Lagos wird die Strecke Lagos-Ibaden-Aberkuta bereits vermessen. Als Ausgangspunkt der Bahn wird die Insel Ido genannt. Von derselben soll eine Eisenbahnbrücke nach dem Festlande gebaut

werden. In der Kolonie an der Goldküste wird eine 50 bis 60 Meilen ins Innere führende Bahn beabsichtigt. Man ist über den Ausgangspunkt noch nicht einig. Es wird die Kormantanbai oder Appam und auch Accra in Vorschlag gebracht.

Selbstverständlich bedeuten diese Eisenbahnen für die Unternehmer vorderhand ein bedeutendes Risico. Und es ist eine schwierige Frage, ob und wann die Anlage sich lohnen wird. Aber ein Anfang muß gemacht werden. Mit der Bahn kann der Handel aufblühen, ohne dieselbe wird das nicht geschehen.

Fügen wir noch ein Wort bei über die, wie sollen wir sagen, geniale oder ungeheuerliche Idee einer Eisenbahn quer durch die Sahara von Algier nach dem Sudan. Dieselbe kam zuerst im Jahre 1878 durch die Bemühungen Gazeau de Vautilbauts allgemein zur Sprache. Dieser Herr durchreiste während der Jahre 1878, 1879 und 1880 Frankreich, hielt ungefähr 80 Versammlungen und Reden, veröffentlichte vier Broschüren und suchte unter den leicht begeisterten Franzosen eine Anzahl mit Glücksgütern reichlich gesegneter Enthusiasten für den Plan zu gewinnen. Zu ihrem Heile hatten sich aber diese Saharaschwärmer, als der Augenblick der Gelderzeichnung gekommen war, bereits eines andern besonnen.

Indes der Gedanke war einmal angeregt und verschwand nicht wieder. Duponchel, der Chef-Ingenieur für Straßen- und Brückenbau, wurde nach Algier geschickt, um die Sache an Ort und Stelle zu prüfen. Ohne selbst in die eigentliche Sahara eingedrungen zu sein, schrieb er einen ausführlichen Bericht über die möglichen Verbindungswege zwischen Algier und Centralafrika. Der damalige Minister der öffentlichen Arbeiten, Freycinet, ging auf die Ideen Duponchels ein und sandte an den Präsidenten am 12. Juli 1879 eine Denkschrift, die Verbindung mit dem Sudan, „wo 100 Millionen Menschen auf die französische Einfuhr warten", studiren zu lassen. Nun wurde eine Commission eingesetzt. Dieselbe befürwortete allerdings auch die Saharabahn, betonte aber verständigerweise weit mehr den Schienenweg von Dakar an der Westküste nach St. Louis am Senegal und von da zum Niger. Diese Ansicht wurde durch die nunmehr folgenden zahlreichen Reisen französischer Forscher nur bestätigt. Die Ergebnisse dieser Expeditionen waren jedenfalls für die Geographie der Sahara sehr werthvoll, mußten aber auch theuer erkauft werden. So wurde z. B. die Abtheilung des Oberstlieutenants Flatter 1881 bei Bir el Gharama von den Tuareg überfallen und fast vollständig vernichtet. Dieses Unglück drängte

den Gedanken einer Saharabahn für mehrere Jahre in den Hintergrund. Erst das englisch-französische Abkommen 1890 und 1893, sowie die deutsch-französische Uebereinkunft vom März 1894, wodurch Frankreich das ungeheure Ländergebiet am rechten Kongoufer bis zum Tsadsee und von da reichlich die halbe Sahara bis zum Mittelmeer zugesprochen wurde, ließ die Sahara-eisenbahn in verjüngtem Glanze wieder erstehen. Man betrachtet dieselbe als Bindemittel zwischen den Mittelmeer-, Niger- und Sudanländern, und man ist entzückt bei dem Gedanken, von Marseille über Algier und den Tsadsee in fast gerader Linie bis zum Kongo stets und nur durch französisches Gebiet dahineilen zu können. Vom südlichen Algier als Ausgangspunkt würden drei Endpunkte in Betracht kommen: St. Louis, Timbuktu am Niger und der Tsadsee. Die Länge des Schienenstranges würde in jedem Falle über 1500 km, die Kosten 100 bis 200 Millionen Mark betragen.

Die Schwierigkeiten einer solchen Eisenbahn durch eine wasserlose, unbewohnte, eigentliche Wüste liegen auf der Hand. Indessen Hemmnisse der Natur und böser Wille der Menschen werden, wie z. B. die sibirische Eisenbahn zeigt, immer aus dem Felde geschlagen, sobald der Kampf sich rentirt. Gerade das ist aber in unserem Falle mehr als fraglich. Heutzutage genügen ein paar Karawanen vollständig für den Verkehr des ganzen Centralsudan mit dem Norden. Sagen wir, daß jede Karawane für etwa 200000 Mark Werthsachen mitschleppt, und setzen wir den ganzen Handel des Centralsudan mit den Mittelmeerländern auf rund 6000000 Mark, so dürfte keine Rede davon sein, daß durch diese Minimalsumme ein Unternehmen wie die Saharabahn sich jemals rentiren würde. Aus- und Einfuhr müßten ungeheure Dimensionen annehmen, wenn die Bahn lebenskräftig bleiben sollte. Dazu ist aber in absehbarer Zeit keine Aussicht. Straußenfedern und Gummi lohnen keine Eisenbahn. Man rechnet auf den Anschluß nach dem Niger und dem Nil. Aber gerade dieser Anschluß könnte der Saharabahn als Handelsverbindung ihr Urtheil sprechen. Es wäre in diesem Falle klar, daß der ganze Westsudan seinen Handel nach dem reichern und bequemern Senegalgebiet, der Ostsudan aber nach dem besser gelegenen Berber und Suakin wenden würde. Durch die Sahara könnten wiederum leere Wagen fahren. Es bleiben noch militärische Zwecke zu erwägen. Daß man aber für einige Truppentransporte nicht 2000 km Eisenbahn baut, kann auch der Laie begreifen.

Sollte sich indes die große Wüste nicht fruchtbar machen und bevölkern lassen? Man hat allerdings im Süden von Algier durch arte-

sische Brunnen reichliches Wasser gefunden und 100 000 Dattelpalmen und Obstbäume gepflanzt. Aber das ist in der That ein Tropfen auf einen glühenden Stein und ein grünes Blatt im Sandmeer.

Ob eine Saharabahn erstehen und sich bezahlen wird, wenn einmal die Kolonisation in den reichen Kongoländern einen raschen Personen- und nach Umständen auch einen beschränkten Güterverkehr erfordert, wird erst eine noch recht ferne liegende Zukunft erweisen. Indessen thut man gut, bei derartig kolossalen Unternehmungen mit Gegenwart und Zukunft nicht weiter zu rechnen, als sie in unserer Gewalt liegen.

Irgend andere Handelsstraßen würdig dieses Namens gibt es in Afrika, ausgenommen an den alten Ansiedlungsplätzen der Europäer im Norden und Süden, nirgendwo. Solange die Eisenbahnen noch nicht gebaut sind, würde es sich empfehlen, wenigstens Straßen für Ochsenkarren herzustellen, wie bereits die Stephenson-Straße zwischen dem Nyassa- und Tanganjikasee ein Beispiel bietet. Die weiten Flächen des Binnenlandes würden auf bedeutende Strecken keine großen Schwierigkeiten bieten.

Wollen wir uns einen Begriff machen von afrikanischen Verkehrsmitteln, so mögen uns dazu einige Bemerkungen, die Regierungsrath Schwabe in der Deutschen Kolonialzeitung vom 6. Juni 1896 gemacht hat, dienlich sein.

Dank den Bestrebungen der Berliner Kolonialgesellschaft ist es zwar schon seit mehreren Jahren gelungen, alljährlich von Hamburg vier bis sechs Dampfer nach der Walfischbai bezw. Swakopmund zu expediren, welche diese Entfernung in 30 Tagen zurücklegen. Die Rückfahrt muß aber zuerst nach Kapstadt unter Benutzung eines etwa alle drei bis fünf Wochen verkehrenden Küstendampfers und von da mit englischen Schiffen nach Europa unternommen werden. Auf demselben Wege erfolgt auch der briefliche und telegraphische Verkehr. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn z. B. ein Telegramm von Windhoek über Swakopmund, Kapstadt nach Europa etwa 14 Tage, ein Brief 4—6 Wochen braucht.

Der innere Verkehr des südwestafrikanischen Schutzgebietes, dessen größte Länge vom Oranjefluß im Süden bis zum Kunene im Norden etwa 1200 km beträgt, also etwas weniger als die Entfernung Eydtkuhnen-Dortmund, welche 1212 km mißt, beruht in Ermanglung schiffbarer Ströme ausschließlich in der Anlage von Straßen und Eisenbahnen.

Bisher erfolgte die Beförderung meist mit Ochsenkarren. 10 Paar Ochsen brauchen immerhin auf der am meisten benutzten sogen. Straße

von Swakopmund nach Windhoek ungefähr 10 Tage. Dieser schwierige Transport wirkt auch sehr auf den Preis der Lebensmittel, welche schon in Otyimbingue das Anderthalbfache und Doppelte der Preise an der Küste betragen. Die Construction eines afrikanischen Ochsenwagens muß ausgesucht solid sein. Denn wo der Wagen mitunter mehr als 1 m von Fels zu Fels fallen muß, sind seine Achsen, sollen sie auch nur 50 bis 60 Centner tragen, für 150 Centner zu berechnen. Wo die seitliche Neigung oft sehr bedenklich wird, muß die Last mehr in die Breite als in die Höhe vertheilt werden. Das Unterbrett mißt seine 5 m. Das hohe Dach von Segeltuch wird von Bügeln getragen, die im Wasserdampf gebogen sind. In einem Lande, wo Brücken unbekannt, wo 18—20 Ochsen den schweren Wagen die Thalwände oder Sanddünen hinaufschleppen, kann es wohl passiren, daß die vordere Hälfte des Zugviehs schon am jenseitigen Abhang hinab ist, wenn die hintere noch bergauf strebt. Deshalb muß auch die Deichsel mehr Beweglichkeit besitzen, soll sie nicht brechen oder die Arme des Wagens knicken. Es kommt in der That alles darauf an, daß beim Wagenbau das Allerhöchste geleistet wird. Denn was dem Menschen auf den wüsten Weiten des Weltmeeres das Schiff, ist dem Reisenden in Südafrika der Ochsenwagen. Und was würde es heißen, von Windhoek nach Swakopmund fahren, am Strande ein Rad brechen und nun 45 Meilen zurück, um einen andern Wagen zu holen, und halbwegs wieder ein Rad brechen! Wie geringfügig ist bei uns zu Hause ein Radbruch gegen dasselbe Mißgeschick auf den wüsten afrikanischen Ebenen!

Indes ist Afrika doch bedeckt mit einem Netz von Straßen afrikanischer Art. Es sind dieses die Pfade der Eingebornen, welche von einem Dorf zum andern führen. Die bloßen Füße von Generationen haben durch Wald und Steppe und Busch einen Weg ausgetreten gerade breit genug für den Gänsemarsch. Wie die alten Römer über Berg und Fluß, durch Thal und Sumpf ihre Straße gezogen, so marschiren auch unsere Afrikaner immer direct auf ihr Ziel los. Im allgemeinen wenigstens; im besondern allerdings findet man kaum 100 m weit eine durchaus gerade Strecke. Liegt ein Stein im Weg, so denkt keiner daran, ihn aus dem Wege zu schaffen. Man geht um ihn herum, und so halten es auch die folgenden Geschlechter.

Zur Beförderung der Lasten finden wir in Nordafrika das Kamel, ohne dessen Hilfe die Karawanenreisen durch die Wüste unmöglich wären.

Ob die Araber dieses nützliche Thier erst nach Afrika mitgebracht haben oder nicht, ist hier gleichgiltig. Jedenfalls ist es erst seit der arabischen Eroberung allgemein verbreitet. Man unterscheidet Reit- und Lastkamele. Das Reitkamel kann in einem Tage bis 160 km durcheilen und dabei außer dem Reiter dessen Gepäck, Proviant und den Wasservorrath tragen. Das Lastkamel kann außer dem für Führer und Thier nöthigen Wasser noch mit 150—200 kg beladen werden. Im Somalland hilft neben dem Kamel eine tüchtige Art Maulesel. Im Süden benutzt man das Pferd, aber nur zum Reiten. Es ist eigenthümlich, daß der afrikanische Elefant nicht ebenso wie der indische zum Transport verwendet worden ist. Man könnte bis zu 16 Centnern einem solchen Dickhäuter aufladen.

Thatsächlich war aber bis jetzt in Centralafrika der Eingeborne der einzige Lastträger. Der Mensch ist jedoch das am wenigsten tragfähige, das unlenksamste und das kostspieligste Transportmittel. Zur Beförderung von Handelsgütern wird eine große Zahl Träger verlangt. Die ganze Schar muß sich vertheidigen können, deshalb bewaffnet oder von Bewaffneten begleitet sein. Darum wird die Karawane schwer beweglich, theuer und erhält obendrein ein kriegerisches Gepräge. Sie führt leicht zu Gewaltthätigkeiten und tritt schließlich mehr als zum Kampfe herausfordernde Expedition, denn als eine harmlose Handelsunternehmung auf. Daß dabei nicht an Großhandel in unserem Sinne gedacht werden kann, ist selbstverständlich.

Sollen aber die natürlichen Hilfsquellen Afrikas erschlossen und die Erzeugnisse von Grund und Boden in den Welthandel eingeführt werden, so sind jedenfalls an erster Stelle leichte und billige Verkehrsmittel nothwendig. Es mag das beste Korn, der beste Reis, Tabak, Kaffee, Thee der Welt am Tanganjika-, am Albert-, am Victoriasee sich finden: wenn diese Producte alle nur auf dem Kopfe schwarzer Träger oder auf dem Rücken der Kamele, ja selbst der Elefanten an das Meer gebracht werden können, so geben sie keine Hoffnung auf Gewinn. Der einzige Artikel, der diese Art Beförderung bis jetzt bezahlte, war das Elfenbein.

Ein Haupthinderniß für die Erforschung und auch für den Handel, namentlich Westafrikas, ist das sogen. Sperrsystem gewesen. Nachdem nämlich Kauf und Verkauf mit den Europäern an der Küste begonnen und hauptsächlich Gold, Straußenfedern, Elfenbein, Palmöl, Kautschuk und Sklaven getauscht wurden, bildete sich auch nach dem Innern zu ein lebhafter Zwischenhandel aus. Aber eifersüchtig auf seinen Vortheil ließ

kein Stamm die Producte des andern ungehindert passiren, so daß schließlich die Artikel von Stamm zu Stamm verkauft werden und deshalb langsam und sehr vertheuert an ihrem Bestimmungsorte ankommen mußten.

Sehr thätige Handelsagenten sind die Araber und die Hindu. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß beide Elemente noch recht unangenehme Concurrenten werden.

Neben den günstigen und ungünstigen geographischen Verhältnissen der Verkehrswege kommen für den Handel als Hauptfactoren noch in Betracht die Eingebornen selbst. Werden dieselben eine Hilfe oder werden sie ein Hinderniß bilden? In andern Erdtheilen hat man diese Frage praktisch bald entschieden. Man hat sich der Eingebornen entledigt. In Afrika ist das unmöglich, selbst wenn man wollte. Die Productionskraft des Erdtheils nach dieser Seite hin ist erstaunlich. Menschenschlächterei im größten Stil, Despotismus, wilde Kämpfe der Stämme untereinander haben die Bevölkerung gelichtet; alle Nachbarvölker haben sich von jeher mit Sklaven aus Afrika versorgt, gewiß über 50 Millionen sind im Laufe der Jahrhunderte ausgeführt worden: dessenungeachtet „wimmelt" wenigstens Centralafrika von Menschen. Wie immer die Sachlage sich auch in der Zukunft gestalten möge, jetzt ist in Centralafrika ohne die Eingebornen selbst rein nichts auszurichten. Sollten die geographischen Schwierigkeiten sich ebnen, so würden jedenfalls bald starkbevölkerte Handelsgebiete sich aufschließen. Wenn einmal die ständigen Fehden beendigt und besonders wenn der Sklavenhandel ausgerottet sein wird, muß die afrikanische Bevölkerung sich rasch bedeutend vermehren. Ueber die heutige Ziffer sind die Meinungen sehr verschieden. Einige Statistiker sprechen von drei-, selbst vierhundert Millionen. Stanley rechnet 176, Wagner und Supan 164, Vierkandt 150 und Ravenstein nicht über 130 Millionen. Ein Blick auf die Karte zeigt diese Zahl vertheilt nach dem Regenfall. Am Niger, wo mit am meisten Regen fällt, ist die Bevölkerung ziemlich dicht: 30 auf den qkm. An der Westküste des Mittelmeeres, im Nordwesten des Victoriasees, an der Südküste der Kapkolonie zählen wir 15; in Abessinien, zwischen Ogowe und Kongo, am obern Nil, im Norden des Atlas 7 bis 15; über die Masse von Centralafrika, in Senegambien und am obern Niger 4 bis 12; in Ost- und Südafrika, Portugiesisch-Westafrika, in den Gegenden zwischen dem Tsadsee und dem obern Nil, dem Tsadsee und dem obern Niger 2 bis 6; an der Grenze der

Sahara, im Somalland und davon südlich bis zum Victoriasee, im Damara- und Namaland, im Atlas, an der Küste von Tripolis 2 bis 4; in der Sahara und im Betschuanaland, also ungefähr auf einem Viertel des Continents, nur 1 Einwohner auf den qkm.

Eine Ausnahmestellung nimmt Aegypten ein. Dort ist der anbaufähige Boden außerordentlich dicht bevölkert. In keinem Lande Europas wohnt man so eng aufeinander. Oberägypten hat 270, Unterägypten 273 Einwohner auf den qkm und wird im Vergleich mit den deutschen Verwaltungsbezirken an Zahl nur vom Regierungsbezirk Düsseldorf (360,6) und der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau (283,7) übertroffen. Die Kreishauptmannschaft Leipzig (244,2) und Dresden (219,2), Rheinhessen (223,6), der Regierungsbezirk Köln (208,0) sind schon erheblich dünner bevölkert.

Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen vom Jahre 1896 geben folgende Uebersicht der Bewohner Afrikas:

Mittleres Afrika . . .	63 000 000	Sahara	2 500 000
Britische Besitzungen . .	27 247 000	Liberia	2 000 000
Französische Besitzungen .	19 090 000	Südafrikanische Republik	837 000
Kongostaat	14 100 000	Türkische Besitzungen . .	800 000
Portugiesische Besitzungen	13 466 000	Spanische Besitzungen .	340 000
Marokko	8 000 000	Oranje-Freistaat . . .	208 000
Deutsche Besitzungen . .	6 950 000	Italienische Besitzungen .	195 000
Aegypten	6 817 000	Nyassa-See	—
Abessinien	4 500 000	Tanganjika-See . . .	—
		Zusammen:	170 050 000

Fast alle diese Völker sind zum Tauschhandel sehr geneigt und würden europäische Artikel, wenn auch vorerst im bescheidenen Maße, erwerben, wenn sie nur in ihre Nähe gebracht werden könnten.

Eine schwer zu übersteigende Schranke droht allerdings noch gezogen zu werden — der Mohammedanismus. Dieser gibt den Negern zwar eine gewisse Afterbildung, macht sie aber zu gleicher Zeit ganz fanatisch abgeschlossen gegen den europäischen Verkehr. Das ist das große Hinderniß im ganzen Centralsudan, in Sokoto, Kanem, Wadai. Das ist das Hinderniß in Marokko und auch in Aegypten. Frankreich schmeichelt sich, es in Algier und Tunis überwunden zu haben. Es „schmeichelt" sich.

Im allgemeinen nimmt Afrika jetzt nur einen bescheidenen Platz im Welthandel ein. Die ganze Ausfuhr repräsentirt augenblicklich ungefähr 1200 Millionen Mark, während Indien allein mit seinen 3 845 000 qkm für 1800 Millionen ausführt.

Fügen wir aus der neuesten Ausgabe der Geographisch-statistischen Tabellen von Otto Hübner eine vergleichende Uebersicht bei.

Staaten und Länder.	Millionen Mark.			
	Einfuhr 1893.	Ausfuhr 1893.	Einfuhr 1894.	Ausfuhr 1894.
Französische Besitzungen: Algerien .	187,5	136,3	210,0	196,1
Tunis	31,1	24,1	34,0	30,0
Senegal, Sudan u. s. w.	26,9	22,6	26,9	22,6
Reunion, Madagaskar, Komor	30,1	19,0	30,1	19,0
Aegypten	180,9	265,3	192,3	246,8
Britische Besitzungen: Kapland . . .	231,7	157,3	235,9	138,0
Natal	50,7	20,5	44,3	17,9
Sansibar	24,9	21,9	30,0	26,9
Andere	106,2	106,2	132,9	141,9
Südafr. Republik (Ausfuhr Gold allein)	109,7	111,8	131,6	151,0
Marokko	40,7	31,7	39,0	31,7
Portugiesische Besitzungen	23,0	33,3	23,0	33,3
Deutsche Besitzungen	14,3	13,6	15,9	12,2
Türkische Besitzungen (Tripoli) . . .	8,9	8,8	8,9	8,8
Kongostaat	6,0	5,0	9,1	7,0
Italienische Besitzungen (Massauah) .	7,3	—	7,8	—
Liberia 1883	3,1	2,1	3,1	2,1
Spanische Besitzungen	17,0	8,1	6,6	3,4
Zusammen:	1110,0	987,6	1181,4	1088,7

Von Interesse ist in unserer Frage ein Artikel der „Times“ vom 15. Februar 1896. Wir finden in ihm nur bestätigt, daß der Handelswerth Centralafrikas, um welches sich die ersten europäischen Mächte gestritten, um dessen Erschließung bereits Millionen verausgabt und Hunderte von Menschenleben geopfert worden sind, kaum das Doppelte der kleinen Insel Ceylon und ungefähr nur den dritten Theil von dem um 2 Millionen englische Quadratmeilen kleinern Brasilien erreicht. Brasilien verdankt sein Aufblühen hauptsächlich der enormen Einwanderung von Europäern, und gerade diese ist von Centralafrika so gut wie ganz ausgeschlossen. Die Exportartikel, reine Naturproducte, wie Palmöl, Erdnüsse, Elfenbein, finden einen aus andern Erdtheilen bereits überfüllten Markt. Der Weltmarkt bedarf gegenwärtig keiner sonderlichen Vermehrung in tropischen Producten. Der Plantagenbau kann also erst in jener Zukunft, in welcher bei dem übervölkerten Europa die Kauflust um ein Beträchtliches gestiegen ist, sich reichlichen Gewinn versprechen. Auch bezüglich der Einfuhrwaren ist Afrika bei der Bedürfnißlosigkeit der Neger schlecht gestellt.

Indessen die europäische Industrie sucht eifrig, ja krampfhaft nach

neuen Absatzgebieten, und in diesem Sinne ist die Erschließung und Cultivirung Afrikas von der allergrößten Bedeutung.

Würde Afrika beruhigt, würde es civilisirt, so könnte bei der raschen Vermehrung der Neger die Bevölkerung verdoppelt und verdreifacht und damit dem europäischen Handel ein Thätigkeitsfeld ersten Ranges eröffnet werden. Vorausgesetzt nun, daß die geographischen Hindernisse überwunden oder möglichst lahmgelegt, daß Afrika in Frieden und die Bevölkerung in Aufschwung begriffen ist, wessen Hände werden dann die Production betreiben, wer wird die Kolonisation thatsächlich auszuführen haben? Mit andern Worten, um auf die dritte am Anfang dieser Erörterung gestellte Frage zu kommen: Welches ist die Kolonisationsfähigkeit Afrikas?

(Schluß folgt.)

Joseph Schwarz S. J.

Der Materialismus in Indien.

(Schluß.)

Die Erzählung, welcher wir uns nunmehr zuwenden, gehört in ihrer doppelten Fassung zu den interessantesten Denkmälern der indischen Philosophie[1].

Der ehrwürdige Kumāra Kassapa kam mit einer großen Schar von Bettelmönchen zu dem Siṃsapā-Haine in der Nähe der Stadt Setavyā. Dort lebte Pāyāsi. Derselbe hatte den verwerflichen Glauben, daß es kein Jenseits, keine Wiedergeburt und keine Vergeltung der guten und bösen Werke gäbe. Alles Volk drängte sich zu dem Schüler Buddhas. Pāyāsi bemerkte von der Zinne seines Palastes das Drängen des Volkes, und da er von seinem Kämmerer den Zweck des Volksauflaufes erfährt, wird er besorgt, die einfältigen Leute möchten den Glauben annehmen, als gäbe es ein Jenseits, eine Vergeltung der guten und bösen Werke. Um diese

[1] Die Erzählung wurde zuerst von Prof. Leumann zugänglich gemacht in den Actes du VI[e] Congrès International des Orientalistes, section Arienne p. 469 ss. Ich gebe die ausführliche Erzählung hier in ihren für den Materialismus wichtigsten Dialogen.

Gefahr von seinem Volke abzuwenden, eilt er zu Buddhas[1] Schüler und knüpft mit ihm einen philosophischen Disput an. Er bekennt sofort seine materialistische Weltanschauung: „Ich habe den Glauben, daß es kein Jenseits, keine Vergeltung der guten und bösen Werke gibt." Kassapa entgegnet: „Ich habe noch nie einen gesehen und noch von keinem gehört, der diesen Glauben gehabt hätte. Denn warum sollte er ihn haben? Ich will dir eine Frage stellen, die du mir nach deinem Belieben beantworten magst. Sind Sonne und Mond in der diesseitigen oder in der jenseitigen Welt? Sind sie Gottheiten oder Menschen?" Pāyāsi meint, es seien Gottheiten. „Nun denn," fährt Kumāra fort, „so solltest du doch glauben, daß es ein Jenseits gibt." Aber der König beharrt bei der gegentheiligen Ansicht, und auf die Frage nach den Gründen erzählt er: „Ich hatte Freunde, Genossen und Verwandte, die einen gottlosen Lebenswandel führten; als sie krank wurden und hoffnungslos daniederlagen, sagte ich zu ihnen: ‚Es gibt Asceten und Brahmanen, welche behaupten, daß Leute von solch gottlosem Lebenswandel nach dem Tode in die Hölle kommen. Ist das wahr und kommt auch ihr wirklich in die Hölle, so erweiset mir doch die Wohlthat, zu mir herüberzukommen und mich zu belehren, daß es ein Jenseits gibt. Denn ihr seid mir glaubwürdig und zuverlässig. Was ihr gesehen habt, gilt mir, als ob ich es selbst gesehen hätte.' Trotzdem sie mir das versprachen, kamen sie nicht, um mich zu belehren, noch sandten sie einen Boten. Aus diesem Grunde habe ich jenen Glauben, daß eine andere Welt nicht vorhanden." Der Buddhist entgegnet mit einer Frage: „Vorausgesetzt, deine Bedienten brächten dir einen schuldig befundenen Dieb zur Bestrafung, und du gäbest den Befehl, ihm die Hände auf den Rücken zu binden, ihn kahl zu scheeren, auf den Straßen herumzuführen und auf dem Richtplatz ihm den Kopf abzuschlagen: würden die Henker dem Diebe auf der Richtstätte willfahren, wenn der sie aufforderte, mit der Execution zu warten, bis er die Freunde, Genossen, Verwandten über die schließliche Bestrafung des Bösen belehrt hätte, oder würden ihm nicht viel eher noch während seines Geredes die Henker den Kopf abschlagen?" — „Warum nicht?" erwidert Pāyāsi. — „Nun denn," so folgert Kassapa, „der Dieb ist ein Mensch und empfängt von den Henkern, die auch Menschen sind, nicht einmal eine solche Erlaubniß. Wie sollen deine

[1] Ueber den Widerspruch, in welchen der Buddhist zu dem nihilistischen Grundgedanken des eigenen Systems tritt, vgl. Dahlmann, Nirvāna S. 17 ff.

Freunde, Genossen und Verwandten, die wegen ihres gottlosen Lebenswandels in der Hölle wiedergeboren sind, von den Höllenwächtern die Erlaubniß erhalten, zu dir zu kommen, um dich zu belehren, daß es ein Jenseits gibt?" — „Und doch", antwortet der König, „gibt es kein Jenseits. Siehe, ich hatte Freunde, Genossen, Verwandte, die einen rechtschaffenen Lebenswandel führten. Als sie krank und hoffnungslos daniederlagen, sagte ich zu ihnen: ‚Es gibt Asceten und Brahmanen, welche behaupten, daß Leute von solch rechtschaffenem Lebenswandel nach dem Tode in den Himmel kommen; ist diese Behauptung wahr und gelangt ihr in den Himmel, so kommet doch herüber, mich zu belehren, daß es eine andere Welt gibt. Denn ihr seid glaubwürdig und zuverlässig; was ihr gesehen, gilt mir, als ob ich es selbst gesehen hätte.' Trotzdem sie mir zusagten, kamen sie nicht, um mich zu belehren, noch sandten sie einen Boten." Kassapa will diesen Grund durch ein Beispiel entkräften. „Denn mit Hilfe des Vergleiches begreifen manche verständige Leute den Sinn des Gesagten. Denke dir z. B., daß ein Mann bis über den Kopf in einem Jauchekasten versenkt gewesen wäre, du hättest ihn dann herausnehmen, mit Bambusrinde reinigen, mit weißer Erde abreiben, hernach einsalben, pudern, frisiren, kleiden, schmücken und schließlich zur Ergötzung auf die Palastzinne führen lassen; würde derselbe nun wohl das Verlangen zeigen, wieder in den Jauchekasten versenkt zu werden?" — „Gewiß nicht." — „Nun siehe, gerade so sind den himmlischen Wesen die Menschen unrein. Wie sollten also deine zum Himmel emporgestiegenen Freunde noch ein Vergnügen finden, auf diese schmutzige Erde zurückzukehren, um dich über die Existenz eines Jenseits zu belehren?" Aber Pāyāsi läßt sich nicht überzeugen. Er führt immer neue Gegengründe ins Feld. Kassapa sagt: „Gestatte mir eine Frage. Ein Jahrhundert der Menschen ist bloß soviel wie ein Tag der Tāvatiṃsa-Götter. Und aus solchen Tagen bildet sich das himmlische Jahrtausend, welches die Lebensdauer jener Götter ist; wenn also deine Freunde, Genossen und Verwandten, die im Himmel in die Gemeinschaft der Tāvatiṃsa-Götter gelangt sind, dächten, sie wollten erst zwei oder drei Tage sich den fünffachen himmlischen Vergnügungen hingeben und nachher kommen, um dich zu belehren, daß es ein Jenseits gebe, würden sie dir da haben Belehrung bringen können?" Der König verneint dies; denn „wir wären dann längst gestorben; aber", so meint er, „es existiren keine Götter: wer hat sie je gesehen?" Der Buddhist widerlegt diesen Einwurf. „Denke dir, daß ein Blindgeborener, weil er

die verschiedenen Objecte, das Ebene und Unebene, Gestirne, Sonne und Mond nicht sehen kann, sagte, alles das existire gar nicht, da er es ja nicht sehe; würde derselbe wohl recht haben?" — „Keineswegs", antwortet Pāyāsi. — „Nun denn," fährt Kassapa fort, „gerade wie jener Blindgeborene entgegnest du mir, wenn du fragst, wer mich belehrt hätte, daß es Tāvatimsa-Götter gäbe und daß dieselben eine so lange Lebensdauer hätten. Du deinerseits glaubst das nicht. Denn wahrlich, das Jenseits ist nicht mit dem fleischlichen Auge (māmsacakkhunā) wahrzunehmen. Die Asceten und Brahmanen, die da im Walde ihr stilles Dasein führen, diese bilden in Achtsamkeit und Anstrengung ihr geistiges Auge aus, mit welchem sie das Diesseits sowie das Jenseits und die Wiedergeburten wahrnehmen. In dieser Weise ist das Jenseits wahrzunehmen, nicht aber, wie du meinst, mit dem fleischlichen Auge."

Pāyāsi aber fährt fort mit seinen Einwürfen gegen die Annahme übersinnlicher Wahrheiten: „Meine Diener brachten mir einmal einen schuldig befundenen Dieb zur Bestrafung; ich ließ ihn lebendig in einen großen Topf werfen, die Oeffnung zuschließen, mit einem nassen Riemen verbinden und nasse Erde aufstreichen, dann den Topf auf einen Ofen bringen und Feuer anlegen. Als ich dachte, der Mann sei nun todt, ließ ich den Topf herunternehmen und sorgfältig öffnen, und ich spähte, ob ich nicht dabei die Seele könnte entweichen sehen. Aber dies war nicht möglich. Und darum halte ich daran fest, daß es keine Seele gibt." In ähnlicher Vorstellung bewegen sich die folgenden Gründe gegen die Existenz einer vom Körper verschiedenen Seele: „Meine Diener brachten mir einmal einen schuldig befundenen Dieb zur Bestrafung; ich ließ ihn lebendig wägen, dann erdrosseln und wieder wägen, und der todte Körper wog schwerer als der lebendige Körper." Kassapa erwidert mit einem erläuternden Vergleich: „Wenn z. B. ein Mann eine glühend gemachte eiserne Kugel wägt und nachdem sie erkaltet ist wieder wägt, ist sie dann leichter im ersten oder im zweiten Falle?" Der König meint: „Im ersten Falle, wo sie mit Feuer und Luft erfüllt ist." — „Gerade so", belehrt der Mönch, „ist auch der Leib, wenn er mit Leben, Athem und Verstand erfüllt ist, leichter, als wenn er ihrer beraubt ist." Pāyāsi antwortet mit einem neuen Beispiele: „Meine Diener brachten mir einmal einen schuldig befundenen Dieb zur Bestrafung; ich ließ ihn umbringen, ohne daß ihm dabei ein Härchen gekrümmt wurde; als er todt war, ließ ich ihn immer mit der Absicht, ob wir seine Seele nicht entweichen sehen könnten, erst in verschiedene Lagen

bringen, dann ihm der Reihe nach mit einer Hand, einer Scholle, einem Stocke und einem Schwerte einen Schlag versetzen, schließlich ihn schütteln und rütteln. Doch konnten wir einerseits die Seele nicht entweichen sehen, und andererseits äußerte er keine sinnliche Empfindung, obschon doch sowohl seine fünf Sinne wie die fünf Arten von Sinnesobjecten ganz dieselben geblieben." Interessant ist der Vergleich, mit welchem der Buddhist dieses Beispiel entkräftet: „Einst ging ein Muschelbläser in ein fernes Land, wo er in einem Dorfe seine Muschel dreimal ertönen ließ und sie dann weglegte auf die Erde. Die Leute, über die Töne verwundert, strömten zu ihm hin und verlangten Aufklärung. Darauf brachten sie immer mit den Worten: ‚Töne, Muschel', dieselbe erst in verschiedene Lagen, versetzten ihr dann der Reihe nach mit einer Hand, einer Scholle, einem Stocke und einem Schwerte einen Schlag, und schließlich schüttelten und rüttelten sie dieselbe. Doch gab sie keinen Ton. Der Muschelbläser wunderte sich über die Einfalt der Leute, nahm vor ihren Augen die Muschel, ließ sie dreimal ertönen und ging fort mit ihr. Da dachten die Leute: In Verbindung mit einem Manne und mit einer Anstrengung und mit Luft tönt die Muschel, sonst aber nicht. — Gerade so verrichtet der Leib die verschiedenen Bewegungen, nimmt die fünf Arten von sinnlichen Empfindungen und mit dem sechsten, innern Sinn das Geistige wahr, wenn er mit dem Leben, Athem und Verstand versehen ist, sonst aber nicht."

Noch in einem andern Falle muß sich bei einem Diebe das Wort bestätigen: fiat experimentum in anima vili. „Meine Diener brachten mir einmal einen schuldig befundenen Dieb zur Bestrafung. Ich ließ ihm, immer mit dem Gedanken, seine Seele finden zu können, der Reihe nach Haut, Fleisch, Sehnen, Knochen und Mark aufreißen; doch fand ich die Seele nicht." Die Widerlegung bietet Kassapa in einem höchst sinnigen Vergleiche: „Einst lebte ein das heilige Feuer unterhaltender Jatila-Brahmane in einer Laubhütte im Walde. Da kam aus einem andern Lande eine Karawane und brachte eine Nacht in der Nähe seines Haines zu, worauf sie wieder weiterzog. Der Jatila ging auf den Platz, um vielleicht etwas Zurückgelassenes aufzufinden, und da er ein kleines Knäblein fand, nahm er es mit sich aus Barmherzigkeit, um es bei sich aufzuziehen. Als dasselbe etwa zehn oder zwölf Jahre alt geworden war, hatte der Jatila einmal etwas im Lande zu thun und trug dem Knaben auf, das Feuer zu pflegen und nicht erlöschen zu lassen, oder wenn es erlöschen sollte, mit Axt und Holz und den beiden Reibhölzern neues anzufachen

und zu pflegen. Darauf ging er ins Land. Aber der Knabe ließ das Feuer erlöschen, und der erhaltenen Anweisung eingedenk, spaltete er fort und fort, nach Feuer suchend, die beiden Reibhölzer in immer kleinere Stücke, machte sie zu ganz kleinen Spänchen, zerrieb diese in einem Mörser und ließ sie vom Winde zerstäuben. Doch fand er kein Feuer. Als dann der Brahmane nach Erledigung seiner Geschäfte zurückkam und der Knabe ihm seine vergeblichen Bemühungen mittheilte, dachte er: Welch ein einfältiger Knabe, der auf so unverständige Weise Feuer suchen will! Und vor dessen Augen nahm er zwei Reibhölzer, rieb Feuer und sagte: ‚Auf diese Weise ist Feuer zu erzeugen, aber nicht wie du, einfältiger Mensch, es versucht hast.‘ Gerade so suchst du, einfältiger Mensch, in unverständiger Weise das Jenseits auf; laß ab von deinem verwerflichen Glauben, damit er dir nicht für immer zum Unheile gereiche.“ Pâyâsi aber meint, wenn er jetzt den Glauben an das Jenseits annähme, so würde ihn der Oberkönig Pasenadi verlachen: „‚Wie einfältig ist Pâyâsi, der da annimmt, was er vorher verspottete!‘ und ich würde nur Aerger und Schmach davon haben.“ Nun sucht der Mönch den König von dieser Scheu und Furcht frei zu machen; die Erzählungen gipfeln in der Mahnung, sich um das Gerede und den Rath derjenigen nicht zu kümmern, die nur Schaden bringen und vom rechten Wege abführen können. Ein anschauliches Bild seiner Handlungsweise wird dem König in den beiden Würfelspielern vorgeführt.

„Einst spielten zwei Würfelspieler miteinander; dabei verschluckte der eine jeden unglücklich geworfenen Würfel. Der andere bemerkte das und sagte: ‚Du verstehst es aus dem Fundamente; gib mir die Würfel, ich will sie beopfern.‘ Und er gab ihm die Würfel. Dieser bestrich sie dann mit einem Gift und sagte hernach zum andern: ‚Komm, laß uns wieder spielen.‘ Sie spielten, und der eine verschluckte wieder jeden unglücklich geworfenen Würfel. Der andere bemerkte das und sagte:

‚Mit brennendem Stoffe
Bestrichenen Würfel
Verschlingend, der Mensch
Bemerkte es nicht.
Verschluck nur, verschluck nur,
Elendiger Spieler;
Am Ende wird's doch
Noch bitter für dich.‘

Gerade wie dieser falsche Spieler entgegnest du mir.“

Endlich gibt sich der König gefangen und erklärt: „Durch deinen ersten Vergleich war ich so befriedigt, daß ich glaubte, nur um die mannigfaltigen Fragen und Entgegnungen zu hören, dir widersprechen zu müssen. Vortrefflich! Gerade wie wenn einer das Umgestürzte aufrichtete, oder das Verborgene aufdeckte, oder einem Einfältigen den Weg zeigte, oder im Dunkeln eine Lampe darböte, damit diejenigen, die Augen haben, sehen können, gerade so ist durch dich die richtige Lehre verkündet worden. Deshalb suche ich meine Zuflucht bei dem erhabenen Gotama, seiner Lehre, seiner Gemeinde."

In der vorliegenden Erzählung gewinnt der Name des indischen Materialismus: Lokāyata, „auf die Sinnenwelt gerichtet", die treffendste Beleuchtung. Eine andere Fassung gibt derselben Erzählung in einzelnen Zügen noch ein schärferes Gepräge. Da fragt der König: „Glaubst du an die Existenz einer besondern Seele?" und begründet den eigenen Unglauben in einem bezeichnenden Histörchen. „Ich hatte einen gottlosen, bösen und sein Land nicht richtig verwaltenden Großvater, der nach deiner Theorie für seine bösen Werke nach dem Tode an einen Ort der Strafe gelangt ist. Wenn er nun, da ich doch stets sein zärtlich geliebter Enkel, seine Freude und seine Sorge war, zu mir käme und mich davor warnen würde, so gottlos wie er zu leben, um nicht ebenfalls an den Ort der Strafe zu kommen, dann würde ich glauben, daß die Seele etwas vom Leibe Verschiedenes wäre. Da er aber nicht gekommen ist, um mich zu warnen, so habe ich die wohlgegründete Ansicht, daß Seele und Leib dasselbe sind." Das Gegenstück zu dem gottlosen Großvater ist die fromme Großmama des Königs Pāyāsi. „Ich hatte eine recht fromme Großmutter, die nach deiner Theorie für ihre guten Werke beim Tode in eine Götterwelt gelangt ist. Wenn sie nun, da ich stets ihr zärtlich geliebter Enkel, ihre Freude und ihre Sorge war, zu mir käme und mich dazu ermahnen würde, so fromm wie sie zu leben, um ebenfalls in eine Götterwelt zu gelangen, dann würde ich glauben, daß die Seele etwas von dem Leibe Verschiedenes wäre. Da sie aber nicht gekommen ist, um mich zu warnen, so habe ich die wohlbegründete Ueberzeugung, daß Seele und Leib dasselbe sind." Pāyāsi ist ein volksthümlicher Disputant und weiß seinen Gegner mit sehr sinnenfälligen Vergleichen zu überraschen. In der Erzählung vom Diebe, den er lebendig in den Topf einschließen läßt, sagt er: „Wenn an dem Topfe eine Oeffnung gewesen wäre, durch welche die Seele hätte herausdringen können, so würde ich glauben, daß die Seele etwas vom Leibe Verschie-

denes wäre.“ Ueber die Erfahrung bei dem Diebe, den der König zuerst hinrichten und dann in einen ehernen Topf einschließen läßt, berichtet er: „Nach einiger Zeit ließ ich den ehernen Topf wieder öffnen und fand denselben voller Würmer, trotzdem keine Oeffnung in dem Topfe gewesen war, durch welche die Seelen oder die Lebensgeister hätten eindringen können. Wenn an dem Topfe eine Oeffnung gewesen wäre, durch welche die Seelen hätten eindringen können, so würde ich dies glauben.“ Kassapa aber meint, wie das Feuer in das Eisen eindringe, obschon letzteres keine Oeffnung besitze, „so dringt auch die Seele ungehemmt in alles herein, Erde, Felsen, Berge durchbrechend“. Recht drastisch erläutert sich die materialistische, grobstoffliche Auffassung in dem Satze: „Wenn sich bei den Gewichtmessungen an einem lebendigen und einem todten Manne eine Differenz ergäbe, dann würde ich dir glauben,“ oder wenn Pâyâsi auf die Erfahrung pocht: „Ich ließ einen Dieb ringsum untersuchen und fand die Seele nicht; ich ließ ihn in zwei Stücke spalten und fand die Seele nicht; ich ließ ihn in drei, vier und mehr Stücke spalten, niemals fand ich die Seele.“

In der Durchführung des Gedankens, daß nur die sinnliche Wahrnehmung die Wahrheit erschöpft, steht der Materialismus der Inder auf der Höhe des modernen Gedankens. Und wenn darin eine Errungenschaft der Cultur liegt, so hat die indische Speculation diese Trophäe „wissenschaftlicher“ Weltbeherrschung schon im 6. und 7. Jahrhundert v. Chr. in ungetrübtem Glanze errungen. In diese Epoche führen uns die eben behandelten Bruchstücke der materialistischen Lehre zurück. Ich nenne diese den buddhistischen, jainistischen, epischen Quellen entnommenen Texte Bruchstücke. Schon um jene Zeit wurde die materialistische Lehre aber auch in zusammenhängenden Darstellungen (çâstra) behandelt. Die größte Berühmtheit hat das dem Brihaspati zugeschriebene Lehrbuch des Materialismus erhalten, das ein brahmanisch-philosophisches Werk des 5. oder 6. Jahrhunderts v. Chr. als „eine falsche Wissenschaft“ denuncirt [1]. Ja der Materialismus wird schlechthin unter dem Namen Brihaspatis fortgepflanzt. Doch die Begründung des Systems wird auf Cârvâka zurückgeführt, und nach ihm heißen die Materialisten schlechthin Cârvâka. In diesem mythischen Stifter der materialistischen Schule sah das „rechtgläubige“ Indien der alten Zeit eine Ausgeburt der Gottlosigkeit. In der epischen

[1] Maitrî Upanishad VII, 9. Barth, The Religions of India (London 1882), p. 86.

Dichtung ist ihm in der Gestalt des gottlosen, verrätherischen Mönches Cārvāka, der den frommen König Yudhishthira tödten soll, ein Denkmal gesetzt worden. In der Thatsache, daß Cārvāka als Typus des Verrathes an Recht und Frömmigkeit im Epos verkörpert wird, spiegelt sich die Auffassung wider, die das brahmagläubige Indien von den sittlichen Einflüssen des Materialismus hegte: Der Materialist untergräbt den Boden des Rechtes und der Sittlichkeit.

Das interessante Werk des Brihaspati ist uns verloren gegangen. Die einzige zusammenfassende Darstellung gehört einer weit spätern Zeit an. Sie findet sich in der „Synopsis der philosophischen Systeme", einem von Mādhava verfaßten Grundriß aller Systeme der Philosophie [1]. Mādhava hat diese Systeme ihrem ethischen Werthe nach geordnet, von der am tiefsten stehenden Schule in aufsteigender Linie zu der höchsten Philosophie emporführend. Und die beiden äußersten Pole der Entwicklung ruhen nach unten in dem Materialismus des Cārvāka, nach oben in dem Idealismus des Yoga. Wenn nun auch das Sarva darçana saṃgraha erst aus dem 14. Jahrhundert stammt, so gibt es doch ein Bild des Materialismus jener zweitausend Jahre zurückliegenden Zeit, die in den oben herangezogenen Werken in vereinzelten Zügen uns entgegentritt. Der Verfasser versenkt sich ganz in die Auffassung des Materialisten und spricht: „Cārvāka leuchtet als Perle der atheistischen Schule. Seine Erfolge stehen siegreich über allem Widerspruch, und die Menschheit hält sich in der überwältigenden Mehrheit an die Parole: Freue dich des Lebens, solange es dir beschieden. Dem forschenden Auge des Todes kann niemand entrinnen. Wenn sie einmal unsere sterblichen Reste verbrannt haben, dann kehrt Leben nimmer zurück. Die große Masse der Menschen huldigt dem Wahrspruche, daß Reichthum und Genuß des Menschen höchstes und einziges Ziel sind und daß ein dem Jenseits angehöriges Ideal nicht besteht. Die vier Elemente bilden die Grundursache alles Seins; aus den im körperlichen Sein entfalteten Elementen geht die Vernunft hervor, der berauschenden Kraft vergleichbar, die aus der Mischung gewisser Flüssigkeiten entsteht. Wenn die Elemente sich auflösen, entschwindet auch die Intelligenz. Die Seele ist nichts anderes als der Körper, nur charakterisirt durch das Attribut Erkenntniß. Der Beweis für eine vom Körper verschiedene Seele läßt sich nicht er-

---

[1] The Sarva-Darçana-Samgraha, or Review of the different Systems of Hindu Philosophy translated by *B. Cowell* and *A. Gough*. London 1882.

bringen; und beweiskräftig ist einzig die Sinneswahrnehmung. Des Menschen einziges Ziel besteht in Sinnenfreuden, in Genuß. Und wenn ihr sagt, der sinnliche Genuß sei jederzeit mit Leid gemischt, dem Menschen aber gebühre reine, ungetrübte Freude, so antworte ich: Dem Geschicke des Menschen bleibt es überlassen, die sinnliche Freude so schmerzlos wie möglich zu genießen. Für sinnliche Freude ist der Mensch geschaffen. Unsere Gegner sagen: Es gibt ein Glück des Jenseits; schauet auf jene weisen, tief erleuchteten Männer, die mit großem Aufwande Opfer darbringen; würden sie das thun ohne die sichere Aussicht ewiger Wonne? Seid nicht so thöricht, antworte ich. Das Opfer des Agni, die drei Veda, der heilige Dreistab des Asceten und das Streuen der Asche dienen nur dazu, um reichen Lebensunterhalt zu gewinnen. Die frommen Pandits sind Betrüger, die drei Veda eine widersinnige Rhapsodie von Spitzbuben. Es gibt keine Strafe im Jenseits; unser König ist unser höchster und einziger Gott, der Tod und die Vernichtung ist unsere Erlösung. Es gibt nur eine Quelle der Erkenntniß, die Wahrnehmung der Sinne. Daher laßt uns mit Brihaspati singen: Es gibt keinen Himmel, kein letztes Ziel, keine Seele in einem Reiche des Jenseits. Die Werkthätigkeit der vier Kasten erzeugt kein Verdienst. Das Feueropfer, die drei Veda, der Dreistab der Asceten und die Asche der Asceten existiren bloß zum Lebensunterhalte der Faulenzer und Dummköpfe. Wenn das Opferthier, das geschlachtet wird, geraden Weges zum Himmel steigt, warum befördert der Opferer auf diesem Wege nicht seinen lieben Vater schnurstracks in den Himmel? Solange ein Funken Leben glüht, soll der Mensch das Leben genießen; er mag sich laben am köstlichsten Tranke, wenn er auch immer tiefer in Schulden sinkt. Alles endet mit dem Tode. Oder wie kommt's, daß der Verstorbene in liebender Theilnahme für sein Geschlecht nicht zurückkehrt, um zu warnen, zu belehren, wenn es wirklich eine andere Welt des Glückes oder der Strafe gibt? Aller religiöse Cult ist Lug und Trug, ausersonnen von Spitzbuben, Halunken und Dämonen."

Die weitern Ausführungen dieser cynischen, tief im Schlamme schreitenden Muse einer materialistischen „Poesie" möge mir der Leser erlassen. Er hat aus den vorgelegten Einzelzügen ein deutliches Bild der im indischen Materialismus vorwaltenden Richtung gewonnen. Das Seitenstück, die Parallele findet er in der materialistischen Weltanschauung unseres fin du siècle.

„Neuheit" ist das Schlagwort unseres Zeitalters. Der Grundzug der modernen Zeit richtet sich auf „das noch nicht Dagewesene". Und

zu den „Errungenschaften“ der modernsten Forschung zählt die Vorstellung einer Welt ohne Gott, eines Körpers ohne Seele, eines Menschen ohne Jenseits. Aber gerade hier verläugnet das „Moderne“ seinen ureigenen Charakter: „das noch nicht Dagewesene“. Nicht Fortschritt, sondern Rückschritt kündet sich in der modernen materialistischen Weltanschauung an. Ein Fluch verfolgt alle extremen Richtungen. Der moderne pantheistische Idealismus vergeistigte des Menschen Sein zum reinsten und höchsten Geist und hob den Menschen in die Sphäre des „Gottseins“. Wie ein Echo tönte aus der Tiefe die Stimme des Materialismus zurück, der im Menschen nur Stoff suchte und ihn in den Strudel der wechselnden Materie hinabzog. Der Idealismus hob den trennenden Unterschied nach oben, der Materialismus die Grenze nach unten auf. Extremer Idealismus aber und Materialismus vereinen sich zuletzt auf dem Boden des Nihilismus, einer Weltanschauung, für die nichts eine wahre Realität besitzt. Die Welt des Stoffes und die Welt des Geistes verflüchtigt sich unter dem zersetzenden Einfluß des monistischen Idealismus und Materialismus. Der Boden von Sittlichkeit und Recht wird unterwühlt. Gerade für die Beobachtung des Einflusses dieser beiden extremen, sich schroff befehdenden Weltanschauungen bietet das altindische Geistesleben ein reiches Material. Die vergleichende Studie entdeckt hier Züge wieder, die ihr auch in der krankhaften Physiognomie der modernen Zeit so erschreckend entgegentreten. Es fehlt auch nicht der letzte Zug, die Lehre des ausgesprochenen Nihilismus. Die Schule, welche ihr huldigt, trägt den Namen Çūnyavāda, „System des Nichts“. Und ihr Schlagwort wird uns in derselben Schrift aufbewahrt, die uns die Lehren des Materialismus erhalten hat.

„Es gibt keine Sonne, die aufgeht, die untergeht; es gibt keinen Mond, der wächst oder abnimmt; keine Flüsse, die strömen; keine Winde, die wehen. Nichts besitzt Realität.“[1] Idealismus und Materialismus münden im Abgrunde des Çūnya oder „Nichts“.

Ein begeisterter Verehrer des Nihilismus war gegen Ende des letzten Jahrhunderts der Rāja von Hatras, Dāyarāma. Seiner Anregung folgend verfaßte der hervorragendste Vertreter der Çūnyavādis einen Hymnus auf das „Nichts“, dessen Inhalt in dem Gedanken gipfelt: „Alle Ideen über Gott und Mensch sind Lug und Trug. Was immer wir schauen, ist nur die Oede des Nichts. Theismus und Atheismus, alles ist falsch,

---

[1] Sūtrakritānga I, 12, 7. *Jacobi* II, 317.

alles ist Irrthum. Es gibt kein Mein und Dein, kein König und Unterthan." [1]

Die Musik zu dieser Nihilismus-Poesie spielten die Kanonen des Lord Hastings, als sie den Widerstand des rebellischen Râja brachen und die Burgen und Schlösser in Trümmer legten. Auf den Trümmern und in der Oede der zusammengebrochenen Herrlichkeit gewann der Hymnus Wirklichkeit und Wahrheit.

Ich breche hier die Darstellung ab. Die sprechende Aehnlichkeit des materialistischen Familienbildes ist in den wesentlichen Zügen gegeben. Und diese Aehnlichkeit lockt zu neuen Vergleichen, die sich in der Fülle und Vielseitigkeit der philosophischen Speculation Indiens enthüllen. Die indische Philosophie ist in ihrer mehrtausendjährigen Entfaltung eine der fruchtbarsten aller Völker geworden. Und darum eröffnet sich in ihrer Erforschung eine der reichsten und belehrendsten Quellen für die vergleichende Völker- und Culturkunde, reich in der Mannigfaltigkeit, belehrend in der Schärfe und Durchbildung der Anschauungen, die den einzelnen Systemen eigenthümlich sind.

Jos. Dahlmann S. J.

Zur Choralkunde.

(Schluß.)

Wie unsere herrlichen mittelalterlichen Dome ihre äußere und innere Baugeschichte haben, von denen die eine Schicksale und Zufälligkeiten des Baues schildert, während die andere vom Baue selbst erzählt und von seiner ästhetischen Genesis berichtet: so hat auch das musikalische Kunstwerk des gregorianischen Kirchengesanges seine äußere und innere Geschichte, eine Geschichte des Schaffens an ihm und eine Geschichte seiner Schöpfung selbst. Seine äußere Geschichte beschäftigte uns bei der Besprechung des ersten Theiles des Wagnerschen Werkes: „Einführung in die gregorianischen Melodien". An seiner Hand suchten wir dem Leser vorzuführen, wie dieser musikalische Kunstbau im Laufe der Jahr-

[1] Essays and Lectures on the Religions of the Hindus by H. H. Wilson. London 1861. Vol. I, p. 360 ff.

hunderte zu jener Form ausgestaltet wurde, die Herr Professor Wagner als das gregorianische Kunstwerk des ersten Jahrtausends bezeichnet. Der zweite Theil seines Werkes soll uns nun den Bau selbst zum Verständniß bringen, soll uns in sein Wesen und sein Gefüge einen tiefern, klärenden Einblick gewähren. Herr Professor Wagner selbst sucht unser Interesse dafür besonders anzuregen, da er ausdrücklich bemerkt, daß dieser zweite Theil als der Hauptheil seines Werkes anzusehen sei, der auch fast ganz auf eigenen Füßen stehe, während der erste Theil mehr die bisherigen Forschungen zusammenzufassen bestrebt gewesen (S. VII). Der Verfasser will uns also an dem Kunstwerke, oder besser, aus dem Kunstwerke des gregorianischen Gesanges heraus die Gesetze seines Entstehens und Bestehens zeigen, wie wir aus einem architektonischen Kunstwerke noch heute Maße und Gesetze ablesen, die seine Meister vor Jahrhunderten einhielten und befolgten.

Wir dürfen dabei freilich nicht vergessen, daß im überlieferten musikalischen Kunstwerk Idee und Schaffen der Meister nicht so fest und starr geworden sind, wie es im architektonischen Kunstwerke der Fall ist. Während im letztern die eingreifende spätere Hand sich leicht verräth, ist es bei der Beweglichkeit von Stoff und Form im erstern von vornherein nicht selten geradezu unmöglich, Früheres und Späteres genau zu unterscheiden. Eine objective Basis ist ja, wie wir früher öfter betont haben, noch nicht gegeben bezw. gefunden. Dazu kommt noch eine Eigenthümlichkeit unseres Autors in Betracht, welche ihm die Sache gewiß nicht erleichterte. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß Herr Professor Wagner sich mit den Musiktheoretikern des Mittelalters auf sehr gespannten Fuß gestellt hat. Sie sind ihm leibhaftige Kobolde und Unholde, die nur Wirrsal und Verderben ins gregorianische Kunstwerk brachten, da sie diese freie Himmelstochter in die Stiefel der griechischen Musiktheorie einschnürten, ja sogar in ihrer vollen Freiheit gar nicht einmal kannten, sondern mehr oder weniger schon beladen sahen mit den einzwängenden Fesseln der Polyphonie. Man kann freilich diese Animosität erklärlich finden, wenn man bedenkt, daß jene Alten mit ihren Theorien den Resultaten der Paléographie musicale stark in die Quere laufen und schwere Stöße gegen sie führen. Dessen sind sich die gelehrten französischen Benediktiner zweifellos ebenso bewußt als ihr sachkundiger Ordensbruder in Metten an der Donau. Wo sie aber bislang eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtet haben, da trat Herr Professor Wagner offen und scharf auf den Plan. Diese Theoretiker hatten nach ihm Kenntniß und Verständniß der Choraltonarten und ihres Sinnes allmählich ganz verloren, was freilich zum Glück der lebensvollen, urgesunden Praxis nicht schadete — wenigstens bis ins 16. Jahrhundert hinein, wo noch schlimmere Störenfriede sich einmischten und? — am Ende die Medicaea fertig brachten. Herr Professor Wagner sagt das freilich nicht, aber ein richtiges Gedankenrädchen spult den Faden schon von selbst so weiter. Jedoch alte Leute sind zäh, und unsere alten Theoretiker sind noch lange nicht todt, wenn auch ein ziemlich wuchtiger Keulenschlag sie getroffen hätte. Abgesehen von der Thatsache, daß sie alle oder wenigstens fast alle als praktische Musiker auch im Chorus der lebendigen Tradition in erster Reihe, an der Spitze marschirten, zeigen ihre Werke einen solchen Ernst des Bemühens und solche Akribie der Auf-

fassung, daß man sie nicht für kleine Knaben ansehen kann, welche, froh, für ihr Spielzeug eine hübsche Schachtel gefunden zu haben, nichts Eiligeres zu thun wissen, als es artig dort unterzubringen. Da es nun einmal Thatsache ist, daß der Orient nicht ohne allen Einfluß auf die Gestaltung des lateinischen Kirchengesanges blieb, so ist das Bestreben jener Theoretiker, in der griechischen Musiklehre Anhaltspunkte für die eigene zu finden, doch nicht gar so rasch und erbarmungslos abzuthun. Selbst wenn die von Herrn Wagner eingeführte Hypothese vom ersten Ursprung der Choralmelodien auf soliderer Basis stände, blieben noch immer Gründe übrig, eingehend zu prüfen, was an jener Annahme der alten Theoretiker stichhaltig erscheint und was nicht. Allerdings müßte dann auch in anderer Beziehung der Horizont etwas weiter gezogen werden, als es von unserem Autor geschieht, dem derselbe mit dem größten Kreise der Paléographie musicale genau zusammenfällt. Denn dieser Kreis schließt vorweg den entscheidenden Einfluß jedes andern, außer dem lateinischen Sprachelemente liegenden Momentes aus und muß dann noch selbst so enge gezogen werden, als es die Aussprache und Betonung des Lateinischen in einer bestimmten Periode ihrer Veränderungen und bei romanisch redenden Zungen erheischen. In dem Kreise mit so verkürztem Radius bewegt sich der ganze zweite Theil des Wagnerschen Werkes; von seiner Peripherie aus führt es in das Centrum — in das gregorianische Kunstwerk des ersten Jahrtausends ein, d. h. im concreten Falle: in den gregorianischen Choral in jener Gestaltung, wie er in den Ausgaben von Solesmes geboten wird. Daß die Wahl eines solchen Standpunktes eine objective Berechtigung hat, ist nach dem früher Gesagten nicht zu bezweifeln. Nicht minder objectiv begründet ist die Voraussetzung, den gregorianischen Gesang, wie er in den Ausgaben der französischen Benediktiner enthalten ist, als ein Ganzes, ein abgeschlossenes Kunstwerk zu nehmen, aus dessen Formen die Gesetze herausconstruirt werden können, welche die Künstler leiteten, die dieses Werk schufen und ausgestalteten. Dagegen beherrscht derselbe subjective Zug, auf welchen wir schon im ersten Theile wiederholt hingewiesen haben, auch den zweiten, und zwar noch in höherem Grade, wie es schon die Natur der Sache mit sich bringen mußte. Wir meinen die unbedingte Hingabe des Autors an die Theoreme der Paléographie musicale. Man braucht die hervorragende Bedeutung dieses großartigsten Werkes für Choralkunde nicht zu unterschätzen, um herauszufühlen, daß hier der Autor durchweg zu weit geht. Gegenüber den sachgemäßen, soliden Bedenken und Einwänden, welche manche dieser Aufstellungen von kundigster Seite gefunden haben, geht es doch nimmer an, dieselben wie ausgemachte Dinge zu behandeln, die als Prämissen zu allen beliebigen Deductionen dienen können. Mit **einem** Worte: wie die Ausgabe Dom Pothiers für Herrn Professor Wagner in materieller Beziehung das gregorianische Kunstwerk darstellt, so sind die einschlägigen Theorien der Paléographie musicale für ihn die leitenden Grundsätze bei der Untersuchung und Abschätzung der formellen Elemente dieses Kunstwerkes. Wer sich mit diesen Vorausnahmen des Autors einverstanden findet, wird von ihm so ziemlich inoffenso pede in dieses gregorianische Kunstwerk eingeführt werden. Anders wird sich freilich die Wanderung für den gestalten, der minder

vertrauensselig seiner Führung folgen mag. Belehrend und anregend wird sie jedenfalls für beide sein.

Die theoretische Behandlung des gregorianischen Gesanges im Mittelalter findet sich niedergelegt in den Musiktractaten der mittelalterlichen Mönche und ist im Grunde nichts anderes als die mittelalterliche Musiktheorie. Diese selbst entstand aus dem Zusammenfließen zweier Ströme, von denen der eine von der Schrift des Philosophen und Staatsmannes Boëthius De musica ausging, der andere byzantinische Speculation mit sich führte (S. 137). Zur nähern Beleuchtung dieser Sätze des Autors wollen wir bemerken, daß Boëthius (ca. 475 bis 526) als Sprosse einer alten edeln Römerfamilie in seiner allseitigen Ausbildung auch in seiner Schrift De musica die Anschauungen, das Bildungsmaß seiner Zeit repräsentirt. Sein in fünf Bücher eingetheiltes Werk über Musik ist also nicht nur eine umfassende Bearbeitung des im Untergange begriffenen griechischen Musiksystems, sondern auch ein wohl zu beachtendes Zeugniß für die theoretischen Musikkenntnisse der damaligen gebildeten italischen Welt. Daraus möchte nun ein Schluß auf die frühere Zeit des hl. Ambrosius und die spätere des hl. Gregorius nicht ganz ungerechtfertigt sein, welche beide ebenfalls vornehmen römischen Familien entstammten und den geistigen Bildungsgang derselben durchgemacht haben. Da Boëthius längere Zeit hindurch in Athen wissenschaftlichen Studien gelebt, also aus den Quellen geschöpft hatte, mochte er sich gerade deshalb angespornt fühlen, die Theorien der Griechen für seine Landsleute zu fixiren, weil er wußte, daß sich auf diese Theorien ihre Kenntnisse stützten. Weil nun Boëthius durch seine Uebersetzungen und Erklärungen griechischer Werke — des Euklid, Archimedes, Pythagoras, Aristoteles — für die philosophischen Studien des Mittelalters einen großen Einfluß gewonnen hatte, so konnte sein musikalisches Werk um so weniger unfruchtbar bleiben, als eine alte Tradition auf griechischen Einfluß betreffs der ambrosianischen Kirchenmusik hinwies und er gerade der Mann war, der die Musiklehre der Griechen in lateinischer Sprache überliefert hatte. Wenn Boëthius selbst schon einiges in den Theoremen seiner Vorbilder aus Mißverständniß schief darstellte, so dürfen uns in Bezug auf seine eigene Schrift ähnliche Vorgänge bei den Theoretikern des frühern Mittelalters nicht allzusehr scheu machen. Als die spätern Theoretiker die Musik der Byzantiner kennen lernten, mußten ihnen deren Theorien um so willkommener sein, als jene des Boëthius doch nicht allerwegs ausreichen konnten, und also das Bedürfniß nach mehr erwacht war. Da die byzantinische Musik, d. h. die Musik der griechischen Kirche, auf dem Boden der antiken griechischen Musik erwuchs, deren verkünsteltes System aber vereinfachte und besonders den diatonischen Charakter der Gesänge festhielt, so konnte die geschichtliche Tradition ihres Einflusses auf den lateinischen Gesang um so mehr als eine sichere Thatsache zur Geltung kommen, als man von den byzantinischen Theorien eine ausreichendere Kenntniß nicht hatte und überdies vom Bekannten, wie leicht begreiflich, noch manches mißverstand. Bezeichnend ist z. B., daß im mittelalterlichen Tonsystem der wichtigste und zugleich beliebteste erste Kirchenton denselben Namen — dorisch — erhielt, den in der altgriechischen Musik die gleichfalls am höchsten geschätzte Tonart trug, obwohl

beide Tonarten durchaus nicht identisch sind [1]. Es ist jedenfalls nicht wunderlicher, daß die alten Theoretiker sich die Köpfe zerbrechen zu müssen glaubten, um die gregorianischen Melodien mit den byzantinischen Theorien in Einklang zu bringen, als daß erst die neueste Musikgeschichtsforschung zur Einsicht kam, man müsse der byzantinischen Musik eine nähere Beachtung schenken, da die Wechselbeziehungen zwischen der morgenländischen und der abendländischen Kirchenmusik eine zu notorische Thatsache sind, als daß sie einfachhin übersehen werden könnten. — Wenn, wie zugestanden wird (S. 137, Anm. 2), die Einwirkung griechischer Musiktheorie auf die abendländische heutzutage nicht mehr bezweifel werden kann, so wird es wirklich schwierig, zu glauben, daß diese Einwirkung so ziemlich spurlos an der Sache selbst vorübergegangen sei. Es war jedenfalls nicht die Ueberzeugung dieser Zeit, daß der gregorianische Gesang der Musik der Griechen total fremd sei, daß er ganz und gar in der italischen Volksmusik wurzele. Umgekehrt war man vom Gegentheil so voreingenommen, daß man um jeden Preis das einzig brauchbare Buch als das wahre musikalische Orakel hinnahm, wenn man auch mit Guido von Arezzo zur Ueberzeugung kam, daß des Boëthius Buch den Sängern keinen praktischen Nutzen gewähre, sondern allein der philosophischen Speculation, d. h. der Theorie diene [2]. Zu den Zeiten

[1] Die altdorische Tonart wurde vom eingestrichenen e unserer modernen Scala abwärts bis zum kleinen E geführt; die dorische Kirchentonart steigt vom kleinen D aufwärts zum eingestrichenen. Beide bewegen sich diatonisch. Wenn der Leser sich die Sache praktisch vorführen will, braucht er nur auf einem Klavier die Octave von der Taste E bis zum tiefern E durchzuspielen, ohne die weißen Tasten zu verlassen. So erhält er die altdorische Scala. Spielt er vom D hinauf zum nächsten D, und zwar wieder nur auf den weißen Tasten, so ergibt sich der erste Kirchenton, die dorische Kirchentonart. Wird dann die altdorische Scala um eine Quinte aufwärts oder um eine Quarte abwärts verlegt, also von A aus begonnen, so erhält man von oben nach unten wiederum dieselbe Tonfolge wie bei der altdorischen Tonart.

[2] S. 137 lesen wir bezüglich des Boëthius, daß er von den mittelalterlichen Theoretikern immer wieder zu Grunde gelegt und commentirt wurde. „Nur wenige merkten, daß er sie eigentlich nichts angehe; so Guido von Arezzo im 11. Jahrhundert, der so kühn war, zu sagen: cujus liber non cantoribus, sed solis philosophis utilis est.“ Diese „kühnen“ Worte stehen ganz am Schlusse von Guidos Schreiben De ignoto cantu, haben aber nicht die scharfe Spitze, welche Professor Wagner ihnen gibt. Guido hatte zu eingehenderem Studium seinen Micrologus und das inhaltreiche Enchiridion des Abtes Oddo empfohlen und bemerkt dann, er habe den Vorgang (exemplum) Oddos nur in den Tonzeichen (in solis figuris sonorum) verlassen, weil er sich der Fassungskraft der Knaben anbequemt habe und nicht dem Boëthius folge, dessen Buch nicht den Sängern, sondern allein den Philosophen nützlich sei. Das Urtheil des Guido trifft also die praktische Verwendbarkeit und nicht den scientifischen Werth der Lehren des Boëthius. Guido sagt durchaus nicht, daß er mit der gesamten Theorie des Boëthius gebrochen habe, sondern zunächst nur mit der Methode für den Gesangunterricht der Knaben, den er faßlicher zu gestalten suchte. Das hochbelobte Werk Oddos erscheint im Contexte auch als auf Boëthius stehend.

eines hl. Ambrosius war im Morgenlande durch den hl. Basilius zur Scheidung altgriechischer und byzantinischer Musik ein guter Schritt gethan. Zur Zeit des hl. Gregor war diese byzantinische Kirchenmusik bereits in ein fertiges System gebracht. Durch den hl. Johannes Damascenus († ca. 760) war dann nicht nur für die Ordnung des liturgischen Gesanges gesorgt worden, sondern es wurde ihm auch eine kunstvolle Notenschrift gegeben, welche ihn vor dem Verlust seiner Rhythmik zu bewahren vermochte. Eine Bedeutung für die Entwicklung der morgenländischen Musik, wie sie der gregorianischen für die abendländische eigen ist, bekam der griechische Ritualgesang allerdings nicht.

Die byzantinische Kirchenmusik hat für sich selbst keine Fortentwicklung aufzuweisen, noch hat sie befruchtend und keimend auf eine orientalische Musik überhaupt gewirkt. Mag dafür das erstarrende Moment des Schismas noch so viel beigetragen haben, alles erklärt seine lähmende Passivität nicht. Auch der Einfluß altgriechischer Musiktheorie kann nicht die Ursache sein; denn er war thatsächlich zurückgewiesen worden. Sollte es das germanische Element und seine erwachende Kraft sein, welche für den Westen ganz anders eingriff? Das ist für die letzte Zeit des römischen Alterthums kaum anzunehmen, und doch fallen in diese die Anfänge des Kirchengesanges, den wir jetzt den gregorianischen nennen. Diese geschichtliche Situation wiese allerdings auf ein specifisch abendländisches Moment hin und spräche für die Hypothese unseres Autors, der, wie wir wissen, im italischen Volksliede die Urkeime unserer gregorianischen Melodien sucht. Ob dann ein anderer Einfluß diesen italischen Urmelodien ebenso fremd blieb, wie er von dem Entstehen und der Entwicklung des griechischen Kirchengesanges theils durch äußere Umstände theils aus principiellen Gründen ausgeschlossen war, bliebe dahingestellt. Der Autor schreibt S. 141 von der „unter dem Segen des Christenthums erblühenden neuen Kunst“: „Sie ist ein ungemischtes Kunstwerk. Die Instrumente waren in den ersten Jahrhunderten des Christenthums . . . vom christlichen Gottesdienste ausgeschlossen.“ Ob dies auch bei der italischen Volksmusik zutrifft, möchten wir sehr bezweifeln. Daß die eigentlich kunstgerechte Gestaltung der gregorianischen Melodien ohne Einfluß der Instrumentalmusik geschah, ist zweifellos, und ebenso, daß der gregorianische Gesang als wesentlich einstimmig gedacht ist und darum unter jedwedem polyphonen Einfluß seine „ungetrübte Einstimmigkeit“ getrübt werden muß. Das ist klar und unbestreitbar, wenn man auch nicht mit Herrn Professor Wagner schreiben möchte: „Will man also auf eine wissenschaftlich haltbare Erkenntniß des gregorianischen Gesanges nicht verzichten, so wird es unumgänglich nothwendig sein, sich mit einem großen Maß von Mißtrauen gegen die polyphone und moderne Musikauffassung zu versehen.“ Nun, wir wollen es einmal so versuchen und hoffen, es werde auch ohne großes Mißtrauen gehen.

Das erste Kapitel führt in das Tonsystem des Chorals ein. „Unter Tonsystem versteht man die nach einem bestimmten Gesichtspunkt geordnete Reihe der in der praktischen Musik verwendeten Töne. Als Tonsystem des Chorals ist also die Summe der in den gregorianischen Melodien verwendeten Töne zu bezeichnen, insofern in ihrer Anordnung ein gewisses Princip durchgeführt ist. Ein Ton-

system des kirchlichen Gesanges gibt es erst von der Zeit an, wo die Gesänge ausgebaut waren und entsprechend den Bedürfnissen des Cultus eine geordnete Gestalt angenommen hatten. Naturproducte, wie die ältesten psalmodischen Weisen, entziehen sich einer Betrachtung unter dem Gesichtspunkte des Tonsystems" (S. 144). Der letzte Satz könnte auch noch ein Anhängsel vertragen, welches also lautete: und unter dem Gesichtspunkte des Herrn Professor Wagner. Prüfen wir die obigen Sätze etwas näher auf ihren Gehalt. Es ist richtig, ein Tonsystem ist die nach einem bestimmten Gesichtspunkte geordnete Reihe der Töne zu ihrer praktischen musikalischen Verwendung. Jedes Tonsystem involvirt eine Anordnung der Töne nach einem gewissen Princip. Dieses Princip kann nun ein rein natürliches sein, das gründet in den Gesetzen der Akustik des menschlichen Ohres, oder es kann ein absichtlich ausgebildetes sein, das aber nothwendig das erstere einschließt. Es gründet auf dem bestimmenden Einfluß des höhern, geistigen Wahrnehmungsvermögens in uns und auf der Adaptationsfähigkeit und der durch die Uebung gesteigerten Perceptionsfähigkeit unseres Gehörorganes. Hierin liegt der Grund, warum die Diatonik mit Recht als das uns Natürlichere erscheint, aber auch der Grund, daß die Chromatik nicht jedem Menschen als ein so energischer, verwirrender Eingriff vorkommt, wie sie bisweilen in einem gewissen Uebereifer hingestellt wird. Hatten doch die alten Griechen ihr Ohr an enharmonische Unterscheidungen gewöhnt, die heutzutage Tausenden der tüchtigsten Musiker fremd bleiben, obwohl sie mathematisch mehr Recht haben als unser ausgeglichenes Tonsystem. Wir allerdings lesen uns das Tonsystem der gregorianischen Melodien aus ihnen ab, construiren es aus ihnen heraus. Aber dies Tonsystem mußte schon da sein, als die Componisten jener Melodien sie schufen oder umgestalteten. Wir lesen aus dem fertigen Bau unserer romanischen und gotischen Dome die Maßverhältnisse ab, welche die alten Bauleute befolgten; aber diese waren schon den Meistern bekannt, als sie ihre herrlichen Werke erbauten. Das Tonsystem bestimmte zuallernächst den Grundbau der Melodie, und er wurde nicht von den Bedürfnissen des Cultus bestimmt. Auch ein Naturproduct, wie es nach dem Autor die ältesten psalmodischen Weisen waren, konnte sich in seinem wenn auch noch so einfachen Wechseln, Senken und Heben einer nach gewissen Verhältnissen gemessenen Tonfolge nicht entschlagen. Es mußte sie spontan beachten, wenn auch ein reflexes Betrachten gänzlich ausgeschlossen gewesen wäre.

Der Mensch singt nicht, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet". Wie wäre es auch möglich gewesen, die auf gänzlich wildfremdem Boden erwachsenen Urweisen der Psalmodie so kunstgemäß auszugestalten und einzubauen, wie es die vollendeten Formen der gregorianischen Melodien zeigen?

Der gregorianische Gesang verfügt in seiner Ausgestaltung über einen Umfang, welcher dargestellt ist durch die Grenzen des G (sol) unserer großen und des ā (la) unserer eingestrichenen Octave. Zwischen diesen Tönen bewegen sich die gregorianischen Melodien nach diatonischer Art[1]. Der Tonraum umfaßt also

[1] „Es muß weiterer Forschung vorbehalten bleiben, festzustellen, ob die absolute Diatonik des Chorals wirklich über allen Zweifel erhaben ist" (S. 145, Anm. 1).

16 Töne. Die Grenzpunkte werden nicht übermäßig in Anspruch genommen. Der höchste Ton findet sich besonders gern in den Allelujagesängen. Die virtuose Musikpflege in St. Gallen documentirte sich auch darin, daß die dort componirten Melodien zuweilen über das hohe a noch hinaus ins h (b) gehen (S. 145, Anm. 2). In diesem seinem Umfange umschließt das gregorianische System die Summe der einer hohen und einer tiefen Stimme angehörigen diatonischen Töne, bewegt sich also zwischen den von der Natur selbst gesteckten Grenzen.

Eine ausführliche Behandlung widmet das Buch der Anwendung des Tones b, der Vertiefung des h, in den Choralmelodien. Der Autor wird wohl recht haben, wenn er glaubt, daß eine weitergreifende Verwendung des b erst durch die Polyphonie eingeführt wurde, wie es denn thatsächlich die ältern Gesänge erweisen. Daß aber auch von vornherein sich das Bedürfniß geltend machte, den Tritonus [1] als übermäßig hart klingend zu vermeiden, mag durch das Transponiren der Melodien gekommen sein, oder auch dadurch, daß die Scala nach griechischer Weise vom höchsten Tone abwärts gesungen wurde, wo dann der Tonfall c—h sich unwillkürlich in den milder klingenden und wohl auch leichter zu treffenden c—b verwandelt haben mochte [2]. Wenn die mittelalterlichen Musiktheoretiker die Regel aufstellten, daß innerhalb derselben Phrase h und b nicht zugleich vorkommen sollten, so zeigen sie dadurch vor allem, daß sie dem Wohllaut die entsprechende Beachtung zu zollen wußten. Ihre weitern Auseinandersetzungen über das Tonsystem bewegen sich natürlich auf dem Boden ihrer adoptirten Theorien, vorweg auf jenem des Boëthius und offenbar auch der byzantinischen Kirchenmusik. Dieses System — das syro-helleniſche — gründet sich nicht auf die alten sieben Scalen, sondern auf die vier diatonischen Gestaltungen der Quintenconsonanz [3]. Für unsern Autor hat der Gebrauch des b im Choral noch eine besondere Bedeutung. Er wurde zur Nothwendigkeit und permanent, nachdem er die — vom Autor aufgestellten — Tonarten a, h, c auf die Unterquinten D, E und F transponirt hatte. Das b wird damit zu einem Beweismittel für die Aufstellungen des Autors über die Tonarten des gregorianischen Gesanges, wovon das zweite Kapitel handelt.

Die hier entwickelte Theorie steht wirklich „auf eigenen Füßen" und verdient das vollste Interesse, wenngleich es bald klar wird, daß sie nicht ohne Widerspruch bleiben kann. Zunächst wird der Begriff der Tonart [4] bestimmt. „Theoretisch ist eine Tonart eine Reihe von acht diatonisch aufeinanderfolgenden Tönen, die

[1] Tritonus = „drei Töne" ist die griechische Bezeichnung der übermäßigen Quart, die ein Intervall von drei ganzen Tönen ist: f—g, g—a, a—h.

[2] Wenn wir die Tonfolge g a h c d e f g eine Quarte höher anfangen, erhalten wir: c d e f g a b c. Ebenso wenn wir die Tonfolge c d e f g a h c d e f g a in gleichen Intervallen abwärts führen, erhalten wir: a g f e d c b e.

[3] *Fr. A. Gevaert*, Mélopée antique dans le chant de l'église latine. Vgl. K.-M. Jahrbuch 1896, S. 116 ff.

[4] Das Mittelalter bezeichnet unsere Tonart, Tonleiter als tonus, modus, tropus. Guido von Arezzo hält die erste Bezeichnung für einen Mißbrauch.

auf einen, den Grundton, bezogen werden. In der Praxis ergreift eine Tonart Besitz von mehr wie acht Tönen, vom ganzen Tonsystem, wesentlich bleibt aber auch da der Grundton — die Tonica" (S. 155). Ohne diese gibt es keine Tonarten, sondern nur Tonreihen. Durch sie wird auch der verschiedene Eindruck bedingt, den die einzelnen Tonarten hervorrufen, nämlich durch die wechselnden Verhältnisse, in welche die Töne zum Grundton treten. „An und für sich bedeuten die einzelnen Töne nichts, sie erhalten einen Inhalt erst, wenn sie zu einem Grundton in Beziehung treten" (S. 155). Das Wort „Inhalt" ist nicht gut gewählt. Der Ton hat nie einen Inhalt, d. h. einen objectiven Sinn. Es wohnt ihm aber eine Befähigung inne, durch Beziehungen zu andern Tönen musikalische Bedeutung und Ausdrucksfähigkeit zu gewinnen. In sich ist der Ton künstlerisch nicht verwerthbar; tritt er in Beziehung zum Grundton, so erhält er sozusagen musikalische Stellung, er bekommt Stimmung, er wird musikalisch verwerthet.

Diese Beziehung zum Grundton tritt ein in der Tonleiter. Die diatonische Tonleiter hat sieben Töne, und es sind in ihr also sieben verschiedene Tonarten möglich, je nachdem man einen von ihnen zum Ausgangspunkte, zum Grundton macht. Jeder dieser Töne klingt dann nicht mehr ohne Beziehung zu diesem Hauptton, sondern als ein Intervall desselben. Diese sieben möglichen Tonarten mag sich unser Leser leicht dadurch zu Gehör bringen, daß er ausschließlich auf den weißen Tasten eines Klaviers vom A (la)[1] an die Töne innerhalb einer Octave aufwärts spielt, hierauf vom H (si) an, dann vom C (do) u. s. w. Mit Ausnahme der dritten werden diese Scalen sein Ohr nicht sehr befriedigen, am wenigsten die zweite und fünfte, wo die Halbtöne H—C und E—F für uns als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen. Ueberhaupt dürfen wir unsere heutigen Begriffe von Tonart nicht uneingeschränkt auf die Choraltonarten übertragen. „Was wir heute unter Tonart verstehen, hat der gregorianische Choral nie besessen; von der modernen ist die Choraltonart wesentlich verschieden. Erstere prägt den Charakter der Tonica weit stärker aus" (S. 157). Ja noch mehr. „Die zweifellos ältesten Bestandtheile des liturgischen Gesanges, die psalmodischen Melodien, und überhaupt die ganze Gattung des liturgischen Recitativ haben mit einer Tonart und was damit zusammenhängt nichts zu thun. Wesentlich ist dem gregorianischen Choral dieser Gegensatz von Recitations- und solchen Melodien, die sich einer Tonart zuweisen lassen. Der archaischen Form des liturgischen Gesanges ist der Begriff der Tonart vollständig fremd" (S. 156). „Die kleinen Melodien ... der ersten christlichen Zeit sind nicht gewissermaßen aus einer Tonart herausgeschnitten, sondern strömten frei aus dem Herzen des Volkes,

[1] Damit soll nicht gesagt sein, daß jenes A der Alten mit dem unserer jetzigen Stimmgabel übereinstimmte. Da der mit ihm beginnende Umfang von Tönen als von dem natürlichen der menschlichen Stimme begrenzt erscheint, so wird die Differenz kaum sehr bedeutend angenommen werden dürfen, möchte aber eher nach der Tiefe zu als nach der Höhe hin gelegen haben. Notker kennt eine Scala, die mit dem tiefen G beginnt. Er hat aber noch eine andere mit dem E beginnende Bezeichnung der Töne.

das um keine speculative Aufstellung besorgt war.“ „Wer könnte im Ernste bei den so einfachen Typen der ambrosianischen Psalmodie von einer Tonart reden?“ Selbst „die gregorianischen Psalmtöne sind erst später, je nachdem ihr melodischer Charakter es erlaubte, mit Tonarten in Verbindung gebracht worden.“ Das ist alles so ziemlich wahr nach den geschichtlichen Voraussetzungen des Herrn Prof. Wagner, wankt und fällt aber auch mit diesen. Daß das Strömen aus dem Herzen des Volkes betont wird, nützt sehr wenig; denn wenn sich das andachtsvolle Herz in Tönen Luft machen wollte, war es an das Ohr gewiesen und seine Gesetze für Ton und Tonfolge. Die kleinen Melodien der sich um einen Ton herumbewegenden Psalmodie mögen unsertwegen nicht mit bewußter Beziehung zu einer Tonart hinausgesungen worden sein — wer's glauben mag, kann's glauben —, allein zu einer Tonart gehörten sie in ihrer Gestaltung doch. Wenn der Grundton auch nicht zum Vorscheine kommt, so ist es doch er, welcher die latente Kraft besitzt, „alle andern an sich zu ziehen, ... so daß jeder Ton etwas vom Haupttone an sich hat“ (S. 155—156). Wenn der melodische Charakter der gregorianischen Psalmtöne es erlaubte, sie mit Tonarten in Verbindung zu bringen, so mußten sie allerdings nicht aus einer derselben herausgeschnitten sein, sie mußten aber doch auf einen ihrer Grundtöne gestimmt werden können, um mit ihm in einen natürlichen Zusammenhang gebracht zu werden. Wenn die herrlichsten Melodien des gregorianischen Chorals nur kunstvolle Erweiterungen der Psalmodie sind, so fragen wir wiederum: wie ist es denkbar, daß diesen archaischen Formen der Begriff der Tonart vollständig fremd war? Es werden aber auch noch andere Melodien als hierher gehörig bezeichnet. So die älteste Melodie des Sanctus und des Agnus Dei aus der Missa pro defunctis. Unser Buch führt diese Melodien aus der Ausgabe Dom Pothiers an[1]. Die Pariser Ausgabe von Lecoffre, gewiß nicht zu verachten, gibt dasselbe Sanctus nur um einen Ton tiefer. Das Agnus steht in gleicher Lage. Beiden ist aber vorgezeichnet: 8 M., d. h. im achten Kirchenton. Ein Graduale Praemonstratense vom Jahre 1718 notirt das Sanctus im sechsten Ton, das Agnus, welches von den übrigen sehr verschieden ist, im ersten Ton. Die in der Bibliothek der Abtei Mehrerau befindlichen Drucke[2] und Handschriften des Graduale der Cistercienser beginnen das Sanctus auf E, das Agnus auf F und notiren für beide den sechsten Ton. Die Mechliner Ausgabe (Medicaea) transponirt das Agnus ins C und bezeichnet es als im XIV. Modus stehend mit der Bemerkung: alii reduxerunt ad VI. Da gilt wohl: Umgekehrt ist auch gefahren. Die neue Regensburger stimmte in ihrer ersten Ausgabe insofern mit Dom Pothier überein, daß sie ebenfalls die Bezeichnung unterließ, das Sanctus aber auf A beginnt. Darum erscheint auch im Verlaufe dieser Melodie zweimal das b. — Das Agnus steht in gleicher

---

[1] Zweifellos die Originalform, weil jedes b hier überflüssig wird.

[2] Der jüngste derselben, in Großfolio mit schönem, klarem Druck, ist vom Jahre 1696 und wird heute noch im Chor gebraucht. Sehr beachtenswerth ist die große Uebereinstimmung, welche die verschiedenen Abschriften und Drucke zeigen. Dieser Umstand beweist, daß man immer der Sache hohe Aufmerksamkeit schenkte.

Tonlage wie bei Dom Pothier, führt aber beständig das b ein. In ältern Zeiten scheint die Bewegung dieser schönen Melodie in die große Terz nicht so anstößig gefunden worden zu sein. Sie mußte dem Ohre sich sogar mehr eingebürgert haben als der Fall in den Ganzton bei peccata, wo die Cistercienser-Gradualien infolge ihrer Transponirung die kleine Terz haben.

Doch wir wollen den Leser mit solchen ins Kleine gehenden Bemerkungen nicht hinhalten. Es ist ja nicht unsere Absicht, hier eine Studie der Varianten der Choralmelodien und ihrer Genesis zu geben. Was wir mit diesen Anführungen wollten, ist einzig das, daß der Satz unseres Autors, der von diesen Melodien sagt: „Hier ist die Dominante alles, eine Tonica gibt es nicht, also auch keine Tonart", nicht so ganz zutreffend ist. Alle, welche diese Melodien einem bestimmten Modus zugeschrieben haben, müssen doch etwas von einer Tonart, einer Tonica darin entdeckt haben. Die Melodie muß einen in dieser Weise charakterisirenden Eindruck auf sie gemacht haben. Sie muß also die Befähigung in sich tragen, als zu einer Tonart gehörend sich zu präsentiren [1]. Eine fertige Gestalt haben freilich diese Melodien nicht. Sie gehören einer Zeit an, in welcher die Formen noch nicht fest geschlossen, nicht bestimmt und ausgesprochen sind.

In seiner fertigen Gestalt hat der liturgische Gesang ausgesprochene Tonarten und zwar alle sieben. Der Autor ist nun bemüht, die Existenz der Tonarten von A, H und C nachzuweisen; denn für die übrigen vier ist ein Beweis überflüssig. Von der Tonart H wird eine eingehendere Darlegung gegeben. „Sie ist die charakteristischste der Choraltonarten; durch sie tritt die einstimmige Vocalmelodie in Gegensatz zur vocalen Polyphonie. Diese kann die Tonart von H wegen der verminderten Quinte h—f nicht brauchen; nie hat auch ein Polyphonist den Versuch gemacht, dieser Tonart sich anzunehmen. Für den gregorianischen Choral jedoch ist sie wesentlich" (S. 160). Das soll wohl so viel heißen, als: ist sie eine ausgemachte Thatsache, wie die beigebrachten Beispiele zeigen. Dieselben sind natürlich dem Graduale Dom Pothiers entnommen und haben also so viel Gewicht als ebendieses, und sind insoweit gregorianische Weisen, als das Graduale überhaupt gregorianisch ist. Indessen fanden wir den Schluß auf h für

---

[1] In der Auffassung der Choraltonarten ist Dominante wirklich das, was der Name sagt: der vorherrschende Ton, auf welchem die Melodie oft länger verweilt, oder um welchen sie sich häufig bewegt, auf welchem sie öfter einen Satzschluß bildet. Heutzutage bezeichnen wir die Quinte der Tonart als ihre Dominante, was auch in Bezug auf die authentischen oder Haupttonarten im System der Kirchentonarten zutrifft. Daß in diesem mehr fixirten Sinne von einer Dominante ohne feste Tonica und Tonart nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Sie wäre ja der reinste musikalische Johann ohne Land. Anders liegt aber schon die Sache in den ältern Choralmelodien. Allein auch hier dominirt der Ton offenbar deshalb, weil er in einer bestimmten Tonreihe hervortritt oder wenigstens hervortreten würde, weil er eine bestimmte Anziehungskraft hat, wenn diese auch schließlich nicht in ihm, sondern in seinem Verhältnisse zu einem andern Tone wurzelt. Uebrigens ist der mittelalterliche Ausdruck für dieses Tonverhältniß nicht Dominante, sondern tenor.

das Offertorium „Domine fac“ auch im Prämonstratenser-Graduale und in den Gradualien der Cistercienser, welch letztere ihn auch in der Communio „Tollite hostias“ ganz richtig haben, während sie in der Communio „Ab occultis“ auf E schließen. Auch bei Lecoffre schließt die Communio „Tollite“ auf H, wie sie überhaupt bis auf eine einzige Note mit der Solesmer Ausgabe übereinstimmt. Höchst interessant ist aber, wie sich alle diese verschiedenen Gradualien mit den Kirchentonarten ins reine bringen. Die Ausgabe Dom Pothiers notirt durchweg den vierten Ton, ebenso die Cistercienser- und Prämonstratenser-Ausgaben. Lecoffre notirt: XII. M. und dabei 4. Die Mechliner notirt zur Communio „Ab occultis“: mod. IV, antiquius XII. Dom Pothier notirt den vierten Ton. Ebenso die Regensburger Medicaea. Die Tonart H ließ sich also in das spätere System unterbringen. Nebenbei sei bemerkt, daß die Melodie der Regensburger Ausgabe, wenn sie in entsprechender Tonlage intonirt wird, wirklich keinen von der bei Dom Pothier stehenden verschiedenen Eindruck macht. Vielleicht fehlt uns aber das gregorianische Ohr. — Herrn Professor Wagner genügen indessen die Thatsachen, welche uns die Existenz der H-Tonart erweisen, noch nicht. Für ihn ist sie eine einfache Nothwendigkeit zufolge der geschichtlichen Entwicklung der absoluten einstimmigen Melodie. Diese Nothwendigkeit geht daraus hervor, „daß die alten Griechen sie (die H-Tonart) gekannt haben, sie nannten dieselbe die mixolydische Tonart“ (S. 160)[1]. Also doch ein Einfluß der altgriechischen Musik! — Als die Polyphonie den Kreis enger zog, verschwand die Tonart H, da sie, wie schon gesagt, für harmonische Behandlung unbrauchbar ist. Die klassische Polyphonie des 16. Jahrhunderts hat sechs Tonarten. Die neuere Zeit hat nur mehr zwei. „Es scheint, als ob man heute noch weiter gehen dürfe; angesichts der Thatsache, daß es ein reines Moll nicht gibt, wäre es nicht ungereimt, die Zahl der Tonarten auf eine zu beschränken, d. h. ihren Begriff etwas anders zu fassen“ (S. 163). In diesem Gedankengange ist es wahr, daß die Entwicklung der Tonarten im großen ein Weg vom Reichthum zur Armut war. Sonst ist aber die moderne Musik mit ihren zwei oder ihrer einzigen Tonart nicht arm, sondern besitzt darin ein Mittel zur Formenbildung und des Ausdruckes von endloser Leistungsfähigkeit. Doch kehren wir zu den alten Zeiten zurück.

Die sieben bezeichneten Tonarten sind also die Grundlage der gregorianischen Melodien. Erst späterhin, etwa um das Jahr 800, suchte man diese mit dem Acht-Tonarten-System der Byzantiner in Verbindung zu bringen. Eine vollständige Verschmelzung der beiden Systeme war allerdings ein Ding der Unmöglichkeit; aber sicher ist es doch auch, daß eine allgemeine, durchgreifende Alteration der gregorianischen Melodien nicht verursacht wurde. Die sehr interessanten gründlichen Ausführungen des Herrn Professor Wagner haben uns den Eindruck gemacht, daß mehr das System der vorhandenen Thatsache, als diese dem Systeme angepaßt wurde. Es ist im großen und ganzen die alte Sache

[1] Nur geht die mixolydische Tonart des altgriechischen Systems vom kleinen h abwärts ins große: h a g f e d c H.

unter neuen Namen, die überdies noch allerhand Verwechslungen erfahren mußten und nahezu das Oberste zu unterst kehrten. Daß dabei die theoretische Kenntniß der alten Choraltonarten verloren ging, daß die Tonarten A H C verschwanden und durch Transposition für das neue System zurechtgesetzt wurden, ist unbestreitbare Thatsache. Aber der wirkliche Schaden war damit nicht so groß geworden, als es — auch theoretisch — scheinen mag. Wie sich die Sache nach der Darstellung unseres Autors ausnimmt, mußte sie dem guten Glauben an eine echte Ueberlieferung der gregorianischen Melodien eher zum Gewinne als zum Nachtheile gereichen. Die alten Theoretiker haben aus dem byzantinischen System der Tonarten gleichsam ein Gerüste zusammengezimmert, das allerdings arg verpfuscht war, aber doch fest genug, um just der Ueberlieferung, die bei dem vagen Notirungssystem einer weitern Stütze sehr wohl bedurfte, unter die Arme zu greifen. Das stimmt auch besser zur Gesinnung und Auffassung jener alten Mönche, die ihr Talent und ihre Arbeit gewiß nicht dazu hergegeben hätten, mit fremder Lehre die altüberlieferten Gesangsweisen zu ruiniren. Auch sie vertrauten ihrem altgeübten „gregorianischen Ohr" mehr als den schön und scharf gezogenen Linien ihrer musikalischen Theorien. So erklärt sich die Thatsache, auf welche der Autor besonders hinweist, daß nämlich bei den Transpositionen der Scalen A H C in jene von D E F mit permanenten b die originale Lage am meisten dann erhalten wurde, wenn in der Melodie die Töne h und b zugleich vorkamen, so daß eine solche Transposition ohne Verletzung der Melodie unmöglich war. — Ein Grund wird auch gewesen sein, daß ein solcher Querstand [1] das Ohr beleidigte und dann die Regel der Wirkung entnommen wurde. Jedenfalls erweist gerade diese Thatsache, daß man bei der Anbequemung der Melodien an die Theorie der Kirchentöne lange nicht so unverständig und blinden Eifers voll voranging, wie es wohl geschildert wird. P. Kornmüller berichtet in einer sehr anerkennenden Besprechung [2] des schon erwähnten neuesten Werkes von Gevaert in Bezug auf die von diesem Gelehrten hauptsächlich behandelten Antiphonen des Officiums, daß selbst von jenen dieser Gesänge, welche der ältern

[1] Die moderne Harmonielehre bezeichnet mit diesem Namen das dem Ohre unangenehme Auftreten eines chromatisch veränderten Tones in einer andern Stimme als derjenigen, welche ihn eigentlich hätte bringen sollen. Der Querstand bezieht sich also auf das harmonische Element; da aber seine mißfällige Wirkung wahrscheinlich darin liegt, daß im Ohre die Auffassung entsteht, als finde eine unreine Intonation statt, so trat bei der innern Structur der gregorianischen Melodien in dem besagten Falle eine ganz ähnliche Wirkung hervor.

[2] K.-M. Jahrb. 1896, S. 116. Wenn man auch der These Gevaerts, daß die Tradition, welche den hl. Gregor I. zum musikalisch-liturgischen Gesetzgeber und zum Compilator der Melodien des Antiphonars macht, allen historischen Grundes entbehre, nicht beipflichten mag, so wird man doch zugeben müssen, daß auch die hellenischen Päpste am Ende des 7. und zu Anfang des 8. Jahrhunderts an der Compilation und Composition der liturgischen Gesänge arbeiteten und das römische Antiphonar des 8. Jahrhunderts ein Gesamtproduct einer Thätigkeit Gregors und jener Päpste ist. Das verschiebt freilich mehr als einen Punkt im Systeme Wagners.

Periode (ca. 5. Jahrhundert) angehören, viele sich bis jetzt sozusagen unverändert erhalten haben, und daß, wenn sie auch nunmehr theilweise unter andern Tonarten erscheinen, doch eine einfache Reconstruction zeige, daß ihr Ursprung einer Zeit angehört, in welcher das antike Tonsystem maßgebend war.

Betrachten wir uns nun das folgende, dritte Kapitel: „Die Melodik des gregorianischen Gesanges". Wir verlassen damit die abstracte Theorie „und begeben uns in das Innere der gregorianischen Kunst" (S. 169). Es handelt sich um die Aufstellung jener Normen, unter welchen sich Tonsystem und Tonarten als materielles Element unter dem Einflusse eines formellen Elementes zu Kunstgebilden herausgestalteten. Der Autor unterscheidet ein dreifaches formelles Element: die Intervalle, den Umfang der Melodien, den Anfangs- und Schlußton und die zwischen beiden liegende Partie der Melodie. — Die alten Gesänge bewegen sich, steigend wie fallend, in sechs Intervallen: Halbton, Ganzton, kleine und große Terz, reine Quart und reine Quint. Das Intervall der Sext ist selten. Es werden nur zwei Fälle angeführt. Im erstern [1] ist die große Sext fallend verwendet, im zweiten [2] steigend, jedoch so, daß sie fast unkenntlich gemacht wird, indem ihr erster Ton (c) Endton der ersten Periode, der zweite (a) Anfangston der folgenden ist [3] (S. 169).

Späterhin kommt auch das Octavenintervall vor, jedoch in derselben Anwendung wie im obengenannten Falle die Sext, die auf diese Weise fast unkenntlich erscheint. Die angeführten Intervalle haben das Gute, daß sie durchweg vom Gehör unschwer erfaßt und von der Stimme leicht wiedergegeben werden. In der Zusammensetzung dieser Elemente zu Melodien erhalten die kleinern Intervallschritte den Vorzug. „Das Normale im Choral, wie das Natürliche in jeder Volksmusik [4], ist die schrittweise Bewegung.... Gerade in den Sprüngen liegt darum das Charakteristische einer Melodie" (S. 170). Die kleinsten Glieder einer Choralmelodie sind an Zahl sehr beschränkt. Sie wird aus nur wenigen Intervallen gebildet, und doch ist der Reichthum der Formen im Choral und die immerwährende Verschiedenheit innerhalb der einzelnen Formen wirklich staunenswerth, und mit Recht citirt unser Autor des Dichters Wort: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister." Vielleicht dünkt dies manchen unserer Leser eine arge Uebertreibung, da ihm durch die Choralgesänge eine gewisse Eintönigkeit, Einförmigkeit zu gehen scheint. Allein es wird bei einem solchen nur auf

---

[1] Im Alleluja „Multifarie" am Feste der Beschneibung.

[2] Im Graduale „Protector noster" vom Samstag vor dem zweiten Fastensonntag.

[3] Bei Lecoffre und Hermesdorff tritt ganz derselbe Fall auch im Alleluja „Multifarie" ein.

[4] Der Choral wird also vom Autor zur Volksmusik gerechnet. Das ist ein weitgemessener Schritt. Denn gesetzt auch, es wäre erwiesen, daß die ältesten Melodien aus der Gesangsweise des italischen Volkes sich herleiteten, dem Volksliede entstammten, so kann doch der Choral als fertiges System nicht mehr zur Volksmusik gerechnet werden und gehörte jedenfalls auch thatsächlich nicht dazu. Das Volk hat sich auch an den ausgebildeten Weisen des Chorals nie betheiligt.

einzelne und vorübergehende Eindrücke sich stützenden Urtheile die einheitliche, von jener der modernen Musik sehr abstechende Wirkung der Choralmelodien mit der Einförmigkeit ihrer selbst verwechselt. Weil nicht jener Reichthum von Mitteln sich kundgibt, wie wir ihn an unserer modernen Musik gewohnt sind, scheint uns die alte Choralmelodie einförmig. Weil wir an ihr nicht jene Expansivkräfte wahrnehmen, welche der modernen Musik eigen sind, übersehen wir und unterschätzen wir die großartige Intensität, die eigentliche Lebenskraft ihrer Formen. Den Satz unseres Autors, daß der Reichthum der Formen im Choral der über ganz andere Mittel verfügenden modernen Kunst nichts nachgebe, unterschreiben wir freilich auch nicht. Die Frage, woher der Choral diese weise Beschränkung habe, ist dem Autor zufolge schon beantwortet. „Sie ist ein goldenes Erbgut aus den ersten Zeiten des Christenthums." Das ist gewiß richtig. Auch die Musik des Chorals stammt aus ihrer Zeit, so gut wie jene Palestrinas und jene von Mozart; und sofern diese Zeit in die ersten Zeiten unserer Kirche fällt, ist ihr Gesang von vornherein ein goldenes Erbstück für jeden Katholiken. Daß ein hl. Ambrosius nach solchen Weisen gesungen, daß ein hl. Augustinus ob der Süße ihres Wohlklanges heiße Thränen geweint, macht sie jedem Christenherzen goldeswerth. Wenn aber Professor Wagner meint: „Mit dieser Einfachheit gibt sich die Volksmusik zufrieden", so scheint uns, daß sich die altitalische Volksmusik wahrscheinlich mit noch größerer Einfachheit in Zufriedenheit bescheiden mochte.

„Wollte man über diesen Gegenstand die mittelalterlichen Autoren zu Rathe ziehen, so würde man zu theilweise unzutreffenden Ansichten gelangen" (S. 171). Eines jedoch würde man auch finden, daß diese Männer die Sache nicht obenhin nahmen, daß sie aber ihre Mißgriffe machen mußten, weil sie sich von vornherein durch bestimmte Voraussetzungen festgerannt hatten.

Das zweite Element der gregorianischen Melodie, welches zur Betrachtung gezogen wird, ist der Umfang der Choralmelodien. Hier liegt die Sache so einfach als möglich; auch in ihrer ausgebildetsten Form überschreiten die Melodien fast nie die Grenzen, innerhalb deren eine jede Stimme sich bequem bewegen kann. Es gibt Melodien, welche nur den Raum über dem Grundtone beanspruchen; andere gehen zwei bis vier Töne darunter, verkürzen aber dann ihren Umfang nach oben.

Ausgeschlossen waren Melodien, deren Töne sich fast nur unter dem Grundtone lagerten. Melodien wie die alten Gradualien, die zehn oder gar elf Töne in Anspruch nehmen, waren für Solisten gesetzt. Die Psalmtöne beanspruchen nicht einmal den Umfang, den ein gewöhnlicher Sänger leicht bewältigt. Professor Wagner sieht hierin offenbar einen Beweis für seine Hypothese von der Genesis jener Psalmtöne. Es sind ihre Melodien, als deren Urheber wir das ganze Volk anzusehen haben. Wo hohe und tiefe Stimmen zusammensangen, mußte die Melodie so eingerichtet sein, daß alle ganz bequem mitsingen konnten (S. 172). Das stimmt nun mit dem früher Gesagten nicht ganz überein. Denn nach diesem wäre die Melodie aus der gemeinschaftlichen Recitation herausgewachsen; nun aber muß sie zum vornherein so eingerichtet sein, daß alle ganz bequem mitsingen können.

Ein weiteres Resultat des Wagnerschen Buches lautet: „Es gibt keine Gesetze, an welche sich die Melodie bindet" (S. 174). Wir können uns dieses Axiom mit der Aufschrift des nächsten Kapitels: „Rhythmus und Gliederung der gregorianischen Gesänge", nicht recht reimen. Denn uns scheint, daß Melodie und Gesänge dasselbe, daß Rhythmus und Gliederung soviel als Gesetze sind. Doch hindert uns dies nicht, den nächstfolgenden Ausführungen unseres Buches mit vollem Interesse zu folgen und sie als sehr gelungen zu bezeichnen. Gerne gestehen wir mit P. Kienle zu, daß die Scheidung in authentische und plagale Melodien etwas Willkürliches an sich hat. Daß sie sich aber mit der ganzen Praxis im schärfsten Kampfe befindet, wie der Autor sagt, sehen wir nicht ein. Und der Grund dazu liegt uns in seinen eigensten Worten: „Trotzdem diese Ambitustheorie fast sämtliche Schriftsteller beschäftigte, hat dennoch die mittelalterlich-gregorianische Form des liturgischen Gesanges unter ihr nichts gelitten, und noch heute weist jede Choralhandschrift bis zum Jahre 1600 sie energisch zurück" (S. 175). Das sollte wohl heißen: weist sie nicht auf. — Sonderbar! Meinte man doch, in der Ausgabe Dom Pothiers das gregorianische Kunstwerk des ersten Jahrtausends vor sich zu haben, wie es leibte und lebte. Nahm man nun die erste Messe des Weihnachtsfestes, so fand man: Introitus 2, Graduale 2, Alleluja 8, Offertorium 4, Communio 6. So zu lesen im Liber Gradualis juxta antiquos codices. Wo bleibt da die energische Zurückweisung der antiquirten Ambitustheorie? Der Autor schreibt: „Auch hierin hat im Mittelalter die theoretische Willkür einer lebensvollen und urgesunden Praxis nichts anhaben können" (S. 175). Vielleicht sollte es heißen: Auch hierin hat die theoretische Theorie trotz ihrer Mißgriffe die lebensvolle und urgesunde (?) Praxis gestützt. Der kenntnißreiche Excurs, den der Autor in gedrängter, aber klarer Darstellung folgen läßt, machte auf uns wenigstens einen solchen Eindruck. Wir können uns nun einmal diese alten Mönche mit ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Bienenfleiße, die Tag für Tag stundenlang in gregorianischen Weisen Gottes Lob und Preis feierten, nicht als so befangen vorstellen, daß es ihnen nicht in den Sinn kommen mußte, sich nur einmal zu fragen, ob ihre Praxis mit ihrer Theorie auch stimme. Wir können uns nicht denken, daß sie sich ihrer verderblichen theoretischen Willkür an der lebensvollen, urgesunden Praxis nicht bewußt geworden wären.

An dritter Stelle wird vom Anfangstone, Schlußtone und der zwischen beiden liegenden Partie der Melodie gehandelt. Der für die Kenntniß der Tonart so wichtige Schlußton kommt mit Recht zuerst in Betracht; denn diejenigen Melodien, welche ausgeprägtermaßen einer Tonart angehören, charakterisiren sich dadurch, daß der Schluß durch den Grundton der Tonart, die Tonica, gebildet wird. An ihm kann die Melodie sich ablaufen, auf ihm kann sie ruhen, er haftet sozusagen im Ohre. Es entstanden aber bei diesem Festhalten an der Tonica als Schlußton für die Theoretiker, die nur vier Tonarten anerkannten, nicht unerhebliche Schwierigkeiten mit den Melodien, die auf a, h, c endigten, insbesondere, wenn man das tiefe B nicht als zu Recht bestehend annehmen wollte. Meint doch Cotton, daß eine solche Annahme aller Stütze entbehre. Denn der

Fachmann par excellence — Guido — hätte sicher diesen Ton in sein System aufgenommen, wenn er ihn für nothwendig gehalten hätte. Es ist nicht zu bestreiten, daß eine zu starre Durchführung von nur vier Finaltönen Unzuträglichkeiten mit sich führen mußte[1]. Wenn nun die fertige Choralmelodie den Abschluß auf ihrem Grundtone sucht, so ist damit nicht gesagt, daß sie diesen schließlich mit einemmal erfaßt. Der Schluß wird vielmehr kunstgerecht eingeleitet, indem der unter oder über der Tonica liegende Ton vor ihr als Leitton erklingt, und auf diese Weise ein schrittweise steigender oder schrittweise fallender Schluß erreicht wird (S. 182). Der letztere ist zwar unserer Musik fremd, die, wie jede mehrstimmige Musik, den aufwärts drängenden Schluß verlangt. Im Choral aber wird der abwärts gehende Leitton sogar verdoppelt, um die Schlußwirkung zu steigern. Die Neumenschrift hat dafür ein besonderes Zeichen, den Pressus. Der gregorianische Choral kennt übrigens noch eine andere Schlußmanier, in welcher der schließende Grundton durch den an zweiter und dritter Stelle darüber liegenden Ton vorbereitet wird. Ein solcher Schluß kann nicht immer die gewünschte Wirkung bringen. Es zeugt vom feinsten ästhetischen Sinn, wie die alten Componisten das Mangelnde in der Schlußempfindung durch andere Mittel zu ersetzen und zu verstärken suchten. Der große Reichthum an immer abwechselnden Schlußformen in den gregorianischen Melodien ist jedenfalls ein glänzendes Zeugniß für das geistvolle, wohlberechnende Schaffen ihrer Meister. Es werden dafür auf S. 185 und 186 unseres Buches Proben genug angeführt, die auch erweisen, daß der Autor seinen Stoff vollständig beherrscht und ausgiebig zu verwerthen versteht.

Dasselbe muß von den Ausführungen Wagners über den Anfang der gregorianischen Melodien behauptet werden. Hier ist der Gegensatz zur neuen Musik ein wesentlich größerer. Diese verlangt, daß die Tonart eines Stückes gleich am Anfang erkannt wird. Bei den Choralmelodien ist der Anfang völlig frei. Sie können mit jedem Tone beginnen, welcher zur Tonica eines der genannten sechs Intervalle bildet. Für eine Tonart ist sogar der Anfang mit der Sexte möglich. Der Autor gibt wieder Gelegenheit, diese charakteristische Eigenthümlichkeit und ihren scharfen Unterschied von unserer modernen Anschauung durch den Augenschein zu prüfen. Eine Reihe gut gewählter Beispiele soll erweisen, wie sehr der moderne Tonicabegriff dem gregorianischen Choral fremd ist (S. 188). Er führt Melodien sogar an, die nicht einmal mit der Tonica schließen, sondern mit der Oberquarte. „Die Tonica kann auch innerhalb der Melodie einige Bedeutung besitzen, muß es aber nicht, und eine Melodie ist um so gregorianischer, je weniger sie die Tonica bevorzugt. Umgekehrt ist ja eine Melodie auch um so moderner, je mehr sie sich auf die Tonica stützt. Im gregorianischen Gesange ist auch in dieser Hinsicht das Wesentliche die Freiheit"

[1] Wir haben weiter oben selbst auf einen solchen Fall hingewiesen, wo wir bemerkten, daß in den Transpositionen des Agnus Dei der Requiemsmesse in den Chorbüchern der Cistercienser bei peccata die kleine Terz (g—e) erscheint, weil die große Terz das dem System völlig fremde es erheischen würde.

(S. 192). Herr Professor Wagner unterscheidet hier in der Begeisterung für das gregorianische Kunstwerk das ästhetische Moment nicht von dem historischen. Je weniger eine Melodie die Tonica zum Ausdruck bringt, desto älter und echter mag sie sein, aber desto vollendeter als Kunstproduct ist sie sicher nicht. Die freie Bewegung der Formen ist im Kunstwerk gewiß eine wesentliche Eigenschaft, aber sie muß sich in einer Einheit treffen. Je mehr diese Einheit bei aller Freiheit, d. h. Mannigfaltigkeit, erscheint, desto vollkommener ist die künstlerische Gestaltung. Unitas in varietate. In dem Sinne, daß die Freiheit in Gegensatz zur Einheit tritt, kann sie kein wesentliches Moment im gregorianischen Gesange als in einem Kunstwerke sein. Das Bestreben, eine tonale Einheit in die Melodie zu bringen, mag den historischen Schätzungswerth der Echtheit einer gregorianischen Melodie herabdrücken, den ästhetischen erhöht es. Wäre die gregorianische Musik einer tonalen Einigung ihrer Gebilde schlechthin unfähig, dann wäre ihre ästhetische Bedeutung wohl nicht sehr hoch. Es ist keine moderne Flause, in einem Musikstücke eine klar ausgesprochene Tonart zu suchen, sondern es ist das eine höhere ästhetische Forderung, die ihren Grund in der höhern Ausbildung des menschlichen Gehöres hat. Ist es denn eine Unmöglichkeit, auf den sieben oben aufgestellten Scalen A H C u. s. w. Melodien mit schärfer ausgeprägter Tonalität im strengen Stile der Choralmelodien zu bilden? Wären dann diese Melodien nicht musikalisch fertiger, vollkommener? Wären sie dann in ihrer Art nicht mehr gregorianisch? Der Choral ist sicher ein Kunstproduct, ein Kunstwerk, aber gerade in Bezug auf die Tonalität steht dieses Kunstwerk auf der Stufe der Musikentwicklung seiner Zeit. Die Polyphonie ist ein natürlicher Fortschritt der menschlichen Musikkunde; sie ist ein natürlicher Fortschritt in der Ausbildung und Entwicklung menschlicher Begabung. Was sie also in naturgemäßer Weiterentwicklung erreichte, ist im Menschen heimisch, gehört zu ihm. Die Polyphonie ist es aber, welche im menschlichen Ohre jene Fähigkeit ausbildete, die naturgemäß eine Einheit in der Tonalität fordert. Dieser Forderung nun entsprechen, wie die ganz richtigen Ausführungen des Autors beweisen, die Choralmelodien nur selten, jedenfalls aber um so weniger, je älter und je urechter sie sind. Die hochgepriesene Freiheit ihrer Bewegung ist also nur insofern ästhetisch gerechtfertigt, als ein erst später reif gewordenes Kunstbewußtsein die höhere, enger geschlossene Einheit in der Tonart fordert. Dasselbe ist auch für uns das Resultat aus den ebenso gelehrt als gewandt gegebenen Erklärungen des Autors bezüglich des Theiles der Melodie, welcher zwischen Anfang und Ende derselben liegt. An der Hand zahlreicher, passendst gewählter Beispiele wird aus den tausenderlei Möglichkeiten, welche eintreten können, mit viel Geschick das gleichsam Allgemeingiltige hervorgehoben. Theorie und Technik der alten Musiker treten hier zur neuern Musik, wie der Autor sehr richtig bemerkt, in noch deutlichern Gegensatz.

Es ist besonders die Dominante, welche da ihrem fürstlichen Namen alle Ehre macht und welche für sich eine eigene Geschichte hat. Den Anfang dieses Principates findet der Autor natürlich schon in der Psalmodie, die auf der Dominante beruht. Er gilt aber auch für die melismatische Psalmodie. Selbst die antiphonischen Melodien haben ihre Herrschaft anerkannt. Es ist dies um so leichter

zu behaupten, als der Begriff von Dominante sehr weit dehnbar ist. Von dem herrschenden Ton, auf welchem ein Psalmvers recitirt wird, bis zu der Stellung der Dominante in einer kunstvoll durchgebildeten Antiphon war ein weiter Herrscherweg zurückzulegen. Daß das System der authentischen und plagalen Dominanten nicht ganz logisch ausgebaut ist, ist nach einer Seite hin offenbar wahr, nach der andern Seite hin aber doch auch anders anzusehen. Wenn im dritten Tone statt h das c als Dominante eintritt, so ist das ganz logisch; denn eine Dominante muß doch ein durchaus feststehender Ton sein. Da nun h kein unveränderlicher, sondern just der einzig veränderliche Ton ist, mußte ihm consequent die Herrschaft abgenommen werden. Derselbe Grund brachte auch im achten Tone das h, obwohl es auch hier zum Herrschen geboren ist, um seine Domination. — In der vorgregorianischen Zeit konnte die Herrschaft der Dominante getheilt werden; es herrschte in Bezug auf die Dominanten in beiden Theilen des einen Psalmverses Freiheit. Heute noch haben wir im sogenannten Tonus peregrinus im ersten Theile als Dominante a, im zweiten g, weshalb etwas Ueberraschendes in diesem Tone liegt. Es ist übrigens nicht das einzige Beispiel, wo ein und derselbe Vers zwei Dominanten enthält. Ein Beispiel von zwei Dominanten bietet auch die vielgesungene Antiphon Rorate coeli desuper. In ihrem ersten Theile: Ne irascaris Domine, ist die Dominante a, im zweiten: Ecce civitas sancta, tritt als Dominante c ein. Zum Schlusse dieses Kapitels handelt unser Autor noch von den Periodenschlüssen der gregorianischen Melodien. Auch hier gelingt es ihm, überzeugend nachzuweisen, mit welchem feinen künstlerischen Tacte die alten Componisten arbeiteten [1]. Das Verständniß einer Melodie, ihre einheitliche Wirkung wird unterstützt durch die Schlüsse ihrer einzelnen Theile oder Perioden. Gleichen diese zu sehr dem Endschlusse, so entsteht im Hörer der Eindruck, als gehörten die Theile nicht zusammen, sie fallen ihm auseinander. Sind sie dem Ganzschlusse fremd, so folgt der Eindruck, als ob die Theile überhaupt nicht zusammengehörten. Sie müssen also dem Hauptabschlusse theilweise gleichen, und zwar um so mehr oder weniger, je größer oder geringer der logische Abschluß selbst ist. Die Analyse der Communio zum Feste der Erscheinung des Herrn zeigt, wie sehr ihr Componist diese ästhetische Forderung zu beachten verstand (S. 205). Die Bewegungsfähigkeit und die Feinfühligkeit der alten Meister bezeugen uns heute noch besonders die Antiphonen des Officiums in der erstaunlichen Mannigfaltigkeit ihrer Periodenschlüsse. Daß die Schlüsse innerhalb der Melodie auf der Tonica oder auf einem ihr verwandten

[1] Wenn Herr Professor Wagner von der Musik behauptet: „Sie hat in ihren Ausdehnungsverhältnissen gleichen Schritt zu halten mit dem logischen Werthe der Gedanken" (S. 205), so ist dies zu weit gegriffen. Daß der Musiker hervorstechende, entscheidende Ideen in einem Gedankengange nicht übersehen und die gegentheiligen nicht in den Vordergrund drängen darf, ist klar; daß diese Ausprägungsverhältnisse aber in den Ausdehnungsverhältnissen geschehen müßten, ist doch zu viel gesagt, selbst für die Musik der absoluten Melodie im Choral. Auch er kann in Wenigem viel ausdrücken. Wir erinnern nur an den Introitusanfang: Puer natus est nobis.

Tone stattzufinden haben, war auch den alten Componisten nicht unbekannt. Guido hält sogar solche Gesänge, welche auch die Perioden mittelst der Finalis abschließen, für sorgfältiger gestaltet. Daß er damit daneben schlägt, versteht sich von selbst. Dagegen schließen die Theile einer Melodie nicht selten und passend auf den Dominanten.

Ueber Rhythmus und Gliederung der gregorianischen Gesänge belehrt das vierte Kapitel. Gleich im Eingange wird die Wichtigkeit desselben mit den Worten nahegelegt: „Der gregorianische Rhythmus ist von so eigenartiger Natur, daß sein Mangel die alten Melodien in ihrem innersten Wesen trifft; ohne ihn könnte man die gregorianischen Noten haben, nicht aber die gregorianischen Melodien“ (S. 208). Als Haupteigenschaften des Rhythmus werden genannt: übersichtliche Gruppirung und Beziehung der Töne aufeinander, Symmetrie und Ebenmaß. Diese definitio per partes ist wohl etwas zu wenig sagend. Bei der Wichtigkeit der Sache hätte man wirklich mehr erwartet. Da gehen Dom Pothier und P. Kienle [1] gründlicher voran. P. Kienle geht von der wörtlichen Bedeutung des Rhythmus aus und bezeichnet ihn sehr richtig als schöne Bewegung — in der Musik lebendige Bewegung in der Zeit. So nennt man im übertragenen Sinne alles rhythmisch, was Ordnung, schöne Verhältnisse, Ebenmaß hat. Man denkt sich die ruhenden Formen in Bewegung, um ihre schönen Verhältnisse zu gewinnen, sinnenfällig zu machen. Schlegel nennt die Architektur gefrorene Musik. Die Bewegung ist aber nur dann geregelt und schön, wenn sie auf mannigfaltigen, einander entsprechenden Zeittheilen oder Zeitgruppen beruht. Die Grundlage der schönen Bewegung ist also die Proportion, das Ebenmaß der Theile. Das gilt auch für die Musik; auch sie verlangt ebenmäßige Theile, Perioden. Das ist ihr Rhythmus, die Ordnung der Bewegung in der Melodie. Durch ihn wirkt diese erst schön, nicht bloß angenehm, sinnenschmeichelnd. Dieses Ebenmaß herzustellen gibt es verschiedene Weisen und folglich auch verschiedene Rhythmen. Wird es gebildet nach stätigem Gesetze in der Zeit nach gleichwerthigen Gliedern, so kann man diesen Rhythmus den metrischen oder mensurirten nennen. Wird das Ebenmaß, die Proportion aber in freier Weise und stets wechselnden Formen hergestellt, so heißt der Rhythmus ein freier, oratorischer. Den erstern hat die moderne Musik (Mensuralmusik, Tactrhythmus), den andern der Choralgesang. Er hat ihn gemeinsam mit der freien Rede, wie jene den ihren theilt mit der Poesie. Das ist eine klare, streng logische Ideenentwicklung. In der weitern Durchführung ihrer einzelnen Theile geht P. Kienle vom gebundenen Sprachrhythmus-

---

[1] Der gregorianische Choral von D. Pothier, übersetzt von P. Ambros Kienle, und des letztern Choralschule, S. 51. ff. Der Rhythmus ist in der Musik jenes Element, welches in der ersten Reihe an die geistige Wahrnehmung sich wendet. Sehr richtig sagt P. Kienle, daß die tiefere Bedeutung der rhythmischen Formen im Zusammenhange mit dem innern Leben des Menschen liege. Es ist die Wahrnehmung der durch die Ordnung geregelten Bewegung, welche im Rhythmus liegt. „Die Affecte der Seele sind Erregungen, Bewegungen und haben eine geheime Verwandtschaft, eine innere Beziehung zu der rhythmischen Bewegung.“

Versbau aus, weil unserer Zeit und unserem Empfinden der mensurirte Rhythmus am nächsten steht [1]. Dann folgt: „vom gebundenen musikalischen Rhythmus — Tact" und dann „vom freien Sprachrhythmus — freier Rede". Schließlich erst wird gehandelt „vom freien musikalischen Rhythmus — Choral".

Unser Autor geht aber gleich auf seine Sache los — auf den Choralrhythmus. „Der Rhythmus der gregorianischen Melodien ist kein anderer als der Rhythmus der Sprache, und zwar der ungebundenen Sprache, der Prosa" (S. 211). Der gregorianische Rhythmus ist die musikalische Form des Prosarhythmus. Den Rhythmus der Choralmelodien hat man, wenn man im modernen Rhythmus alles fortläßt, was Schema und Zwang bedeutet, und dafür Freiheit einsetzt (S. 212). Das klingt aber fast wie eine contradictio in adiecto. Denn wenn alles wegbleibt, was Schema und Zwang, d. h. was Maß und Regel besagt, wie kann bei solcher Freiheit noch Symmetrie und Ebenmaß und übersichtliche Gruppirung, d. h. Rhythmus, bestehen? Das will nun freilich der Autor nicht sagen. Er will nur betonen, daß der Choral seine kleinen rhythmischen Theile anders zu Gruppen zusammensetzt, als die moderne Musik es thut. Während hier die kleinsten Zeittheile alle gleich sind und auch die aus den kleinen rhythmischen Theilen zusammengesetzten Gruppen wiederum alle gleich sind, sind im Choral die kleinsten rhythmischen Werthe, die einzelnen Töne, nicht alle gleich lang, sondern jeder Ton nimmt für sich nur soviel Zeit in Anspruch, als die zu ihm gehörige Textsilbe fordert. Ebenso sind auch die einzelnen aufeinander folgenden Gruppen nicht immer gleich lang. Auch die größern Gruppen, die Distinctionen, sind nicht alle gleich. Daß diese nicht mit Unrecht gepriesene freie Bewegung ein charakterisirendes Element des Chorals ist, zeigt sich in jeder größern Melodie desselben. Allein es wäre sicher falsch, wenn man sie der modernen Musik absprechen wollte. Bei der strammen Einheit ihres Periodenbaues gibt sie doch der freien Bewegung Raum genug. Selbst in der einfachen achttactigen Periode können Verkürzungen und Verlängerungen um einen, zwei bis drei Tacte eintreten. Ja auch noch in ihren größten Theilen, den Sätzen, kann eine solche Dehnung oder Kürzung stattfinden, und kann der Satz aus fünf oder drei Motiven bestehen.

Von den alten Theoretikern läßt uns eigentlich einzig Guido von Arezzo hier tiefer in die Auffassungen der alten Lehrmeister einblicken. Es wird insbesondere das 15. Kapitel seines Micrologus de disciplina artis musicae hervorgehoben. „Guido gibt darin nicht eine erschöpfende Behandlung der rhythmischen Gliederung einer Melodie, es sind nur einige Winke, die ihm eine feine und scharfsinnige Beobachtung der gregorianischen Lieder eingab" (S. 215). Das ist nicht umsonst gesagt. Herr Professor Wagner hat seine Sache fest inne und weiß immer, wo er hinaus, respective auch — hinein will. Daß der geniale Mönch von Arezzo sich seine Theoreme aus den gregorianischen Melodien in ihrer lebendigen, ihm bekannten Tradition herausgebildet habe, ist zweifellos richtig. Allein wer möchte angesichts der Thatsache, daß dieser feine Kopf mit den zu

[1] Choralschule S. 52.

seiner Zeit im Schwange gehenden Lehrmeinungen höchst vertraut war und in sie sich hineingelebt hatte, die Möglichkeit, ja fast Wahrscheinlichkeit bezweifeln, daß ein solcher Mann sich auch Verse nach seiner Art gemacht habe, daß, wenn seine praktischen Erfahrungen seinen reifern ästhetischen Urtheilen nicht ganz entsprachen, er jene nach diesen auszugleichen und zu verbessern suchte? Und wie, wenn er dann bei der Redaction seines Antiphonars das ihm besser und vollkommener Dünkende einfließen ließ? Sollte eine solche „verbesserte" Ausgabe wirklich sich nicht haben Bahn brechen können? Aber diese Fragen sind just abgeschnitten, wenn der große musikalische Reformator des 11. Jahrhunderts mit einer feinen und scharfsinnigen Beobachtung der gregorianischen Melodien sich begnügte, wenn es ihm nicht einmal in den Sinn kommen durfte, es könnten sich Dinge eingeschlichen haben, die den gregorianischen Text nicht mehr ganz so erscheinen ließen, wie ihn seine ersten Meister gestaltet und aufgebaut hatten. Es lief hier übrigens dem Autor noch ein anderer Mann über den schönen Weg, und zwar nicht vor 800 Jahren, sondern 1884 in Dr. Haberls Cäcilienkalender. P. Kornmüller hat dort eine Abhandlung „Zum Vortrage des Chorales" veröffentlicht und wörtlich geschrieben: „Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Guido das 15. Kapitel des Mikrologs als eine Belehrung zur Anfertigung von melodischen Tonstücken theils für reine Instrumentalmusik theils für Gesang, und zwar nur für Gesänge mit metrisch oder rhythmisch gebildetem Texte, geschrieben." P. Kornmüller ist nämlich der Ueberzeugung, daß Guido dieses 15. Kapitel nicht geschrieben habe, um zu lehren, wie man Choralmelodien regelrecht bilden müsse; er glaubt aber doch, daß Guido hier einen praktischen Zweck verfolge. Er macht auf die Thatsache aufmerksam, daß in den Klöstern nicht nur gottesdienstliche, liturgische Gesänge verwerthet wurden, sondern daß man auch eine erkleckliche Zahl von Gesangsstücken benöthigte, welche zu Empfangsfeierlichkeiten hoher Gäste, zu häuslichen Festen, zu Todtenklagen und anderen Gelegenheiten bestimmt waren und benutzt wurden. Das zeigt das Beispiel der „Sängerschule von St. Gallen". Unter diesen Gesängen, soweit sie in dem Werke des P. Anselm Schubiger uns vor Augen treten, ist aber kaum e i n prosaischer Text. Wie in St. Gallen war es zweifellos auch in andern Klöstern Gepflogenheit, die Musik auch zu solchen Zwecken zu verwenden. „Für solche Gesangsstücke hat Guido seine Vorschriften gegeben, für diese passen sie allein, diese fordern solche Proportionen in der Aneinanderreihung der Töne und Tongruppen und solche Gleichheit der Abschnitte." So P. Kornmüller. Dem Autor ist diese ohne alle Emphase, ruhig und an den Wortlaut Guidos sich haltende Abhandlung nicht entgangen. Er widmet ihr sogar eine kurze kategorische Abfertigung: „Es sind keine theoretischen Finessen [1], noch haben sie mit instrumentalen Dingen zu thun." Das erstere ist in des Wortes gewöhnlichem Sinne wahr; das andere trifft nur zum Theil zu und entscheidet in unserer Frage nichts. P. Kornmüller spricht ja nicht bloß von Instrumental-

---

[1] Diese Aeußerung stammt von Riemann, in seiner Geschichte der Notenschrift S. 194. Daß Dr. Riemann in dem Mönche von Arezzo keinen Finessenmacher sieht, beweist der Artikel über Guido im Musik-Lexikon (4. Aufl.) S. 406 f.

musik, sondern auch von Gesangsstücken. Er sagt, daß bei genauerer Erwägung die meisten der von Guido gegebenen Vorschriften sich nur auf reine Instrumentalmusik beziehen können, oder auf Gesangscompositionen, insofern vorerst eine Melodie selbständig erfunden und dann erst der Text der Melodie oder die Melodie dem Texte angepaßt wurde[1]. Ist gegen ein solches Verständniß der Wortlaut Guidos, oder ist der Text zu diesem Verständnisse vergewaltigt worden? Gewiß nicht. Fehlt diesem Verständnisse eine begründete Voraussetzung? Noch viel weniger. Daß in den Klöstern schon vor Guido eifrig auch Instrumentalmusik getrieben wurde, ist geschichtliche Thatsache. Ebenso, daß dieselbe bei Gelegenheiten, wie P. Kornmüller sie anführt, angewandt wurde. Bei dem feierlichen Empfange Kaiser Karls des Kahlen musicirten die Reichenauer Mönche zum Gesange mit dem Nauplium, der Flöte, dem Organum und der Cymbale. In St. Gallen ließ der Erzmusiker Tutilo († 915) seine Tropen mit Instrumentalmusik aufführen, und heute noch lesen wir das Lob Ekkehards IV., daß Tutilos Weisen einzig in ihrer Art gewesen seien und wie durch die instrumentale Begleitung die langgezogenen Tonreihen an Schönheit gewonnen hätten[2]. Es handelt sich hier also sogar um mit Instrumenten ausgeführten Kirchengesang — mehr als P. Kornmüller verlangt. Es sind das Dinge, welche für die Geschichte des gregorianischen Gesanges von mehr oder minderer Bedeutung sein können, jedenfalls aber nicht so mir nichts dir nichts auf die Seite geschoben werden dürfen. Wenn von den theoretischen Aufstellungen Guidos ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht wird, wie es von Herrn Professor Wagner geschieht, so mußte doch zuallererst gezeigt werden, daß der Altmeister wirklich, was er sagt, vom gregorianischen Gesang verstanden wissen will. Wie dem auch sei, unser Autor entwickelt an Guidos Hand seine weitern theoretischen und ästhetischen Ideen.

---

[1] Cäc.-Kal. 1884, S. 40.

[2] Diese interessante Stelle der Casus St. Galli (bei *Pertz*, Scriptor. II, 101) bietet einen nicht zu übersehenden Einblick in unsere Frage. Ekkehard schreibt: Quae autem Tuotilo dictaverat, singularis et agnoscibilis melodie sunt, quia per psalterium seu per rothtam, qua potentior ipse erat, neumata inventa dulciora sunt, ut apparet in *Hodie cantandus* et *Omnium virtutum gemmis* etc. Es handelt sich hier offenbar um die Tropen, die neumata inventa Tuotilos, deren musikalische Wirkung noch durch instrumentale Begleitung gehoben und ausgezeichnet wurde (singularis et agnoscibilis melodie). Als Instrument wird genannt das Psalterium oder die Rotta, d. h. das siebensaitige Psalterium. Tuotilo war darauf Virtuose — qua potentior ipse erat. Es war eine dreieckige Spitzharfe. Sie wurde von den professionsmäßigen Musikern, den Spielleuten, handlicher (viereckig) geformt und scheint auch mehrere Saiten erhalten zu haben. Notker Labeo, welcher in seinem deutschen Musikwerke dies Instrument (Rotun) beschreibt, tadelt diese Veränderung, weil sie die mystische Form der Dreieinigkeit verwische. Vgl. P. Ans. Schubiger, Sängerschule St. Gallens, S. 60. — Das Wort Rotta weist vielleicht auf den wälischen Crwth (Chrotta — Chrotta britanna) hin, ein sehr altes Saiteninstrument, das mit 3—6 Saiten bezogen war und mit dem Bogen gestrichen, aber auch gerissen wurde. Der Tropus Hodie cantandus findet sich bei P. Schubiger a. a. O. S. 39 der Exempla.

Es erlaubt uns der Raum nicht, auf diesem Wege ihm weiter im Einzelnen zu folgen.

Das, was jedem, der sich für die Sache interessirt, höchst willkommen sein muß, ist wiederum die mit erprobtem Blick getroffene Auswahl zahlreicher, sehr instructiver Beispiele, an welchen sich jeder, der Augen hierzu hat, das Richtige absehen und „die fein gearbeitete Weise studiren kann". Und wenn auch nicht jeder dem hohen Fluge der Begeisterung des Autors zu folgen befähigt oder gewillt ist, das muß man ihm doch zugestehen, daß die gregorianischen Choräle, die er vorführt und exegesirt, in ihren Wiederholungen, in ihren sogen. musikalischen Reimen, in dem motivischen Ausbau der Melodie eigentliche und wirkliche Kunstproducte zu nennen sind. Er hat an zahlreichen Beispielen bewiesen, „daß man im Mittelalter für die logische Entwicklung einer melodischen Linie einen hervorragenden Sinn besaß" (S. 250).

Mit diesem sehr befriedigenden Resultate beschließen wir unsere Betrachtung über den eigentlich musikalischen Kunstbau der gregorianischen Gesänge, um noch von dem Inhalte des letzten Kapitels, wenn auch in gemessenster Kürze, zu referiren. Es ist überschrieben: „Wort und Ton in der gregorianischen Melodie". Es handelt sich also um das Verhältniß der Melodie zum Texte, und zwar zuallernächst um die Behandlung der sprachlichen Form im gregorianischen Chorale. Seine Gesänge sind in überwiegender Mehrheit in lateinischer Prosa abgefaßt, entziehen sich also den Gesetzen der metrischen Form. Desto größer ist aber für sie die Bedeutung des Wort- und des tonischen Accentes. Schon die Psalmodie beruht wesentlich auf ihm, und zwar macht sich sein Einfluß nicht bloß in den einfachen Formen derselben geltend, sondern er greift viel weiter aus und beherrscht die melodische Entwicklung in den ausgedehntesten melismatischen Bildungen. Ueberall ist er maßgebend für die Textbehandlung. Auch in den Formen des rhythmischen Cursus zeigt sich die Macht des Accentes. Unter dem Cursus versteht man aber gewisse nach rhythmischen Gesetzen eingerichtete Schlußformeln für Ganz- und Periodenschlüsse (S. 256). Er besteht also in wohlklingenden Folgen (harmonieuses successions, wie die Paléogr. music. sich ausdrückt) von Silben und Wörtern, welche die griechischen und römischen Prosaiker am Ende der Sätze oder Satztheile eintreten ließen, um dem sprachgebildeten Ohre im reichen Wechsel mit angenehmen Schlüssen zu gefallen. Er ist also sozusagen ein bewußtes Hervorheben des musikalischen Elementes der Sprache. Die Sache ist so alt als die klassischen Sprachen selbst und wurde im Lateinischen schon zu Ciceros Zeiten genau beobachtet. Das Wort Cursus stammt aber erst aus dem 11. Jahrhundert. Uebrigens bezeichnet es dann die Accentuation der gewöhnlichen Aussprache und nicht jenen metrischen Cursus, welcher zur klassischen Zeit in Uebung stand und über welchen jener um das 5. Jahrhundert die Oberhand erhielt. Auch die Eintheilung des Cursus[1], wie sie später an-

[1] Vgl. K.-M. Jahrb. 1896, S. 91 ff. Unser Autor führt als die wichtigsten Cursusformen an: Cursus planus, der aus fünf Silben besteht, C. tardus aus sechs, C. velox aus sieben und C. trispondaicus aus sechs. Ein Beispiel, an

gewendet wurde, geht nicht auf die klassische Zeit zurück. Selbst im 11. Jahrhundert war sie nur in der päpstlichen Kanzlei üblich. Sie kann also für die Entstehung der Choralmelodien nicht unbedingt herangezogen werden, vorab nicht als ein zwingender Beweis für die Zeit ihrer Composition. Selbst wenn die Texte der ambrosianischen oder gregorianischen Zeit angehören, folgt daraus noch nicht, daß auch die Melodien in jener müssen entstanden sein. Wenn also auch diese Prosaklauseln besonders im 5. und 6. Jahrhundert im Gebrauche waren, so ist der Schluß, daß ihr melodisches Gewand im Zuschnitte, wie uns der Autor es vorführt, auch aus dieser Zeit komme, logisch noch nicht zwingend. Man könnte fast den Hintergedanken bekommen, ob nicht Guido unter dem Einflusse dieser neuerwachten rhetorischen Principien stand, als er die Choralmelodien in seine neue Notenschrift übertrug, sein Antiphonar redigirte. Was P. Kornmüller im K.-M. Jahrbuch von den hierher bezüglichen Ausführungen des Dom Mocquereau in der Paléographie musicale sagt[1], das trifft auch von jenen des Herrn Professor Wagner zu. Das System, welches der Verfasser in dieser Abtheilung aufbaut, ist an und für sich sehr schön und einladend; aber bei tieferem Eingehen auf dasselbe tauchen doch allerlei Zweifel auf. Bei vielem trifft ja dieses System, nach welchem die alten gregorianischen Componisten gearbeitet haben sollen, zu, und man kann die gegebenen Regeln darauf anwenden, aber bei vielem auch nicht. Wie aber Dom Mocquereau, so versteht es auch Herr Professor Wagner, alles Widerstrebende, Extravagirende geschickt in den Bann der aufgestellten Normen zu bringen. Sie sind eben beide in ihrer Sache vollständig zu Hause und haben dort alles wohl eingerichtet. Herr Professor Wagner hat bei der immer trefflichen Wahl seiner Beispiele stets eine glückliche Position — wieder ein Zeichen von seiner gediegenen Sachkenntniß. Was sehr angenehm berührt, ist, daß er die in der Paléographie musicale unvermeidlichen Parallelen zur Regensburger Ausgabe wegließ. Das gregorianische Kunstwerk des ersten Jahrtausends, wie er es nennt und hinstellt, braucht auch wahrhaftig keine unnöthige Schattirung, um sich licht und sonnenklar vorzustellen. Er malt lieber auf dem goldenen Grunde des Vertrauens zu den Resultaten der Paléographie musicale und malt mit so hellen, rosigen Farben, daß die lyrisch erweiterte Psalmodie als eine der feinsten Schöpfungen des gregorianischen Genius erscheint. Wenn die Farbengebung auch stark, bisweilen grell ist, eine gute Zeichnung vom gregorianischen Choral als Kunstmusik hat Herr Professor Wagner gegeben, er hat uns in die gregorianischen Gesänge eingeführt. Einmal drinnen, mag sich jeder über den Aufbau und das Wesen des Werkes selbst weiter aufzuklären suchen. Unsern Lesern, die sich für Choralkunde interessiren, empfehlen wir das

---

welchem man sich die drei ersten Formen leicht merken kann, ist die Oratio „Gratiam tuam“, welche zum Angelus Domini gebetet wird. Bei den Worten nostris infunde tritt der C. planus ein, bei incarnati*onem cognovimus* der tardus und bei gloriam perducamur der velox. Die seltenere vierte Form zeigt die Oratio de Spiritu Sancto bei illustrati*one docuisti*. S. 256—257.

[1] S. 97.

blühend geschriebene, von feinem ästhetischen Sinn getragene Werk zu eingehender Lectüre.

Zum Schlusse aber noch zwei Bemerkungen, die auf eine Doppelfrage antworten mögen, welche sich dem Leser aufdrängen könnte. Bei einem Kunstwerke ist auch seine Wirkungsfähigkeit in Anschlag zu bringen. Es ist sich nicht abgeschlossener Selbstzweck. Das gilt um so mehr vom Kunstwerke, welches in den Dienst der kirchlichen Liturgie tritt. Wie steht es nun mit der Wirkungsfähigkeit des gregorianischen Chorals? Zwei Dinge dürfen wir nicht vergessen. Er gehört einer längst vergangenen Zeit an, und diejenigen, auf welche er wirken soll, sind die durch den Sinnenzauber unserer modernen Tonkunst gewöhnten, leider auch verwöhnten Kinder unserer Zeit. Leute, welche sich wie Professor Wagner in das Leben und Weben alter Kunstthätigkeit ganz hineingearbeitet haben, „lassen sich", wie P. Kornmüller sehr zutreffend bemerkt, „leicht verleiten, alles in den alten Zeiten im rosigsten Lichte zu schauen, ihre idealen Einbildungen ins Alterthum hineinzutragen und daselbst nur Vollkommenheit zu sehen". Es geht aber auch umgekehrt, es gibt Leute genug, welche alles über den Leisten ihrer nagelneuen Eindrücke schlagen und ihre aus ihnen zusammengewürfelten Einbildungen auch als Maß der Kunstproducte längst vergangener Zeiten annehmen.

Das andere, was wir bei Beurtheilung des Chorales nicht vergessen dürfen, ist, daß er mehr als jede andere Musik zur kirchlichen Liturgie gehört. Seine Wiege stand in der Kirche; er wurde nicht erst hineingetragen, wie es mit der Polyphonie und besonders mit unserer modernen Musik geschah. Wer ihn verstehen, wer ihn genießen will, muß ihn in seinem heiligen Amte, im wirklichen Dienste aufsuchen. Wir sagen nicht, daß seine eigenthümlichen Kräfte ganz ersterben, wenn sie hinaus in die weltliche Musik getragen werden. Sie haben noch immer etwas von ihrem heiligen Zuge, ihrem dem Irdischen entfremdenden Reize. Man höre nur die großartige instrumentale Einleitung über das erste Motiv des Introitus vom vierten Adventsonntage: Rorate coeli aus Liszts „Christus". Sie zwingt mit einer mysteriösen Kraft, in den Ideenkreis zu treten, dem das ganze Kunstwerk geweiht ist. Seine eigentlichste Wirksamkeit wird aber der Choral nur in der Kirche, beim Altare, besonders im Chore sangeskundiger Mönche äußern. Entrückt ein solches Bild ja schon von selbst in die Zeiten, wo in diesen Gesängen sich die höchste und schönste Blüthe musikalischen Lebens entfaltete. Dem Kunstwerke des ersten Jahrtausends, wie Herr Professor Wagner es uns vorführt, ist diese seine alte Heimstätte um so zuträglicher, als seine vollkommene Ausführung Sänger von einer Auffassung, Ausbildung und Ausdauer verlangt, wie sie vorzugsweise im Schoße einer monastischen Gemeinde heranwachsen.

Will der geneigte Leser erproben, ob wir nicht zu viel gesagt haben, dann suche er die Benediktiner-Abtei Beuron im schönen Donauthale auf. Eines wird er da auch beobachten, es ist ja zu auffallend, nämlich die Wirkung des Choralgesanges auf das gläubige Volk. Man kann dieselbe freilich nicht ihm allein zuschreiben. Es ist das große Kunstwerk des katholischen Gottesdienstes in seiner Gesamtheit, welches den gläubigen Sinn des Volkes also fesselt, daß

es sich in dichten Reihen an die Chorstufen drängt, um nichts von all dem Schönen und Heiligen zu verlieren. Ein nicht unbedeutender Theil dieser staunenswerthen Wirkung fällt aber sicher dem Gesange zu, dem das Volk noch ebenso andächtig lauscht, wenn nach dem Hochamte zu den letzten Horen gesungen wird. Da trifft heute noch die farbensatte Schilderung zu, welche P. Schubiger vom Gottesdienste im alten St. Gallen zur Zeit jener großen Meister entwirft [1], die wir im Verlaufe unserer Studie wiederholt gerühmt haben: „Da ward das Volk täglich durch den Introitusgesang zur Theilnahme an den heiligen Mysterien eingeladen; da hörte es in lautloser Stille die um Erbarmung rufenden Töne des Kyrie, erfreute sich an den Festtagen am Gesange, einst von den Engeln angestimmt; da vernahm es beim Graduale die Sequenzen, die in den hochjubelnden Wechselchören die damaligen Festtage verherrlichten, und darauf die einfachen recitativähnlichen Klänge des Symbolums; da fühlte es sich beim Sanctus hingerissen, ins Lob des Dreimalheiligen einzustimmen und die Erbarmung jenes göttlichen Lammes anzuflehen, das die Sünden der Welt hinwegnimmt."

Zu den tiefsten musikalischen Eindrücken, die wir in unserem Leben empfangen haben, gehören das bei den Benediktinern in Emmaus (Prag) und in Beuron Gehörte, die Choralmesse De Beata beim Frühamte in der Gnadenkapelle zu Einsiedeln und die Gesänge der Cistercienſermönche von Mehrerau beim Begräbnisse des letztverstorbenen Abtes. Die ersten sangen nach Dom Pothiers Ausgaben, die letzten nach ihren eigenen Chorbüchern, die Missa de Beata war die des Regensburger Graduale. Dies letzte erinnert uns aber an die zweite Frage, die wir noch zu beantworten haben. Sie möchte etwa so lauten: Wie stellen sich die Resultate unserer Studie zur officiellen Regensburger Ausgabe? Was zunächst hier die Rechtsfrage betrifft, so ist sie nicht mehr zu stellen, da sie autoritativ beantwortet ist. Die Frage kann sich auch nicht auf die Thatsache des Entstehens ihrer Vorgängerin, der Medicaea, beziehen; denn diese ist genügend beantwortet, wenigstens ihrer äußern Seite nach. Allerdings wäre sehr zu wünschen, daß es weitern Forschungen gelingen möchte, zu zeigen, auf welche handschriftlichen Quellen Palestrina und seine Mitarbeiter angewiesen waren und wie sie diese benutzten. Was aber die Frage anbelangt nach dem eigentlichen künstlerischen Werthe der Medicäischen bezw. der Regensburger Ausgabe, so hat uns die eingehende Beschäftigung mit dem gewiß nicht zu ihrer Verherrlichung geschriebenen Buche des Herrn Professor Wagner nicht um die gute Meinung von ihr bringen können. Lassen wir auch die Frage dahingestellt, ob der Choral nach Dom Pothier solidere Rechtsansprüche auf das „gregorianisch" machen kann als die Regensburger Ausgabe, den Grundzug haben doch beide gemein. Wenn die von Herrn Professor Wagner aufgestellten Normen für das constructive Wesen der gregorianischen Melodien auch wirklich so sicher wären, wie er sie hinstellt, so möchte bei genauerem, durch keinerlei Voreingenommenheit beeinflußtem Zusehen sich ergeben, daß diese Normen mutatis mutandis im officiellen Chorale auch noch

[1] Sängerschule S. 25.

anzutreffen sind, und daß man nicht einmal immer so feinfühlig und scharfsichtig suchen muß, wie es in unserem Buche und in der Paléographie musicale bisweilen geschieht. Wenn, wie wir nicht zweifeln, die länger gezogenen Neumen, die Jubilationen zum eigentlichen Wesen gregorianischen Gesanges gehören, wenn sie mit zu seinen frühesten Gestaltungen zählen, so bezieht sich dieses jedenfalls nicht auf ihre quantitative Ausdehnung, und so sind sie ja den officiellen Weisen auch heute noch eigen. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Polyphonie der richtigen Auffassung der Choralmelodien Eintrag thun konnte und auch that. Allein wie beweist man denn, daß auch Musiker vom Schlage Palestrinas hier nicht mehr unterscheiden konnten? Glaubt man wirklich, daß diese Männer regellos arbeiteten, daß sie nicht auch erst die richtigen Gesetze für ihre von der höchsten Autorität auferlegte, im echt kirchlichen Sinne zu leistende Arbeit kennen zu lernen suchten? Man hat schon darauf hingewiesen, daß sich solche aus ihrem Werke herauslesen lassen. Und das ist richtig; doch näher darauf einzugehen, verlangt weder der Zweck noch gestattet es der Umfang dieser Studie.

Theodor Schmid S. J.

Recensionen.

Geschichte des Idealismus. Von **Otto Willmann**, Dr. phil., Professor der Philosophie und Pädagogik an der deutschen Universität in Prag[1]. In drei Bänden. 8⁰. I. Band. Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus. (IX u. 696 S.) Braunschweig, Vieweg, 1894. II. Band. Der Idealismus der Kirchenväter und der Realismus der Scholastiker. (VI und 652 S.) Ebd. 1896. Preis *M.* 10 u. 9.

Ein hochbedeutendes philosophisches Werk, das in der Gegenwart, wo selbst die Moral angewandte Zoologie zu werden droht, die Fahne des Idealismus aufpflanzt, entfaltet und zum Sammelpunkt aller machen möchte, welche der Culturentwicklung die Durchgangsstufe einer Thierreich-Episode ersparen wollen, muß mit besonders lebhafter Freude begrüßt werden. Ein Werk, das aus fachphilosophischen Universitätskreisen hervorgeht und für christliche Philosophie nicht etwa gelegentlich bloß ein Wort der Anerkennung hat, sondern sich ganz und gar in den tiefsten und höchsten Gedanken der Scholastik bewegt und dabei ein vollendetes Verständniß für die Geistesarbeit der Vorzeit bekundet, ist mehr als eine „Bereicherung" der philosophischen Literatur, es erscheint uns als Wahrzeichen und Markstein eines Fortschrittes, der sich trotz allem Widerspruch durchgerungen und vollzogen hat. Wenn es zudem den vornehmen Vorzug pietätvoller Behandlung der Alten niemals verläugnet, in der Darstellung Klarheit und hohe Schönheit zu paaren weiß, so bietet es mehr als Belehrung, es gewährt auch Genuß.

Das Werk, das wir zur Anzeige bringen und dessen ersten Eindruck wir im Vorstehenden gekennzeichnet haben, sollte in jeder ausgewählten Bibliothek, welche die edelsten Erzeugnisse christlicher Philosophie vereinigen will, Aufnahme finden. Es wird zudem in dieser Umgebung eine eigenartige Stellung einnehmen.

In den Jahrzehnten, die hinter uns liegen, wo es galt, der christlichen Philosophie eine Stellung in der gelehrten Welt erst wieder zu erringen, da sie

[1] Zu dem über die Person des Verfassers Bd. XLI, S. 211 Gesagten sei ergänzend bezw. berichtigend bemerkt, daß derselbe, von Jugend auf Katholik, aber Schüler Herbarts, als Gymnasiallehrer in Leipzig wirkte, seit 1872 an der deutschen Universität zu Prag Philosophie und Pädagogik docirt, auch Director des pädagogischen Seminars und Mitglied der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien ist. (A. d. R.)

kaum gekannt und doch gar sehr verachtet wurde — bestritt man doch, daß die Scholastik überhaupt Philosophie sei; nannte doch Prantl Thomas von Aquino „einen Strohkopf" —, mußte freilich gekämpft werden, und kaum jemals wird die katholische Wissenschaft literarischer Kampfesnoth überhoben sein. Aber wer möchte heute nicht wünschen, daß etwa Kleutgen weniger gegen kurzlebige Irrthümer zu streiten gezwungen gewesen wäre, so daß dieser große Geist seine ganze Kraft an das hätte wenden können, was bleibt: die Wahrheit? In Professor Willmanns „Geschichte des Idealismus" ward die Polemik nicht zugelassen. Man hört da nur die friedlichen Harmonien der philosophia perennis. An den Gegnern seines Idealismus geht er zumeist mit einigen kühlen Bemerkungen vorüber. Den erfolgreichsten Widersachern wird er freilich erst im dritten Bande gegenüberstehen.

Recht verdienstlich sind die zahlreichen Compendien der scholastischen Philosophie und höchst werthvoll manche der größern systematischen Werke dieser Richtung. Angebot und Nachfrage zeigen, daß der einst verschüttete Strom der philosophischen Tradition wiederum erschlossen ist und fröhlich befahren wird. Die Reichthümer der Vorzeit werden eifrig thalabwärts geführt. Mit der Erforschung des scholastischen Lehrsystems hat die geschichtliche Forschung nicht gleichen Schritt gehalten. Wo sind in der ausgewählten scholastischen Bibliothek die Bücher, welche das erste Werden und Wachsen der Scholastik erschöpfend behandeln, oder auch nur die literarischen Vorfragen nach dem Ueberlieferungsbestand, der Chronologie der Schriften und vorab nach den Quellen der Autoren klarlegen? Wohl können wir einige namhaft machen, die für die Zeit, in der sie erschienen, aller Anerkennung werth gewesen sind; auch solche, denen bleibender Werth eignet. Aber Ueberfluß an Reichthum herrscht da jedenfalls nicht. Die Gesamtdarstellungen holen nicht weit genug aus und lassen deshalb die Zusammenhänge mit der antiken und patristischen Geistesarbeit nicht genugsam hervortreten; die kritische Einzelforschung ist aber noch in den Anfängen. Eine der größten dieser Lücken füllt die „Geschichte des Idealismus".

So wohlbewandert der Verfasser in den Quellen und deren Kritik ist, hat er sich doch nirgends in quellenkritische Untersuchungen eingelassen, die nur für den engen Kreis der Fachforscher Interesse haben. Indem er den Idealismus so weit als möglich faßte, bekam dessen Geschichte einen ungemessen ausgedehnten Horizont und unerschöpflich reichen Inhalt. Auf alle Höhen und Bergzüge echter Speculation sehen wir hinaus, und über ihnen liegt ausgebreitet der goldene Sonnenglanz des Idealismus.

Sichere Beherrschung der gesamten Philosophie und ihrer Geschichte zeichnet das Werk in hohem Grade aus. Der Verfasser schöpft aus dem Vollen und arbeitet durchweg mit Eigenem, bei den Griechen wie bei den Kirchenvätern und den Scholastikern. Solcher Leistung gegenüber wird die übliche Recensentenschablone zur Verlegenheit.

Bei der Fülle des Gebotenen und der Feinheit der Ausführung hält es schwer, eine befriedigende Analyse des Inhalts herzustellen, und da das eigene Inhaltsverzeichniß des Herrn Verfassers einen sehr klaren Einblick gewährt, würde

dies auch ziemlich überflüssig sein. Ueberaus häufig begegnen uns, zumal in den sechs Abschnitten des zweiten Bandes, Gedanken von echt christlichem Tiefsinn und von erlesenster Schönheit; sie geben dem Werk, das durch den Mangel aller Polemik irenische Stimmung hat, einen poetischen Hauch und wahrhaft religiöse Weihe, so daß man an das nüchtern prosaische Geschäft, Proben vorzulegen, gar nicht gehen mag, vielmehr mit dem aufrichtigen Wunsche sich bescheidet, der weitestmögliche Leserkreis möge am ganzen Werke sich erfreuen und erheben. In den zahlreichen kritischen Einzelfragen, die zur Sprache kommen, da oder dort eine abweichende Meinung hervorzuheben, erscheint einer so monumentalen Leistung gegenüber kleinlich. Wir wollen deshalb lieber die Beantwortung einiger Fragen skizziren, die das Werk als ein Ganzes angehen, dessen Eigenart zu kennzeichnen geeignet sind und zugleich als Einführung in das Studium der „Geschichte des Idealismus" dienen können. Dabei wird ein Bedenken zur Sprache kommen, das mit dem Gegenstande selbst verbunden ist.

Fassen wir zunächst den Begriff des Idealismus ins Auge.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Willmanns Idealismus nichts mit dem Transscendental-Idealismus der neuzeitlichen Philosophie zu thun hat. Diesen hätte man im Mittelalter wohl Nominalismus genannt; jener ist im mittelalterlichen Sinn Realismus, weil er die objective Realität der Ideen nicht bloß festhält, sondern auch für die Grundlage der Philosophie ansieht. Nahe steht dem Idealismus Professor Willmanns der „populäre Sprachgebrauch", wie er selbst sagt (II, 94), wonach der Idealismus als Gegenpol des Materialismus erscheint und „eine über die materiellen Interessen sich erhebende Gesinnung" bedeutet (a. a. O.) Allein es dürfte doch angezeigt sein, diesen Idealismus als philosophische Anschauung näher zu bestimmen, wenn man auch dabei in philosophischen Kreisen Allbekanntes vorbringt.

Der Idealismus, wie er hier verstanden wird, ist jene Philosophie, welche den überweltlichen Vor- und Urbildern aller Dinge und ihrem Zusammenhang mit den irdischen Nachbildern gerecht wird, den paradeigmata also jene Stellung anweist, die ihnen im System der christlichen Philosophie zukommt. Die transscendenten Schöpfungsideale sind ja in der That das einigende Band, welches die tiefsten Probleme der Logik, der Metaphysik und der Ethik miteinander verbindet und mit der ersten Ursache, dem Weltplan und Weltgesetz Gottes, verknüpft; man könnte ihren Inbegriff die Weltformel nennen. Durch diesen philosophischen Idealismus wird der vielberufene Dualismus: Gott und Welt, Schöpfer und Schöpfung, monistisch, ohne Monismus zu sein. Er erhebt sich zu einer einheitlichen Zusammenfassung aller Zweige philosophischer Speculation unter sich und zu ihrer Verbindung mit dem Urborn alles Wahren, Guten und Schönen, ohne jene Freiheit zu trüben, welche in der Analogie des transscendenten Seinsbegriffs wurzelt und sowohl idealistischen wie materialistischen Monismus für sich allein schon völlig ausschließt und überwindet.

Auf den ersten Blättern der Logica realis findet man zumeist die Unterscheidung zwischen logischer und ontologischer Wahrheit. Alle Wahrheit ist Uebereinstimmung zwischen den Dingen und dem Denken: Uebereinstimmung zwischen

den Dingen und unsern von diesen bemessenen Gedanken die logische, zwischen den Dingen und Gottes „maßgebenden“ Gedanken die ontologische. Deshalb aber eignet den Dingen die Fähigkeit, in unserem Geist zu Ideen-Lichtbildern umgesetzt zu werden, weil sie selbst beleuchtet sind von der Sonne der Gottesideen. Auch das weitere, einst vielumstrittene Problem von der Giltigkeit der Allgemeinbegriffe verläuft schließlich in der Lichtwelt der die Vorbilder zeugenden Weisheit Gottes. Die schulmäßige Scholastik kann es dabei bewenden lassen, daß die Allgemeinbegriffe Verstandesproducte sind, aber als solche durch etwas sehr Wirkliches in den Dingen bewahrheitet werden, das sogen. Fundament der Universalien. Darauf lenkt nun das idealistisch gerichtete Nachdenken sein Augenmerk. Als Fundament der Universalien erscheint sowohl die vollkommene Uebereinstimmung wesensgleicher Dinge wie die größere oder geringere Analogie aller Geschöpfe auf der Stufenfolge der Weltwesen. Diese Gleichheiten und Aehnlichkeiten, welche die gesamte Schöpfung umfangen, gründen aber darin, daß die Geschöpfe alle nichts so sehr sind als mehr oder minder reich bedachte Theilnehmer an der durch sie abzubildenden Nachahmbarkeit Gottes. Norm und Princip dieser μέθεξις sind die paradeigmata.

Auf dem Gebiete der speciellen Metaphysik ist die Frage nach der Constitution der Naturwesen eine der Grundlagen. Die scholastische Naturphilosophie baute ihr System auf die Wesensform. Die Wesensform, in jedem Einzelwesen, wie Suarez sagt, fons totius esse omniumque proprietatum (Disp. metaphys. XVIII, 2, n. 3), war ihr aber ein Reflex des göttlichen Vorbildes, freilich ein wesengebender (substantificirter) Reflex. Bonaventura nennt die Wesensform deshalb refulgentia divini exemplaris (Coll. XII in Hexaem., Opp. ed. Quar. V [1891], 386), Thomas forma exemplata, welche dem exemplar formans entspricht (Nachweise in d. Tab. aur. „forma“ n. 135. 137, dazu De pot. 3, 16); rationes rerum heißen sie in der Schule, gleich als wären sie etwas Ideelles, und sehr häufig werden sie nach Aristoteles als das θεῖον in den Dingen bezeichnet. Im Anschluß an das uralte Axiom: formae rerum sunt sicut numeri, zu dessen Geschichte bei Willmann interessante Fingerzeige zu finden wären, treten ferner die Wesensformen in ihrer mannigfaltigen Differenzirung zugleich als nächstes Princip der idealen Weltordnung hervor. Diese besteht im harmonischen Aufbau der Schöpfung. Ihr höchstes Princip ruht in der künstlerischen Conception des Weltalls im Geiste des Schöpfers. Ars aeterna nennt der christliche Idealismus den Schöpfungsplan mit Rücksicht auf den Aufbau des Kosmos, lex aeterna mit Rücksicht auf die Abfolge alles Geschehens. Beide zumal sind eins in der Weisheit Gottes. Wie nun weiter die Wesensformen nicht bloß Reflexe der Urideen sind und Principien des Seins, sondern auch Keime des Zieles der Einzelwesen, Motoren der Bewegung dahin und Regulatoren alles Handelns, so sind auch die paradeigmata nicht bloß Vorbilder des Werdens zum Sein, sondern auch (entferntere) Normen des Wirkens zum Ziel. Ihre Ausprägung im Kosmos gibt diesem nicht bloß ideale, sondern auch teleologische Ordnung.

In der Psychologie und Ethik finden wir desgleichen die Urbilder der Dinge an den tiefsten Wurzeln der entscheidenden Fragen. Die richtige Einsicht in das

Formalobject menschlicher Erkenntniß beherrscht einen großen Theil der rationellen Psychologie. Als verkörperte Ideen — intelligibile in sensibilibus — sind die sinnenfälligen Wesen dem menschlichen Erkenntnißvermögen eigentlich angepaßte Objecte. Wie Professor Willmann nach Thomas von Aquin diese manuductio per sensibilia zu den Urideen ausführt, gehört zu den große Meisterschaft bekundenden Partien des Werkes.

Zahlreiche widersprechende Meinungen wurden über das sogen. Moralprincip aufgestellt, über das mit der vernünftigen Natur gegebene Kennzeichen des Unterschiedes zwischen ethisch gut und böse. Nach der aristotelisch-scholastischen Auffassung bestände es eben in der vernünftigen und socialen Menschennatur, als der nächsten Norm der Moralität. Als einem Ebenbilde Gottes kommt der menschlichen Natur der Vorzug zu, daß, was ihr als solcher gemäß ist, die Gottesebenbildlichkeit in ihr vervollkommnet und moralisch gut ist. Aber schon dadurch, daß man das Ebenbild Gottes hervorhebt, daß man die vernünftige und sociale Natur des Menschen als nächste Norm bezeichnet, deutet man auf ein höheres Urbild als letzte Norm hin, wie ja auch das Naturgesetz, das in der vernünftigen Natur liegt, über sich hinausweist, da es als participatio legis aeternae zu fassen ist. Das Ebenbild Gottes besagt ein Theilnehmen höherer Art an der Nachahmbarkeit des Unendlichen, als sie sich in den Schattenbildern bloß materieller Wesen findet.

So beherrschen oder umspannen die paradeigmata in der That die gesamte christliche Weltanschauung, weshalb Augustinus sagen konnte: Tanta in ideis vis constituitur, ut nisi his intellectis sapiens nemo esse possit. Der Verfasser citirt diesen Ausspruch im Vorwort und konnte wahrlich kein treffenderes Motto finden. Der Idealismus, der sich zu diesem Spruch bekennt, kann wohl als die Krönung der christlichen Philosophie angesehen werden. Erfaßt und erklärt er doch sowohl die claritas et consonantia universorum wie auch den egressus et regressus creaturarum, und vereint diese beiden Ideen in dem höchsten Weltbegriff christlicher Weisheit.

Wir meinen hoffen zu dürfen, daß wir den vollendeten christlichen Idealismus im Sinne des Verfassers gezeichnet haben, können aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß am Schlusse des Werkes der Verfasser selbst das speculative Gesamtbild des vorchristlichen und des christlichen Idealismus entwerfe. Versteht man nämlich unter Idealismus mehr als den bloßen Gegensatz zum Materialismus, versteht man darunter die richtig durchgeführte und in die Gesamtheit des theologisch-philosophischen Wissens eingefügte Lehre von den Ur- und von den Nachbildern, so scheint uns der antike Idealismus nicht viel mehr zu sein als ein großartig angelegter, aber auch großartig mißglückter Versuch, es zum Idealismus zu bringen. Freilich hat er den Idealismus der Zukunft zum voraus bereichert durch die Prägung der idealistischen Terminologie. Aber gerade mit Rücksicht auf diese scheint die Uebereinstimmung zwischen dem antiken und dem christlichen Idealismus mehr in Worten als in Begriffen zu bestehen, obgleich auch von einzelnen Wahrheiten, die mit zum Idealismus gehören, das Wort des Verfassers gilt: „Das Evangelium brachte die Lösung und schied den Wahrheitsgehalt aus der

phantastischen Hülle aus" (II, 50). An einer andern Stelle sagt der Verfasser: „Die Richtlinien und die zeugenden Principien brachte die jüngere Gedankenbildung" — die „christliche Philosophie" — „aus dem Eigenen zu" (II, 129). Gerade deshalb, weil der antike Idealismus der „Richtlinien" und der „zeugenden Principien" entbehrte, kann er im großen und ganzen kaum mehr sein als ein mißlungener Versuch.

Den Idealismus erweist der Verfasser als das einigende Band der philosophia perennis. Im ersten Bande, der die Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus enthält, sind selbstredend Pythagoras, Plato und Aristoteles die Haupthöhen. Es wird aber auch jeder Erinnerungsnachklang der Urtradition, jede Ahnung einer überirdischen Ideenwelt in dem apollonischen Glaubenskreis und der Mysterienlehre, in der ägyptischen und chaldäischen Weisheit eingehend dargelegt. Im zweiten Bande sind Augustinus und Thomas die Hochgipfel. Der Erörterung des augustinischen Idealismus gehen zwei Abschnitte voraus (VII. VIII.) mit den Ueberschriften „Neubegründung der Philosophie durch das Christenthum", „Anschluß des christlichen Idealismus an den antiken". Zu Thomas leitet der X. Abschnitt über: „Der Idealismus als scholastischer Realismus", und den Beschluß macht „Der scholastische Realismus als Hüter der idealen Principien".

Die Entfaltung dieser großartigen historischen Ausblicke und Fernsichten dünkt uns eine wahrhaft glänzende Leistung, für die man dem Verfasser um so dankbarer sein muß, als deren Durchführung ohne Zweifel zu den schwierigsten Aufgaben gehört. Allein mit dieser Darstellungsweise sind gewisse Bedenken untrennbar verbunden. Mag man von einem hochragenden Berggipfel der Alpen aus das Gebirgspanorama um sich her studiren, oder von hohem geistigem Standort in die Hochgebirgswelt der idealistischen Systeme hinausblicken, man täuscht sich leicht über die Entfernungen: als ein Höhenzug stellt sich dar, was aus sehr verschiedenem Gestein aufgebaut ward; selten zwar wird es vorkommen, daß durch eine Luftspiegelung ein Gipfel höher aussieht, als er in Wirklichkeit ist, aber häufig geschieht es, daß man, wie der Verfasser selbst gelegentlich sagt, in weiter, verdämmernder Ferne nicht unterscheiden kann, was Wolkenzüge und was Gebirgskämme sind.

Der Verfasser hat die Uebereinstimmungen zwischen dem antiken und dem christlichen Idealismus voll zur Geltung kommen lassen. Die erschöpfende Würdigung des Verhältnisses zwischen beiden heischt aber daneben eine vollkommen gleichmäßige Abwägung der Unterschiede, aus der hervorgeht, daß die Entfernungen größer sind, als man nach der scheinbaren Nähe meinen sollte, und daß in einer Linie entwickelt sich darstellt, was doch ganz verschiedenen Formationen angehört.

Mit der Erkenntniß dieser Unterschiede, der Mängel und der Irrungen des antiken, der Festigkeit, Klarheit und Vollständigkeit des christlichen Idealismus, sind zwei wichtige theologische Wahrheiten eng verbunden, nämlich der übernatürliche Charakter des christlichen Idealismus und die Nothwendigkeit der Offenbarung.

Nothwendig wird die Offenbarung bekanntlich nicht deshalb genannt, weil Gott sie an und für sich geben müßte, sondern weil der Mensch ohne sie nicht fertig wird, weil er sie braucht. Aber sehr verschieden ist diese Nothwendigkeit, je nach den Wahrheiten, um die es sich handelt, danach, ob es natürlich erkennbare sind oder übernatürliche Wahrheiten und Geheimnisse.

Wenn es schon nicht für jeden leicht ist, den Schöpfer des Alls zu finden, unmöglich, den gefundenen allen zu verkünden, wie Plato sagt, um wieviel mehr droht dann der Idealismus, wenn er überhaupt zu stande kommt, esoterische Geheimlehre zu werden! Wenn er überhaupt zu stande kommt, sagen wir, weil von der Erkenntniß des Schöpfers bis zum Ausbau des Idealismus noch weite Wege der Speculation zu durchmessen sind. Auch in Bezug auf theologische Wahrheiten, die zwar von der Vernunft erkannt werden können, daher zu den natürlich erkennbaren gehören, besteht also eine gewisse Nothwendigkeit der Offenbarung, weil diese Wahrheiten ohne Offenbarung nur von wenigen ganz erfaßt werden und auch dann nur zu oft in mangelhafter Gewißheit und Reinheit, weil man zu ihnen nur mit Mühe gelangt und sie nur mit Mühe behauptet, weil sie endlich allgemeine Verbreitung unter solchen Umständen nicht finden können.

Eine anders geartete, eine absolute Nothwendigkeit ist betreffs der übernatürlichen Wahrheiten, vorab der eigentlichen Geheimnisse, festzuhalten. Sobald man betreffs dieser eine wirkliche, wie immer mangelhafte Kenntniß vor deren Offenbarung zugibt, verlieren sie ihren übernatürlichen Charakter. Eine solche Kenntniß kann also im antiken Idealismus nicht wirklich, auch nicht ahnungsweise vorhanden sein. Freilich wenn man, wie der Verfasser es thut, die Uroffenbarung nachwirken läßt, so kann man, ohne den übernatürlichen Charakter der Geheimnisse zu trüben, gewisse Erinnerungen an diese auch bei den Heiden finden. Aber mit der Möglichkeit des Fortwirkens der Uroffenbarung ist dessen Wirklichkeit noch nicht gegeben. Der Verfasser schreibt (II, 43): „Auch die vollkommenste Fassung des Trinitätsgedankens in der Heidenwelt, die uns in Platos Worten entgegentritt, daß in Zeus' Natur ein königlicher Geist und eine königliche Seele wohnen, bewahrt den großen Denker nicht davor ... die Welt zur Gottheit zu erhöhen.“ Nicht jede trichotomistische Wendung ist eine Ahnung des später geoffenbarten Geheimnisses der Trinität. In Platos angeführten Worten können wir eine solche Ahnung nicht finden. Selbst eine klare Einsicht, daß Gott ein Geist ist, und ihm deshalb Verstand und Wille zukommt, ist eine natürliche Einsicht und enthält n i c h t s von dem, was das eigentliche Mysterium ausmacht.

Eine Würdigung der Unterschiede zwischen antikem und christlichem Idealismus müßte demnach unseres Erachtens davon ausgehen, daß erstens im antiken auch die Einsicht in die natürlichen theologischen Grundwahrheiten in ihrer Klarheit und Sicherheit mangelhaft, in ihrer Verbreitung höchst beschränkt, zudem von populären Irrthümern dergestalt umwuchert und mißbildet war, daß sie eines segensreichen Einflusses auf das Culturleben der Völker fast völlig entbehrte, ja nicht einmal den schädlichen Einfluß der Irrthümer zu hindern vermochte; daß zweitens die höchsten übernatürlichen Wahrheiten schlechthin unbekannt waren,

wenngleich ihre Mittheilung im Judenthum durch die Offenbarung positiv vorbereitet wurde, ihre spätere systematische Verarbeitung aber an einige großartige Lichtblicke der antiken Philosophen anknüpfen konnte, die jedoch über die Sphäre des natürlich Erkennbaren nicht hinausgriffen.

Der philosophische Idealismus bewegt sich gerade an den Grenzen der natürlich erkennbaren und der geoffenbarten Wahrheit, und zwar hängt er durch die Beziehung der paradeigmata zum Logos objectiv mit dem höchsten Geheimniß der Offenbarung zusammen; sein eigentlicher Inhalt ist jedoch nach dem Gesagten eine zwar natürlich erkennbare, aber thatsächlich durch die Offenbarung erst völlig erschlossene Wahrheit. Christliche Denker vermochten daher in den vorchristlichen Gedanken darüber mehr zu finden, als deren Urheber sich dabei dachten. Höchst lehrreich bleibt in dieser Beziehung das Verhältniß des platonischen Idealismus zum aristotelischen Realismus, und deren höhere Einheit in der christlichen Philosophie, die ebensowohl Realismus wie Idealismus genannt werden kann und genannt wurde. Besteht der Idealismus aber gerade darin, daß die überirdische Vorbilderwelt und die irdische Nachbilderwelt in die richtige Beziehung gesetzt, daß sie von der Speculation einheitlich erfaßt werden, dann sind die beiden großen Griechen auf dem Wege zum Idealismus gewesen, aber schließlich auf Irrwege gerathen. Oder mit andern Worten und in einem bekannten Bilde: sie haben Bausteine herbeigebracht in großer Zahl, von vorzüglicher Güte, von verschiedener Beschaffenheit und aus verschiedenen Bezugsquellen; versagt aber blieb ihnen der constructive Gedanke. Diesen brachte thatsächlich erst die Offenbarung auch für die Herstellung des Idealismus als philosophischer Weltanschauung, auch für den Aufbau der natürlich-erkennbaren Wahrheiten zum idealistischen System.

Daher eignet denn dem christlichen Idealismus, auch abgesehen von dem höchsten Geheimnisse, der übernatürliche Charakter; denn er ist übernatürlich nach seinem Ursprung und übernatürlich beeinflußt in seinem Inhalt, in seiner Klarheit und Sicherheit, in seiner Verbreitung und seinen Erfolgen im geschichtlichen Leben der Menschheit.

Diesen einfachen Andeutungen ist nicht deshalb hier Raum gewährt worden, weil in den großartigen und tiefsinnigen Ausführungen Professor Willmanns etwas fehlt, was der Zweck und der Gegenstand des Werkes aufzunehmen geboten hätte. Noch viel weniger stehen diese ergänzenden Bemerkungen im Gegensatze zur Geschichte des Idealismus. Professor Willmann bewegt sich mit Sicherheit auch auf streng theologischem Gebiete; im Geiste der kirchlichen Wissenschaft bleibt das Uebernatürliche im Christenthum gewahrt. Es müssen deshalb vereinzelte Bemerkungen, die ein Theologe anders gegeben hätte, nach den Grundanschauungen interpretirt werden. Z. B. II, 43: „und doch wird es" (das Geheimniß der Trinität) „dadurch nicht zu einem alle menschliche Fassungskraft überfliegenden Geheimnisse", mit Hinweis auf 1 Joh. 5, 7. 8; oder II, 60: „die Einheit der Gläubigen mit dem Heiland ist dann die gleiche wie die des Wortes mit dem Vater", unter Berufung auf Joh. 14, 20. Ein Ausdruck, den der Verfasser sehr häufig verwendet, ist „Intuition". Zu-

weilen scheint es, als ob er darunter eine von abstractiver Verstandeserkenntniß specifisch verschiedene Erkenntnißweise verstände. Vgl. z. B. I, 379 (wo freilich der Ausdruck „Intuition" nicht verwendet wurde): „jene echte Mystik, die . . . die Seele gewiß macht, daß sie an der Wahrheit Gottes und der Welt nicht bloß durch die Sinne und den reflectirenden Verstand, sondern auf unmittelbar geheimnißvolle Weise theilhat" (von Platos „Mystik").

In allem übrigen bietet der Verfasser allen, die sich für die Geschichte der scholastischen Theologie und Philosophie interessiren, etwas ganz Besonderes: überraschende Aufschlüsse zur Geschichte der Terminologie und der so häufig zur Erklärung geistiger Vorgänge verwendeten Metaphern. Ein Beispiel für viele. Der hl. Thomas spricht von einem Siegelabdruck der Gotteserkenntniß in den Dingen (De ver. 2, 1 ad 6). In dem „Vorgeschichtliche Anfänge der Philosophie" überschriebenen Abschnitt weist der Verfasser (I, 40) dieses Bild in einem sogen. orphischen Hymnus nach. Doch wird die Entstehung dieser Dichtungen zumeist in nachchristliche Zeiten gesetzt.

Von außerkirchlichen Kreisen wird immer wieder versucht, das Werden und Wachsen der katholischen Kirche, der theologischen Wissenschaft, der kirchlichen Rechtsordnung und Verfassung, der Liturgie und des Cultus „historisch" zu erklären, d. i. als deren einzige, adäquate Ursache lediglich glückliches Benutzen der Umstände, Anknüpfen an Vorhandenes, Fortentwickeln von Bestehendem, Nachahmen von Gewohntem, Entlehnen von Früherem zu „erweisen", wodurch die übernatürlichen Ursachen, die Offenbarung und die Einsetzung durch den Gottmenschen und die Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist, überflüssig würden. Ein interessantes Beispiel aus neuester Zeit findet sich bei A. Harnack, Die Chronologie der altchristl. Literatur I (1897), 193, Anm. 3. So tritt an die historische Theologie unabweisbar die Nothwendigkeit heran, sich immer mehr in diese Fragen zu vertiefen, über die Grenzlinie zwischen natürlicher und übernatürlicher Causalität in der gesamten äußern und innern Geschichte der Kirche Aufschluß zu geben. Werthvolle Dienste hierbei zu leisten ist Professor Willmanns Werk berufen. Möge es gerade in theologischen Kreisen die Würdigung finden, die es reichlich verdient, und den Dank ernten, auf den es Anspruch hat.

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Cours d'Économie Sociale. Par le R. P. ***Chrét. Antoine*** S. J., Professeur de Théologie Morale et d'Économie Sociale. 8°. (X et 658 p.) Paris, Guillaumin et C^ie, 1896. Preis *Fr.* 9.

Wir begrüßen in diesem Werke eine vorzügliche Leistung, ja eine Großthat auf dem Gebiete der socialen Literatur. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man das Werk zu den besten, gediegensten, nach der theoretischen und praktischen Seite hin ausgezeichnetsten Erzeugnissen der christlichen Socialpolitik zählt. Während leider eine Anzahl französischer Socialpolitiker durch die eigenartigen Verhältnisse des Staatslebens in Frankreich sich verleiten ließ, die Zurückhaltung gegenüber dem staatlichen Eingreifen in das wirtschaftliche Leben zu übertreiben und dasjenige, was unter den gegebenen Verhältnissen vielleicht bis zu einem

gewissen Grade praktische Berechtigung haben konnte, auch in der Theorie und darum dauernd und für alle Verhältnisse als das principiell einzig Zulässige hinzustellen, steht P. Antoine auf dem Boden der sententia communis als muthiger und geschickter, mit der unüberwindlichen Rüstung einer soliden philosophischen, theologischen und nationalökonomischen Bildung bekleideter Vertheidiger der allseitig gesunden Doctrin. Seine ausgedehnten Sprachkenntnisse gestatten ihm überdies, nicht bloß die französische, sondern auch die englische, italienische, spanische und in ergiebiger Weise insbesondere die deutsche Literatur zu berücksichtigen.

Die Einleitung des Werkes beschäftigt sich mit dem Wesen und Gegenstande der Gesellschaftswissenschaften überhaupt und der Nationalökonomie insbesondere, mit dem Charakter der politischen Oekonomie als einer praktischen Wissenschaft, mit den Beziehungen zwischen Moral und Volkswirtschaftslehre, mit der für die nationalökonomische Forschung geeigneten Methode.

Der erste Theil handelt von der Gesellschaftsordnung, der zweite Theil von der Wirtschaftsordnung.

Die Besprechung der Gesellschaftsordnung zerfällt in zwei Sectionen, von denen die erste die richtige Lehre positiv entwickelt, während die zweite mit abweichenden Auffassungen sich auseinandersetzt.

Die positive Darlegung beginnt im 1. Kapitel mit der Entwicklung des Gesellschaftsbegriffes, behandelt sodann in fünf weitern Kapiteln den Ursprung und Zweck des Staates, die Staatsgewalt und ihre Functionen, den gesellschaftlichen Organismus, Gerechtigkeit und Liebe in ihrer Beziehung zum gesellschaftlichen Leben, endlich das sociale Wirken der Kirche.

Der negative Theil beschäftigt sich zunächst im 7. Kapitel mit der socialen Frage im allgemeinen, hierauf im 8.—10. Kapitel mit der liberalen, der socialistischen und der katholischen Schule.

Der zweite Theil des ganzen Werkes — die Wirtschaftsordnung — behandelt in der ersten Section die Production der Reichthümer, in der zweiten deren Vertheilung, in der dritten die Consumtion der Güter.

Der Verfasser beginnt die erste Section im 11. Kapitel mit einer Analyse der Production und spricht hierbei von dem Begriffe der ökonomischen Güter, Reichthümer, Dienste; sodann von der Werththeorie, vom Preise, von den unmittelbaren Ursachen der Production (agents de la production) und sonstigen Factoren (Bedingungen, Hilfsmitteln &c.) derselben (facteurs de la production). Dann geht er im 12. Kapitel über zur Lehre von der Arbeit, als der hauptsächlichsten Ursache der Production, behandelt den Begriff und Zweck der Arbeit, den Arbeitsvertrag, die Förderungsmittel der Arbeit (insbesondere Arbeitstheilung und Maschine), Großindustrie und Kleinindustrie. Das 13. Kapitel spricht von dem Kapital als dem hauptsächlichsten Factor der Production. Nach Vorausschickung der nothwendigen Definitionen folgen Auseinandersetzungen über die Nützlichkeit des Kapitals, über Kapital und Kredit, Kapital und öffentlichen Kredit, Kapital und Börse, Handel, Speculation, Agiotage, Kapital und Kapitalismus. Den Gegenstand des 14. Kapitels bilden die Association in ihrem Wesen und

ihren Grenzen, die verschiedenen Formen der Association, die alten und neuen Corporationen, Vereine, cooperativen Genossenschaften. Im 15. Kapitel findet sich eine Abhandlung über die ökonomische Freiheit, Freihandel, Freiheit der Arbeit, die Legitimität der Staatsintervention, die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Strikes.

Die zweite Section beginnt im 16. Kapitel mit der Eigenthumstheorie, der Natur und Existenz des Eigenthumsrechtes, Feststellung seiner Schranken, Zurückweisung falscher Lehren. Hieran reiht sich im 17. Kapitel die Behandlung der wichtigsten Formen der Vertheilung, Grundrente, Kapitalzins in seinen verschiedenen Arten, was Gelegenheit bietet, ausführlich über den Wucher zu sprechen. Eine sehr eingehende Behandlung findet der Lohn im 18. und 19. Kapitel; die verschiedenen Lohntheorien werden entwickelt und kritisch gewürdigt, um dann die richtige Theorie vom gerechten Lohne darzulegen und zu begründen. Das 20. Kapitel bespricht das Elend in der menschlichen Gesellschaft, die Wohlthätigkeit und die Arbeiterversicherung.

Den Schluß des ganzen Werkes bildet die dritte Section mit der Lehre von der Consumtion der Güter.

Es ist also nicht bloß eine philosophische Gesellschaftslehre, die uns hier geboten wird, sondern zugleich ein kurzer Abriß der Nationalökonomie. In all den schwierigen Fragen, die dabei zur Erörterung stehen, verfügt P. Antoine über eine große Sicherheit und Klarheit des Urtheils, verbunden mit der höchsten Präcision des Ausdruckes, so daß sowohl seine Definitionen wie seine Beweisführungen geradezu als mustergiltig anerkannt werden müssen. Besonderes Lob verdient die Art und Weise, wie der französische Socialpolitiker die Aufgabe des Staates gegenüber dem wirtschaftlichen Leben, speciell auch in der Frage des Arbeiterschutzes, mit aller Schärfe und Genauigkeit bestimmt. Mit Recht hatte der edle Bischof von Angers, Msgr. Freppel, so oft und so eindringlich vor der Hinneigung zu den für unsere Zeit charakteristischen staatssocialistischen Theorien gewarnt. So sagte er in seiner Rede bei Eröffnung des Congresses der katholischen Rechtsgelehrten am 1. October 1879: „Die große Gefahr des Augenblickes ist die Anwendung der Theorien Rousseaus und Hegels auf die Socialordnung, die Uebertreibung der Rechte des Staates auf Kosten der menschlichen Persönlichkeit, der Familie und der Kirche." Indem P. Antoine von allen diesen Uebertreibungen sich vollkommen frei erhält, andererseits aber auch die im Naturrechte zweifellos begründeten Pflichten der Staatsgewalt nachdrücklichst betont, findet er den richtigen Mittelweg zwischen der ungesunden Freiheit des manchesterlichen Liberalismus und dem tödtlichen Absolutismus der staatssocialistischen Doctrin. Dieselbe Abneigung vor extremen Theorien, das gleiche kluge Maßhalten kennzeichnet die vorzüglichen Tractate über den gerechten Lohn wie über die Association. Die Lehre von der corporativen Berufsgenossenschaft insbesondere wird beherrscht von dem Gedanken, daß das theoretisch Richtige nicht immer unmittelbar in die Praxis umgesetzt werden kann, und daß bei allen socialen Reformen auf die gegebenen concreten Verhältnisse des einzelnen Landes gebührende Rücksicht genommen werden muß.

Wir schließen unsere Besprechung mit dem Wunsche, es möchte der Cours d'Économie Sociale P. Antoines dazu beitragen, auch in Frankreich jene Ueber-

einstimmung in den Grundanschauungen herbeizuführen, welcher die Erfolge der christlichen Socialpolitik in andern Ländern wesentlich zu verdanken sind. Die Einigkeit kann für katholische Socialpolitiker hier um so weniger Schwierigkeiten bieten, als seitens der höchsten kirchlichen Autorität die obersten Leitsätze der Socialpolitik mit unzweifelhafter Klarheit ausgesprochen worden sind. Das ist eben der schönste Vorzug des besprochenen Werkes, daß der Verfasser aus voller Ueberzeugung sich ganz und rückhaltlos auf den Boden der Encyklika Rerum novarum stellen konnte.

Heinrich Pesch S. J.

Ulrich von Cluny. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Cluniacenser im 11. Jahrhundert. Von **Ernst Hauviller**, Doctor der Philosophie. (Kirchengeschichtliche Studien III. Band, III. Heft.) 8°. (VIII u. 86 S.) Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1896. Preis *M.* 2.40; für Subscribenten *M.* 1.80.

Der Regensburger Bürgerssohn, der als einer der ersten und hervorragendsten Deutschen in der großen Cluniacenserbewegung des 11. Jahrhunderts eine Rolle spielt und sowohl als Klostererbauer wie als Schriftsteller bleibende Spuren hinterlassen hat, war ein recht geeigneter und vielversprechender Gegenstand für eine solche Studie. Das Vergnügen, mit welchem man deshalb der Arbeit folgen möchte, wird leider durch die Art der Ausführung stark herabgemindert.

S. 17—18 scheint es fast, als ob der Herr Verfasser von vornherein sich auf den Standpunkt stellte, daß wunderbare Erhörung der Gebete heiliger Personen überhaupt unmöglich sei; S. 53 erscheint es ihm unmöglich, daß Ulrich, den er später S. 78 selbst als „Typus des rastlosen, allzeit in klösterlichem Eifer handelnden cluniacensischen Mönches“ bezeichnet, einem unwürdigen Bischof gegenüber „nur die ungeschickte Rolle eines frommen Rathgebers“ spiele; S. 79 macht er sich darüber lustig, daß man in jener Zeit „die Gabe der Thränen als ein Gnadengeschenk Gottes betrachtete“. Mit den Prädicaten „phantastisch“, „extrem“, schwärmerisch“, „unstät“, oberflächlich“ wird der Held, welcher nebenbei in der katholischen Kirche als Heiliger verehrt ist, ziemlich freigebig, aber durchweg ungerechtfertigt bedacht. Aehnlich geht es S. 26 seiner frommen Mutter. Die S. 78 versuchte Charakteristik des Heiligen ist eine unwahre und wohl die schwächste Seite der ganzen Arbeit. S. 79 wird von dem Heiligen geurtheilt: „Ihm schien auch w e n i g e r E h r e n h a f t e s gerechtfertigt, wenn es nur zu einem guten Ende führte.“ Dieser schwere Vorwurf gründet sich auf folgende Thatsache.

Ulrich wohnte als Archidiakon von Freising dem Verhör einer Frau an, welche vor Gericht eines großen Verbrechens fälschlich angeklagt war. Wiewohl sie ihre Unschuld behauptete, zeigte sie doch beim Verhör eine Befangenheit und Verwirrung, welche zu ihren Ungunsten sprach und ihre Verurtheilung herbeizuführen drohte. Der Heilige in seiner Menschenkenntniß durchschaute den tiefern Grund. Die Frau hatte andere schwere Sünden auf dem Herzen, welche diese Unsicherheit in ihrem Auftreten veranlaßten. Ulrich, wiewohl nur in der Diakonatswürde stehend und noch nicht Priester, bewog die Frau, ihm ein ehrliches Sündenbekenntniß abzulegen, und gab ihr dann eine Buße. Die Frau, innerlich beruhigt, stand jetzt mit aller Zuversicht Rede und Antwort und wurde freigesprochen. Es war in jener

Zeit viel gebräuchlich, daß fromme Gläubige auch bei Diakonen ihr Sündenbekenntniß ablegten. Für den Fall der Noth war dies sogar kirchlich sanctionirt, wiewohl einer solchen beim Diakon abgelegten Beicht sacramentale Kraft nicht beigemessen wurde. (Vgl. Hefele, Conciliengeschichte, 2. Aufl. V, 1009: „Bis ins Mittelalter hinein durften in Nothfällen auch Diakonen das Bußsacrament verwalten"; Schanz, Die Lehre von den heiligen Sacramenten, S. 608 f.) Erst in den zwei folgenden Jahrhunderten begannen Synoden namentlich in England und Frankreich (York 1195, London 1200, Angers 1237, Poitiers 1287) Verbote dagegen zu erlassen. Der alte Biograph findet daher an dem Verfahren des hl. Ulrich gar nichts Anstößiges und glaubt nur hinzufügen zu sollen, daß dem demüthigen Sinne Ulrichs dabei jedes Anmaßen einer höhern Befugniß ferne lag und daß es ihm lediglich um die Rettung einer Schuldlosen zu thun war. Auch der Verfasser sieht sich S. 36 auf Grund der Quellen zu der Bemerkung genöthigt: „Ulrichs Verfahren hatte allgemeine Billigung gefunden und ihm allerorts Ansehen verschafft". Aber trotzdem wird es dann S. 79 dem Heiligen zum großen Verbrechen und als „weniger ehrenhaft" angerechnet, daß er „als Archidiakon einer Angeklagten unerlaubter Weise ein geheimes Sündenbekenntniß abnahm".

Noch mehr Aufhebens wird von einer „Nothlüge" des Heiligen gemacht, auf welche der Verfasser in seiner Weise wenigstens an drei Stellen (S. 16. 45. 79) zurückkommt. Handelte es sich nun auch wirklich um eine Lüge, so dürfte daraus noch nicht gefolgert werden, wie S. 45, daß Ulrich überhaupt Nothlügen „für erlaubt hielt", oder wie S. 79, daß „ihm weniger Ehrenhaftes gerechtfertigt schien, wenn es nur zu einem guten Ende führte". Das sind offenbare Fehlschlüsse. Aber weder der alte Biograph noch Ulrichs Zeitgenossen haben hier eine Nothlüge gesehen. Während Ulrich als Beichtvater für das ganze Kloster in Cluny bestellt ist, verirrt sich einer der Brüder so weit, einen kostbaren Kelch heimlich zu entwenden. Bevor er jedoch mit demselben entfliehen kann, wird der Verlust entdeckt und die Klosterpforte streng bewacht. Scham, Furcht und Reue treiben den Schuldigen jetzt im geheimen zum Beichtvater, ihm alles zu entdecken und den Kelch zu übergeben. Mochte dies nun in sacramentaler Beicht oder in confidentieller Berathung geschehen sein, als bestellter Gewissensrath des Klosters hatte Ulrich die heiligste Pflicht, das Geheimniß zu wahren und den Ruf des Geständigen zu schützen. Um jedem Verdachte vorzubeugen, vergrub er den Kelch heimlich im Garten, und folgenden Tages eröffnete er den Brüdern im Kapitel, es sei ihm „offenbart worden", wo der Kelch versteckt sei (de amissa re revelatum sibi fore innotuit [innuit?]).

Es handelt sich hier offenbar um eine Aequivocation, deren Erlaubtheit in einem so schwierigen Falle, wo die Wahrheit nicht gesagt werden durfte, nicht bestritten werden kann. Die Erklärung Ulrichs wird nicht wörtlich angeführt, aber aus dem Zusammenhang ist ersichtlich, daß Ulrich sorgfältigst jede Unwahrheit dabei vermieden hat. Daher rühmt auch der alte Biograph gerade an dieser Stelle Ulrichs strenge Wahrheitsliebe, wie er etwas später auch seine große Verschwiegenheit als eine seiner Stellung besonders entsprechende Tugend ausdrücklich rühmt.

Dieser alte Biograph wird vom Verfasser, der ihm sein ganzes interessantes Material zu danken hat, allerdings um nichts glimpflicher behandelt als der Heilige selbst. Die Darstellung beginnt gleich (S. 7) mit einer Philippika gegen die „im Mittelalter üblichen Mönchsbiographien". Sie leiden ja allerdings an dem großen Uebel, daß sie „vor allem den Zweck der Erbauung verfolgen". Es ist auch un-

vermeidlich, daß sie in manchem übereinkommen; denn jeder Heilige muß sich auszeichnen in den christlichen Tugenden, die eben stets dieselben bleiben. Bei Heiligen, die dem gleichen Orden angehören und in ähnlichen Verhältnissen leben, wird es der Berührungspunkte noch mehr geben. Auch wunderbare Gebetserhörungen, welche zu Lebzeiten der Heiligen oder bei Verehrung ihrer Reliquien sich zugetragen haben, werden in allen Heiligenleben erwähnt. Dies führte den Verfasser zu der für die Kunstgeschichte interessanten Entdeckung, daß diese Klosterbiographen arbeiten „gerade wie die Bildhauer jener Zeit, welche ihren Heiligenbildern möglichst die gleichen Züge verleihen".

Die „Mönchsbiographie" über den hl. Ulrich ist nun gerade eine wirklich hochinteressante und ausnehmend reich an Inhalt und Wechsel. Der Verfasser muß sich daher große Mühe geben, sein allgemeines Verdict auch an dieser im einzelnen nachzuweisen. Es ist wirklich merkwürdig, zu welchen Vorwürfen er sich dadurch hat verleiten lassen.

Der alte Biograph erzählt, daß Ulrich noch als angesehener weltgeistlicher Herr (er war Archidiakon und Propst) eine Pilgerfahrt ins heilige Land unternommen und daß er dabei überaus viele Mühen und Gefahren zu bestehen gehabt habe. Es stimmt dies mit allem, was wir von Palästinafahrten aus jener Zeit wissen. Gerade von dieser Zeit sprechend, schreibt R. Röhricht, der hier wohl als Sachkundiger gelten darf (Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge, Berlin 1878, II, 3): „Die vielen Gefahren und Feindseligkeiten, welche die Pilger zu erdulden hatten, führten jetzt dazu, daß alle, welche die Fahrt nach dem heiligen Grabe zu unternehmen gedachten, sich zu größern Scharen vereinigten. So zogen in der Mitte des 11. Jahrhunderts unter dem Grafen von der Normandie und dem Abte Richard 700 Pilger ab . . .; die stattlichste aller jener bewaffneten Pilgerscharen ging 1064 von Deutschland aus unter Führung des Erzbischofs Siegfried von Mainz, . . . Otto von Regensburg" 2c. Die großen Gefahren, welchen sie auch so noch entgegengingen, werden dann des weitern geschildert. Von Ulrich schreibt nun der Biograph, daß er sich ganz allein auf den Weg gemacht habe, „zufrieden mit einem einzigen Diener und einem einzigen Pferde" (es war also dies eine Ausnahme!), und wie der zweite Biograph beifügt, „mit ziemlichen Geldmitteln" versehen, wie solche für die Orientreise unerläßlich waren. Auf der ganzen Reise ging Ulrich täglich so lange zu Fuß neben dem Pferde her, bis er das ganze Psalterium abgesungen hatte; während dieser Zeit durfte der Diener auf dem Pferde reiten. Diese Erzählung veranlaßt den Verfasser S. 38 zu der Bemerkung: „Diese Vorbereitungen deuten darauf hin, daß Ulrich sich seine Pilgerfahrt doch bequem einzurichten suchte. Die Strapazen waren darum auch keine außerordentlichen. Es zeugt von der gewohnten Uebertreibung seines zweiten Biographen, wenn er von den Mühen und Gefahren spricht, die Ulrich unterwegs habe ausstehen müssen. Daß die Wege schlecht waren und er auch einmal von Beduinen überfallen wurde, wird damals nichts Außergewöhnliches gewesen sein." Wäre Ulrich ohne Geld und zu Fuß auf diese Reise gegangen, so würde das der Verfasser natürlich „phantastisch", „extrem" und „schwärmerisch" genannt haben. Kaum besser als diese „gewohnte Uebertreibung" wird S. 39, 3 und 78, 1 das „Formelhafte" begründet, das der Verfasser an seinem „Mönchsbiographen" beobachtet haben will. Der alte Biograph erzählt aus eigener Anschauung, daß Ulrich auch im Kreise seiner Brüder stets gesenkten Blickes (demisso *vultu*) sich bewegte. Das ist nun nach dem Verfasser wieder ganz „formelhaft", da ja die Ordensregel für alle Mönche

vorschreibe: sie sollten semper demisso *capite* einhergehen. Zugegeben nun, es handle sich an beiden Stellen um dasselbe, ist es nicht ein sehr großes Lob des Ordensmannes, wenn er das, was die Regel auch über Kleines und Alltägliches vorschreibt, unverbrüchlich hält und darin allen andern zum Vorbild wird? Der Verfasser bewegt sich eben hier auf einem Gebiete, in welches er versäumt hat tiefer einzudringen. Um so mehr hätte die gewöhnlichste Regel der Vorsicht ihn abhalten müssen, dem „Mönchsbiographen" da die Concepte corrigiren zu wollen, wo dieser in seinem eigentlichsten Elemente sich befand.

Gegen denselben Biographen wird S. 47 der Vorwurf erhoben, daß er die Anfechtungen, welche der Heilige in Bezug auf die englische Tugend zu leiden hatte, „im einzelnen mit einer Breite schildert, die uns unangenehm berührt". Diese „Breite im einzelnen", die so „unangenehm berührt", besteht in dem Satze: „Es begann die Gluth der Begierlichkeit ihn heftig zu stacheln; in seinem abgezehrten und erschöpften Körper regte sich die Lockung der entgegengesetzten bösen Lust." Daran schließt sich sofort der Hinweis auf den hl. Paulus und ähnliche Prüfungen bei andern heiligen Männern.

Während der Verfasser so streng ins Gericht geht mit dem alten Biographen, scheint er es seinerseits manchmal an der nothwendigen Sorgfalt fehlen zu lassen, seine lateinische Vorlage auch richtig deutsch wiederzugeben. Im Zusammenhang mit der letztgenannten Stelle schreibt er S. 47: „Ja er (der Biograph) will daraus sogar die trostvolle Lehre ziehen, daß n u r d i e b e s t e n Jünger Christi also versucht werden, damit die Schwachen an ihren Uebeln nicht verzweifeln." Es bedarf keines tiefern Eindringens ins geistliche Leben, um zu erkennen, daß dieser Satz mißverstanden und sinnlos ist. Nam *et* fortia membra Christi tentantur, sagt der lateinische Text: „A u c h die starken Glieder Christi müssen Versuchung erleiden, damit nicht die schwächern in ihren Versuchungen verzweifeln." S. 32 steht der Satz: „Seines milden Sinnes halber war er (Ulrich) sehr beliebt, am meisten bewunderte man seine W i l l e n s f e s t i g k e i t." Als Beleg wird zum Worte „Willensfestigkeit" der lateinische Text gegeben: Purae innocentiae simplicitatis monstravit exempla, quibus cunctos ad suae venerationis amorem, quam ad melioris vitae provocavit *iustitia*. Ein Blick auf diesen Satz zeigt, daß er grammatikalisch fehlerhaft ist; es müßte wenigstens iustitiam heißen. Ein Vergleich mit dem besser besorgten Text in den Monumenta Germaniae XII, 254 gibt den Wortlaut: quibus cunctos tam ad suae venerationis amorem quam ad melioris vitae provocavit *instituta:* während er im Palaste lebte, gab er zahlreiche Beispiele der reinsten Unschuld und heiligen Einfalt, durch welche er alle zu einer ehrfurchtsvollen Liebe zu ihm, aber auch zur Besserung des eigenen Lebens fortriß. Von „Willensfestigkeit" ist hier nicht die Rede. Allerdings wird — und das könnte vielleicht dem Verfasser vorgeschwebt haben — an anderer Stelle und in anderem Zusammenhang aus derselben Zeit berichtet, der Diener Gottes habe die Ausgelassenheit und Unenthaltsamkeit anderer Höflinge geflohen und solitam animi sui constantiam bewahrt.

Nach den angeführten Proben kann man nur das Bedauern aussprechen, daß der Herr Verfasser seinen Fleiß und seine Kraft, welchen die verdiente Anerkennung nicht versagt werden soll, einem Gegenstande zugewendet hat, der zwar ein sehr dankbarer hätte sein können, bei dem es ihm aber nicht gelungen ist, zu einem wirklichen Verständnisse hinsichtlich der Zeit wie hinsichtlich der Person sich

durchzuringen. Wer den hl. Ulrich wirklich kennen lernen will als das, was er war, ohne Entstellung und Verzerrung, wird auch jetzt noch besser thun, die Bollandisten nachzuschlagen, die zum 10. Juli (III. Juli-Band) so ziemlich alles Wünschenswerthe und Auffindbare über den Heiligen bereits zusammengestellt haben.

Otto Pfülf S. J.

Westlich! oder durch den fernen Westen Nord-Amerikas. Von Dr. **Otto Zardetti**, Titular-Erzbischof von Mozissus. Mit 12 Vollbildern in Lichtdruck. 4°. (VIII u. 220 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis in Pergament elegant geheftet *M.* 10; in Salon-Callicoband *M.* 12.80.

Amerika steigt immer mehr in den Augen der Alten Welt. Seine Größe, seine Entwicklung, sein zunehmender Einfluß auf das alternde Europa erregen bald die Beunruhigung, bald das Staunen unserer Gegenwart.

Als Priester und als Bischof hatte der hochwürdigste Herr Verfasser vielen andern voraus die werthvollste Gelegenheit, sein neues Vaterland kennen zu lernen. Selbst nach Werken wie die von Bryce, Shaler, Ralph, Ratzel, Jannet und Kämpfe wird die vorliegende Skizze einer Ferienreise zum Nationalpark, durch Montana, den Columbiastrom entlang, nach San Francisco, zu den Mormonen und zurück durch Kansas nach Chicago jedem Leser eine wirkliche Erweiterung allgemeiner Ideen über die Vereinigten Staaten vermitteln. Hierin liegt der Hauptreiz und der Hauptwerth des Buches, welches, obwohl in den Grundzügen schon 1885 abgefaßt, dadurch nicht veraltet erscheint und auch in dem Strome der Gelegenheitsliteratur nicht so leicht untergehen wird.

Das Buch beginnt mit einer gelungenen Vertheidigung des Reisens. Wer Gottes weite Welt durchwandert, wird nicht „so bornirt einseitig", daß er nichts mehr als gut und recht anerkennt, was nicht in seinem Garten gewachsen ist.

Der ruhige und selbstbewußte Amerikaner wird trefflich geschildert bei dem Vergleiche der transatlantischen und der europäischen Eisenbahnen. Bei uns wird der Reisende wie eine Art verschmitzter Schuldner, dessen Fahrkarte nur zu leicht an Unregelmäßigkeiten leidet, oder auch als leidiger Ballast behandelt. „Drüben" empfängt und ehrt man ihn als geschätzten Kunden.

Mit Interesse folgen wir der Beschreibung des Nationalparkes. Es ist das amerikanische „Wunderland" einfachhin. Gewaltige Geyser spritzen ihre dicken Wassersäulen zu staunenswerther Höhe. Zahllose Brunnen siedenden Wassers, Trichter brodelnden Schlammes in den verschiedensten Farben, dazu schneegekrönte Berge, tiefe Schluchten, jähe Bergrücken, gähnende Abgründe, rauschende Wasserfälle, dunkle Wälder, krystallhelle Teiche und Seen schaffen hier im nordwestlichen Wyoming auf etwa 3400 englischen Quadratmeilen ein Stück Erdoberfläche, das ganz einzig in seiner Art ist. Mit Recht hat der Congreß diesen großartigen Naturpark für die Nation reservirt und dafür Sorge getragen, daß man mit einiger Leichtigkeit diese förmliche Ausstellung vulkanischer Experimente studiren kann.

Recht beachtenswerth sind die Bemerkungen über die Deutschen in Amerika. „Der eigentliche Amerikaner weiß den nachhaltigen Einfluß des deutschen Cha-

rakters recht gut zu schätzen. In seiner Ruhe, Schmiegsamkeit und Ausdauer macht sich der Deutsche nicht so schnell in seinen Vorzügen bemerkbar, aber die Zeit offenbart dieselben um so glänzender. Das deutsche Element ist es, welches mit Ausdauer und Berechnung ans Werk geht und so im Strome der Einwanderer zwar die schwere Nachhut, aber auch die alles erst vollendende und sichernde Legion bildet." Der Deutsche sollte deshalb seine herrliche Sprache pflegen und seine vaterländischen Erinnerungen heilig halten. Leider verstärken gerade die Deutschen die Scharen der theoretischen und praktischen Renegaten des Christenthums, so daß oft in der Auffassung des Amerikaners Deutscher und Ungläubiger fast dasselbe bezeichnet (S. 102 ff.).

Besondere Aufmerksamkeit verdient auch der Besuch im Chinesenviertel in San Francisco. „Es ist unbestritten, daß diese chinesische Wirtschaft eine Art Staat im Staate, daß die Polizei gegen das Verbrechen sehr oft machtlos ist. Der Chinese ist der gefährlichste Concurrent für die weiße Arbeit. Er strebt immer nach dem Monopol des Geschäftes. Er wird nie für Amerika Interesse haben, sondern nur für China." Die Einfuhr der Chinesen nach Westamerika durch bestimmte Compagnien ist übrigens der reinste Sklavenhandel, und die ganze Einrichtung wird, und das nicht mit Unrecht, als schlimmer bezeichnet denn die ehemalige Sklavenwirtschaft im Süden der Union.

Mehr als Italien für Europa ist klimatisch Californien für Amerika. Namentlich wird San Francisco sehr bevorzugt.

Am Schlusse der Lectüre steht man unter den Eindrücken, die der hochwürdigste Herr Verfasser selbst zusammenfaßt. Amerika ist ein räumlich großartiges Ländergebiet, aber noch in der Entwicklung, mit Aussicht auf eine glorreiche Zukunft, wenn nicht Glaube und echte Wissenschaft vorher untergehen. Uns Europäern fällt die Schätzung des von zwei Oceanen begrenzten amerikanischen Continents schwer. Man denkt sich beim Wort Amerika ein Gebiet wie etwa eine größere Schweiz oder Spanien, vielleicht noch Oesterreich oder Deutschland. Und man erinnert sich nicht, daß der einzige Michigansee so groß ist wie Bayern, daß Dakota zehnmal die ganze Schweiz und Texas allein ganz Deutschland aufnehmen könnte. Noch ist Amerika der Jugendzeit nicht entwachsen. Die noch brach liegenden Prairien, die nur von der Nothwendigkeit geschaffenen Straßen, die großen Städte mit ihren Reihen von Holzhäusern, Holztrottoirs, unbebauten Plätzen, die „Städte ohne Häuser" zeigen, daß die Neue Welt noch immer auf Kosten der Alten groß und mächtig wird, und daß eine amerikanische Nation im vollen Sinne des Wortes noch lange, lange nicht fertig ist. Es wäre überaus erfreulich, wenn man jenseits des Oceans sich merken wollte, daß ohne „jene, welche gekommen", und ohne Europas Bildung und Erfahrung Amerika bis heute noch eine große Indianerreservation geblieben wäre. Durch europäische Einwanderung ist dasselbe aber ein Reich der großartigsten Zukunft geworden. Dies beweist uns z. B. die Entwicklung der amerikanischen Millionenstädte New York, Chicago und Philadelphia. Eine Gefahr droht. Es ist der erschreckende Mangel an Religion und echter Bildung. Die katholische Kirche steht zwar auch in Amerika als eine geschlossene Macht da und erfreut sich — für einen „toleranten"

Reichsdeutschen erschrecklich zu hören — der Achtung gerade der besten Kreise. Die Thätigkeit katholischer Orden, selbst der Jesuiten, unter den Indianern findet auch von Andersgläubigen eine ausschließlich schmeichelhafte Anerkennung. Indes das fieberhafte materielle Streben, das bekenntnißlose Schulwesen, der Abfall vieler, eine gewisse Verrohung der Sitten, ein Schwinden des ideellen Sinnes, der schreiende Mangel höherer Auffassung dieser irdischen Dinge drohen, einer Lawine gleich, Glauben und menschenwürdige Bildung zu verschütten. „Aber bevor es geschieht, wird die Lawine selbst zerfallen." Möge diese Hoffnung des hochwürdigsten Herrn Verfassers, der aus seinen Sympathien für das Land des Sternenbanners in dem schwungvoll geschriebenen und herrlich illustrirten Buche kein Hehl macht, sich erfüllen!

Joseph Schwarz S. J.

Reginald von Reinhardsbrunn. Eine Thüringer Waldgeschichte von A. Jüngst. 8°. (326 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1897. Preis *M.* 3.

Die Dichterin führt uns in das „waldgrüne" Thüringerland der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, und zwar in das berühmte Kloster von Reinhardsbrunn, wo sie uns die Geschichte erzählt, wie eines geächteten Ritters Knabe zum Mönch wird. Reginald von Hoßberg ist als Kind unter den Trümmern der gebrochenen väterlichen Burg von dem Abt von Reinhardsbrunn gefunden, ins Kloster gebracht und dort erzogen worden. Die Schande seines Vaters hat man ihm verschwiegen. Anfangs im Kloster sein Heim und im Ordensleben sein Ideal schauend, träumt er seit einer gewissen Zeit von nichts als Ritterfahrten und Heldenthaten. Ganz vortrefflich hat die Dichterin es verstanden, das erste Erwachen des Weltgeistes in dem jugendlichen Herzen zu schildern und dessen Anwachsen infolge kleiner Fehler psychologisch zu erklären. Die Zeit der Entscheidung ist gekommen; hinter seinem Rücken haben die Mönche, denen nichts ferner liegt, als den Jüngling fürs Kloster gewinnen zu wollen, wenn es sein Beruf nicht ist, alles in Bewegung gesetzt, einen Herrn ausfindig zu machen, der den Knaben des Geächteten in sein Gefolge nehmen will.

Zur selben Zeit liegt ein kranker Ritter im Kloster, den Reginald häufig besucht und der ihm in den Kopf setzt, die Mönche hintergingen ihn aus selbstsüchtigen Absichten; er solle fliehen und sein Knappe werden. Es ist ein außerordentlich dramatisches Kapitel, welches uns den innern Kampf zwischen der Pflicht der Dankbarkeit und der Versuchung des Ehrgeizes in dem Herzen des Jünglings schildert, der schließlich erliegt und auf verbotenen Wegen dasjenige sucht, was er, ohne es zu wissen, im Begriffe stand auf rechtliche Weise vollkommen zu erreichen. Es wirkt geradezu tragisch, die Mönche im geheimen sich freuen zu sehen an der Ueberraschung, die sie dem geliebten Jüngling bereitet haben, während der Leser schon weiß, wie sie am andern Morgen bitter enttäuscht werden sollen. Des armen Entflohenen warten draußen auch nur Täuschungen und Enttäuschungen. Flügellahm, aber innerlich geläutert, kehrt er endlich in das heimische Nest zu den Erziehern seiner Kindheit zurück. Er hat der Welt ent-

sagt und lebt nur mehr der himmlischen Minne. Die Dichterin hat Sorge getragen, auch die Läuterung langsam sich entwickeln und fortschreiten zu lassen, so daß diese dem Leser durchaus glaubhaft und gewissermaßen nothwendig erscheint. Neben der Hauptperson begegnen uns in der Dichtung eine ganze Reihe anderer höchst anziehend geschilderter Charaktere, darunter vor allem die Mönche, welche in nähere Beziehung mit Reginald kommen. Ein jeder von ihnen, vom Abt Wichard bis zum Bruder Sintram, ist zum Greifen gezeichnet, dabei ein jeder verschieden vom andern und doch einig in der Hauptsache. Einen guten Griff that die Dichterin auch mit der Einführung des alten Kräutersuchers Götz Gotamann und seines Raben; sie bringen in die sonst streng geschichtlich und psychologisch gehaltene Erzählung das sagenhafte, unheimliche Moment, das in der Befahrung des Marienglas-Stollens sogar ans Märchenhafte streift. Ohne das ziemende Maß zu überschreiten, hat A. Jüngst auch die Reize und Gefahren der Frau Holle oder der irdischen Minne in der Figur der Richardis von Falkenau zu verkörpern verstanden.

Die Sprache des Romans ist, wie in allen Werken der Dichterin, von tadelloser Reinheit; ohne im mindesten zu archaisiren und in alterthümelnden Wendungen zu stammeln, hat die Verfasserin es verstanden, durch Einfügen treffender Ausdrücke und Wendungen über die ganz moderne Sprache gleichsam einen Anhauch echter Patina zu verbreiten. So wünschen wir denn diesem Werk, dem ein ernster allgemeiner Gedanke leicht sichtlich zu Grunde liegt, wegen seiner leitenden Ideen sowohl als deren künstlerischer Ausführung den besten Erfolg. Reginald von Reinhardsbrunn scheint uns eines der Bücher, die man gern ein zweites Mal liest.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

In Litteras Encyclicas S. Congregationis Epp. et Reg. **super sacra praedicatione** datas jussu Leonis XIII P. M. **commentarius** e S. Francisco Salesio et S. Alphonso de Ligorio depromptus, auctore Franc. Ter Haar C. SS. R. 8°. (X et 64 p.) Romae, Typographia de Prop. Fide, 1896.

Das Rundschreiben über die Ausübung des Predigtamtes, welches auf Geheiß des Heiligen Vaters die Congregation für die Angelegenheiten der Bischöfe und Regularen am 31. Juli 1894 erlassen hat, ist zwar formell nur an die italienischen Bischöfe und an die höchsten Ordensobern gerichtet, hat aber seines Inhaltes wegen eine allgemeinere Bedeutung, wiewohl nicht alles in gleicher Weise und in gleicher Schärfe überall zu betonen ist. Der Hauptgedanke, welcher das ganze Schreiben durchzieht, richtet sich auf die Nothwendigkeit solcher Predigten, welche nach Form und Inhalt

und Vortrag wahrhaft apostolisch seien, d. h. Christus predigen und zu einem wahrhaft christlichen Leben die Zuhörer aneifern, zu demselben zurückführen und in demselben vervollkommnen. Vorliegende Schrift beleuchtet der Reihe nach die einzelnen Mahnungen und Vorschriften des Heiligen Vaters durch Aussprüche und Unterweisungen, welche die beiden Heiligen Franz von Sales und Alfons von Liguori, beide Meister in Verwaltung des Predigtamtes, über dieselben Punkte in ihren Schriften hinterlassen haben. Das Büchlein kann allen Seelsorgsgeistlichen und Predigern warm empfohlen werden; es enthält bedeutsame Winke zur fruchtbringenden Verwaltung ihres so hohen Amtes für die Zuhörer und für sie selber.

Moraltheologie von Franz Adam Göpfert, Dr. theol., o. ö. Professor der Moral- und Pastoraltheologie, sowie der Homiletik und der christlichen Socialwissenschaft an der Universität Würzburg. Erster Band. Mit kirchl. Druckerlaubnis. 8°. (XII u. 512 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1897. Preis *M.* 4.

Der vorliegende Band umfaßt den allgemeinen Theil der Moraltheologie und vom besondern die Verwirklichung des christlichen Lebens in seiner Richtung auf Gott. Wir gedenken nach Abschluß des Werkes eingehender darauf zurückzukommen. So viel kann man jetzt schon urtheilen: es wird neben dem Werke von Pruner zu den besten deutschen Lehrbüchern der Moraltheologie gehören, wenn auch nicht wegen einer glänzenden Darstellungsweise, die bestechen könnte, so doch sachlich wegen der Zuverläßigkeit und Bewährtheit der Doctrin und der theoretisch wie praktisch erzielten Vollständigkeit des Stoffes.

Institutiones theologicae in usum scholarum, auctore G. Bern. Tepe S. J., cum approbatione Superiorum et Em. Fr. Card. Richard, Arch. Paris. Volumen IV., continens tractatus de sacramentis in genere et in specie, de novissimis. 8°. (822 p.) Parisiis, Lethielleux, 1896. Preis *Fr.* 6. Index alphab. generalis (19 p.) Preis *Fr.* 6.

Vorliegender Band ist seinen Vorgängern verhältnißmäßig rasch gefolgt. Mit ihm schließt vorläufig das Werk ab. Der ganze dogmatische Stoff ist somit zur Behandlung gekommen; die allgemeinen moraltheologischen Fragen über die menschlichen Handlungen, Gesetz, Sünde u. s. w. sollen noch in einem gesonderten und gesondert käuflichen Bande erörtert werden. Das lobende Urtheil über das ganze Werk sowohl als speciell über den neuen Band fassen wir kurz dahin zusammen: Nicht nur das unverrückbare Dogma der Kirche, sondern auch die althergebrachten Beweise für dasselbe und die bestbegründeten theologischen Erklärungen und Meinungen hat der Verfasser mit großer Pietät und gründlicher Klarheit auseinandergesetzt und allseitig vertheidigt, so daß das Werk dem Candidaten der Theologie ein sicherer Führer für das Studium und ein treuer Berather für die Lösung der auftauchenden Schwierigkeiten ist. — Der letzte Band umfaßt ein gar weites Stoffgebiet, und doch durfte aus praktischen Gründen der Umfang nicht zu sehr anschwellen. Es ist daher begreiflich, daß bei Behandlung der einzelnen Sacramente nicht alle mit gleicher Ausführlichkeit besprochen werden konnten. Das Hauptgewicht hat der Verfasser auf die heilige Eucharistie und das Bußsacrament gelegt; nicht mit Unrecht. Bei den andern Sacramenten werden jedoch auch die wichtigern dogmatischen Fragen nicht übergangen; so bei der Ehe die kirchliche Gewalt betreffs der Ehe-

hindernisse und der Lösung einer nicht christlichen und einer noch bräutlichen Ehe, bei dem Sacrament der Priesterweihe die Frage über die anglikanischen Weihen. Da der Verfasser in England geschrieben hat, konnte er nicht umhin, zu der Frage Stellung zu nehmen. Augenscheinlich hatte er die Entscheidung Leos XIII. noch nicht vor sich. Doch das Endresultat deckt sich vollständig mit dem seitdem erfolgten höchsten Schiedsspruch. Auf andere Einzelpunkte näher einzugehen oder auch bei einigen controvertirten Schulmeinungen für oder wider Stellung zu nehmen, würde uns hier zu weit führen.

Zur neueren Geschichte der Entwicklungslehre in Deutschland. Eine Antwort auf Wilhelm Haacke's „Schöpfung des Menschen" von E. Wasmann S. J. Sonderabdruck aus „Natur und Offenbarung". 8°. (102 S.) Münster, Aschendorff, 1896. Preis *M.* 1.

Die Schrift bietet weit mehr, als ihr Titel erwarten läßt, und sei allen Freunden einer vernünftigen und consequenten Naturerklärung aufs wärmste empfohlen. Gäbe sie nur eine kurze Orientirung über den gegenwärtigen Stand der verschiedenen Arten von „Entwicklungstheorien" zu einander und ein Exempel in flagranti von den enormen Ungereimtheiten und bodenlosen Phantasien, welche das heutige Publikum unter dem Titel der „Wissenschaft" sich bieten läßt, so wäre sie dankenswerth und interessant genug. Zur heilsamen Ernüchterung für viele würde es sein, wenn öfter solche Exempel statuirt würden. Haacke, gegen dessen „Schöpfung des Menschen und seiner Ideale" (Jena 1895) die Ausführungen zunächst sich wenden, gehört zu denjenigen Entwicklungs-Theoretikern, denen es von vornherein selbstverständlich ist, daß alles in der Natur rein mechanisch zu erklären sei, und die absolut keine andern Naturgesetze kennen wollen als solche, wie sie beim Zustandekommen einer chemischen Verbindung sich bethätigen. Die „Schöpfung" des Menschen bedeutet für ihn die „Entwicklung aus thierischen Vorfahren", die Ideale desselben sind ihm „ein das Gefühl der Befriedigung erweckender Gleichgewichtszustand der Gehirnatome". Sein für weite Kreise bestimmtes Werk von populär-wissenschaftlichem Anstrich soll eine „neue Weltanschauung" begründen und ein „Versuch" sein zur „Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft". Ein ruhiges Prüfen dieser „Antwort" wird kaum im Zweifel lassen, daß Haacke gründlich abgeführt ist. Es bedarf übrigens nicht einer nähern Kenntniß jenes Buches, um von der Antwort den vollen Nutzen und Genuß zu haben; denn dieselbe enthält über eine Reihe der schwierigsten Probleme der Naturphilosophie und Psychologie reiche Belehrung und nicht selten ganz überraschende Aufschlüsse. Wird der Philosoph wie der Naturforscher sie mit Vergnügen lesen, so dürften auch bescheidenere Vorkenntnisse im Gebiet der Naturwissenschaften genügen, diesen lichtvollen Darlegungen mit Interesse und Nutzen zu folgen.

Fünfundvierzig Betrachtungen über das „Hohe Lied" von Marie Anna Zaubzer. 16°. (150 S.) München, Oldenbourg, 1896. Preis *M.* 1.30.

Der etwas überraschende Titel läßt nicht leicht vermuthen, was das Büchlein wirklich bietet: eine Reihe kurzer Betrachtungen voll schlichter, praktischer, aber inniger Frömmigkeit, durchaus geeignet, in Seelen, welche Gott suchen, das innere Leben in wohlthuender und wirksamer Weise zu fördern. Die frommen Erwägungen über die verschiedenen Pflichten und Erfahrungen des christlichen Lebens werden

angeknüpft an 45, aus den acht Kapiteln des Hohen Liedes der Reihenfolge nach ausgewählte Verse, indem sie sich an den Sinn der Worte, den jeder dieser Verse für sich genommen unmittelbar darbietet, anlehnen. Die einzelne Betrachtung umfaßt durchschnittlich $2^1/_2$ kleine Duodez-Seitchen. Der betreffende Vers ist lateinisch und deutsch vorausgedruckt; dann folgt die Erwägung, stets reicher an Gedanken als an Worten; die letzte halbe Seite faßt die aus den Gedanken sich ergebenden Empfindungen nochmals in Gebetsform zusammen. Das Nüchterne und Praktische herrscht vor; zuweilen verräth sich etwas die Frauenhand in dem Kleinen und Spielenden der Auslegung, an feine Nadelstickerei erinnernd; aber alles ist aufrichtig fromm und vieles recht anziehend; das Schönste und Wohlthuendste sind stets die Gebete. Die Ausstattung ist des Inhaltes würdig: einfach, vornehm, anziehend. Die berechtigte Freiheit, welche bei Uebertragung von Hohel. 7, 12 genommen worden ist, hätte die Verfasserin mit mehr Ursache bei andern Versen anwenden dürfen. So ist z. B. die Uebersetzung von 5, 16 „Seine Kehle ist süß" (statt „seine Stimme") undeutsch und wirkt an solcher Stelle störend. Uebrigens kann das Büchlein allen reinen und gottliebenden Seelen nur zur wahren Erbauung gereichen. Es paßt für hoch und niedrig, aber namentlich gebildeten Frauen sei es zur täglichen Betrachtung oder Lesung bestens empfohlen.

Die Bedeutung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für den Arbeiterstand. Von Landgerichtsrat und Reichstagsabgeordneten Gröber. kl. 8°. (38 S.) Stuttgart, Roth, 1897. Preis 40 *Pf.*

Der Vortrag, welchen der Herr Abgeordnete Gröber bei Gelegenheit des letztjährigen praktisch-socialen Cursus zu Schwäbisch-Gmünd hielt, wird hier weitern Kreisen geboten. Man hat der heutigen Zeit einen gesetzgeberischen Beruf bestritten, und gewichtige Stimmen haben in dem Entwurf zum Bürgerlichen Gesetzbuch jenen socialen Geist vermißt, welcher ein auf der Höhe der Zeit stehendes Civilrecht auszeichnen sollte. Nun aber bemüht sich der Abgeordnete Gröber nachzuweisen, daß unser Bürgerliches Gesetzbuch ein Stück guter christlicher Anschauung gerade in dem socialen Theile enthalte, der besser gelungen sei, als die übrigen Theile. „Dabei darf auch nicht vergessen werden, daß das Gesetzbuch zunächst . . . die so schwierige einheitliche Grundlage für ein deutsches Privatrecht zu schaffen hatte, und daß eine Weiterbildung der gewonnenen Grundlage erheblich leichter möglich sein wird, als die Gewinnung dieser Grundlage." Es wäre zu viel verlangt, wollte man heute schon, zur Zeit, wo die sociale Reform im weiten Umfange noch Problem geblieben, ein unter socialen Gesichtspunkten vollkommen befriedigendes Civilrecht erwarten. Dennoch weist das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch in einzelnen Punkten anerkennenswerthe Fortschritte auf, und zwar infolge des ausdauernden Fleißes der Centrumsabgeordneten das Gesetzbuch mehr, als der Entwurf zum Gesetzbuche. So hebt Abgeordneter Gröber hervor, daß nunmehr in wichtigen Fragen das Princip der Vertragsfreiheit durchbrochen sei, und die Freiheit hierbei nur innerhalb der Schranken des Rechtes sich bewegen könne. Auch wird der Mißbrauch selbst rechtmäßig erworbener Befugnisse in einzelnen Fällen hintangehalten. Den Wunsch, jener schöne Grundsatz: Das formelle Recht muß dem materiellen Rechte weichen; die Sätze des menschlichen Gesetzes müssen dienen der göttlichen Gerechtigkeit — möge auf allen Gebieten zur Geltung kommen, theilen wir rückhaltslos mit dem verdienstvollen Verfasser der lehrreichen und interessanten Broschüre. Ganz besondere Aufmerksamkeit beansprucht der Abschnitt über den Dienstvertrag (S. 9 ff.).

Im übrigen verweisen wir auf die Broschüre selbst, indem wir uns vollkommen dem zusammenfassenden Urtheile Gröbers anschließen: „Wenn das B. G.-B. neben richtigen Sätzen leider auch manche falsche Sätze enthält, die namentlich wir Katholiken zu beklagen haben, so darf uns das nicht abhalten, das Gute anzuerkennen, das errungen ist, und Gutes ist namentlich auf dem Gebiete der socialen Frage errungen worden."

Die Alkoholfrage. Vortrag, gehalten zu Würzburg am 16. März 1892 von Adolf Fick, Professor der Physiologie. Zweite Auflage. kl. 8°. (29 S.) Dresden, Hertz, 1895.

Es ist eine höchst wichtige, das Volkswohl aufs innigste berührende Frage, welche Herr Geheimrath Fick hier in anziehender Form behandelt. Kaum dürfte es eine Schrift über diesen Gegenstand geben, welche in gleicher Weise kurz und umfassend alle für die Entscheidung der Alkoholfrage in Betracht kommenden Gesichtspunkte derart hervorhebt, daß der Leser ohne langes Studium ein wohl begründetes Urtheil sich bilden kann, wie das in der vorliegenden Broschüre des berühmten Würzburger Physiologen geschieht. — Vom Standpunkte der Physiologie aus bekämpft Geheimrath Fick zunächst die Ansicht, als ob der Alkohol den Nahrungsstoffen beizuzählen oder als Wärmeerzeuger geeignet sei, zur Erhaltung der Körpertemperatur in dem kältern umgebenden Medium beizutragen. Bei seinen Ausführungen über die verheerenden Wirkungen des unmäßigen Genusses alkoholischer Getränke für Gesundheit und Leben stützt er sich auf die zuverlässigsten Vertreter der Psychiatrie, welche insbesondere behaupten, daß nahezu die Hälfte aller Geisteskranken Säufer oder Kinder von trunksüchtigen Vorfahren sind. Der berühmte Chirurg Billroth schreibt die große Zunahme der Geistesstörungen in unserer Zeit der ebenso zunehmenden Durchseuchung der Völker mit Alkohol zu. Wie die Trunksucht auf den Organismus und die Ausübung der geistigen Functionen verderblich wirkt, so ist nicht minder das moralische und wirtschaftliche Elend die unausbleibliche Folge der Unmäßigkeit. Auch in dieser Hinsicht führt Geheimrath Fick eine Reihe der interessantesten Thatsachen und Aussprüche competenter Autoritäten vor.

Grundzüge der Sociologie zur Einführung in die sociale Frage und als Grundlage für socialwissenschaftliche Vorträge von Dr. Carl Eberle. 8°. (V u. 264 S.) Flums, Kanton St. Gallen, Schweiz. Im Selbstverlage des Verfassers, 1896.

Dieses neueste Werk des unermüdlichen Präsidenten der Vereinigung schweizerischer Socialpolitiker ist dem hochw. Herrn Johannes Fidelis Battaglia, Bischof von Chur, gewidmet. In weiser Erkenntniß der Bedürfnisse unserer Zeit und der für den katholischen Geistlichen unter den gegenwärtigen Verhältnissen unentbehrlichen wissenschaftlichen Ausrüstung hat nämlich der hochwürdigste Oberhirte der Churer Diöcese für sein Seminar die Sociologie als Lehrfach eingeführt und die Behandlung dieses Stoffes dem hochw. Herrn Dr. Eberle übertragen. Somit war für diesen die Aufgabe zu lösen, einen geeigneten Leitfaden zu schaffen, welcher den Vorlesungen im Churer Seminar zu Grunde gelegt werden könnte. Selbstverständlich war dabei ein ausführliches Eingehen auf die besondern schweizerischen Verhältnisse gefordert. Gleichwohl bietet das Buch auch für den Clerus anderer Länder, sowie für Laien, welche der socialen Frage Interesse entgegenbringen, werthvolle Belehrung. Was alle wissenschaftlichen Arbeiten Dr. Eberles auszeichnet, findet sich in gleicher

Weise bei vorliegendem Werke wieder: es ist die ruhige, streng logisch voranschreitende Entwicklung der Gedanken, die geschickte Disponirung des Gesamtstoffes, die Sicherheit und Zuverlässigkeit in den obersten philosophischen und theologischen Principien. Allerdings entschuldigt der Verfasser selbst mit Rücksicht auf den concreten Lehrzweck die zuweilen vorkommenden Wiederholungen und eine vielleicht allzu minutiöse Zerlegung der einzelnen Fragen in Abtheilungen und Unterabtheilungen. Wer aber die eigenthümliche Schwierigkeit kennt, welche die geistige Erfassung und Durchdringung ethischer und socialer Lehrstücke den Anfängern dieser Studien bietet, wird nicht umhin können, auch die Vorzüge der angewandten Methode anzuerkennen.

Das Verhältniß Justins des Martyrers zu unsern synoptischen Evangelien. Ein Beitrag zur Textgeschichte der neutestamentlichen Schriften von Aloys Baldus, Dr. theol. 8°. (100 S.) Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung, 1895. Preis *M.* 2.

Da der hl. Justin kurz nach 150 seine uns erhaltenen Werke verfaßt hat, so leuchtet ein, welche Bedeutung seine Anführungen aus den Evangelien für den Beweis des Alters derselben besitzen. Erschwert wird aber dieser Beweis dadurch, daß der heilige Martyrer die Heilige Schrift fast immer sehr frei citirt und außerdem einige Notizen über das Leben Jesu und einige Aussprüche des Erlösers vorbringt, welche in unsern vier Evangelien nicht enthalten sind. Es fragt sich also, woher der hl. Justin diese Aussprüche und Notizen hat, ob aus mündlicher Ueberlieferung oder aus schriftlichen Aufzeichnungen. Die Evangeliencitate Justins sind daher gewiß ein dankbarer Stoff für eine Einzeluntersuchung. Der Herr Verfasser führt dieselbe mit großem Fleiße und mit Benutzung der neuesten Literatur bis ins einzelne durch, und zieht namentlich auch die verschiedenen Recensionen des Evangelientextes heran. Er kommt zu dem Ergebniß, daß Justin sicher die drei ersten Evangelien benutzt hat, und daß die Abweichungen vom Wortlaut unseres Neuen Testamentes meist auf Gedächtnißirrthümer sich zurückführen lassen oder auch auf absichtliche Umgestaltung des Schriftwortes für den Zusammenhang seiner Rede. Eine Anzahl der Citate jedoch meint er in der genannten Weise nicht erklären zu können und nimmt für sie Benutzung einer weitern schriftlichen Quelle an. Die Beweisführung gerade in diesem Punkte hat uns nicht überzeugt. Für einige merkwürdige Citate (S. 95) reicht die Erklärung aus, daß eine ungenaue Form des Citates im mündlichen Gebrauch sich herausgebildet und verbreitet hatte. Die übrigen abweichenden Formen beweisen im höchsten Fall sonst nicht erhaltene Lesarten.

Der Campo Santo der Deutschen zu Rom. Geschichte der nationalen Stiftung, zum elfhundertjährigen Jubiläum ihrer Gründung durch Karl den Großen herausgegeben von Anton de Waal, Rector des Campo Santo. Mit vier Abbildungen. 8°. (XII u. 324 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 4.

Die noch überkommene, in gegenwärtiger Fassung allerdings sicher unechte Stiftungsurkunde der einstigen Frankenschola in Rom führt die Gründung dieses alten National-Instituts auf Karl den Großen zurück und trägt das Datum des 26. Dec. 797. Da durch mannigfache Wandlungen der Zeit an Stelle der längst untergegangenen Frankenschola in gewissem Sinne der heutige Campo Santo als

National-Institut getreten ist, so hat dieser mit dem Ende des Jahres 1896 das Fest seines elfhundertjährigen Jubiläums feierlich begehen können. Unter solchen Umständen war es vollständig am Platze, mit einer Geschichte dieser Anstalt hervorzutreten, und der gegenwärtige verdiente Rector derselben hat sich dieser Aufgabe unterzogen. Wie nicht anders erwartet werden konnte, enthält das Buch vieles Interessante, zunächst werthvolle Aufschlüsse hinsichtlich der römischen Topographie, dann aber auch vieles über deutsche Landsleute, die in alter oder neuer Zeit in Rom gebetet, gelebt, gewirkt haben. Gelegentlich fallen auch für andere wichtige Punkte, z. B. das Almosenwesen der Päpste, dankenswerthe Bemerkungen ab; auch die Geschichte der Bruderschaft an sich als kirchliche Corporation wie in ihrem charitativen Wirken bietet recht interessante Seiten. Eine gute Fundgrube für Personalnotizen hätte die Schrift werden können, wäre auf die Namen und auf die Charakteristik der wichtigern Persönlichkeiten mehr Sorgfalt verwendet und ein Personalregister beigegeben worden. Zu Gerhard von Elten sei nachgetragen, daß er gegen Ende seines Lebens zugleich mit Jakob Sprenger zum Inquisitor für Deutschland ernannt wurde. Ueber Dwerg findet sich noch Bemerkenswerthes in Pastors Papstgeschichte I. Stenonius ist wohl verschrieben statt des richtigen Stenonis (Niels Stensen). Tibus und Evelt haben doch etwas mehr von ihm zu sagen gewußt, als daß er Weihbischof von Münster war. P. Plenkers hatte seinen zweimaligen Aufenthalt in Rom näher besprochen; sicher kam er nicht als „Weihbischof von Münster" nach Rom. Cardinal Gymnasius soll wohl Dominicus Ginnasi sein, dem Oldoini IV, 346 so hohes Lob spendet; Cardinal Karl Pio der Jüngere hatte schon 1671 (nicht erst 1682) in Rom seinen Aufenthalt genommen.

Der Orden der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz von Paul in der Erzdiöcese Freiburg. 1846—1896. Festschrift zur goldenen Jubelfeier von Karl Mayer, Dompräbendar und Superior. Lexikon-8°. (122 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 1.50.

Die Einführung der Barmherzigen Schwestern in einer Stadt, und gar, wie es hier der Fall ist, in einem ganzen Lande, darf schon zu den wohlthätigen und erfreulichen Ereignissen gezählt werden, deren Jahrestage einer besondern Feier werth sind. Der Einzug der Schwestern in Freiburg vor 50 Jahren hatte noch eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß im damaligen Deutschland religiöse Genossenschaften fast ausgerottet waren, und von Oesterreich und dem rechtsrheinischen Bayern abgesehen, nur an wenigen vereinzelten Orten ein kümmerliches Dasein fristeten. Es war ganz passend, daß zu dieser fünfzigjährigen Gedächtnißfeier die wichtigsten Daten über die Entfaltung der Genossenschaft in einer Schrift zusammengestellt wurden. Die Genossenschaft zählt heute im Lande Baden etwa 120 Häuser mit 529 Mitgliedern und 82 Novizinnen. Außer dem allgemeinen Ueberblick über die Entwicklung der Genossenschaft verzeichnet die Schrift auch die Entstehung der wichtigern Anstalten, skizzirt die Thätigkeit hervorragender Ordensschwestern, wie der frühern geistlichen Superioren und gedenkt auch dankbar der besondern Freunde und Wohlthäter. Es finden sich unter denselben nicht nur bekannte Namen von angesehenen Priestern, sondern auch die ausgezeichneter Laien, mit welchen die Erzdiöcese Freiburg in jener schweren Zeit noch so reich gesegnet war. Das Verzeichniß der sämtlichen Schwestern, der Lebenden wie der Todten, verliert dadurch für den Historiker fast ganz den Werth, daß nur die Klosternamen und nicht die Familiennamen angegeben sind. Eine recht liebe und werthvolle Beigabe bieten dagegen

die Briefe der krankenpflegenden Schwestern aus den Feldlazaretten von 1870/71. Der documentarische zweite Theil der Schrift gibt auch eine Anzahl von Gelegenheitspredigten, die aus Anlaß verschiedener die Genossenschaft betreffender Feierlichkeiten gehalten worden sind.

D. A. Mougel, Denys le Chartreux 1402—1471. Sa vie, son rôle, une nouvelle édition de ses ouvrages. gr. 8°. (90 S.) Montreuil-sur-Mer, Imprimerie de la Chartreuse de N.-D. des Prés, 1896.

Den Anstoß zu dieser werthvollen Schrift bot das große, eben in die Verwirklichung tretende Unternehmen des Kartäuserordens, die zahlreichen Werke ihres einst so gefeierten Ordensgenossen Dionysius von Ryckel in einer Gesamtausgabe zu vereinigen, welche trotz ihres außergewöhnlichen Umfangs durch Treue und Sorgfalt ebenso wie durch Schönheit der Druckausstattung exemplarisch zu werden verspricht (vgl. diese Zeitschrift, Bd. LI, S. 516 ff.). Die Schrift ist jedoch deshalb keineswegs Gelegenheitsschrift; nur die letzten 14 Seiten — hochinteressant namentlich für Bibliothekare und Bücherliebhaber — befassen sich mit den frühern und der jetzigen Ausgabe der Werke des großen Kartäusers. Die übrigen 74 Seiten bieten ein gedrängtes, mit viel Gelehrsamkeit und Fleiß gearbeitetes Lebensbild, welches in sechs Kapiteln alles Auffindbare über des Dionysius Person und das Wichtigste über seine schriftstellerische Leistung und Bedeutung anspruchslos, aber hübsch zusammenstellt. Der Verfasser findet Gelegenheit, manches, was sich auf seinen Gegenstand bezieht, auch in neuern deutschen Arbeiten zu berichtigen oder zu beanstanden. Die im heutigen Deutschland fast vergessene und doch so überaus anziehende, höchst bedeutungsvolle Gestalt des ehrwürdigen Dionysius allein schon sichert der Schrift ein Recht auf Beachtung, nicht minder aber die Gediegenheit und das reiche Wissen, das sich bei aller Bescheidenheit in derselben kundgibt.

Guido Görres. Beitrag zur Geschichte seines Lebens und Wirkens von Prof. Dr. J. Meyers. 4°. (76 S.) Luxemburg, Beffort, 1896.

Es ist erfreulich, in einem Jahre zwei wackere Beiträge zur neuern katholischen Literaturgeschichte aus dem benachbarten Luxemburg zu empfangen. Dr. Tibesars Studie über Webers „Dreizehnlinden" haben wir Bd. LI, S. 443 besprochen. Professor Meyers, jetzt an das Luxemburger Gymnasium berufen, hat als Programmschrift des Progymnasiums von Echternach den Versuch unternommen, die literarische Thätigkeit des Dichters und Schriftstellers Guido Görres zu würdigen. So oft der Name Guidos auch bei den verschiedensten Gelegenheiten genannt wird, Mann und Wirken sind doch nur wenigen genauer bekannt. Neben dem großen Vater erscheint er kleiner, als er in der That ist, und manche seiner Schriften sind unverdientermaßen in den Hintergrund getreten. Eine Biographie von ihm haben wir nicht. Und so wird Meyers sehr vielen ganz neue Dinge erzählen, wenn er selbst auch glaubte, das biographische Moment nur auf das Nothwendige beschränken zu müssen. Wir halten die fleißige Arbeit für eine gelungene; die Angaben sind den besten Quellen entnommen, die Urtheile maßvoll, die Darstellung leicht und voll Geschmack. Dr. Franz Binder konnte sich für sein in Aussicht gestelltes ausführlicheres Lebensbild Guidos keinen geeignetern Vorläufer wünschen als dieses Programm. Den braven Luxemburgern aber rufen wir zu: Vivat sequens!

Vergißmeinnicht. Eine reichhaltige Sammlung von ausgewählten Album- und Stammbuchversen. Mit einem empfehlenden Vorwort von Dr. J. A. Keller. 8°. (518 S.) Heiligenstadt (Eichsfeld), Cordier. Preis in Originalband mit Goldschnitt *M.* 3.

Die Mode der „Stammbücher" oder „Albums" scheint wieder an Boden zu gewinnen, da sich sogar das Bedürfniß nach immer neuen Sammlungen von „Stammbuchversen" einstellte. Dem diesmaligen Sammler (der aber wohl sicher eine Sammlerin ist) war es in erster Reihe darum zu thun, alles Anstößige und Schlüpfrige, das sich leicht in solche Bücher einschleicht, unnachsichtlich fern zu halten. Es ist ihm dies denn auch durchaus gelungen, was hier gleich zu Anfang bemerkt werden soll. Die 521 Sprüche oder Gedichte — denn es finden sich auch seitenlange Stücke — sind auf 19 Gruppen vertheilt und treffen im allgemeinen nach der guten wie schwachen Seite den Ton eines Stammbuches für „höhere Töchter". Von rein kritisch-künstlerischem Standpunkte hätte ein guter Theil all der Verse ausgeschieden werden sollen; an Ersatz wäre selbst in der neuern katholischen Literatur kein Mangel gewesen. Auch mit der Angabe der Autoren sieht es ziemlich frauenmäßig aus; so z. B. wird ein sehr bekanntes Gedicht Webers einem gewissen „N. Mannheimer Volksblatt" zugewiesen; einmal finden wir einen Andreas Justinus Kerner, ein andermal einen Julius Kerner; der „Notburga" wird das bekannte „Man reicht sich wohl die Hände" gut geschrieben zc. Die meisten Stücke sind ohne Autornamen. In solchen Sammlungen, die täglich in den Händen vieler sein sollen, müßte unseres Erachtens eine strengere ästhetische Auswahl und eine pädagogisch wirkende Genauigkeit herrschen. Die Sprüche sollten nie Duseleien und Phrasen, sondern vollwichtige Goldkörner sein. Dazu aber müßte man nicht aus zehn alten ein neues Buch machen und sich höchstens damit begnügen, hie und da aus einem Zeitungsblättchen noch ein Gedicht zu notiren, sondern die Originalwerke der Dichter selbst zur Hand nehmen und selbständig mit Tact und Geschmack auswählen. Keiters Sammlung, „Leitsterne auf dem Lebenspfad", bleibt immer noch die bessere von allen, die wir in der Art haben, sowohl an Reichhaltigkeit wie an Kritik. Das vorliegende „Vergißmeinnicht" zeichnet sich durch eine dem besondern Leserkreise angepaßte Ausstattung aus, und so wünschen wir ihm überall freundliche Aufnahme.

Frieden. Schauspiel in drei Akten von Carla Sermes. 16°. (64 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1896. Preis 60 *Pf.*

Dorothea. Schauspiel in vier Akten von Carla Sermes. 16°. (104 S.) Ebda., 1896. Preis *M.* 1.

Wir können beide „Schauspiele" nur auf das allerbeste allen denen empfehlen, die eine edle, vornehm gehaltene Vorlage für theatralische Aufführung suchen. Es ist der Verfasserin jedesmal gelungen, bei größter Einfachheit der Mittel ein lebens- und gedankenvolles, klares und doch tiefer gehendes Spiel zu schaffen, das sowohl auf den gebildeten als auch auf den einfachen nicht mißbildeten Zuschauer seine wohlthuende Wirkung nicht verfehlen kann. „Frieden" ist eine Art Mysterium oder Auto, in dem eine Reihe von Ideen persönlich auftreten, z. B. die Armut mit ihren Kindern: Trotz, Neid und Bitterkeit; der Reichthum mit seinen Töchtern: Selbstsucht, Genußsucht, Uebersättigung, u. s. w. An dem sonst so vortrefflichen Stücke ist nur das eine zu bedauern, daß die schließliche Lösung ein innerer Vorgang im Herzen des Königssohnes ist, der sich also der äußern Darstellung und

damit der eigentlichen Wirkung auf den Zuschauer entzieht. — „Dorothea“ ist eine sehr anmuthige, friedlich verklärte Martyrertragödie, in der uns neben der Titelheldin besonders der Charakter Callistas interessirt. Der Gang der Handlung ist sehr geschickt erfunden und eingetheilt, die Verwicklung gibt sich natürlich. In beiden Stücken ist die Sprache fließend und durchsichtig, wenn auch nicht eigentlich originell poetisch, so doch immer des Gegenstandes würdig und natürlich vornehm und erhebt sich je nach Umständen einigemal zu mithinreißendem Schwunge. Solche Schöpfungen sind eine wahre Bereicherung der katholischen Dilettantenbühnenliteratur, in der es wohl eine täglich anwachsende Menge von Nummern, aber wenig Treffer gibt.

Gedichte von Carl von Arnswaldt. 16°. (184 S.) Göttingen, Horstmann, 1897. Preis *M.* 2.50.

Die Mehrzahl dieser „Gedichte“ erschien bereits voriges Jahr in dem Sammelband „Schmetterlinge“ im Verein mit jenen eines andern Göttinger Studenten, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy. Wir konnten ihnen damals in Uebereinstimmung mit der übrigen Kritik das Zeugniß einer großen Sprachgewandtheit ausstellen, während wir in Bezug auf den Inhalt die Hoffnung aussprachen, das Leben mit seinen Kämpfen und Erfahrungen werde das schön gearbeitete Gefäß auch mit edlem Weine füllen; augenblicklich mache sich zwar ein lobenswerther Wille, aber doch auch noch die Jugend geltend. Dieses Urtheil muß heute wiederholt werden. Auch die neu hinzugekommenen Sachen haben nur formellen Werth; der Inhalt ist immer noch ersichtlich das Ergebniß mehr des Studiums als des innern Bedürfnisses. Der Dichter habe nur Geduld, bis daß er endlich etwas Wirkliches zu sagen hat; dann wird gewiß seine Klage nicht in Erfüllung gehen, die er in dem Sonett „Vergebens“ ausspricht:

„. . . So schwinden hin die Jahre meines Lebens,
Was mich zu tiefst bewegt, bleibt ungesungen,
Und sterb' ich einst, so stirbt ein Dilettant.“

Psallite Domino. Katholisches Gesang- und Gebetbuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Carl Cohen, Domkapellmeister, und Ant. Stelzmann, Religions- und Oberlehrer. 8°. (401 S.) Düsseldorf, Schwann, 1896. Preis *M.* 1.75, geb. *M.* 2—4.

Dies Büchlein verdient alle Anerkennung. Es enthält der Gesänge nicht zu viel: 112 Nummern, die aus dem vorhandenen riesigen Material dem wichtigen Zwecke gemäß mit großer Sachkenntniß ausgewählt, und was sowohl Text als Melodie betrifft, der Würde und Hoheit des Gottesdienstes entsprechend gegeben bezw. gebildet worden sind. Dabei ist beständig darauf geachtet, daß die Lieder leicht gelernt und unschwer auch von vielen gemeinsam gesungen werden können. Ein glücklicher Gedanke war es, gut singbare Choral-Texte und Melodien — für die meisten wichtigern Festzeiten wenigstens eine Nummer, u. a. die vier schönen marianischen Antiphonen und das herrliche, so leicht ausführbare Pange lingua nebst Missa choralis, Vesper und Requiem — aufzunehmen: denn gerade an höhern Lehranstalten kann ohne viel Mühe Verständniß und Liebe des kirchlichen Gesanges geweckt und ein guter Vortrag desselben erzielt werden. Von den deutschen Kirchenliedern sei hier Nr. 96: „Herr, großer Gott“ besonders genannt; die kräftige und würdige, dabei auch ins Gehör fallende Melodie wird als Volksgesang eines gewaltigen Eindruckes nicht ermangeln.

Breviarium Romanum ex decreto SS. Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. P. M. jussu editum, Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recognitum. Editio octava post typicam. 4 tomi. 12°. Ratisbonae, Pustet, 1896. Preis *M.* 24; in Schafleberband mit biegbarem Rücken und rothem Schnitt (Nr. 1) *M.* 38; ebenso mit Goldschnitt (Nr. 2) *M.* 40; in echtem Chagrinband mit Goldschnitt (Nr. 3) *M.* 46; ebenso mit reicher Pressung, Kantenvergoldung und Goldschnitt (Nr. 4) *M.* 50; in Juchtenlederband mit Goldschnitt (Nr. 5) *M.* 60.

2. **Missae pro Defunctis** ad commodiorem Ecclesiarum usum ex Missali Romano desumptae. Accedit Ritus Absolutionis pro defunctis ex Rituali et Pontificali Romano. Editio tertia post typicam. Klein-Folio. Ratisbonae, Pustet, 1896. Preis *M.* 2; in schwarzem Schafleberband mit rothem Schnitt *M.* 5.50; ebenso mit einem Kreuz auf der Decke und Goldschnitt *M.* 6. 20; in Chagrin mit Goldverzierung und Goldschnitt *M.* 8.40.

1. Diese neue Brevier-Ausgabe ist wiederum ein glänzender Beweis für die große Beliebtheit der Pustetschen Breviere, indem hier bereits die achte Auflage seit der 1885 erschienenen typischen Ausgabe vorliegt. Dieselbe zeigt aber auch das unausgesetzte und mit dem schönsten Erfolge gekrönte Bemühen des Pustetschen Weltverlags, seine liturgischen Erzeugnisse in jeder Beziehung aufs höchste zu vervollkommnen. Daß textlich noch die neuesten Aenderungen in den Rubriken einzelner Feste (z. B. des hl. Joseph) und die Zusätze oder Umgestaltungen in den lectiones einiger Heiligen an Ort und Stelle eingefügt sind, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Die Größe dieser Ausgabe ($18\frac{1}{2} \times 11\frac{1}{2}$ cm) macht sie besonders denjenigen Priestern empfehlenswerth, welchen ein größerer, sehr deutlicher Textdruck erwünscht ist und welche Verweisungen auf andere Stellen des Buches gern nach Möglichkeit vermieden sehen. Um aber die einzelnen Bände doch nicht zu umfangreich werden zu lassen, hat die Verlagshandlung ein zu diesem Zwecke eigens gefertigtes feines und doch kräftiges Papier in Anwendung gebracht; so ist es gelungen, den Umfang auf 33 mm einzuschränken. Die Ausstattung ist, wie wir es bei dieser Firma nicht anders gewohnt sind, vorzüglich. Besondere Hervorhebung verdient der sehr reiche und würdige Bilderschmuck: im ganzen 41 Vollbilder und über 150 größere Vignetten.

2. Auch die neue Auflage der Missae pro Defunctis verdient uneingeschränktes Lob. Neben der Correctheit des liturgischen Textes werden auch der sehr leserliche Druck und das feste Papier diese Ausgabe allen Priestern als sehr willkommen erscheinen lassen. Das künstlerisch ausgeführte Vollbild und etwa ein Dutzend geschmackvoller Vignetten tragen dem Charakter des Buches vollauf Rechnung.

Neue religiöse Bilder aus der Kühlenschen Kunstanstalt zu München-Gladbach.

Die durch ihre Leistungen auf dem Gebiete religiöser Bilder hervorragende Kunstanstalt von B. Kühlen zu München-Gladbach hat wiederum einige Neuheiten fertiggestellt, welche bekunden, daß dieselbe nach wie vor ihr unausgesetztes Streben dareinsetzt, nicht nur würdige und erbauliche, sondern auch wirklich edle und möglichst vollendete Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Die hauptsächlichste der diesmaligen neuen Erscheinungen bildet die Wiedergabe eines Herz-Jesubildes

von A. von Oer, das, im übrigen ganz im Stile und Charakter der sonstigen Bilder derselben, unzweifelhaft zu den vorzüglichern Darstellungen dieses Gegenstandes gehört. Das Bild liegt uns in doppelter Reproduction vor, als Phototypie in Schwarzdruck (Größe 51 × 38 cm zu 80 *Pf.*) und in Buntdruck (100 Stück zu *M.* 2.40 bezw. *M.* 1.60). Die erste, ein Kniestück, kann als Blatt von vortrefflicher Ausführung als würdiger Zimmerschmuck bestens empfohlen werden. Die Farbendrucke, welche die ganze Figur des Heilandes entsprechend dem Original auf reich gemustertem Goldgrunde wiedergeben, sind nicht minder gelungen und athmen, soweit das bei solchen Bildchen möglich ist, den heiligen Ernst und die Andacht, welche ihre Vorlage auszeichnet. — Eine andere der uns vorliegenden Neuheiten besteht in einem Communionbild (in Quartformat zu 15 *Pf.*). Dasselbe ist nicht reich an Einzelheiten, dafür hat es aber einen Vortheil, der manchen Communionandenken zu sehr abgeht: es läßt den Heiland selber zu seinem vollen Rechte kommen. Man sieht ihn mit ausgebreiteten Armen hinter dem Abendmahlstische, auf dem der Kelch und das Brod sich befinden. Beschwingte Engelsköpfchen schweben über dem leicht zur Seite geneigten Haupte des Heilandes in den Wolken. Leichte Weinranken bilden, von Aehren durchzogen, die Umrahmung der Darstellung. Dem heutigen Geschmacke trägt der milde Farbenton derselben alle Rechnung; das Antlitz des Heilandes ist recht ausdrucksvoll, wenngleich für einzelne vielleicht etwas weich. Die Umrahmung hätte entsprechend der Figur des Heilandes wohl etwas kräftiger und schwerer gestaltet werden sollen. Die technische Behandlung des Bildes ist alles Lobes werth. — Ein prächtiges, figurenreiches Blatt ist das Allerseelenbild nach Plattner, einem Schüler von Cornelius (in Quartformat zu 15 *Pf.*). Zu oberst Gott Vater mit dem Gekreuzigten und dem Heiligen Geist in Taubengestalt zwischen beiden, dann Maria und Joseph fürbittend, darunter die Kirche in Pluviale und Tiara, die Sühnefrüchte des Kreuzesopfers für die armen Seelen aufopfernd, und St. Michael, die Wage in der Rechten, das Schwert, mit dem er den Gefangenen den Austritt aus dem Reinigungsort verwehrt, in seiner Linken, und zu unterst das Fegfeuer selbst. Die Gruppirung der Figuren ist geschickt, die Farbenwirkung des Bildes wahrhaft glänzend. Das Gold und die zur Verwendung gekommenen satten Farbentöne sind meisterhaft gehandhabt. — Die sonstigen Neuheiten bestehen zum größten Theile in einer Anzahl kleinerer Heiligenbildchen, die allerdings zum Theil nur der technischen Wiedergabe nach neu sind. Hierhin gehört das Bild des „Prager Jesuskindleins", das früher bereits als Phototypie herausgegeben, jetzt auch in schönem Buntdruck (100 Stück zu *M.* 2.40 bezw. *M.* 1.60) erschienen ist. Umgekehrt sind andere schon in Farbendruck vorhandene Bildchen nunmehr auch in phototypischem Schwarzdruck (100 Stück zu *M.* 2 bezw. *M.* 1.20) zu haben, so das segnende Jesuskind und die Mutter Gottes vom Berge Karmel (beide nach von Oer), und der hl. Antonius von Salentin. Neue Bildchen in Schwarzdruck (Preis wie vorstehend) sind der selige Petrus Canisius und die Muttergotteserscheinung von Lourdes. Neu sind auch die Prämonstratenser und die Beuroner Serie in Buntdruck (beide 100 Stück *M.* 2.40). Die erste enthält Heilige und Selige des Prämonstratenserordens, vorzüglich Deutsche, in klarer, höchst sauberer Behandlung, scharfer Zeichnung und mildem, freundlichem Farbenton. Eine ausgezeichnete Leistung ist die Beuroner Serie, welche volksthümliche Heilige nach Vorlagen der Beuroner Schule darstellt. Ruhig, ernst, würdevoll tragen die Bilder bei aller Farbenpracht den schlichten,

aber entschiedenen Charakter zur Schau, welcher den Werken der Beuroner Meister eigen ist; trotz einer gewissen Fremdartigkeit haben die von ungemustertem Goldgrund sich abhebenden Gestalten etwas Wirkungsvolles, was man bei Darstellungen modernen Geschmacks nur zu oft vermißt; die technische Ausführung ist vorzüglich. Wir wünschen dieser Serie wie auch den andern Neuheiten des Kühlenschen Verlages weite Verbreitung.

Miscellen.

Eine schwedische Nationalfeier im „großen Nordwesten" der Vereinigten Staaten. Zum 23. September 1896 waren in dem kleinen Orte Bishop Hill im Staate Illinois 2000 Fremde aus allen Theilen der Vereinigten Staaten zusammengeströmt, um den 50. Jahrestag der Gründung der nach diesem Orte einst benannten communistischen Gemeinde von eingewanderten Schweden festlich zu begehen. Freilich hat dieses communistische Zusammenleben nur etwa 15 Jahre sich erhalten (vgl. diese Zeitschr. Bd. XLIX, S. 519). Im gleichen Jahre, da der Bau der Stadt als vollendet gelten konnte, löste auch schon die Gemeinschaftlichkeit des Besitzes sich auf. Allein die Ueberlebenden und Nachkommen der einstigen Gründer belächeln jetzt auch jene communistischen Aspirationen als eine romantische Ueberschwänglichkeit, entschuldigen sie als ein Gebot der Nothwendigkeit, oder bewundern sie höchstens als eine Aeußerung außergewöhnlich angeregter religiöser Begeisterung. Dem Feste wurde eine ganz andere Bedeutung beigelegt. Jener Argonautenzug der schwedischen Emigranten von 1846 bildete den Ausgangspunkt schwedischer Einwanderung in Amerika in neuerer Zeit. Zwar hatte schon Gustav Adolf 1626 zur Gründung einer schwedischen Kolonie in Amerika eine Handelsgesellschaft privilegirt; unter Königin Christine war das Privileg 1638 erneuert und die Idee zur Ausführung gebracht worden. Etwa 900 Schweden und Finnen hatten an den Ufern des Delaware sich angesiedelt, aber nur 17 Jahre konnte „Neu-Schweden" seine Unabhängigkeit und Nationalität behaupten. Es fiel in die Hände der Holländer, von denen es in den Besitz Englands überging. Die Nachfolger jener schwedischen Einwanderer im Osten des großen Continents leben heute, mit den Abkömmlingen anderer Nationalitäten bunt vermischt, in New Jersey, Delaware und Pennsylvanien; ihr Zusammenhang mit dem Mutterlande war längst völlig gelöst. Der Zug nach der Neuen Welt schien im skandinavischen Norden erloschen. Nur vereinzelt noch suchten Abenteurer oder Matrosen dort ein Asyl, oder kämpften schwedische Freiheitshelden — wie Graf Axel Fersen, der ritterliche Freund der unglücklichen Königin Marie Antoinette — für die Unabhängigkeit der aufständischen Kolonisten auf dem Continent des Westens. Die Wanderzüge von 1846, 1849 und 1850 aber waren

die ersten Wellenschläge einer neuen Fluth, die aus Skandinavien, diesmal nicht nach dem Osten, sondern nach dem noch wenig besiedelten Nordwesten des großen Freistaates sich ergoß. Heute zählt Amerika etwa eine Million oder mehr eingewanderter Schweden, welche mit ihren unmittelbaren Nachkommen eine Bevölkerung repräsentiren, die der der Heimatprovinzen nahezu gleich kommt. Daß dabei für die rasche und glückliche Culturentwicklung des amerikanischen Nordwestens, insbesondere des Staates Illinois, das Eingreifen skandinavischer Kraft und Betriebsamkeit, dalekarlischer Freiheitsliebe und schwedischen Reinlichkeitssinnes von großer Bedeutung war, unterliegt keinem Zweifel. Nicht ganz unberechtigt war der Stolz, mit welchem die schwedischen Veteranen am Jubiläumstage ihrer Niederlassung verkündeten, eine Geschichte von Illinois und dem Nordwesten könne nicht geschrieben werden ohne die Geschichte der Communistengemeinde von Bishop Hill.

Allein sie legten der Gründung dieser Gemeinde noch tiefere Bedeutung bei; sie suchten dieselbe darzustellen als das Werk eines mächtigen Dranges nach Religionsfreiheit gegenüber den Fesseln einer innerlich abgestorbenen Staatskirche und als die große That, welche in ihren Nachwirkungen und Folgen dem heutigen Schweden ein ziemliches Maß von Religionsfreiheit errungen habe. Zur ewigen Erinnerung wurde am Nachmittag des 23. September 1896 zu Bishop Hill ein Denkmal enthüllt. In den Granit des Obelisken sind die Worte gemeißelt:

1846. | Geweiht dem Andenken der | kühnen Pioniere | welche zur Wahrung der | Religiösen Freiheit | ihr Vaterland Schweden verließen | nebst allen theuern Banden | der Heimat und Verwandtschaft | und die Gründer wurden von | Bishop Hill Colony | in den unbewohnten Prairien von | Illinois. | Errichtet von ihren überlebenden Gefährten | und Nachkommen an dem | 50. Jahrestage | am 23. Sept. | 1896.

Die Geschichte dieser schwedischen Auswanderung und Neugründung ist in der That der Beachtung werth. Seit der Mitte der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts machte in den nördlichen Gebieten Schwedens, Dalekarlia, Westmanland und Helsingland, eine eigenthümliche religiöse Bewegung sich fühlbar. Es war eine elementar sich kundgebende Empfindung der Mißbefriedigung mit der geistlosen Starre und Aeußerlichkeit der Staatskirche. Bald hier bald dort, besonders auf dem Lande, schlossen kleinere Gruppen zu gemeinsamer häuslicher Andacht und Bibellesung sich zusammen. Man nannte sie die „Leser" oder auch „Andächtler". Eine eigentliche Organisation hatten sie nicht, nur den instinctiven Zusammenhalt gemeinsamer Gesinnung und Sonderbestrebung. Größern Aufschwung erhielt die Bewegung erst durch den im Jahre 1834 „bekehrten" Handelsmann Erich Janson. Dieser, geboren zu Biskops Kulla in Uppland am 19. December 1808, zählte bei seiner „Bekehrung" 26 Jahre. Unverhoffte Heilung von körperlicher Krankheit scheint auf dieselbe entscheidend eingewirkt zu haben. Doch verheiratete er sich, und 1838 wurde ihm zu Biskops Kulla sein noch jetzt lebender Sohn Erich geboren. Einige Jahre später findet er sich als Kaufmann in der Pfarrei Osterunda in Westmanland. Hier trat er seit 1840 mit seinen religiösen Ansichten offen hervor. An eine Trennung von der Staatskirche dachte er damals noch nicht, aber er erstrebte ihre Neubelebung und Reini-

gung, die Zurückführung apostolischer Einfachheit und Glaubensinnigkeit. Er verwarf den in der schwedischen Kirche üblichen Begriff von der Rechtfertigung; ihm war sie eine innere und völlige Reinigung von aller Sünde und ein vollendeter Friedenszustand. Er verwarf auch die gesamte theologische und religiöse Literatur seiner Kirche außer der Bibel. Nur die Bibel sollte gelesen und studirt werden. „Auch die besten menschlichen Schriften sind voll von Irrthümern und zielen darauf hin, uns abzulenken vom Worte Gottes.“ Die Schriften eines Luther, Scriver, Joh. Arndt und Nohrborg, die in der schwedischen Kirche in so hohem Ansehen standen, galten ihm als „neue Götzen und Idole“, welche die Herzen an sich gerissen, die Bibel verdrängt hätten. Sie vor allem sollten entfernt, ja vernichtet werden. Sectirerischer Eifer führte den neuen Propheten 1842 zum erstenmal nach Helsingland, um auch mit den dortigen „Lesern“ in Fühlung zu treten. Er fand hier, namentlich bei den in diesen Kreisen einflußreichen Brüdern Olaf und Jonas Olson, gute Aufnahme und versuchte sogleich als Prediger seine Kraft. Mit dem Jahre 1843 begann er seine Fahrten als Wanderprediger durch die Provinz. In ihm hatte die Bewegung Haupt und Mittelpunkt gefunden. Er wird geschildert als mächtiger Redner, ungemein bibelfest und überaus schlagfertig im Wortkampf. Bald schätzte man seine Anhänger auf 1500—4000; sie wurden jetzt nach ihm „Jansonisten“ benannt.

Die orthodoxen Prediger konnten nicht länger die Augen zudrücken. Der Pastor von Osterunda ließ Janson gefänglich einziehen. Bald wieder freigegeben, zog er nach Forsa in Helsingland. Von den Kanzeln wurde wider ihn gepredigt und seinen Anhängern das Abendmahl verweigert. Janson parirte den Schlag; er verbot seinen Leuten den Besuch des orthodoxen Gottesdienstes. Die Predigt eines „unbekehrten“ Pfarrers könne doch nicht zum Heile dienen. Während die Pastoren in den Kirchen predigten, hielten die Jansonisten zu Hause ihre Conventikel. Zuweilen zogen sie des Nachts processionsweise und Hymnen singend über die Landstraßen oder sammelten sich vor den Häusern ihrer im Schlafe liegenden orthodoxen Pastoren, um für deren „Bekehrung“ Gebete zu verrichten. Am 11. Juni 1844 endlich ließ Janson in der Pfarrei Alfta auf einem Bauernhofe die Schriften Luthers, Scrivers und anderer Theologen von allen Seiten zu einem großen Haufen zusammenschleppen, und unter Hymnengesang und Frohlocken der versammelten Gläubigen wurden die „neuen Idole“, die „große H . . . von Babylon“, feierlich verbrannt. Zwei Tage später war Janson ein Gefangener. Nach längerer Voruntersuchung in Gefle wurde er von hier ins Gefängniß von Westerås übergeführt und dort zuletzt, mit dem Verbote, nach Helsingland zurückzukehren, bis zum Beginne der eigentlichen Gerichtsverhandlung freigegeben. Während seiner Haft hatte eine Deputation seiner Anhänger sich beim König Audienz zu verschaffen gewußt und war gnädig beschieden worden; auch Janson selbst wurde jetzt vom König empfangen und verließ den Palast im Gefühle des Triumphes. Im September 1844 stand er in Westerås vor Gericht. Er machte geltend, die Staatskirche habe sein Vertrauen mißbraucht, sie sei abgefallen vom wahren Glauben, ihre Diener seien Weltlinge; er aber habe den Beruf von Gott, den wahren Glauben wiederherzustellen und den Sündern den Weg zur Rettung

zu zeigen. Janson wurde freigelassen. Seine Anhänger hatte die Verfolgung nur feuriger und die Nachgiebigkeit von oben nur zuversichtlicher gemacht. Ueberzeugt, daß der König und die weltliche Obrigkeit mit ihnen sympathisirten, erwarteten sie in nächster Bälde die Niederlage der unduldsamen Staatskirche und die Gewährung voller religiöser Freiheit. Die Bewegung nahm neuerdings mächtigen Aufschwung. Jansons Reise durch Helsingland bei seiner Rückkehr war ein fortgesetzter Triumphzug; die ganze Provinz war in Enthusiasmus; viele der orthodoxen Gotteshäuser in Helsingland blieben fast leer.

Am 28. October 1844 wurde in der Pfarrei Söderala abermals eine gewaltige Masse theologischer Bücher öffentlich verbrannt. Janson ward sofort wieder festgenommen und zuerst in der Haft zu Gefle auf Geistesstörung beobachtet, dann nach Upsala beordert, um von der Bank der Bischöfe eine officielle Verwarnung entgegenzunehmen. Die Freilassung währte nur kurze Zeit. Am 25. December 1844 wurde er abermals in der Pfarrei Söderala dingfest gemacht und saß nun zu Gefle im Gefängniß, bis Bittschriften an den König am 18. April 1845 seine Losgabe erwirkten. Unterdessen war man auch seinen Anhängern mit Geld- und Gefängnißstrafen zu Leibe gerückt. Auch die Volksleidenschaft war wider die Separatisten rege geworden; hier und dort wurden dieselben beschimpft und selbst mißhandelt, ihre Conventikel tumultuarisch gestört, ihre Häuser mit Steinen bombardirt. Am 24. Juni 1845 wurde eine ihrer gottesdienstlichen Versammlungen in der Pfarrei Forsa vom Gerichtsdiener und vom Pastor des Ortes an der Spitze eines Volkshaufens überfallen, während gerade Janson von erhöhter Stelle aus seine Gläubigen anredete. Schon hatte der Gerichtsdiener auf das Rednerpult den Fuß gesetzt, um den Propheten zu ergreifen, als ein handfestes Weib ihn so energisch beiseite schob, daß Janson mit seinen nächsten Vertrauten durch das Gedränge hindurch das Weite gewinnen konnte. Fünfzehn Wochen lang hielt er sich in der Pfarrei Söderala verborgen. Umsonst war ein Preis von 30 Kronen ausgesetzt auf Angaben über seinen Aufenthaltsort. Erst zur öffentlichen Gerichtsverhandlung zu Delsbo stellte er sich wieder. Dieselbe soll 15 Stunden gewährt und die Richter von der rechtlichen Unangebrachtheit einer Bestrafung hinlänglich überzeugt haben. Gleichwohl endete sie unter dem Eindruck der allgemeinen Erregung mit dem Spruch auf lebenslängliche Haft. Aber beim Transport des Gefangenen ins Gefängniß nach Gefle wurde der Wagen überfallen und Janson befreit. Unstät hielt er sich jetzt in verschiedenen Pfarreien verborgen und floh zuletzt über Berge und durch Wälder nach Christiania, wo er unter fremdem Namen im Januar 1846 nach Nordamerika sich einschiffte. Die Frucht seiner erzwungenen Muße in Gefängnissen und Schlupfwinkeln waren ein Katechismus und ein Gesangbuch für seinen Anhang, welche nicht ohne Wagniß noch in Schweden gedruckt wurden.

Bereits 1845, da die Verhältnisse für die Separatisten immer unleidlicher sich gestalteten, war die gemeinsame Auswanderung nach den Vereinigten Staaten beschlossen worden. Janson hatte schon damals seinen Freund Olaf Olson zur Erforschung des Landes vorausgesendet. Dieser, im Herbst 1845 in New York angekommen, fand mit Weib und zwei Kindern zunächst Unterschlupf in einem

Raume des Bethel Ship, eines abgetakelten Fahrzeuges, in welchem sein Landsmann Olaf Hedstrom, der Begründer der schwedisch-methodistischen Religionsgemeinde in Amerika, damals für schwedische Matrosen Gottesdienst zu halten pflegte. Da Olson sich ohne weiteres den Methodisten anschloß, fand er Förderung durch diese improvisirten Religionsgenossen und im Frühjahr 1846 freundliche Aufnahme bei Hedstroms Bruder Jonas, Methodisten-Prediger zu Victoria, Knox County, Ill. Nach Recognoscirungsreisen durch mehrere Territorien entschied er sich für eine Niederlassung in Illinois, wo bereits im Juli 1846 auch Janson sich mit ihm zusammenfand. Dieser hatte vor seiner Abreise die Auswanderung seiner Getreuen einigermaßen organisirt. Sieben Vertrauensmänner traten als Führer an die Spitze, in deren Händen das verfügbare Geld zusammenfließen sollte. Unter den 1100 Personen, die zur Auswanderung sich entschlossen, waren viele arm, manche selbst verschuldet; aber es gab auch eine Anzahl reicher Bauern, die ihr Vermögen für das gemeinsame Beste hergaben. Gabriel Larson aus der Pfarre Malung, einer der vermögendsten Grundbesitzer in Dalekarlia, rüstete auf seine Kosten ein ganzes Schiff aus, versah außerdem manche andere mit Reisegeld und schüttete nach seiner Ankunft in Amerika noch über 24000 Kronen in die gemeinschaftliche Kasse. Andere opferten 10000 und 8000 Kronen; aber freilich solche Summen standen vereinzelt, die Mehrzahl der Beiträge war recht bescheiden. Die Auswanderer sammelten sich mit dem Frühjahr 1846 in Göteborg, Söderhamn und Stockholm, die meisten aber in Gefle; von hier segelte im Sommer das erste Schiff ab. In Erinnerung an diese für die Geschichte der jansonistischen Bewegung so denkwürdige Stadt wurde später, als auf amerikanischem Boden in der Nähe der Kolonie unter Mitwirkung der Emigranten eine neue Stadt erstehen sollte, diese nach dem Namen von jener benannt, aber die amerikanisch-englische Zunge hat die Laute desselben in „Galva“ verwandelt. Es waren meist recht elende Fahrzeuge, manche nur größere Fischerbarken, welche die Auswanderer in kleinen Abtheilungen von 50, 75 und höchstens 150 zunächst zu kurzer Rast nach Kopenhagen und von hier nach New York bringen sollten. Das erste Fahrzeug, das von Söderhamn ausfuhr, scheiterte; seine Insassen mußten ein zweites Mal sich einschiffen. Ein anderes Schiff zerschellte noch an der Küste von Amerika; ein drittes fand mit 50 Passagieren seinen Untergang auf hoher See. Die meisten brauchten zur Ueberfahrt drei volle Monate; eines der Fahrzeuge war fünf Monate auf dem Meer und hatte überdies sieben Wochen zur Ausbesserung in den Docks von Liverpool liegen bleiben müssen. Manche kamen so spät in New York an, daß eine Weiterreise nach dem Norden nur von den Kühnsten und Kräftigsten unter ihnen gewagt werden konnte. Die Weiterreise von New York mußte für die großen Abtheilungen zu Schiff gemacht werden: durch den Hudson nach Albany, von da durch den Kanal nach Buffalo und über die großen Seen nach Chicago, das, damals nur erst im Entstehen begriffen, ein Dorf von wenigen tausend Einwohnern war. Von hier marschirten die Männer zu Fuß; Weiber, Kinder und Gepäck folgten auf Wagen.

Am 1. August 1846 war in Henry County, Ill., das erste Grundstück gekauft worden, andere Erwerbungen folgten rasch. Eine bereits bestehende Farm,

die in den Besitz der Auswanderer übergegangen, diente zu provisorischem Aufenthalt. Inzwischen wurde der rechte Platz erspäht, wo auf einem Hügel in bezaubernd schöner Lage die neue Niederlassung für die Gemeinde entstehen sollte. Nach Jansons Geburtsort „Biskops Kulla“ wurde sie „Bishop Hill“ benannt. Am 26. September 1846 wurde der Kaufact über 480 weitere Acres Landes abgeschlossen, das erst noch urbar und bewohnbar gemacht werden mußte.

Furchtbare Jahre der Entbehrung und einer fast verzweifelten Anstrengung warteten hier der Fremdlinge, die sich in der Einöde, 50—75 Meilen von der nächsten Stadt entfernt, für ihren Unterhalt auf das Wild des Waldes und den Stand der Weizenfelder, für ihre Wohnung auf wenige Blockhäuser, Torfhütten und Erdhöhlen angewiesen sahen. Im ersten und zweiten Winter rafften Fieber, Entbehrung und Blattern viele hinweg. 1849 kam die Cholera, durch einige zugewanderte Norweger eingeschleppt. In wenigen Wochen fielen 150 der kräftigsten Leute ihr zum Opfer. Währenddessen gingen in der weiten Umgebung die schlimmsten Gerüchte über die Fremdlinge und deren eigenartiges Zusammenleben; man stellte sie den Mormonen gleich und wollte sie gewaltsam vertreiben. Bedrohungen und thatsächliche Angriffe folgten. Auch Geldmangel machte sich fühlbar. Abgesandte gingen 1849 nach Schweden, um von dort Geld und neue Ansiedler zu holen. Olaf Johnson brachte 1850 wirklich 6000 Kronen und eine Schar von Landsleuten zurück. Im März 1849 waren auch neun der tüchtigsten Männer nach Californien ausgezogen, um Gold zu suchen; erst im Februar 1851 kamen sie wieder. Während man noch von Schweden und von Californien her alles Glück erhoffte, traf jedoch die Kolonie der schwerste Schlag. Janson hatte bis jetzt durch seine Person und die Macht seines Wortes stets den Muth der Seinen aufrecht zu halten gewußt. Gleich zu Anfang hatte er für gottesdienstliche Zwecke ein großes, in Kreuzform angelegtes Tuchzelt errichten lassen, das 800 Personen fassen konnte. Hier versammelte er täglich die Gemeinde zur Morgenandacht. Als das Zelt niederbrannte, hielt er seinen Gottesdienst im Walde, bis 1848 die Kirche erbaut war. Auch einen Lehrcursus in der englischen Sprache hatte er jeden Sommer zum Nutzen der Gemeinde halten lassen. Jetzt fand er am 13. Mai 1850 im rüstigsten Mannesalter ein tragisches Ende. Es ruht auf diesem Tod ein eigenes Dunkel; seine Verehrer scheuen es, davon zu sprechen. Eine furchtbare Bestürzung war die Folge; allein Jansons Weib Sophie proclamirte sofort Anders Berglund aus Alfta als seinen Nachfolger im Amte; die neue Hilfe aus Schweden und die Rückkehr der Goldsucher stärkten wieder den Muth. Am 17. Januar 1853 erhielt die Gemeinde vom Staate Illinois ihren charter als „eingetragene Genossenschaft“. Man zählte 454 vollberechtigte Mitglieder (adult chartered members) unter 7 trustees, auf deren Namen aller Besitz eingeschrieben war. Die im folgenden Jahre (6. Mai 1854) vom Staate genehmigten by-laws wurden im Verlaufe durch 526 Personen unterzeichnet.

In den Zeiten der höchsten Blüthe soll die Kolonie — die übrig gebliebene Ortschaft zählte 1890 noch 330 Seelen — 1100 Köpfe in sich vereinigt haben. Nach dem officiellen Report auf der jährlichen Mitgliederversammlung am

22. Januar 1855 betrug der gemeinschaftliche Besitz: 8028 Acres Land, 50 Häuser und Bauplätze in Galva im Werthe von 10 000 Dollars, 10 Eisenbahn-Actien im Werthe von 1000 Dollars, außerdem: 109 Pferde und Maulthiere, 586 Stück Rindvieh, 1000 Schweine, Vorräthe an Flachs, Weizen u. s. w. Mit der Vollendung des Schulhauses 1860 war der Höhepunkt der baulichen Thätigkeit erreicht, die übrigens nicht nur in der Kolonie selbst, sondern auch in der Stadt Galva und bei Herstellung der nahen Eisenbahnlinie erfolgreich zur Anwendung kam. Der große Wohlstand, zu welchem sich die Kolonie im Laufe von kaum zehn Jahren emporgeschwungen, erklärt sich nicht nur aus der Thatkraft und Betriebsamkeit, welche den Bewohnern der schwedischen Nordprovinzen überhaupt eigen sind, sondern ebensosehr aus der glücklichen Zusammensetzung der Einwanderer-Schar. Sie zählte in ihrer Mitte ein stattliches Contingent erfahrener und kräftiger Bauern, aber auch Handwerker aller Art, Maurer und Architekten und eine ziemliche Anzahl Fabrik- und Minenarbeiter. Schon im ersten Jahre der Ansiedelung wurde der Flachsbau in großem Maßstabe aufgenommen, und der Ertrag, in der Gemeinde selbst verarbeitet, ergab fast 12 500 Yards Linnen. Seit 1848 wurde in der Kolonie auch Wolle gesponnen, und die Textilindustrie nahm für die nächste Zeit großen Aufschwung. Ein Theilnehmer entwirft die Schilderung: „Hätte man diesen Ort (Bishop Hill) in den Tagen seiner Blüthe mit der chinesischen Mauer abgesperrt, die Bewohner würden innerhalb ihres eigenen Grund und Bodens fast überreiche Hilfsquellen gehabt haben, um ganz unabhängig von der Außenwelt für alle Bedürfnisse ihres Lebens aufzukommen. Sie selbst gewannen Flachs und Wolle und verarbeiteten sie zu Tuch, sie fertigten ihre Geräthschaften jeder Art, sie producirten Weizen und Roggen und stellten ihr Mehl daraus her; sie bereiteten das Leder und machten Stiefel und Schuhe daraus; sie brannten ihren eigenen Kalk, züchteten Pferde und Rindvieh, Schweine und Geflügel, und ihre Zuckermühle von 10 Pferdekräften war die größte im ganzen Norden des Staates. Nur sehr weniges von ihren täglichen Lebensbedürfnissen bezogen sie von anderswoher. Ihr industrieller Fortschritt war von Anfang an geradezu phänomenal."

Das innere Leben der Kolonie hat deren Geschichtschreiber Mikel Mikelson von der Hopkins University in Baltimore 1892 freilich in sehr wenig günstigen Farben geschildert. Hatte bis dahin Noth und Bedürfniß die Communisten-Gemeinde zusammengehalten, so lösten sich mit dem zunehmenden Wohlstand die Bande der Eintracht. Die Gemeinschaftlichkeit des Lebens wurde als unnatürlicher Druck empfunden. Das Jahr 1859 war materiell ein sehr günstiges gewesen, aber gerade da begann die Zersetzung offen hervorzutreten. Schon 1860 bestand die Kolonie nicht mehr als Einheit. Es brauchte kaum noch zwei Jahre, bis nach vielem häßlichen Zank und Hader die Beute unter allen Einzelnen getheilt war. Heute scheinen die Feindschaften vergessen, aber niemand sehnt sich zurück nach den Fesseln des einförmigen communistischen Gemeindelebens.

Zum Jubiläum des 23. Septembers hatte man zwei große Säle des Steeple building mit „Reliquien" aus der Auswandererzeit gefüllt: Kaffeemühlen, Spinnräder, Pflüge, Flinten, Brauträcke, Tafeltücher, Laternen u. dgl. zur Er-

heiterung der fortgeschrittenen amerikanisirten Nachkommen. Unter den mehr denn 2000 Festtheilnehmern, die jetzt auf Kosten der Bewohner Bishop Hills und zum Andenken an die Auswanderung unter dem Wehen der schwedischen Fahne zwei Tage lang zechten und schmausten, fanden sich noch 99 der adult chartered members von 1853, und von den 7 trustees von damals noch zwei. Von den ersten Ankömmlingen des Jahres 1846 lebten gleichfalls noch zwei. Noch andere interessante Persönlichkeiten waren da zu sehen. Der Sohn Jansons, beim Auszuge aus Schweden erst acht Jahre alt, jetzt völlig amerikanisirt, selbst bis zur Umwandlung seines Namens in „Eric Johnson“, trat als Redner auf. Er hat im Bürgerkrieg wider die Südstaaten gekämpft und es bis zum Kapitän gebracht. Als Publicist hat er Erfolge gehabt und auch 1880 in der Svenskarna of Illinois eine Geschichte der Kolonie aufgezeichnet. Er lebt jetzt in Texas. Jonas W. Olson, geboren am 30. Juni 1843, war noch nicht drei Jahre alt, als sein Vater Olaf mit der Mutter und zwei ältern Geschwistern nach Amerika vorauszog. Als schwächliches und fast verkrüppeltes Würmchen wurde der Kleine bei Tante und Großeltern zurückgelassen. Anderthalb Jahre später brachte sein Onkel Jonas Olson ihn mitsamt den Großeltern in die Neue Welt. Am Tage bevor das Kind die Seinen wiederfand, war die Mutter gestorben; im Laufe der nächsten Monate erlagen Vater, Geschwister und Großeltern dem Klima und den Strapazen; der schwächliche Krüppel von damals aber konnte 50 Jahre später als wohlbestallter Postmeister von Galva bei der Jubiläumsfeier der Einwanderung vor den versammelten Tausenden den umfangreichsten aller Festvorträge halten. Dabei konnte er unter den anwesenden Festtheilnehmern hinweisen auf seinen im Rollstuhl sitzenden Onkel Jonas Olson, einen der ersten Patriarchen der „Leser“ und einen der ersten Freunde Jansons. Im December 1896 sollte dieser merkwürdige Mann sein 94. Lebensjahr vollenden als lebendiger Zeuge einer noch merkwürdigern Geschichte.

Entwicklungsgeschichte — Entwicklungsgedichte. „Ich begann die Studien zu diesem Buche mit der Absicht, eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Familie zu schreiben, und ich beendete sie mit der Ueberzeugung, daß eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Familie zur Zeit weder von mir noch von einem andern geschrieben werden kann.“ Mit diesen Worten beginnt Ernst Grosse die Einleitung seines Werkes über „die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft“ (Freiburg und Leipzig 1896). Es ist ein derber Schlag ins Gesicht der sociologischen Entwicklungstheorien, geführt von einem Manne, der durchaus nicht den christlich-gläubigen Standpunkt vertritt, vielmehr selbst unter dem Banne der darwinistischen Entwicklungsidee gestanden hat. Und dieser Mann erklärt heute alle jene „festen Resultate“ insbesondere der prähistorischen Evolutionslehre für hinfällig, ihre Methode für aprioristische Spielerei. Er begegnet mit diesem seinem Urtheile der christlichen Wissenschaft und stellt sich, was die Kritik der Entwicklungstheorie betrifft, genau auf den Standpunkt, welchen wir in dieser Zeitschrift von Anfang an eingenommen haben. (Vgl. auch Die sociale Frage beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach“ II. Bd., S. 214 ff.)

Grosse schreibt: „Die gesamten organischen Naturwissenschaften unserer Tage schreiten in dem Heerbanne der Entwicklungsidee.... Besonders die Sociologie hat das Vorrecht ihrer Jugend benutzt, um der Entwicklungsidee eine Herrschaft einzuräumen, die, wenigstens in einigen Köpfen, fast jede andere ausschließt. Man hat ihr schon beinahe alles geopfert, was in dem weiten Gebiete unserer Wissenschaft zu finden ist — Werkzeuge, Waffen, Wohnungen, Sitten, Gesetze, Staatsformen, Religionssysteme —; alle diese und noch viele andere Dinge sind zu wohlgefügten Entwicklungstreppen aufgethürmt, auf denen die Forschung leicht und schnell zu der höchsten Erkenntniß emporsteigt. Nirgends aber hat der Glaube an die große Idee des Jahrhunderts reichere Früchte getragen, als in der Familienkunde.... Unter der Menge von Entwicklungsgeschichten, die während der letzten Jahrzehnte... erbaut worden sind, ragt über alle andern die Theorie hervor, welche Morgan in seinem Werke ‚Ancient Society‘ aufgestellt hat. Ihr Ruhm ist über den Kreis der Fachgenossen, wo sie überall lebhaften Beifall oder Widerspruch erweckte, so weit hinausgedrungen, daß sie dem amerikanischen Sociologen am Ende sogar einen Ehrenplatz unter den Kirchenvätern der deutschen Socialdemokratie erobert hat. Morgans Theorie ist dieses breiten Erfolges vollkommen würdig; sie empfiehlt sich dem Publikum ebenso sehr durch ihre Kühnheit als durch ihre Einfachheit. Morgan geht von der Ueberzeugung aus, daß die Culturformen, welche die civilisirten Völker in der Vergangenheit überwunden haben, in den Culturformen der verschiedenen niedern Völker erhalten sind. Man braucht die in der Erfahrung gegebenen Culturformen also nur richtig anzuordnen, und man hat die Bahn, welche die Menschheit fortschreitend durchmessen hat, von Anfang bis Ende vor Augen (Ancient Society p. 500). Das Princip dieser Anordnung kann selbstverständlich kein anderes als die Idee der Entwicklung sein; Entwicklung ist aber selbstverständlich nichts anderes als Fortschritt vom Niedern zum Höhern, von der Wildheit zur Civilisation; und da die Menschheit selbstverständlich eine Einheit ist, so gibt es auch nur einen Fortschritt auf einer Linie in einer Richtung. Morgan stellt sich die Cultur ungefähr wie eine Leiter vor, auf der die Völker nebeneinander und nacheinander emporklimmen. Jedes Volk hat dieselben Sprossen hinter sich oder vor sich. Die große Mehrzahl dieser Sprossen läßt sich aus der Geschichte und Völkerkunde unmittelbar erkennen; die wenigen, welche im Laufe der Zeit verloren gegangen sind, hat Morgan ergänzt, so daß er uns die vollständige Entwicklungsleiter der menschlichen Familie von unten bis oben demonstriren kann, von dem Promiscuitätszustande der wilden Urzeit über die Consanguine, die Punalua und die syndyasmische Form aufwärts bis zur monogamen Einzelfamilie der civilisirten Gegenwart. Diese Reihe bietet nach der Versicherung ihres Erfinders eine vernünftige und befriedigende Erklärung sowohl für die Einzelthatsachen, soweit sie der Erfahrung gegeben sind, als für den Verlauf des Fortschrittes. Daneben räumt er allerdings ein, daß seine Construction ‚einige Verbesserungen, vielleicht für einzelne Glieder sogar wesentliche Aenderungen erfahren könne‘ (Morgan S. 508). Und mit dieser Vermuthung hat er in der That Recht behalten. Es ist der Sociologie zum Glück nicht vergönnt gewesen, lange auf den Lorbeeren Morgans zu ruhen. Wir brauchen die immer zahlreichern und stärkern Angriffe, die von andern Forschern, unter denen Starke (Die primitive Familie, 1888) wohl den ersten Rang verdient hat, gegen sein Werk gerichtet wurden, hier nicht im einzelnen zu verfolgen und zu würdigen; es genügt, darauf hinzuweisen, daß der Glaube an die Theorie Morgans in demselben Maße an Boden verloren, in welchem die Kenntniß

der ethnologischen Thatsachen an Boden gewonnen hat. Dieselbe Eigenschaft, der seine Lehre ihre vorübergehende Anerkennung verdankte, trägt die Schuld an ihrer endgiltigen Verwerfung — ihre Einfachheit. Je weiter und tiefer man in das wirkliche Leben der Völker schaut, desto unzulänglicher erscheint gegenüber dieser unabsehbaren, bunt verschlungenen Fülle verschiedenartiger Formen das dürre geradlinige Schema Morgans. Die lebendige Entwicklung ist unendlich reicher, vielgestaltiger und verwickelter als diejenige, welche er construirt hat. Die Menschheit bewegt sich keineswegs auf einer einzigen Linie in einer einzigen Richtung; sondern so verschieden die Lebensbedingungen der Völker sind, so verschieden sind auch ihre Wege und Ziele. Aber nicht nur als ein Ganzes erweist sich die Entwicklungsreihe Morgans unhaltbar, auch ihre einzelnen Glieder halten zum großen Theile der Kritik nicht mehr stand. Seine Vorstellungen über die geschlechtlichen Verhältnisse der niedersten Völker, die freilich nicht ihm allein eigen waren, die frühere Auffassung der Exogamie, des Mutterrechtes — alles dies ist durch die ethnologische Forschung, wenn nicht widerlegt, so doch jedenfalls von neuem in Frage gestellt. Vieles, was noch vor kurzem sicher gefestet erschien, zerrinnt uns unter den Händen. Wir glaubten, die Hauptarbeit sei bereits gethan; und jetzt sehen wir, daß man wieder von vorne beginnen muß" (A. a. O. S. 1—5).

Grosse will seine eigene Untersuchung daher auf die thatsächlich gegebenen Formen der Verwandtschaftsorganisation beschränken: „Wir fragen nur, was die Familie unter den verschiedenen, innerhalb der historischen und ethnologischen Erfahrung liegenden Culturbedingungen ist; während die meisten unserer Vorgänger an erster Stelle fragten, was sie unter Verhältnissen, die außerhalb unserer Erfahrung liegen, gewesen sein könnte. Uns kommt es auf die Erkenntniß der Zustände an; jene suchten vor allem ihre Entwicklung zu ergründen. Die Entwicklung solcher Zustände aber läßt sich fast niemals unmittelbar beobachten, sondern sie läßt sich nur mittelbar erschließen. Infolgedessen richtete man die Aufmerksamkeit weniger auf die bestehenden, herrschenden Formen der Familie, als auf die Spuren und Reste überwundener und untergegangener Gebilde; und die Verfolgung und Deutung dieser Spuren einer ungewissen Vergangenheit wurde zuweilen mit solchem Eifer betrieben, daß man darüber die gewisse Gegenwart gänzlich übersah [1]. Es wäre seltsam, wenn man mit dieser Methode nicht einmal auf eine werthvolle Erkenntniß geriethe; aber es ist leider ungleich wahrscheinlicher, daß sich selbst hochbegabte Forscher, die ihrem Finderglücke allzusehr vertrauen, in den Nebel haltloser und trügerischer Speculationen verirren, zumal wenn sie auf die Erschließung sehr fremder und ferner Verhältnisse ausgehen. Und doch hat man

[1] Eines der merkwürdigsten Beispiele ist Howitts bekannte Arbeit über die Familienverhältnisse der Australier. Der um die australische Volkskunde hochverdiente Gelehrte hat sich so gründlich in seine Hypothese einer Gruppenehe der prähistorischen Australier vertieft, daß er darüber ganz vergißt, seine Leser darauf aufmerksam zu machen, daß die historischen Australier in Einzelehe leben. Infolgedessen hat seine Darstellung mehrere Sociologen, darunter auch Morgan, zu den seltsamsten Vorstellungen über die Ehe- und Familienverhältnisse der Australier verleitet.

gerade für diese gefährlichsten Fälle die Methode der Deutung mit besonderer Vorliebe angewendet. So gründet z. B. Morgan die Reconstruction der sämtlichen primitivern Familienformen seiner Reihe nicht etwa auf verificirbare Beobachtungen, sondern auf durchaus fragwürdige Deutungen" (S. 5—7).

Noch auf einen andern Irrthum in der Methode der evolutionistischen Ethnologie macht Ernst Grosse aufmerksam: „Wenn man ein besonderes sociales Gebilde, wie eine bestimmte Art der Familienorganisation, in seinem Wesen und in seiner Bedeutung begreifen will, so muß man es in seinem natürlichen Zusammenhange mit der allgemeinen Culturumgebung, in der es wächst, lebt und wirkt, studiren. Aus diesem Zusammenhange herausgeschnitten, ist es ein unverständliches Fragment. Diese Wahrheit ist so offenbar, daß es überflüssig scheinen könnte, sie auszusprechen. Trotzdem aber ist jenes erste und einfachste Princip der sociologischen Forschung in der Familienkunde fast allgemein vernachlässigt worden. Noch in den neuesten Arbeiten werden die verschiedenen Familienformen ganz ohne Rücksicht auf die Culturformen, denen sie angehören, geordnet und beurtheilt. Auf diese Weise kann man natürlich ohne besondere Anstrengung dazu gelangen, daß man allen Ernstes eine Form für primitiv erklärt, während ein einziger Blick auf ihre Muttercultur gelehrt hätte, daß sie eine späte Verfallserscheinung ist, oder daß man in einer andern, die durch ganz abnorme, eng begrenzte Verhältnisse bedingt ist, eine für die ganze Menschheit giltige und nothwendige Entwicklungsform entdeckt. Solche Irrthümer aber werden sich auch in Zukunft wiederholen und häufen, wenn man sich nicht endlich entschließt, die Grunderkenntniß der Sociologie in der Sociologie selbst praktisch anzuerkennen. Jede Culturform ist gleichsam ein Organismus, in dem alle Theile und Functionen in der innigsten lebendigen Wechselwirkung stehen. Es gibt schlechterdings keinen Theil, keine Function der Cultur, die nicht eine bestimmte Wirkung auf die Organisation und die Function der Familie ausübte" (S. 7 und 8).

Wenn daher Ernst Grosse den Zusammenhang zwischen den „Formen der Familie und den Formen der Wirtschaft" untersuchen will, so steht er dabei doch keineswegs auf dem Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung und verkennt durchaus nicht, daß neben dem wirtschaftlichen Factor noch andere und vielleicht bedeutsamere Factoren auf die Gestaltung der Familie eingewirkt haben.

Wir können an dieser Stelle den Forschungen Grosses nicht weiter folgen, behalten uns dies vielmehr für eine andere Gelegenheit vor. Hier genügt es uns, festgestellt zu haben, daß nach dem Zeugnisse eines Mannes, der unter den Fachgelehrten als Autorität gilt, und der keineswegs die Vertheidigung der christlichen Weltanschauung als Ziel verfolgt, die sogen. „festen Ergebnisse" der materialistisch-darwinistischen Sociologie nichts anderes sind als Wahn und Trug.

Statistisches über den Selbstmord. Dem neulich in London abgehaltenen medicinischen Congresse hat Herr Forbes Winslow eine Arbeit über den Selbstmord vorgelegt, welche sich mit mehr als 7000 Fällen beschäftigt. Dieselben werden statistisch abgetheilt nach den verschiedenen Ursachen, welche dem Selbstmorde, soweit nachweisbar, zu Grunde gelegen haben. Es erfolgten danach Selbstmorde

bei Männern	bei Frauen	
905	511	aus Elend,
728	524	aus häuslichem Kummer,
322	233	aus Geldverlust,
287	208	aus Trunksucht und Ausschweifung,
155	141	aus Verlust beim Spielen,
122	410	aus gekränktem Ehrgeiz,
97	157	aus Liebesgram,
53	53	aus überspannter Eigenliebe,
49	57	aus Gewissensbissen,
12	1	aus Fanatismus,
3	3	aus Menschenscheu,
1381	667	aus unbekannten Gründen.

„Man sieht daraus," bemerkt die französische socialwissenschaftliche Zeitschrift „Association catholique", der wir die Angaben entnehmen, „daß dieselben Ursachen bei den verschiedenen Geschlechtern ungefähr den gleichen Einfluß ausgeübt haben; nur Liebesgram und gekränkter Ehrgeiz haben viel mehr Frauen als Männer zur Verzweiflung gebracht. Beim erstern ist das nichts Ueberraschendes, sehr befremdlich dagegen beim zweiten. Wem wäre es wohl in den Sinn gekommen, daß bis zu dem Grade die Frauen ehrgeiziger seien als die Männer?"

Chinas Eintritt in den Weltverkehr. Welche Rolle wird China spielen, wenn es einmal gleich Japan aus seiner Abgeschlossenheit heraustreten und im Besitz aller Hilfsmittel der westlichen Civilisation den andern Nationen als Mitbewerber gegenüberstehen wird? Das ist eine Frage, auf welche erst das kommende 20. Jahrhundert die Antwort wird geben können, obwohl auch jetzt schon einige Anhaltspunkte dazu vorliegen. In Bezug auf die etwaigen politischen, socialen, religiösen Veränderungen und Einflüsse ist eine bestimmte Voraussagung schwierig; leichter ist es, die Zukunft Chinas auf dem Weltmarkt und seine künftige Rolle als handeltreibende Macht annähernd zu berechnen. Dies versuchte jüngst der Generalconsul der Vereinigten Staaten in China, Herr Thomas R. Jernigan, in einem bemerkenswerthen Aufsatze der North American Review (CLXIII, 438 ff.). Nachdem er ausführlich die Hindernisse behandelt hat, die der Entwicklung des amerikanischen Handels namentlich durch das mangelhafte Consulatssystem entgegenstehen, kommt er auf China und die glänzenden Aussichten zu reden, die von dieser Seite dem Sternenbanner winken.

„Bereits hört man", so schreibt er, „den Schall der Schritte eines sich zurückziehenden Conservatismus, der bislang eine unübersteigliche Schranke für jeden Fortschritt bildete." Nicht länger mehr halte das Barbarenthum die Thore der Civilisation besetzt. Was Japan in einem Vierteljahrhundert gelernt, sei allbekannt. Aber auch Chinas Erwachen sei außer Zweifel. Der Vertrag von Simonoseki habe seine Thore weit aufgemacht und der Civilisation offene Bahn gegeben, deren ruhelose Energie nicht gestatten werde, daß es in seinen langen Schlaf zurückfalle.

Der Consul weist dann zum Beweis, daß die leitenden Staatsmänner Chinas den Geist der neuen Zeit erfaßt hätten, auf die jüngsten kaiserlichen Decrete hin, die ausgiebiger und wirksamer als je zuvor den Grundsatz der Religionsfreiheit verkündet und damit dem veredelnden Einfluß des Christenthums freiern Spielraum gewährt hätten. Die Handelsfreiheit sei durch den genannten Vertrag angebahnt und die politische Freiheit durch weitgreifende Reformen in der Verfassung und Verwaltung in sicherer Aussicht. Einmal frei geworden, werde China einen gewaltigen Einfluß auf den Welthandel ausüben.

Die große Befähigung nicht weniger als die Solidität und Zuverlässigkeit des chinesischen höhern Kaufmannsstandes stehe außer Zweifel. Die Staatsfinanzen könnten bei besserer Verwaltung in sehr günstigen Stand gesetzt werden. Gegenwärtig flössen aus den Grundsteuern, aus Eingangs- und Durchgangszöllen, sonstigen Abgaben, Monopolen &c. jährlich rund 350 Millionen Mark in den Staatssäckel. Diese Summe sei in Rücksicht auf eine Bevölkerung von 300—400 Millionen und die reichen Landesschätze sehr gering. Unter einem vernünftigern und zugleich gerechtern Steuersystem könne sie, ohne das Volk irgendwie zu überbürden, leicht verdreifacht werden.

Einen schlagenden Beweis für die Unzulänglichkeit des alten Systems bilde die Thatsache, daß, seit der Engländer Sir Robert Hart die Verwaltung der Seezölle in den vier freien Häfen der Provinz Kanton führe, die Zolleinnahmen dieser vier Häfen auf 14 026 400 Mark gestiegen seien, während die Einnahmen der 40 übrigen, nach altem System verwalteten Häfen zusammen bloß etwa 1 753 300 Mark betrügen. Habe so der Conservatismus des chinesischen Charakters bislang den Fortschritt gehemmt, so werde auf der andern Seite, wenn China einmal endgiltig erwacht sei, gerade dieser Zug eine sichere Bremse am Rad des Fortschrittes bilden und China vor Ueberstürzungen sichern.

Welch gewaltigen Umfang der auswärtige Handel Chinas mit der Zeit annehmen dürfte, lasse sich annähernd durch einen Vergleich mit Japan berechnen. Vor zehn Jahren betrug der auswärtige Handel des Mikadoreiches etwa 278 400 000 Mk., er war bis 1894 auf 977 500 000 Mk. gestiegen. Während derselben Zeitdauer hob sich der chinesische auswärtige Handel nur von 977 500 000 Mk. auf 1 848 800 000 Mark.

Eine andere beachtenswerthe Thatsache, welche die Entwicklung des Handels unter dem Einflusse einer höhern Civilisation veranschaulicht, ist die, daß Japan mit seinen 40 Millionen Einwohnern in Bezug auf den Güterumsatz heute bereits die Stufe erreicht hat, auf welcher China mit seiner fast zehnmal größern Volksmasse vor zehn Jahren stand.

Noch günstiger stellt sich Japan innerhalb dieses Jahrzehntes in Bezug auf die Einfuhr. 1885 betrug dieselbe 119 000 000 Mk., 1894 schon 497 300 000 Mk., also über 300 % Zunahme. In China dagegen belief sich die Einfuhr 1885 auf 561 000 000 Mk., 1894: 1 032 000 000 Mk., also bloß eine Zunahme von 80 %. Dies läßt aber ahnen, welche Bedeutung China als commercielles Absatzgebiet für die Zukunft gewinnen muß, wenn es einmal gleich Japan den alten Zopf mit der neuen Civilisation vertauscht. Wenn Japan für seine 40 Millionen

Einwohner fast halb so viel Waren einführt als China für seine 300—400 Millionen, dann kann man, wenn einmal gleiche Bedingungen da sind, den künftigen jährlichen Umsatz Chinas ohne Scheu auf gut vier Milliarden Mark veranschlagen.

Daß diese Schätzung nicht aus der Luft gegriffen sei, beweist Herr Jernigan durch Berufung auf Autoritäten. China — so führt ein guter Kenner der Verhältnisse aus — übertrifft Japan an natürlichen Einnahmequellen, welche ihrerseits den nationalen Reichthum und die Entwicklung der einheimischen Industrie bedingen. Es baut seine eigene Baumwolle, während Japan dieselbe einführen muß, zieht bessere Seide und kann deren Cultur fast ins Endlose erweitern. Dasselbe gilt vom Thee. Jetzt schon beginnt es seine Wolle auszuführen, obschon die Kosten des Transportes von den Grenzen der Mongolei bis an die Küste wegen der schlechten Verkehrsmittel noch keinen dankenswerthen Handel ermöglichen. Der Anbau von Zuckerrohr und Tabak ist einer riesigen Entwicklung fähig. Ueberhaupt gibt es kaum ein werthvolles Bodenerzeugniß, das nicht in dem einen oder andern Theil des unermeßlichen und fruchtbaren Ländergebietes mit Vortheil gezogen werden könnte, und kaum ein werthvolles Metall, wie Gold, Silber, Eisen, das nicht im Schoße seiner Berge ruht. Seine Kohlenschätze sind unermeßlich, deren Güte vorzüglich.

Dazu kommt, daß das Arbeitermaterial Chinas ebenso unerschöpflich und trefflich ist als seine Bodenschätze und zudem das billigste der Welt. Der siegreiche Wettkampf des chinesischen Arbeiters in allen Theilen der Welt beweist dies zur Genüge, und schon die bisherigen Versuche in den Fabriken Schanghais haben ergeben, daß der chinesische Fabrikarbeiter, ob Mann, Frau oder Kind, an Geschicklichkeit, Anstelligkeit und Ausdauer es mit seinen weißen Amtsgenossen in England oder Amerika siegreich aufnehmen kann.

Das also sind die materiellen Aussichten des großen Mittelreiches in der Zukunft. Was dieses merkwürdige alte Culturvolk sonst noch für Aufgaben zu lösen hat und wie es in die Geschichte des 20. Jahrhunderts eingreifen wird, steht in Gottes Hand, der wie den Einzelnen, so auch die Völker zu seinen Zielen lenkt.

Die Sonnenflecke im Zusammenhang mit dem Copernicanischen Weltsystem.

Ein Beitrag zur Galilei-Literatur.

Galilei führt bekanntlich in seinem wegen der kirchlichen Verurtheilung viel genannten „Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme“ [1] auch die damals eben erst entdeckten Sonnenflecke ins Feld. Ebenso bekannt ist, wie gern die Gegner der katholischen Kirche den Galileiproceß als Rüstkammer für ihre immer wieder erneuten und doch so wenig begründeten Angriffe benutzen. Wir sagen wenig begründeten. Denn obschon Galilei in der genannten Schrift sich vier Tage lang abmüht [2], seine These von der Erdbewegung zu beweisen, obschon er seine vermeintlichen Beweise für dieselbe ein über das andere Mal schlagend und unwiderleglich [3] nennt, obschon es ihm gelingt, manchen Einwurf der Ptolemäer siegreich zurückzuweisen, so bleibt das Endresultat nichtsdestoweniger ein sehr zweifelhaftes: die positive Seite seiner These bleibt unbewiesen. Es kann dies nicht genug betont werden, da man diesen schwachen Punkt in der Galileifrage gegnerischerseits nur zu gern zu vertuschen pflegt. Haben doch noch in unsern Tagen die Stadtväter Neu-Roms es für nöthig erachtet, in der ewigen Stadt durch ein besonderes, auf dem Monte Pincio errichtetes Monument der Welt zu verkünden, daß hier in der nahen Villa Medici einst Galileo Galilei eingekerkert gewesen, „schuldig, die Erde um

---

[1] Der vollständige Titel lautet: Dialogo intorno ai due massimi sistemi del mondo Tolemaico e Copernicano. Wir citiren stets nach der italienischen Gesamtausgabe: Le Opere di Galileo Galilei, prima edizione completa. Firenze 1842. Tom. I.

[2] Der Dialog ist in vier Theile (giornate, Tagesgespräche) eingetheilt, die in der ebengenannten Ausgabe nicht weniger als 503 große Octavseiten einnehmen.

[3] Stringe l'intelletto umano ... testimonio maggior di ogni eccezione (p. 375) ... tanto manifestamente concludenti raggioni (p. 387) ... assai concludenti (p. 500) u. s. w.

die Sonne kreisend gesehen zu haben" [1]. Danach sollte man glauben, alle die, welche damals anders sahen, müßten entweder stockblind gewesen sein, oder aber, was noch schlimmer, müßten sich die Augen mit beiden Händen zugehalten haben, um eine so offenbare, sonnenklare Wahrheit nicht zu sehen. Wir wissen, welche Bewandtniß es hatte mit dem obengenannten „Kerker" in Gestalt eines prächtig gelegenen Palastes mit Garten; hier blieb Galilei bei seinem Freunde wenige Tage internirt. Die Fabeln von dem „Eppur si muove", von Tortur und unwürdiger, unerhört harter Behandlung wagt man heutzutage nach der gebührenden ihnen zu theil gewordenen Zurückweisung [2] nicht mehr vorzubringen. Was jedoch der dornenreichen Frage nach ihrer wissenschaftlichen Seite hin die Spitze abbricht, ist die Erwägung, daß Galilei seine Behauptungen nicht beweisen konnte. All die eigentlich zutreffenden Beweisführungen für die absolute Wahrheit des Copernicanischen Systems sind entweder spätern Datums, oder jedenfalls von Galilei in seinem Dialoge nicht vorgebracht. Weder die Lichtaberration, noch die allgemeine Gravitation, weder die jährliche Parallaxe der Gestirne, noch die constanten Rotationsachsen der Planeten waren zu Galileis Zeit bekannt. Die geistreichen Pendelversuche eines Foucault waren noch nicht gemacht, die Sternschnuppentheorie eines Schiaparelli war noch nicht aufgestellt; damals wußte und ahnte man noch nichts von einer Verschiebung der Spectrallinien, von einer Veränderung der Schwerkraft und wie all die Gründe heißen mögen, die dem Copernicanischen Systeme im Laufe der Zeiten siegreiche Evidenz verschafften. Zwar hatte Kepler bereits seine Gesetze formulirt; allein von diesen weiß uns Galilei nichts zu sagen. Wer die Ausführungen Galileis unbefangen und mit Aufmerksamkeit durchliest, muß sich gestehen, daß weder seine Erklärung der Planetenbewegungen, noch die der Sonnenfleckbahnen, noch endlich seine

---

[1] Reo d' aver veduto la Terra volgersi intorno al Sole. — Die Ironie des Schicksals hat gewollt, daß man auf der so umschriebenen Säule eine Armillarsphäre angebracht hat, in deren Mittelpunkt nach wie vor die Erde thront und sich von der Sonne umkreisen läßt.

[2] Vgl. die Artikel P. Schneemanns in dieser Zeitschrift Bd. XIV, S. 113 ff.; ebenso P. Grisar S. J., Galilei-Studien. Regensburg 1882. — Es sei daran erinnert, daß die älteste bis jetzt bekannte Quelle für das erfundene Eppur si muove die in Paris 1761 erschienene Schrift Irailhs ist: Querelles littéraires ou Mémoires pour servir à l' Histoire des Révolutions et de la République des lettres depuis Homère jusqu'à nos jours. III, 49. Vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVIII, S. 228.

Gezeitentheorie vor einer strengen Kritik Stich halten; und doch lassen sich seine sämtlichen „Beweise“ auf diese drei Hauptpunkte zurückführen. Wie sehr Galilei deren Kraft überschätzte, kann man allenthalben, auch wo er es nicht offen bekundet, zwischen den Zeilen des Dialogs herauslesen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, wie er besonders den dritten, aus den Gezeiten hergeleiteten Beweis, den mißlungensten von allen, so treffend fand, daß er dem ganzen Dialoge erst den Titel geben wollte: „Zwiegespräch über Ebbe und Fluth“ (Dialogo del flusso e riflusso)[1]. Und dennoch können selbst Bewunderer Galileis wie der Franzose Joseph Bertrand nicht umhin, ihr lebhaftes Bedauern auszudrücken, daß er demselben einen Platz in „einer seiner ausgezeichnetsten Schriften“ angewiesen habe.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir das ganze Werk Galileis oder auch nur seine Hauptgründe einer eingehenden Kritik unterziehen. Es ist dies auch noch jüngst in vorzüglicher Weise geschehen[2]. Nur auf den zweiten Punkt, den Zusammenhang der Sonnenflecke mit dem Copernicanischen System, erlaube man uns hier etwas weiter einzugehen, einerseits weil derselbe in Galileis Darstellung in nebelhaftes Dunkel gehüllt scheint, andererseits weil wir glauben, aus demselben einen gesunden Kern herausschälen zu können, der, in andere Fassung gebracht, der Sache des Copernicus bedeutende Dienste hätte leisten können.

Erinnern wir uns kurz des Galileischen Beweisganges: Bewegt sich die Erde um die Sonne, letztere hingegen nur um eine durch ihren Mittelpunkt gehende, zur Ebene der Erdbahn geneigte Drehungsachse, dann müssen die Sonnenflecke durch ihre scheinbaren Verstellungen auf der uns sichtbaren Sonnenscheibe eine Reihe auffälliger Erscheinungen zeigen, die sich nichtsdestoweniger von vornherein feststellen lassen; nun aber entsprechen die gemachten Beobachtungen genau dieser Auffassung; also kreist die Erde um die Sonne[3]. Um dem Leser die etwas schwerfällige Darlegung Galileis anschaulicher zu machen, stellen wir in der Mitte eines runden Tisches einen mit den gewöhnlichen Meridianen und Parallelkreisen versehenen Erdglobus so auf, daß seine Achse, bezw. ihre Verlängerung, mit der Tischebene einen Winkel von 83° bilde. Bewegt sich nun das Auge eines Beobachters in gleicher Höhe mit dem Globuscentrum rings um den Tisch

---

[1] *Pieralisi*, Urbano VIII e Galileo Galilei (Roma 1875) p. 153.

[2] Von P. Linsmeier S. J. in „Natur und Offenbarung“, Jahrg. 1895, S. 155 ff. 200 ff. 280 ff.

[3] Vgl. Opere complete I, 375 sg.

herum, so werden der Aequator und die Parallelkreise des Globus in zwei bestimmten entgegengesetzten Standpunkten (aus hinreichender Entfernung gesehen) als gerade Linien erscheinen, in den Zwischenstellungen des Beobachters hingegen als Ellipsen (projicirte Kreise), deren kleine Achse zunimmt, bis unsere neue Visirlinie mit der obigen zwei Standpunkten entsprechenden einen rechten Winkel bildet. Dort erreichen die Ellipsen ihre größte Oeffnung, um sich dann wiederum allmählich bis zur einfachen Geraden zu schließen. Wir sehen natürlich immer nur die uns zugekehrte Hälfte der Ellipsen, und zwar befindet sich diese sichtbare Curve bei der einen Hälfte unseres Rundganges oberhalb, bei der andern unterhalb des Globuscentrums. Wir wissen nun, und dies war besonders durch die fleißigen Beobachtungen unseres Landsmannes P. Scheiner S. J. zur Zeit Galileis bereits hinlänglich nachgewiesen, daß die Stellung der um ihre Achse sich drehenden Sonnenkugel bezüglich der unbegrenzten Ebene der Ekliptik eine ähnliche ist wie die unseres Experimentirglobus. Hätte also die Sonne ähnliche Kreise wie letzterer, so müßten diese infolge der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne im Laufe eines Jahres ähnliche Erscheinungen darbieten, wie wir sie als Folge unseres Rundganges erkannt haben. Die auf der Sonne fehlenden Kreise werden ersetzt, ja gewissermaßen construirt durch die Sonnenflecke oder vielmehr durch die Bahnen, welche diese infolge der Sonnenrotation um die gemeinschaftliche Achse beschreiben. Diese durchlaufen nun in der That jährlich obige Phasen; also, schließt Galilei, muß die Erde sich um die Sonne drehen!

Allerdings läßt er sich von seinem fingirten Gegner Simplicius den wohlbegründeten Einwurf machen, aus dem Umstande, daß diese Erscheinungen eintreten müssen, falls die Erde sich um die Sonne bewegt, folge noch nicht, daß dieselben sich nur durch diese Bewegung erklären lassen. Er hätte nur diesen Einwurf zuerst besser begründen und dann gründlicher widerlegen müssen. Es ist in der That leicht einleuchtend, daß wir ganz dieselbe Erscheinungsreihe haben werden, wenn wir bei obigem Experimente, das Auge des Beobachters über dem Mittelpunkte des Tisches denkend, den Globus am Rande herumtragen. Nur müssen wir zugleich darauf achten, daß wir die Achse desselben stets in einer zu ihrer ersten parallelen Stellung halten.

Unsern Lesern wird der sogen. Bohnenbergersche Rotationsapparat bekannt sein, mittels dessen man heutzutage schön und leicht den Nachweis liefert, daß eine in ihren Stellungen freie Achse einer rotirenden Kugel

das Bestreben hat, sich selbst parallel zu bleiben, wie immer man auch den Apparat stellen, neigen und selbst im Zimmer herumtragen mag. Infolge dieses Gesetzes der Mechanik bleibt die Erdachse trotz ihres Umlaufes um die Sonne, abgesehen von den kleinen Schwankungen der Präcession und der Nutation, die äußern Störungen zuzuschreiben sind, stets auf denselben Punkt des Himmels gerichtet. Infolge desselben Gesetzes zeigen auch sämtliche Planeten eine constante Richtung ihrer Drehungsachsen; folglich, falls wir uns die Sonne um die Erde kreisend denken, wird auch ihre Achse sich selbst parallel bleiben müssen. Mithin, hätte Simplicius triumphirend schließen können, sind die genannten Beobachtungen der Sonnenflecke ebensowenig ein Beweis gegen, wie für das Ptolemäische Weltsystem.

Wir sind heute alle vertraut mit dem Grundgesetze der Mechanik, dem sogen. Trägheitsgesetze, dessen erste klare Formulirung wir Newton verdanken: „Jeder Körper, sei er nun in Ruhe oder Bewegung, verharrt in diesem Zustande, solange er durch keine Ursache oder Kraft daraus verdrängt wird.“ Tragen wir ein Wasserbecken mit einem auf der Flüssigkeit schwimmenden Strohhalm im Zimmer umher, so bemerken wir, wie immer wir uns auch drehen mögen, daß der Strohhalm gleich einem Kompaß nach derselben Himmelsgegend gerichtet bleibt, solange nicht Stoß oder Reibung der Gefäßwände mittelbar oder unmittelbar diese Richtung ändert. Bei einer um ihren Mittelpunkt kreisenden Kugel befinden sich sämtliche die Rotationsachse bildende Punkte in Ruhe; die Drehung aller außerhalb dieser Achse befindlichen Punkte legt nicht bloß der Constanz der Achsenrichtung kein Hinderniß in den Weg, sondern setzt sogar einer von außen verursachten Ablenkung derselben einen Widerstand entgegen, der um so größer ist, je größer die Wucht des kreisenden Körpers.

Galilei übersah allem Anscheine nach die Anwendung dieses Gesetzes im vorliegenden Falle; jedenfalls konnte er sich nicht klar darüber ausdrücken; ja noch mehr, er scheint das gerade Gegentheil zu behaupten. Um die Erscheinungen der Fleckbahnen in Ptolemäischem Sinne zu erklären, sagt er, sei die Annahme einer constanten Richtung der Sonnenachse nach demselben Punkte des Universums hin ausgeschlossen[1], sei es im Gegentheil nothwendig, eine beständige Aenderung dieser Richtung anzunehmen, widrigenfalls würden die Flecklinien, seien es nun Gerade

---

[1] Sarà nel terzo luogo necessario dire, che l'inclinazion di questo asse non sia fissa e riguardante di continuo verso il medesimo punto dell' universo; anzi che di momento in momento vadia mutando direzione. — Op. cit. p. 385.

oder Curven, sich stets gleich bleiben. Die Begründung dieser merkwürdigen Behauptung ist kaum verständlich, wie jeder selbst aus folgender möglichst wörtlichen Uebersetzung des italienischen Urtextes ersehen kann: „Da nun die Neigungen der Sonnenachse und die Krümmungen der Fleckbahnen bald größer, bald kleiner erscheinen, indem erstere zuweilen eine vollständig normale Stellung, letztere die Gestalt einer geraden Linie zeigen, so müßte man nothwendig annehmen, die monatliche Rotationsachse der Flecke[1] habe eine besondere Bewegung, infolge deren ihre Pole zwei Kreise um die Pole einer zweiten Rotationsachse beschreiben; der Radius dieser Kreise müßte dem Neigungswinkel der ersten Achse entsprechen. Die Rotationsperiode um diese zweite Achse müßte ein Jahr ausmachen, weil nach Ablauf eines solchen dieselben scheinbaren Stellungen sich wiederholen. Ihre Stellung müßte senkrecht zur Ekliptik gedacht werden. Gegen eine solche Erklärung", so schließt Galilei, „sträubt sich mein Verstand, sie scheint mir geradezu unmöglich."[2] Dann fährt er fort: „Dies um so mehr, da man demselben Sonnenkörper noch zwei andere Bewegungen um die Erde, um verschiedene Drehungsachsen zuschreiben müßte, eine, um welche derselbe die Bahn der Ekliptik alljährlich durchläuft, eine zweite, um welche derselbe spiralförmige dem Aequator parallele Kreislinien, je eine in einem Tage, beschreiben würde. Es ist nun nicht einzusehen, weshalb jene dritte Drehungsbewegung der Sonnenkugel um sich selber (ich spreche nicht von der monatlichen, welche die Flecke mit sich führt, sondern von jener, welche die Pole dieser monatlichen Drehungsachse rotiren läßt) sich gerade in einem Jahre vollziehen, also gleichsam im Zusammenhang mit der jährlichen Bewegung in der Ekliptik stehen soll; sollte sie nicht vielmehr in 24 Stunden, im Einklang mit der täglichen Rotation um die Weltachse, vor sich gehen?"

Galilei sagt dann selber: „Ich weiß, das eben Gesagte ist sehr dunkel; die Sache wird sich klären, wenn wir auf die dritte Bewegung zu sprechen kommen, welche Copernicus der Erdachse zuschreibt. Wenn man also", so schließt er dann unmittelbar, „vier so unbequeme (incongruenti) Drehungsbewegungen der Sonne auf eine einzige höchst einfache Rotation um eine einzige unveränderliche Sonnenachse zurückführen kann, ohne deshalb der Erdachse, die aus verschiedenen Gründen verschiedene Bewegungen

---

[1] Als runde Zahl einer Rotation der Sonne nimmt Galilei hier einen Monat an.

[2] Il quale assunto all' intelletto mio si rappresenta molto duro e quasi impossibile. — L. c. p. 386.

ausführt, eine neue beilegen zu müssen; wenn sich auf so leichte Weise die so verwickelten Erscheinungen der Sonnenflecke erklären lassen, so scheint in der That die Wahl nicht schwer, welcher Erklärung wir uns anzuschließen haben." Etwas weiter unten heißt es dann, daß „diejenigen, welche solch offenbar schlagenden Beweisführungen nicht beipflichten, diese entweder nie gehört, oder nie verstanden haben" [1].

Man muß sich hier verwundert fragen: Wie konnte ein scharfer Dialektiker wie Galilei es übersehen, daß sein ganzer Beweis so leicht umzustoßen sei? Gesetzt den Fall, er habe den in der That stattfindenden steten Parallelismus der Sonnenachse nicht gekannt, wie konnte er denselben für geradezu unmöglich erklären? Wir können doch nicht wohl annehmen, daß er die Schwierigkeit klar erkannt habe, aber dieselbe durch obige dunkle und verwickelte Auseinandersetzung habe vertuschen wollen, um so seinem (fingirten) Gegner Simplicius zu imponiren. Wenn wir nicht sehr irren, müssen wir uns eine Beantwortung dieser berechtigten Fragen aus den letzten Andeutungen über die Copernicanischen Erdbewegungen zurechtlegen. Copernicus schrieb der Erde bekanntlich eine dreifache Bewegung zu [2]: 1. eine tägliche Drehung um ihre Achse, 2. eine jährliche Bewegung des Erdmittelpunktes um die Sonne in der Ebene der Ekliptik, 3. eine der Erdachse eigenthümliche Bewegung, wodurch dieselbe stets nach demselben Himmelspol gerichtet scheint [3]. Die letztere Stellung der Erdachse illustrirt der große Astronom durch mehrere Figuren, die es ihm leicht machen, den Wechsel der Jahreszeiten, die verschiedene Länge von Tag und Nacht und ähnliche Erscheinungen zu erklären. Fast dieselben Darlegungen und Figuren finden sich bis auf den heutigen Tag in allen Atlanten, der beste Beweis für deren Richtigkeit. Galilei hat also auch hier wie bei seinem ersten Beweise nur reproducirt, wenn er an der Stelle, auf die er vorher schon hingewiesen, bei Entwicklung seiner so mißglückten Gezeitentheorie ähnliche Ideen und Zeichnungen ausführt. Copernicus erklärt ganz richtig, wie, trotz dieses beständigen Parallelismus der Erdachse, diese nichtsdestoweniger stets auf denselben Himmelspunkt gerichtet scheint; der Grund ist nämlich in der unermeßlichen Entfernung der

---

[1] L. c. p. 387.
[2] De Revolutionibus orbium coelestium. Lib. I, cap. 11. Ed. Varzaviae 1854.
[3] Wir sehen hier einstweilen ab von der von Copernicus ebenfalls bereits erkannten Präcessionsbewegung, welche nach ihm aus einer Differenz mit der genannten konischen Bewegung hervorging.

Gestirne zu suchen. Der einzige Punkt, welcher in der Theorie des Copernicus zu wünschen übrig ließ, war jene dritte Bewegung, wodurch nach seiner Auffassung die Erdachse eine konische Drehung um eine zur Ekliptik senkrechte Gerade ausführte. Diese dritte Bewegung ist jedoch eine rein scheinbare für einen heliocentrischen Beobachter. Copernicus hebt dieses genugsam hervor [1]; der Umstand, daß Galilei (und nach ihm viele andere) diese dritte Bewegung als wirkliche auffaßte, ward für seinen obigen Beweis einfachhin verhängnißvoll.

Galilei konnte sich anscheinend über diesen Punkt nicht klar werden. Er suchte, wie wir bereits sahen, zunächst Zeit zu gewinnen; aber auch später, wo er wirklich auf diesen dunkeln Punkt zurückkommt [2], weiß er uns keine bessere Aufklärung zu geben. Schon die Art und Weise, wie er auf die Sache zurückkommt, gibt dies hinlänglich zu verstehen: „Ich werde mir alle Mühe geben," sagt er, „mich verständlich zu machen: allein die Schwierigkeit der Sache selbst einerseits, andererseits die zum Verständniß erforderte Geistesanstrengung bringen mich in Verlegenheit." Sodann sucht er mit Zuhilfenahme der dritten Copernicanischen Erdbewegung die Erscheinungen von Ebbe und Fluth zu begründen. Statt der erwarteten Aufklärung finden wir neue Verwicklungen, so daß Galilei selbst [3] nicht umhin kann, seine neuen Ausführungen mit den Worten zu schließen: „Dies alles ist allerdings in ein gewisses Dunkel gehüllt, wie ihr sehet." Selbst Sagredo, Galileis (fingirter) Freund, gesteht, daß er von dem Gesagten nichts verstehe. Zwar sucht Galilei sodann mit Hilfe der Copernicanischen Figur seinen Ideengang klarer darzulegen; allein dies konnte ihm nicht gelingen, weil seine ganze hier entwickelte Gezeitentheorie einfachhin unrichtig ist; von einer weitern Erklärung der oben verschobenen Schwierigkeit ist keine Rede mehr, d. h. die Nothwendigkeit der behaupteten vierfachen Sonnenbewegung ist nicht dargethan!

Erinnern wir uns nun, daß die damaligen Gegner Galileis nicht bloß der Erde eine jährliche Bewegung um die Sonne absprachen, sondern selbst die noch nicht streng bewiesene tägliche Umdrehung derselben als

---

[1] Er bezeichnet das Sonnencentrum mit E, das der Erde mit A, und sagt dann: Motus ille circa axem ad visum A E superficiem insumit conicam, in centro terrae habentem fastigium, basim vero circulum aequinoctiali parallelum (der Sperrdruck rührt von uns her).

[2] Dialogo cit. p. 494; also über hundert Seiten später.

[3] Immer unter dem angenommenen Namen Salviati.

irrthümlich bezeichneten; denken wir daran, daß die nach Galilei der Sonne so unbequemen Bewegungen nunmehr sämtlich der allem Anschein und der gewöhnlichen bisherigen Anschauung nach majestätisch im Centrum des Weltalls ruhenden Erde aufgebürdet werden mußten; vergegenwärtigen wir uns, daß Galilei die ganze Kraft seines Beweises auf die von ihm geglaubte größere Einfachheit stützte, seinen Gründen aber nichtsdestoweniger das eine über das andere Mal absolute Beweiskraft beilegt; übersehen wir auch nicht, in welch gereizter Gemüthsstimmung der vielgepriesene Philosoph seine Anschauungen zu vertheidigen pflegte; beachten wir alles dieses: dann werden wir es wenigstens begreiflich finden, daß die damaligen Theologen sich nicht veranlaßt sahen, auf solche Ausführungen hin bisher unerhörte Auslegungen von Bibelstellen zu adoptiren. Daß man in das andere Extrem verfiel, daran hatte Galileis Discussionsweise nicht wenig Schuld[1].

Läßt sich nun aber mit dem Galileischen, aus den scheinbaren Bahnen der Sonnenflecke hergeleiteten Beweise gar nichts anfangen? Sollte in demselben nicht am Ende doch ein Körnchen Wahrheit zu Gunsten des Copernicanischen Systems enthalten sein? Wir glauben, diese Frage nach dem heutigen Stande der Wissenschaft bejahen zu müssen, — ein Umstand, der uns sogar hauptsächlich zu dieser Darlegung veranlaßt hat..

Galileis Gegner läugneten, wie gesagt, zunächst die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse; sie mußten also annehmen, daß Sonne, Mond und Sterne täglich innerhalb 24 Stunden einen Rundgang um die Erde vollendeten. Die Sonnenflecke bewiesen zunächst, daß die Sonne eine um ihre Achse frei rotirende Kugel sei; wir wissen, daß die Achse einer solchen, mit hinreichender Schnelligkeit kreisenden Kugel bei einer zweiten im Raume ausgeführten Bewegung ihres Mittelpunktes eine ihrer anfänglichen Stellung parallele Richtung beibehalten muß. Dies gilt sogar bei einer ohne Kreiselbewegung sich fortbewegenden Kugel von jedem beliebigen Durchmesser, für dessen Lageänderung kein besonderer Grund vorhanden.

Kehren wir der größern Klarheit wegen nochmals zu unserem Globus zurück. Ueber dem Mittelpunkte des runden Tisches befinde sich das beobachtende Auge, und nicht bloß die etwa 7° gegen die Lothrechte geneigte

[1] Bezeichnend für Galileis Charakter sind die Randglossen, mit denen „der große Gelehrte" die Schriften seiner Gegner zu verzieren pflegte, wie: Stück Esel (pezzo d' asino), Dummkopf (capo grosso), Erzochs (arcibue), feierliche Bestie (solennissima bestia), du wüstes Thier (animalaccio) u. s. w. Ausdrücke wie porco, castrone ... mögen wir gar nicht deutsch wiedergeben.

Achse des Globus, sondern jeder andere beliebige Durchmesser bleibe beim Herumtragen um den Tisch seiner anfänglichen Lage parallel. Es wird alsdann für das beobachtende Auge den Anschein haben, als ob sämtliche Punkte der Globusoberfläche zur Tischplatte parallele, in geraden Linien projicirte Kreise um eine zur selben senkrechte Achse beschrieben. Erblicken wir z. B. Australien zuerst am rechten Rande, so werden wir dasselbe sich der Mitte des Globus nähern sehen, damit es endlich, nachdem der Globus einen halben Rundgang vollendet hat, am linken Rande verschwinde. Soll diese scheinbare Bewegung aufgehoben werden, so müssen wir den Globus beim Herumtragen so um eine senkrechte Achse drehen, daß die Auge und Globuscentrum verbindende Visirlinie stets denselben Punkt der Oberfläche trifft; dabei wird die Achse bei jedem Rundgange einen Kegelmantel um die neue Drehungslinie beschreiben.

Wenden wir dies auf die Sonne an, so ist klar, daß ohne jegliche Drehung der Sonnenkugel die Sonnenflecke ähnliche Erscheinungen zeigen müßten. In der Annahme, daß dieselbe täglich um die Erde herumgetragen wird, müßte derselbe Fleck, der morgens am Ostrande auftaucht, im Laufe von 12 Stunden die ganze sichtbare Scheibe in gerader Linie durchlaufen, um bereits am Abend des gleichen Tages am Westrande wieder zu verschwinden. Dies ist aber keineswegs der Fall; also muß man entweder eine konische Bewegung der bekannten Sonnenachse um eine zweite zur Ebene der Ekliptik senkrechte Gerade (Galileis vierte Sonnenbewegung) annehmen, oder aber man muß sich den Sonnenmittelpunkt ruhend denken und die Erscheinungen von Tag und Nacht einfach auf die Drehung der Erde um ihre eigene Achse zurückführen. So verstehen wir, weshalb die Periode jener konischen Bewegung eher eine 24stündige, als eine jährliche sein sollte. Erstere Erklärung widerspricht dem Trägheitsgesetz; also bleibt nur die letztere. Anstatt sich auf diesen physikalischen Grund zu stützen, appellirt Galilei nur an größere Einfachheit und übersieht dabei, daß jene vierte Sonnenbewegung allerdings der Erde durch Drehung um ihre Achse aufgebürdet wurde. Daß es den Gesetzen der Mechanik widerspreche, einen Riesenball wie die Sonne ohne hinreichenden Grund solch kurzathmige Evolutionen ausführen zu lassen, kam ihm anscheinend nicht in den Sinn. Er konnte zwar aus den Darlegungen eines Copernicus wissen, daß die Erdachse in der That eine unter dem Namen der Präcession bekannte konische Bewegung um die Achse der Ekliptik ausführt, deren Periode allerdings nicht etwa 24 Stunden, sondern die hübsche Zeit von 26000 Jahren in

Anspruch nimmt. Vielleicht hat gerade diese, vom Altmeister als vierte Erdbewegung aufgefaßte Erklärungsweise Galilei an sich selbst irre gemacht; wo blieb dann noch sein Grund größerer Einfachheit?

Durch obige, unseres Wissens noch von niemand aufgestellte Formulirung seines Beweises hätte Galilei seiner These eine gewaltige Stütze und feste Grundlage geben können, die in den bald erkannten Rotationsachsen der Planeten neue Kräftigung gefunden hätte. Waren seine Gegner einmal genöthigt, die tägliche Umdrehung der Erde zuzugeben, so wäre es nur consequent gewesen, auf dieselbe Ursache den ständigen Parallelismus der Erdachse bei ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne zurückzuführen, und nicht die Erklärung in einer wirklichen dritten konischen Bewegung der Erdachse zu suchen. Dann allerdings war die Einfachheit des Copernicanischen Systems so augenfällig, daß sie mindestens die Grundfesten des Ptolemäischen gewaltig erschüttern mußte.

Wir können somit unsere Kritik des Galileischen Beweisganges kurz in folgende Sätze zusammenfassen: Entweder erkannte Galilei die Anwendung des von uns angeführten mechanischen Gesetzes, oder er erkannte sie nicht. Sah er sie nicht, so fällt die Annahme der von ihm behaupteten vierten Sonnenbewegung, fällt der von ihm einzig geltend gemachte Grund größerer Einfachheit. Sah er sie, so mußte er gleichzeitig einsehen, daß dies ihm den Boden unter den Füßen wegzog, daß die jährlichen Aenderungen der Sonnenfleckbahnen sich in dem Copernicanischen wie in dem Ptolemäischen System gleich wohl erklären ließen. Unserer Meinung nach ahnte Galileis Scharfsinn diese seine Zwitterstellung; das erklärt denn auch seine ganze Verlegenheit. Zur Klärung all dieser Ideen brauchte es noch Zeit, bedurfte es eines größern Beobachtungsmaterials; Galileis Ungeduld wollte diese Zeit nicht abwarten, seine nur hie und da angestellten Beobachtungen nöthigten ihn, auf die anderer Astronomen zu recurriren. Anstatt auf die guten Rathschläge des ihm wohlwollenden Kepler zu hören [1], und anstatt die großartigen, bereits 20 Jahre vor Erscheinen des Dialogo veröffentlichten Entdeckungen, die sogen. Keplerschen Gesetze, zur soliden Grundlage seiner angestrebten Beweise zu benutzen, ignorirt er diese voll-

[1] Non concedunt postulata sine demonstratione (schrieb dieser an Galilei). ... Non enim tui solum Itali sunt, qui se moveri nisi sentiant credere non possunt; sed etiam hic in Germania non optimam dogmate isto gratiam inimus. — *Pieralisi*, Op. cit. p. 151. Kepler spielt hier offenbar auf die Anfechtungen von seiten seiner (protestantischen) Religionsgenossen an, gegen welche nur der von den Jesuiten ihm gewährte Schutz ihn zu decken vermochte.

ständig[1]. Von Kepler selbst weiß er uns in dem langen Dialoge zum Schluß nur einige Kindereien (fanciullezze) zu berichten[2]. Lieber wollte er zu den veralteten Kreisbahnen der Planeten zurückkehren, als dessen wahre, mit Riesengeduld bewiesene Ellipsen annehmen; lieber eine unmögliche Gezeitentheorie aufstellen, als den Einfluß des Mondes auf die Gewässer der Erde zugeben.

Es war dies überhaupt eine der vielen schwachen Seiten des vielgepriesenen Galilei, daß er alles selbst entdeckt, alles selbst erfunden haben wollte[3]. Daher seine beständigen Prioritätshändel, daher die unreifen, überstürzten Veröffentlichungen. Wie ganz anders steht da Kepler vor uns, der sein epochemachendes Werk *Harmonices Mundi libri V* mit den Worten schließt: „Ich beende dies Buch; ob es Leser finde oder nicht, darauf kommt wenig an: es kann seine Zeit ruhig abwarten; hat doch Gott selbst mehr als 6000 Jahre verstreichen lassen, bis ein Sterblicher sein Werk erkannte. Ohne Ende ist des Herrn Weisheit, Macht und Glorie. Ihr Himmel, lobet ihn; Sonne, Erde und ihr Planeten alle, preiset ihn in eurer geheimnißvollen Sprache! Ihr himmlischen Harmonien und ihr alle, die ihr sie verstehet, lobet den Herrn: und du, meine Seele, lobe deinen Schöpfer!" Kepler bittet Gott förmlich um Verzeihung, sollte er in irgend einem Punkte geirrt, sollte er seine eigene Ehre dabei gesucht haben; bereit, alle etwaigen Fehler zu verbessern, bittet er um Erleuchtung von oben, dieselben zu erkennen: „denique ut demonstrationes istae tuae gloriae et animarum saluti cedant, nec ei ullatenus obsint, propitius efficere digneris".

Hätte Galilei auch nur entfernt eine ähnliche Sprache geführt, seine Leistungen wären, wie bis dahin die des Copernicus, ohne kirchliche Censur geblieben. Der Ruf Galileis wäre dann wohl kein so verbreiteter geworden, dafür aber ein um so besser begründeter und ein um so ehrenvollerer.

[1] Ob absichtlich oder unabsichtlich, darüber vergleiche P. Linsmeiers Abhandlung in „Natur und Offenbarung" 1896, S. 152 ff.

[2] Dialogo cit. p. 499.

[3] Eine Schrift des P. Grassi S. J., in welcher dieser unter dem Pseudonym Lotharius Sarsius die Galileischen Ansichten in Frage stellte, wurde von Galilei mit Randglossen versehen. Eine derselben sagt wörtlich: „Was kann ich dafür, Signor Sarsi, wenn es mir allein vergönnt war, alle die neuen Dinge am Himmelsgewölbe zu entdecken, anderen auch nicht ein einziges? Dies ist eine Wahrheit, die sich weder durch Bosheit noch durch Neid unterdrücken läßt." Opere complete IV, 505.

Adolph Müller S. J.

Lohnvertrag und gerechter Lohn.

(Fortsetzung.)

Hatten die ältern Physiokraten noch geglaubt, wenn der Staat sich auf den Schutz von Person und Eigenthum, ferner auf die Förderung der Volksaufklärung beschränke, so werde unter der freien Geltung der natürlichen Gesetze des gesellschaftlichen Lebens allgemeines Wohlbefinden bei den Nationen nothwendig Platz greifen: so sah Adam Smith, wie wir vernahmen, sich schon genöthigt, einzugestehen, daß trotz der größten Erwerbsfreiheit auch bei reichen Nationen die Arbeiterklasse dem Elende überantwortet werden könne. Nur bei aufsteigender Entwicklung des Reichthums würde allen ein guter Lohn zu theil. Nicht einmal mit dieser Beschränkung jedoch erwies sich der gepriesene Segen der Freiwirtschaft als Thatsache und Wirklichkeit; gerade das industriell blühende und emporblühende England wurde nur zu häufig der Schauplatz eines namenlosen Arbeiterelendes.

Da glaubte Thomas Robert Malthus das freiwirtschaftliche Princip dadurch retten zu können, daß er den Grund des Massenelendes theilweise in den Einrichtungen der Natur, zum andern Theil aber in dem eigenen Verschulden der arbeitenden Klassen suchte. Er erklärte, daß die Lebensmittel höchstens nur im arithmetischen Verhältnisse zunähmen, während die Bevölkerung die Tendenz habe, im geometrischen Verhältnisse zuzunehmen („Malthusisches Bevölkerungsgesetz"). Laster und Elend hätten jedoch im Laufe der Geschichte den Ueberfluß an Bevölkerung beseitigt und die Harmonie zwischen Subsistenzmitteln und Population hergestellt. In einer civilisirten Gesellschaft aber müsse der moralische Zwang als ein drittes Hemmniß der Volksvermehrung in Function treten. Wenn die Arbeiterklasse sich zu stark vermehre, sei sie selbst schuld an ihrer Noth und habe auch keinen Anspruch auf Hilfe. In der zweiten Auflage seines Essay on the principles of population vom Jahre 1803 befand sich eine Stelle, welche Malthus in den spätern Editionen des Werkes auszulassen für besser hielt: „Ein Mensch, der in einer schon besetzten Welt geboren wird, hat, wenn ihn seine Familie nicht ernähren, oder wenn die Gesellschaft von seiner Arbeit keinen Gebrauch machen kann, nicht das mindeste Recht auf irgend einen Theil von Nahrung,

und er ist in der That zu viel auf der Erde. Beim großen Gastmahl der Natur ist für ihn nicht gedeckt worden. Die Natur gebietet ihm, sich zu entfernen, und sie zögert nicht, diesen Befehl selbst in Vollzug zu setzen." In einer weniger harten Form wird der Gedanke, der in jener Stelle zum Ausdruck kam, auch in den folgenden Ausgaben beibehalten. Malthus bleibt dabei, daß der Arme in keinem Falle ein Recht auf Unterstützung habe, kein Recht, im äußersten Nothfalle das nächste beste sich anzueignen, kein Recht auf Existenz und Subsistenz. Das Recht des Eigenthums erscheint ihm vielmehr als ein höheres Recht als das Recht zu leben[1].

Darum bekämpft Malthus auch das in England geltende, den Besitz schwer belastende Armengesetz. Er schlägt ein Gesetz vor, in welchem erklärt wird, daß kein eheliches Kind nach einem Jahre vom Datum des Gesetzes ab und kein uneheliches Kind nach zwei Jahren mehr berechtigt sein solle, Gemeindeunterstützung zu verlangen. „Und um dieses Gesetz allgemeiner bekannt zu machen und es dem Geiste der niedern Volksklassen einzuprägen, müßten die Geistlichen eines jeden Kirchspieles nach dem Aufgebot eine kurze Ansprache verlesen, worin die strenge Pflicht für jedermann, seine Kinder zu ernähren, auseinandergesetzt wird, ebenso die Unrichtigkeit und selbst Unsittlichkeit, zu heiraten ohne die Aussicht, dies thun zu können, die Uebelstände, die sich für die Armen selbst aus den staatlichen Einrichtungen ergeben haben, welche ihnen in einer Verpflichtung beizustehen suchten, die ausschließlich den Eltern zukommt, und die absolute Nothwendigkeit, die auf die Dauer die Abschaffung aller solchen Institutionen gebiete, weil sie ganz andere Folgen haben, als die beabsichtigten. . . Wenn nach der von mir vorgeschlagenen öffentlichen Bekanntmachung, und nachdem die Armengesetze für die aufwachsende Generation ihre Rechtskraft verloren haben, jemand ohne Aussicht, eine Familie ernähren zu können, heiraten will, so muß dies ihm vollkommen frei stehen. In diesem Falle ist es zwar nach meiner Meinung geradezu eine unsittliche Handlung, zu heiraten[2]; dennoch kann es nicht Sache der Gesellschaft sein, sie zu verhüten oder zu bestrafen, weil die dafür durch die Naturgesetze vor-

[1] Versuch über das Bevölkerungsgesetz, nach der siebenten Ausgabe des englischen Originals übersetzt von F. Stöpel (Berlin 1879), S. 687. (B. IV, Ch. VIII.)

[2] Man hat die verbrecherische Theorie und Praxis der sogen. Vorsicht in der Ehe auch „Malthusianismus" genannt. Robert Malthus empfiehlt jedoch nicht die widernatürliche Unzucht, wie manche seiner Nachfolger gethan, sondern die Keuschheit in der Ehe und mehr noch die Ueberlegung vor dem Eheschluß.

gesehene Strafe den Uebertreter direct und durch ihn, nur mittelbarer und schwächer, die Gesellschaft trifft. Wenn die Natur für uns regiert und straft, so ist es ein sehr elender Ehrgeiz, ihr die Geißel aus der Hand winden und uns selbst mit dem Odium des Executors behaften zu wollen. Die Bestrafung muß also der Natur überlassen werden, welche durch die Noth straft. Der Uebertreter hat angesichts der deutlichsten und genauesten Warnung gefehlt und kann keinen gerechten Grund haben, sich über irgend wen als über sich selbst zu beklagen, wenn er die Folgen seines Irrthums empfindet. Gemeindeunterstützung ist ihm zu verweigern, und er muß der unsichern Unterstützung privater Mildthätigkeit überlassen bleiben. Er muß zu der Erkenntniß gebracht werden, daß die Gesetze der Natur, welche die Gesetze Gottes sind, ihn und seine Familie für den Ungehorsam gegen ihre wiederholten Warnungen zum Leiden verurtheilen, daß er keinen socialen Anspruch auch nur auf die geringste Nahrung habe, außer die er mit seiner Arbeit erwirkt, und daß, wenn es ihm und seiner Familie erspart bleibt, die natürlichen Folgen seiner Unvorsichtigkeit zu empfinden, er dies nur der Gnade eines gütigen Gebers verdankt, dem er sich durch die stärksten Bande der Dankbarkeit verpflichtet fühlen muß." [1]

Zu der harten Lehre, daß der Arme kein Recht auf Unterstützung, ja nicht einmal ein Recht auf Existenz habe, daß er von Rechts wegen, wenn keine Nachfrage nach Arbeit ihm die Thore einer Fabrik oder wenigstens die elende Höhle eines sweater eröffnet, sterben und verderben müsse, bemerkt in Hermann Wageners „Staats- und Gesellschaftslexikon" [2] der Verfasser des dem englischen Nationalökonomen im übrigen günstigen Artikels über Th. R. Malthus: „Malthus, der entschiedene Gegner der Revolution, hat mit jenem Satze den Sieg des Bürgerthums ausgesprochen, welches Adel und Geistlichkeit beseitigt und die socialistischen Forderungen der untern Volksklassen niedergeschlagen hatte. Der erste Entwurf seiner Schrift fällt in jene Zeit, in welcher das Bürgerthum unter dem Directorium sich als Sieger fühlte. Zum Erfolg des Bürgerthums hat er nur die theoretische Weihe hinzugefügt, indem er dasselbe als die allein berechtigte Person proclamirte, vor welcher der Arme kein Recht hat, ferner als die allein berechtigende Person, die Rechtsansprüche nach ihrem Wohlgefallen ertheilen und entziehen kann, endlich als den Verein der Unschuldigen, Tugendhaften und Reinen, vor welchem der Arme als solcher der Schuldige ist."

---

[1] Stöpel a. a. O. S. 687 ff. [2] XII, 706.

Wir sind weit entfernt, die Leichtfertigkeit im Eingehen einer Ehe in Schutz nehmen zu wollen. Allein der Natur (dem „natürlichen Bevölkerungsgesetz" im Sinne Malthus') und andererseits den Arbeitern, welche zu früh und ohne Ueberlegung heiraten, die ganze Schuld des Elendes der untern Klassen aufbürden wollen, das ist denn doch eine geradezu naive Einseitigkeit. Malthus fällt es gar nicht ein, daß auch die besitzende Klasse und ihre Nationalökonomen sich wegen der Armut des Proletariats zu verantworten haben. Ihm sind die „ökonomischen Gesetze" heilig, unantastbar, das Gesetz der freien Concurrenz, das Gesetz, nach welchem sich der Arbeitslohn ausschließlich durch Angebot und Nachfrage regulirt. Würde Malthus das nicht ausdrücklich sagen [1], der Zweck seines Werkes: Herbeiführung einer Verminderung der Arbeiterklasse zur Verminderung des Arbeitsangebotes als des einzigen Mittels zur Beseitigung des Elendes, beweist zur Genüge, daß hier der Concurrenz ein absoluter Einfluß auf die Lohnbemessung zuerkannt wird. Man mag von Malthus halten, was man will; nur darf man den Mann, der den Kindern des Proletariats, welche der nationalen Production als überzählig erscheinen, geradezu das Recht zu leben abspricht, kaum einen Nationalökonomen, einen Volkswirtschaftslehrer nennen.

Als ein besonders glänzendes Gestirn der „klassischen" liberalen Nationalökonomie gilt David Ricardo. Das sogen. Ricardosche Lohngesetz wird sogar von manchen Nationalökonomen ausführlicher behandelt, als die Lehre A. Smiths, obwohl unseres Erachtens die charakteristischen Merkmale der ganzen „klassischen" Lohnlehre bei Smith sich bereits alle in genügender Ausprägung vorfinden. Ricardo spricht im ersten Hauptstücke seines Werkes über die „Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung" [2] von dem Arbeitslohne als einem Bestimmungsgrunde des Preises der Erzeugnisse und von der Arbeit als dem Maßstabe des Tauschwerthes derselben. Im fünften Kapitel [3] handelt er von den Bestimmungsgründen des Arbeitslohnes selbst: „Arbeit hat, wie alle andern Dinge, welche gekauft und verkauft werden, und deren Menge vergrößert oder verkleinert werden kann, ihren natürlichen und ihren Marktpreis. Der natürliche Preis der Arbeit ist derjenige, welcher nothwendig ist, um die Arbeiter, einen mit dem andern, in stand zu setzen, zu bestehen

[1] Stöpel a. a. O. S. 487. 651.
[2] Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ed. Baumstark. 2. Aufl. Leipz. 1877.
[3] A. a. O. S. 66 ff.

und ihr Geschlecht fortzupflanzen ohne Vermehrung oder Verminderung. Die Fähigkeit des Arbeiters, sich selbst und die Familie zu ernähren, welche zur Erhaltung der Arbeiterzahl erforderlich sein kann, hängt nicht von der Geldmenge, welche er als Arbeitslohn empfangen mag, sondern von der Menge Nahrungsmittel, anderer Lebensbedürfnisse und Gemächlichkeiten ab, welche zum Unterhalte des Arbeiters und seiner Familie erforderlich sind. Mit einem Steigen des Preises der Nahrungsmittel und andern Lebensbedürfnisse wird auch der natürliche Preis der Arbeit steigen; mit einem Sinken des Preises jener erstern geht auch der natürliche Preis der letztern herab." [1] Schreitet die Gesellschaft voran, nimmt Wohlstand und Bevölkerung zu, dann steigt an und für sich der natürliche Preis der Arbeit, weil die Bodenerzeugnisse theurer werden. Verbesserungen im Ackerbau, die Entdeckung neuer Märkte, von denen man Unterhaltsmittel einführt, werden jedoch den natürlichen Preis der Arbeit auf einem niedrigen Niveau erhalten können. Der natürliche Preis aller andern Güter hat ein Streben bei Zunahme des Wohlstandes und der Bevölkerung zu fallen. Denn wenn auch die Rohstoffe in ihrem natürlichen Preise steigen sollten, so würde doch dieser Erscheinung mehr als ein gleiches Gegengewicht gegeben durch die Verbesserungen im Maschinenwesen, durch bessere Theilung und Vertheilung der Arbeit und durch Erhöhung der Geschicklichkeit der Producenten.

Sodann kommt Ricardo auf den Marktpreis der Arbeit zu sprechen: „Der Marktpreis der Arbeit ist derjenige, welcher wirklich für dieselbe bezahlt wird, nach der natürlichen Wirksamkeit der Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage; Arbeit ist theuer, wenn sie spärlich, und wohlfeil, wenn sie im Ueberflusse vorhanden ist. So viel nun auch der Marktpreis der Arbeit von ihrem natürlichen Preise abweichen mag, so hat er doch, wie die Güter, ein Streben, sich ihm nachzubilden. — Wann der Marktpreis der Arbeit ihren natürlichen Preis überschritten hat, dann ist die Lage des Arbeiters blühend und glücklich; dann hat er es in der Gewalt, über eine größere Menge von Lebensbedürfnissen und Lebensgenüssen zu verfügen und deshalb eine gesunde und zahlreiche Familie zu erhalten. Wann jedoch zufolge der Ermunterung, welche hoher Arbeitslohn zur Vergrößerung der Bevölkerung gibt, die Arbeiterzahl zugenommen hat, dann sinkt

[1] Baumstark a. a. O. S. 66.

der Arbeitslohn wieder auf seinen natürlichen Preis und in der That zuweilen wegen der Gegenwirkung unter denselben. — Steht der Marktpreis der Arbeit unter ihrem natürlichen Preise, alsdann ist die Lage der Arbeiter am elendesten; alsdann beraubt sie die Armut um alle die Gegenstände körperlichen und gemüthlichen Wohlbehagens, welche die Sitte zu unerläßlichen Bedürfnissen gemacht hat. Erst, nachdem die Entbehrungen ihre Anzahl verringert haben, oder nachdem die Nachfrage nach Arbeit gestiegen ist, steigt der Marktpreis wieder bis zur Höhe ihres natürlichen Preises, und erst alsdann hat der Arbeiter wieder das mäßige Wohlbehagen, welches der natürliche Stand des Arbeitslohnes gewähren kann." [1]

Nach Ricardo gibt es also zwei Hauptbestimmungsgründe für die Lohnhöhe. Es sind: 1. Angebot und Nachfrage; 2. der Preis der Güter, auf welche der Arbeitslohn verwendet wird [2]. Der entscheidende Bestimmungsgrund ist der erstere: Angebot und Nachfrage. Ricardo setzt volle Freiheit beim Vertragsabschlusse voraus und läßt den Preis der Arbeit wie den Preis jeder andern käuflichen und verkäuflichen, nach Belieben zu vermehrenden oder zu vermindernden Ware zu stande kommen. Dabei wird ganz von selbst, unter der Herrschaft der freien Concurrenz, der durchschnittliche Arbeitslohn mit den Productionskosten der Arbeit zusammenfallen, d. i. mit den Kosten des Lebensunterhaltes des Arbeiters und des Arbeiternachwuchses. Die Unterhaltungskosten sind aber nur insofern Bestimmungsgrund des Lohnes, als sie den festen Punkt angeben, um welchen der Arbeitslohn oscillirt. Erhebt der Lohn sich für einige Zeit über diesen Punkt, dann vermehren sich die Arbeiter, das Angebot von Arbeit wächst und der Lohn sinkt. Fällt er dagegen unter jenen Punkt herab, dann sterben die Arbeiter und ihre Kinder Hungers, das Arbeitsangebot nimmt ab, der Lohn steigt. Das ist jenes Lohngesetz, welches bei Adam Smith und Malthus sich bereits findet, das aber, weil es von Ricardo schärfer entwickelt wurde, das Ricardosche Lohngesetz genannt wird. Es ist dasselbe Lohngesetz, dem später Lassalle seinen Namen beigefügt und die Bezeichnung des „ehernen Lohngesetzes" gegeben hat. Die nähere Erklärung, welche Ricardo über den „natürlichen" Preis der Arbeit gibt, verdeckt gar wenig die unmenschliche Härte dieses „ökonomischen Gesetzes". „Man denke sich

---

[1] Baumstark a. a. O. S. 67 f. [2] Ebd. S. 70 f.

nicht," sagt nämlich der englische Nationalökonom[1], „der natürliche Preis der Arbeit, wie derselbe gerade in Nahrungs- und andern Bedürfniß-mitteln geschätzt ist, sei unabänderlich festgesetzt und beständig. Er wechselt zu verschiedenen Zeiten in einem und demselben Lande und ist in verschiedenen Ländern der Sache nach sehr verschieden. Er hängt seinem Wesen nach von den Sitten und Gebräuchen des Volkes ab. Einem englischen Arbeiter würde sein Lohn unter dem natürlichen Satze und zu knapp für die Unterhaltung seiner Familie vorkommen, wenn er damit kein anderes Nahrungsmittel als Kartoffeln kaufen und dafür in keiner bessern Wohnung als in einer schmutzigen Hütte leben könnte; und dennoch werden in Ländern, wo ‚das Leben wohlfeil ist', diese mäßigen Wünsche der Natur für hinreichend gehalten und seine Bedürfnisse zur Zufriedenheit gestillt. Manche von den Bequemlichkeiten, welche man jetzt in einer englischen Arbeitshütte genießt, würden in frühern Zeiten unserer Geschichte für Ueppigkeiten gehalten worden sein."

Es ist ja sehr gnädig, wenn Ricardo anerkennt, daß nach den verschiedenen culturellen Verhältnissen und Gewohnheiten der Völker auch der Begriff des Existenzminimums keine unbedingt feste, absolute Größe darstellt, wenn er für den englischen Arbeiter etwas Besseres als eine schmutzige Hütte und Kartoffelnahrung fordert, wenn er sogar mit den „Freunden der menschlichen Gesittung" eine Hebung der Lebenshaltung des Arbeiters in allen Ländern wünscht[2]. Ohne Zweifel würde eine derartige Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter günstig auf die Lohnhöhe einwirken müssen. Allein die Frage bleibt, ob die klassische Nationalökonomie und speciell Ricardos Theorie die materielle und sociale Möglichkeit einer solchen Hebung des standard of life zu garantiren vermag. Das aber ist unseres Erachtens durchaus nicht der Fall. Wir vermissen in der Lohntheorie des englischen Nationalökonomen das, was der Arbeiterstand am sehnlichsten wünscht und wünschen muß: die Gerechtigkeit[3], die Rücksichtnahme auf

[1] Baumstark a. a. O. S. 69 f. [2] Ebd. S. 73.

[3] Darum können wir es auch nur als eine Uebertreibung auffassen, wenn Gustav Cohn (Nationalökonomische Studien [Stuttgart 1886] S. 651) sagt: „Mit dem Zugeständniß, daß dieser ‚nothwendige' Lebensunterhalt der ‚gewohnheitsmäßige' sei, ist sehr viel zugestanden; es ist damit zugestanden, daß dieses Maß nicht ein physisch bemessenes Minimum ist, nicht das Minimum, das zur animalischen Existenz gerade ausreicht, sondern daß es ein historisch mannigfaltig gestaltetes, nach Sitte und Gewohnheit von Zeit und Volk verschieden geartetes, ein ethisches Minimum ist, also ein Stück sittlicher Freiheit in der Ent-

den wahren ökonomischen und natürlichen Werth der Arbeit; ferner die wahre Menschlichkeit, welche ihn nicht zugleich mit der Ware dem unerbittlichen „ökonomischen Gesetze“ von Angebot und Nachfrage bedingungslos und schutzlos überantwortet. Was nützt es dem Arbeiter, wenn die Theorie den „natürlichen“ Preis der Arbeit seinen berechtigten Lebensgewohnheiten anpaßt, zugleich aber bloß des stärkern Angebotes wegen den Lohn unter den natürlichen Preis sinken läßt, bis „Entbehrungen die Anzahl der Arbeiter verringert haben“? Doch Ricardo kennt ja das Malthussche Mittel gegen dieses Elend. „Die Natur des Uebels gibt das Gegengift an. Durch stufenweise Verengerung des Kreises der Armengesetze, durch Einprägung des Werthes der Unabhängigkeit in das Herz der Armen, indem man ihnen zeigt, daß sie ihre Blicke nicht auf die ordnungsmäßig eingerichtete oder zufällige Wohlthätigkeit richten müßten, sondern vielmehr auf ihre eigenen Anstrengungen für den Unterhalt, daß Klugheit und Vorsicht weder unnöthige noch unnütze Tugenden sind, durch dieses werden wir uns stufenweise einem gesündern und heilsamern Zustande nähern.“[1] Das ist die nationalökonomische Weisheit, das ist die liebevolle Fürsorge der Ricardoschen Theorie für den größten Bestandtheil der Nation: Beschränkung und allmähliche Aufhebung der Armengesetze, damit die Arbeiter nicht zu leichtsinnigem Eheschluß veranlaßt werden

wicklung der Geschichte, nicht ein Stück grausamer eherner Naturnothwendigkeit.“ Wir glauben, daß mit diesem „ethischen Minimum“ nicht viel gewonnen ist. Wenn bei den Barbaren die „Sitte und Gewohnheit“ bestand, alte Eltern zu tödten, so war dieses auch nichts „Physisches“, sondern etwas „Ethisches“, „ein Stück sittlicher Freiheit“. Gleichwohl dürfte diese Bethätigung der sittlichen Freiheit jedermann als durchaus unethisch, unsittlich erscheinen. Daß „Sitten und Gewohnheiten“ den Lohn beeinflussen, hilft wenig; es kommt vielmehr darauf an, daß man bei der Lohnbemessung dem Sittengesetze, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit die Rolle zuweist, welche ihnen gebührt. Das ist die wahre „Ethik“, von welcher der Arbeiter etwas hat und mit deren praktischer, durch sociale Institutionen gesicherter Durchführung „sehr viel zugestanden wäre“. Die bloße Anerkennung, daß in der Volkswirtschaft nicht alles absolut bestimmt ist, daß dort auch Freiheit und historische Entwicklung ihre Geltung beanspruchen, ist für die theoretische und praktische Lösung der Lohnfrage von untergeordneter Bedeutung. Mit beißendem Spott bemerkt Lippert im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ (V, 439) zu der oben citirten Stelle aus dem Werke Ricardos: „Es ist der einzige Anflug von Humanität, der Ricardo in diesem ‚Appell an die Freunde der Menschheit‘ in den ‚Principles‘ nachzuweisen ist, jener hinterlistigen Humanität aber, welcher der Kapitalismus um seiner selbst willen, der Aufrechterhaltung des bürgerlichen Friedens wegen, Concessionen macht.“

[1] Baumstark a. a. O. S. 79.

durch die Aussicht auf Unterstützung, mehr noch aber, damit „nicht alles reine Einkommen des Landes oder wenigstens so viel verschlungen werde, als uns der Staat, nach Befriedigung seiner eigenen unaufhörlichen Forderungen für die öffentlichen Ausgaben, noch übrig läßt" [1]. Also Beschränkung der Eheschließung durch Beseitigung der Armengesetze und die Tugend der Klugheit und Vorsicht in der Ehe, aber beileibe keine Zumuthungen an das Kapital! Das ist Volkswirtschaftslehre im Sinne der liberalen Schule! „Die Lehrer der Nationalökonomie", sagt Thorold Rogers, „sind gewohnt, den Reichthum zu beurtheilen, wie ein General dies thut mit Bezug auf die Militärmacht; sie sind mehr auf die Concentration bedacht, als auf die Details der Vertheilung. Das ist übrigens nicht auffällig. Die meisten Schriftsteller der politischen Oekonomie waren Personen in reichen oder wenigstens günstigen Verhältnissen. Mit einer tiefen und interessirten Genugthuung hatten sie das Wachsen des Reichthums in den Klassen, zu welchen sie gehörten, oder zu welchen sie doch in freundschaftlicher Beziehung standen, vor Augen. Für sie war die Armut der Industrie eine Schwierigkeit, ein Uebel, ein Problem, ein sociales Verbrechen. Sie hatten alle Sympathie mit den Leuten, die gewinnen und sparen, auf welche Art das auch geschehen mochte; aber sie waren nicht voll Rücksicht für den Mann, der arbeitet." [2] Gilt das von klassischen Nationalökonomen im allgemeinen, so ganz besonders von David Ricardo, dem acute stockbroker, dem scharfsinnigen Actienhändler, wie Thorold Rogers ihn nennt [3].

Adam Smith hatte in seinen „Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Reichthums der Völker" [4] gesagt: „Die Nachfrage nach Lohnarbeitern kann offenbar nur im Verhältniß zur Zunahme der Fonds wachsen, welche zur Lohnzahlung bestimmt sind." Gleichwohl bietet sich im weitern Verlauf der Darstellung kein Anhaltspunkt dafür, daß Adam Smith in dem Lohnfonds eine im voraus bestimmte und feste Größe erblickt habe. Dieser Ansicht war jedoch John Stuart Mill. „Wie andere Dinge kann der Arbeitslohn", sagt Mill [5], „entweder durch Con-

[1] Baumstark a. a. O. S. 78.

[2] Six Centuries of Work and Wages. The History of English Labour by *James E. Thorold Rogers*, M. P. (New edition, London 1886), p. 524.

[3] Ricardo war Bankier.

[4] Vgl. Uebersetzung von Stöpel I, 95. (B. I, Ch. VIII.)

[5] Grundsätze der politischen Oekonomie, übersetzt von Adolf Soetbeer. Vierte deutsche Ausgabe. II. Bd. (In der Sammlung von Gomperz VI. Bd.) S. 1 f. (B. II, Ch. XI, § 1.)

currenz oder durch Herkommen regulirt werden. In England gibt es wenige Arten Arbeit, für welche die Vergütung nicht niedriger sein würde, als sie wirklich ist, wenn der Arbeitgeber die Concurrenz zum vollen ausbeuten wollte. Concurrenz muß jedoch im gegenwärtigen Gesellschaftszustande als der hauptsächliche Regulator des Arbeitslohnes angesehen werden und Herkommen oder individueller Charakter nur als modificirender Umstand, und zwar in einem vergleichsweise geringen Grade. Der Arbeitslohn ist demnach abhängig von der Nachfrage und dem Angebot in betreff von Arbeitern, oder wie es oft ausgedrückt wird, von dem Verhältniß zwischen Bevölkerung und Kapital[1]. Unter Bevölkerung wird hier nur die Anzahl der arbeitenden Klasse oder vielmehr derer, die für bestimmten Lohn arbeiten, verstanden; und unter Kapital nur umlaufendes Kapital[2], und dieses nicht einmal seinem ganzen Betrage nach, sondern nur der Theil desselben, der zum directen Kauf von Arbeit bestimmt ist. . . . Der Arbeitslohn (selbstverständlich ist die durchschnittliche Höhe desselben zu verstehen) kann nur durch eine Vermehrung des zur Miethung von Arbeitern angewendeten Gesamtfonds oder durch eine Verminderung der Zahl der Arbeiter steigen; sowie andererseits nur durch eine Verminderung des zur Bezahlung von Arbeit bestimmten Fonds oder durch eine Zunahme der Zahl der zu bezahlenden Arbeiter sinken."

An einer andern Stelle entwickelt John Stuart Mill die von ihm längere Zeit hindurch vertheidigte sogen. „Lohnfondstheorie" in folgender Weise: „Es wird angenommen, daß in jedem gegebenen Augenblicke eine Summe von Vermögen vorhanden ist, welche bedingungslos für die Bezahlung von Arbeitslöhnen bestimmt ist. Diese Summe (der sogen.

---

[1] Der Ausdruck: der Lohn bestimmt sich nach dem Verhältniß zwischen Population und Kapital, bedeutet bei manchen englischen und französischen Nationalökonomen nur so viel wie: der Lohn bestimmt sich nach dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage, und nicht gerade, daß das „Kapital" ein bestimmter, fester Fonds sei.

[2] Der Name „umlaufendes" Kapital wird „von dem Umstande abgeleitet, daß dieser Theil des Kapitals beständig durch den Verkauf der fertigen Erzeugnisse erneuert werden muß, und sobald er erneuert ist, fortwährend durch den Ankauf von Stoffen und Bezahlung von Arbeitslohn wieder fortgeht, so daß er nicht dadurch, daß er aufbewahrt wird, sondern dadurch, daß er von einer Hand in die andere übergeht, seine Aufgabe erfüllt". J. St. Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie (B. I, Ch. VI, § 1). Soetbeers Uebersetzung I (Gomperz' Sammlung V. Bd.), S. 99. — Zum „stehenden" Kapital gehören Gebäude, Maschinen, Geräthschaften, Werkzeuge u. s. w.

„Lohnfonds") wird nicht als unveränderlich angesehen, denn sie wird durch Ersparung vermehrt und wächst mit der Zunahme des Vermögens; aber man betrachtet sie als einen für jeden gegebenen Augenblick vorherbestimmten Betrag. Mehr als dieser Betrag könne unmöglich unter die lohnempfangende Klasse vertheilt werden, diesen Betrag aber müsse sie unverkürzt erhalten. Da also die zu theilende Summe eine feste ist, hängt der Lohn des einzelnen (Arbeiters) nur von dem Divisor ab, d. h. von der Anzahl der Theilhaber (der Arbeiter)." [1]

Mit andern Worten: Da in jeder Productionsperiode eine feste Kapitalsumme im voraus für Zahlung der Arbeitslöhne bestimmt ist, so wird der durchschnittliche Lohnsatz ermittelt, indem man eben jene feste Kapitalsumme (den Lohnfonds als Dividend) durch die gegebene Arbeiterzahl (als Divisor) theilt. Der hierbei herauskommende Quotient stellt den durchschnittlichen Lohnsatz des einzelnen Arbeiters dar. „Um dieses Princip zu beleuchten," sagt Mc Culloch, „laßt uns voraussetzen, jenes Kapital eines Landes, welches für die Bezahlung von Löhnen bestimmt ist, würde, wenn man dasselbe auf Weizen als Normalmaß zurückführt, eine Masse von 10 000 000 Malter bilden. Wenn nun die Anzahl der Arbeiter in dem Lande sich auf 2 000 000 belaufen würde, so ist es evident, daß der Lohn eines jeden . . . 5 Malter betragen würde, und es ist ferner evident, daß dieser Lohnsatz nicht anders erhöht werden könnte, als durch Vermehrung der Quantität des Kapitals in einem größern Verhältniß, als wie die Zahl der Arbeiter sich vermehrt, oder durch eine verhältnißmäßig stärkere Verminderung der Arbeiterzahl." [2]

---

[1] J. St. Mills Gesammelte Werke (Gomperz) XII. Bd. Vermischte Schriften III. Uebersetzt von Siegmund Freud (Leipzig 1880), S. 125.

[2] Vgl. *Mc Culloch*, Political Economy (Ward & Lock, London) p. 173 f. Der englische Nationalökonom zieht dann noch seine Folgerungen aus der Lohnfondstheorie für den Wohlstand der Arbeiter: „The well-being and comfort of the labouring classes are, therefore, especially dependent on the relation which their increase bears to the increase of the capital that is to feed and employ them. If they increase faster than capital, their wages will be reduced; and if they slower, they will be augmented. In fact, *there are no means whatever* by which the command of the labouring class over the necessaries and conveniences of life can be enlarged, other than by accelerating the increase of capital as compared with population, or by retarding the increase of population as compared with capital: and *every scheme for improving the condition of the labourer*, which is *not* bottomed on *this* principle, or which has not an increase of the *ratio of capital to population* for its object, must be *completely nugatory and ineffectual.*"

Nicht geringen Vortheil bot der besitzenden Klasse dieses neue „Naturgesetz" der ökonomischen Ordnung. Ergab sich ja doch daraus die wichtige Folgerung, daß die Arbeiter durch Coalitionen keinen höhern Lohn zu erzwingen vermöchten. Alle derartigen Bestrebungen mußten an dem festen Betrage des Lohnfonds mit „Naturnothwendigkeit" scheitern. Mochten die Coalitionen vielleicht auch für einen Theil der Arbeiter Lohnerhöhung durchsetzen, der andere Theil mußte darunter büßen, ihm mußte der Lohn verringert werden, weil der Lohnfonds sonst vor der Zeit erschöpft worden wäre. Im Grunde genommen enthielten demnach die Bestrebungen der Gewerkvereine nach höherem Lohne eine brutale Grausamkeit gegen die eigene Arbeiterklasse [1]. Nur ein einziges Mittel, ihre Lage zu verbessern, stand also den Arbeitern zur Verfügung: die Verminderung ihrer Zahl.

Der amerikanische Nationalökonom Francis A. Walker hat die Lohnfondstheorie gründlich widerlegt [2]. In der neuesten, dritten Auflage seines Werkes „Political Economy" erwähnt er im Contexte des Lehrbuches die Theorie, die einst alle englischen Oekonomisten beherrschte, nur mehr im Vorübergehen als eine heute verlassene Doctrin, kommt jedoch im 6. Buche, wo er einzelne Fragen speciell behandelt, wieder auf dieselbe ausführlicher zurück. Es genügt uns, hier bloß daran zu erinnern, daß selbst der Hauptvertreter der Theorie, J. St. Mill, durch die Lectüre von Thorntons berühmtem Werke „On Labour" [3] veranlaßt, seinen frühern Standpunkt

---

[1] „Noch in den sechziger, ja bis in die siebziger Jahre wurde in England und Deutschland in Aufsätzen und Zeitungsartikeln unter Berufung auf die ewigen Gesetze der Volkswirtschaft den Arbeitercoalitionen die Unmöglichkeit von Lohnsteigerungen außer auf Kosten einer andern Klasse von Arbeitern dargelegt, und in beiden Ländern haben die daran geknüpften Mahnungen, die Arbeiter möchten im Namen der von ihnen proclamirten Brüderlichkeit von Lohnsteigerungen absehen, nicht wenig zur Mehrung der Erbitterung beigetragen." L. Brentano, Die klassische Nationalökonomie (Leipzig 1888), S. 9 f.

[2] *Fr. Walker,* The Wages Question (New York 1876) und Political Economy (New York 1883), Third Edition, revised and enlarged (London 1892), n. 327, p. 251 f. und Part VI, n. 453, p. 364.

[3] *William Thompson Thornton,* On Labour, 2. Edit. (London 1870), deutsch von H. Schramm. Leipzig 1870. Thornton bekämpft hier, auf die Erfahrung gestützt, die liberale Lehre von der „naturgesetzlichen" Regulirung des Arbeitslohnes und des Preises. Gleichwohl bleibt Thornton noch in den herrschenden Anschauungen befangen, wenn er meint, der Arbeiter müsse jeden durch Vertragsschluß ausbedungenen Lohn unter allen Umständen, und möge er noch so niedrig sein, als gerecht anerkennen. Im übrigen begrüßt er die cooperative Wirksamkeit der englischen Gewerkvereine (Trades Unions) und sieht in ihnen eine Schutzwehr gegenüber der Willkür der Unternehmer.

aufgab: „Die von allen oder den meisten Nationalökonomen (mich selbst eingeschlossen) bisher vorgetragene Lehre, welche es für unmöglich erklärte, daß Coalitionen die Löhne erhöhen können, oder welche ihre Wirksamkeit in dieser Hinsicht darauf beschränkte, daß sie eine Lohnsteigerung, die infolge der Concurrenz des Marktes auch ohnehin erfolgt wäre, nur ein wenig früher herbeiführen, — diese Lehre wird nun ihrer wissenschaftlichen Begründung verlustig und muß beiseite gesetzt werden. Das Recht und Unrecht im Vorgehen der Gewerkvereine wird zu einer gewöhnlichen Frage der Klugheit und des socialen Pflichtgefühls, nicht zu einer solchen, welche durch den unnachgiebigen Zwang wirtschaftlicher Gesetze in unwiderruflicher Weise entschieden wäre." [1] Dann weist Mill die vollkommene Hinfälligkeit der Lohnfondstheorie nach, insbesondere aus den falschen Voraussetzungen, auf welche sie sich stützt. Es müsse als unwahr bezeichnet werden, daß in jeder Productionsperiode eine bestimmte Kapitalsumme im voraus genau festgesetzt sei, aus welcher die Arbeitslöhne gezahlt werden, — und zwar so festgesetzt, daß eine Verminderung oder Vermehrung dieses Betrages als ökonomisch unmöglich zu gelten habe.

„Der Gedankengang der herkömmlichen Theorie", sagt J. St. Mill, „ist folgender: Die pecuniären Mittel des Kapitalisten bestehen aus zwei Theilen, seinem Kapital und seinem Gewinn oder Einkommen; sein Kapital ist das, womit er zu Anfang des Jahres beginnt, oder womit er sich in eine Reihenfolge von geschäftlichen Operationen einläßt; sein Einkommen erhält er nicht eher, als bis das Jahr zu Ende, oder der Kreis der Operationen abgeschlossen ist. Sein Kapital ist es — von jenem Theil desselben abgesehen, welcher in Gebäuden und Maschinen fest angelegt oder für Rohstoffe verausgabt ist —, womit er die Arbeitslöhne zahlt. Er kann sie nicht aus seinem Einkommen bezahlen, denn er hat es noch nicht erhalten. Sobald er es erhält, kann er einen Theil davon zurücklegen und damit sein Kapital vergrößern; als solches wird es einen Theil des Lohnfonds des nächsten Jahres bilden; aber es hat mit dem Lohnfonds des laufenden Jahres nichts zu schaffen. — Aber diese Unterscheidung zwischen dem Verhältniß eines Kapitalisten zu seinem Kapital und jenem zu seinem Einkommen ist von völlig imaginärer Art. Der Kapitalist geht zu Anfang von der Totalsumme seiner angesammelten Mittel aus, welche in ihrer Gesamtheit potentielles Kapital darstellen; davon be-

[1] J. St. Mill a. a. O. XII, 128 f.

streitet er seine persönlichen Ausgaben und jene seiner Familie, gerade so wie er die Löhne seiner Arbeiter vorausbezahlt. Er beabsichtigt natürlich, diesen Vorschuß aus seinem Gewinn, wenn er ihn erhält, zurückzuzahlen, und er zahlt ihn auch, wie alle seine übrigen Vorschüsse, Tag für Tag zurück; denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß er seinen Gewinn in dem Maße macht, als seine Geschäfte sich abwickeln, und nicht zu Weihnachten oder zu Johanni, wenn er die Bilanz aus seinen Büchern zieht. Sein eigenes Einkommen wird daher, soweit es verbraucht und verausgabt wird, aus seinem Kapital vorgestreckt und aus dem Erlös zurückerstattet, in gleichem Maße wie die Arbeitslöhne, welche er ausbezahlt. Wenn wir den Gesamtbetrag seines Besitzes, der zur Lohnzahlung dienen kann, den Lohnfonds nennen wollen, so fällt dieser Fonds mit dem ganzen Ertrage seines Geschäftes, nachdem er seine Maschinen, Gebäude und Materialien in Stand erhalten und seine Familie ernährt hat, zusammen, und er wird für ihn und seine Arbeiter gemeinsam verwendet. Je weniger er für das eine verwendet, desto mehr kann er für das andere verwenden, und umgekehrt. Der Preis der Arbeit wird so wenig durch die Vertheilung des Ertrages zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitern bestimmt, daß es vielmehr dieser Preis ist, der die Vertheilung bestimmt. Wenn der Lohnherr seine Arbeit wohlfeiler erhalten kann, kann er mehr für sich selbst aufwenden. Wenn er für Arbeit mehr zu bezahlen hat, so wird diese Mehrzahlung seinem eigenen Einkommen entnommen, vielleicht dem Theil desselben, welchen er sonst erspart und dem Kapital hinzugefügt hätte, . . . vielleicht auch dem Theil, welchen er für seine persönlichen Bedürfnisse und Vergnügungen verausgabt hätte. Es gibt kein Naturgesetz, welches die Arbeitslöhne an und für sich hinderte, so hoch zu steigen, daß sie nicht nur den Fonds aufzehren, welchen der Arbeitgeber für die Fortführung des Geschäftes bestimmt hatte, sondern auch alles, was er sich über die Befriedigung der nothwendigen Lebensbedürfnisse hinaus für seine persönlichen Ausgaben vorbehält. Die wirkliche Grenze der Lohnsteigerung liegt in der praktischen Ueberlegung, welche Höhe derselben den Lohnherrn zu Grunde richten oder zwingen würde, das Geschäft aufzugeben, und nicht in den unerbittlichen Schranken des Lohnfonds." [1]

Daß überdies die Lohnfondstheorie von jeder Rücksicht auf die Gerechtigkeit des Lohnes absieht, liegt auf der Hand. Rede ich von einem

---

[1] J. St. Mill a. a. O. S. 126 ff.

„gerechten" Lohne, so kann ich an einer Bezugnahme auf den Werth der Arbeit nicht vorbeikommen. Die Lohnfondstheorie hat aber nichts anderes vor Augen, als die zum Lohnfonds bestimmten Kapitaltheile. Die Beziehung zwischen dem Werthe der Arbeit und dem Werthe des Bruttoproductes bleibt hier ebenso außer Betracht, wie der innere Werth der menschlichen Arbeitsleistung als solcher.

Nicht minder abfällig wird das Urtheil über die Lohnfondstheorie ausfallen müssen, wenn wir dieselbe in den Gesichtspunkt des Volkswohlstandes rücken. Nur zur Verdeckung einer ungebührlichen Profitmacherei konnte die Theorie gute Dienste leisten. Mit Recht sagt darum Th. Mithoff: „Die Lohnfondstheorie ist neben dem Ricardoschen ‚ehernen' Lohngesetze ein besonders sprechendes Beispiel, wie durch die Irrthümer der Wissenschaft die wichtigsten Ansprüche und Bestrebungen der arbeitenden Klassen in für sie nachtheiligster Weise beeinflußt werden können, und wie groß daher die Verantwortlichkeit der Wissenschaft auf diesem ihrem Gebiete ist." [1]

Noch einige Worte zum Schluß über die Lohntheorie des französischen Klassikers Jean Baptiste Say. Es muß zunächst als ein Vorzug anerkannt werden, daß Say den Begriff des „natürlichen" Lohnes im Sinne Ricardos nicht annimmt. Ferner verdient es Anerkennung, daß J. B. Say den Unterschied zwischen der Arbeit des einfachen Taglöhners, welche jeder Mensch ohne irgend eine Lehrzeit ausführen kann, und der Arbeit des gelernten Arbeiters schärfer betont und consequenter festhält, als dies in der englischen Nationalökonomie geschehen war [2]. „Ricardo, James Mill, Mc Culloch kennen eigentlich", sagt L. Brentano [3], „gar keine Arbeiterklasse, noch weniger die verschiedenartigen Klassen von Arbeitern, die Verhältnisse, in denen sie leben, die Beweggründe, welche ihr Handeln bestimmen. Sie kennen eigentlich auch keine Arbeitgeber. Nach der klassischen Nationalökonomie ist der Lohn bestimmt durch das Verhältniß der Bevölkerung zum Kapital. Unter der Bevöl-

---

[1] In Schönbergs Handbuch der politischen Oekonomie. 2. Aufl. I (Tübingen 1885), 645, Anm. 53.

[2] Ausführliche Darstellung der Nationalökonomie von J. B. Say, übersetzt von Karl Eduard Morstadt II (Heidelberg 1830), 184 ff. — Ausführliches Lehrbuch der praktischen Politischen Oekonomie von J. B. Say, deutsch von M. Stirner. III (Leipzig 1845), 66 f. — Catéchisme d'Économie Politique par *J. B. Say*. 4. édition, revue par *Charles Comte* (Bruxelles 1836), p. 146.

[3] Die klassische Nationalökonomie (Leipzig 1888), S. 7 f.

kerung versteht sie hierbei eine Menge vereinzelter Personen, als deren einziges charakteristisches Merkmal zu verzeichnen ist, daß sie kein Kapital haben. Sie speculiren mit ihrer Arbeit gleich Kaufleuten mit ihren Waren und machen sich gleich diesen Concurrenz. Wie ein Kaufmann, der bei sinkenden Zucker- und steigenden Kaffeepreisen sein Kapital aus der einen Anlage zurückzieht, um es in der vortheilhaftern anzulegen, wählt der Arbeiter seine Beschäftigung je nach dem Stand der Conjunctur. Diese Erwägungen bestimmen sowohl seine erste Berufswahl, als auch seinen spätern Berufswechsel. Als ob es ihm technisch und ökonomisch möglich wäre, jederzeit von der niedriger zur höher gelohnten Beschäftigung überzugehen, ist er heute Landarbeiter, morgen Hutmacher, übermorgen Baumwollspinner, dann wieder Maschinenbauer, Tischler, Uhrmacher u. s. w. Daher auch die Lehre, daß ebenso wie die Kapitalgewinste der verschiedenen Anlagen sich ausgleichen, in keinem Gewerbe der Lohnsatz auf die Dauer höher sein könne, als in den übrigen, — außer wenn besondere mit einem Gewerbe verbundene Unannehmlichkeiten von ihm abschrecken." Diese Auffassung wird, wie gesagt, von J. B. Say nicht getheilt. Er macht den Unterschied zwischen „de simples manouvriers" und „des gens de métier". Für die erstern erhebt sich der Lohn nicht über den Betrag des nothwendigen Unterhalts für den Arbeiter und seine Familie; „parce que, pour exécuter son service, il ne faut pas d'autre condition que d'être homme, et qu'un homme naît partout, où il peut subsister"[1]. Die gens de métier dagegen erhalten einen höhern Lohn; denn Leute dieser Art werden nicht in der gleichen Zahl dauernd erhalten werden können, wenn der Lohn nicht über den Unterhalt hinaus die Productionskosten der höhern Kenntniß, die Kosten der Lernzeit deckt. So wie so werden ja auch, da hier höhere Intelligenz und größere Geschicklichkeit erforderlich ist, die Concurrenten beim Arbeitsangebot in geringerer Zahl auftreten. Nicht Rücksichten der Gerechtigkeit und des Volkswohles entscheiden also auch nach J. B. Say bei der Lohnbemessung, sondern lediglich die Zahlen der Nachfragenden und Anbietenden. „Das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage bestimmt den Preis dieser Ware, welche Arbeit des Arbeiters heißt."[2] Daran läßt sich nun einmal nichts ändern. Daß die Löhne „auf den niedrigsten Satz der noth-

[1] Catéchisme d'Économie Politique p. 146.

[2] Lehrbuch der praktischen Politischen Oekonomie a. a. O. S. 64.

wendigsten Bedürfnisse und zuweilen noch tiefer herabgedrückt werden", das geschieht „durch die Natur der Sachen und durch die Macht der ersten Klassen der Gesellschaft. . . . Jemanden nöthigen, Arbeiten theurer zu bezahlen, als sie angeboten werden, wäre eine Verletzung des Eigenthums und eine Antastung der Handelsfreiheit" [1].

Wir haben uns bemüht, ein genaues Bild von der Lohntheorie zu geben, wie sie von den fünf Nationalökonomen, die man mit Vorzug als „klassische" bezeichnet, vorgetragen wurde. Sieht man von einigen Verschiedenheiten ab, so kommen alle darin überein, daß das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage das absolute Gesetz, ja im Grunde genommen das einzige „Gesetz" der Lohnbestimmung wie jeder andern Preisbestimmung sei. Cobden drückt den Gedanken also aus: „Wenn zwei Arbeiter hinter einem Arbeitgeber herlaufen, dann sinkt der Lohn; wenn aber zwei Arbeitgeber hinter einem Arbeiter herlaufen, dann steigt der Lohn." Man mag diese Cobdensche Formel mit ihrer alleinigen Rücksichtsnahme auf die Zahl roh, brutal, materialistisch nennen, — jedenfalls gibt sie im wesentlichen die Lehre der klassischen Nationalökonomen, insbesondere der englischen, getreu wieder.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Maria Novella in Florenz.

Maria Novella, im westlichen, S. Croce entgegengesetzten Stadttheile gelegen, ist die Kirche der ersten Niederlassung des Dominikanerordens und vervollständigt die Dreizahl der großen gotischen Kirchen in Florenz [2].

I.

Den schönsten Anblick gewährt Maria Novella, wenn man, aus dem Innern der Stadt auf dem kürzesten Weg vom Dom kommend, den großen Platz der Kirche betritt und dort quer der Kirche gegenüber sich aufstellt. So gewinnt man eine ganz befriedigende Ansicht der Stirn- und Langseite der Kirche. Maria

---

[1] Lehrbuch der praktischen Politischen Oekonomie a. a. O. S. 69.

[2] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIX, S. 225 ff.; Bd. L, S. 383 ff. 527 ff.

Novella füllt dann, auf einer mäßigen Unterlage von Stufen sich erhebend, mit ihrer marmorbekleideten Fassade die linke Seite des Platzhintergrundes. An die rechte Seite der Fassadenwand schließt sich nach hinten schreitend das schlichte Langhaus und zieht sich mit seinem Nebenschiff und Oberhaus, durch Kranzgesimse und mäßige Strebepfeiler, durch hohe gotische Fenster und runde Oberlichter geziert, in einer Linie hin, bis das rechte Querschiff, im rechten Winkel hervorspringend, bis an die Straße vordringt und dort mit seiner Seitenfassade den Anblick abschließt. Eine mäßig hohe Umfangsmauer, die an der rechten Seite der Fassade ansetzt, nach rechts hin dem Platzhintergrunde folgt, dann aber in spitzem Winkel abbiegend und die Straße entlang eilend sich mit dem rechten Querschiff verbindet, bildet so aus dem Raume zwischen der Langseite und dem Querschiff der Kirche einen großen, langgestreckten, rechteckigen Außenhof, dem auf der andern Seite der Kirche ein Kreuzgang als Innenhof entspricht. Diese Umfangsmauer ist, dem untern Theil der Hauptfassade entsprechend, aus Wechselstreifen von weißem und schwarzem Marmor gebaut und schreitet in gotischen Bogen mit tiefgelegten Grabnischen fort, deren Sockel große, kräftig in Marmor gehauene Wappen der Stadt und der großen Familien in fortlaufender Reihe zieren. Es sind diese Nischen nach innen und außen als große Sammelgräber der Vornehmen und Adeligen gedacht, und sie schließen als schönes und einfaches Außenbauwerk den Anblick der großen Kirche in gefälliger und würdiger Weise unten ab, während über dem Gesamtbau, von der andern Seite der Kirche aufsteigend, sich der schlanke, 68 m hohe Thurm mit seinen Eckstreifen und Bogenfriesen, mit seinen säulengetheilten Bogenfenstern und mit seinem vierseitigen, von vier Hochgiebeln umgebenen Spitzhelm sich erhebt und den Gesamtanblick krönt. Das Aeußere der Kirche folgt mehr der lombardischen als der pisanischen Gotik, aber mit großer Selbständigkeit. Sehr starke, fast thurmähnliche Mauerstreifen verstärken die Ecken und tragen eine Art niedriger, zum Theil mit Spitzhelm gekrönter Fialen [1]. Der Hauptthurm aber erinnert in seiner Gesamterscheinung lebhaft an romanische Bauart.

Die innere Eintheilung und Gliederung der Kirche schließt sich den Hauptzügen nach ganz an die bekannte Bauform der größern Bettelordenkirchen des 13. Jahrhunderts in Umbrien und Toscana an [2]. Das dreitheilige Schiff des Langhauses mündet in einen Querbau mit dem Chor und je zwei viereckigen Kapellen und je einer Kapelle am Ende des Kreuzarms. Leitender Gedanke war auch hier möglichste Größe der einzelnen Theile, oder durchsichtige, schlanke Weiträumigkeit [3]. Die Aufgabe wurde mit Glück gelöst, und was wohl zu merken, zum erstenmal ohne alle Verankerung; denn S. Croce folgte Maria Novella erst fast zwei Jahrzehnte später. Sechs kräftige Pfeiler mit abgefaßten Ecken und vier Halbsäulen, theils von korinthischen, theils von wunderlich gearteten Kapitälen

[1] Mothes, Die Baukunst des Mittelalters in Italien II, 758.

[2] S. diese Zeitschrift Bd. L, S. 385.

[3] Die Länge der Kirche mißt 99 m, die Breite in der Kreuzung 61, die Breite der Schiffe 28.

gekrönt, tragen das Oberhaus des Mittelschiffes, das gleiche Höhe mit dem Chor und dem Querschiffe hat, während die Nebenkapellen nur etwa die halbe Höhe erreichen. Die beiden Kapellen am Ende des Querschiffes liegen ziemlich hoch, werden auf höchst malerisch angelegten Freitreppen erstiegen und bieten so Gelegenheit zu den tiefgelegenen Räumen, durch die man im Süden zu dem innern Hof oder Kreuzgang gelangt. Merkwürdigerweise besitzen die Pfeiler des Mittelschiffes nicht die gleiche Entfernung. Während die hintersten und ältesten, die nächsten am Querschiff, 35 Fuß Abstand im Lichte zählen, schwanken die andern zwischen 44 und 46 Fuß. Es ist kaum zu denken, daß dieser Ungleichheit die Absicht zu Grunde lag, eine Scheinverlängerung der Fernsicht zu bewirken. Eine solche Täuschung lag der Baukunst dieser Zeiten fern. Wahrscheinlich kommt die Verschiedenheit daher, daß die Meister des Neubaus einige Theile der alten, kleinern Kirche beibehielten. Die Seitenschiffe sind ziemlich niedrig und schmal, die Bogen mehr stumpf als schlank. Das Ganze ist einfach, streng, aber nicht spröde und entbehrt trotz großer Einfachheit und Mäßigkeit in Zierschmuck nicht der Anmuth und Wohlgefälligkeit.

Im Gegentheil, von dem Haupteingange aus betrachtet, macht dieser Innenbau mit seinen einfachen Gliederungen, die nur durch Farbenlinien bläulichen Sandsteins angedeutet sind, mit seinen sanften Bogenschwingungen, mit dem Adel seiner Verhältnisse, der bei der durchgehenden Schmucklosigkeit der Wände nur um so mehr hervortritt und zum Bewußtsein kommt, durchaus den Eindruck durchsichtiger Klarheit, Leichtigkeit und majestätischen Ernstes, den Eindruck der ungesuchtesten Anmuth und Harmonie und einer lichten Raumwirkung, wie man sie sich schöner kaum denken kann. Nicht umsonst nannte Michel Angelo Maria Novella seine „Braut“. Unter den gotischen Kirchen Toscanas nimmt sie unstreitig den ersten Rang ein, und man kann Marchese nur beistimmen, wenn er schreibt, wie der Geist und das Herz sich gehoben fühlen und etwas wie Himmelswonne zu kosten meinen beim Anblick des schönen Gotteshauses, wenn beim Sonnenuntergang die tiefen Schatten der Kreuzgewölbe und Pfeiler sich kreuzend auf den entgegengesetzten Wänden abheben, während das Abendsonnengold, das durch die gemalten Scheiben der runden Oberlichter, der hohen Bogenfenster fällt, alles in Regenbogenherrlichkeit aufstrahlen läßt [1]. Es sind ganz weihevolle Augenblicke, die solch ein Abend dem Besucher des Gotteshauses bereitet.

II.

Das Zierwerk der Kirche besteht in Altären, in Grabmälern und vor allem in den Malereien des Chors und der Seitenkapellen.

Die beiden Seiten des Langhauses entlang läuft eine Reihe Altäre, die nichts Besonderes aufweisen. Das leere Mittelschiff war einst quer in zwei Theile getheilt durch einen sogen. Apostelgang oder Ponte, wie die Italiener ihn nennen, auf dem man auch Messe las und an Festtagen die Epistel und das

[1] *Marchese*, Memorie dei più insigne pittori, scultori ed architetti Domenicani I (Firenze 1845), 56.

Evangelium verkündete. Cosimo I. ließ ihn wie in manchen andern Kirchen im Jahre 1565 entfernen [1]. — Im rechten Querschiff rechts in der Ecke steht das gotische Grabdenkmal des Patriarchen Joseph von Konstantinopel, der in Florenz während des allgemeinen Concils starb. Sehr kindlich lautet die Inschrift:

Hic iacet eximius Joseph Constantinopolitanus,
Qui obiit anno Domini MCCCCXL.

In der Nähe befindet sich auch das Grab des Dominikaners Aldobrandino Cavalcanti (1279), der in der Baugeschichte der Kirche und in der Gründung der Niederlassung eine wichtige Rolle spielte, und das Denkmal des Bischofs von Fiesole, Tedeci Aliotti (1336), ein einfacher, guter, gotischer Bau auf Tragsteinen und mit einem Säulenbaldachin von dem Sienesen Tino di Camaino, der uns schon in S. Croce begegnete. — In der Höhe erblickt man eine Muttergottesstatue von Nino Pisano (1368), einem originellen Künstler, bei dem aber die gerühmte Größe und Anmuth des Vaters, Andrea Pisano, oft in das Naive und Genrehafte spielt, hier z. B. in der gewundenen Haltung der Mutter und in dem Zeitvertreib des Kindes mit einem Stieglitz [2]. — Fein, reich und glänzend ist an der entgegengesetzten Wand desselben Querschiffes in der zweiten Kapelle rechts am Chor das Grab des Filippo Strozzi. Hinter dem Altar liegt der Sarg von schwarzem Marmor, und über demselben schwebt in niederer Nische auf dunkler Rückwand ein Rundrelief der Mutter Gottes aus weißem Marmor, von Engeln getragen — sämtlich Gestalten von träumerischer Holdseligkeit. Benedetto da Majano hat mit diesem Werk sowie mit dem wunderbar schönen Palast in der Stadt Filippo, seinen Gönner, verewigt (1489—1491). Es ist dieser Strozzi der Vater des unglücklichen Strozzi gleichen Namens, der, anfangs Anhänger und Förderer der Medici, dem ersten Herzog Alessandro zur Befestigung der Herrschaft den Rath ertheilte, im nördlichen Theile der Stadt eine Citadelle zu bauen, später aber als erbitterter Gegner dieser Familie nach einer unglücklichen Schilderhebung gegen Cosimo I. in derselben Citadelle auf geheimnißvolle Art als Gefangener starb, ohne eine bekannte Grabstätte zu finden. „Exoriare aliquis ... ex ossibus ultor“ sollen seine letzten Worte gewesen sein. Der Rächer aber zeigte sich nicht. Die Niederwerfung des Strozzi und seiner Partei war die Bluttaufe der Medici-Herrschaft und der Wendepunkt der Geschichte von Florenz! Die Vielgestaltigkeit der Republik erlischt; fortan ist nur einer Herr, alle andern sind Unterthanen [3]. Im Jahre 1500 erhielt die Kapelle ihren Farbenschmuck durch Filippino Lippi (1457—1504), den Sohn des Lippo Lippi (1406—1469), des Doppelgängers der alten und der neuerwachten Schule, der wie ein Angelico mild, zart und weihevoll malen und mit seinem gedämpften, milden, aber klaren Farbenton bezaubern kann, aber, ohne den Gehalt innern und tiefernsten Lebens, dann wieder in den plumpsten Realismus fällt. Er namentlich schleppte in die Gemessenheit und in den Ernst der alten Schule die

[1] *Marchese* l. c. I, 138. [2] Burckhardt, Cicerone II, 313.
[3] Reumont, Geschichte von Toscana I, 42. 89. 90.

Weltlust und den Naturalismus ein mit modischen Trachten (nach Masolino) und mit Porträtfiguren, und zwar nicht zur Erklärung innerer Vorgänge, sondern zur Ausfüllung leerer Stellen. Sein Sohn Filippino hält so ziemlich die Richtung seines Vaters (und Botticellis) ein und erhebt sich manchmal, wie in der Brancaccikapelle in Florenz und in dem Triumph des hl. Thomas in der Minervakirche zu Rom, zu schönen und großartigen Gebilden, die in aller heitern und jugendlichen Frische der Farben prangen. Hier in der Grabkapelle Strozzis malte er an der rechten Wand Vorkommnisse aus dem Leben des Diakonen Philippus, nämlich unten dessen Kampf mit dem Heidenthum, indem derselbe einen gifthauchenden Drachen bewältigt, und höher oben wie Philippus die Marter der Kreuzigung besteht. Auf der Wand gegenüber schildert Filippino einige Thaten aus dem Leben des Evangelisten Johannes, die Auferweckung der Drusiana und die Marter der Oelsiedung. Die Drusiana zeigt recht schöne und rührende Empfindung, während die Gestalt des Apostels durchaus nicht der Hoheit seiner Würde und der That entspricht, die er vollführt. Das Bild steht weit zurück gegen die Schilderung desselben Vorganges von Giotto in S. Croce. Ueberhaupt verrathen sich in diesen Schilderungen hier alle Schattenseiten des Meisters: Unruhe und Ungleichmäßigkeit im Entwurf, Uebertreibung in Darstellung der Gemüthsempfindungen, Buntheit der Farben, Ueberladung und Wunderlichkeit des Zierwerks durch chinesische und türkische Schnörkel und fremdartige Architekturstücke und Betonung störender Nebendinge, wie beispielshalber der bellende Hund, der gegen einen Knaben angeht. Die Kunst schielt hier schon bedenklich nach dem Zopf![1]

Neben diesen Grabdenkmälern liegt an der Stirnseite des rechten Querschiffes die Kapelle der Familie Rucellai, zu welcher, wie schon angedeutet, eine schöne Treppe hinanführt. Eine bescheidene, aber geschmackvolle und höchst anmuthende Zier dieser Kapelle ist das Grabmal der seligen Villana, der Ehefrau des Piero di Benintendi, die sterbend das Kleid des hl. Dominicus nahm. Es ist ein Werk Rossellinos (1451). Zwei jugendliche Engel heben den Vorhang des Baldachins zurück und lassen die tiefverhüllte, von seligem Schlummer umfangene Gestalt der Verewigten sehen. — Der Hauptschmuck der Kapelle aber ist Cimabues (1240?—1302) großes, berühmtes Madonnenbild.

Bekanntlich fristete die italienische Kunst noch am Eingange des 13. Jahrhunderts ein arg kümmerliches Dasein unter der beengenden Bevormundung griechischer Meister, obgleich sich allerwärts ein besseres und fröhlicheres Leben zu regen begann. Einen ganz entscheidenden Schritt nach der Besserung that Cimabue, der, wenngleich noch nicht ganz dem alten Banne entgangen, doch innerhalb des alten Geheges der überlebten Formen und verknöcherten Vorlagen so viel eigenthümlicher Kraft und Poesie des Gefühls und der Farben häuft, daß sein Schaffen mit Recht als der Vorfrühling des neuen Kunstreichthums bezeichnet werden kann. Das Ergebniß des eigenen künstlerischen Ringens und des Einflusses der rings um ihn entstehenden religiösen, politischen und literarischen Wandlung sowie der

[1] Vgl. *Rio*, De l'art chrétien I, 395. 397. Crowe, Geschichte der italienischen Malerei III, 199.

Gebilde der anbrechenden neuen Kunstfertigkeit, wie sie sich uns in den Malereien der Kirche von Assisi zeigen, sehen wir hier in der Madonna von Maria Novella verwirklicht [1]. Sie fällt in die mittlere Wirkungszeit des Künstlers (1267) [2] und ist das schönste unter den großen Muttergottes-Tafelbildern, die uns noch erhalten sind.

Die Mutter Gottes in einem rothen Gewand mit blauem Mantel hält das göttliche Kind, in eine weiße, golddurchschossene Tunica gekleidet, sitzend und die Rechte zum Segnen ausstreckend, auf dem Schoß. Ihr Fuß ruht auf dem Schemel eines kostbaren Thronsessels, der weiß-blau-gold behangen ist und von sechs Engeln (auf jeder Seite drei übereinanderstehend) gehalten wird. Die Züge der alten Schule zeigen sich noch unverkennbar in der Kopfbildung, die durchweg zu groß zur schlanken Gestalt steht, in den ältlichen Gesichtszügen, in der derben Haltung von Nase und Kinn, in dem kleinen Mund, in den langen, kunstlos fließenden Fingern und in der puppenartigen Gliederwicklung. Der neu erwachte Sinn aber für Natur, Leben und Schönheit drückt sich aus in dem gemilderten Antlitz und Auge der Mutter, in der frischen, lebendigen, fast männlichen Gebung des Kindes, namentlich aber in den Engeln mit ihren von Bändern umwundenen Lockenköpfen, in der Zartheit der Umrisse, in der Natürlichkeit der Bewegung und in den warmen Lichtern auf Lippen und Wangen. Die ganze Erscheinung macht den Eindruck einer großen Klarheit und einer glücklichen Verschmelzung von Würde und Anmuth. Wenn man das Bild mit andern gleichzeitigen Werken derselben Art vergleicht, ahnt man die ungeheure Wirkung, welche dessen Erscheinen auf seine Zeit hervorbrachte. König Karl I. Anjou von Sicilien, der sich eben in Florenz befand, besuchte den Meister mit seinem Hofe in der Werkstatt, und als das Bild nach Maria Novella überbracht werden sollte, gestaltete sich die Uebertragung zu einem wahren Triumphzug mit Posaunenschall und Glockengeläute. Es bedurfte nur dieses Bildes, um die Ueberlegenheit der Florentiner Schule zu begründen und Dante in seiner Göttlichen Komödie (Purg. XI, 94) zu den ehrenden Worten zu bewegen, die Cimabues und Giottos Unsterblichkeit sicherten [3].

Wenn uns in der Rucellaikapelle das erste Aufleuchten der giottischen Schule entgegentritt, dann begegnet uns in der entgegengesetzten Kapelle der Frontseite des linken Querschiffes (in der Strozzikapelle) eine der schönsten und glorreichsten Erscheinungen derselben Schule. Die Kapelle ist nämlich ausgemalt von A. Orcagna (1308—1376) [4]. Es ist sicher, daß bis dahin kein Maler Giottos Geist so in sich aufgenommen, in sich verarbeitet und so glücklich wiedergegeben hat wie Orcagna. Er übertrifft Giotto sogar an Technik und an Wärme und Fülle des religiösen Gefühls, an mystischer Beschauung und an zartem Liebreiz der Gestalten. Noch mehr, er vereinigt als Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich die ganze Kunstmächtigkeit seiner Zeit und hilft der Schule wieder zu der Ehre, die sie

[1] *Rio* l. c. I, 180.
[2] Thode, Franz v. Assisi und die Anfänge der Kunst in Italien S. 234.
[3] Crowe a. a. O. I, 166. [4] *Rio* l. c. I, 249.

durch die Gaddis und andere großentheils eingebüßt hatte. Er ist seiner Art nach ganz Florentiner in der Klarheit und in dem strengen Aufbau des Ganzen, in der Würde und Größe der dramatischen Kraft; aber er mildert, ohne in Schwäche zu fallen, deren Herbigkeit durch Zartheit, Gemüthsfülle und wahre Holdseligkeit. Er vereinigt so gleichsam die Vorzüge der florentinischen und der sienesischen Kunstweise, bildet das Mittelglied zwischen Giotto und Masaccio und ist Angelicos glorreicher Vorläufer. Die erste Ausbildung als Bildhauer erhielt er von Andrea Pisano; von diesem leiht er die äußere Gestaltung, von Dante aber die Weihe der Gedanken. Beide gibt er in seinem Schaffen, aber ohne sich selbst aufzugeben. Einst war Florenz voll von seinen Bildern, jetzt ist fast alles verschwunden außer den Malereien im Campo Santo zu Pisa und hier in der Kapelle Strozzi. Die wenigen Ueberreste aber genügen, um ihm einen Ehrenplatz unter den besten und größten Malern zu sichern.

Die Kapelle schildert auf den drei Wänden die letzten Dinge, Gericht, Hölle und Paradies (1357).

Die Fensterwand dem Eintritt gegenüber stellt wahrscheinlich bloß die Vorbereitung zum Gericht, die Erscheinung des Richters dar [1]. Der Heiland in jugendlicher Majestät, mit dem Diadem der Weltherrschaft gekrönt, in rother Tunica mit blauem Mantel, schwebt, halb in Wolken verhüllt, empor zum Gericht. Sein Antlitz ist noch ruhig; es wird erst Segen und Fluch spenden nach der Eröffnung der Gewissen. Zwei mit mächtigen Flügelpaaren heranschwebende Engelherolde verkünden mit Posaunen die große Stunde der Auferstehung und des Gerichtes, und vier Engel mit den Leidenswerkzeugen begleiten sie. Die oberste erste Reihe um den Weltrichter bilden zu jeder Seite je sechs Apostel in großer Würde und in weiten Gewanden; an der Spitze der sechs zur Linken kniet Maria in weißem Gewand, die Arme über der Brust gefaltet in ruhiger Innigkeit, während die Apostel zur Rechten Johannes der Täufer anführt, Antlitz und Arme bewegt zum Himmel hebend. Unter einer trennenden Wolkenschicht erscheinen die Patriarchen, Propheten und Heilige mit ihren Abzeichen und einige gekrönte Häupter. Den Abschluß nach unten macht ein Reigen von Frauen, die beseligt dem Richter entgegenschweben und zu jubeln scheinen: Levate capita vestra, quia appropinquat redemptio vestra. Ein Engel hilft hier liebevoll einem Auferstehenden aus dem Graus des Grabes. Den Gegensatz zu den Verklärten bildet das rechts unter den Aposteln sichtbare Volk der erstandenen Verdammten mit lebhaften Ausdrücken bitterer Enttäuschung und angstvoller Erwartung, den Menschensohn nun als Richter über sich kommen zu sehen. Auch hier schließt die Scene mit einer ergreifenden Gruppe von Frauen und Weltkindern ab, die in beredter Wehmuth, in Schmerz und Trauer das Paradies verloren sehen. Ein

[1] Im Campo Santo zu Pisa entwirft Orcagna den ganzen Vollzug des Gerichtes. Der Heiland hat soeben die Seligen zur Rechten gesegnet und spricht nun den Fluch über die Verdammten zur Linken mit der berühmten Handbewegung, die so oft selbst von Angelico und Michel Angelo nachgeahmt wurde. Hier hinderte das große Fenster mitten in der Wand und der Altar, die große Scene ganz aufzurollen.

Dämon zerrt hier bereits einen Verdammten zum Ort der ewigen Qualen, der sich auf der rechten Wand dem Auge des Beschauers entrollt.

Die Schilderung der Hölle ist ganz nach Dante entworfen und ausgeführt. Oben links aus der Ferne bringt Charon in seinem Seelenschiff über trübe Wasser her die unglücklichen Abgeschiedenen an das Ufer, wo sich erst in mächtigen, düstern, von unheimlichen Flammen beleuchteten Mauern, Thoren und Thürmen die „città dolente" aufbaut und sich dann innenwärts gegen den Beschauer in den verschiedenen, immer mehr sich vertiefenden Kreisen, Höhlen und Schlünden aufthut, in denen die Sünder nach der Eigenart ihrer Verbrechen gepeinigt werden. Da die ganze Höllenstadt in Schilderung genommen ist, konnten die einzelnen Gestalten und Gruppen nur in kleinen Umrissen geboten werden; dabei ist die Malerei sehr beschädigt und wiederholt überarbeitet, so daß man das Einzelne nicht mehr genau verfolgen und noch weniger die ursprüngliche Darstellung beurtheilen kann. Das ist gewiß, die Einzelqualen sind nicht so widerwärtig und abstoßend wie in manchen andern Schilderungen, sondern mehr vergeistigt durch die Sinnbildlichkeit der Strafen und deren Beziehung zur Sündengattung. Als Ganzes gefaßt ist das Bild groß und erschütternd wie Dantes Stilweise und Höllenschilderung. Er muß denn auch wie für sein eigenes Gedicht, so für diese malerische Wiedergabe hier die Verantwortung übernehmen. Das Unternehmen hat culturgeschichtlichen und insofern auch dichterischen Werth, als die Ideen einen so sinnlich greifbaren Ausdruck finden [1]. Nach der Ansicht mancher ist die Darstellung der Hölle ein Werk von Andreas Bruder Bernardo [2].

Gegenüber dem düstern, grauenvollen Höllenbild offenbart sich links dem Beschauer der Himmel in der ganzen Fülle des seligen Daseins und um so einladender und ansprechender, als die Antlitze der Verklärten nicht Christus, der Quelle und dem Mittelpunkt ihrer Seligkeit, sondern in ganzer Ansicht dem Beschauer zugekehrt sind [3]. Der Beschauer schöpft so unmittelbar aus dem Strom der Beseligung, die von Christus auf diese wonnetrunkenen Gestalten ausfluthet, und wird gleichsam eins mit dieser himmlischen Gesellschaft, deren Kreise sich vor seinem Auge in ihrer ganzen Pracht und Mannigfaltigkeit aufbauen. Auf einem und demselben Hochsitz thronen der Heiland und seine Mutter nebeneinander in seliger Gemeinschaft, zwei Herrschergestalten von königlicher Würde, Christus mit dem Scepter in der Linken, Maria die Hände über der Brust gekreuzt und in selige Beschauung versunken [4]. Zu beiden Seiten gehen gleich Glorienbahnen in farbige, blaue und rothe Lichter getaucht und kriegerisch angethan zwei Reihen Cherubim und Seraphim aus. Unter ihnen entfalten sich die Ordnungen der Heiligen, der Apostel, der Patriarchen, der Martyrer, abwechselnd mit ihren betenden, singenden, spielenden Schutzengeln. Auf einem festen Weltgrund endlich erscheint in voller Gestalt und Größe ein Tanzreigen

[1] Burckhardt a. a. O. II, 509.
[2] Unter andern Ghiberti, Crowe (I, 9), Burckhardt, Richa.
[3] Burckhardt a. a. O. II, 510.
[4] Frantz, Geschichte der Malerei II, 89.

von Männern und Frauen, rechts und links abgeschlossen durch einen Chor von weiblichen Heiligen. Den Mittelraum unter dem Thron füllen zwei großartig schöne, monumentale Engel aus, einer in Entzückung und Lobpreis dem Herrscherpaar, der andere, auf himmlischer Laute spielend, dem Beschauer zugewendet.

Die gleichmäßige Aufreihung von Gestalten, die sich, die untersten ausgenommen, halb zudecken, könnte wohl anscheinbar ermüden; aber sieht man die einzelnen Erscheinungen an, so vergißt man die Eintönigkeit, und stets neue Quellen der Befriedigung und Bewunderung öffnen sich in diesem Wechsel von anziehenden, anmuthigen Gestalten voll schönen Lebens und gefälliger Bewegung. Man möchte meinen, der Künstler habe die schlanken, friedvollen, in Andacht und Entzücken getauchten Gestalten eines Angelico und die kräftigen Männergebilde eines Masaccio zum voraus geschaut. Alles ist in Friede und Freude verklärt und lauscht aufschauend den ergreifenden Tönen, die durch die seligen Himmelsräume ziehen [1]. Der ganze Vortrag ist die gelungenste Verbindung florentinischer Größe und sienesischer Milde [2], ein Ausklang der höchsten Grazie und holdseliger Schönheit [3], mit einem Worte, was symmetrische Anordnung, Individualität, Natürlichkeit, Richtigkeit in den Gesetzen des Lebens und der Bewegung, was Perspective, Gewandung, Leichtigkeit, Kraft und Milde der Farben angeht, ist die Schilderung die Summe des künstlerischen Fortschrittes der damaligen Zeit [4]. So sieht uns das Kunstwerk jetzt noch an, wie muß es erst geleuchtet und gewirkt haben, als noch keine barbarische Hand darübergefahren war und es im Glanze der ersten und ursprünglichen Schönheit strahlte!

Ganz würdig unter diesen Kunstgebilden baut sich der Altar in der Mitte der Kapelle mit einem Aufsatze von fünf Nischen auf (1357). Christus in jugendlicher Majestät reicht rechts dem hl. Thomas von Aquin das Evangelienbuch, links dem hl. Petrus als Abzeichen der Regierungsgewalt die Schlüssel; je drei Heilige schließen nach beiden Seiten ab. Die Gestalten in ihren großartigen Gewändern sind sehr ausdrucksvoll. Alles ist ein gelungenes Werk Orcagnas.

Die viereckige, große Chorkapelle in der Mitte des Querschiffes nun führt uns mit ihren Kunstwerken in die Zeit der Renaissance. Der Rücken des Chorgestühls, das sich an drei Seiten der Kapelle hinzieht, ein Werk von Baccio d'Agnolo, bildet die Unterlage der bemalten Wände und schließt mit einer Reihe von Arabesken des reinsten Geschmackes glanzvoll die Holzschnitzerkunst des 15. Jahrhunderts ab. Ueber dem Chorgestühl bauen sich die berühmten Fresken des Domenico Ghirlandajo auf, die ihrerseits als der Anschluß der Frührenaissance-Malerei gelten.

Die Renaissance-Malerei im allgemeinen unterscheidet sich von der giottischen Kunstweise sowohl durch ein Mehr als durch ein Weniger. Das Mehr besteht in dem Naturalismus, in dem Betonen des rein Natürlichen und Weltlichen, der Gestalt, der Gewänder und Bewegung, der räumlichen Umgebung, der Individualitäten von Zeit und Land auf Kosten der großen feierlichen Vorlagen

---

[1] Frantz a. a. O. II, 89. [2] Crowe a. a. O. II, 9.
[3] Burckhardt a. a. O. II, 494. [4] Crowe a. a. O. II, 7. 8.

der geschichtlichen Vergangenheit, in Versuchen von Sinnentäuschung und Hervorheben namentlich des Nackten. Das Weniger liegt in dem Gebiet des religiösen Gehaltes und der übernatürlichen Weihe bei Gegenständen der Religion, der Andacht und Erbauung. Die Renaissance-Malerei behandelt auch Religiöses, aber, später namentlich, sinnlich, weltlich und zerstreuend. Dieser Naturalismus, der sich am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts noch innerhalb der Grenzen der Berechtigung und der Schönheit hielt, artete immer mehr aus theils in historischen, theils in ganz gemeinen, unsittlichen Naturalismus. Der historische Naturalismus ist besonders vertreten durch Ghirlandajo (1449—1494)[1].

Ghirlandajo, ein Schüler des Realisten Baldovinetti, war zuerst Goldschmied, und als solcher verräth er sich auch in seinen Malereien durch eine gewisse Nettigkeit und Präcision der Arbeit, man möchte sagen durch eine statuarische und gußförmige Modellation selbst der Gewänder, und durch einen gewissen Mangel an Leichtigkeit und Anmuth. Später der Malerei zugewandt, entwickelt er sich als der große Meister, wie wir ihn sehen in der Sixtina zu Rom, in dem Palast der Signoria, in der Sassetti-Kapelle und hier in Maria Novella in Florenz; die Malereien der letztern sind die höchste Leistung seines Geistes (1490). Ueberall zeigt er sich als der Meister hoher Begabung und schöpferischer Kraft, als ein tüchtig geschulter Geist, der sich dem Höchsten zuwendet, alle Kunstbereiche beherrscht und ziemlich alle Errungenschaften von Giotto bis auf Masaccio in sich vereinigt und weiter fördert. Besonders kennzeichnet ihn Klarheit, Größe, Würde und harmonische Geschlossenheit der Auffassung, dramatische Kraft, starke Individualität, reiner Geschmack, hoher Schönheitssinn und Meisterschaft in der Frescomalerei und in dem Monumentalstil, in welchem Masaccio allein es ihm gleichthut. Vor keiner Größe des Gegenstandes und des Raumverhältnisses schreckt sein Geist zurück; im Gegentheil, seines Talentes und seiner Kraft in der geschichtlichen Malerei sich bewußt, bedauerte er nur, daß es ihm nicht gegönnt war, alle Innenräume der Stadtmauern mit vaterländischen Scenen auszuzieren. Sein Ehrgeiz war, ausgedehnte Flächen künstlich zu bezwingen[2].

Die Chorkapelle von Maria Novella war ehedem schon von Orcagna ausgemalt worden. Die Schildereien aber waren durch die Zeit ganz verwüstet, und so erhielt Ghirlandajo den Auftrag, das Verblichene durch Neues zu ersetzen. Meisterhaft gelang es ihm, die großen Flächen durch gemalte Pfeiler und Gesimse in architektonische, perspectivische Gliederung zu bringen. Den Giebel der Fensterwand füllt eine Krönung Marias; links auf dem Streifen neben dem dreitheiligen Fenster sind Johannes in der Wüste, Franz von Assisi vor dem Sultan von Kairo und der Tod des Petrus Martyr, auf dem Streifen rechts die Verkündigung Marias und darunter die Bildnisse der Stifter der neuen Malereien, Tornabuoni und seiner Gemahlin. Die große rechte Seitenwandfläche erzählt das Leben Johannes' des Täufers, die Erscheinung des Engels im Tempel, die Heimsuchung Marias, Geburt und Namengebung des Johannes, dessen Bußpredigt, Christi

[1] *Rio* l. c. I, 356.

[2] Crowe a. a. O. III, 218. 238. Burckhardt a. a. O. II, 547. 548.

Taufe und das Gastmahl des Herodes. Die Wand gegenüber stellt das Leben Marias dar, die Ausweisung Joachims aus dem Tempel, Geburt und Opferung der Jungfrau, deren Vermählung, den Kindermord, den Tod und die Himmelfahrt Marias.

Unstreitig offenbart sich hier Ghirlandajo in der ganzen Größe seines Compositionstalentes und seiner Formfertigkeit, in der Erhabenheit der Darstellung, in der Meisterschaft architektonischer und landschaftlicher Auszierung und deren Unterordnung unter den Hauptgedanken. Aber ebenso unläugbar treten auch die Schattenseiten und die Nachtheile hervor, welche die Renaissance mit ihrem Naturalismus der Darstellung religiöser und heiliger Gegenstände gebracht hat. Es sollen diese Bilder Schilderungen erhabener und heiliger Geheimnisse der Religion sein und als solche in der Kirche und bei dem Gottesdienste zur Betrachtung und Erbauung anregen. Nun ist aber die Gesamterscheinung dieser Bilderreihe rein weltlich-geschichtliche Malerei und Culturschilderung, welcher das Religiöse bloß als Anknüpfungspunkt dient. Diese schönen, anmuthenden, edelkräftigen Gestalten, dieser Stolz fürstlicher Behausungen, der Pomp dieser feierlichen Repräsentationsscenen sind im tiefern Grunde nichts als die Verewigung der damaligen Florentiner Welt, und zwar ausgeführt durch Darstellung heimischer Orte und bekannter, hochstehender, noch lebender Männer und Frauen [1], eine glanzvolle Verherrlichung des Humanismus, der dieses Bürger- und Menschenthum unter Führung der Renaissance groß gezogen. Diese Bedeutung stimmt ganz zur Inschrift, die Ghirlandajo selbst unter seinen Schildereien angebracht: „Anno 1490, quo pulcherrima civitas opibus, victoriis, artibus aedificiisque nobilibus, copia, salubritate pacis fruebatur.“ Daß heilige Scenen durch solch eine Darstellungsweise an Würde und Erbauungskraft gewinnen konnten, sieht man doch schwer ein [2]. In dieser Beziehung ist Ghirlandajo der echte Sohn der Renaissance, deren Gottheit er reichlich geopfert, wenn auch nicht in dem Maße, daß er darüber die Würde der hohen Kunst vergessen hat. Er hätte seine Gestalten nur nicht auf den Altar stellen sollen [3]. Giotto, Angelico, Don Lorenzo und Bartolommeo stehen da unvergleichlich höher. Bezeichnend für solche weltliche Repräsentationsscenen und für architektonisches Zierwerk ist die Geburt des Täufers, wo eine ganze vornehme Damengesellschaft zum Glückwunschsbesuch feierlich eintritt und wo der ganze Prunk eines Florentiner Palastes mit Bogenanlagen und malerischen Vertiefungen und Fernsichten aufgerollt ist. Großen landschaftlichen Reiz bietet die Taufe Christi und die Heimsuchung, wo Maria und Elisabeth wieder in großem Gefolge sich treffen auf einer Terrasse, von welcher sich der lieblichste Ausblick öffnet. Hier ist die Gestalt der Mutter Gottes eigentlich anmuthig, sonst ist sie bei Ghirlandajo so ziemlich nur die gewöhnliche, wenn auch immer würdevolle Haus- und Familienmutter. Eine wunderbar schöne

---

[1] Begegnen uns doch in diesen Bildern nicht weniger als 20 Bildnisse bekannter Gelehrter, Dichter und Kaufherren aus den Familien Medici, Tornabuoni, Tornaquinti ꝛc.

[2] Crowe a. a. O. III, 230. *Rio* l. c. I, 390. [3] *Rio* l. c. I, 380.

Anordnung der Gruppen findet sich in der Predigt des Johannes und in der Erscheinung des Engels im Tempel, wo aber die vielen Gelehrten und Kaufherren nicht beten, sondern im Tempel lustwandelnd sich unterhalten und die Hauptpersonen, den Engel und Zacharias, so gut wie vergessen machen.

Mit den Malereien der Chorkapelle schließt sich die Reihe der Kunstwerke in Maria Novella ab. Nach gut beglaubigten Zeugnissen waren auch die andern Wände der Kirche mit Malereien bedeckt. Alles wurde im 16. Jahrhundert von Vasari übertüncht [1]. Zu erwähnen ist nur noch in der hohen, schlank gebauten Sakristei ein Brunnen von Giovanni della Robbia (1497), dem man aber den Verfall dieses Kunstzweiges schon ansieht an der Bemalung der Thonstücke, ferner in der Kapelle Gondi das schön gebildete, edle Crucifixbild, mit dem Brunellesco Donatello aus dem Felde schlug [2], und endlich eine heilige Dreifaltigkeit von Masaccio rechts an der Eingangsthüre.

Dagegen eröffnen uns die innern Klosterhöfe wieder eine ganze Ausstellung von Kunst und Schönheit. Beide Langseiten der Kirche sind von Höfen umgeben. An der rechten Langseite liegen die bereits genannten Grabnischen, an die linke reihen sich nicht weniger als drei Höfe an, die durch Lang- und Querflügel der Klosterbauten getrennt sind. Der äußerste und größte, ein ungeheures Viereck, ist von einem Gang aus 56 Säulen umgeben und mit Malereien von Tito di Santi, Poccetti und Allori geschmückt. Der berühmteste und schönste Hof jedoch ist der, welcher unmittelbar an die Langseite der Kirche stößt und auch Chiostro vecchio oder verde heißt, weil die Malereien seiner Säulenhalle grün in grün geführt sind. Er bietet mit seinen kräftigen achteckigen Säulen und Stichbogen, mit seinen Grabmälern und heiligen Bildern meist aus der giottischen Schule einen ernsten, aber malerisch schönen Anblick. Die Malereien schildern Vorgänge aus der Schöpfungsgeschichte. Nur einige von Nicelli (1446) sind noch erkenntlich und zeigen den starren Plastiker und Perspectivenliebhaber. Hier nur einige Züge seines Realismus aus der Schilderung der Sündfluth. Oben schweben Engel und Ungethüme, rechts schwimmt die Arche, links ein anderes Fahrzeug, dazwischen lauter Greuel: eine Eiche vom Blitz gespalten, ein Verzweifelter, der im Bunde mit einem Bären einen Löwen von seinem Floß abwehrt, ein Sünder, der in einem Faß rudert, ein Rabe, der einer Leiche die Augen aushackt, überall Leichen Ertrunkener in verkürzter Ansicht, nasse Gewänder vom Sturm gepeitscht und um die Leiber gebauscht, mittendurch dann ein Sonnenblick aus Sturmwolken, die der Wind zerreißt.

Das Bemerkenswertheste in dem besagten „Grünen" Klosterhof ist die sogen. „spanische" [3] Kapelle, ein großer viereckiger Raum mit spitzbogigem Kreuzgewölbe. Er sollte Kapitelsaal des Klosters sein und namentlich zur Feier des Frohnleichnamsfestes dienen. Berühmtheit gab der Kapelle besonders der malerische

[1] *Marchese* l. c. I, 147.

[2] Vgl. diese Zeitschrift Bd. L, S. 393.

[3] Sie wurde gebaut auf Kosten des Kaufmanns Guidalotti und wurde den eingesessenen Spaniern zum Gebrauch eingeräumt.

Wandschmuck. Wer eigentlich Urheber dieser Schildereien ist, steht nicht ganz fest. Gewöhnlich werden die Bilder der linken Wand und die der Decke dem Meister Taddeo Gaddi, dagegen die der übrigen Wände dem Simone Martini, nach dessen Schwiegervater auch Memmi genannt, zugeschrieben. Andere wollen in den Schilderungen die Hand des Andrea di Firenze und des Antonio Veneziano, jedenfalls sienesisch-florentinische Kunstweise sehen [1]. Das Ganze ist im Stil Giottos gehalten. Die Eingangswand führt einige Wunder des hl. Dominicus und des Petrus Martyr auf, die rechte Wand versinnlicht das apostolische Wirken des Dominikanerordens in der Kirche durch Kampf gegen die Ketzerei und Ausübung der priesterlichen Amtsgewalt; die linke Seite ist dem hl. Thomas eingeräumt, dem Träger und Vertreter der kirchlichen Wissenschaft; die Altarwand stellt die letzten Geheimnisse des Leidens, den Kreuzweg und die Kreuzigung und die Höllenfahrt des Heilandes dar. Die Deckenbilder schildern Auferstehung und Himmelfahrt Christi, die Ausgießung des Heiligen Geistes und das siegreiche Wandeln von Petri Schifflein im Sturm. Die Gesamtidee mag wohl sein, wie das christliche Leben und im besondern der Orden des hl. Dominicus in Kampf und Sieg, in Arbeit und Leid, in Streit und Freud sein Vorbild im Leben des göttlichen Heilandes findet [2].

In der Darstellung des Leidens ist besonders die Anordnung neu und trefflich. Links erscheint der Zug nach Golgatha, verschwindet dann vorbeiziehend, um auf der Höhe als Kreuzgruppe sich darzustellen — ein ganz mächtiges Bild. Unter dem Felsenplan von Golgatha rechts thut sich die Vorhölle auf, in welcher der Heiland triumphirend über die ausgehobenen Thore schreitet und in Adam der ganzen Welt der Altväter die Hand zum erlösenden Gruß bietet. Alles ist hier sienesisch und erinnert an Duccio. Unter den Bildern der viergetheilten Decke sind die besten an Anordnung und Lebendigkeit die Ausgießung des Heiligen Geistes und Petri Schiff im Sturm.

Auf der rechten Wand entfaltet sich das große Bild der streitenden und der triumphirenden Kirche. Auf dem ersten Plane erscheint die Kirche in allen Vertretern ihrer Gewalten, in dem Papst (angeblich Benedikt XI.) mit Cardinälen und Schäflein, in dem Kaiser mit Schwert und Reichsapfel, der die Gestalt eines Todtenschädels hat, in dem König mit einem glänzenden Hof von Rittern, Edelfrauen, Gelehrten, Dichtern, Künstlern, entweder sinnend oder im Gespräch, manche mit den Gesichtszügen berühmter Männer und Frauen; mitten unter ihnen disputirt St. Dominicus mit Ungläubigen und Irrgläubigen und sendet seine Jünger in Gestalt von weiß- und schwarzgefleckten Doggen zur Verfolgung der Wölfe, der Ketzer, aus. Auf dem Plane drüber rechts bietet sich das gewöhnliche Weltleben mit seinen Zeitvertreiben in einem Ziergarten dar, in dessen Schatten Ritter und Frauen lustwandeln, jagen, tändeln und musiciren, während die muntere Jugend sich goldene Früchte von den beladenen Zweigen der Bäume holt. Auch da erscheint Dominicus, hört die Schuldbeladenen Beicht und weist

[1] Frantz a. a. O. II, 59 f. Crowe a. a. O. I, 304. 308; II, 256. 260.
[2] *Marchese* l. c. I, 146.

die leichtlebige Welt zum Paradies, das sich links in der Höhe darstellt als herrliche Stadt, in welcher Christus mit Maria und den Heiligen herrscht und die Engel die verklärten Seelen empfangen. Es ist unstreitig ein großartiges Bild, und es gehörte eine ungewöhnliche Geistesmacht und Schaffungskraft dazu, diese Gestalten, die zu hundert zählen, in geistreiche, symmetrische und lebendige Verbindung zu setzen. Bei manch derben Umrissen, grellen Tönen und mangelhaften Fernsichten bietet die Schilderung Gestalten von großer Mannigfaltigkeit, kräftiger Eigenart und wahrhaft sienesischer Anmuth.

Einen ganz andern Charakter zeigt die Wand gegenüber. Da ist nach Florentiner Art durchsichtige Klarheit, Uebersicht und Strenge im Aufbau, große Ruhe und vornehme Würde. Der hl. Thomas sitzt, das aufgeschlagene Buch in der Hand, auf einem gotischen Throne. In dem umgebenden Luftkreis umschweben ihn die drei göttlichen und die vier Cardinaltugenden in Gestalt von Engeln; neben ihm auf hinlaufendem Gestühl hat ein ganzer Senat von Propheten, Aposteln und Evangelisten Platz genommen; zu Füßen des siegreichen Lehrers kauern die überwundenen Gegner in Arius, Sabellius und Averroes. Tiefer auf langgezogenem Sitzgestühl mit gotischen Giebeln thronen zuerst vierzehn weibliche Gestalten, welche Tugenden, Künste und Wissenschaften sinnbilden, und unmittelbar unter ihnen deren lebendige Vertreter in der Menschheit; so stellt den Glauben St. Dionysius dar, die Hoffnung Johannes von Damaskus, die Liebe St. Agnes, die speculative Theologie Petrus Lombardus, die praktische Theologie Boethius, das canonische Recht Clemens V., die Grammatik Donatus, die Arithmetik Abraham, die Astronomie Atlas, die Rhetorik Cicero, die Logik Zeno, die Musik Tubalkain.

Die Spanische Kapelle ist, wie sie gegenwärtig noch vor uns steht, ohne Zweifel ein großes, sehenswerthes Werk und in Bezug auf Zusammenstellung des Ganzen, auf Reichthum der Erfindung und Behandlung des Raumes ein Hauptdenkmal der giottischen Schule in lebensvoller und ganz eigenthümlicher Gestaltung. So ist das Kreuzigungsbild das schönste, das aus der Werkstatt dieser Richtung hervorgegangen [1]. Indessen bleibt es doch immer ein Werk zweiten Ranges. Der Plan des Ganzen ist zu philosophirend, buchmäßig und systematisch. Soll ja doch der Prior Passavanti ihn erfunden und dem Maler anbefohlen haben [2]. Die Technik, die Perspective, die Gewandung und der Gesichtsausdruck lassen manches zu wünschen übrig, und die ewige Allegorie und Symbolik ermüdet. Es ist dem Menschen gewiß natürlich, in Allegorie zu sprechen, d. h. allgemeine, geistige Begriffe in sinnlichem Bild zu geben. Die ganze sichtbare Schöpfung ist ja im großen und ganzen ein Sinnbild des Uebersinnlichen und Uebernatürlichen. Die Kirche hat auch stets allegorisirt, aber in bescheidenem Maße. Mit dem Mittelalter wuchs die Lust zur Symbolsprache. Dante namentlich, groß vielleicht mehr trotz seiner Allegorien als durch dieselben, begeisterte Giotto und dessen Gefolgschaft für diese Kunstweise, und die Renaissance hat ihrerseits das Erbstück gepflegt, aber nicht immer mit Glück. Jedenfalls muß ihr Gebrauch

[1] Burckhardt a. a. O. II, 503. [2] *Marchese* l. c. I, 145. 147.

ein mäßiger und ihre Gestalten müssen durch sich selbst redend oder durch den Gebrauch bekannt sein, und nie dürfen sie in geschichtliche Vorgänge eingeflochten werden. Nicht alles, was culturgeschichtlich anzieht, ist auch mustergiltig als Kunstwerk. Große Geister sind auch Kinder ihrer Zeit und deren Geschmacksrichtung [1].

Nach dem Rundgang durch Kirche und Kloster stehen wir wieder vor der Hauptfassade, die, vom Platze aus betrachtet, gleich einem riesigen Eingangsthor die Höfe und Anbauten der Kirche von beiden Seiten verbindet. Die Fassade ist farbenprächtig in weißem und schwarzem Marmor ausgeführt, aber leider mit wenig Glück. Bis zum Hauptgesims ist die Fläche zwischen zwei Wandpfeilern durch reine Flachsäulen in Blendbogen getheilt, neben dem größern, mittlern über dem Haupteingang vier auf jeder Seite, die tiefer wieder gotische Nischen einschließen, ähnlich den Grabnischen des Außenhofes, und so eine harmonische Verbindung mit denselben herstellen. Auf das Sims setzt dann ein breites Mittelglied ein, gleich einem Architrav oder einer Attika, durch viereckige Mauervertiefungen unterbrochen. Darüber endlich erhebt sich der romanische Giebel des Oberhauses, getragen von vier Wandsäulen und geschmückt durch das 16theilige Radfenster mit Kreuzbogen. Die Verbindung des Oberhauses mit den Nebenschiffen wird auf beiden Seiten vollzogen durch eine riesige Schnecke oder Volute, welche die Pultdächer der Nebenschiffe verhüllt. Es soll dieses die erste Anwendung der später so beliebten Fassadenvolute sein. So spielen alle Stilarten durcheinander und zerstören jede Einheit und allen Schwung. Niemand vermag aus dieser Fassade eine gotische oder überhaupt eine dreischiffige Kirche herauszulesen. Mit der Fassade von S. Miniato auf dem Berge kann sich diese Fassade nicht messen.

Der Platz vor der Kirche, einst bei der Ankunft der Dominikaner ganz klein und unbedeutend, ist jetzt einer der schönsten von Florenz. Gegenüber der prächtigen Stirnseite der Kirche zieht sich die zierliche Halle des Spitals S. Paolo hin, die 1451 Brunellesco schuf und die Robbias mit den bekannten Thonreliefs schmückten. Auf jeder Schmalseite des Platzes steht ein monumentaler Obelisk, dessen Fuß auf ehernen Schildkröten ruht. Sie dienten als Ziele bei dem Wagenrennen, das Cosimo I. im Jahre 1563 zur Vorfeier des Johannesfestes einführte. Auf diesem Platze war es, wo eine zeitweilige Beilegung der Zwietracht zwischen Guelfen und Ghibellinen im Jahre 1279 den 31. August zu stande kam. Die Holzgerüste, die den Platz von allen Seiten umgaben, waren mit kostbaren Stoffen beschlagen und von einer unzähligen Volksmenge, von Bischöfen, Prälaten, Ordensleuten, Edelleuten, von dem Podesta, dem Stadthauptmann und den Zunftmeistern gefüllt. Latino Malabranca, ein Dominikaner, Neffe und Legat Nikolaus' III., sprach mit solcher Kraft und Würde von dem Frieden, daß die Führer der Parteien, 150 an der Zahl, gerührt sich in die Arme warfen und im Namen des Volkes Beilegung des Haders und ewigen Frieden gelobten [2]. — Am 26. Februar 1418 traf Papst Martin V., vom Concil von Konstanz kommend, in Florenz ein, weilte hier bei Maria Novella fast zwei

[1] Burckhardt a. a. O. II, 506 f. [2] *Marchese* l. c. I, 51.

Jahre und vollzog die Weihe des Neubaues der Kirche. — Noch glänzendere und folgenwichtigere Begebenheiten brachte der Aufenthalt Eugens IV. bei Maria Novella, der mit Unterbrechungen neun Jahre dauerte (1434—1443). Bei dieser Anwesenheit weihte er nach Vollendung der Kuppel den Dom (1436). Ein bedeckter Gang, hergestellt aus kostbaren Geweben und Stoffen, brachte den Papst mit seinem glänzenden Geleite von 7 Cardinälen und 37 Erzbischöfen und Bischöfen von Maria Novella aus die ganze Straße entlang bis zum Dom. Die Vorberathungen und Disputationen für das allgemeine Concil (1439) fanden in der Kirche von Maria Novella statt. Alte Schriftsteller und Augenzeugen erzählen, wie der Papst auf dem Platze vor der Kirche, wenn er von einem hohen Gerüste den päpstlichen Segen ertheilte, die andächtige Volksmenge oft durch den Ausdruck seiner Würde, Majestät und Frömmigkeit zu Thränen rührte [1]. Andere berühmte Gäste bei Maria Novella waren Kaiser Friedrich III. mit König Ladislaus von Ungarn (1452), Pius II. (1459), König Christian von Dänemark (1474) und Leo X. (1515). Behufs Bewirtung solch hoher Gäste hatte die Republik an dem Dominikanerkloster eine wahrhaft fürstliche Herberge gebaut, die man heute noch sieht.

III.

Aus der Baugeschichte der Kirche und des Klosters mögen folgende Züge nicht ohne Anziehung und Erbauung sein.

Zum erstenmal erschienen die Söhne des hl. Dominicus in Florenz im Jahre 1219, in welchem auch der heilige Stifter selbst die Stadt besuchte. Es waren zwölf Brüder, an ihrer Spitze der sel. Giovanni di Salerno. Ihr Auftreten war höchst bescheiden und apostolisch. Ueber Tag predigten sie in den Kirchen und auf den Plätzen, widerlegten die Ketzer und stifteten Frieden zwischen den entzweiten Bürgern und lebten von Almosen. Nachts schliefen sie in Spitälern, die nach der frommen Sitte jener Zeit zur Aufnahme von Pilgern sich gewöhnlich an den Stadtthoren befanden. Wiederholt wechselten sie den Ort ihrer Unterkunft. Diesem Wanderleben machte der Legat Cardinal Ugolino ein Ende, der, von dem Begräbniß des hl. Dominicus von Bologna kommend, sich seiner Söhne erbarmte und für sie von dem Bischofe und Kapitel von Florenz ein kleines Kirchlein, S. Maria tra le vigne, erhielt. Am 20. November 1221 nahmen sie Besitz von demselben und machten sich gleich an den Bau eines Klösterchens. Das Kirchlein hatte kaum den Umfang des jetzigen linken Querschiffes von der Strozzikapelle an, und Theile des alten Klosters stehen noch in dem kleinen Hof mit den gemauerten Bogen, der zur Begräbnißstätte diente. Außerordentliche Begeisterung für den Orden erweckten bei den Florentinern der hl. Petrus Martyr, der von der Republik die Erweiterung des Platzes vor der Kirche erhielt (1224), und noch in höherem Grad P. Aldobrandino Cavalcanti, der, selbst Florentiner, unzähligen Florentinern das Kleid des hl. Dominicus

[1] Pastor, Geschichte der Päpste I, 217.

reichte, unter andern auch den Laienbrüdern Sisto und Ristoro, zwei tüchtigen Baumeistern, die in der Geschichte der Stadt durch den Neubau der Brücke della Caraja und den Ausbau des Palastes des Podesta rühmliche Erwähnung finden [1].

Der Andrang der Gläubigen zu dem neuen Orden war so groß, daß Cavalcanti zu einer Erweiterung der alten Kirche schreiten mußte, und bei dieser Gelegenheit bestellte er zur Ausschmückung seines Gotteshauses griechische Maler. Um diese Zeit soll es gewesen sein, daß ein junges Studentlein an der Klosterschule, statt auf der Schulbank zu sitzen und Grammatik zu studiren, seine Zeit lieber bei den Malern vertrieb und bald im Zeichnen ein solches Geschick zeigte, daß er bei denselben in die Lehre gegeben wurde. Dieses Studentlein war niemand anders als Cimabue [2]. Aber auch die Erweiterung der alten Kirche erwies sich bald als unzureichend, und nun plante Cavalcanti einen ganz neuen Kirchenbau. Diesen Plan förderte mächtig der Umstand, daß Cavalcanti bald Bischof von Orvieto und später Vicar des Papstes (Gregor X.) von Rom wurde und nach wenigen Jahren mit reichen Mitteln zum Neubau nach Florenz zurückkehrte. Unterdessen hatten auch Sisto und Ristoro den Plan der Kirche von Maria Novella entworfen, und sogleich wurde Hand ans Werk gelegt. Den ersten Stein legte nicht Cavalcanti, der am 31. August 1279 gestorben war, sondern der Cardinal-Legat Latino Malabranca den 18. October 1279 bei dem freudigen Ereigniß des Friedensschlusses zwischen Guelfen und Ghibellinen. Alles steuerte nun begeistert zu dem Baue bei. Selbst der Tod der beiden Hauptbaumeister that dem Werke keinen Einhalt [3]. An ihre Stelle traten andere Meister aus dem Dominikanerorden; unter andern Fr. Borghese, der das östliche Seitenschiff aufführte, und Fr. Giovanni da Campi, der die Spanische Kapelle und den Grünen Klosterhof baute, vor allen aber Fr. Jacopo Talenti, ein tüchtiger Steinmetz, von welchem die Kapitäle der Pfeiler und die Einfassung der Thüren und Fenster herrühren, sowie der Thurm (1330) nebst dem großen Hof, dem Refector und neuen Kloster. Die beiden letztern gemeinschaftlich vollendeten das Mittelschiff, das südliche Nebenschiff, das Chor, die erste Kapelle links am Chor, die Endkapellen des Querschiffes und die Sakristei. Die drei andern Kapellen sind spätere Arbeit. Die Fassade wurde 1350 begonnen und bis zum Sims aufgeführt; vollendet aber ward sie erst durch Leo Baptist Alberti (1470) [4]. Aehnlich wie Cavalcanti förderte den Bau und die Ausschmückung der Prior, der Prediger und Schriftsteller Jacopo Passavanti, welcher Gaddi, Martini und Orcagna gewann, um Maria Novella mit ihren Werken zu verherrlichen. Im Jahre 1357 stand Maria Novella vollendet da. Gebaut wurde 77 Jahre, und verbaut wurden 100 000 Goldgulden. Die Kosten des Thurmes allein beliefen sich auf 11 000 Gulden.

---

[1] *Marchese* l. c. I, 44 sg.

[2] *Marchese* l. c. I, 49. Anderer Ansicht ist Crowe a. a. O. I, 167.

[3] Ristoro starb in Florenz 1283, Sisto in Rom 1289. Leider ist ihr Andenken nirgends durch ein Denkmal verewigt.

[4] *Marchese* l. c. I, 135—169.

Sehen wir uns nun, um das Bild von Maria Novella zu vervollständigen, nach naheliegenden Vergleichen um. Da mag vor allem Rio recht haben, wenn er im allgemeinen sagt, den Baumeistern hätte für das Aeußere von Maria Novella S. Miniato auf dem Berge, für das Innere S. Trinità in Florenz vor Augen geschwebt. In der That macht die Außenerscheinung mehr den Eindruck eines romanischen Baues. S. Croce, die Kirche des andern Bettelordens in Florenz, gleichsam Maria Novellas Nebenbuhlerin, unterscheidet sich von derselben schon im Aeußern und noch mehr im Innern durch größere Schlankheit der Verhältnisse und Annäherung an die nordisch-gotische Bauweise, übertrifft sie bei weitem an Umfang und Größe, an Reichthum der Grabdenkmäler und Kunstwerke und an einem gewissen Zug von Originalität, die etwas Majestätisches und Ehrfurchtgebietendes an sich hat. S. Croce bewältigt, Maria Novella gefällt durch den feinen, vornehmen, in jeder Beziehung einheitlichen und vollendeten Charakter. — In weit höherem Maße gilt dieses Urtheil in Beziehung auf die Franciscuskirche in Assisi. Hier gesellt sich noch dazu die ergreifende Vereinigung der mystisch dunkeln Unterkirche mit der lichten Klarheit der Oberkirche, das geheimnißvolle Weben des Vorfrühlings der italienisch-kirchlichen Kunst, die eigenthümliche Schönheit und der Reiz der Lage mitten in dem Zauber einer paradiesischen Umgebung und endlich der poetisch-mystische Hauch des Lebens und der Thaten eines hl. Franciscus, der nun einmal wie ein verklärender Duft dieses Landschaftsbild umfängt und mit dem sich das Leben kaum eines andern Heiligen messen kann. — Den nächsten Vergleich mit Maria Novella bietet jedenfalls Maria sopra Minerva in Rom. Vorab war es derselbe Dominikanerbischof Cavalcanti, der den Bau von Maria Novella in Florenz begann, in Rom als Vicar des Papstes die Benediktinerinnen in Campo Marzo zur Ueberlassung einer kleinen Kirche an seine Ordensbrüder vermochte (1274) und deren Umbau als Maria sopra Minerva begann. Sodann waren es wahrscheinlich dieselben Baumeister Sisto und Ristoro, welche bei ihrer Anwesenheit in Rom, wohin sie durch Nikolaus III. gerufen waren, den Plan der Schwesterkirche entwarfen. Dem Wesen nach stimmt auch wirklich der Plan beider Ordenskirchen überein bezüglich des Baustils der italienischen Gotik, bezüglich der Dreitheilung und der gleichen Höhe der Schiffe, und bezüglich der Vierung und Anordnung der Pfeiler und der Nebenkapellen [1]. Maria sopra Minerva ist ausgemalt, prächtig verziert und besitzt größern Reichthum an Grabdenkmälern, darunter sehr schöne aus der ersten Renaissance. Schon der Leib der hl. Katharina von Siena, der unter dem Hochaltar ruht, und das Grab des Fr. Angelico nehmen für die schöne Kirche ein. Trotzdem ist man versucht, Maria Novella in Anbetracht ihrer Klarheit, Einheit und edeln Einfachheit den Vorzug zu geben. Sind doch die Seitenkapellen des Querschiffes und der beiden Langseiten von Maria sopra Minerva ganz aus dem Stil des Hauptbaues gefallen und in Renaissanceart ausgeführt. Man hat gesagt, Maria Novella sei das Assisi des Dominikanerordens. In der That sollen auch fast alle Künstler von Cimabue

[1] *Marchese* l. c. I, 58 sg.

an bis Sarto und Fr. Bartolommeo in dem Zierwerk der Kirche und des Klosters vertreten gewesen sein. Leider ist seit dem 16. Jahrhundert das meiste verschwunden, und so mag Maria Novella ehedem einen ganz andern Anblick geboten haben. In dieser Voraussetzung und mit obiger Beschränkung mag das Urtheil nicht unzutreffend sein [1].

So bleibt denn, alles erwogen, Maria Novella der Ruhm, nicht bloß eine der ersten Kirchen des Ordens zu sein, sondern auch einen unvergleichlich höhern Stilwerth vor vielen Schwesterkirchen zu haben und ein schönes, treues Abbild des Geistes zu sein, der sie gebaut.

IV.

Den Spuren dieses Geistes wollen wir noch einige Schritte nachgehen. Sein Duft wirkt anregend und erbauend.

Der Geist, der diesem schönen Gotteshause das Dasein gegeben, ist von seiten des Florentiner Volkes der fromme Sinn, die Opferwilligkeit und Kunstbegeisterung. Schon bei Besprechung des Domes wurde dies im allgemeinen bemerkt, hier ist ein Beweis im einzelnen. Unmöglich hätte der arme Orden die übergroßen Bausummen aus sich erschwingen können. Die Republik aber spendete zu dem schönen Plane fürstlich und königlich. Sie gab für den Umbau den Platz, und immer wieder stößt man auf große Beiträge und Bewilligungen aus dem Staatssäckel, einmal selbst auf die fabelhafte Summe von 10 000 Goldgulden in einem Jahre [2]. Dem Beispiele der Signoria folgten die Zünfte und die Bürger. Fast alle großen Familien sind, wie dies die Namen der Kapellen beweisen, mit Uebernahme und Ausführung einzelner Theile in der Baugeschichte der Kirche verzeichnet, und dieses zumeist im Laufe des 14. Jahrhunderts, das wie kein anderes durch öffentliche Unglücksfälle aller Art für die Stadt verhängnißvoll war und in dem die Opferwilligkeit des Staates und der Einzelnen in hohem Maße in Anspruch genommen war, sowohl durch den Bau von S. Croce, als für die Aufführung des Domes. Aber so waren die Florentiner. Für hohe Kunstgebilde an Kirchen und öffentlichen Gebäuden vergaßen sie ihrer eigenen Beschränkung und Noth.

Uebrigens war das Florentiner Volk sich auch klar bewußt, weshalb es den Söhnen des hl. Dominicus seine Großmuth zuwandte. Die Errichtung und Eröffnung eines Klosters und einer Klosterkirche war in damaligen Zeiten ein freudenvolles Ereigniß für alle Schichten des Volkes, für Reiche und Arme, für Hohe und Niedrige. Der Arme wußte, daß an der Klosterpforte das Brod mit ihm getheilt wurde, das an den Thüren der Reichen vom Ordensbruder erbettelt war; die Gelehrten fanden im Kloster eine erlesene Auswahl von Liebhabern und Förderern der Wissenschaft; die Künstler holten dort Ermuthigung, Begeisterung für Kunstideale, Beschäftigung und Lohn, die himmlisch gesinnten Seelen Nahrung, Licht und Förderung durch Wort und Beispiel für ihre über das Irdische hinausgehenden Bestrebungen; das Volk, oft gedrückt und unterdrückt durch brutale

---

[1] *Marchese* l. c. I, 142. 147. [2] L. c. I, 52 sq.

Willkürherrschaft, fand dort seine Vertheidiger und Befreier [1]. So war es eben nur der klösterliche Geist, der Geist der Frömmigkeit, der Tugend, der Nächstenliebe und des apostolischen Eifers, der, von der Klosterpforte in alle Welt ausgehend, in rückgängigen Wellen als Ehrfurcht, Dankbarkeit, Liebe und Begeisterung dahin zurückkehrte.

In diesem Lichte boten sich zum erstenmal die Söhne des hl. Dominicus dem Florentiner Volke dar als Armenpfleger, als Glaubensprediger, als Ausrotter der Ketzerei und namentlich als Versöhner und Friedensstifter zwischen den hadernden Parteien der Guelfen und Ghibellinen, zwischen den „Schwarzen und Weißen". Dieses Friedensamt übten sie nicht bloß in Florenz, sondern in ganz Italien, in Reggio, in Treviso, in Mailand, und oft wurde es Anlaß und Grund zu Niederlassungen des Ordens. In Perugia gab der Podesta den Friedensstiftern das Banner der Stadt in die Hand mit dem Versprechen, ein Kloster für sie zu bauen, wo sie dasselbe immer aufpflanzten [2]. — Was dieses eine Kloster von Maria Novella der Kirche an Früchten der Tugend und des apostolischen Eifers gezeitigt, beweist die Thatsache, daß aus demselben nicht weniger als 7 Selige, 2 Cardinäle und 44 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe hervorgegangen sind [3]. — Zu dem wohlverdienten Ruhm der Tugend und Heiligkeit gesellte sich gerade bei diesem Kloster eine staunenswerthe Fruchtbarkeit an Künstlern von hoher Begabung. Es ist bei dem Ausbau der Kirche und des Klosters ein ganz seltener und vielleicht einziger Umstand, daß kein einziger weltlicher Baumeister oder Bauführer, sondern bloß Mitglieder des Ordens thätig waren [4]. Ebenso sind fast alle Zierwerke der Bildhauerarbeit von Laienbrüdern gefertigt worden. Wie viele Namen tüchtiger Künstler begegneten uns nur in dem obigen, kurzen Abriß der Baugeschichte! Und die meisten dieser Namen zierte nicht weniger der Ruf von Kunstsinn und Kunstfertigkeit, als der von Tugend und Frömmigkeit. Heiligkeit beeinträchtigt nicht bloß nicht die Liebe und Begeisterung für Kunst und Kunstthätigkeit, sondern fördert sie. Einen merkwürdigen Beweis, wie dem Aufschwunge des geistlichen Lebens auch stets ein Aufschwung des Kunstideals zu folgen scheint, haben wir eben hier an Maria Novella. Nach und nach verflüchtigte sich angeblich daselbst der hohe Ordensgeist, und mit diesem Niedergang verblaßte auch die Kunstmacht. Seit dem 14. Jahrhundert hat Maria Novella keine Künstlernamen mehr zu verzeichnen. Dagegen scheint die heilige Kunst nach S. Domenico bei Fiesole und nach dem St. Marcuskloster in Florenz selbst übergesiedelt, wo ein Dominici, ein hl. Antonin und später auch in gewissem Sinne Savonarola das höchste Streben nach ascetischer Vollkommenheit zu wecken suchten, und ein Angelico und ein Bartolommeo Kunsterfolge errangen, die von niemand verkleinert und von niemand übertroffen wurden.

Was von Maria Novella gesagt ist, gilt auch mehr oder weniger von dem ganzen Orden. Es ist überraschend, welch eine große Zahl an bedeutenden

[1] *Marchese* l. c. I, 53. [2] L. c. I, 64 sg.

[3] *Richa*, Notizie istoriche delle Chiese Fiorentine III, 98.

[4] *Marchese* l. c. I, 53.

Meistern in jeder Kunstweise der Orden aufzuweisen hat. Der Stoff läßt sich hier nur mit einigen Zügen streifen [1]. Was die Baukunst angeht, führten die Dominikaner in Italien wenigstens meist selbst ihre großen Kirchen auf. Fr. Guglielmo Agnelli, ein bedeutender Bildhauer, arbeitete mit Nicola Pisano an dem Grabdenkmal des hl. Dominicus in Bologna. Benedetto di Mugello, der Bruder des Angelico, zierte 14 Chorbücher, theils Gradualien, theils Antiphonarien, mit den herrlichen Miniaturen aus, wie man sie noch bewundert in der Bibliothek des St. Marcusklosters in Florenz. Unter den Glasmalern glänzt auch ein Deutscher, Jakob von Ulm (1407), dem die Erfindung zugeschrieben wird, durch Silberoxyd das Durchscheinen der gelben Farbe hergestellt zu haben [2]. Auf seiner Wallfahrt nach Rom ging ihm das Geld aus, und so nahm er Dienst erst als Soldat im Heere Alfons' von Aragonien, später bei einem Bürger von Capua. Auf der Rückreise nach Deutschland faßte er am Grabe des hl. Dominicus den Entschluß, die Welt zu verlassen und in den Orden zu treten, in welchem er so heilig lebte und starb, daß ihn Leo XII. im Jahre 1825 den Seligen beizählte. Er hinterließ eine ganze Glasmalerschule. Unter den Kunsttischlern lieferte Fr. Damiano di Bergamo so herrliche Arbeiten in dem Chorgestühl von S. Domenico in Bologna, daß Karl V. (1530) mit seinem ganzen Hofe den Künstler in seiner Werkstatt besuchte. Den Kaiser empfing der Künstler freundlich, dem Herzog von Ferrara aber schloß er die Thüre vor der Nase zu. Ueber den Grund dieses ungnädigen Verfahrens befragt, antwortete er, die Beamten des Herzogs hätten ihm bei seiner Durchreise durch Ferrarisches Gebiet sein armes Werkzeug unmenschlich hoch besteuert und ihn auch grob behandelt. Lachend stellte der Herzog ihm und allen seinen Mitbrüdern einen Freibrief für seine Staaten aus. In der Grabkapelle des hl. Antoninus in S. Marco in Florenz bewundert man mit Recht die Erzgießereien an dem Grab, ebenso die an den drei Pforten des Domes von Pisa, welche Domenico Portigiani zum Urheber haben. In der Malerei genügt es, einen für hundert zu nennen, den unsterblichen Angelico, die letzte und köstlichste Blume der giottischen Schule in all ihren Vorzügen. Wenn es wahr ist, daß Kunst und Künstler aus Gott geboren werden, so trifft dieses vollkommen bei Angelico zu. Seine himmlische Art, paradiesische Unschuld, wahrhaft englische Anmuth und Holdseligkeit, seinen sanften, verklärten Seelenschmerz, seine Gottinnigkeit und Ruheseligkeit der Andacht in Farben zu schildern, hat er eigentlich keinem Meister abgelernt. Er hatte wohl Vorgänger, aber nicht Lehrer im strengen Sinn. Er hat auch wesentlich nicht gewonnen durch sein lebenslanges Schaffen, und ebensowenig hat er ein Werk überarbeitet oder verbessert; so überzeugt war er, daß es so, wie es mit dem ersten Wurf gelungen, Eingebung und Wille Gottes war. Seine Werke sind die höchste mystische Poesie der Farbe, so wie die Schriften Susos und anderer die Mystik des Gemüthes sind. Wie Angelico keinen Lehrer hatte, so hat er auch keine eigentlichen Nachfolger. Fr. Bar-

---

[1] Ausführlich behandelt den Gegenstand P. Marchese in dem oft angeführten Werke. [2] *Marchese* l. c. I, 404.

tolommeo, der größte unter den nacheifernden Ordensgenossen, ist unter den vielen Wandlungen nicht er selbst geblieben, und was er an Rundung und Größe des Entwurfes und Mitteln der Technik vor Angelico voraushaben mag, das hat er weniger an Innigkeit und mystischer Erhebung [1].

Selbst der weibliche Zweig des Ordens scheint an diesem Kunstsiegen theilgehabt zu haben. In den Klöstern von Florenz, Prato und Lucca wurde fleißig gemalt und modellirt. Schwester Plautilla in dem Kloster der hl. Katharina in der Via Larga in Florenz malte selbst in großem Stil theils nach bestehenden berühmten Vorlagen, theils nach eigener Erfindung. Man erzählt von ihr auch, daß sie sich für ihre Männergestalten Mitschwestern mit derbern Gesichtszügen sitzen ließ und daß sie dem Abgang von Männlichkeit im Ausdruck durch Bart und Schnurrbart nachhalf. Eine andere, Aurelia Fiorneti, welche der Vater durch Erlernung der Malerei von den Klostergedanken abbringen wollte, benutzte später ihre Kunst, um das Kloster des hl. Dominicus in Lucca mit Angelicobildern auszuzieren. Rührend ist, wie die Schwester Anna Victoria Dolara in dem Kloster der hl. Magdalena auf dem Monte Cavallo in Rom nach der Aufhebung des Klosters durch die Franzosen unter Pius VI. ihre darbenden Mitschwestern unterhielt durch Anfertigung von Porträten, worin sie ein solches Kunstgeschick hatte, daß sich Pius VII. und Leo XII. von ihr malen ließen. Wegen ihrer dichterischen Anlagen wurde sie auch in die Akademia Arcadia aufgenommen und trug den Namen Florinda Carisia [2].

Es könnte nun vielleicht wundernehmen, wie in dem Orden eine solch ausgedehnte Bethätigung selbst der schildernden und bildenden Künste ermöglicht werden und Raum gewinnen konnte. Vor allem begegnete uns schon bei Beginn des Ordens die Thatsache, daß unter den vielen, welche dem göttlichen Rufe folgten und das Kleid des hl. Dominicus nahmen, manche bereits namhafte Künstler waren, deren Talent und Kunstfertigkeit sogleich durch die vielen Kloster- und Kirchenbauten, die nothwendig wurden, ihre Verwendung und Ausbildung fanden. Die Ordensobern traten auch dem edeln Kunsttrieb, der nun einmal in der Menschennatur liegt, nicht nur nicht entgegen, sondern weckten und förderten ihn mächtig, und zwar die besten und edelsten unter ihnen. Ihre Absicht dabei war, den Untergebenen eine nützliche und angenehme Beschäftigung zu bereiten, ihnen Lebensunterhalt zu verschaffen und den Nächsten und sich selbst zu überirdischen Gedanken, zum Lobe und zur Liebe Gottes zu erheben. Aus diesen Gründen waren Wissenschaften und Künste in den Klöstern nicht bloß geduldet, sondern gern gesehen und Gegenstand liebender und begeisterter Behandlung und Sorge. Heißen ja doch die Miniatur-Glasmalereien mit Vorzug „deliciae claustrales“. Zur Zeit des Verfalles und der Barbarei blühte die zarte Kunst im schützenden

[1] Vgl. Crowe a. a. O. II, 141 f. und das schöne Buch von Stephan Beissel S. J.: Fra Giovanni Angelico da Fiesole. Da heißt es sehr wahr: „Ohne Dominici kein S. Domenico bei Fiesole, und ohne dieses schwerlich ein S. Marco in Florenz, schwerlich ein Fra Angelico“ (S. 3).

[2] *Marchese* l. c. II, 375.

Heim des Klosters fort, und aus der bescheidenen Knospe der Miniatur entwickelte sich die herrliche Blume der neuern Malerei. So war es der sel. Giovanni dei Dominici, der Prior von S. Domenico bei Fiesole, später Cardinalbischof von Ragusa, der geistliche Vater eines hl. Antonin und des Angelico, der Reformator des Ordens, welcher in den Klöstern sowohl der Männer als der Frauen die Pflege der Künste anregte. Auf demselben Wege folgte später Savonarola, der nebst andern Gründen auch den Zweck verfolgte, dem Heidenthum, welches im Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft der schlechten Richtung der Renaissance in Wissenschaft, Politik und Kunst eingerissen war, Einhalt zu thun. Welch außerordentliche Erfolge er erzielt, ist bekannt. Am Fastnachtstage 1497 verbrannte Florenz alle Götzenbilder und Fetische ausgearteter Kunst und Lebenssitte zu Savonarolas Füßen. Auch ein junger Künstler Baccio della Porta warf seine bedenklichen Bilder in den Scheiterhaufen und trat als Fr. Bartolommeo in das Dominikanerkloster S. Marco in Florenz. Als ihm das traurige Los seines Meisters alle Lust an seiner Kunst vergällen wollte, da war es der Prior Santi Pagnini, der Orientalist, der den erstorbenen Funken in ihm wieder weckte und ihn zum Pinsel greifen hieß, dem in der Folge so herrliche Werke entflossen [1].

Ein anderer, tieferer Grund dieses klösterlichen Kunsteifers und Kunsterfolges liegt in der Beziehung des Wesens der schönen Kunst zum Wesen des Ordensstandes überhaupt und im besondern des Dominikanerordens. Schon der Benediktinerorden hatte ein halbes Jahrtausend die ganze christliche Cultur Europas und als deren kostbarsten Theil die Kunst auf den Schultern getragen [2]. Ihm folgte der Orden des hl. Dominicus. Er ist wesentlich ein Priester- und Prediger-orden [3], wie er sich selbst nennt, und als solcher, abgesehen von den allgemeinen Obliegenheiten des Ordensstandes, in erster Linie auf Studium und Forschung der göttlichen Wahrheiten (Contemplation) hingewiesen. Mit Recht sagt man, wie Franciscus mit der Armut, so vermählte sich Dominicus mit dem Glauben. Mit der Contemplation ist nun der Schlüssel zum innersten Heiligthum der göttlichen Kunst gefunden. Das Schöne ist nach dem Begriffe der Alten nichts als die wohlgefällige, bezaubernde Erscheinung der Wahrheit und Gutheit. Urquelle und Inbegriff aller Wahrheit und Gutheit aber ist Gott. Wenn wir bei Gott sind, blicken wir in den Spiegel dieser Wahrheit und Gutheit, und je reiner das Herz ist und je inniger es Gott anhängt, um so mehr wird es der Mittheilung Gottes durch wonniges Schauen und beseligende Liebe theilhaft. Bei der innigen Vereinigung der höhern und niedern Seelenkräfte aber und bei deren wechselseitigem Ineinanderwirken ist nichts leichter, als daß ein Strahl der geistigen Wahrheit und Gutheit in die Phantasie oder in das sinnliche Vorstellungsvermögen fällt und dort eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt gewinnt, die ein Ausdruck und ein

[1] *Marchese* l. c. II, 26 sq. *Rio* l. c. II, 502.

[2] **Kraus**, Geschichte der christlichen Kunst I, 620.

[3] Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters von Denifle und Ehrle I, 165.

Spiegelbild der rein geistigen Wahrheit und Gutheit ist. Und das ist dann das Ideal oder das Schönheitsgebilde, das Gegenstand des künstlerischen Schaffens ist. Gesellt sich zu diesem geistig-sinnlichen Ideal nun die stehende Fertigkeit, demselben wirklichen und entsprechenden Ausdruck in Wort, Farbe, Schall und Bewegung zu geben, dann ist Künstler und Kunstwerk geschaffen. Die liebende Betrachtung göttlicher Dinge wird so der Weg zur höchsten Kunst, ja das ist dann Mystik der Kunst, die als Auswirkung übernatürlicher Einflüsse ein Theil der eigentlichen Mystik ist. Mystik ist ja nur ein höherer Grad von Erkennen und Wirken auf dem geistlichen Gebiet unter besonderer Einwirkung Gottes. So können wir uns ungefähr das Kunstwirken eines Angelico vorstellen. Damit stimmt, was von ihm geschrieben ist: „Giovanni war einfach und heilig in seinem Lebenswandel ... alles weltliche Thun floh er ... nichts wollte er malen als Heilige. ... Er sagte oft: Wer diese Kunst betreiben will, muß sich in Ruhe erhalten und ohne Sorgen; wer Christum malen will, muß stets bei Christus weilen ... Nie, sagte er, habe er angefangen zu malen, ohne vorher gebetet zu haben. So sieht man denn in Antlitz und Haltung seiner Gestalten die Güte seiner großen und lautern Seele in der christlichen Religion“ [1]. Deshalb heißt auch seine Schule mit Recht die mystische Schule. Sie ist nur ein Zweig der großen mystischen Veranlagung, welche stets ein kennzeichnender Zug der Söhne des hl. Dominicus war. Was Thomas auf dem Gebiete der Wissenschaft, das ist Angelico auf dem Gebiete der Kunst; deswegen tragen beide den Beinamen des „Englischen“: der eine ist der englische Lehrer, der andere der englische Maler.

Der Orden, dem beide angehörten, hat auf solche Weise ein großes und wichtiges Apostolat in der Kirche und in der Welt vollführt. Das Gebiet des Schönen, das der hl. Thomas so gründlich und anregend behandelt hat, ist nicht bloß ein Theil der metaphysischen Speculation, sondern ein sehr wichtiger Theil der Dogmatik, der Moral und des praktischen Lebens. Der Grund ist kein anderer, als weil das Schöne der gewinnende, wohlgefällige, bezaubernde Ausdruck des Wahren und Guten ist. Ja, in Gott, dem Urgrunde, sind Wahrheit, Gutheit und Schönheit dasselbe, sie unterscheiden sich bloß durch die Beziehung und Richtung zu den Fähigkeiten unserer Seele. Das Wahre ist Gegenstand für den Verstand, das Gute der Antheil des Willens. Vermittelst des Schönen aber sprechen sie nicht bloß eine deutliche, sondern eine überredende Sprache zu dem ganzen Menschen, namentlich zu den Sinnenvermögen und durch sie zum Verstande und zu dem Willen. Sie vermitteln dem ganzen Menschen den beseligenden Besitz und Genuß des Wahren und Guten, insofern er hienieden geboten werden kann. Wer ahnt da nicht die weittragende Wirkung der schönen Kunst auf das gesamte Leben des Menschen? Die gute Kunst ist wirklich Vermittlerin der Geheimnisse Gottes und Führerin zu Gott, sowie die schlechte, von Gott losgesagte Kunst Verführerin der Völker wird. Zu wem redet auch die

[1] Vasari im Leben Angelicos. — In der That führt Görres in seiner Christlichen Mystik (4. Buch, III. a.) Angelico und den obenerwähnten Jakob von Ulm unter den mystisch begabten Künstlern auf.

Kunst nicht, und wer versteht nicht ihre Rede? Für alle ist sie eine Lehre und Predigt, für alle Erbauung, Trost und freudige Erhebung. Wer trägt nach dem Anblick eines Angelicogebildes nicht tagelang den Segen himmlischer Befriedigung in sich? Das war stets die Ansicht der Kirche von der schönen Kunst. Sie ist ihr eine Lehrerin, eine Meisterin und Bekräftigerin des Glaubens. Die Kunst macht nicht bloß Künstler, sondern auch Christen und Katholiken. Das war der Grund, weshalb die Orden, welche das menschliche Herz so gut kannten, welche der Natur ihre tiefsten Geheimnisse ablauschten und alle Wege zu Gott auskundschafteten, die schönen Künste so hoch hielten, sie übten und allerwärts im besten Sinne förderten. Es ist nicht weit von der Wahrheit, wenn man behauptet, daß eine Ursache, warum Italien nicht um den katholischen Glauben gekommen, auch die war, weil seine Kunst christlich und religiös, und das hat es nicht dem geringen Theile nach dem Einfluß der Kunstbestrebungen der Orden zu danken und insbesondere auch dem Orden des hl. Dominicus.

M. Meschler S. J.

Livlands größter Herrmeister.

(Fortsetzung.)

III. Wolter von Plettenberg und die Reformation.

Johann Blankenfeld, der tüchtige Bischof von Reval und Dorpat, hatte bereits 1520 in letzterer Stadt Regungen der religiösen Neuerung wahrgenommen; ein Jahr später hielt dieselbe ihren Einzug in Riga. Der Bischof von Cammin, Erasmus v. Manteuffel, hatte sich genöthigt gesehen, die Schule im Kloster zu Belbuck bei Treptow zu schließen, in welcher die Lehrer Bugenhagen und Andreas Knopke die Jugend mit Haß gegen die alte Kirche zu erfüllen gewußt hatten. Knopke, dessen Bruder als Domherr in Riga lebte, beschloß zugleich mit Joachim Moller dahin überzusiedeln; Schüler aus Livland, die bisher bei ihm studirt hatten, zogen mit. Da er in Riga ganz als katholischer Priester auftrat und die Functionen des Gottesdienstes in der hergebrachten Weise verrichtete, so fand er ohne weiteres eine Anstellung an der Peterskirche. Er benutzte diese Stellung, um in aller Stille eine neugläubige Gemeinde zu bilden; ohnehin konnte es in der verkehrsreichen Hansestadt nicht an solchen fehlen, welche mit den in Deutschland erwachten Neuerungsbestrebungen bereits in

Berührung gekommen waren. Zu seinen ersten Anhängern zählte Knopke zwei einflußreiche Männer, Durkop, den Bürgermeister der Stadt, und den Schreiber des Rathes, Magister Lohmüller.

Bereits auf dem Ständetag zu Wolmar im Juni 1522 stand die Gefahr der religiösen Neuerung unter den Angelegenheiten der gemeinsamen Berathung. Die Bischöfe bezeichneten Luthers Lehre und Schriften als ketzerisch, verführerisch und lästerlich und beantragten die öffentliche Verwerfung derselben durch die Stände. Die Antwort auf den Antrag lautete[1]:

„Dr. Martinus Luthers halber ist einer achtbaren Ritterschaft und der ehrsamen Städte Meinung, daß man die Sache hier zu Lande von allen Parten so lange in Ruhe hangen und bleiben lasse, bis sie außer Landes durch päpstliche Heiligkeit, kaiserl. Majestät, Könige, Kurfürsten, Fürsten, Prälaten und Herrn, geistliche und weltliche hohe Schulen, gelehrte und erfahrene Leute, durch ein Concil oder andere bequeme Mittel, wie sie nach Gott und Recht stehen und bleiben soll, entschieden und ausgesprochen werde.

„Außerdem gedächten sie weder hierin noch in irgend andern Sachen Mandate und Bann hier im Lande zu dulden. Da diese Lande nicht mit dem Bann, sondern mit dem weltlichen Schwert erobert und gewonnen sind, wollen wir derhalben auch nicht mit dem Bann regiert und beschwert werden, welcher Artikel auch schon vor sechs Jahren zum Landtage aufgegeben und angenommen worden.“[2]

Während dieser Landtag dauerte, war auf den 19. Juni das Frohnleichnamsfest eingefallen, das „nach löblicher christlicher Gewohnheit“ mit großer Procession gefeiert wurde. Alle anwesenden Stände, alle Ordensgebietiger, Vertreter der Kapitel, Ritterschaften und Städte betheiligten sich dabei ohne Ausnahme, und die Vertreter der Städte feierten das Fest noch am Abend „mit einem fröhlichen Trunke“.

Allein zu Anfang des Jahres 1523 (23. Jan.) wußte Luther seinen Freund Georg Spalatin mit der Nachricht zu überraschen: „Der Herrmeister von Livland hat mich durch seinen Abgeordneten und Kanzler[3],

---

[1] Bienemann, Aus Livlands Luthertagen (Reval 1883), S. 16.

[2] Diese stolze Sprache ist noch kein Zeichen einer neuen Zeit. Genau so hatten die Ordensritter während des 14. Jahrhunderts den Entscheidungen und Kirchenstrafen der Päpste gegenüber gesprochen. Noch unter Sixtus IV. hatten sie 1480 neuerdings dem Bann getrotzt und gegen den Papst die Hilfe Kaiser Friedrichs III. angerufen.

[3] So nach Kappens Kleiner Nachlese zur Erläuterung der Reformationsgeschichte I (Leipzig 1727), 543 f. de Wette (Luthers Briefwechsel II, 302) schreibt: per nuntium *et per* Cancellarium, was eine doppelte Aufforderung, eine mündliche und eine schriftliche, in sich schließen würde. Spalatin hat es sicher nicht so verstanden.

einen wohlunterrichteten Mann, ersuchen lassen, daß ich an seine Leute über den christlichen Glauben ein Schreiben richte. Sie halten dort bereits einen Prediger des Wortes und freuen sich, das Evangelium zu haben. So ist Christus von den Juden zu den Heiden übergegangen, und aus Steinen werden Kinder Abrahams."

Luther, mit den Verhältnissen Livlands damals noch nicht näher vertraut[1], hatte sich jedoch unter dem ersten Eindruck schmeichelhafter Ueberraschung hinsichtlich des Ursprungs und der Tragweite dieser an ihn gerichteten Bitte sehr getäuscht[2]. Es war keineswegs der Magister Livoniae, der dieses Ansuchen an ihn richten ließ, sondern lediglich der Magister Joh. Lohmüller, eine in der livländischen Geschichte recht zweideutige Persönlichkeit. Seit 1517 war er Kanzler des Erzbischofs Jasper Linde gewesen, seit 1520 aber in den Dienst des Rathes von Riga übergegangen. Zum Herrmeister war er bis dahin nie in näherer Beziehung gestanden und hat sich auch in seinem Briefe an Luther (20. Aug. 1522) auf einen Auftrag oder auch nur ein Mitwissen Plettenbergs keineswegs berufen. Nur zum Schlusse seines Briefes grüßt er Luther unter Nachäffung Paulinischer Wendungen „von allen Heiligen, die in Livland sind": In quo omnes Sancti Livonienses et praesertim qui Archipraesuli Rigensi a manu serviunt et qui mecum agunt Rigae valere te et triumphare iubent. Die Bitte ging demnach bloß von der kleinen Verbrüderung der Neugläubigen in der Stadt Riga aus, unter welchen auch solche mit Stolz genannt werden, welche bei dem alten Erzbischof im Dienst standen und Stellung und Brod von der alten Kirche noch fortwährend entgegennahmen. Von seiten des Ordens hatte sich Lohmüller damals noch nichts zu rühmen.

---

[1] Lohmüller selbst in seinem Briefe an Luther bezeichnet das Land als „Livonia nostra ultima terrarum videlicet versus septentrionem Europae atque ante hac ignota pene Christiano orbi . . ."

[2] Auch Joh. E. Kapp (I, 543) ist der Ansicht, daß Luthers Mittheilung an Spalatin ausschließlich in dem Briefe Lohmüllers vom 20. August 1522 seine Grundlage habe: „Was Lutherus hier Spalatino von denen Liefländern gemeldet, dasselbe ist in demjenigen Briefe befindlich, den wir hier zuerst ans Licht stellen. . ." — Schiemann (Rußland, Polen und Livland II [Berlin 1887], 205) meint: „Luther muß von Lohmüller getäuscht worden sein, wenn er im Januar 1522 in einem Briefe an Spalatin sagt, der Meister habe ihn durch Lohmüller bitten lassen, er möge seinen Völkern ein Büchlein schreiben. Das widerspricht der ganzen spätern Handlungsweise Plettenbergs, der die Gefahr, welche die religiöse Spaltung dem auf geistlicher Grundlage erbauten livländischen Staatswesen bringen mußte, von vornherein scharf erkannte."

Wie fast überall in den reichen Handelsstätten fand das neue Evangelium auch in Livland gerade unter der üppigen stolzen Bürgerschaft, die gewohnt war den Prälaten zu trotzen, den günstigsten Boden. Am Karfreitag 1523 hielten die Mönche von Riga, der böswilligen Quälereien müde, ihren Auszug aus der Stadt, processionsweise, unter Vorantragung des Kreuzes. Im Herbst desselben Jahres traf ein erstes Sendschreiben Luthers ein. Im November wurde der Brief aufgefangen, den ein zur Zeit in Rom weilender Franziskanermönch, Antonius Bomhower, an seinen Obern, den Custos seines Ordens in Livland und Preußen, geschrieben hatte. Der Mönch erzählte hier, daß er in betreff der Neugläubigen in Livland dem Papst zu energischen Maßregeln gerathen habe. Als Bomhower nun Anfang des Jahres 1524 mit Briefen von Rom in die Heimat zurückkehrte, wurde er nebst seinem Gefährten gleich bei der Landung gewaltsam festgenommen. Sein Gefährte, der Fabeldichter Burchard Waldis [1], erkaufte sich die Freiheit durch Apostasie vom katholischen Glauben. Bomhower, der standhaft blieb, wurde in harter Kerkerhaft gehalten [2]. Und doch war er der Sohn einer angesehenen Familie in Reval; sein Bruder Bartel war daselbst Aeltermann der großen Gilde.

Im März 1524 kam es in Riga zum Bildersturme mit aller nur denkbaren Roheit und Barbarei.

„Fing der Pöbel bald danach an," erzählt die Chronik Hiaerns [3], „alle Bildnisse und Götzen aus der Kirchen zu werfen und das Kirchengeschmeide derartig wegzuführen, daß man nicht weiß, wo es geblieben, auch die Grabsteine von den Gräbern wegzureißen." In der Klage, welche der Erzbischof von Riga 1546 beim Reichskammergerichte wider die Stadt einreichen ließ [4], beschuldigt er

---

[1] Er war gebürtig zu Allendorf an der Werra, ein Unterthan des Landgrafen Philipp von Hessen, der sich später auch für ihn verwendete. Im Sommer 1540 kehrte er nach Hessen zurück, wo er Pfarrer wurde. Ueber dieses tiefgesunkene, aber nicht uninteressante Subject, das richtige Exemplar eines ausgelaufenen Mönches jener Tage, vgl. C. Schirren in der Baltischen Monatsschrift III, 503—524.

[2] Er hatte noch viel auszustehen, ehe er 1527 vom Reformator Andreas Knopke „in den Bann gethan" und aus Riga ausgewiesen wurde. Allen Quälereien und Verlockungen gegenüber blieb er standhaft (vgl. Schiemann, Historische Darstellungen und archivalische Studien, Beiträge zur Baltischen Geschichte [Hamburg 1886], S. 42 ff.). Der Mann hätte von katholischer Feder eine Erinnerung verdient; er ist ein Beispiel der Treue, welche der katholische Clerus Livlands — Klostergeistliche wie Weltgeistliche — überhaupt bewiesen hat. Nur in Reval wurde eine Minderzahl von Weltpriestern zu Verräthern und Häresiarchen.

[3] Mon. Livon. I, 193.

[4] Mittheilungen aus der Livländischen Geschichte V, 192.

dieselbe, daß sie „Kirchengeschmeide und Ornate aus der Kirche geraubt, Kirchen, Klöster und Domherrnhäuser an sich gerissen, die Domherren, Pfaffen und Mönche aus der Stadt gejagt, aus den Kirchen Wohnhäuser und Pferdeställe gemacht, und zuletzt noch, daß sie Leichname aus den Gräbern gerissen und die Gräber zu Kellern eingerichtet habe".

Reval folgte dem Beispiel erst am 14. September 1524, Dorpat, selbst unter Blutvergießen, mit wilden Ausschreitungen am 10. Januar 1525. In Reval allein war der Rath eingeschritten und hatte nach Ablauf des ersten Tages der Orgie ein Ende gemacht. Auch war mit Rücksicht auf den Adel das Jungfrauenkloster unangetastet geblieben. Im November 1524 wurde in Riga, im April 1525 auch in Reval der katholische Gottesdienst im Dom durch den Rath verboten.

Auch in Oesel waren die Dinge dahin gekommen, daß der altersschwache Bischof seiner widerspänstigen Ritterschaft am 15. December 1524 zugleich mit großen politischen Zugeständnissen Duldung für das neue Evangelium gewährte. Es ehrt den alten Mann, daß er in der von Hilflosigkeit und Schwäche ihm abgerungenen Urkunde noch ein Wort des Schutzes und der Theilnahme für die armen Bauern seines Stiftes hatte, die er vor harter Schatzung bewahrt wissen wollte. Die Urkunde selbst zeigt, daß der Bischof persönlich, bei großer Unklarheit über die Natur der neuen Bewegung, im Grunde noch katholisch dachte. In den Anordnungen, die er für die künftige Bischofswahl traf, bestimmte er, der Gewählte solle „vom Papst oder vom Kaiser confirmirt werden, wie die Christenheit das ordnen nnd halten werde". Die beiden Nachfolger Bischof Kiewels waren Katholiken, und im Stifte Oesel hat in jener Zeit die Neuerung weniger als irgendwo anders Fortschritte aufzuweisen. Auch die Vereinigung der Oeselschen Ritterschaft mit der Stadt Riga (25. October 1529) zur Aufrechthaltung des Evangeliums hatte nicht allzuviel zu bedeuten.

Um das Jahr 1525 begann auch in Kurland die Neuerung Boden zu gewinnen. Dorpat erlebte den 3. Juni 1526 einen zweiten Bildersturm. Die Mönche wurden ausgetrieben, Kirchen, Klöster und Domherrenhäuser verwüstet. In blindem Wahnsinn warf sich der Pöbel selbst auf die russisch-orthodoxe Kirche und die Handelshäuser der Russen, die bis dahin unter dem bischöflichen Regimente in Ruhe und Sicherheit bestanden hatten.

Indessen war man auch auf katholischer Seite nicht ganz unthätig. Aus Dorpat ließ Bischof Blankenfeld 1523 den Prediger Hermann Marsow ausweisen trotz des Widerspruchs der Bürgerschaft. „Fünf Finger wolle

er daran setzen," soll der Bischof geäußert haben, „und wenn es nöthig sei, auch alle zehn", daß dieser Mann aus der Stadt hinauskomme. Ein anderer Prediger, der Schwärmer Melchior Hoffmann aus Schwäbisch-Hall, wurde 1523 zu Wolmar gefangen gesetzt und monatelang festgehalten. Der alte Erzbischof von Riga, Jasper Linde, wies die dreisten Aufforderungen der Rigischen Prädicanten, auch von seiner Seite neugläubige Prediger anzustellen, mit der Verachtung zurück, die sie verdienten. Gegen die Gefangensetzung des Franziskaners Bomhower erhob er Einsprache und verlangte dessen Auslieferung zur Untersuchung der Sache durch das geistliche Gericht. Noch ein letztes Verdienst erwarb sich der greise Kirchenfürst, welches seinem Scharfblick wie seiner katholischen Gesinnung alle Ehre macht. Fühlte er sich selbst nicht mehr im stande, dem um sich greifenden Taumel der Geister zu wehren, so wollte er wenigstens dafür sorgen, daß ein entschieden katholischer und in jeder Beziehung fähiger Mann sein Nachfolger werde. Seine Wahl fiel auf Joh. Blankenfeld, seit 1515 Bischof von Reval, seit 1518 auch von Dorpat, einen Kirchenfürsten, der von seiner Tüchtigkeit wie seiner streng katholischen Gesinnung bereits öffentliche Beweise gegeben. Am 29. November 1523 wurde dieser von Papst Clemens VII. zum Coadjutor des Erzbischofs von Riga mit dem Rechte der Nachfolge ernannt.

Die Ritter des Deutschordens selbst waren von jeher anticlerical gesinnt, d. h. sie waren Gegner der gefürsteten Prälaten, deren weltliche Herrschaft ihnen im Wege stand, deren geistlicher Autorität sie sich unterzuordnen sträubten, deren pflichtgemäßes, wohlbegründetes Streben nach freier Bischofswahl und unabhängiger Ausübung ihres Amtes sie als Ehrgeiz und Feindseligkeit gegen den Orden anzusehen gewohnt waren. Plettenberg machte hier von seinen Ordensrittern keine Ausnahme, und auch von ihm sind manche scharfe Aeußerungen über die Prälaten überliefert worden. Die Bischöfe Livlands bildeten eben, ganz abgesehen von ihren geistlichen Befugnissen, eine mit dem Orden rivalisirende politische Macht und zeigten sich an diplomatischer Gewandtheit den Ordensgebietigern nicht selten überlegen. Bei manchem der wilden und scrupellosen Ritter dieser spätern Zeit mochte die anticlericale Richtung noch andere, innere Ursachen haben und sich folgerichtig auf alle „Pfaffen" überhaupt erstrecken. So wird schon aus dem Jahre 1523 berichtet[1]: „Der Haus-Komtur zu Riga, welcher das Schloß daselbst innehatte, Hermann Hoyte, schickte eine große

---

[1] Grefenthal in den Mon. Livon. V, 49.

tatarische Peitsche in die Stadt, den Bürgern und Kaufleuten, und ließ sie vermahnen, so sie der Stadt Nutz und Frommen schaffen und wissen wollten, sollten sie die Mönche und Pfaffen damit daraus vertreiben." Gewiß waren ja auch bei so zahlreichen unlautern Elementen, welche der Orden damals in sich barg, und welche die von den Päpsten angestrebte Reform noch nicht zu beseitigen vermocht hatte, viele für den Abfall reif. Allein ein offenes Einstehen für die neue Lehre war doch um diese Zeit unter den Ordensrittern noch selten. Erst aus dem Jahre 1532 wird gemeldet, daß der Komtur von Windau, Wilhelm v. Balen, genannt Fleck, am 30. Januar mit der Stadt Riga eine Glaubenseinigung geschlossen habe nach dem Beispiel der evangelischen Fürsten und Stände Deutschlands. Er ist der erste höhere Würdenträger des Ordens, dessen Abfall feststeht. Später wird auch ein dem Orden angehöriger Priester als Apostat erwähnt. Auch die zahlreichern Abfälle und die öffentliche Verhöhnung der kirchlichen Fastengebote, von welchen Breitenbach zu erzählen weiß [1], scheinen spätern Jahren anzugehören.

Ob Plettenberg in Bezug auf die Ritter seines Ordens Maßnahmen gegen das Einreißen der Neuerung ergriffen habe, ob sich zu solchen auch nur eine äußere Veranlassung geboten habe, ist nicht bekannt [2]. Der abgefallene Großmeister hatte ihm noch einige Zeit vor seinem Verrathe Weisung zugehen lassen, die Ritter hinsichtlich der Gefahr religiöser Neuerung scharf zu überwachen. Jedenfalls aber konnte er gegenüber dem, was sich im übrigen Livland abspielte, nicht stummer Zuschauer bleiben.

Plettenberg war das Haupt der Livländischen Conföderation, aber er war nicht Landesfürst. Wollte der Rath von Riga in dieser Stadt die religiöse Neuerung einführen, so standen dem Herrmeister des Deutschordens rechtliche Befugnisse nicht zur Seite, dies zu verhindern, und ebenso-

---

[1] De bello Livonico; nach ihm *Rainald*, Annal. 1531, n. 94.

[2] Wenn Brachmann (Die Reformation in Livland S. 47) mit Bezugnahme auf den Landtag zu Wolmar, Juli 1525, behauptet: „Dieser (der Meister) gestattete die Predigt des Evangeliums für seinen ganzen Orden", so ist er jeden Beleg dafür schuldig geblieben; ein solcher scheint überhaupt nicht vorhanden zu sein. Etwas auffallend lautet dagegen die Urkunde, durch welche Plettenberg am 28. December 1530 dem Joachim Pinnow die Ordenskirche zu Autz (Owtzen) verleiht „mit dem Bescheid, daß er nach all seinem Vermögen Gottesdienst fortsetzen (d. h. halten) soll und das göttliche Wort nach Ausweisung der göttlichen Schrift den Kirchspiel-Leuten zu gehörigen und gelegenen Zeiten verkündigen und predigen". Doch kann dies, da man schon zwei Jahrzehnte vor der Reformation die Predigt für die eingeborne bäuerliche Bevölkerung sehr betont hatte, ganz wohl auch von einem katholischen Priester gesagt sein.

wenig besaß er Macht genug, um mit Waffengewalt dagegen einzuschreiten, falls der Erzbischof ihn zu Hilfe rief. Außerdem war Plettenberg gewillt, um jeden Preis Livland vor dem Bürgerkriege zu bewahren. Kam es zur Spaltung und zum Blutvergießen im Innern, so war die Einmischung auswärtiger Potentaten unvermeidlich, und Livlands Freiheit war unwiederbringlich verloren. Alles dies bestimmte des Meisters Politik gegenüber der Neuerung. Was ein einsichtiger Geschichtschreiber von Plettenbergs Verhalten in anderer Hinsicht gesagt hat[1], könnte mit den nothwendigen Einschränkungen fast auch hier anwendbar erscheinen: „Nur die Summe dieser kaum irgendwo in gleicher Verkettung auftretenden Schwierigkeiten gibt den Schlüssel zur Politik, die Plettenberg verfolgen mußte, weil sie unter den gegebenen Verhältnissen die einzig mögliche war."

Es war ein politischer Grundsatz, den Plettenberg von seinen Vorgängern überkommen, und der dem ganzen Orden längst in Fleisch und Blut übergegangen war, den gefürsteten Prälaten Livlands niemals ganz zu trauen, jeder Machterhöhung derselben entgegenzuwirken, jede Schwächung derselben zu begünstigen. Dabei strebte er aber doch ein äußerlich gutes und friedliches Verhältniß mit den einzelnen dieser bischöflichen Herren an. Dem Heiligen Stuhle in Rom war er, wie aus allem hervorgeht, in Ehrfurcht ergeben[2]. Denn pflegten auch die stolzen Ritter unangenehmen Entscheidungen von Rom rücksichtslosen Trotz entgegenzusetzen, so wußten sie doch, daß sie gerade von Rom stets Schutz und Gunst erfahren und auch in den schlimmsten Zeiten von dorther niemals ganz im Stiche gelassen wurden. In Plettenbergs langer Regierung ist es niemals zu einem Zerwürfniß mit Rom gekommen.

Wolter v. Plettenberg war seiner Gesinnung nach fromm und katholisch[3] mit der schlichten Frömmigkeit des Soldaten, als Ritter theologischen

---

[1] Schiemann a. a. O. II, 188.

[2] Daß Plettenberg persönlich in Rom etwas galt, zeigt u. a. der Brief Leos X. vom 18. Juli 1514, dessen Ton von den um jene Zeit an den Hochmeister Albrecht von Brandenburg gerichteten Schreiben merklich sich unterscheidet. Am Schluß des Briefes heißt es: Quod si feceris (Friedensvermittlung zwischen Polen und Preußen), quemadmodum quidem tua fretus cum prudentia, tum in me qui te unice diligo voluntate, maxime confido te facturum, et officio eris functus optimi prudentissimique Principis et spem omnem hostibus nostris communibus auferes . . . et tibi ego plurimum debebo, cuius eris precibus atque monitis obsequutus (vgl. *Petri Bembi* Epistolarum Leonis X. nomine scriptarum libri sexdecim [Venet. 1552], p. 246 sqq.).

[3] Dafür zeugt u. a. sein Benehmen bei dem großen Russensiege (vgl. oben S. 65 u. 66). Auch betreibt er, 16. October 1513, in seinem und seiner Gebietiger

Streitigkeiten fremd, eine conservative Natur, ein Freund von Ordnung und Recht. Die Gewaltthätigkeiten und wüsten Ausschreitungen, welche auch in Livland den Einzug des neuen Evangeliums begleiteten, die Ungerechtigkeiten und häßlichen Zänkereien, welche demselben zu eigen verblieben, konnten ihn nur zurückstoßen. Den Botschaftern des Königs von Polen und des neugläubigen Herzogs von Preußen gegenüber erklärte er 1526 öffentlich[1]: „daß er sich in dieser Lutherschen Empörung samt seinem Orden der Päpstlichen Heiligkeit und der Kaiserlichen Majestät gehorsam erzeigen wolle". „Es fehlt weder an schriftlichen noch an thatsächlichen Beweisen," meint Schlözer[2], „welche hinlänglich darthun, daß Plettenberg inmitten der allgemeinen Gärung keinen Augenblick den Grundsätzen der katholischen Kirche ungetreu geworden ist. Das Beispiel des Markgrafen [von Brandenburg] hatte ihn nicht vermocht, sein altes Glaubensbekenntniß zu verläugnen."

Dabei wird jedoch immerhin wahr sein, daß Plettenberg an erster Stelle als Regent und erst an zweiter als Katholik sich fühlte; daß das Heil und Wohl Livlands, für welches er die Verantwortung auf sich lasten fühlte, ihm dringender am Herzen lag als die Unversehrtheit der katholischen Kirche. Ohnehin scheint er über deren Gefährdung wohl ebensowenig zur Klarheit durchgedrungen zu sein wie über die Natur der religiösen Neuerung überhaupt. Alles, was sich unter den gegebenen Verhältnissen den neuerungssüchtigen Städtern gegenüber anwenden ließ, waren Vorstellungen zur Vernunft. Plettenberg hat es daran nicht fehlen lassen. Wichtig ist vor allem sein Brief an den Rath von Reval (8. März 1524):

Namen beim Hochmeister eine allgemeine Beschickung des seit dem 10. Mai 1512 begonnenen Lateran-Concils aus Preußen und Livland. Am 17. Januar 1515 verwendet er sich bei dem Hochmeister in Preußen für die Franziskaner in Livland, welche seit mehr denn 10 Jahren den Bau eines Klosters in Königsberg betrieben und dabei auf Hindernisse stießen. Er bittet den Hochmeister um Beförderung des guten Unternehmens. Index Corp. Historico Dipl. Livoniae II, Nr. 2602. 2672 (vgl. 2423).

[1] Corp. Hist. Dipl. Liv. II, XVI, Nr. 2061; nach Brachmann, Die Reformation in Livland S. 91.

[2] Verfall und Untergang der Hansa und des Deutschen Ordens in den Ostseeländern S. 138. Aehnlich urtheilt in neuerer Zeit Schiemann (Rußland, Polen und Livland). Nur unbelehrbare Reformations-Enthusiasten gefallen sich noch darin, den berühmten Meister zu einem Gönner und geheimen Anhänger der Neuerung zu stempeln.

Den Ersamen, vorsichtigen und wolweisen unsern lieben getreuen Bürgermeistern und Ratmannen unseres Ordens Stadt Reval[1]
Meister zu Livland.

Unsern günstigen Gruß und gnädigen Willen zuvor! Ehrsame, vorsichtige und wolweise liebe Getreue, uns kommt bei, wie daß Ihr allein etliche Prediger habet, welche vielfältige lästerliche Worte auf den geistlichen Stand und sonderlich auf Mönche und Nonnen führen, deßgleichen daß die Bauern ihrer Herrschaft unterthänig zu sein nicht pflichtig und schuldig sein sollen, woraus zu besorgen steht, daß auf die Länge [der Zeit] der achtbaren Ritterschaft Kinder, welche in den Klöstern sind, ihrer Freundschaft zu Schanden und Nachtheil, darausgehen möchten und die Bauern ganz ungehorsam werden[2]. Das möchte dann denselben ganz disreputirlich („vordretlich") sein und nicht viel Gutes daraus erfolgen, dieweil als wir nicht von einem sondern von vielen glaubwürdig Bericht empfangen, daß durch alle deutschen Lande in keiner Stadt nächst Wittenberg der Lutherschen Lehre so geschwind als hier im Lande angehangen, auch nirgends so viel Neues angehoben und vorgenommen wird, was uns nicht wenig befremdet, und Ihr sothane Veränderung des vorgehaltenen Gottesdienstes und löblicher christlicher Gesetze vornehmet, wodurch wir am Hof und deßgleichen diese gemeine Lande in zukommenden Zeiten von Päpstlicher Heiligkeit und Römischer kaiserlicher Majestät, unsern allergnädigsten Herrn, möchten beschuldigt werden. Derhalben ist unser Begehr, daß Ihr Euch in diesen Sachen mäßiget und Euren Predigern befehlet, sich der lästerlichen und Schand-Worte auf geistliche Personen hinfürder zu enthalten, das Wort Gottes und heilige Evangelium also zu predigen und den Leuten vorzutragen, daß daraus Liebe, Eintracht, Friede und kein Aufruhr erwachse; deßgleichen daß die Unterthanen und Bauern nach der Obrigkeit ihren Muth stellen und dem sich fügen und nachgeben, was der allmächtige Gott so geordnet hat, und gegen ihre Herrschaft nicht ungehorsam oder entgegen werden. Datum Rügen, Dinrstags nach Laetare Anno 1524.

Die dreiste Antwort des Rathes, der zum Beweis seiner Loyalität sich darauf steifte, daß er „dem Herrmeister wie dem Orden niemals den Gehorsam verweigert", und der alle Schuld auf die Prälaten wälzte, hielt Plettenberg nicht zurück, in einem abermaligen Schreiben vom 19. April sich über die neu eingeführte „unförmliche Prädication" zu beschweren und deren Abstellung zu verlangen. Auf die Klagen der Ritterschaft von Harrien und Wierland wegen der Drangsalirung und Beraubung der standhaften Dominikanermönche und die Beschützung entlaufener Nonnen durch die Stadt Reval richtete Plettenberg 25. August 1524 an den dortigen Rath ein abermaliges Mahnschreiben: Durch eine Deputation

[1] Hansen, Aus Baltischer Vergangenheit (Reval 1894) S. 123 f.

[2] Ueber Spuren von Bauernunruhen in Esthland um 1525 vgl. Bienemann, Aus Livlands Luthertagen S. 54, Anm. 33.

der Ritterschaft von Harrien und Wierland habe er erfahren, wie den schwarzen Brüdern des Predigerordens in Reval Gewalt angethan worden sei. Die Bürger Revals hätten ihnen die Kleinodien geraubt, welche ein Geschenk der Ritterschaft von Harrien und Wierland seien, hätten sie gezwungen, den katholischen Gottesdienst in ihrem Kloster einzustellen und den lutherisch gesinnten Predigern die Predigt in demselben zu gestatten. Aus der Krypta unter dem Chor sei ein Büchsenhaus gemacht und darin so viel geschossen worden, daß das Gewölbe gedröhnt hätte, während oben die Mönche von ihren Widersachern gestäupt und geschlagen und zum Abfall von ihrem Glauben verlockt worden seien. „Ferner sind wir auch von gemeldeten Deputirten benachrichtigt worden, daß durch Eurer Prediger Reden einige Jungfrauen aus dem Kloster herausgelockt und entlaufen sind, die sich dann zu ihrer Verwandten, Freunde, des ganzen gemeinen Adels und der Ritterschaft Schande verheiratet haben. Deswegen sind wir von gedachten Deputirten mit Fleiß angegangen worden, das Beste in dieser Sache wahrzunehmen, damit solche Aergernisse geändert und die Missethäter gestraft werden, da ihr Benehmen wider die gemeine göttliche Ordnung ist und sonst Streit daraus entstehen möchte." Der Meister verlangt daher Herausgabe der geraubten Kirchenkleinodien, Gewährung freien Gottesdienstes und ungestörte Seelsorge für die Mönche und die Fernhaltung der zudringlichen Stadtprediger vom Kloster. Die verlaufenen Klosterjungfrauen seien an die Aebtissin zurückzustellen; diejenigen, welche die Stadt aufgenommen, seien gebührlich zu strafen; den Predigern sei zu gebieten, daß sie die Jungfrauen und Mönche in ihren Klöstern unverlockt ließen, damit Zwietracht und Uneinigkeit verhütet und nicht erregt werde. Den schwersten Vorwurf gegen die Stadt, den dieses Schreiben enthält, hatte Plettenberg in die Worte gekleidet: „Dazu sollen sie [die standhaften Dominikaner] noch von den Eurigen und von dem verlaufenen Mönch [dem Prediger Joh. Lange] gestäupt und geschlagen worden sein."

Das Revaler Jungfrauenkloster, dessen Mitglieder meist den Adelsfamilien Esthlands entstammten, machte vorher wie nachher besonders viel von sich reden. Auf Anrathen des Bischofs von Reval[1] hatte die Oberin des Klosters bereits im Mai 1524 „all ihren Fleiß bei dem hochw. Herrn Meister als ihrem Landesherrn, auch bei der ehrbaren und achtbaren

[1] Beiträge I, 192.

Ritterschaft in Harrien und Wierland verwendet und begehrt, daß sothane schwere Missethat nicht ungestraft bleibe, und weiterem Unrath und Aergerniß, so hieraus entstehen möchte, zuvorgekommen werde". Als Plettenberg im März 1525 in Reval einritt, um die Huldigung der Ritterschaft zu empfangen, erhob sich abermals wegen der entführten Nonnen ein heftiger Streit. Einer der ersten Führer des Adels, Hartwich v. Tiesenhausen, führte schwere Klage wider die Stadt. Hier war es, daß Plettenberg zum erstenmal der Neuerung ein Zugeständniß machte. Mit sichtlichem Widerstreben gewährte er zuletzt das Andringen der Stadt, daß Bürger, welche entwichene Nonnen geheiratet hatten, die Freiheit der Stadt genießen dürften, bis richterlich über sie erkannt sein würde. Mit Rücksicht auf die Stimmung der Ritterschaft machte er jedoch kein Hehl aus seiner Befürchtung, daß „Ueberfall und Unsteuer" daraus erfolgen könnten [1].

Für die Unklarheit, welche übrigens in dieser Stadt wie innerhalb Livlands Grenzen überhaupt hinsichtlich der wahren Natur der religiösen Neuerung herrschte, ist die Antwort bezeichnend, welche noch mehrere Jahre später (20. April 1527) der Rath von Reval auf ein neues Mahnschreiben des Herrmeisters ergehen ließ: sie wollten keine neue Religion, auch nicht lutherisch sein, sondern nur eine Reinigung der alten Lehre. Auch auf dem Städtetag zu Pernau im December 1527 wollten die Vertreter der Städte nichts davon wissen, daß man ihre eigenmächtigen religiösen Ordnungen „als lutherisch" bezeichne [2].

War für die Hansestadt Reval der Ordensmeister rechtmäßiger Landesherr, so war es für Dorpat der Bischof, und Johann Blankenfeld ließ es an Thätigkeit wie Entschiedenheit nicht fehlen. Wohl vermochte er gegenüber dem Toben des durch schwärmerische Prädicanten aufgehetzten Pöbels nicht sofort durchzugreifen, um so mehr, da die Ritterschaft des Stiftes, auf die allein er sich hätte stützen können, sich recht unzuverlässig erwies; allein es gelang wenigstens, was in Riga und Reval nicht gelungen war, den katholischen Gottesdienst im Dom aufrecht zu erhalten und den Aufenthalt der Domherren in der Stadt zu ermöglichen.

Verwickelter waren die Verhältnisse in Riga, wo Erzbischof und Hochmeister in die Oberhoheit sich theilten. Die Initiative, gegen die Neuerung Schritte zu thun, mußte naturgemäß dem Erzbischof zufallen, was dann,

---

[1] Beiträge I, 194.

[2] „Derselbigen Sache halber, die sie [die kaiserl. Majestät] denn ‚lutherisch' nennen." Beiträge I, 366.

wie sehr immer derselbe herausgefordert worden war, alle Gehässigkeit wirklicher oder gefürchteter Repressivmaßregeln ausschließlich ihm allein zuzog. Plettenberg von seiner Seite sparte jedoch auch dieser mächtigen Stadt gegenüber ein vernünftiges und freundschaftliches Zureden nicht. Als die Stadt im November 1524 das Kapitel gezwungen hatte, die Domkirche zu schließen und den katholischen Gottesdienst abzustellen, hielt er dem Rathe vor, daß man so weit selbst in Wittenberg bis jetzt nicht gegangen sei. In der Schloßkirche zu Wittenberg bestehe die katholische Gottesdienstordnung noch in vielen Stücken unangetastet. Weiter als Wittenberg dürfe doch wohl auch Riga in den Neuerungen nicht gehen. Den Domherren, mahnte er, möge man wenigstens gestatten, bei geschlossenen Thüren ihren Gottesdienst zu halten. Allein sein Wort drang nicht durch.

Um das Uebel im Lande nicht ins Unerträgliche wachsen zu lassen, berief der kluge Regent eine Versammlung der Stände auf den 2. Juli 1525 nach Wolmar. Der ausgesprochene Zweck war, wie er bei der Eröffnung durch seinen Kanzler erklären ließ, „den Zwist im Lande beizulegen". Die politische Einheit Livlands mußte um jeden Preis erhalten werden, und Plettenberg war daher geneigt, hinsichtlich religiöser Duldung die weitestgehenden Zugeständnisse zu machen, sofern nur die Rechtsordnung noch damit bestehen konnte. Schon sein äußeres Verhalten im Verlaufe dieses stürmischen Landtages enthüllte in dieser Beziehung sein politisches Programm. Die Stadt Riga hatte, ähnlich wie die neugläubigen Fürsten Deutschlands es thaten, ihren Vertretern bei der Ständeversammlung einen zelotischen Prädicanten zur Begleitung mitgegeben, um die Zusammenkunft der Stände als eine Gelegenheit zu confessioneller Propaganda auszunutzen. Dieser Prädicant war Sylvester Tegetmeyer, der sich Jahrs zuvor bei dem Bildersturm in Riga durch unrühmlichen Eifer hervorgethan hatte. Sein Tagebuch über die Vorgänge in Wolmar ist noch erhalten[1], wenn auch in manchen Stücken nicht recht zuverlässig:

„Anno 25 des Dienstags vor Petri und Pauli [27. Juni] reisete ich mit den Gesandten derselben Stadt Riga nach Wolmar zum Landtage, welcher geschah auf Visitationis Mariae. Dahin kam ich auf Donnerstags, Petri und Pauli; an demselben Tage kam der Herr Meister W. Plettenberg auch dahin. Des andern Tages hub ich an zu predigen mit Erlaubniß des Herrn Meisters über das Evangelium Matth. 19: ‚Sehet, wir haben alles verlassen'. Des Sonnabends predigte ich das Evangelium Matthäus: ‚Mein Haus ist ein Bethaus rc.' ...

[1] Mittheilungen aus der Livländischen Geschichte XII (3. Heft), 504 f.

An diesem zweiten Tag ließ mich der Meister beschicken: ich möchte ja keinen Aufruhr anstiften; man sehe schon, wie die Bauern aufstünden gegen ihre Herren.

„Des Sonntags [2. Juli] wollten wir haben die deutsche Messe gesungen. Da schickte zu mir der Herr Meister den Schaffner: ich solle mich dessen enthalten; möchte wohl frei predigen, das könnten Se. Gnaden wohl leiden, die Messe aber könnte er noch nicht gestatten. Da hub ich an zu predigen des Sonntag Morgens. Danach gingen die Bischöfe zusammen in die Kirche [und] nach der Messe auf die Gildenstube. . . .

„Des Sonnabends nach Petri und Pauli [1. Juli] am Abend gegen 10 kam der Bischof von Ronneburg [= Residenz des Erzbischofs von Riga] und der Bischof von Reval mit 200 Pferden. Der Bischof von Reval schrieb an den Herrn Meister des Freitags nach Petri und Pauli [30. Juni], er solle mich gefangen nehmen.

„Item Anno 25 am Mittag des Sonntags [2. Juli] predigte ich um 12 [Uhr] auch über das Evangelium de festo visitationis. Am Montag begann ich mit dem Propheten Jesaias und predigte alle Tage bis zum nächsten Sonntag.

„Am Mittwoch [5. Juli] wollte ich predigen. Da trat vor mir ein schwarzer Mönch auf, Dominici ordinis, der hub an: In nomine patris etc. Da begann das Volk zu knurren (tho kurrende). Da sprach ich zu ihm: ‚Bruder, steig ab, ich will erst nun predigen, predige du dann darnach.‘ Da sprangen die Hofleute [=Ritter] aus Harrien und Wierland auf mich los, der eine wies mir das Schwert, der andere die Faust, und sprachen: ‚Du Verräther, du Betrüger! Du willst uns noch um Land und Leute bringen. Deine Schalkheit soll jetzt aufhören. Pfui! Schande über dich!‘

„Da ging ich denn aus der Kirche nach St. Antonius Kirchhof und ließ das Volk im weiten Felde stehen und predigte über: ‚Was soll mir die Vielheit eurer Opfer?‘ Js. 1. Des andern Tags wollte ich da wieder predigen, da beschickte mich der Herr Meister dreimal durch die Ritterschaft: ich solle mich des Sermons enthalten einen Tag oder zwei, bis daß sie zusammen kämen zur Verhandlung [d. h. nach Beendigung der Einzelberathungen der verschiedenen Stände unter sich, zu gemeinsamer Beschlußfassung]. Ich wollte gleichwohl des Donnerstags [6. Juli] gepredigt haben, aber die ‚Schwarzen Häupter‘ (berühmte Handwerker-Gilde) hielten Versammlung; darum unterblieb es. Da erhielt ich fort wieder Erlaubniß zu predigen von dem Herrn Meister in der Kirchen.

„Item des Sonntags Morgens nach Visitationis [9. Juli] wollte der Bischof wegreisen. Da beschickte mich der Bischof von Dorpat, Blankenfeld, durch Wolfgang Loß: ich möchte doch bei Sr. Gnaden erscheinen oder mit Herrn Wilhelm Titken ihm folgen nach Ronneburg; er wolle mit vier Pferden bei mir bleiben. Darauf ich ihm antwortete, ich wolle zu ihm kommen nach Treyden, wenn er mir mit seiner Hand schreibe.“

Die gleichzeitigen Berichte Lohmüllers, des lutherischen Stadtschreibers von Riga, lassen keinen Zweifel darüber, daß die Predigten Tegetmeyers großen Anstoß erregt haben und wirklich recht bedenklichen Inhaltes waren.

Es zeigte sich gerade da, daß Livland in seiner großen Mehrheit doch noch katholisch war. Freilich wird derjenige, welcher am 5. Juli den Hetzprediger aus den Händen der erzürnten Ritter befreite, Marc Haen, als „ein guter Evangelischer“ bezeichnet und zugleich als ein solcher, der „in des Meisters Diensten“ stehe. Dem Meister ging es also mit seiner nächsten Umgebung nicht besser als zwei Jahre zuvor dem Erzbischof Jasper von Riga.

Für des Meisters innere Politik bezeichnet der Tag von Wolmar im Juli 1525 einen wichtigen Umschwung. Bis dahin stand er in nächster Fühlung mit Rittern und Städten gegen die Prälaten. Jetzt aber galt es für ihn, den Neuerungsbestrebungen der Städte, welche den ganzen Rechtsbestand umzustürzen drohten, eine Hemmkette anzulegen. Dorpat, das wieder seine Klagen gegen den Bischof vorbringen wollte, wurde ernst zurechtgewiesen. Ohne Vorwissen der Städte schloß der Meister im Namen des Ordens mit den Bischöfen und Ritterschaften ein Bündniß von sechs Jahren [1].

Der Orden, die Ritterschaften und Prälaten verbürgten sich gegenseitig ihre Rechte und Besitzungen. Die gemeinen Stände dieser Lande sollten verbunden sein, den einen Stand durch den andern in seinen Rechten, Privilegien, Herrlichkeiten und Besitz unvergewaltigt zu lassen. Was die Städte sich widerrechtlich angeeignet hatten, sollte richterlicher Erkenntniß anheimgestellt werden.

„Es geschehe kein Aufruhr, Neuerung oder Veränderung weiter in den Landen vor dem nächstkünftigen Concilio, so von kaiserlicher Majestät und den gemeinen Ständen des römischen Reiches gehalten wird.

„Keine Sachen soll der eine wider den andern mit Frevel vornehmen, ohne des Rechtes untereinander zu gebrauchen. So jemand dawider handelnd befunden wird, soll er von den gemeinen Ständen des Bundes gerichtet und gestraft werden. . . .

„Domkirchen, Jungfrauen- und Mönchsklöster [2], die jetzt unterhalten werden, sollen bei ihrem Gottesdienst, Besitz und Gebräuchen nach dem Alten bleiben.

---

[1] Vgl. Bienemann a. a. O. S. 55 ff.

[2] Wirklich sind trotz der fortschreitenden Glaubensneuerung mehrere livländische Klöster noch auf Jahrzehnte der Kirche erhalten geblieben: so das Minoritenkloster zu Wesenberg, das 1526 nach einem Brande neu aufgebaut, aber 1558 von den Russen zerstört wurde (Beiträge zur Kunde Esth-, Liv- und Kurlands I, 317), die Cistercienserklöster von Padis (Diöcese Reval) und Falkenau (Diöcese Dorpat), die 1555 noch zurecht bestehen (Mittheilungen aus der Livländischen Geschichte V, 384), vor allem aber das adelige Jungfrauenkloster zur hl. Magdalena bei Riga. Hier

„Die Jungfrauen, die aus den Klöstern gegangen oder noch gehen werden, sind ihren Oberinnen zu überantworten, und wer sich unterstünde, dieselbigen Jungfrauen zu sich zu nehmen und im ehelichen Stande zu vermählen, soll nach Erkenntniß der Stände dieser Lande ohne Gnade gestraft werden.

„Die Kleinodien der Kirchen, die jetzt in weltlichen Verwahr genommen sind, haben zum Erkenntniß der Stände dieser Lande unverrückt und unverändert zu stehen."

Zu dieser Uebereinkunft wurde auch den Städten der Beitritt offen gehalten. Da sie sich weigerten, zuzustimmen, wurde auch ohne sie der Landtagsreceß abgefaßt und untersiegelt. Sie erhoben lebhaften Protest, aber es half ihnen nichts. „Dazu der Herr Meister gesprochen: Die Lande müssen in Eins sein. Warum seid ihr es nicht mit eingegangen?"

---

gelang es der ebenso klugen wie energischen Oberin, Alid v. Wrangel, nicht nur den gesamten äußern Besitz des Klosters unverletzt zu erhalten, sondern auch bei ihren Untergebenen den Ordensgeist zu bewahren. Erst unter ihrer Nachfolgerin, Elisabeth v. Dönhoff, seit etwa 1550, begannen die Aergernisse und Abfälle. Gleichwohl wurde das Kloster mit seinen Gütern in der Hand der treu gebliebenen Nonnen erhalten. Als sie längst keinen Priester mehr hatten, wurde von Zeit zu Zeit eine der Nonnen, Othilia, nach dem 40 Meilen von Riga entfernten Hasenpoth in Kurland geschickt, wo noch ein einziger hochbetagter Ordenspriester am Leben war. Ihm überbrachte sie die schriftlichen Beichten der Nonnen, erhielt von ihm (auf Grund einer damals noch vertretenen irrthümlichen theologischen Meinung) für alle die Absolution, eine entsprechende Anzahl consecrirter Hostien und eine weitere Anzahl zur Aufbewahrung und Anbetung. Nach dreitägiger Vorbereitung mit Fasten und einer rührenden Feierlichkeit am Altare speisten sich dann die Nonnen selbst. Als König Stephan Bathori von Polen nach der Eroberung Livlands 1582 nach Riga kam und das Kloster besuchte, hatte dieses seinen ganzen Besitzstand gewahrt, aber nur noch drei der Nonnen waren am Leben. Die eine von ihnen, Anna Topel, hatte ein Alter von 130, die beiden andern, darunter die frühere Botin Othilia, von über 100 Jahren erreicht. Die letzte Ueberlebende, Anna Netken, starb umgeben von allen Tröstungen der Religion am 8. Januar 1591 (*Gretseri* Opp. XII [Ratisb. 1741], 2, 182). — Dagegen hatten die drei Klöster der Dominikaner, Franziskaner-Observanten und Conventualen in Riga geräumt werden müssen. Auch die Dominikaner in Reval, die große Standhaftigkeit zeigten, sahen sich schweren Quälereien ausgesetzt. Auf die Verlockungen zum Abfall hin erklärten sie einmüthig, lieber das Kloster zu räumen, als den Orden zu verlassen. Nachdem Prior, Subprior und Procurator eine Zeitlang im Gefängniß geschmachtet, wurde der ganze Convent zur Auswanderung nach Bornholm gezwungen (Mittheilungen aus der Livländischen Geschichte IV, 290 ff.).

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Des Alleluja Leben, Begräbniß und Auferstehung.

Alleluja eröffnet in reichen, freudigen Weisen am Karsamstag die Osterzeit, ist Thema und Grundaccord für das nun folgende Jubeln und Jauchzen zu Ehren des Neuerstandenen. Sabbatum Paschae, so sagt die alte Regula magistri, claudit tristitiae ieiunia, aperit laetitiae Alleluia, „schließt die Fasten der Trauer, eröffnet das Alleluja der Freude". Nach altchristlicher Auffassung feiert das Alleluja gleichsam selbst seine Auferstehung, nachdem es im Anfange der Fasten als trauter Freund verabschiedet, ja beerdigt worden. Was alte Quellen uns darüber melden, dürfte in mancher Hinsicht ein weiteres Interesse beanspruchen.

Seiner Grundbedeutung nach ist Alleluja oder Hallelu-jah = Lobet Jahve! eine Aufmunterung zum Lobpreis des Herrn. So erklären es alte Interpreten[1], wie Augustinus, Hieronymus u. a., an verschiedenen Stellen. Thatsächlich verbanden die Christen mit dem beliebten, hochverehrten Worte einen weitern Begriff. Statt einer Blüthenlese von Belegstellen, die nicht uninteressant, aber hier zu weit führend wäre, genüge die eine Zusammenfassung, welche der berühmte Liturgiker Wilhelm Durandus, Bischof von Mende (geb. um 1230), in seinem klassischen Rationale bietet: „Das Alleluja ist ein Freudengesang, der von Engelsmund vernommen wird, wie die Apokalypse (Kap. 19) berichtet"; es ist „ein Loblied der Engel, kurz an Worten, aber einen gewaltigen Jubel bergend und zum Jubiliren ermunternd"; „ein Wort, welches mehr andeutet als ausdrückt die unaussprechliche Freude der Erdenpilger, die Freude der Engel und Menschen, welche in ewiger Seligkeit frohlocken"[2]. Was alles man mit dem einen geheimnißvollen Worte zu sagen dachte und wünschte, beleuchten einigermaßen die mancherlei Etymologien der einzelnen Silben, wie man sie ergiebigst versucht und dann gern den großen Kirchenlehrern zugeeignet hat. Dieselben sind natürlich weniger als wissenschaftlicher Ernst, denn als mehr oder minder geistvolle, kindlich fromme Spielereien zu nehmen. Zum Verständniß derselben ist der lateinische Urtext ins Auge zu fassen. Einige von ihnen hat der eben erwähnte Durandus gesammelt[3]:

Augustinus sic exponit: **Al** id est salvum, **le** i. e. me, **lu** i. e. fac, **ia** i. e. [**Iahve**] Domine.	Augustinus erklärt so: Al heißt Heil, le heißt mich, lu heißt mache, ia heißt Herr.
Hieronymus sic: **Alle** i. e. cantate, **lu** i. e. laudem, **ia** i. e. ad [**Iahve**] Dominum.	Hieronymus also: Alle heißt Singet, lu heißt Lob, ia heißt zum Herrn.

[1] *Aug.*, In psalm. 104. *Hieron.*, Ep. 26: Alleluia exprimitur Laudate Dominum. Ia quippe apud Hebraeos unum de 10 Dei nominibus est.

[2] *Durandus*, Rationale div. off. (Lugduni 1574) lib. IV, cap. 20, 1—3.

[3] *Durandus* l. c. p. 4.

Gregorius sic: **Alle** i. e. pater, **lu** i. e. filius, **ia** i. e. spiritus sanctus.
Vel: **Alle** i. e. salus, **lu** i. e. lux, **ia** i. e. vita.

Gregorius so: Alle heißt Vater, lu heißt Sohn, ia heißt Heiliger Geist.
Oder: Alle heißt Heil, lu heißt Licht, ia heißt Leben.

Eine Hymnenerklärung vom Jahre 1513 [1], die gewöhnlich dem Humanisten Jakob Wimpheling zugeschrieben wird, bietet die gleichen Erklärungen, weist aber obendrein die zuletzt erwähnte Wortdeutung dem hl. Ambrosius zu und macht so die Zahl der vier großen Kirchenlehrer vollständig. Aehnlicher Art ist jene Etymologie, die vom Magister Petrus Antisiodorensis herstammen soll und die auf die Osterzeit Rücksicht nimmt [2]:

Al i. e. altissimus, **le** i. e. levatus est in cruce, **lu** i. e. lugebant apostoli, **ia** i. e. iam surrexit.

Al heißt der Höchste, le: ist erhöht worden am Kreuze, lu: es trauerten die Apostel, ia: schon ist er erstanden.

Solche Beispiele ließen sich um ein beträchtliches vermehren. Sie erinnern an die Deutungen, welche mit dem bekannten Monogramm IHS verbunden wurden, und bekunden das Interesse und die Ehrfurcht, deren sich die Osterantiphon erfreute.

Besondere Hochachtung schien Alleluja beanspruchen zu müssen, weil es in den Lauten der hebräischen Sprache erklang. So hebt der hl. Isidor von Sevilla [3] eigens hervor, das Alleluja sei in der Sprache der Kirche derart geheiligt, daß weder Griechen noch Lateiner noch andere Völker gewagt hätten, es in ihre Sprache zu übersetzen. Die Apostel selbst hätten es ja nicht in ihren Schriften übertragen und seinen Sinn uns erschlossen, damit in der gleichen Weise wir auf Erden sprächen, in der die Heiligen des Himmels das Lob Gottes singen. Aehnlich lautet die Erklärung des Abtes Rupert von Deutz [4]: „Es ist ein fremdes, ungewohntes Wort, um die ungewohnte Freude zu bezeichnen, die unser im himmlischen Jerusalem harrt." Es galt als „ein der zukünftigen Herrlichkeit ganz eigenthümliches Wort", Alleluia futurae beatitudinis quasi proprium est vocabulum, als ein „Tropfen von Himmelswonne", stillicidium gaudii caelestis.

Derartige Erklärungen mag man beurtheilen, wie man will. Jedenfalls erfreute sich das Alleluja als ein Lob- und Jubellied der Himmelsbürger, an dem den Erdenpilgern schon im voraus einiger Antheil verstattet war, von den ältesten Zeiten an selbst im Privatleben der Gläubigen einer besondern Beliebtheit und Verehrung. Schon Tertullian [5] berichtet, daß eifrige Christen ihren Privatgebeten das Alleluja anzureihen pflegten: diligentiores in orando subiungere in orationibus Alleluia solent. Der hl. Hieronymus [6] preist in einem Briefe an Marcella die frommen Landleute und Handwerker, welche zur Linderung der

[1] Hymni de tempore et de sanctis (Argentin. 1513) fol. 53 a.
[2] *Durandus* l. c. p. 4.
[3] *Isidorus*, De div. off. lib. I, cap. 13.
[4] *Rupertus abbas Tuitiensis*, De div. off. (1135) lib. I, cap. 35.
[5] *Tertull.*, De oratione cap. 27.
[6] *Hieron.*, Ad Marcellam ep. 18.

Last und Mühe bei der Arbeit Alleluja sangen: quocumque te verteris, arator stivam tenens Alleluia decantat. Fromme Mütter setzten nach dem Berichte des gleichen Gewährsmannes ihre Freude darein, ihre Kleinen zu gewöhnen, daß das erste Lallen der Zunge Alleluja war: ut parvula adhuc lingua balbutiens Christi Alleluia resonaret. Von Sidonius Apollinaris [1] erfahren wir, wie die Ufer und Gestade seines Landes widerhallten vom Alleluja, dem ermunternden Ruderlied wackerer Schiffer: Responsantibus Alleluia ripis | Ad Christum levat amnicum celeusma. Es erinnert das an das schöne Wort Augustins [2]: Sit nostra tutela Christi gratia, celeusma nostrum dulce cantemus Alleluia, „Laßt uns anstimmen als unser Ruderlied das süße Alleluja." Christlichen Soldaten war Alleluja Parole und Schlachtruf, wie von den Bretonen berichtet wird, daß sie unter Führung des hl. Germanus von Auxerre im Jahre 429 den sogen. „Alleluja-Sieg" über die Pikten und Schotten davontrugen [3]. „Alleluja, der Herr ist erstanden" war nach der Tradition die gegenseitige Begrüßungsformel der Christen am Ostermorgen.

Seinen eigensten Platz aber hatte und hat das Alleluja in der kirchlichen Liturgie. Ein klassisches Zeugniß hierfür, das unbegreiflicherweise nach der Ansicht mehrerer Gelehrten obendrein ein Beweis für das Alter der sogen. Jubilationen sein soll, ist folgende Stelle Cassiodors. Letzterer nennt es beachtenswerth, daß der Psalm 104 mit Alleluja eingeleitet werde. Nachdem er dieses Wort mit Berufung auf Hieronymus als „Lobet den Herrn" erklärt hat, fährt er fort:

Novus plane titulus (sc. Alleluia) et dicti ipsius brevitate conspicuus. Hoc *ecclesiis* votivum, hoc *sanctis festivitatibus* decenter accommodum. Hinc ornatur lingua cantorum; istud *aula Domini* laeta respondet, et tamquam insatiabile bonum tropis semper variantibus innovatur. Et ideo exspectanda sunt suavia dicta psalmorum, quibus tam dulcis praeco praemittitur [4].

Ein ganz neuer (Psalmen-) Titel und schon durch die Kürze des Ausdrucks hervorstechend. Dieses (Alleluja) ist den Kirchen beliebt, ist eine passende Zierde für heilige Festlichkeiten. Hiermit schmückt sich die Zunge der Sänger; das Haus des Herrn hallt es in heiterem Echo wider, und als wäre es ein Gut, das man nimmer satt wird, erschallt es in stets verschiedenen Weisen immer aufs neue. Daher sind süße Worte in jenen Psalmen zu erwarten, denen ein so süßer Herold vorausgesandt wird.

Im reichsten Maße kam das Alleluja zur Anwendung im Morgenlande, wo es zunächst aus dem Ritus der Juden übernommen wurde. Bei den Griechen wird es sogar während der Fastenzeit nicht eingestellt und ins Todtenofficium eingefügt [5].

---

[1] *Sidonius Apoll.*, Epistol. lib. II, ep. 11.
[2] *Aug.*, De cantico nov. cap. 2.
[3] Cf. *Beda*, Hist. gent. Anglorum lib. I, cap. 20.
[4] *Cassiodorus*, Expos. in psalm. 104. *Migne*, PP. lat. LXX, 741 sq.
[5] Cf. *Goar*, Euchologium p. 205 et 526.

In den Kirchen des Abendlandes hingegen wahrt es mehr seinen Charakter als Freuden- und Jubellied, das daher für die Zeit der Buße und Trauer nicht paßt. Ursprünglich beschränkte sogar die römische Kirche dessen Gebrauch einzig auf die Zeit des eigentlichen Jubels, die frohe Osterzeit [1], und räumte ihm erst später einen weitern Raum ein. Freilich berichtet unter andern der hl. Hieronymus [2], daß z. B. bei der Begräbnißfeier Fabiolas „Psalmen ertönten und die vergoldeten Kuppeln der Tempel widerhallten vom weithin schallenden Alleluja". Gleiches war früher bei Leichenfeierlichkeiten in der Kirche Frankreichs der Fall, wie bei den Bollandisten [3] anläßlich der Lebensbeschreibung der hl. Radegunde zu lesen ist. Ferner findet sich im Todtenofficium des mozarabischen Ritus das Alleluja. Solche Erscheinungen sind jedoch vereinzelt, und es ist daraus gewiß nicht mit Durandus zu folgern, Alleluja sei auch Trauergesang gewesen; vielmehr erklären sich dieselben ganz einfach aus der echt christlichen Auffassung, der dies obitus, der Todestag frommer Christen, sei der dies natalis für die wahre himmlische Heimat, somit ein Freudentag.

Einzig mit der ernsten Zeit, die dem Gedächtniß an das bittere Leiden unseres Herrn und somit an die Quelle dieses Leidens, unsere Sünden, gewidmet ist, ließ sich der Jubelruf nicht passend vereinen. Daher mußten sich die Christen, ob lieb oder leid, von dem trauten Freunde Alleluja — so faßten sie es auf, wie sich gleich noch deutlicher zeigen wird — auf einige Zeit verabschieden. Das tempus alleluiaticum wurde mit dem Sonntag Septuagesima geschlossen; die gaudia alleluiatica mußten weichen; das Alleluja wurde „abgestellt, geschlossen, aufgehängt, entlassen, beerdigt", deponitur, clauditur, suspenditur, dimittitur, sepelitur, wie es in verschiedenen Ritualien heißt. Dieser Brauch wird seinem Wesen nach auf eine Anordnung Papst Gregors d. Gr. zurückgeführt; sicher war er in Deutschland herrschend seit der Synode von Aachen (817). Betreffs des Zeitpunktes, mit dem das Alleluja verstummte, herrschte anfangs Verschiedenheit, da einige mit der ersten Vesper, andere mit den Laudes, andere mit der zweiten Vesper das Alleluja aufhören ließen [4]. Alexander II. bestimmte die erste Vesper.

Durandus erinnert in seinem Rationale [5] an die nähere Begründung, welche Papst Leo gegeben: „Wir stellen deshalb das Alleluja ein, welches die Engel singen, weil wir durch die Sünde des alten Menschen von der Gesellschaft der Engel ausgeschlossen sind und im Babel dieses jammervollen Erdenlebens dasitzen an den Bächen und weinen beim Gedenken jenes Sions, in dem Gott dieses Loblied gebührt." Eine Handschrift des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Füssen [6] enthält die Bemerkung: „Wie die Söhne Israels im fremden Lande

---

[1] Cf. *Sozomenus*, Hist. eccl. VII, 19.

[2] *Hieron.*, De morte Fabiolae ep. 77. [3] Acta SS., Aug. III, 83.

[4] Vgl. Binterim, Denkwürdigk. V, Abth. 1, 171.

[5] *Durandus* l. c. lib. VI, cap. 24, 17.

[6] Jetzt in der Maihinger Bibliothek, mit der Aufschrift Breviarium chori Augustani, obgleich es eigentlich nur ein ausführliches Directorium ist. Siehe F. A. Hoeynck, Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bisthums Augsburg (Augs-

ihre Harfen an den Weiden aufhingen, so müssen wir den Jubelgesang, d. h. das Alleluja, zur Zeit der Trauer, die aus dem Bußgeist hervorgeht, in gewollter Bitterkeit des Herzens vergessen." Sehr schön ist diese Gesinnung, sowie die vorhin geschilderte Verehrung, die dem Alleluja gezollt wurde, in einem eigenen Hymnus zum Ausdruck gebracht. Derselbe entstammt mindestens dem 10. Jahrhundert und verdient mit Recht die Note des Abtes Brander von St. Gallen: „Ein alter, aus dem Herzen geschriebener Hymnus", hympnus antiquus ut corde natus. Er lautet im Hymnar der Abtei Moissac im südlichen Frankreich, einer Handschrift des 10. Jahrhunderts [1]:

1. Alleluia, dulce carmen, vox perennis gaudii, Alleluia laus suavis est choris caelestibus, Quod canunt Dei manentes in domo per saecula.	1. Alleluja, Lied der Freude, Stimme süß und wunderbar, Alleluja tönt der holde Chorgesang der Engelschar, Den sie singet in der Wohnung ihres Gottes immerdar.
2. Alleluia laeta mater concinis Ierusalem, Alleluia vox tuorum civium gaudentium, Exsules nos flere cogunt Babylonis flumina.	2. Alleluja singst du, freud'ge Mutter Salem, und mit dir Jauchzen Alleluja deine frohen Bürger, aber wir Sitzen an den Wasserbächen Babylons voll Trauer hier.
3. Alleluia non meremur nunc perenne psallere, Alleluia nos reatus cogit intermittere; Tempus instat, quo peracta lugeamus crimina.	3. Alleluja, nicht verdienen wir's zu singen, lasset ruhn Alleluja, denn gekommen ist die Zeit der Buße nun, Das Vollbrachte zu beklagen, unser sündenvolles Thun.
4. Unde supplices precamur te, beata Trinitas, Ut sinas nobis videre paschale mysterium, Quo tibi laeti canamus Alleluia perpetim.	4. O erhöre unser Flehen, heilige Dreifaltigkeit, Halt, die Ostern dort zu feiern, deinen Himmel uns bereit, Wo wir hoch erfreut dir singen Alleluja allezeit.

burg 1889) S. 23 Anm. — Sicut filii Israel in terra aliena suspenderunt organa sua in salicibus, ita nos vocem exsultationis, i. e. Alleluia, in tempore afflictionis nostrae, quae de paenitentia procedit, in amaritudine spontanea oblivisci debemus.

[1] *Dreves*, Analecta hymnica II, 41. Die zwei letzten Zeilen der vierten Strophe entnahm ich der bessern Lesart eines Rheinauer Codex vom angehenden 11. Jahrhundert. — Fälschlich meint John Julian in seinem Dictionary of Hymnology, die älteste Fassung dieses Hymnus sei in drei Handschriften des Britischen Museums vom 11. Jahrhundert; noch irriger *Neale*, Mediaeval Hymns (London 1867) p. 82: Various reasons render it probable, that the following hymn is not earlier date, than the thirteenth century. Die Uebersetzung ist von Lebrecht Dreves.

Vergleicht man den Inhalt dieses interessanten, weit verbreiteten Hymnus mit den vorausgeschickten Bemerkungen, so ist es klar, daß er für jenen Tag bestimmt war, an dem vom Alleluja Abschied genommen wurde. Nicht nur trägt er in dem erwähnten Hymnar die Aufschrift: Hymnus in Septuagesima, er findet sich in einer liturgischen Handschrift des 13. Jahrhunderts, die für die Kirche von Auxerre bestimmt war, sogar als Theil eines eigenen Officium alleluiaticum. Dieses führt uns zur nähern Betrachtung der Art und Weise, wie das Alleluja eingestellt wurde.

Für den streng römischen Ritus gilt die sehr sinnvolle, aber mehr einfache Anordnung: Deponitur in Septuagesima Alleluia bis eo cantato et repetito in fine primarum vesperarum Dominicae ex decreto Alexandri II, wie es im Micrologus heißt. Bevor jedoch dieser jetzt geltende Brauch einheitlich zur Ausübung kam, wurde in manchen Kirchen, namentlich des Südens, das Alleluja mit großem Jubel, magno cum gaudio, verabschiedet oder unter Trauerceremonien, cum gemitu et suspirio, gleichsam begraben [1]. In kindlich frommer Klage heißt es auf Septuagesima in einem Gebetbuch des 15. Jahrhunderts: „Gestern durften wir noch das jubelreiche Alleluja singen und es wie zum letzten Lebewohl oft und oft wiederholen“, heri licebat nobis iubilosum Alleluia cantare frequentiusque valedictione quadam itidem saepius frequentare [2]. Man schied eben vom Alleluja, wie Durandus bemerkt, wie von einem „lieben Freunde, den wir vor Antritt einer langen Reise oftmals umarmen und auf Mund und Stirn und Hand küssen“.

In der Augsburger Diöcese wurde nach einem Diurnale vom Jahre 1584 die erste Vesper von Septuagesima mit besonderer Feierlichkeit gehalten. Alle Psalmen erhielten als Antiphon drei oder vier Alleluja. Als Hymnus wurde gesungen eine Sequenz, die ursprünglich für Epiphanie bestimmt war: Cantemus cuncti melodum Alleluia. Jede Zeile dieser Sequenz wurde mit einfachem, die Doxologie mit sechsfachem Alleluja beschlossen. Die Antiphon zum Magnificat lautete:

Hymnum cantate nobis de canticis Sion. — Quomodo cantabimus canticum Domini in terra aliena, Alleluia? Septuaginta annis super flumina Babylonis sedimus et flevimus, dum recordaremur Sion; ibi suspendimus organa nostra, Alleluia [3].

Singt uns einen Hymnus aus den Liedern Sions. — Wie sollen wir singen in fremdem Lande das Lied des Herrn, das Alleluja? Siebzig Jahre saßen wir an den Wassern Babylons und weinten beim Andenken Sions; dort hingen wir auf unsere Harfen, das Alleluja.

---

[1] *Durandus* l. c. lib. VI, cap. 24, 18.

[2] Cf. *Daniel*, Thes. hymnol. IV, 152.

[3] Vgl. Hoeynck a. a. O. S. 205 f. Beachtung verdient die hier und sonst öfters wiederkehrende Erwähnung der „70 Jahre“ in Babylon als Anspielung auf Dominica LXX. — Zum Ausdruck Suspendimus organa nostra, Alleluia vergleiche man den Ausdruck Branders in Sequentiarum catalogo: Sabbato, quo Alleluia suspenditur.

So bedeutend dieser Ritus an Festlichkeit vom jetzigen absticht, ebensosehr stand er hinter der Abschiedsfeierlichkeit in andern Kirchen zurück. Vorhin wurde auf ein eigenes Officium alleluiaticum der Kirche von Auxerre hingewiesen. Dasselbe umfaßte nicht nur die erste Vesper, sondern auch die Matutin nebst Laudes. Die Antiphon der ersten Vesper war ein dreifaches Alleluja; als Hymnus diente das schon mitgetheilte Alleluia dulce carmen. Zum Magnificat lautete die Antiphon:

Mane apud nos hodie, Alleluia, Alleluia, et crastina die proficisceris, Alleluia, Alleluia, Alleluia; et dum ortus fuerit dies, ambulabis vias tuas, Alleluia, Alleluia, Alleluia.

Bleibe heute noch bei uns, Alleluja, Alleluja, und morgen magst du verreisen, Alleluja, Alleluja, Alleluja; wenn der Tag angebrochen ist, magst du wandeln deine Wege, Alleluja, Alleluja, Alleluja.

Darauf das Gebet:

Deus, qui nos concedis Alleluiatici cantici deducendo sollemnia celebrare, da nobis in aeterna beatitudine cum sanctis tuis Alleluia cantantibus perpetuum feliciter Alleluia posse decantare. Per Dominum etc.

Gott, der du uns gestattest, die Verabschiedung des Alleluja festlich zu begehen, verleihe uns, daß wir einst in der ewigen Seligkeit mit deinen Alleluja singenden Heiligen das ewige Alleluja glücklich singen dürfen. Durch unsern Herrn u. s. w.

Die naiv fromme, gemüthvolle Personification tritt in der Magnificat-Antiphon schon deutlich zu Tage; sie zieht sich weiterhin durch alle Responsorien und Versikel der drei Nocturnen und durch die Antiphonen zu den Laudes. Nur einzelnes sei hervorgehoben:

R. 1. Alleluia dum praesens est, invitant illam, et desiderant illam, dum se eduxerit; et in perpetuum coronata triumphat ante Dominum Alleluia. — V. In amicitia illius delectatio bona, quoniam immortalis est in conspectu illius.

Weilt Alleluja bei uns, labet man es ein, und vermißt es, wenn es sich entzogen hat; auf ewig gekrönt triumphirt Alleluja vor dem Herrn. — In seiner Freundschaft ist gute Wonne, da es unsterblich ist vor dem Herrn.

R. 3. Alleluia, sola tenes principatum in conspectu Domini; propterea revertere in thesauros tuos; te benedicant angeli, quia placuisti Domino, Alleluia, Alleluia.

Alleluja, du allein bist bevorzugt vor dem Herrn; kehre deshalb heim zu deinen Schätzen; dich mögen segnen die Engel, da du dem Herrn wohlgefällst, Alleluja, Alleluja.

R. 4. Angelus Domini bonus comitetur tecum et bene disponat itinera tua, ut iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia, Alleluia. — V. Multiplicentur a Domino anni tui; per viam sapientiae incedas, ut iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia, Alleluia.

Der gute Engel des Herrn sei dein Begleiter und verschaffe dir eine gute Reise, damit du mit Freuden wieder zu uns heimkehrest, Alleluja, Alleluja. — Es verdopple und mehre der Herr deine Jahre; wandle den Weg der Weisheit, damit du mit Freuden u. s. w.

A. ad Laudes: Omnes sumus sitientes Alleluia, Alleluia.

Alle dürsten wir nach dem Alleluja, Alleluja.

Die Psalmen der drei Nocturnen wurden, wie in der festlichen Osterzeit, unter einer Antiphon, und zwar dem Alleluja, zusammengefaßt. Den Höhepunkt erreichte das Jubeln und das valedictione quadam saepius frequentare des Alleluja im Psalm Laudate Dominum. Mit Alleluja eingeleitet, wurde der erste Vers mit einem Alleluja abgeschlossen, der zweite mit zwei, und so regelmäßig steigend voran, bis schließlich der Psalm in einem 28fachen Alleluja verklang. Gewiß genug des Guten. Nachdem noch einmal der Hymnus „Alleluja, Lied der Freude" ertönt und an Gott die Bitte wiederholt war, einstens „das ewige Alleluja glücklich singen zu dürfen", war der Abschied auf frohes Wiedersehen am Ostermorgen vollendet.

Doch nicht nur der Priester, in stiller Privatandacht oder im Chore der Kirche, sollte so die Abschiedsfeier des Alleluja festlich begehen; auch das Volk erhielt in seiner Art Antheilnahme, wobei freilich die Gefahr, vom Volksthümlichen ins Bizarre und Niedrige zu verfallen, nahe lag. Das 15. Statut in einer Agende für die Kirche von Toul lautete im 15. Jahrhundert folgendermaßen: „*Sepelitur Alleluia*, Das Begräbniß des Alleluja. Am Samstag vor Septuagesima versammeln sich während der Non alle Chorknaben in der großen Sakristei und rüsten sich zum Begräbniß des Alleluja (sepulturam Alleluiae). Nach dem letzten Benedicamus treten sie hervor mit Kreuzen und Fackeln und Weihwasser und Weihrauchfässern; sie tragen einen Katafalk wie bei einem Leichenbegängniß, ziehen durch den Chor und gehen unter Wehklagen (ululantes) zum claustrum bis an den Ort, wo das Begräbniß stattfindet. Dort besprengt jeder zweite der Chorknaben das Alleluja mit Weihwasser und incensirt es; dann kehren sie auf dem gleichen Wege zurück." [1] Minder geschmackvoll war der Brauch, der in einer Kirche bei Paris gegolten haben soll. Auf einer Strohpuppe ward in goldenen Buchstaben die Aufschrift Alleluja angebracht, und diese Puppe alsdann mit Schlägen aus dem Chore vertrieben [2].

Sehen wir von diesen zwei zuletzt genannten Gebräuchen ab, so hatte die Abschiedsfeier des Alleluja, insbesondere das eigene Officium, offenbar seine Vorlage im mozarabischen Ritus. Als Quelle dient uns das Brevier nach der Regel des hl. Isidor, welches auf Geheiß des Cardinals Ximenes von Alfons Ortiz besorgt und 1502 zu Toledo gedruckt wurde. Das Alleluja-Officium, dessen Alter um viele Jahrhunderte weiter zurückreicht als das Brevier, hier vollständig mitzutheilen, führt zu weit. Beachtung verdient zunächst, daß die Sonntage Septuagesima, Sexagesima und Quinquagesima im mozarabischen Ritus unbekannt sind; daher gehört das uns beschäftigende Officium zum ersten Sonntag von Quadragesima, und fallen die Anspielungen auf die 70 Jahre an den Bächen Babylons fort. Im übrigen ist der leitende Grundgedanke ganz derselbe wie im Officium der Kirche von Auxerre: unsere Unwürdigkeit, hier auf Erden ununterbrochen das hehre Alleluja des Himmels zu singen. Im Mittelpunkte des Officiums steht ein Hymnus von klassischer Schönheit, der alle

[1] *Mercurius Gallicus*, Mensis Dec. anni 1726. Cf. *Du-Cange*, Glossarium, unter Alleluia. [2] Cf. *Migne*, Encyclop. théolog. VIII, 58.

über das Ganze zerstreuten Gedanken und Affecte wie in einem Brennpunkt vereinigt und bei aller lyrischen Freiheit in einheitlicher, fast dramatischer Entwicklung vorführt. Die einzelnen Theile des Officiums, dort Lauda (eine Art Antiphon), Benedictio (ungefähr gleichbedeutend mit Versikel und Responsorium), Capitula (Orationen) genannt, sind nur weitere Ausführungen der Gedanken des Hymnus und sein bester Commentar. Ein paar Vorbemerkungen betreffs des Textes seien gestattet. Derselbe ist in relativ vielen Handschriften verschiedenen Ursprungs aufgezeichnet und in den meisten Hymnensammlungen abgedruckt; so enthalten ihn ein Münchener Codex des 10. Jahrhunderts, das schon oben erwähnte Hymnar der Abtei Moissac vom 10. Jahrhundert, drei Rheinauer Handschriften des 10. und 11. Jahrhunderts, ein Hymnar von Winchester aus dem 11. Jahrhundert, drei Handschriften des Britischen Museums vom 11. Jahrhundert, ein monastisches Brevier auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien aus dem 12. Jahrhundert, schließlich das erwähnte Brevier des Cardinals Ximenes. Trotz der vielen Quellen war es nicht gelungen, einen ganz saubern Text herzustellen. Allem Anschein nach ist es ermöglicht durch zwei bislang unbeachtete Quellen, einen Madrider Codex (jetzt in Toledo) vom 10. Jahrhundert und insbesondere durch das Hymnar aus Silos (jetzt in London Cod. Add. 30 851) vom 11. Jahrhundert. Letzteres bietet den relativ besten Text, der hier zum erstenmal veröffentlicht wird; von einer Begründung muß an dieser Stelle Abstand genommen werden [1]. Der interessante Hymnus in abgekürzten choriambischen Strophen, die an sich schon auf ein hohes Alter schließen lassen, lautet:

1. Alleluia piis edite laudibus, Cives aetherei, psallite naviter Alleluia perenne.	1. Alleluja zumal, Bürger des Himmels, singt, Daß es fröhlich erschallt, daß es gar hold erklingt, Alleluja, das ew'ge.
2. Hinc vos perpetui luminis accola Assumet resonans hymniferis choris Alleluia perenne.	2. Wann ihr scheidet von hier, ewige Lust euch lohnt, Das im heiteren Glanz ewigen Lichtes wohnt, Alleluja, das ew'ge.
3. Vos urbs eximia suscipiet Dei, Quae laetis resonans cantibus excitat Alleluia perenne.	3. Euch wird bergen des Herrn ragende Gottesstadt, Die im Wonnegefühl nimmer zu singen matt Alleluja, das ew'ge.
4. Felici reditu gaudia sumite Reddentes Domino glorificos melos, Alleluia perenne.	4. Heimgekehret zu Gott trinket die Himmelsluft, Preiset dankend den Herrn, singet aus froher Brust Alleluja, das ew'ge.

[1] Näheres wird jener Band unserer Analecta hymnica bieten, der die mozarabischen Hymnen enthält. Die poetische Uebertragung dieses sowie des am Schluß mitzutheilenden Hymnus verdanke ich der Güte meines werthen Collegen P. G. M. Dreves.

5. Almum sidereae iam patriae decus
Victores capitis, quo canor est iugis
Alleluia perenne.

5. Sieger nehmt ihr bereits Platz auf dem Sternenthron,
Wo ohn' Ende erklingt fröhlicher Jubelton,
Alleluja, das ew'ge.

6. Illic regis honor vocibus inclitis
Iucunda reboat carmina perpetim
Alleluia perenne.

6. Zu des Königes Preis schallet die Melodie,
Tönt das hehre Concert, und es verhallet nie
Alleluja, das ew'ge.

7. Hoc fessis requies, hoc cibus et potus
Oblectans reduces haustibus affluis,
Alleluia perenne.

7. Dies ist Speise und Trank, ist nach dem Pilgergang
Müden Wanderers Ruh, schwellender Lustgesang,
Alleluja, das ew'ge.

8. Nos te suavisonis, conditor, affatim,
Rerum, carminibus laudeque pangimus
Alleluia perenne.

8. Lob hienieden auch tönt, Schöpfer der Welten, dir,
Mit süßtönendem Schall singen im Liede wir
Alleluja, das ew'ge.

9. Te, Christe, celebrat gloria vocibus
Nostris, omnipotens, ac tibi dicimus
Alleluia perenne.

9. Dir, o Christe, erschallt unserer Stimmen Klang,
O Allmächtiger, dir unserer Freude Sang,
Alleluja, das ew'ge.

Der Rundreim „Alleluja, das ew'ge" hebt in packender Weise den lyrischen Standpunkt hervor. Ewig ertönt es im Himmel, ewig soll es dort das Lied unserer Freude und Wonne sein; einstweilen auf dem Pilgergang darf es noch nicht für uns ewig und ununterbrochen erschallen. Es muß eingestellt werden; doch nur getrost. Auch wir sind bestimmt, „Bürger des Himmels" zu sein. Daher die Ermunterung (Str. 1) an die Festgenossen der Abschiedsfeier (nicht, wie Mone meint, an die Seligen des Himmels), noch einmal mit voller Kraft das Alleluja anzustimmen, bevor es verstummt; und dann die Tröstung (Str. 2), bald werde das nie verstummende, ewige Alleluja, das in kühner Personification als Thronassistent Gottes, des ewigen Lichtes, aufgefaßt wird, uns aufnehmen und einreihen in die himmlischen Sängerchöre. Der Dichter folgt im Geiste dem Zuge der Glücklichen, welche in die vom Alleluja widerhallende Gottesstadt einziehen (Str. 3), und ermuntert voll Begeisterung, dort mit einzustimmen in das süße Engellied (Str. 4). In frohem Seherblick schaut er die Zukunft schon als gegenwärtig (Str. 5) und weidet sich an der Ehre, die dem ewigen Könige (Str. 6), und an der Wonne, die den Himmelsbürgern (Str. 7) aus dem Alleluja erwächst. Es ist der Höhepunkt des lyrischen Affectes. Allein diese Wonne ist für uns noch nicht Wirklichkeit, wir sind noch „müde Wanderer", und das leitet zurück zur Gegenwart. Unser Alleluja ist nur ein schwaches Vorspiel. Aber auch so wollen wir in demselben uns üben, durch dasselbe schon hienieden

nach Kräften den Schöpfer der Welten (Str. 8) und unsern ewigen König Jesus Christus (Str. 9) loben und preisen, bis uns das ewige Alleluja vergönnt wird.

Beachtung verdient, daß der Rundreim nie lose angefügt, sondern stets als Subject, Object oder Apposition in die Strophe eingereiht, mit ihr verwachsen ist. Dabei gilt dem Dichter, dessen Name uns leider unbekannt ist, das Alleluja nicht bloß als ein Wort, ein Jubelton (canor iugis), sondern als ein volles Lied, ein Concert; daher die Pluralformen glorificos melos (vom lat. melus), iucunda carmina, carminibus laudeque; ja er betrachtet es, woran bereits erinnert wurde, als einen accola luminis perpetui, Bewohner des ewigen Lichtes.

Danach erklären und würdigen sich die übrigen Theile des Officiums von selbst. So die Personification im Lauda der ersten Vesper:

1. Dirigam vias tuas, Alleluia. In iucunditate exies et cum laetitia discedas; montes et colles exsultabunt exspectantes te cum gloria, Alleluia, Alleluia, Alleluia. Non accedet ad te malum, et flagellum non appropinquabit tabernaculo tuo.

2. Ibis, Alleluia; prosperum iter habebis, Alleluia. Et iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia. In manibus enim portabunt te, ne umquam offendas ad lapidem pedem tuum. Et iterum etc.

1. Lenken werde ich dich auf deinen Wegen, Alleluja. Mit Freuden mögest du fortziehen und unter Jubel scheiden; aufjauchzen werden die Berge und Hügel, die dich mit Ruhm erwarten, Alleluja, Alleluja, Alleluja. Kein Leid wird dir nahen, keine Geißel treffen dein Gezelt.

2. Du ziehest fort, Alleluja; glückliche Reise, Alleluja! Und unter Freuden kehre wieder heim zu uns, Alleluja. Auf den Händen wird man dich ja tragen, damit kein Stein deinen Fuß verletze.

Ebenso im Lauda der zweiten Vesper:

1. Mane apud nos hodie, Alleluia, et crastina die proficisceris. Et dum orta fuerit dies, ambulabis via tua, Alleluia, Alleluia. Dominus custodiat te ab omni malo, custodiat animam tuam Dominus; et dum orta fuerit etc.

2. Angelus Domini bonus comitetur tecum, Alleluia, et omnia bona praeparet itineri tuo. Et iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia. Mittat tibi auxilium de sancto et de Sion tueatur te. Et iterum etc.

1. Heute bleibe noch bei uns, Alleluja; morgen magst du reisen. Beim Morgengrauen wandle deine Bahn, Alleluja, Alleluja. Der Herr bewahre dich vor allem Leid, es beschütze dein Leben der Herr.

2. Der gute Engel des Herrn sei dein Begleiter, Alleluja, und besorge dir alles Gute für deine Reise. Und unter Freuden kehre wieder heim zu uns, Alleluja. Hilfe sende er dir von seinem Heiligthum, und von Sion aus schütze er dich.

Man sieht, wie manche kürzere, sonst vielfach gleichlautende Antiphonen und Responsorien im Officium von Auxerre an diesem mozarabischen Officium ihr Vorbild hatten. Bemerkenswerth ist, daß in jedem Lauda, aber auch nur dort, das Alleluja personificirt wird, abgesehen freilich vom Hymnus. Auch diese einheitliche Behandlungsweise dürfte dem mozarabischen Officium den Vorrang einräumen.

Die sogen. Benedictiones, eine für die erste Vesper und die Laudes, eine zweite für die zweite Vesper, enthalten je drei Versikeln, wie ich sie nennen möchte,

worin das Alleluja des Himmels und der Erde gegenübergestellt werden, jenes wie es ist, dieses wie es sein soll. Darauf immer das Responsorium: Amen. Sie lauten in der ersten Vesper:

a. Alleluia, quae ineffabiliter concinitur in caelis, efficacius declaretur in laudibus vestris. R. Amen.

Alleluja, das in unaussprechlichen Weisen im Himmel ertönt, möge [heute] nachdrucksvoller sich äußern in euren Lobpreisungen. — Amen.

b. Et quae illic sine intermissione decantatur ab angelis, hic per momenta affectius concinatur a populis universis. R. Amen.

Und was dort ohne Unterbrechung von den Engeln gesungen wird, ertöne hier zu Zeiten inniger bei allen Völkern. — Amen.

c. Ut haec ipsa, quae laus dicitur Deo in eaque nunc laude initiari populos facit, aeternae nos ascribat socios mansioni. R. Amen.

Damit eben dieses Alleluja, welches Lob Gottes bedeutet und in dieses Lob nun die Völker einweiht, uns der ewigen Wohnung als Genossen einreihe. — Amen.

In der zweiten Vesper:

a. Alleluia, nomen pium atque iucundum, dilatetur ad laudem Dei in ora omnium populorum. R. Amen.

Alleluja, liebes und süßes Wort, stets weiter und weiter möge es erschallen von den Zungen aller Völker. — Amen.

b. Sit in vocibus credentium clara, quae in angelorum ostenditur concentibus gloriosa. R. Amen.

Es sei helltönend in den Stimmen der Gläubigen, während es sich ruhmreich erweist im Concerte der Engel. — Amen.

c. Et quae in aeternis civibus sine sonorum strepitu enitet, in vestris cordibus affectu pleniore fructificet. R. Amen.

Und welches bei den ewigen Himmelsbürgern ohne der Worte Schall prangt, bringe Frucht in euren Herzen durch der Andacht Fülle. — Amen.

Wie das in die Uebersetzung eingeschobene „heute" andeuten soll, sind die Comparative nicht im Vergleich zum Alleluja des Himmels, sondern zum sonst (an andern Tagen) auf Erden gebräuchlichen Alleluja zu verstehen; also „wenn immer laut und mit Frucht das Alleluja hier erschallt, dann soll es heute, am Abschiedsfeste, noch lauter und mit mehr Frucht erschallen".

Gleich symmetrisch und einheitlich gebaut wie die Benedictiones und ebenso reiche Poesie und fromme Andacht hauchend sind die Capitula, eine Art Oration, die mit einer Lobeserhebung des Alleluja eingeleitet werden. In der ersten Vesper:

Alleluia in caelo et in terra: In caelo perpetuatur et in terra cantatur; ibi sonat iugiter, hic fideliter; illic perenniter, hic suaviter; illic feliciter, hic concorditer; illic ineffabiliter, hic instanter; illic sine syllabis, hic modulis; illic ab angelis, hic a populis. Quam Christo Domino nascente in laude et confessione nimis eius non solum in caelo, sed et in terra caelicolae cecinerunt, dum Gloria in excelsis Deo

Alleluja im Himmel und auf Erden: Im Himmel wird es fortgesetzt, auf Erden angestimmt; dort ertönt es beständig, hier getreulich; dort ohne Unterlaß, hier mit Lieblichkeit; dort in Wonne, hier in Eintracht; dort ohne Maß, hier mit Inbrunst; dort ohne Worte, hier in Melodien; dort von den Engeln, hier von den Völkern. Zum höchsten Lob und Preis Christi des Herrn haben es bei seiner Geburt die Himmelsbürger

et pacem in terra bonae voluntatis hominibus nuntiaverunt. Quaesumus ergo, Domine, ut quorum ministeria nitimur imitari laudando, eorum mereamur consortium beatae vitae vivendo.

nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden gesungen, da sie Ehre Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen des göttlichen Wohlgefallens verkündeten. Daher denn, o Herr, unsere Bitte: Laß uns durch unser Thun Antheil gewinnen am seligen Leben jener, deren Amt wir durch Lobpreis nachzuahmen streben.

In den Laudes:

Alleluia, nomen quoad interpretationem tui laudem resonans Dei, esto consummatrix matutini officii; praebe quoque tu, Deus, nobis hanc tibi, dum vivimus, diffuso ore concinere; hanc etiam tibi post transitum peracto mundi termino decantare, ut in cuius hic renovatione dulcescimus, in eius te concentu post nostrum obitum copiosius amplectamur.

Alleluja, das seiner Bedeutung gemäß das Lob Gottes widerhallen läßt, sei der Abschluß unserer Morgenandacht. Verleihe uns auch, o Gott, daß wir dieses Alleluja im Leben aus voller Brust dir singen; daß wir nach dem Heimgange am Ende der Zeiten es dir anstimmen: damit wir im Alleluja-Concert, welches immer und immer zu wiederholen schon hier unsere Wonne ist, nach unserem Tode dich voll und ganz umfangen.

In der zweiten Vesper:

Ecce laus tua, Deus, quae est Alleluia, et caelos implet et terram, cum supernorum ineffabili concentu exprimitur et terrenorum officiis declaratur. Quaesumus ergo, Deus, ut cum te in illa die viderint oculi nostri in gloria, laetetur cor nostrum super Alleluia; ut per laudis huius exhibitionem devotam hic promereamur criminum veniam et post aeternam perducamur ad gloriam, cum manifesta fuerit nobis facies tua.

Siehe, o Gott, dein Lob, das Alleluja, erfüllt Himmel und Erde; das unaussprechliche Concert des Himmels verkündet es, die Andachtslieder der Erde melden es. Daher unsere Bitte, o Gott: Wann einst an jenem großen Tage unsere Augen dich in der Glorie schauen, dann laß unser Herz frohlocken im Alleluja; laß uns hier durch andächtiges Darbringen dieses Lobpreises Verzeihung der Sünden erlangen und dann eintreten in die ewige Glorie, wo uns enthüllt sein wird dein Antlitz.

Wohl niemand kann sich des Eindrucks erwehren, wie in dem vorgelegten Officium Frömmigkeit und Poesie aufs innigste verschmolzen sind, und ein einheitlicher Grundgedanke die einzelnen Theile geschmackvoll verwebt und innig verbindet. Sehr wirkungsreich, um noch dieses eine kurz zu berühren, mußte dabei der Contrast zur Geltung kommen. Mitten in dem frohen Jubel, der freilich durch den bevorstehenden Abschied des Alleluja maßvoll gedämpft ist, steht die ernste Matutin. Kein Alleluja wird vernommen; alles spricht nur von Sündenschuld und Buße, enthält Bitten um Erbarmen, Aufforderung zu den drei großen Kraftmitteln der Sündentilgung: Gebet, Fasten, Almosen. Erst allmählich leiten die Laudes wieder über zur Antiphon des Frohlockens, indem der Psalm 148 anhebt mit Alleluia, Laudate Dominum de caelis, Alleluia, und so unter steter Beifügung eines Alleluja zu den einzelnen Versen voran bis zum machtvoll erklingenden Hymnus Alleluia piis edite laudibus. Nachdem alsdann gegen

Schluß der zweiten Vesper noch einmal das Alleluja aufgefordert ist, unter Freuden am Ostermorgen heimzukehren, et iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia, folgt die Rubrik Hic clauditur Alleluia, und der Jubelsang wird unmittelbar abgelöst von dem Bußpsalm Miserere, der die Vesper schließt.

Fromme Wehmuth mochte manchen Beter dabei befallen. Ist es unbillig, wenn angesichts der frommen Poesie vergangener Zeiten auch bei uns eine gewisse Wehmuth, freilich etwas anderer Art, sich fühlbar macht? Wie in vielen Dingen, so ist auch hier manches Schöne, Kindliche, Innige der Vorzeit dem mehr nüchternen Geiste der Epigonen zum Opfer gefallen. Genießen wir wenigstens das, was uns geblieben. Ein Eindringen in die Gesinnungen, mit denen unsere christlichen Ahnen das Alleluja betrachteten, behandelten, verabschiedeten, wieder empfingen, dürfte dazu beitragen, uns das äußerst Tiefsinnige in dem noch jetzt geltenden Brauche der römischen Liturgie betreffs des Alleluja doppelt zum Bewußtsein zu bringen. So wird wenigstens das Herz empfinden, was die äußern Ceremonien und die Worte nicht mehr so unmittelbar zum vollen Ausdruck bringen.

Mehr zu bedauern ist, daß so manches beredte Denkmal der liturgischen Dichtung aus frühern Zeiten spurlos verschwunden ist. Bislang waren nur zwei Hymnen, die der Abschiedsfeier des Alleluja gelten, bekannt; der sogen. Hymnus Cantemus cuncti melodum Alleluia war nämlich, wie bemerkt wurde, ursprünglich eine Sequenz auf Epiphanie. Und doch muß zweifelsohne der Liederschatz von dieser Art ein ungleich größerer gewesen sein. Ein glücklicher Zufall fügte es nun, daß letzten Herbst in der Klosterbibliothek der Benediktiner zu Lambach dem P. Dreves Bruchstücke von einem Hymnar jenes Stiftes aus dem 12. Jahrhundert in die Hände fielen, welches einen Alleluja-Hymnus für Septuagesima enthielt. Gleichen Anfangs mit dem ersten unserer oben vorgelegten Hymnen, schließt er sich auch in Form und Inhalt ihm nahe an, so daß er wohl als eine Nachbildung desselben, freilich eine gut gelungene, bezeichnet werden darf. Er lautet:

1. Alleluia, dulce carmen et caeleste canimus, Quod Ioannes, sacer ille virgo et apostolus, De secretis paradisi haurire promeruit.	1. Alleluja, Lied der Freude, Alleluja, Himmelsklang, Das ans Ohr dem Liebesjünger einst aus sel'gen Höhen drang, Als zur Stadt auf Gottesbergen sich sein Seherauge schwang.
2. Alleluia, quod superna mater nostra sedulo Hierusalem concinendo hymnizare noscitur, Trinum semper atque unum commendans altithronum.	2. Alleluja, Lied, das droben unsre Mutter allezeit, Das die Stadt des ew'gen Friedens ihrem Friedenskönig weiht, Jubelnd dem Dreiein'gen, jubelnd ihrem Gott in Ewigkeit.
3. Alleluia nunc in terris iam canamus viribus, Quo post mortem in supernis iubilemus sedibus Ipsum regem saeculorum laudaturi perpetim.	3. Alleluja, sing es freudig schon hienieden, Christenschar, Daß wir's einst in lichten Höhen singen mögen immerdar, Ihm, dem König aller Zeiten, ihm, der sein wird, ist und war.

Zum Abschluß unserer Skizze wären eigentlich etliche Züge nothwendig, die andeuten, wie dem Abschiede und Begräbniß des Alleluja seine Heimkehr und Auferstehung folgte. Doch müssen wir uns auf die eine und andere Notiz beschränken. Das dreimal festlich erklingende, tief ergreifende Alleluja im Karsamstags-Officium des römischen Ritus bleibt jedem unvergeßlich, der es einmal mit Verständniß vernommen. Die Mozaraber stehen auffallenderweise in diesem Punkte hinter den Lateinern zurück. Freilich stimmte bei ihnen in der Karsamstagsmesse der Priester dreimal die Antiphon an: Vicit leo de tribu Iuda, Alleluia, „Gesiegt hat der Löwe aus Judas Stamme, Alleluja"; aber schon vorher war das Alleluja in einfacher Weise wieder aufgenommen, und in der erwähnten Antiphon war es eine Zugabe, trat somit weniger wirkungsvoll hervor als das alleinstehende, zum erstenmal wieder ertönende dreimalige Alleluja im römischen Ritus. Indes wurde am fünften Tage der Osteroctav das Alleluja mit einer besondern Lobeserhebung bedacht. Es heißt daselbst in der Messe unter dem Titel Sacrificium:

Alleluia quasi carmen musicum. Quam suave est et dulci sono canitur Alleluia, Alleluia! Aquae eius de sanctuario egredientur, et erunt fructus et folia eius ad medicinam omnibus. Quam suave est et dulci sono canitur Alleluia!	Alleluja, ein melodisches Lied. Wie lieblich ist doch und mit wie süßem Schalle erklingt das Alleluja, Alleluja! Seine Gewässer sprudeln hervor aus dem Heiligthum, seine Früchte und Blätter sind allen ein Labsal. Wie lieblich ist doch und mit wie süßem Schalle erklingt Alleluja!

In französischen Brevieren, so versichert uns Neale [1], fand die Heimkehrfeier des Alleluja erst am zweiten Sonntag nach Ostern statt. Unter anderem wurde als Lesung die schöne Auslegung des 110. Psalmes vom hl. Augustin gewählt, worin es heißt: „Die Tage sind für uns gekommen, zu singen das Alleluja. Jetzt kommen diese Tage nur, um wieder zu gehen, und sie gehen, um wieder zu kommen; sie sind ein schwaches Vorbild jenes Tages, der nicht kommt, um wieder zu gehen. Sind wir zu jenem Tage gelangt, dann werden auch wir festhaltend am Alleluja nicht wieder gehen." Darauf folgte als Versikel und Responsorium: „Durch die Straßen Jerusalems soll nun Alleluja erschallen. Gepriesen sei der Herr, der es erhöht hat. Sein Königthum herrsche immer und ewig mit Alleluja, Alleluja. Alleluja, Heil und Ruhm und Macht unserem Gott, denn recht und gerecht sind seine Gerichte. Sein Königthum herrsche immer und ewig mit Alleluja, Alleluja."

[1] *Neale* l. c. p. 183. Da Neale jede nähere Angabe unterläßt, konnte ich leider nicht feststellen, in welchen Brevieren (gallikanischen?) und von welchem Jahrhundert sich dieses Officium findet.

Clemens Blume S. J.

Recensionen.

Institutiones theologicae de sacramentis Ecclesiae. Auctore *Joanne Bapt. Sasse* S. J. Volumen primum. De sacramentis in genere. — De baptismo. — De confirmatione. — De eucharistia. Cum approbatione Rev^mi Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. 8⁰. (XVI et 590 p.) Friburgi Brisgoviae, Herder, MDCCCXCVII. Preis *M.* 8.

Nachdem die letzten Jahre der theologischen Leserwelt eine Anzahl neuer Lehrbücher der Dogmatik geboten haben, könnte man versucht sein zu fragen, ob es wohl am Platze sei, diese Anzahl noch zu vermehren. Allein wer auch nur einen aufmerksamen Blick in irgend eine Partie des vorliegenden Bandes wirft, der wird sich bald überzeugen, daß er es mit einem Werke zu thun hat, welchem bei aller Fülle von ähnlichen Werken ein recht ehrenvoller Platz wird gesichert bleiben.

Der Verfasser sucht es sorgfältig zu vermeiden, mit neuen theologischen Ansichten und Ideen die Neugierde und das Interesse des Lesers zu wecken: aber die scholastische Doctrin und ihre Entwicklung bis auf die jüngste Zeit hat er bezüglich der einzelnen dogmatischen Lehrsätze mit einer außerordentlichen Klarheit und Einfachheit, dabei aber doch mit einer gewissen Eleganz darzustellen verstanden. Außer der scholastischen Erklärung des Dogmas findet der Schriftbeweis eine hervorragende Beachtung. Die klassischen Schrifttexte für die jeweiligen dogmatischen Lehrsätze sind mit großer Sorgfalt herangezogen, und viel Fleiß und Scharfsinn ward verwendet auf die Hervorhebung und Ausbeutung der wesentlichen Beweismomente, welche in denselben liegen. Desgleichen findet sich eine reiche Auswahl von Belegstellen aus der Tradition, und zwar in der Weise, daß weniger Gewicht gelegt wird auf eine Häufung von einzelnen Aussprüchen der heiligen Väter, daß vielmehr die Verkettung der einzelnen Lehrsätze in der Gesamtlehre der Väter und Lehrer der Kirche zur Darstellung gelangt.

Den Inhalt des Bandes summarisch anzugeben, wäre zwecklos; er ist durch den Titel jedem theologischen Leser selbstverständlich. Nur wollen wir nicht unterlassen, einige Punkte hervorzuheben, in welchen die gründliche und lichtvolle Behandlung, die das ganze Werk auszeichnet, in besonderer Weise zu Tage tritt.

Wir rechnen unter andern hierzu die Controversfrage über die Wirkungsweise der Sacramente (S. 54—89) und die Erklärung, wie und in welcher

Weise den Sacramenten, insofern man sie als moralische Werkzeuge der Gnade auffaßt, eine wahre Ursächlichkeit zukommt. Desgleichen verdient der Abschnitt über den Charakter der drei Sacramente, der Taufe, Firmung und Weihe, besondere Beachtung (S. 96—120): die Auffassung desselben als eine eigene Verähnlichung mit Christus im hohenpriesterlichen Amte erklärt in befriedigender Weise alles, was nach kirchlicher Lehre und allgemeiner theologischen Meinung über den sacramentalen Charakter festzuhalten ist, zumal wie derselbe ohne die heiligmachende Gnade sein und bestehen bleiben kann, und wie er doch zur heiligmachenden Gnade gewissermaßen in ursächlicher Beziehung steht.

Betreffs der Taufe möchten wir die Aufmerksamkeit besonders auf den Abschnitt von der Nothwendigkeit derselben richten: die Tragweite dieser Nothwendigkeit findet dort eine allseitige Erörterung.

Bei der Firmung ist der theologisch interessanteste Punkt die Erklärung der Befugniß, kraft welcher der Papst einen einfachen Priester ermächtigen kann, die Firmung, deren Spendung an und für sich dem Bischof zusteht, giltig zu spenden. Der Verfasser gibt dieselbe Erklärung, welche auch Recensent in seiner Theologia moralis verficht, daß zwar der Papst kraft seiner höchsten Regierungs- oder Jurisdictionsgewalt so handelt, daß aber dasjenige, was er dem Priester mittheilt, nicht eine Jurisdictionsgewalt, sondern eine höhere Würde sei, welche sonst aus dem bischöflichen Charakter entspringt.

Die schönste und reichste Partie des vorliegenden Werkes ist unstreitig der Abschnitt über die heilige Eucharistie, der die Hälfte des ganzen Bandes umfaßt. Mit sichtlicher Vorliebe ist der Verfasser an den Beweis der wirklichen Gegenwart und den der Wesensverwandlung herangetreten. Vor allem bezüglich des ersten Punktes ist aus der ganzen Reihe der christlichen Jahrhunderte eine Wolke von Zeugen vorgeführt, welche einen überwältigenden Nachweis für die Wahrheit dieses hohen, mit dem Christenthum aufs innigste verwachsenen Geheimnisses geben und vor welchen jeder akatholische Einwand verschwinden muß; alle Scheinbeweise, welche der Unglaube aus einzelnen Ausdrücken des einen oder andern heiligen Lehrers der Kirche gegen das Dogma zu führen versucht hat, werden siegreich abgewiesen. — Mit nicht geringerer Sorgfalt wird die Lehre von der heiligen Eucharistie als Meßopfer behandelt. Die in neuerer Zeit mehrfach angefochtene Begriffserklärung des Opfers, nach welcher zu dessen Wesen eine gewisse Zerstörung des Opfergegenstandes gehört, wird als die althergebrachte nachgewiesen und ihre Richtigkeit näher erklärt und begründet. In der Anwendung des Opferbegriffes auf die heilige Eucharistie behandelt dann der Verfasser sehr ausführlich die Frage, in welche Momente der Opfercharakter der heiligen Messe zu setzen sei (S. 517—546). Mit großem Sachverständniß legt er die Gründe dar, welche gegen die verschiedenen Opfertheorien, die vertheidigt wurden und noch heute vertheidigt werden, ins Gewicht fallen. Er selbst — wir bemerken das mit voller Genugthuung — gibt der Erklärung der Cardinäle Lugo und Franzelin den Vorzug. Er zeigt, daß man dieser mit Unrecht den Vorwurf der Neuerung macht, daß dieselbe vielmehr sehr wohl als eine Weiterentwicklung der Keime angesehen werden kann, welche sich schon in den Aussprüchen der Väter der ersten

christlichen Jahrhunderte vorfinden, und daß in dieser Theorie besser als in irgend einer andern alle Momente sich aufdecken lassen, die nach allgemein herrschendem Begriff in einem Opfer enthalten sind.

Wir schließen mit rückhaltloser Empfehlung des Werkes. Der Leser wird in ihm reiche Belehrung und wissenschaftliche Anregung finden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Études Théologiques sur les Constitutions du Concile du Vatican d'après les Actes du Concile, par ***Jean Michel Alfred Vacant,*** Docteur en Théologie, Chanoine honoraire et Professeur au Grand Séminaire de Nancy. — La Constitution Dei Filius. Tomes I et II. 8°. (734 et 569 p.) Paris, Lyon, Delhomme et Briguet, 1895. Preis *Fr.* 12.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes beabsichtigt nicht nur einen Commentar der dogmatischen Constitutionen des Vaticanums zu bieten, sondern auch die in den Constitutionen dargelegten Lehren nach allen Seiten theologisch zu erörtern. Während wir also in unserer im vorliegenden Werke vielfach benutzten Schrift [1] alles, was sich in den Acten des Concils zur Erläuterung der Constitutionen findet, zusammengetragen haben, um die Constitutionen und so auch ihre Lehre zu erklären, hat der Verfasser auch diese Lehren selbst in sich zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht und zugleich auf die Folgerungen geachtet, welche sich aus denselben herleiten lassen. Die vorliegenden Bände beschäftigen sich nur mit der Erklärung der ersten der beiden vaticanischen Constitutionen. Die Erklärung der zweiten ist in Aussicht gestellt.

Man überzeugt sich bald, daß das Werk die Arbeit eines sehr tüchtigen Theologen ist. Mit großer Sachkenntniß und Umsicht verwendet er für die Erklärung und Begründung der dargelegten Lehre nicht nur die in den Acten des vaticanischen Concils gebotenen Momente, sondern auch die frühern und spätern kirchlichen Lehrdecrete, und er zieht die ältern und namentlich die neuern Controversen der Theologen über die einzelnen Lehrpunkte und die entgegenstehenden häretischen oder falschen Ansichten mit anerkennenswerther Erudition in den Kreis seiner Darstellung. Seinen ganzen umfangreichen Stoff hat der Verfasser speculativ und selbständig, aber unter vollster Hingabe an die kirchliche Lehrautorität durchdrungen, und seinen Argumentationen und Ansichten wird man durchgehends beipflichten müssen.

Ueber den Inhalt des Werkes brauchen wir keinen summarischen Ueberblick zu geben. Der Verfasser folgt einfach den einzelnen Kapiteln und Paragraphen der Constitution *Dei Filius*, deren Inhalt unsern Lesern bekannt ist. Nur solche Punkte seien hervorgehoben, bei denen sich gerade eine besondere Bemerkung aufdrängt.

Wenn im zweiten Kapitel unserer Constitution definirt wird: „Deum ... naturali humanae rationis lumine e rebus creatis certo cognosci posse",

[1] Constitutiones dogmaticae sacrosancti oecumenici Concilii Vaticani ex ipsis eius actis explicatae atque illustratae. Friburgi Brisg., Herder, 1892.

so behauptet der Verfasser, daß hier nur die Möglichkeit der natürlichen Gotteserkenntniß, nicht aber die Art, wie sie stattfindet, definirt werde; es sei nicht definirt, daß sein Dasein e rebus creatis erkannt werden könne, diese Worte seien bloß nebenbei hinzugefügt (p. 297 sq.). Wir hätten freilich gewünscht, daß der Verfasser seine Behauptung auch bewiesen hätte, heben dieselbe jedoch hier hervor für solche Erklärer, welche im Gegensatze zu den alten Theologen glauben, alles und jedes, was in einer Definition ausdrücklich gesagt ist, sei darum auch definirt und die Negation desselben endgiltig verworfen. Daß dies irrig ist, zeigt ein naheliegendes Beispiel, ein Satz aus dem vierten Lateranconcil, welcher in das zweite Kapitel unserer Vaticanconstitution Aufnahme gefunden hat: „Deus... simul ab initio temporis utramque de nihilo condidit creaturam, spiritualem et corporalem.“ Es sprechen Gründe dafür, daß das Wort *simul* vom Lateranconcil als Zeitpartikel aufgefaßt worden ist. Der Ausdruck stammt aus dem Buche Jesus Sirach (18, 1), wo er als Zeitpartikel erklärt zu werden pflegte, und auch in dem Decrete des Concils wird er vielfach von den alten Theologen als Zeitpartikel gefaßt, so daß also das Lateranconcil ausdrücklich gesagt hätte, die Engel und die Materie seien gleichzeitig erschaffen. Nichtsdestoweniger galt dies auch bei denjenigen Theologen nicht als definirt, welche, wie Cajetan (In S. Thomae P. I, q. 61, a. 3), Canus (De locis l. 4, c. 5), Gregor de Valentia (P. I, q. 62, a. 3), Suarez (De Angelis l. 2, c. 3, n. 6 sqq.), das Wort als Zeitpartikel faßten; es ist nach ihnen *obiter* hinzugefügt. — Mit Recht vermuthet Vacant (I, 226), daß die Väter des Vaticanischen Concils die ganze Stelle des Lateranconcils in dem Sinne, welchen sie in diesem hatte, aufnehmen wollten, ohne über den Sinn des *simul* etwas zu entscheiden. Wenn er aber glaubt, daß in den von uns veröffentlichten Acten des Vaticanischen Concils sich absolut nichts hierüber finde, so ist dies insofern ein Irrthum, als Franzelin in seinem über das ursprüngliche Schema in der Glaubensdeputation gehaltenen Vortrage eine Bemerkung macht, welche seine Vermuthung vollauf bestätigt (vergl. meine oben citirte Schrift S. 75, Anm. 3).

Der Verfasser glaubt auch (I, 307 sq.), im ersten Canon zum zweiten Kapitel der Constitution sei nicht definirt, daß Gott als einer mit den natürlichen Kräften der Vernunft erkannt werden könne. Sein Beweis ist folgender: In dem Canon „Si quis dixerit, Deum unum et verum, Creatorem et Dominum nostrum ... naturali rationis humanae lumine certo cognosci non posse, anathema sit“, sei nicht definirt, die Vernunft könne erkennen, daß Gott Schöpfer sei und die Welt aus nichts hervorgebracht habe; mithin sei auch nicht definirt, die Vernunft könne ihn als einzigen Gott erkennen, da das unum und das Creatorem in derselben Art nebeneinander stehe. Wir glauben aber nicht, daß er hierin das Richtige getroffen hat. Wohl ist definirt, daß man Gott als unsern Schöpfer mit den natürlichen Kräften der Vernunft erkennen kann. Das Wort „Schöpfer“ hat einen strengern und einen weitern Sinn. Nun wissen wir aus den Acten des Concils, daß die Väter das Wort in unserem Canon nicht in dem strengern Sinne gebrauchen, also nicht definiren wollten, man könne mit den bloßen Kräften der Vernunft die Erschaffung der Welt aus

nichts erkennen. Daß aber Gott als Schöpfer überhaupt von der Vernunft erkannt werden könne, wollten sie definiren. So wollten sie auch definiren, daß Gott als einer natürlich erkannt werden könne. Dieses Wort hat aber nicht, wie das Wort „Schöpfer", einen engern und einen weitern Sinn. Somit ist definirt, der Mensch könne mit den natürlichen Kräften seiner Vernunft Gott als den einen und einzigen erkennen.

Auf ein paar andere Punkte, welche nicht sowohl die Constitution als solche, als die Lehre betreffen, wollen wir nicht weiter eingehen, zumal da wir sehen, daß sie schon in andern Besprechungen des Werkes berührt worden sind, möchten aber ausdrücklich wiederholen, daß wir durchgehends den Ausführungen des Verfassers unsern vollsten Beifall zollen.

Theodor Granderath S. J.

La France et le Grand Schisme d'Occident. Par *Noël Valois.* Zwei Bände. 8°. (XXX, 407 et 516 p.) Paris, Picard, 1896. Preis *Fr.* 15.

Kaum auf einem andern Gebiet der geschichtlichen Forschung herrschte in den letzten Jahren und herrscht noch heute ein so reges Leben und Schaffen als in der traurigen Periode der abendländischen Kirchenspaltung. Gayet lieferte uns zwei Bände neuer Materialien für die Geschichte der unheilvollen Wahl Urbans VI.; Sauerland widmete seit Jahren eine Reihe kleinerer Veröffentlichungen der Geschichte der römischen Obedienz, Valois jener der avignonesischen während der Zeit Roberts von Genf (Clemens VII.), während ich meinerseits die Herrschaft Peters von Luna (Benedikt XIII.) aufzuhellen suchte; Schmitz (Rheydt) bot neue Materialien für das Concil von Cividale und beschäftigt sich nun mit dem Pseudoconcil von Pisa, Finke mit dem ungleich wichtigern Concil von Konstanz, Haller mit dem von Basel. Auch die einschlägigen Bände der Reichstagsacten und das herrliche Chartular der Pariser Universität von Denifle-Chatelain liefern eine reiche Ausbeute. E. Jarry behandelt in mehreren bedeutenden Arbeiten einige in das Schisma eingreifende Partien der französischen Geschichte. Die Wiener Akademie hat nach langer Unterbrechung ihre große Veröffentlichung zur Geschichte der Reformconcilien wieder aufgenommen. P. Eubel und Haupt suchten in einer Reihe von Artikeln die Hierarchie und Geographie der beiden Obedienzen genauer zu bestimmen.

In dem uns vorliegenden Werke wird bereits eine zusammenfassende Darstellung des ersten Theiles des Schismas versucht. Für diesen Theil war das möglich, ja sogar wünschenswerth, was sich von der zweiten Periode nicht behaupten ließe.

Der Versuch muß als ein wohlgelungener bezeichnet werden; denn die Arbeit zeichnet sich wie die frühern Veröffentlichungen des verdienten Historikers durch eine staunenswerthe Kenntniß der einschlägigen Literatur aller Länder, durch ausgedehnte Erforschung des ungedruckten Quellenmaterials, durch eine ungemein besonnene und voraussetzungslose kritische Verwerthung desselben und durch eine wohlgeordnete und durchsichtige Darstellung aus. Kurz seine Arbeit ist ein Muster

der nun bereits in Frankreich dank der trefflichen École des Chartes weitverbreiteten klassischen Methode der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung. Dies war offenbar auch das Urtheil der Jury, welche dem Verfasser den großen Preis Gobert zuerkannte.

Machen wir uns nun zunächst mit dem Inhalt der beiden stattlichen Bände bekannt. In der Einleitung finden wir nach einigen allgemeinen Erwägungen über die Beziehungen Frankreichs zum römischen Stuhle (p. I—X) eine ausführliche Uebersicht (p. X—XXX) über das aus allen Ländern gesammelte Quellenmaterial mit kurzer Charakteristik der einzelnen Depots, wobei sich der Verfasser nicht verhehlt, daß es ihm nicht möglich war, alle in Frage kommenden Archive gleichmäßig auszubeuten. In der That hat er von den wichtigsten Depots denen von Paris und Rom verdientermaßen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt, weniger dagegen den reichen Archiven von Neapel, Barcelona, Pamplona und London, aus welchen sich daher ohne Zweifel nicht unbedeutende Nachträge werden gewinnen lassen.

Das erste der beiden Bücher, welche in den uns vorliegenden zwei Bänden enthalten sind, umfaßt die Ereignisse vom Ausbruch des Schismas bis zum Tode König Karls V. (1378—1380). Natürlich steht hier die unglückselige Doppelwahl von 1378 im Vordergrund. In Betreff dieser grundlegenden Frage ist die Arbeit Valois' zumal für die französische Geschichtschreibung geradezu bahnbrechend. Diese betrachtete es, seit Raynaldus und Baluze ihre durch nationale Färbung stark beeinträchtigten Vertheidigungsschriften der beiden Erwählten einander gegenübergestellt hatten, gewissermaßen als eine nationale Ehrenpflicht, bei Behandlung dieser Periode für Robert von Genf eine Lanze einzulegen. Valois durchbricht diesen der wissenschaftlichen Forschung verderblichen Bann und reiht sich frank und frei den Vertheidigern des italienischen Papstes an.

Seine These lautet: Die Cardinäle des römischen Conclaves von 1378 wählten trotz des höchst tollen Treibens der Römer wirklich und nicht nur zum Schein Bartholomäus Prignani zum Oberhaupt der Kirche und hielten mehrere Monate in allem Ernste und mit voller Ueberzeugung an dieser Wahl fest. — Es ist nun ein wahrer Genuß, mit dem Verfasser die Wandlungen zu verfolgen, welche sich während der folgenden Monate in den Gemüthern und in der Haltung der Cardinäle vollziehen und sie von Rom nach Anagni und Fondi, von Urban VI. zu Clemens VII. führen. Die hier gebotene Darstellung hat schon von vornherein den Vorzug, daß sie, als rein psychologische Erscheinung betrachtet, sich als ungemein glaubwürdig empfiehlt. Doch eine solche rein psychologische Beweisführung wäre an und für sich bei der Fülle des uns vorliegenden historischen Quellenmaterials von geringem Werthe, wenn sie nicht in allen ihren Theilen mit strengster Kritik aus den Quellen selbst erhoben würde. Dies geschieht nun hier in viel höherem Maße, als es sonst bisher geschehen ist. Selbst Gayet gründet seine zusammenfassende Darstellung durchaus nicht auf ein eindringendes und ausgedehntes Quellenstudium.

Der Abfall der Cardinäle hatte, um des Verfassers Beurtheilung des entscheidendsten Punktes kurz anzudeuten, seine erste Wurzel in dem unzweifelhaft

höchst unklugen Treiben und Toben der Römer. Ohne dieses hätte den Cardinälen jeder Schein einer Berechtigung zu ihrem Vorgehen gegen Urban gefehlt. Nun aber war nach den Quellen das Verhalten der Römer derart, daß ein nicht zu bestreitender Anlaß geboten wurde, die Frage aufzuwerfen, ob hier nicht eine Beeinflussung, eine Furcht vorlag, welche auch einem besonnenen Manne nicht mehr die volle Wahlfreiheit ließ, ein timor, qui cadit in constantem virum, wie die Rechtsgelehrten zu sagen pflegen.

Daß nun aus dieser giftigen Wurzel wirklich das traurige Schisma emporsproßte, ist zunächst Urban selber zuzuschreiben, ist eine Folge seines nichtklugen, barschen Reformeifers und seiner unpolitischen Parteinahme gegen Frankreich in dem endlosen Streit um den Besitz Neapels. Hierdurch wurden die Cardinäle veranlaßt, sich einen Ausweg aus ihrer mißlichen Lage zu suchen, und die Hoffnung, einen solchen zu finden, hatte ihnen das tolle Verhalten der Römer während der Wahl Urbans eröffnet. Ohne jene Veranlassung von seiten Urbans wären sie auf diesen Ausweg weder aufmerksam geworden, noch hätten sie ihn gesucht und daher noch viel weniger ihn betreten.

Die Darstellung Valois' vom Abfall der Cardinäle ist in mehreren Beziehungen eine wesentlich neue, und was noch mehr ist, sie setzt sich nicht aus einer Reihe mehr oder minder wahrscheinlicher Voraussetzungen zusammen, sondern der Verfasser hat sie aus einer Menge den Quellen selbst entnommener Stellen zusammengewoben. Man fühlt allenthalben die Voraussetzungslosigkeit und Parteilosigkeit durch, mit welcher der Verfasser selbst dem Resultate seiner Forschung entgegensah, ohne längere Zeit auch nur die Hauptrichtung desselben voraussagen zu können.

Es sind meines Erachtens zumal zwei Elemente seiner Darstellung, welche unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Obgleich sich Valois mit Raynaldus für Urban erklärt, so ist er doch weit entfernt, mit dem großen Annalisten die avignonesischen Cardinäle zu verketzern, ja er steht im Gegentheil nicht an zu behaupten, sie hätten wenigstens im wesentlichen in gutem Glauben gehandelt. Es mag Leidenschaftlichkeit, Ueberstürzung vorhanden gewesen sein und ihre Beurtheilung der schwierigen Lage beeinflußt haben, im wesentlichen glaubten sie sich wirklich zu ihrem Vorgehen berechtigt. In dem Maße jener unwesentlichen, ihren wesentlichen guten Glauben nicht aufhebenden Fehler fand sich ein stufenweise aufsteigender Unterschied des Verhaltens zwischen den als die ersten nach Anagni Eilenden: dem päpstlichen Kämmerer Peter de Cros und dem Cardinal Peter de Aigrefeuille und Guido de Malesset und dem Cardinal de Luna, der als der letzte Rom verließ und noch in Anagni im Corpus iuris nach den Texten blätterte, welche ihm Licht und Beruhigung in der dunkeln Frage böten.

Sobald einmal einige Mitglieder des heiligen Collegs versicherten, es sei beim Wahlact nicht so sehr ihre Absicht gewesen, Urban auf den päpstlichen Thron zu erheben als sich aus der bedrohten Lage zu befreien, so war damit allen ihren Collegen der Anstoß gegeben, ihre eigene Gesinnung im Wahlact einer genauern Untersuchung zu unterziehen und die Bestimmungen des Kirchenrechts über die

Freiheit der kirchlichen Wahl zu studiren. Diese Untersuchungen, zu einer Zeit unternommen, als das Ungestüm Urbans sie bereits mit Schrecken und Bangen erfüllt hatte, war natürlich ein psychologischer Vorgang, der mannigfacher Selbsttäuschung und leidenschaftlicher Trübung des Urtheils und des Gedächtnisses in hohem Maße ausgesetzt war; und da jeder über seine eigene Absicht und Gesinnung der einzige competente Zeuge und Richter war, so waren die Aussagen der einen für die andern von fast entscheidender Bedeutung.

Alle diese Vorgänge und alle Phasen dieses psychologischen Processes stellt uns Valois aus den Quellen dar mit einer überaus reichen Fülle von Einzelheiten, welche ebenso viele Beweismomente seiner Darstellung bilden.

Nähert er sich nach dem Gesagten in der Beurtheilung des Verhaltens der Cardinäle in manchen Punkten der Auffassung Baluzes, so erhält doch hier im wesentlichen die von Raynaldus mit wenig Geschick, weil mit offenbarer nationaler Leidenschaft verfochtene These von der Rechtmäßigkeit Urbans eine außerordentliche Bekräftigung. Diese These ist von weitgehender Bedeutung auch für die canonistisch-theologische Beurtheilung der zweiten großen Rechtsfrage des abendländischen Schismas über die Rechtmäßigkeit des Pisanums und seiner Päpste. Beides sind, um dies im Vorübergehen zu bemerken, nicht so sehr historische als kirchenrechtlich-theologische Fragen. Denn muß auch die Geschichte das materielle Substrat liefern, so gehören doch die entscheidenden formalen Elemente der Rechtsfrage dem Kirchenrecht und der Theologie an. In Bezug auf diese letztern möchte ich auf einen Punkt aufmerksam machen, welcher, soviel ich sehe, bisher wohl zu sehr vernachlässigt worden ist. Es ist die Frage, ob nicht die dogmatischen Definitionen des Vaticanums neue entscheidende Kriterien für die Behandlung dieser Controversen enthalten, ob die selbst von den bedeutendsten Theologen der neuern Scholastik, wie Suarez (De fide, disp. X, sect. VI), Bañez (Comment. in IIm IIae quaest. I, art. X [Venet. 1602, p. 121 sqq.]) und Bellarmin (De Conc. l. II, cc. 12—19), angenommenen Principien: Papa dubius, papa nullus, und ähnliche auch jetzt noch überhaupt oder wenigstens in demselben Maße aufrecht erhalten werden können. Daß diese Frage einer ernstlichen Erwägung werth ist, beweist meines Erachtens schon die Thatsache, daß Cardinal Franzelin in seinem mit Recht geschätzten Tractat De ecclesia (p. 230 sq.) sie nicht nur aufwirft, sondern auch entschieden in verneinendem Sinne beantwortet. Er war wie wenige in der Lage, den wahren Sinn und die volle Tragweite jener Entscheidungen zu kennen. Es scheint mir daher dieser Punkt ein lohnendes Arbeitsthema für einen in der Theologie und in dem Kirchenrecht nicht minder als in der Kirchengeschichte geschulten Forscher.

Die Wahl Urbans ist durchaus nicht die einzige Frage, welche durch Valois neues und reiches Licht empfängt. Kaum minder werthvoll als das erste sind die beiden folgenden Kapitel: das Schisma in Frankreich und Italien und die Rolle Ludwigs von Anjou.

Außer dem Toben der Römer und dem barschen Reformeifer Urbans hatte das Verhalten Frankreichs und besonders Ludwigs von Anjou einen verhängnißvollen Einfluß auf die französischen Cardinäle. Allerdings kam nachweisbar

von diesen keine Anregung zum Abfall von Urban, der ja auch in Frankreich ohne die geringste Einrede allgemeine Anerkennung fand. Es trug also Frankreich zu dem ersten Schritt der Cardinäle nur insofern bei, als dieselben sicher sein konnten, daß ihr Vorgehen in ihrer Heimat große Hoffnungen erwecken werde und daß ihnen die ganze politische und finanzielle Macht des Landes alsbald den nöthigen Rückhalt bieten werde. Inwiefern und in welcher Weise sich diese Hoffnungen verwirklichten, zeigt uns Valois unvergleichlich klarer und eingehender, als dies bisher geschehen. Hierzu setzten ihn einige glückliche Funde wichtiger Actenstücke in stand.

Bis Ende Juli 1378 hielten der König Karl V. und seine Brüder Urban für den rechtmäßigen Papst; erst der Monat August brachte sie auf die Seite der Cardinäle. Hierzu genügte die erste Gesandtschaft, welche die in Anagni versammelten dreizehn Cardinäle nach Paris abgehen ließen. Die officielle Anerkennung Clemens' VII. verzögerte sich allerdings noch bis gegen den Mai 1379. Man kann nicht sagen, daß die Resultate Valois' dem französischen Königshause ungünstig sind. Dasselbe griff positiv erst in den Gang der Ereignisse ein, als die Mehrheit des Cardinalscollegiums sich gegen die Rechtmäßigkeit Urbans erklärt hatte. Wie vorauszusehen, war Ludwig von Anjou, welcher den Titel eines Königs von Sicilien führte, derjenige, welcher sich der Cardinäle und Clemens' mit besonderem, allerdings nicht uneigennützigem Interesse annahm.

In den folgenden Kapiteln zeigt uns der Verfasser die allmähliche Ausbreitung des Schismas, welche größtentheils durch den politischen Einfluß Frankreichs erfolgte, zunächst selbstverständlich in Savoyen, der Heimat Roberts, sodann in Cypern und Schottland. Die Versuche, Spanien zu gewinnen, scheiterten vorerst, sie scheiterten für immer in England, Flandern und Deutschland.

Das zweite Buch enthält die Geschichte des Schismas vom Tode Karls V. bis zum Tode Clemens' VII. In einem einleitenden Kapitel wird die neue Regierung Karls VI., den anfangs vorherrschend Ludwig von Anjou leitete, charakterisirt; hierbei kommt zumal die Vergewaltigung der Pariser Universität zur Sprache, welche bereits damals ihre kirchlich-politische Unionsthätigkeit zu entfalten suchte. Damals gab die Universität der schon früher auch von Castilien empfohlenen via concilii den Vorzug. Ludwig und Clemens wollten zunächst die via facti versuchen, d. h. sie gedachten Urban durch Waffengewalt zu beseitigen. Der Ausführung dieser Pläne: dem Zuge des von Johanna adoptirten und von Clemens gekrönten Herzogs Ludwig nach Italien, dem Project des Königreichs Adria für den Herzog von Orleans, dessen italienischer, von nun an mit der Geschichte des Schismas eng verbundener Politik, werden zwei ausführliche Abschnitte gewidmet. Als Clemens sich bereits rüstete, um sich von der Kriegsmacht des Königs von Frankreich nach Rom geleiten zu lassen, vernichtete eine plötzliche Schwenkung der französischen Politik den Plan, den Clemens zeitlebens verfolgt hatte. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er trotz aller Mißerfolge an seinem Plane festhielt, führte in seinen letzten Lebensjahren zu einem Bruche zwischen Paris und Avignon, und dieser verschärfte sich, als schließlich von der Universität der Weg der Abdankung (via cessionis) in den Vordergrund gestellt wurde.

Zwei weitere Kapitel schildern uns die Ausbreitung der avignonesischen Obedienz über Castilien, Aragonien und Navarra und die nur theilweise erfolgreichen Versuche des Herzogs von Burgund, ihr auch Flandern zu erobern; sodann zeigen sie uns die Treue, mit welcher sich die übrigen Länder der Christenheit an die römische Obedienz hielten.

Die Reichhaltigkeit des gedruckten und ungedruckten Materials, welches in diesem Buche wohlgeordnet angesammelt ist, wird es allen unentbehrlich machen, welche sich über den gegenwärtigen Stand der Erforschung des großen abendländischen Schismas unterrichten wollen.

Nicht begründet scheint mir der von einem Referenten dem Verfasser gemachte Vorwurf, es habe ihm an Muth gefehlt, in seinen beurtheilenden Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Abschnitte die sich aus der Darstellung ergebenden Folgerungen zur Beurtheilung der hervorragendsten Persönlichkeiten und Ereignisse klar und unumwunden auszusprechen. Es ist wahr, der Verfasser hält sich mit peinlicher Sorgfalt an die Aussagen seiner Quellen und trägt bei seinen beurtheilenden Schilderungen nicht mehr und nicht stärkere Farben auf, als ihm die Quellenberichte bieten. Es mögen also manche Partien eine etwas matte Färbung haben; doch die Ursache hiervon liegt in der Natur der Quellen, nicht im Mangel an Muth oder an Darstellungsgabe von seiten des Verfassers. Derselbe hatte den Muth, sich als der erste französische Forscher von Bedeutung für Urban zu erklären: wie sollte ihm der Muth gefehlt haben, viel weniger verfängliche Folgerungen auszusprechen! Ich sehe in diesem engen und besonnenen Anschluß an die Quellen einen der Hauptvorzüge der Forschungs- und Darstellungsmethode Valois' und der von ihm würdig vertretenen École des Chartes.

Auch in Feststellung und Behandlung des massenhaften untergeordneten und nebensächlichen Materials zeigt sich eine seltene Genauigkeit. Trotzdem finden sich einige Mängel. Ich bemerke hier nur, daß die im II. Bd. p. 388 gegebene Charakteristik Clemens' VII. und seiner Hofhaltung zwar in sich zutreffend ist; aber der Gebrauch der missilia oder missibilia, d. h. des Ausstreuens von kleinen Münzen durch den päpstlichen Almosengeber, der dem Papst, so oft er den Palast verließ, unmittelbar vorausritt, und das Halten ausländischer Thiere: Strauße, Löwen, Bären, waren Gepflogenheiten, welche nicht etwa erst durch Clemens eingeführt wurden, sondern bereits lange vor ihm in Uebung waren. Die Thiere waren durchwegs Geschenke verschiedener Fürsten, und die missilia hatten auch den Zweck, dem Papst durch die dichtgedrängten Volksmassen leichter einen Weg zu bahnen.

Wenn ich nach dem oben Gesagten die Arbeit Valois' als eine im wesentlichen allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Darstellung dieser wichtigen Periode der Kirchengeschichte bezeichne, so möchte ich doch damit nicht behaupten, daß durch sie nun alles geleistet ist, dessen wir zur wissenschaftlichen Erforschung dieser Vorgänge bedürfen. Es fehlt uns noch ein Urkundenbuch dieser verhängnißvollen Doppelwahl. Ein solches ist uns zur Nachprüfung der Darstellung Valois' unentbehrlich. Hierfür müssen wir eine umfassende und beurtheilende Zusammenstellung des uns erhaltenen Quellenmaterials und sodann die wichtigsten Stücke

in richtiger Auswahl in gut besorgten Texten vor uns haben. Die in den Anmerkungen gegebenen Belegstellen allein genügen nach dieser Richtung hin nicht vollkommen, so sehr man auch gerade bei Valois den Eindruck gewinnt, daß er sie mit voller Objectivität und nicht nach vorgefaßten Meinungen aus den vollen Texten ausgehoben hat.

Franz Ehrle S. J.

Vom Kaukasus zum persischen Meerbusen. Durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien. Von Dr. **P. Müller-Simonis.** Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Mit einer Heliogravüre als Titelbild, 6 Vollbildern in Lichtdruck, 104 Textillustrationen und einer Karte. 4°. (VIII u. 350 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis, elegant geheftet *M.* 12; in Salon-Calicoband *M.* 15.

Die kleinasiatische Halbinsel ist an das iranische Plateau durch das armenische Gebirgsland angeschlossen. Es ist dasselbe der einigende Knotenpunkt Vorderasiens, das Quellgebiet großer Ströme. Zwischen den Gebirgsketten lagern sich weite Hochebenen mit dem echten Binnenlandsklima des heißen Sommers und des strengen Winters. Als Wahrzeichen Armeniens erhebt sich der große Ararat bis zu 5163 m. Hier rastete die Arche, deren Reste nach dem Glauben der Armenier noch auf dem Gipfel zu finden sind. Hier ist nach den armenischen Geographen der Mittelpunkt der Welt, und in der That liegt der Ararat in der Mitte zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean, zwischen dem Ausfluß des Senegal und Peking, zwischen dem Westende der Sahara und dem Ostende der Wüste Gobi und ist fast der Mittelpunkt der größten Landlinie der Alten Welt zwischen dem Kap der guten Hoffnung und der Bering-Straße. Hier war Groß- und Kleinarmenien. Kleinarmenien wurde schon 60 v. Chr. von den Römern unterjocht. Großarmenien hatte seine eigenen Könige. Schon im 2. Jahrhundert kam das Christenthum hierher. Aber erst Gregor der Erleuchter wurde seit 302 unter dem König Tiridates der Apostel seines Volkes. Im 6. und 7. Jahrhundert fielen die Armenier zu der Irrlehre des Monophysitismus ab. Später wurden die armenischen Dynastien von den mohammedanischen Staaten überwältigt, und bei Beginn der neuern Geschichte sehen wir das Land politisch unter die Perser und die Türken getheilt, wozu in den letzten Jahrzehnten auch Rußland als gewaltiger Mitbesitzer getreten ist. Obwohl das armenische Reich längst untergegangen, hat sich doch die armenische Nationalität mit ihrem religiösen Bekenntniß, mit Sprache und Literatur und ihrem scharf hervortretenden Volkscharakter erhalten. Vielfach haben sich katholische Missionäre um die Abgefallenen bemüht, und in neuerer Zeit sind auch baptistische, independentische und anglikanische Sendboten dorthin gekommen.

In dieses an altehrwürdigen Erinnerungen reiche Land hat der Verfasser im Jahre 1888 von Konstantinopel aus über Tiflis, Eriwan, Urmia, Wan, Bitlis, Mosul und Bagdad eine Forschungsreise unternommen und hat bereits 1892 seine Eindrücke über das dreigetheilte Armenien in einem französisch geschriebenen Werke veröffentlicht. Jetzt liegt auch eine autorisirte deutsche Uebersetzung vor.

Die ganze Fülle der in Tagebuchform gegebenen Eindrücke läßt sich nicht kurz zusammenfassen, und wir begnügen uns mit einigen Hauptpunkten.

Russisch-Armenien wird militärisch regiert. Auch die Civilverwaltung athmet, soweit sie vorhanden ist, leider den militärischen Geist und ist bureaukratisch bis zum Uebermaß. Die mohammedanische Bevölkerung, die eine Million übersteigt, erfreut sich in religiöser Hinsicht großer Freiheit, und der Verfasser gibt in Wort und Bild die widerwärtig ekelerregende Büßerprocession des Beiram-Alifestes. Die Katholiken sind dagegen stets einem Regimente unterworfen, das man am besten Verfolgung nennen kann. Die russische Kirche unterhält unter dem Volke eine Verehrung des Zaren, wovon wir Abendländer uns kaum eine Vorstellung machen können. Die unzufriedenen Elemente sind sehr zahlreich. Ihr Bestehen wird zwar geheim gehalten, aber sie existiren doch und werden noch viele Verlegenheiten bereiten.

„Transkaukasien ist eine Militärkolonie, wo eine starke Eisenhand einige Fortschritte einzuführen sucht."

Interessant sind die Bemerkungen über Persisch-Armenien. Man weiß nicht, ob die dortige Regierung mehr verdorben oder mehr erbärmlich zu nennen ist. Statt 3000 kann ein Steuereinnehmer 10 000 Franken erpressen, ohne Unannehmlichkeiten fürchten zu müssen.

Als seiner Zeit ein kurdischer Hauptmann das ganze Gebiet von Urmia mit Feuer und Schwert verheerte, war niemand zum Widerstand fähig, und wäre nicht der apostolische Delegat Msgr. Clusel muthig vorgegangen, so hätten auch die Truppen des Schahs nichts ausgerichtet. Das bare Geld ist auf dem Lande sehr selten, wodurch der Zinsfuß zwischen 12 und 24 % schwankt. Der eigentliche Wucher beginnt erst zwischen 24 und 60 %. Als Mittelpunkt des katholischen Lebens ist Urmia zu betrachten. Dort residirt der apostolische Delegat und wohnen die Lazaristen. Ihre Lage ist nicht glänzend. Um die 12 Europäer, die Lehrer von Urmia, die Waisenkinder, 50 eingeborne Priester, 45 Schulen außerhalb der Stadt und eine Apotheke zu unterhalten, bezieht die Mission vom Verein zur Verbreitung des Glaubens jährlich 15 500 Franken. Ungefähr dieselbe Summe liefert Oesterreich als Meßstipendien für den einheimischen Clerus.

Trotzdem die Lazaristen ein armseliges Leben führen, fördert ihre Einigkeit ihr Werk außerordentlich. Dadurch entstehen freilich auch Gefahren, nämlich zunächst die Eifersucht und die Einbildung, daß die Mauern der Missionsanstalten große Reichthümer bergen müßten.

Die folgenden Kapitel über Türkisch-Armenien sind sehr lehrreich. Wan ist die bedeutendste Stadt von Hochkurdistan. Dort ist eine Dominikanermission, welche natürlich von den Türken nichts als Verdruß erfährt. Der Verfasser ist noch besser auf die Alt- als auf die Jungtürken zu sprechen. Die Alttürken sind nach ihm ziemlich unwissende Alltagsmenschen, haben aber doch noch eine Dosis Gerechtigkeitsgefühl gerettet. Die Jungtürken verstehen gewöhnlich etwas Französisch, sind wohl auch in Europa gewesen, haben die dem Islam eigenen Laster beibehalten und die fremden noch dazu angenommen. Sie sind Freidenker

geworden, und wie sich damit der Kreis ihrer rohen, oft thierischen Leidenschaftsausbrüche erweitert, so natürlich auch die Nothwendigkeit neuer Einnahmequellen. Man mag sich vorstellen, wie ein geknechtetes Volk von solchen Menschen behandelt wird. Um seine Rechnung zu finden, schien dem Wali von Wan schon 1888 die Entdeckung einer armenischen Verschwörung ein herrlicher Ausweg. Generallieutenant Selenoy gibt hauptsächlich nach dem Werke Vital Cuinets die Zahl der Türkisch-Armenier auf 939000, die der dortigen Mohammedaner auf 5160000 an, so daß die Armenier von ihren Herren und Peinigern um das Fünffache übertroffen werden. Dazu kommt, daß die reichern und vornehmern Armenier fort sind, und so ist es leichter erklärlich, wie 1896 das arme Volk förmlich hingeschlachtet worden ist, ohne daß, mit einer Ausnahme, ein ernstlicher Widerstand auch nur versucht worden wäre.

Die Fahrt den Tigris abwärts wurde auf einem Kellek, einem von aufgeblasenen Schläuchen getragenen Floß, unternommen. Das alte Mosul führt heute keine „Musseline", die bekannten Gewebe aus Gold oder Seide, mehr aus. Ihm gegenüber erheben sich zwei große Erdhaufen. Hier lag einstmals Ninive. Heute zieht der Arbeiter seinen Karren über die Paläste Sennacheribs und Assurbanipals.

Durch das Buch erhält der Leser eine klare Vorstellung von der Natur und den verschiedenen Völkern der durchreisten Gegenden. Die geschichtlichen Angaben machen die Lectüre interessant. Der reiche Bilderschmuck verdient hohes Lob; von den Phototypien sind einige meisterhaft. Das ganze Buch zeugt von rascher und scharfer Beobachtungsgabe, von feiner Geistesbildung und geübter Darstellungskunst und kann auch neben den ältern und neuern Werken wie denen von Herrn und Frau Chantre oder von Vital Cuinet nur empfohlen werden. Es liefert einen äußerst willkommenen Beitrag zu jener vielfach vergeblich gewünschten Reiseliteratur, welche nicht nur ohne Gefahr für Glauben und gute Sitte, sondern direct zu deren Förderung jedermann in die Hand gelegt werden kann.

Joseph Schwarz S. J.

1. **Das Kreuz am Wege.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Jos. Börsch.** 8°. (99 S.) Bonn, Hanstein, 1896. Preis brosch. *M.* 1.

2. **Thomas Münzer.** Ein Drama aus dem Bauernkriege von **W. Kuno.** 8°. (128 S.) Bonn, Hanstein, 1896. Preis brosch. *M.* 1.

1. Wir begrüßen in diesem Trauerspiel einen muthigen und ermuthigenden Versuch, mit einem tiefchristlichen Stoff nicht die Vereinsbühnen, sondern das große Theater zu erobern. Börsch hat seine Kunst schon einmal in seinem Drama „Wieland der Schmied" erwiesen, wo er es unternahm, einen epischen Stoff der Mythe realistisch-dramatisch umzugestalten. Mit dem neuen Stück macht der Dichter den großen Schritt aus dem Lande der Sage und Götter in das der Geschichte und Menschen und fühlt hier dann auch festern Boden unter den Füßen. Selten dürfte das Schillersche Wort vom Fluch der bösen That, die fortzeugend Böses muß gebären, in einem Drama so handgreiflich zum Aus-

druck gebracht worden sein, wie in dem vorliegenden. Es bringt aber auch die Ergänzungswahrheit zur Anschauung, daß des Einzelnen Freiheit durch das werbende Böse nicht angetastet wird und das über den Unschuldigen durch den Schuldigen hereinbrechende Unglück einen reichen Ersatz findet. In diesem Satz und dem zweimal wiederkehrenden Motiv der Feindesliebe finden wir den leitenden Grundgedanken, der das Stück zu einem specifisch christlichen, wenn auch nicht zu einem frommen im engern Sinne, macht.

Sehr geschickt hat der Dichter für sein Drama die Zeit unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege gewählt; in sie hinein paßt seine blutige, gewaltsame dramatische Fabel wie in einen natürlichen Rahmen, abgesehen davon, daß eben diese Zeit der Phantasie einen geeigneten Spielraum für ihre Spiele mit Sagen und Legenden bietet. Ein reicher Kaufmann und Stadtrath hat in seiner Jugend ein Mädchen ins Unglück gebracht und später wissentlich sein eigenes Kind als Findling adoptirt. Da aber niemand und am allerwenigsten der Knabe selbst das wahre Verhältniß merken soll, so wächst der Kleine nicht bloß ohne Liebe, sondern auch ohne Erziehung heran und lernt in seinem Beschützer mehr den Feind hassen als den Wohlthäter lieben. Er sucht sich seine Unterhaltung außer dem Hause und geräth in die Schule jedes Schlechten zu einem ehemaligen Landsknecht, den der Krieg in das Städtchen verschlagen hat. Er wird zum Spieler und Dieb und schließlich zum Vatermörder. Auf Drängen des Verführers muß er dann mit diesem die Heimat meiden, wo er ein unglückliches Mädchen zurückläßt. Ein Unschuldiger, der Bruder der Verlassenen, kommt in den Verdacht des Mordes und stirbt auf der Folter. Der Mörder kann schließlich die Tyrannei seines Verführers nicht mehr ertragen; dieser fällt von seiner Hand. An der Stelle des Mordes, wohin es den Vatermörder drängt, trifft er schließlich die von ihm Verlassene, die als Kindsmörderin aus der Stadt gepeitscht ist, und deren über das Schicksal ihrer Kinder irrsinnig gewordene Mutter; von Furien gehetzt, eilt er in die Nacht hinaus und stürzt bei der Dunkelheit in einen Steinbruch, wo Vorübergehende ihn finden und auf einer Tragbahre zur Hütte der beiden Frauen bringen. Nachdem beide ihm verziehen haben, stirbt er. Natürlich ist die Handlung viel reicher und verwickelter, als wir dies hier andeuten können; das Gesagte aber wird genügen, zu zeigen, daß der Dichter es an Geschehnissen greifbarster Art nicht fehlen läßt. Man mag ja einigermaßen bedauern, daß so viel Grelles und Grausiges in dem Stück vorkommt; es läßt sich sogar nicht läugnen, daß der Dichter eine gewisse Vorliebe dafür zeigt — allein es muß doch auch betont werden, daß aus der Behandlungsart hervorgeht, es sei dem Dichter nicht um den rohstofflichen Eindruck zu thun, sondern um ethische Ideen. Das fühlt jeder ernste Leser bald deutlich heraus, daß er es in Börsch zwar mit einem Modernen und Realisten, aber auch mit einem Dichter und tiefgläubigen Christen zu thun hat. Einzelne Motive und besonders mehrere allzu deutliche Ausdrücke lassen das Buch ja nicht als Lesung für Kinder empfehlen, der Erwachsene aber wird sich nicht stoßen, wenn er auch wünschen wird, der Dichter möge solche Sturm- und Drangsymptome bald überwinden.

Ein vollendetes Meisterwerk ist „Das Kreuz am Wege“ noch keineswegs. Die Charakteristik ist einzelne Male nicht befriedigend. So ist der Vater Dietrichs wohl nicht ganz begreiflich. Warum hat er dem Sohn keine standesgemäße Erziehung gegeben, nachdem er ihn einmal adoptirt hat? Wenn er so besorgt ist, als Ehrenmann dazustehen, warum spielt er dann wenigstens nicht den zärtlich besorgten und christlichen Vater? — Auch die zur Haushälterin gewordene Edeldame dürfte ihrem frühern Stande etwas mehr Rechnung tragen. Hätte man nicht die Andeutung des Syndikus, so würde man eine solche Vergangenheit bei ihr nicht ahnen. Seltsamkeiten laufen auch mit unter, z. B. das Hypnotisiren und der Darwinismus des alten Landsknechtes. Im übrigen aber ist dieser Walter ein Cabinetstück. Seine Schilderung des Krieges und seiner daraus entnommenen Lebensphilosophie ist vortrefflich. Die Erscheinung des Geistes wäre besser durch eine psychologische Motivirung ersetzt; Thatsache ist ja, daß es auch ohne Erscheinung den Mörder an den Ort des Frevels zurücktreibt. Ein Zeichen des noch gärenden Mostes sind auch einige lyrische Längen, die besonders im 5. Akt, wo doch naturgemäß alles ad eventum festinat, den Leser wirklich ungeduldig machen. Aber der Most ist edel, er wird sich klären. Möge der Dichter fest bleiben bei seinem christlichen Standpunkt und dann nur ruhig und unbeirrt fortfahren in seiner Art. Das jugendlich Stürmende, das falsch verstandene Kraftgenialische wird sich von selbst und durch das Studium klassischer Vorbilder verlieren.

Wir glauben im Hinblick auf die bisherigen Leistungen des Dichters in Börsch einen hervorragenden Dramatiker begrüßen zu dürfen, der unserer aufstrebenden katholischen Literatur, welche auf epischem und lyrischem Gebiete bereits vollgiltige Vertreter besitzt, auch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, zu ihrem Rechte verhelfen wird.

2. Eine noch ungeübte, wohl jugendliche, aber doch achtenswerthe und vielverheißende Kraft versucht sich hier an der dramatischen Bewältigung eines gewiß interessanten historischen Stoffes und Charakters. Die Bauernkriege, ihre Ursachen, ihren Verlauf, ihre Thorheiten und Greuel, daneben die verschiedenartigen Naturen und Beweggründe ihrer Hauptführer, das alles sucht W. Kuno um die Hauptgestalt Münzers und seiner Schicksale dramatisch zu gruppiren und zu entwickeln. Die Verfolgungen, welche der junge, auf eigene Faust reformsüchtige Münzer überall von der officiellen Predigerschaft zu erdulden hat, haben ihn zum Empörer gemacht und treiben ihn zu den gleichfalls meuternden Bauern:

> O, es ist bitter, wenn des Geistes Saat
> Man so zertreten sieht, wenn von der Arbeit
> Man jäh vertrieben wird ohn' Fug und Recht . . .
> Kein Wunder, wenn das schwer bedrückte Volk
> Dem Wunsche nach Empörung endlich folgt.
> Wer täglich unverdient die Peitsche fühlt,
> Den bannt nicht mehr die Scheu vor dem Gesetz.
> Ich fühl' es fast in mir, gewaltig lodert,
> Fast unzähmbar die Gluth in meinem Herzen:

Solch unerhörte Willkür zu beenden,
Vom Grunde aus, heut lieber noch als morgen! . . .
Wohl ging ich einst im strengen Studium
Der Gottesweisheit auf. Doch fing ich bald,
Durch manchen Lehrsatz aufgemuntert, an
Zu grübeln, ob auf rechtem Weg ich sei,
Und der Propheten Flammenworte weckten
In mir den Drang, die Lehre auch zur That
In diesem ird'schen Leben zu gestalten.
Und wie ich nun mein Volk zertreten sah,
Da peitscht sein großer Jammer mir mein Herz.
Er übertönte alles Studiums Lust
Und trieb mich in ein neues Arbeitsfeld.
. . . Aus tausend Klagestimmen
Gellt es ins Ohr mir stets: „Du mußt hier helfen."
Ich hab's versucht in Güte gar zu oft,
Doch immer stieß ich auf den Widerstand
Der Obrigkeit und ihrer Machtgebote.
Und wenn ich hundertmal mir überlegte,
Ob es nicht sündhaft sei, der Obrigkeit
— Die doch die Pflicht nicht that — zu widerstreben,
So rief doch mein Gewissen tausendmal,
Daß solch ein Zustand Gottes Wort zuwider.
Da bin ich denn mit mir zu Rath gegangen
Und habe ernstlich alles durchgeprüft,
Mit meinem Gott hab' furchtbar ich gerungen.
Doch lauter steht es mir nun vor den Augen:
Hier läßt sich Ordnung mit Gewalt nur schaffen.

So entwickelt im Verlauf eines Gespräches der aus Nürnberg fliehende Münzer dem ältern Pfeiffer seinen Beruf. In einer folgenden Scene tritt der exaltirte Charakter des jüngern noch deutlicher hervor:

Pfeiffer: So ist dein Wollen rein; Freund, meine Hand,
Wir wollen treu zur Seit' einander stehen!
Münzer (feurig): Auf denn zum Kampf für Gott!
Pfeiffer (Münzer aufhaltend): Warum, o Münzer,
Stürmst du so ungestüm?
Münzer: Ich muß, ich muß!
Pfeiffer: Der Kampf ist schwer und lang, spar deine Kräfte!
Laß deine Jugend nicht sie schnell vergeuden!
Münzer: O Pfeiffer, hemme nicht mein Thun!
Pfeiffer: Halt Maß!
Wie willst den Kampf zu End' sonst führ'n?!
Münzer (energisch): Ich will!!

Mit seinem Enthusiasmus reißt er denn auch anfangs alles fort; der erste Sieg weckt schon die Parteien. Sehr geschickt sind die Abstufungen: Metzler,

Jäcklein und Konz, als die Verkörperung der verschiedenen Triebkräfte des Aufruhrs, dargestellt, die nach und nach sich dem fanatischen Idealismus Münzers entgegenstellen und ihm die Führerrolle streitig machen. Immer neu enttäuscht, redet sich der Verblendete immer wieder Muth ein, bis er schließlich von allen verlassen zu der tragischen Erkenntniß eines verfehlten Lebens kommt.

... Jetzt ist es aus mit mir.
Ach, das ist nun des ganzen Ringens Ende:
Mein Volk zertreten mehr noch als zuvor.
Und wo ich hinschau', gibt es keine Gnade.
Gott Vater, kennst du wirklich kein Erbarmen?
Dein Volk ist's ja, das hier so furchtbar leidet! —
(Pause.) Er steht nicht bei in dieser höchsten Noth! — —
Will dein allmächt'ger Wille gar verhindern,
Daß diese Bauern frei sich nennen sollen? — — —
Ah, würdig soll der Freiheit der nur sein,
Der selbst sich kann beherrschen, selbst sich zügelt!?
(Gebrochen.) Unwürd'ge wollte ich zur Freiheit führen!
Ich kämpfte gegen einen höhern Willen!
Von ihm zerschmettert, geh' ich nun zu Grunde! —

Dieses tragische Leitmotiv scheint uns recht gut durchgeführt. Auch die andern Personen sind alle plastisch herausgearbeitet. Im Stoff selbst liegt freilich manches Grelle und Sprunghafte, um nicht zu sagen Willkürliche, das der jugendliche Dichter noch nicht ganz zu einer klaren, ruhig fortschreitenden Handlung abzutönen gewußt hat; aber es ist doch wirklich dramatische Kraft vorhanden, die den leichten Anflug der „Moderne" wohl abstreifen wird, und die statt durch lange Zwischenbemerkungen durch die Rede selbst alle Nuancen und Erklärungen gibt.

Es ist uns etwas aufgefallen, daß auch nicht ein einziger Freund der Bauern vorgeführt wird, der ihr Elend auf legalem Wege zu heilen suchte, und daß neben den bauernschinderischen Herren auch nicht einer eingeführt wird, der das richtige Verhältniß der Grundherrschaft zu den Bauern zur Geltung brächte. Die Sache hätte sich um so leichter gemacht, als schon ein Kloster in dem Stück vorkommt und das alte Sprichwort doch sagt: Unterm Krummstab ist gut wohnen. Wie dem auch sei, „Thomas Münzer" ist eine tüchtige Erstlingsarbeit, die, ihrer ganzen Anlage nach zu schließen, noch Besseres von ihrem Verfasser erwarten läßt.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Compendium Theologiae moralis ab Aloysio Sabetti S. J. in Collegio Woodstockiensi, M. D., Theologiae moralis Professore. Editio tertiadecima novis curis expolitior. 8°. (XVI et 896 p.) Ratisbonae, Pustet, 1897. Preis geb. in Halbl. *M.* 9.60.

Der volle Titel macht den Leser sofort mit dem wesentlichen Inhalt und der Form des Werkes bekannt: der Verfasser bezeichnet es als eine Neubearbeitung des überall bekannten Compendiums der Moraltheologie von Gury unter Benutzung derjenigen Bereicherungen, welche es durch die Noten Ballerinis erfahren hatte, und mit besonderer Rücksicht auf die nordamerikanischen Verhältnisse. Man hat in der That in dem stattlichen Bande nach Form und Anlage ganz das Gury'sche Werk, manchmal auch sachlich den alten Text; aber dennoch ist es ein selbständig durchgearbeitetes, ganz auf die actuellen Verhältnisse berechnetes und nach den neuesten kirchlichen Entscheidungen weitergeführtes Lehrbuch. Die rasche Verbreitung, welche es, besonders in Amerika, für das erste Studium der Moral gefunden hat, beweist, daß es recht geeignet ist, den jungen Priestercandidaten in die wichtige und sorgenvolle Arbeit des Beichtstuhles und der Seelsorge einzuführen und ihm auch später noch ein werther Berather zu sein.

Die anglicanischen Weihen und ihre neueste Apologie. Ein Beitrag zur Lösung der Frage betreffend ihre Gültigkeit. Von Dr. theol. Reichsfreiherrn von Hackelberg-Landau, Canonicus an der Metropolitankirche zu Wien. Mit Druckerlaubnis des f. b. Seckauer Ordinariates. 8°. (61 S.) Graz, Styria, 1897. Preis 70 *Pf.*

Autoritative Lösung hat die Frage über Giltigkeit oder Ungiltigkeit der anglikanischen Weihen durch die Bulle Leos XIII. vom 13. September 1896 gefunden. Die wissenschaftliche Begründung, welche das hochwichtige päpstliche Actenstück dem entscheidenden Endurtheil beifügt, ist von großem Belang für die theoretische Erörterung der Frage über die Sacramentenlehre im allgemeinen, über die erforderliche Intention, über die wesentlichen Bestandtheile bezw. wesentlichen Mängel der Materie und Form. — Die hier angezeigte Schrift war schon fertiggestellt, als die päpstliche Entscheidung erfolgte. Daß infolge dieser nichts an ihr brauchte geändert zu werden, gereicht ihrer dogmatischen Correctheit gewiß zur Empfehlung. Formell lehnt sie sich ganz an die auch in diesen Blättern (Bd. XLIX, S. 1) besprochene anglikanische Arbeit De hierarchia anglicana von Denny und Lacey an; die dort aufgestellten Sätze, durch welche die genannten anglikanischen Diakone ihre Weihen als giltig zu erweisen bemüht sind, werden der Reihe nach entkräftet. Man hat daher in der nicht umfangreichen Broschüre eine werthvolle Zusammenstellung der für die Beurtheilung der anglikanischen Weihen maßgebenden geschichtlichen Begebenheiten, sowie auch eine theologisch gründliche Abschätzung der für und wider in die Wagschale gelegten dogmatischen Momente. Durchgehends stimmen wir den Ausführungen durchaus bei; einige Sätze jedoch müssen wir beanstanden. Zu letztern rechnen wir besonders, was S. 23 gesagt wird bezüglich etwaiger

Aenderungen an der von der kirchlichen Autorität festgestellten Form. Der Herr Verfasser scheint bei einem Abweichen von einer solchen Form auch dann die Ungiltigkeit des Sacramentes anzunehmen, wenn selbst der nach Christi Willen wesentliche Sinn zum Ausdruck käme. Das dürfte schwerlich passen zu dem Bekenntniß der Kirche, daß sie über das Wesentliche der Sacramente keine Gewalt habe (Trienter Concil, S. 21 C. 2). Deshalb dürfte auch die S. 24 und 25 bekämpfte Ansicht Gasparris nicht so sicher als unhaltbar gelten müssen, wenngleich sie nicht praktisch befolgbar sein kann. Einen andern Punkt, S. 28, wollen wir noch erwähnen, wo unseres Erachtens eine zu weitgehende Folgerung aus einer von Gasparri mitgetheilten Antwort des heiligen Officiums gezogen wird. Dem heiligen Officium wurde der Fall vorgelegt, daß die Weihen ertheilt seien „manibus *haud amplius* extensis, dum orationem pronuntiat . . .“ Damit ist nicht gesagt, daß nach der Handauflegung auf die einzelnen Weihecandidaten gar keine extensio manuum erfolgt sei, sondern nur, daß diese extensio manuum früher aufgehört habe, als das Pontificale vorschreibt. Wenn daher auch das heilige Officium die Weihe für giltig erklärt hat, so folgt daraus noch nicht, daß jene extensio manuum, ohne die Giltigkeit zu gefährden, ganz in Wegfall kommen könnte. So sehr wir theoretisch dazu neigen, der Ansicht des Herrn Verfassers beizutreten, so wenig können wir die Frage praktisch für endgiltig erledigt halten. — Hoffentlich wird der hochw. Herr Verfasser nicht lange anstehen, seine ausführliche Arbeit über das Weihesacrament zu veröffentlichen. Die vorliegende Schrift berechtigt zu der Erwartung, daß die theologische Literatur durch jene Arbeit eine werthvolle Bereicherung erfahren werde.

The See of St. Peter, the Rock of the Church, the Source of Jurisdiction and the Centre of Unity by T. W. Allies. 8°. (XVII and 182 p.) London, Catholic Truth Society, 1896. Preis *Sh.* 1.

St. Peter, his Name and his Office. By T. W. Allies with a preface by L. Rivington. 8°. (XVI and 332 p.) London, Catholic Truth Society. Preis *Sh.* 1½.

Die Prüfung der Beweise für den Primat des Papstes als Nachfolger Petri war für Newman und viele seiner Freunde nicht der Ausgangspunkt, sondern der Endpunkt ihrer Forschung. Herr Allies, von Newman angeregt und vielfach beeinflußt, wählte den kürzern Weg nach Rom. In der ersten, schon 1850 erstmals veröffentlichten Schrift wies er an der Hand der Geschichte nach, daß die katholische Kirche der Felsengrund, die Quelle der geistlichen Gewalt und das Centrum der Einheit sei. Statt wie seine Religionsgenossen bei den ersten zwei Jahrhunderten stehen zu bleiben und die Autorität des Papstes zu verwerfen, weil es an klaren und überzeugenden Beweisen dafür fehle, daß derselbe in den zwei ersten Jahrhunderten denselben Einfluß ausgeübt wie im 4. und 5. Jahrhundert, kam Allies zu dem Schlusse, daß die Kirche gleich jedem lebendigen Organismus sich allmählich entwickelt, daß ihre Träger nicht auf einmal alle ihre thatsächlichen Machtbefugnisse ausgeübt hätten. Durch die Beherrschung des kirchengeschichtlichen Stoffes ward das Auge des Verfassers geschärft bezüglich der Beweise für den Primat Petri in der Bibel. Diese Bibel- und Väterstellen, welche früher dem in protestantischen Vorurtheilen befangenen Verfasser keinen Beweis für den Primat Petri geliefert hatten, erschienen ihm 1852, als er zum ersten Male „St. Peter, his Name and his Office“ herausgab, in ganz anderem Lichte. Die Beweisführung ist in dieser Schrift durchweg geistreich und überzeugend; die Stellen aus den Vätern sind gut gewählt.

Wir möchten hier noch ganz besonders aufmerksam machen auf die geistreichen Parallelen zwischen Abraham und Petrus, zwischen Petrus und Judah. Sehr gut sind die Bemerkungen über das Verhältniß Petri zu Johannes, zum Collegium der Apostel. Die Inhaltsangabe ist, wie bei englischen Büchern so häufig, sehr ausführlich und orientirt den Leser vortrefflich über den Gedankengang des Buches, das schon darum so interessant ist, weil es den Verfasser in die katholische Kirche geführt hat.

Das Gebet nach der heiligen Schrift und der monastischen Tradition. Von einem Mitgliede des Ordens des hl. Benediktus. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Mit Empfehlung des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Mainz. Mit kirchlicher Approbation. 8°. (XII u. 208 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis *M.* 2.50.

Die Schrift ist besonders für solche berechnet, welche der christlichen Vollkommenheit nachstreben, und mehr noch für diejenigen, welchen die Leitung solcher Seelen anvertraut ist. Sie bietet eine Beschreibung des Gebetes auf seinen verschiedenen Stufen bis zum höchsten Gipfel der mystischen Vereinigung der Seele mit Gott. Mit Rücksicht darauf ist auch begreiflich, daß der Herr Verfasser sich etwas stark gegen Befolgung einer Methode beim innerlichen Gebete ausspricht (Kap. 1). Werden da die höhern Stufen des innerlichen Gebetes gemeint, so ist nichts richtiger als das: sie beruhen mehr auf der Thätigkeit des Heiligen Geistes im Menschen als auf der Thätigkeit des letztern; es wäre daher unnütz und verkehrt, Methoden angeben zu wollen für etwas, was außerhalb der Machtsphäre des Menschen liegt, auch des Menschen unter dem Einflusse der gewöhnlichen, allen zugänglichen Gnadenhilfe Gottes. Bezüglich der gewöhnlichen Gebetsweisen ist etwas Methode ganz gewiß nicht vom Uebel, sondern sehr ersprießlich, wenn sie nur nicht zur Schablone wird, sondern gebührend die individuelle Freiheit wahrt. Uebrigens stellt das der Herr Verfasser auch so wenig in Abrede, daß er besonders im 8. und 10. Kapitel ausdrücklich mehreres angibt, was zur richtigen Uebung des gewöhnlichen Gebetes gehört. — Charakteristisch und besonderes Interesse erweckend ist an der Schrift, daß die verschiedenen Gebetsweisen und -stufen angelehnt werden an das liturgische Gebet der kirchlichen Tagzeiten. Daher werden alle, wenn sie auch den höhern Gebetsstufen noch so fern stehen, aus der Lesung des Buches den hohen Nutzen schöpfen können, in der Hochschätzung des kirchlichen Stundengebetes und im Eifer einer guten und andächtigen Verrichtung desselben sich wieder zu erneuern und darin zu wachsen. Nur einer Klasse möchten wir das Buch nicht rückhaltlos empfehlen, solchen nämlich, welche bezüglich des geistlichen Lebens eine schwärmerische Anlage haben; diese könnten versucht werden, sich außergewöhnliche Gebetsweisen aneignen zu wollen, zu denen sie weder vorbereitet noch berufen sind.

Die Betrachtungen über das Leben Christi vom hl. Bonaventura aus dem Orden der Minderen Brüder, Kardinal der heiligen röm. Kirche, Bischof von Albano, Kirchenlehrer. Ins Deutsche übertragen von Joh. Jak. Hansen, Pfarrer. 8°. (XVI u. 263 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1896. Preis *M.* 1.50.

Das Büchlein der Betrachtungen über das Leben Christi ist eine der anziehendsten Schriften des heiligen Lehrers. Es ist keine gelehrte Exegese, welche der Heilige hier dem Leser bietet, aber es sind so kindlich fromme Erwägungen und so innige, gemüthsvolle Anregungen, daß sie ein Genuß sind für das Herz eines

Christen und zugleich ein kräftiger Sporn für den Willen zu jeglicher Tugend und enger Nachfolge des Erlösers. Sie sind ein Muster von lebendiger Vergegenwärtigung der betreffenden Geheimnisse des Lebens und Leidens unseres Herrn, und persönlicher Antheilnahme an denselben, welche für das betrachtende Gebet von so großer Wichtigkeit ist. Die deutsche Uebersetzung ist einfach und fließend. Es ist eine recht verdienstvolle Arbeit gewesen, das Büchlein auf diese Weise den deutschen Lesern nutzbar zu machen. Es dürfte sich nicht bloß als Hilfsmittel zur Betrachtung empfehlen, sondern wird auch als fromme Lesung, zumal für die Advents- und Weihnachtszeit, sowie für die Fastenzeit, den katholischen Familien höchst dienlich sein.

Maria, die Mutter Jesu. Ein Lebensbild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter, auf Grund der hl. Schrift, der Kirchenväter, der theol. Schriftsteller rc. von C. H. T. Jamar. Uebersetzt von Fr. Prim, Priester der Diöcese New-Orleans in Amerika. 8°. (VI u. 510 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1896.

Die Heilige Schrift sagt uns zwar nur weniges, aber recht Inhaltsschweres von dem Leben der Gottesmutter. Gestützt auf die kurzen geschichtlichen Notizen des Evangeliums und auf die Prophetien und Vorbilder des Alten Testamentes, hat jedoch die Begeisterung der kirchlichen Schriftsteller, von den heiligen Vätern der ältesten Zeiten angefangen, kaum Grenzen gefunden, um in frommer Betrachtung und hoher Lobpreisung Maria und die einzelnen Phasen ihres Lebens den Gläubigen im schönsten Bilde vollständig zu zeichnen. Vorliegendes Werk ist eine höchst anmuthige Blumenlese aus der ganzen christlichen Tradition bis zu der jüngsten Zeit herab. An den geschichtlichen Lebenslauf der seligsten Jungfrau sich anlehnend, oder vielmehr bis in den ewigen Plan Gottes zurückgreifend, durchgeht der Verfasser alle Geheimnisse des Lebens Marias zum Zwecke ascetischer Verwerthung. Den Ergebnissen der historischen Kritik ist nicht immer so viel Rechnung getragen, wie man es auch bei einem Erbauungsbuch wünschen muß, mag auch bei einem solchen dieser Umstand weniger schwer ins Gewicht fallen. Durch das ganze Buch weht eine so innige und wohlthuende Verehrung zu Maria, daß der Leser es nicht beiseite legen wird, ohne seine eigene Andacht und Verehrung neu geweckt und genährt zu haben. Mustergiltig ist vor allem die Partie „Maria während des bittern Leidens Jesu". Sie ist nicht nur reich an ergreifenden Schilderungen, sondern belehrt auch den Leser über die tiefe Bedeutung der Theilnahme Marias an der Erlösung der Welt und ihre eingreifende Stellung im ganzen göttlichen Heilsplane. Auch der Uebersetzung des Buches als solcher darf das Lob gespendet werden, daß man ihr die Uebersetzung wenig anmerkt. Ob die genealogische Tabelle am Ende des Werkes, von welcher im Verlauf desselben einigemal die Rede ist, in der Feder stecken blieb oder ob sie bloß in dem uns vorliegenden Recensionsexemplar fehlt, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Kleines Ablaßbuch. Auszug aus P. Franz Beringers größerem Werke „Die Ablässe, ihr Wesen und ihr Gebrauch". Von Joseph Hilgers, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation der heil. Ablaßcongregation. kl. 8°. (XXXI u. 458 S.) Paderborn, Schöningh, 1896. Preis *M.* 3.

Das allgemein geschätzte, ja in seiner Art klassische Werk „Die Ablässe" des Consultors der heiligen Ablaßcongregation P. Beringer S. J. hat bei den häufig wiederholten Auflagen allmählich einen solchen Umfang angenommen, daß eine kürzere Bearbeitung desselben schon längst ein berechtigter Wunsch vieler war. Das hier

zur Anzeige gebrachte „Kleine Ablaßbuch" bietet jetzt das Gewünschte, und was doppelt erfreulich, der Bearbeiter hat seine Aufgabe in vortrefflicher Weise gelöst. Selbstverständlich wurde der allgemeine, theoretische Theil auf das Wesentlichste beschränkt, und auch in der Angabe und Erklärung der einzelnen Ablässe wurde sichtlich die größte Kürze angestrebt. Dennoch darf man behaupten, daß nichts Wichtigeres in dem handlichen Buche fehlt, und daß insbesondere fast ausnahmslos auch über die einzelnen Ablaßbewilligungen, welche sich im größern Werke finden, das Nöthige mitgetheilt ist, vor allem der vollständige Wortlaut der Ablaßgebete. Freilich muß man dabei — ganz vollkommen ist ja nichts hier unter der Sonne — den vielfach sehr kleinen Druck mit in den Kauf nehmen. Die Anordnung ist sehr übersichtlich, und dazu erleichtern das Auffinden des Einzelnen drei mustergiltige Register, darunter ein alphabetisches und eines, welches den praktischen Gebrauch des Buches für Andachtsübungen erleichtert, indem es die Gebete für Morgen- und Abendandacht, für die heilige Messe, für Beicht- und Communionandachten u. s. w. zusammenstellt; übrigens wird P. Hilgers, wie wir vernehmen, demnächst auch ein eigenes Ablaßgebetbuch herausgeben. Ein Anhang enthält die gebräuchlichsten Weiheformulare. Die größte Empfehlung des Buches liegt darin, daß dasselbe, ähnlich wie das ausführliche Werk des P. Beringer, von der heiligen Ablaßcongregation selber geprüft und gutgeheißen worden ist. So wird das „Kleine Ablaßbuch", von dem bereits eine französische Uebersetzung in Vorbereitung ist, gewiß recht bald nicht nur im Clerus, sondern auch in Laienkreisen als zuverlässiger Führer geschätzt und benutzt werden.

Institutiones philosophicae, quas Romae in Pontificia Universitate Gregoriana tradiderat P. Ioannes Iosephus Urráburu S. J. Volumen quintum: Psychologiae pars secunda. 8°. (VIII et 1204 p.) Vallisoleti, Cuesta, 1896. In Commission bei Herder in Freiburg. Preis *Fr.* 12.60.

Auf den in diesen Blättern (Bd. XLVIII, S. 458) aufs wärmste empfohlenen ersten Theil der Psychologie des P. Urráburu ist nunmehr der zweite gefolgt. Derselbe, noch umfangreicher als der erste, führt die Psychologie ein gutes Stück weiter, aber noch nicht zu Ende. Während der erste Band in vier Disputationen über die Natur und den Ursprung der Lebewesen im allgemeinen sowie über die Pflanzen und Thiere insbesondere handelt, wendet der zweite sich der Lehre vom Menschen zu. Es werden zunächst die Thätigkeiten und Fähigkeiten des Menschen im allgemeinen erklärt (Disp. I), darauf Natur, Object und Princip der Erkenntniß näher beleuchtet (Disp. II); dann erst folgen die ausführlichen Darlegungen über Sinneserkenntniß (Disp. III) und über Verstandeserkenntniß (Disp. IV), denen sich wie ein Anhang unter dem Titel: De quibusdam cognitionis accidentibus das Wichtigste über Schlaf, Träume, Somnambulismus, Hallucinationen und Geistesstörung anschließt (Disp. V). Im folgenden Bande haben wir demgemäß noch die Disputationen über das sinnliche Begehrungsvermögen und den Willen sowie die Behandlung der übrigen auf die menschliche Seele und das compositum humanum bezüglichen Fragen zu erwarten. Auch angesichts des neu erschienenen Bandes können wir nur das früher dem Werke gespendete Lob wiederholen. Die Anordnung ist klar und übersichtlich. Die ebenso gründliche wie ausführliche Behandlung der einzelnen Fragen bekundet eine staunenswerthe Beherrschung des Lehrstoffes und der einschlägigen Literatur. Während der hochw. Verfasser vor allem

die Autorität des hl. Thomas hochhält, läßt er auch die andern angesehenen Vertreter der Scholastik zu ihrem Rechte gelangen. Aber auch den Ergebnissen der modernen Forschung, besonders auf dem Gebiete der Physiologie, schenkt er überall die ihnen gebührende Beachtung. Die Beweisführung selbst ist packend und lichtvoll, und sie wirkt, da sie großentheils schon durch die vorhergehenden Erklärungen vorbereitet ist, auch bei kürzerer Fassung durchweg überzeugend. Auch dieser Band legt wiederum sowohl für die umfassende Gelehrsamkeit wie für die hervorragende Lehrgabe des hochw. Verfassers ein glänzendes Zeugniß ab.

Fabrikantensorgen. Von Heinrich Freese. 8°. (66 S.) Eisenach, Wilkens, 1896. Preis *M.* 1.

Der Herr Verfasser übergibt unter diesem Titel der Leserwelt die fünf Vorträge, welche er in dem national-ökonomischen Lehrcursus des evangelisch-socialen Congresses, Herbst 1896, in Berlin gehalten hat. Die Hauptpunkte, um welche sich die Forderungen der Arbeiter, besonders der Fabrikarbeiter, und die Sorgen der Arbeitgeber bewegen, kommen hier zur Besprechung, und zwar — das wird jeder Leser zugestehen müssen — in einem recht arbeiterfreundlichen Sinne. Wohl hält es der Verfasser für ausgeschlossen, daß die Industrie in der nächsten Zeit noch stärker belastet werden könnte durch neue und erweiterte Versicherungsgesetze zu Gunsten der Arbeiter; allein er gibt bei einer Reihe von Arbeiterforderungen oder -aufbesserungen zu, daß dieselben verwirklicht werden können, ohne der Industrie wesentlich zu schaden. Zuerst befürwortet er eine noch weit beträchtlichere Einschränkung der Fabrikarbeit für verheiratete Frauen. Dann tritt er für eine Verkürzung des Maximalarbeitstages ein, in der Ueberzeugung, daß dadurch weder der Fabrikant leiden noch der Arbeiter eine Lohnverkürzung erfahren werde; er tritt sogar entschieden für den Achtstundentag ein, welcher als allgemeine Norm für alle Arbeitszweige wohl nicht zu befürworten sein dürfte. Der dritte Punkt, welcher hervorgehoben wird, sind Wohlfahrtseinrichtungen und Arbeiterausschüsse, und zwar in dem Sinne, daß bei den Fabrikeinrichtungen den Arbeitern möglichst viel Raum gelassen werde, um selbst durch ihre Vertreter zur Feststellung und Controllirung mitzuwirken. Für die befriedigende Lösung der Lohnfrage steht der Verfasser nicht an, in den Kreis der geeigneten Mittel eine gewisse Gewinnbetheiligung der Arbeiter mit hineinzuziehen. Er faßt jedoch dieselbe auf als eine Zulage zur festen Lohntaxe und will sie zunächst auf einen recht bescheidenen Procentsatz einschränken, glaubt dann aber auch alle entgegenstehenden Bedenken für hinfällig erklären zu können. Im letzten Kapitel über die Arbeiterwohnungsfrage entrollt der Herr Verfasser ein Bild, welches man nicht düster, nein geradezu grauenhaft nennen muß, bezüglich der Wohnungsnoth der Arbeiter in Großstädten, welches aber auch die Ausbeutungssucht gewisser Klassen von Besitzenden in ein ebenso grauenhaftes Licht setzt. Hier thut Abhilfe dringend noth. — Aus dieser kurzen Angabe des Inhalts der Broschüre ersieht der Leser, daß der Herr Verfasser der materiellen Aufbesserung der Arbeiterklasse warme Sympathie entgegenbringt, und da er in seinen eigenen Fabrikanlagen nach der von ihm gezeichneten Richtung vorgegangen ist — daß er praktisch bemüht ist, der Unzufriedenheit der Arbeiter den Boden zu entziehen. Dennoch bezweifeln wir sehr, ob alles das die Wogen der socialen Sturmfluth glätten wird, solange nicht der allein die Leidenschaften bändigende Factor der Religion hinzukommt. Nur wo Gott und Christus das Band zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ist, welches sie als Glieder einer Gottesfamilie zusammenfaßt, kann eine dauernde und befriedigende Ausgleichung der Klassenunterschiede Platz greifen.

Clovis et la France au Baptistère de Reims par F. Tournier S. J. 8°. (216 p.) Tournai, Desclée et Co., 1896.

Der Verfasser will nicht den selbständigen Forscher und Historiker spielen. Aus den Arbeiten von G. Kurth, Lecoy de la Marche, Abbé Gorini, und namentlich aus den schönen Aufsätzen der PP. Chérot und Jubaru in den Études religieuses wird das Sicherste und auch das Schönste zu einer Art begeisterter Festschrift zusammengefaßt. Diese Festschrift gilt, wie die Chlodwigfeier in Reims, an welche sie anknüpft, nicht so sehr der Person des ersten christlichen Frankenkönigs, als dem providentiellen Acte seines Eintritts in die katholische Kirche durch die vom hl. Remigius ihm gespendete Taufe. Die Bedeutung dieses Ereignisses, die Ursachen desselben, die betheiligten Factoren, Oertlichkeit und Ceremonien 2c. werden in gehobenem Tone geschildert. Man könnte das Buch überschreiben: Betrachtungen oder Seelenergüsse über die Taufe Chlodwigs nach dem Berichte bei Gregor von Tours. Die Darstellung ist reich an packenden Gedanken, von sehr schöner Sprache und von großer Wärme, nur vielleicht etwas zu rhetorisch gehalten für den nüchternen deutschen Geschmack. Ein mehr wissenschaftlicher Anhang (38 S.) soll das historische Fundament der vorausgehenden Betrachtungen sicherstellen. Der Nachweis, daß Gregor von Tours seinen Bericht über Chlodwigs Taufe getreu aus der ältern Vita S. Remigii herübergenommen, und dieser Bericht von einem Zeitgenossen des Heiligen, einem Geistlichen der Reimser Kirche, herrühre, scheint hier überzeugend erbracht. Daß aber dieser Geistliche der Königin Chlotilde bei ihrer Unterredung mit Chlodwig zur bessern Ausstaffirung Aussprüche aus alten Martyreracten in den Mund lege und die Worte der Königin etwa aus den Acten des hl. Theodotus geschöpft haben könne (S. 188), das scheint ein Tribut an die heutige wissenschaftliche Mode, zu der ein ausreichender Grund kaum vorliegen dürfte. Man wird schwerlich auch nur die Unwahrscheinlichkeit darthun können, daß Chlotilde auf Grund ihrer eigenen christlichen Erziehung und Bildung ähnliches gesprochen, und daß sie auch diese Unterredung dem Inhalte nach dem hl. Remigius berichtet habe. In der „Conclusion“ (I. Gesta Dei per Francos II. La nation prédestinée) wie auch in der etwas unvermittelten Heranziehung der hl. Olga und Wladimirs von Rußland (S. 47) zeigt sich der Verfasser als warmen Patrioten, was ihm gewiß niemand zum Vorwurf machen wird.

Annegarns Weltgeschichte in acht Bänden. Neu bearbeitet und bis zur Gegenwart ergänzt von Dr. August Enck, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn, und Dr. Victor Huyskens, Oberlehrer am Realgymnasium zu Münster. Siebente Auflage. 8°. (346, 318, 366, 328, 376, 380, 394, 388 S.) Münster i. W., Theissing'sche Buchhandlung. Preis broschirt *M.* 16, geb. in 4 eleganten Halbfranzbänden *M.* 22.

Selten kann man heutzutage ein umfangreiches Geschichtswerk so rückhaltlos und freudig empfehlen wie den hier in neuer Auflage vorliegenden Annegarn. Mit einer farbenreichen und fesselnden Schilderung verbinden sich praktische Anordnung, weiter Blick, gesundes Urtheil und echt christlicher Sinn. Zahlreiche, oft ganz vortreffliche Charakterschilderungen und allerliebste culturgeschichtliche Zeitgemälde, welche die Darstellung der kriegerischen Ereignisse und politischen Händel auf ein richtigeres Verhältniß einschränken, als dies gewöhnlich geschieht, verleihen dem Buch als Jugend- und Volkslectüre einen nicht bloß reichbelehrenden, sondern auch erziehlichen Charakter. Man darf das Werk des alten Annegarn unbedenklich als ein Meister-

stück bezeichnen und als ein überaus empfehlenswerthes, ganz vortreffliches Belehrungs- und Bildungsmittel für jung und alt. Einer der Vorzüge Annegarns, das Erhebende, Große und Schöne überall in den Vordergrund zu stellen, verleitet ihn vielleicht zuweilen, einzelne Charaktere über Gebühr zu idealisiren, wie dies bei Galilei auffällt, der kaum mit Recht als das Opfer fremden Neides dargestellt wird. Die Herausgeber der neuen Auflage haben das Verdienst, nach dem Stande der heutigen Forschung die frühere Darstellung ergänzt und berichtigt zu haben und dies auf eine recht geschickte, dankenswerthe Weise. Im VIII. Bande haben sie die Darstellung bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, und was die Lebendigkeit der Darstellung und die christliche Grundauffassung angeht, ist die Fortsetzung des alten Annegarn würdig. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß Kriegsgeschichte und politische Verwicklungen hier weit stärker hervortreten, die Charakteristiken seltener, die culturgeschichtlichen Abschnitte dürftiger und manchmal zu einer bloßen Aufzählung von Namen werden. Schwerlich würde Annegarn dem Krieg von 1866 30, dem von 1870 41 Seiten gewidmet, dagegen Erscheinungen wie Garcia Moreno, Ozanam, Hermann v. Vicari u. dgl. ganz mit Stillschweigen übergangen, andere nicht minder bedeutende in wenigen Worten nebenbei abgemacht, den Aufschwung katholischen Geisteslebens seit 1850 in fast allen europäischen Ländern sozusagen ignorirt haben. Auch wäre bei Annegarns feinem Sinn für Charaktere der Abschnitt über Ludwig I. von Bayern schwerlich dahin ausgefallen, daß nach acht Zeilen Anerkennung für seinen „Kunstsinn“ über eine Seite (d. h. das siebenfache) zu einer detaillirten und nicht einmal ganz zutreffenden Darstellung der Lola-Affaire geworden wäre. Damit soll keineswegs das Verdienst der Herausgeber geschmälert, sondern nur der Wunsch angedeutet sein, bei künftigen Auflagen auch in diesem achten Bande dem Geiste und der berechtigten Eigenthümlichkeit Annegarns noch mehr Geltung verschafft zu sehen.

Rudemare. Journal d'un prêtre Parisien 1788—1792. Avec préface et notes de Ch. d'Héricault. 8°. (XXX et 121 p.) Paris, Gaume & C[ie], 1896.

Dieses Tagebuch, herausgegeben nach einer im Besitz des Stiftskapitels Notre-Dame zu Paris befindlichen Handschrift, kann zwar auf höhere geschichtliche Bedeutung keinen Anspruch machen, wirft aber immerhin einige interessante Streiflichter auf den Ausbruch der großen französischen Revolution, sowie auf die damaligen Zustände in Belgien. Da nämlich der noch junge Priester Rudemare, obwohl erst kurz zuvor von seinem Erzbischofe auf eine ganz haltlose Anklage hin sehr ungerecht behandelt, dennoch der Kirche treu und standhaft ergeben im Jahre 1791 den geforderten antikirchlichen Eid verweigerte, mußte er schon anfangs Februar nach Belgien flüchten, und so schildert uns der größere Theil des Tagebuches (S. 27—109) seine Reiseerlebnisse in Belgien und bringt dabei allerlei Notizen über die Merkwürdigkeiten, Bauten, Kunstwerke u. s. w. der belgischen Städte, die für den Kunsthistoriker nicht ganz ohne Interesse sein dürften. Erst die letzten Seiten (110—121) führen uns wieder nach Paris zurück, wo die Wogen der Revolution bereits immer höher steigen. In den ersten Monaten des Jahres 1792 konnte Rudemare sich noch öffentlich in Priestertracht zeigen und las seine heilige Messe wiederholt in der königlichen Kapelle. Hier sah er Ludwig XVI. und seine Familie zum letztenmal am Charfreitag bei der Anbetung des heiligen Kreuzes. Schon um Ostern mußte der sonst muthige Priester die Priestertracht mit Weltkleidern vertauschen und sich in

der Vorstadt St. Antoine nach einem sichern Schlupfwinkel umsehen. Hier konnte er noch einige Zeit priesterliche Functionen vornehmen. Die Lage wurde indes stets bedenklicher, und Rubemare athmete auf, als ihn das Verbannungsdecret vom 26. August 1792 weiteren Fährlichkeiten entzog. Hier bricht das Tagebuch ab. Im Vorwort gibt der Herausgeber einige kurze Nachrichten über das spätere Leben Rubemares, der noch die Juli-Revolution von 1830 in Paris miterlebte und erst am 16. Juli 1841 als Greis von 83 Jahren in Hâvre starb.

Les amis des saints. Par Ch. d'Héricault. 12°. (251 p.) Paris, Gaume & Cie, 1897.

Das Leben der Heiligen hat allezeit und allenthalben eine Lieblingslectüre des katholischen Volkes gebildet, während es in den Kreisen der sogen. Gebildeten nur zu oft durch rein weltliche Biographien großer Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Gelehrten, Dichter und Künstler, oft durch eine seichte und nichts weniger als erbauliche Memoiren-Literatur zurückgedrängt wurde. Die Absicht des geistreichen, stilgewandten Verfassers geht nun in diesem Schriftchen offenbar dahin, auch in jenen den christlichen Idealen mehr oder weniger entfremdeten Kreisen wieder Interesse, Andacht und Begeisterung für die Heiligen zu erwecken, sie in schöner, anziehender Form dem Verständniß der Gegenwart näher zu bringen und zur Pflege ihrer Verehrung und Nachahmung anzuregen. Er hat sich hiezu einen der schönsten, gewinnendsten Gesichtspunkte, jenen der „Freundschaft", gewählt. Mit derselben Feinheit und künstlerischen Anmuth, mit welcher andere den geselligen Verkehr politischer und literarischer Berühmtheiten geschildert haben, zeichnet er uns, ausgehend von dem Freundeskreise des Erlösers selbst, einige der liebenswürdigsten Freundeskreise, welche die Kirchengeschichte aufzuweisen hat und welche sich um den hl. Augustin, den hl. Benedikt von Nursia, den hl. Dominicus, den sel. Jordan von Sachsen, den hl. Franz von Assisi und den hl. Ignatius von Loyola gruppiren. Wie diese Gruppen sehr glücklich gewählt sind, so hat der Verfasser auch aus dem reichlich gebotenen historischen Stoff die seinem Zweck entsprechenden Züge treffend hervorgehoben und lebendig verbunden. Die leichte, gefällige Darstellung gewährt nahezu den Genuß einer gutgeschriebenen Novelle, während der geschichtliche Kern, mit tiefer, echter Frömmigkeit erfaßt, den beabsichtigten Zweck der Erbauung in hohem Maße erreichen wird. Eine etwaige, mehr dem deutschen Charakter entsprechende Bearbeitung würden wir indes eher anrathen als eine bloße Uebersetzung.

Kurzgefaßte theoretisch-praktische Grammatik der lateinischen Kirchensprache. Zum Gebrauch für Lehrer-Seminarien, Klosterschulen, Choralschulen u. dgl., sowie zum Selbstunterricht. Von Leop. Matth. El. Stoff, Dechant und Königl. Kreisschulinspektor in Cassel. 8°. (XII u. 266 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis *M.* 2.50.

Wie der Titel bereits besagt, wendet sich die vorliegende Grammatik nicht an solche, welche das klassische Latein bereits beherrschen und nur über die sprachlichen Eigenheiten unserer Vulgata in mehr gelehrter Weise unterrichtet sein möchten. Sie will vielmehr ausschließlich dem Bedürfnisse jener dienen, welche von der lateinischen Sprache nur so viel zu lernen wünschen, daß sie die gewöhnlichen liturgischen Texte des Breviers und Missale verstehen können. Demnach beschränkt sich das Buch auf Wiedergabe der nothwendigsten Regeln und Paradigmen, läßt beiseite, was nur für das klassische Latein von Bedeutung ist, und hebt die Eigenthümlichkeiten des

Kirchenlateins besonders hervor. Im ersten Theile der Grammatik, der Formenlehre, sind den einzelnen Abschnitten stets Uebersetzungsstücke, im zweiten, der Syntax, Beispiele als Belege der vorgetragenen Regeln beigegeben. Der dritte Theil, fast die Hälfte des Buches, enthält eine Art Chrestomathie, umfassend die gebräuchlichsten Gebete und Responsorien, die Antiphonen des Breviers, ausgewählte Stücke der Evangelien, die Psalmen der Vesper, Complet und Laudes, die wichtigsten Hymnen des Breviers, endlich in einer zweiten Abtheilung einige Stücke aus Lactanz, den hll. Cyprian und Hieronymus und die 14. Sitzung des Trienter Concils. Anmerkungen unter dem Texte, zum ersten Theile der Lesestücke auch ein Wörterverzeichniß erleichtern das Verständniß. — Gewiß wird vielen ein solches Buch sehr willkommen sein. Die ganze Anlage der Grammatik ist, soviel wir urtheilen können, ihrem Zwecke recht angemessen. Für die Brauchbarkeit derselben spricht auch, daß sie aus der praktischen Lehrthätigkeit des Verfassers erwachsen ist und vor dem Drucke von einem praktischen Schulmanne durch Verwendung im Unterrichte geprüft und belobt wurde.

Aus Fremde und Heimat. Katholische Jugendschriften. Hünfeld bei Fulda. Selbstverlag des Missionshauses, 1896.

1. Bdch. **Unter den Basuto-Kaffern.** Erlebnisse und Beobachtungen in Südafrika. Herausgegeben von Max Kassiepe O. M. I. Mit einem Titelbilde. 12°. (62 S.) Preis cart. 50 *Pf.*

2. Bdch. **Marienblumen.** Vier Erzählungen von Jos. Classen O. M. I. 12°. (64 S.) Preis cart. 50 *Pf.*

Diese Jugendschriften, welche von den Oblaten herausgegeben werden, sind schon um des guten Zweckes willen empfehlenswerth. Der Reinertrag soll nämlich ihrem Missionshause St. Bonifatius zu Hünfeld bei Fulda zukommen. Auch der Inhalt ist recht gut. Das 1. Bändchen bringt in den Tagebuchblättern eines alten Missionärs eine recht interessante Skizze der Basuto-Kaffern, ihres Landes, ihrer Geschichte, Lebensweise und Religion. Jüngern Lesern werden namentlich die beigefügten Basutomärchen gefallen. — Die vier Erzählungen des 2. Bändchens, so kurz und skizzenhaft sie sind, zeugen von einem guten Erzählertalent und sind stilistisch recht schön geschrieben. Den anziehenden Stoff von der Flucht des hl. Vincenz von Paul aus der Gefangenschaft der Mauren hätten wir etwas ausführlicher behandelt gewünscht. Doch wird er auch in dieser knappen Form, wie die übrigen drei kleinen Stücke, dazu beitragen, Liebe und kindliches Vertrauen zu Maria in die jugendlichen Herzen zu senken.

Communion-Andenken und Katechetische Andenken von Benziger u. Comp. in Einsiedeln.

Eine Anzahl Bilder und Bilder-Collectionen sendet uns der Benzigersche Verlag in so später Stunde ein, daß wir sie nur noch kurz in diesem Hefte zur Anzeige bringen können. Von den Communion-Andenken seien als besonders empfehlenswerth die zwei neuen hervorgehoben: Nr. 14 009, Christus spendet die heilige Communion, ein eucharistisches Gruppenbild in künstlerischem Farbendruck (Bildgröße 300 × 210 mm, Format 400 × 290 mm), das Hundert *M.* 40; Nr. 13 582, Der Liebesjünger Johannes reicht der Gottesmutter die heilige Communion (Bildgröße 220 × 140 mm, Papiergröße 325 × 230 mm), das Hundert *M.* 25. Die Katechetischen Andenken sind Sammlungen kleinerer Bilder

mit erklärendem Text: Nr. 3885, Das apostolische Glaubensbekenntniß, 12 Bilder, 60 *Pf.*; dasselbe gebunden 80 *Pf.*; Nr. 3986, Die fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes, 15 Bilder, 60 *Pf.*; Nr. 3919, Der heilige Rosenkranz, 4 Bilder, 20 *Pf.*; Nr. 4004, Die zehn Gebote Gottes, 8 Bilder, 40 *Pf.*; Nr. 4005, Die sieben heiligen Sacramente, 7 Bilder, 40 *Pf.* Die Bilder vereinigen aufs glücklichste den doppelten Vorzug, daß sie vom religiösen Gesichtspunkt aus betrachtet durchaus würdig gehalten sind und zugleich auch in künstlerischer Hinsicht hohen Anforderungen gerecht werden.

Miscellen.

Das Sweating-System in England. Das „Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik", herausgegeben von Dr. Heinrich Braun, bringt im zweiten Theile des IX. Bandes (S. 392—419) interessante Angaben über das Sweating-System in England von dem Londoner Gelehrten Adolphe Smith F. C. S. Das Sweating-System (sweating = schwitzen) ist keine ausschließliche Eigenthümlichkeit Englands. Aber ein englischer Geistlicher, Charles Kingsley, war es, der in seinem über die Chartistenbewegung geschriebenen Romane „Alton Locke, Schneider und Poet" das System ausführlich schilderte und dem Worte seine specifische Bedeutung verlieh. Das Sweating-System findet sich hauptsächlich in den verschiedenen Gewerben für Anfertigung von Bekleidungsgegenständen. Der Sweater greift ungelernte und ungeübte Arbeitskräfte auf, hungernde Männer, Frauen und Mädchen, und lehrt sie eine einzige, sehr beschränkte Arbeitsleistung. Der eine wird Nähmaschinenarbeiter, der andere Hefter, der dritte Knopflochnäher u. s. w. Weil keine lange Vorbildung nöthig ist, stellen sich dem Sweater sehr viele Arbeitskräfte zur Verfügung und arbeiten unter dem Druck dieser Concurrenz gegen Hungerlöhne. Aber auch gelernte Arbeiter, voll ausgebildete Gesellen, nehmen vielfach ihre Zuflucht zum Sweater, weil ihre Arbeitgeber die eigenen Werkstätten schlossen und die billigere Arbeit der Sweaters vorzogen. Die Sweaters stehen somit als Subunternehmer zwischen den Hauptunternehmern und den Arbeitern. Sie erhalten eine geringere Bezahlung, als die ausgebildeten Gesellen erhielten, verstehen es aber doch, immer noch einen Gewinn zu machen, indem sie eben ihre Arbeiter äußerst schlecht lohnen. Wie man in frühern Zeiten nach der Diebessprache jene Geldwechsler, die durch allerlei Künste von den Münzen Gold abzulösen verstanden und auf diese Weise die Münzen gewissermaßen zum Ausdünsten oder Schwitzen brachten, „Goldschwitzer" (goldsweaters) nannte, so konnte man ebenfalls jene Subunternehmer, welche aus den von ihnen beschäftigten Arbeitern bezw. aus dem für ihre Arbeit gezahlten Preise einen Profit für sich herausschwitzen, Arbeitsschwitzer nennen. Es würde übrigens den

thatsächlichen Verhältnissen entsprechen, wenn man auch die in der kleinen Werkstätte (nicht selten zugleich Wohnraum ꝛc. des Subunternehmers und seiner Familie) zusammengepferchten und zu andauernder und übermäßiger Anspannung aller ihrer Kräfte verurtheilten Arbeiter als „Schwitzer" bezeichnen wollte.

Die provisorische Regierung Frankreichs erließ 1848 ein Decret zur Abschaffung des Schwitzsystems (marchandage) und zur Beschränkung der Arbeitszeit von 11 auf 10 Stunden in Paris und von 12 auf 11 Stunden in den Provinzen. Dauernden Erfolg hatte diese Verordnung nicht, ebensowenig auch die gegen das System in England angeregte Bewegung. Die umfassendere Anwendung der Dampfkraft, die Entwicklung des Eisenbahnwesens, die Entdeckung der Goldfelder von Californien, die Erschließung neuer Gebiete und Gelegenheiten zur Auswanderung, der Erlaß von Fabrikgesetzen zur Beschränkung der Arbeitszeit u. s. w. führten eine allgemeine Hebung der Lage der arbeitenden Klassen herbei, und man vergaß dabei der alten Klagen über das Schwitzsystem. Adolphe Smith richtete 1884 die öffentliche Aufmerksamkeit von neuem auf diesen dunklen Punkt im englischen Wirtschaftsleben. Eine starke Einwanderung osteuropäischer Juden hatte begonnen. Der russische Jude aber ist mehr zu körperlicher Arbeit erzogen als sein westeuropäischer Glaubensgenosse. Nicht selten waren es daher ganz geschickte Handwerker, die in England landeten, aber ganz hilflos, arm, der Sprache unkundig, überdies durch strenge Heiligung des Sabbats und der jüdischen Festtage von der erforderlichen Anpassung an die englischen Arbeitsverhältnisse abgehalten. Diese armen Leute betrachteten es nun fast als eine Wohlthat, wenn englische Sweaters, zum Theil selbst Juden, sie in Dienst nahmen. Zwar fanden dabei die religiösen Forderungen der Eingewanderten mehr oder minder Berücksichtigung, im übrigen aber wurden die Arbeitsbedingungen in einer Weise festgesetzt, wie kein englischer Arbeiter sie sich hätte gefallen lassen. Der Sweater bietet sich an, den Einwanderer das Gewerbe nach englischen Anforderungen und Begriffen zu lehren oder auch nur einen kleinen Zweig desselben. Dafür muß der Arbeiter sich verpflichten, so und so viele Monate ganz umsonst zu arbeiten und eine noch längere Zeit, wenn er mittellos war und von Anfang an ernährt werden mußte. Bekommt der Sklave des jüdischen Sweaters schließlich einen Lohn, so ist dieser für die harte, lang andauernde und aufreibende Arbeit so gering, daß der englische Arbeiter die Mühen, die Zucht und das Leben des Arbeitshauses vorziehen würde. Der russische Jude aber ist zufrieden. Der Betrag scheint ihm hoch, bis er merkt, wie theuer das Leben in England, und wie gering der Werth des Geldes dort ist. Hat er inzwischen die englische Sprache erlernt, die englischen Verhältnisse kennen gelernt, dann wird er sich vielleicht von dem Sklavenhalter emancipiren, dieser aber auf die Suche nach neuen „Dummen" oder „greeners" gehen.

Nach dem Tarif der Master Tailors Association vom Jahre 1866 verdient ein gut arbeitender Geselle stündlich einen sixpence (50 Pfennig). Für einen Gehrock erhält der Geselle 1,03 Pfd. St. Der Schwitzmeister stellt ihn z. B. in Manchester, einem Hauptsitze der jüdischen Sweaters, für 9 Schilling her. Die Arbeiter erhalten natürlich noch viel weniger, da der Sweater aus

diesen 9 Sh. seinen eigenen Profit herausschlagen muß. Für ein Jacket soll nach obigem Tarif 5½—7½ Sh. gezahlt werden. Der Schwitzmeister aber liefert die Arbeit (weibliche Arbeitskräfte) für 2—2½ Sh. Eine Hose kostet nach dem Tarif 5½—7½ Sh., beim Schwitzmeister etwa 3 Sh. — Dieser Barbarei der Löhnung entspricht, wie schon angedeutet, die Werkstätte und Wohnung. Der russische Jude weiß nichts von Reinlichkeit, Kanalisation, Hausentwässerung u. s. w. Der Schmutz ist seine Heimat, und das ist dem Schwitzmeister gerade recht. Haarsträubend sind die Schilderungen A. Smiths über die Beschaffenheit der Räume, in denen die Opfer des Sweaters leben und meist mit Umgehung der Fabrikgesetze bis tief in die Nacht arbeiten müssen.

Schließlich sah denn doch die Regierung sich veranlaßt, einzuschreiten. Es wurde ein mit dem Handelsministerium verbundenes Arbeitsamt errichtet und zum Secretär dieser Behörde John Burnett ernannt, ein hervorragender Gewerkvereinler. Der Bericht, den er über das Sweating-System veröffentlichte, hat nach den Worten des Earl von Dunraven (im Oberhause, 28. Februar 1888) „einen Stand der Dinge im Ostende (Londons) offenbart, wie er eines civilisirten Staates unwürdig ist. Sämtliche Verhältnisse des Gewerbes, Arbeitsstunden, Lohnsätze sowie die sanitären Zustände, unter denen gearbeitet wird, sind schmachvoll". Neue Enqueten wurden beschlossen und auf ganz England ausgedehnt, nachdem vorher bereits Smith die Verhältnisse der Sweating-Centren in den Provinzen (Black Country, Leeds, Liverpool, Manchester, Glasgow, Edinburg, Birmingham u. s. w.) öffentlich dargelegt hatte. Es erschienen endlich fünf riesige Blaubücher, welche in voller Ausführlichkeit sämtliche officiellen Ermittlungen der Oberhaus-Commission enthielten. Auch das Unterhaus faßte am 13. Februar 1891 eine hierher gehörige Resolution: „Es wird beschlossen, daß es nach der Ansicht dieses Hauses Pflicht der Regierung ist, in sämtlichen von ihr geschlossenen Lieferungsverträgen Vorkehrungen gegen die neuerlich von der Sweating-Commission ermittelten Uebelstände zu treffen und zu diesem Behufe Bedingungen zu stellen, welche die aus dem Weitervergeben von Lieferungen entstehenden Mißbräuche verhindern können, sowie alles zu thun, um die Zahlung solcher Löhne zu sichern, wie sie in jedem Gewerbe für tüchtige Arbeiter als allgemein üblich (Gewerkvereins-Lohnsätze) gelten." Dieses Princip findet allmählich Ausdehnung auf alle Arbeiten, die von Staats-, Stadt- und Communalbehörden geschehen. Auch der Stadtrath von Paris nahm im Mai 1888 dieselbe Stellung ein, indem er den Beschluß faßte: „Arbeiter, die bei den für die Stadt bestimmten Arbeiten beschäftigt werden, müssen direct von den Concessionären oder Lieferanten angestellt werden, ohne einen Vermittler oder Zwischenlieferanten." Eine Ausdehnung dieses Grundsatzes auf alle Unternehmungen, für welche die Genehmigung von Staat oder Gemeinde nöthig ist, z. B. Hafenbauarbeiten, Anlage neuer Eisenbahnen, Pferdebahnbetrieb u. s. w., wird von Smith warm empfohlen. Im übrigen hofft er die Beseitigung der Uebelstände des Sweating-Systems von der energischen Durchführung und weitern Ausbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung in der Weise, daß allen Arbeitern Gewerkvereinslöhne gegen Arbeit zu Gewerkvereinszeiten gesichert werden

mit höherem Lohnsatz für etwaige Ueberstunden. Das durch Asquith, den Staatssecretär des Innern, im Jahre 1895 verbesserte Fabrikgesetz enthält schon manche Bestimmungen, welche direct auf das Sweating-System Anwendung finden und namentlich ein Unmaß der Ueberstunden, ein Mitnehmen der Arbeit nach Hause u. dgl. verhüten, andererseits für die gesunde Einrichtung der Arbeitsräume Fürsorge treffen. Fabrik- und Sanitätsinspectoren erhalten hier weitgehende Befugnisse zum Schutze der Arbeiter. Damit ist viel erreicht, aber noch lange nicht alles. Bei Staatslieferungen und bei den Lieferungen für weise geleitete Communen ist der Gewerkvereinslohnsatz gewährleistet, Privatunternehmungen jedoch setzen das Schwitzen fort. „Dessenungeachtet kann der Sweater wenigstens jugendliche Personen und Frauen nicht länger in Ueberstunden beschäftigen, wo das Gesetz voll zur Anwendung gelangt. Er kann sie zwar zu Tode hungern, aber er darf sie nicht mehr durch Ueberarbeitung hinmorden. Das Gesetz läßt den Arbeiter noch Hungers sterben, aber es will, daß dies in einer gesunden Werkstätte, bei einer Temperatur von 15° C. und mit einem Minimal-Kubikraum Luft von 250 Fuß geschieht. Es besteht keine Bestimmung, welche ihm ausreichende Nahrung sicherte, aber der Sanitätsinspector kann entsprechende Kanalisation und Lüftung herbeiführen. Alles dies ist von wirklichem Nutzen, doch rufen die Opfer des Schwitzers noch immer laut nach mehr Nahrung, Lüftung, entsprechendem Luftraum, gehöriger Kanalisation und Sauberkeit in Werkstätten — das alles gehört wohl zur Erhaltung der öffentlichen Gesundheit, aber hinreichende Nahrung ist doch am nothwendigsten. Bedauerlicherweise indessen besteht noch immer die unbestrittene Thatsache, daß die Löhne, wie sie viele Sweaters bezahlen, nicht zureichen, die Kosten einer angemessenen Lebenshaltung zu decken."

Im Lande des Bachschisch einst und jetzt. Wenngleich auch andere Länder heutzutage wohl auf den Ehrennamen „Land des Bachschisch" Anspruch erheben können, so gebührt derselbe doch von alters her und auch jetzt noch in vorzüglicher Weise dem Orient. Für ihn sprechen sehr alte Rechtstitel. Schon der große Orientreisende Hieronymus soll den Ausspruch gethan haben: Syri, omnium hominum cupidissimi, d. h. in freier Uebersetzung: Vor allem sind die Leut' im Syrerland für jeden Bachschisch bei der Hand. Ein anderer Palästinapilger, der fränkische Mönch Bernhard, schildert uns recht anschaulich und eindringlich seine Erfahrungen im Orient um das Jahr 865. Zu Bari in Apulien erlangte er mit seinen Gesellen um theures Geld vom Sarazenensultan einen doppelten Reisepaß, worin besagter Sultan den sarazenischen Herren von Alexandrien und Kairo (Babyloniae) ein genaues Signalement der Reisenden gab (noticiam vultus nostri vel itineris exponebat). Voll froher Hoffnung segelten sie dann in 30 Tagen von Tarent nach Alexandrien. Aber wenn sie glaubten, so ungeschoren ans Land zu kommen, so hatten sie eben nicht an die Bachschischrechte gedacht. Da trat ihnen zuerst der Hafencommandant (princeps nautarum) in den Weg und ließ sie nicht eher den heiligen Boden Aegyptens betreten, als bis sie ihm sechs blanke Goldstücke bezahlt hatten. Dann ging es zum Gouverneur der Stadt, um den Reisepaß vorzulegen. Aber der half ihnen

wenig. Nur ein Bachschisch von 13 Denaren à Person konnte sie vor dem Carcer bewahren. Um diesen bescheidenen Preis erhielten die Pilger nun aber einen echten Paß, der sie dem Herrscher von Kairo empfahl. Wohlgemuth kamen sie zu diesem hohen Herrn, aber auch da nützte ihnen weder Paß noch Empfehlung: unbarmherzig wurden sie in den Kerker geworfen und kamen erst nach sechs Tagen wieder heraus, nachdem abermals ein jeder für seinen Kopf cum Dei auxilio 13 Denare bezahlt hatte, sicuti et superius. Sie waren eben im Lande des Bachschich. Da sie nach solchen Erfahrungen die rechtlichen Ansprüche der Herrscher auf diesen Tribut nicht mehr zu bezweifeln wagten, wurden ihnen endlich vom Großherrn von Kairo, dem zweiten Würdenträger des Reiches von Bagdad, Pässe ausgefertigt, die überall respectirt wurden. Nur hatten sie in jedem Städtchen und Dörfchen ihren Paß visiren zu lassen und mußten für dieses obrigkeitliche Visum jedesmal einen oder zwei Denare bezahlen. Dazu hatten die Leute noch die üble Gewohnheit, das Geld nur nach dem Gewichte zu berechnen, und so galten ihre sechs Soldi oder sechs Denare jetzt nur drei.

Einer so verständlichen Darstellung brauchen wir kein Wort hinzuzufügen. Daß aber nicht etwa bloß die sarazenische Obrigkeit für das Vorrecht des Morgenlandes auf den eingangs erwähnten Titel eintrat, zeigen uns die Geschichtschreiber der Kreuzzüge. Schon Baldricus Bolensis (1114) hebt bedeutsam hervor: Armeni et Suriani, homines terrae illius indigenae, lucris inexplebiliter inhiantes, d. h. die Geld- und Bachschischsucht der Leut' im Morgenland ist unersättlich und allbekannt.

Ausführlich behandelt dieses Thema Jakob von Vitry (1226). In mehreren Kapiteln beweist er allen sonstigen Ansprüchen gegenüber sonnenklar das Besitzrecht des Landes, wo die Sonne aufgeht, hinsichtlich des fraglichen Titels. Ganz nebenbei bemerkt er zuerst im allgemeinen, daß die Leute im Heiligen Lande avaritia insatiabiles seien, d. h. immer nur: Bachschisch, Bachschisch! schreien. Er beweist dann diesen Satz für jede einzelne Klasse der Bewohner des Heiligen Landes. Da lesen wir an erster Stelle: Pastores semetipsos pascentes, lanam et lac ex ovibus quaerentes, de animabus autem non curantes, cum tamen dixerit Dominus Petro: Pasce oves meas, numquam: Tonde oves meas, ipsum dixisse reperimus. Omnes autem diligebant munera, sequebantur retributiones (d. h. alle sind nur immer auf Bachschisch versessen), auferentes claves Simoni Petro et eas Simoni mago tradentes. Wer die weiteren Rechtstitel auch für die übrigen Klassen bei diesem Autor einsehen will, lese Bongarts Gesta Dei per Francos auf Seite 1087 und den folgenden des alten Druckes. Er wird finden, daß nach unserem Gewährsmann ziemlich allgemein vom Orient der Satz gilt: Ad munera facile inclinantur, dem Bachschisch öffnet sich jede Thüre.

Kein Wunder, daß bei solcher Uebereinstimmung der Alten auch die jüngern Pilger jenes Vorrecht nur immer aufs neue bekräftigen. Lehrreich ist in dieser Beziehung die Schilderung, welche uns Rauwolf von seiner Reise nach Bagdad macht (1574): „Unterwegen merket ich wohl, daß meiner Gefährten etliche mich verließen und mit dem Patron des Schiffes anfiengen zu pactieren, mich allda

bei der Obrigkeit durch andere, damit sie nit den Namen hätten, für einen Kundschafter darzugeben, welches aber meistteils darumb geschehen, daß sie mich schrecken und desto bälder ein gut Beut von mir bekommen möchten", id est einen tüchtigen Bachschisch. Nach mehreren andern Erlebnissen erzählt er von den Beamten eines Kadi: „Dergleichen Kleider werden den Beamten von denjenigen, so vor ihnen zu schaffen haben, da sie anders nit Geld geben, meistteils verehrt, ihnen also zur Fürderung ihrer Sachen ein bessern Weg zu machen und größere Gunst dadurch zu erlangen; dann der Geiz so groß, daß wo nit Verehrungen oder Geschenke vorhergehen, wenig bei ihnen auszurichten und zu erlangen."

Sicherlich hatte deshalb ein rheinischer Palästinafahrer recht, wenn er zu den Ausrüstungen für die Pilgerfahrt allen drei große Säcke besonders anrieth: den einen Sack voll Glauben, den andern voll Geduld, den dritten besonders großen voll venetianischer Thaler, um all den nöthigen Bachschisch zu bezahlen.

Die alten Rechtstitel des Orients sind auch heute noch dieselben, und auch jetzt noch machen die Leute dort dem „Lande des Bachschisch" alle Ehre. Mehr als einem wird es schon in Alexandrien beim Verlassen des Schiffes ähnlich, wenngleich nicht gerade so schlimm, ergangen sein wie dem Mönch Bernhard vor tausend Jahren. Noch bevor die Landungsbrücke erreicht ist, wird das Schiff schon von einer Rotte bachschisch-lustiger Araber überfluthet. „Bachschisch" ist der erste Gruß, den der Orient dem Pilger bietet, und „Bachschisch" wird als Abschiedsgruß ihm noch in den Ohren hallen, wenn er von Beirut oder Smyrna sich wieder der Heimat zuwendet. Der Neuling in Alexandrien wird sich kaum dieser schreienden Schar erwehren können, die mit Gewalt den Koffer und die Tasche und die Reisedecke und Schirm und Stock ihm bereitwilligst tragen helfen. Ist er mit Aufbietung seiner ganzen Energie glücklich zu einem Wagen gelangt und glaubt er sich nun geborgen, so belehrt ihn bald ein schlauer Aegypter eines Besseren. Schon sitzt einer oben neben dem Kutscher und sagt anfangs gar nichts. Wegen seines dunkeln Rockes könnte der Fremdling in ihm gar einen Zollbeamten vermuthen. Als solcher nimmt er sich denn auch bald des Gepäckes liebevoll an, indem er gemessen ein Stück nach dem andern den untersuchenden Zöllnern vorlegt. Nachdem alles und auch der Paß in bester Ordnung befunden, zeigt sich der Mann auf dem Bock erst in seiner wahren Gestalt: für seine freundliche Mühewaltung, die einen so herrlichen Erfolg gehabt hat, fordert er den bescheidenen Lohn von fünf Franken. Der höchlichst überraschte Pilgrim kann froh sein, wenn er nach langem Redekampf um einen oder zwei Franken den aufgedrungenen Helfer los wird. Vielleicht hat dann der Kutscher für ihn eine neue Ueberraschung ausgedacht, die schließlich wieder auf denselben schönen Refrain führt: „Bachschisch!"

Selbst die Kinder der Wüste verstehen sich schon ganz wunderbar auf dieses Liedchen. Wer je an den schönen Ufern des Nils, sei es als lustiger Musikante oder in anderer Eigenschaft, den Versuch macht, in Begleitung eines oder mehrerer aus den Söhnen Ismaels nach Memphis und zu den Gräbern der heiligen Stiere in den Sandwüsten von Sakkarah zu reiten, wird es genugsam

erfahren, wie vortrefflich diese jungen, sonst noch wenig in der Cultur fortgeschrittenen Araber ihr Verschen sich gemerkt haben. Bei den Pyramiden wird natürlich wieder dieselbe Melodie von den begleitenden Beduinen gesungen, und zwar so fein und gut, als hätten sie schon die vierzig Jahrhunderte mit den alten Riesen sie eingeübt. Allerdings ließ bei einem solchen Ritt, solange es hinaufging, unser Begleiter kein Wörtchen über dieses sein Lieblingsthema fallen; war doch eben erst am Fuße der Pyramide der hohe contractmäßige Preis für die vorgeschriebene Begleitung vereinbart worden. Mit großer Redegewandtheit suchte unser Beduinenjüngling vielmehr beim Aufstieg uns aufs beste zu unterhalten und uns mit seinen englischen, französischen, italienischen und deutschen Brocken von seiner hohen Leistungsfähigkeit zu überzeugen. Aber kaum ging es wieder hinab, da begann er die alte Weise in immer neuen Tonarten, und kein Mittel konnte ihn aus dem Text bringen. Unten stimmte der vielstimmige Chor seiner Brüder recht beweglich und rührend ein, wahrhaft ein Lied, das auch bei den alten Pyramiden noch Stein' erweichen und Menschen rasend machen kann.

Nach diesen ersten Erfahrungen im Pharaonenland wundert man sich nicht mehr allzusehr, daß es auch im heiligen Palästina noch ziemlich gerade so aussieht, wie Jakob von Vitry es schilderte. Die Landung in Jaffa bietet eine etwas buntere Wiederholung des Bildes von Alexandrien und wird durch die dort gesammelten Erfahrungen auch schon etwas erleichtert. Wenn beim gestrengen Zöllner kein Mittel mehr hilft, so weiß man schon selbst rechtzeitig eine angemessene Silbermünze zwischen die Hand und das zu confiscirende Reisebuch zu schieben, worauf sich dann alles zu gegenseitiger Zufriedenheit bereinigen läßt. Mag man auch sonst ein Gegner aller Universalmittel sein, mit diesem einen wird man sich doch bald versöhnen müssen, da es hier zu Lande wirklich ebenso universal als unentbehrlich ist. Was Rauwolf sagte, gilt eben auch heute noch buchstäblich: „Wo nit Verehrungen oder Geschenke vorhergehen, ist wenig auszurichten und zu erlangen.“ So halten es die hohen Herren, so verfährt auch der Mann aus dem Volke. Mehr als einmal geschah es, daß wir auf die allereinfachste und freundlichste Frage nach dem rechten Wege zur Antwort erhielten: „Erst Bachschisch geben, dann Weg zeigen!“ Das Versprechen eines Bachschisch genügte dabei in der Nähe von Cäsarea am Meere einem jungen Beduinen nicht: „Erst hier den Bachschisch auf den Sand werfen“, meinte er, und ließ uns dann, als wir uns dessen weigerten, ruhig unseres Weges ziehen, ohne den gewünschten Aufschluß gegeben zu haben.

Worauf die Jungen und die Alten hier zu Lande ihren Anspruch auf den Bachschisch gründen, erklärte mir einmal ein hoffnungsvoller bethanischer Bettelknabe sehr einfach. Er begegnete mir auf dem Wege von Jerusalem nach dem Orte des Lazarus. Mich sehen und „Bachschisch, Bachschisch!“ sagen war für ihn die naturgemäße und nothwendige Folge der Handlungen. „Aber gib du mir doch mal einen Bachschisch“, erwiderte ich ihm. „Nein, du mußt mir Bachschisch geben.“ „Weshalb denn?“ „Du bist der Chawadscha (fremde Herr), und ich bin nur ein armer Knabe.“ Dagegen konnte ich wirklich nichts sagen, und der offene, muntere Bursche sprang froh mit einem kleinen Bachschisch davon.

Mit welch psychologischer Berechnung dabei vom gewöhnlichen Manne auf einen hohen und höhern Bachschisch speculirt wird, zeigte mir ein anderes Beispiel. Am 7. Mai 1896 waren wir von Jerusalem ausgezogen, um über Anatha durch das Wadi Fara nach dem Wadi el-Kelt und dem Joachimskloster bei Jericho zu wallen. Ein Landsmann des Jeremias von Anathoth hatte uns zwei bis drei Stunden begleitet und schließlich, da er den richtigen Weg nicht kannte, auf dem nächsten, aber von uns nicht gewollten Pfade zur Herberge des Barmherzigen Samaritan an der großen Landstraße von Jerusalem nach Jericho gebracht. Obwohl uns der Anathothite so nicht gerade vorzügliche Dienste geleistet hatte, gaben wir ihm doch seinen Antheil von unserem Mittagsbrod und dazu noch drei Franken. Dankend nahm er diesen Lohn an, zu unserer Verwunderung scheinbar sehr zufrieden. Wir schieden als beste Freunde, besuchten allein das Kloster und waren nach etwa drei Stunden wieder bei der Herberge. Aber sieh da, der Landsmann des Propheten erwartet uns noch eben dort am Thore; er drückt uns freundlich die Hand und gibt uns das Geld zurück, indem er hoch und theuer versichert, es sei für ihn eine große Ehre gewesen, uns begleiten zu dürfen; er könne kein Geld dafür annehmen. Dabei legte er zur Bekräftigung die Hand auf Herz und Haupt. Unsere Verwunderung hatte den Höhepunkt überschritten; wir nahmen schweigend das Geld zurück und schieden nochmals als noch bessere Freunde. Aber er schied nicht; denn so war es nicht gemeint. Er hatte geglaubt, diese Franken würden sich doch von einem armen Fellah an Edel- und Großmuth nicht übertreffen lassen. Das erklärte er denn auch unserem türkischen Begleiter und bat ihn, er möge uns doch begreiflich machen, daß er im Hinblick auf die Mühen und Beschwerden des langen Weges mindestens den doppelten Lohn verdient habe. So hatte er es also gemeint: der Bachschisch war ihm nicht groß genug. Unsere Verwunderung war zugleich mit unserer Geduld zu Ende. „Willst du dein Geld wieder haben, dann nimm es; aber du bekommst keinen Para mehr!" Er nahm es, und wir schieden zum drittenmal als beste Freunde. Wir waren im Lande des Bachschisch. L. F.

Kloster- und Ordensleben bei den englischen Ritualisten. Bekanntlich hat sich seit mehreren Jahrzehnten innerhalb der englischen Hochkirche eine merkwürdige religiöse Parteibewegung geltend gemacht, die besonders durch Aufnahme und Nachahmung katholischer Riten und Einrichtungen charakterisirt ist. Mit peinlicher Genauigkeit copiren die „Ritualisten" die gottesdienstlichen Formen, Gewänder, Ceremonien, Andachtsübungen der römischen Weltkirche. In ihren Gotteshäusern haben die Statuen der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen, Weihwasserkessel und ewige Lampe, die Kreuzwegstationen und selbst die Beichtstühle wieder Einzug gehalten. Kein Wunder, daß auch das katholische Ordens- und Klosterleben, diese so integrirende und wichtige Lebenserscheinung der katholischen Kirche, nicht fehlen durfte. Ueber den augenblicklichen Stand dieser anglikanischen oder richtiger ritualistischen „Ordensgenossenschaften" entnehmen wir dem Church Year Book (nach Tablet 1896, II, 746) kurz folgende statistische Angaben.

I. Männliche (Ordens-) Genossenschaften.

1. Genossenschaft des hl. Johannes des Evangelisten. Mutterhaus in Cowley, das einen Theil der City von Oxford bildet. (Daher der volksthümliche Name: Cowley-Fathers.) Die Patres und Laienbrüder, durch ewige Gelübde gebunden, sind vornehmlich mit Abhalten von Missionen und Exercitien beschäftigt. Sie haben Häuser zu Boston in Nordamerika, in der Kapstadt in Südafrika, in Bombay und Puna, Vorderindien.

2. Bruderschaft von der Auferstehung. Haus in Radley. Die Brüder beschäftigen sich mit theologischen Studien.

3. Pusey-Haus. Eine Genossenschaft von „Säcular-Clerikern", die ein gemeinsames Leben führen und sich mit theologischen Studien beschäftigen.

4. Oxford-Haus. Eine Genossenschaft von „Säcular-Clerikern" mit gemeinschaftlichem Leben, die sich der Missionsarbeit in den ärmsten Theilen Londons weiht.

5. Oxford-Mission für Calcutta. Eine Genossenschaft derselben Art mit dem Zweck, die gebildeteren Inder zum Glauben zu bekehren.

6. Genossenschaft vom hl. Paulus. Eine Genossenschaft von „Regular-Clerikern", die sich der Seelsorge der Seeleute widmet. Ehemals in Indien gegründet, vor kurzem nach England verpflanzt.

7. Gloucester-Missionäre. Colleg von „Missionspriestern" für die Diöcese Gloucester.

8. Missionäre vom hl. Andreas. Colleg von „Missionspriestern" für die Diöcese Salisbury.

II. Religiöse Frauen-Genossenschaften.

1. Die Schwestern von Devonport. Mutterhaus Ascot. Zweck: Verschiedenes, namentlich Sorge für Kranke und Waisenkinder. Wenigstens zwei Häuser.

2. Schwesterschaft von der hl. Jungfrau Maria. Mutterhaus Wantage. Sorge für Büßerinnen. Elementarer und höherer Schulunterricht. Aeußere Werke der Barmherzigkeit. 16 Häuser in England und den Kolonien.

3. Schwesterschaft vom hl. Johann Baptist. Mutterhaus Clewer. Sorge für Büßerinnen, Waisen, Kranke und Reconvalescenten. Unterricht in allen Schulstufen. 31 Häuser.

4. Schwestern der Armen alias Schwesterschaft aller Heiligen. Mutterhaus London. Sorge für Kranke und äußere Werke der Barmherzigkeit. 14 Häuser in England, Afrika und Indien.

5. Schwesterschaft von der hl. Margaretha. Mutterhaus East-Grinstead. Sorge für arme Kranke in deren eigenen Wohnungen und anderes, wie oben. Sehr viele Häuser.

6. Schwesterschaft vom hl. Raphael. Mutterhaus Bristol. Sie beobachten größtentheils die Regeln der Barmherzigen Schwestern, die der hl. Vincenz gegeben. Sie haben ein Haus zu Magila in der protestantischen Diöcese von Sansibar.

7. Schwestern von Bethanien. Mutterhaus London. Geistliche Uebungen für Frauen. Haben eine Erziehungsanstalt für Frauen in Syrien.

8. Schwesterschaft vom hl. Petrus. Mutterhaus Horbury. Sorge für Büßerinnen. Vier Häuser.

9. Schwesterschaft von allen Heiligen. Mutterhaus Ditchingham. Sorge für Büßerinnen. Haben ein Haus in Nordamerika für die Indianerinnen.

10. Schwesterschaft vom hl. Petrus. Mutterhaus Kilburn. Sorge für Kranke, besonders Unheilbare. Wenigstens sieben Häuser.

11. Schwesterschaft vom hl. Thomas dem Martyrer. Mutterhaus Oxford. Erziehung und Pflege von Waisenkindern.

12. Schwesterschaft von der heiligen und ungetheilten Dreifaltigkeit. Mutterhaus Oxford. Ewiges Gebet für die Ausbreitung des Glaubens. Erziehung von Mädchen. Haben ein Haus in Cambridge.

13. Schwesterschaft von der heiligen Jungfrau Maria und St. Scholastika. Mutterhaus Malling. Beobachten die Regel des hl. Benedikt.

Das klingt ja alles fast wie ein Auszug aus einem katholischen Diöcesan-Schematismus. Um aber keine falschen Vorstellungen zu wecken, ist zu bemerken, daß zunächst die Gesamtzahl dieser anglikanischen „Mönche" und „Nonnen" höchstens 900 beträgt, davon 800 „Nonnen". Von diesen letztern ist nur ein Bruchtheil durch Gelübde gebunden. Von den männlichen Orden hat thatsächlich nur der erstgenannte den wirklichen äußern Charakter und die Organisation einer klösterlichen „Genossenschaft", während die übrigen viel richtiger religiöse Bruderschaften genannt würden, die dazu meist nur ein kurzes Leben fristen. Auch in ihrer Wirksamkeit ahmen namentlich die Cowley-Fathers die katholischen Orden nach durch Abhaltung von Exercitien, Volksmissionen u. dgl.

Ohne Zweifel liegt in dieser katholisirenden Tendenz der Ritualisten eine bedeutungsvolle Anerkennung der katholischen Wahrheit. Es spricht sich darin das Heimweh nach der alten Mutterkirche aus, und dieser Zug ist wohl danach angethan, bei vielen eine Annäherung und Wiedervereinigung einigermaßen vorzubereiten. Zu große Hoffnungen auf eine Massenrückkehr darf man aber keineswegs daran knüpfen. Denn, um von andern Gründen abzusehen, die Ritualisten bilden nur eine verschwindende Minderheit innerhalb der anglikanischen Kirche. Nach einer neuern Angabe zählen sie in England nicht über 35 000. Die große Mehrzahl der Anglikaner steht der ritualistischen Bewegung gleichgiltig, wenn nicht gar feindselig, gegenüber. Mit Unrecht haben deshalb die Führer der Ritualisten bei den jüngsten Verhandlungen über die Giltigkeit der anglikanischen Weihen ihre Sache mit derjenigen der anglikanischen Kirche identificirt. Zudem bilden die Anglikaner oder Hochkirchler selbst wieder nur einen kleinern Bruchtheil der christlichen Bevölkerung Großbritanniens, da nach Statesman's Year-Book (1896) die Gesamtzahl der Bevölkerung 37 738 871 betrug, davon Anglikaner 16 680 000, Katholiken 5 412 307.

Der Werth Afrikas.

(Schluß.)

III. Die Kolonisationsfähigkeit Afrikas.

Fragen, welche große Interessen berühren, können gerade dann am wenigsten entschieden werden, wenn der Kampf um ihre Beantwortung am heißesten geführt wird. Man muß abwarten, bis die Geister ruhig und die Urtheile wieder unabhängig geworden sind. Die Frage nach der Kolonisationsfähigkeit Afrikas hat heute noch nichts von ihrer Wichtigkeit verloren, aber sie wird etwas kühler behandelt, als das noch vor einigen Jahren möglich gewesen wäre. Die ersten Berichte kamen durchschnittlich von Männern, welche an dem Erfolg der Kolonien interessirt waren. Dieses Interesse ist an sich gut. Aber es ist nicht immer der beste, unparteiische Rathgeber. Das Menschengeschlecht bewohnt den ganzen Erdball von Pol zu Pol. Daraus folgt aber noch nicht, daß der Einzelne den Breitegrad nach Belieben vertauschen kann. Das Klima wechseln heißt alle Bedingungen des körperlichen Daseins wechseln oder eine Art neuen körperlichen Lebens beginnen.

An der tropischen Lage Afrikas nun haben wir eine Barriere für europäische Ansiedelung wie in keinem andern Erdtheil. Unsere allerdings noch etwas spärliche Erfahrung scheint sich dem Beweise zuzuneigen, daß selbst Südeuropäer die harte tägliche Arbeit, welche im Busch und Wald, auf den Plantagen und in den Bergwerken zur Erschließung des wirtschaftlichen Werthes von Afrika absolut nothwendig ist, nicht auszuhalten im stande sind. Es bleibt mithin die unumgängliche Nothwendigkeit, bei der Entwicklung des tropischen Afrikas so gut als möglich mit den Negern sich abzufinden. Kolonisation im eigentlichen Sinne ist unmöglich, solange der weiße Mann nicht seine ganze Constitution geändert, solange er nicht eine Anpassung, die aus dem Europäer einen Afrikaner macht, an sich

erzielt hat. Es mag diese Behauptung etwas zu bestimmt klingen, aber sie wird sich schwerlich anders formuliren lassen.

Es ist nicht allein das Fieber an den Küsten, in den tief gelegenen Flußthälern, auf den Ebenen, es ist die Hitze der Tropenzone, welche den Europäer für angestrengte Arbeit unfähig macht. Dabei handelt es sich auch nicht darum, die eine oder andere übermäßig heiße Woche auszuhalten. Derartige Zumuthungen werden auch von einem europäischen Hochsommer gestellt. Was den Organismus des Nordländers aufs empfindlichste schädigt, ist die ohne jede Unterbrechung flammende Hitze des Tages und der plötzliche Temperatursturz bei einbrechender Nacht. Die Differenz ist oft eine gewaltige und schadet der Gesundheit außerordentlich.

Dies ist einer der Punkte, welcher bei der Kolonisation z. B. von Maschonaland, das europäischen Massenniederlassungen verhältnißmäßig günstig erscheint, noch erprobt werden muß.

Auf Europäer übt ferner die Regenzeit einen höchst unheilvollen Einfluß aus. Dr. Borius gibt folgende charakteristische Beschreibung eines tropischen Regentages. Mit den meteorologischen Erscheinungen führt er uns zugleich deren Einfluß auf die Europäer lebendig vor Augen. Zunächst bezieht sich die Schilderung auf St. Louis, kann aber für ganz Senegambien und im weitern Sinne für den Zustand des weißen Mannes während der Regenzeit überhaupt gelten.

Während der Nacht ist die Luft durch ein Gewitter abgekühlt worden, dem ein kurzer, aber ausgiebiger Regen folgte. Die Sonne erhebt sich am Morgen inmitten von Wolken, die aber bald unter ihren Strahlen sich auflösen. Es machen sich an dem frischen und angenehmen Morgen kaum einige Windstöße aus Südwest fühlbar. Den Himmel durchlaufen einige leichte weiße Wolkenflecken, die fächerartig vom Horizont ausstrahlen und langsam ihre Form ändern. Einige Augenblicke nach Sonnenaufgang zeigt das Thermometer im Schatten 27° Celsius. Unter dem Einfluß der Windstille steigt die Wärme langsam, und schon um 9 Uhr morgens ist trotz Benutzung eines Sonnenschirmes ein Gang eine höchst lästige Leistung. Der Boden, der noch vom nächtlichen Regen benetzt ist, ermüdet indessen die Augen noch nicht mit jenen lästigen Lichtreflexen, welche im Verein mit der Luftwärme, der hohen Feuchtigkeit und den Sumpfmiasmen eine der Ursachen sind, welche die Sonnenstrahlung zu dieser Jahreszeit so gefährlich machen. Um 10 Uhr ist trotz einer Temperaturzunahme um 2° die Hitze noch ganz erträglich und gestattet, eine gewisse Thätigkeit zu entwickeln. Die Brise von Südwest ist etwas stärker, aber unregelmäßig, und sie scheint jeden Moment einschlafen zu wollen. Es ist Mittag. Das Thermometer fährt fort zu steigen. Um 1 Uhr erreicht es 30°, die Sonne verhüllt sich zeitweilig, einige Nimbuswolken durcheilen den Himmel von Süd nach Nord, während der untere Wind zwischen West und Südwest herumirrt; aber diese Winde sind sehr schwach, zeitweise herrscht völlige Windstille. Um 4 Uhr sind es 31°.

Der Himmel ist zu drei Vierteln mit Wolken bedeckt, die sich am Horizont anhäufen; die Luftruhe wird vollkommen. Die Temperatur ist jetzt außerordentlich peinlich, und obgleich nach 4 Uhr das Thermometer kaum noch um einen halben Grad steigt, scheint doch die Hitze fürchterlich zuzunehmen. Man ist erstaunt, wenn man auf das Thermometer sieht, daß eine so geringe Temperaturänderung einen solchen Einfluß hat. Bei der geringsten Bewegung bedeckt sich der Körper mit Schweiß.

Es ist 6 Uhr. Die Sonne verschwindet in den dichten Wolken, welche am Horizont angehäuft sind. Sie taucht bald unter in deren Mitte und färbt sie mit sehr auffallenden kupferrothen Tinten. Die Windstille hält an. Die Temperatur bleibt hoch. Man muß ausgehen oder die Terrassen besteigen, um freier zu athmen. Nun zieht eine kleine schwarze Wolke von Südwest her, aber sie läßt bloß einige Tropfen fallen, zu wenig zahlreich, um den Boden zu benetzen.

Wir kehren zurück. Die Hitze in den Wohnungen ist erstickend, wir suchen vergebens nach einem Luftzug. Man braucht nicht mehr das Hygrometer anzusehen, um festzustellen, daß die Luft mit Wasserdampf gesättigt ist. Der Dampfdruck ist 23 mm, und es ist diese Sättigung der Luft mit Wasserdampf, welche die an sich nicht außerordentlich hohe Temperatur so erstickend macht.

Nichts läßt sich vergleichen mit dem krankhaften Angstgefühl, in dem sich die Europäer befinden. Unbeweglich ruhend ist der Körper so in Schweiß gebadet wie nach einer heftigen Anstrengung. Die Ermüdung ist aber nicht die der Arbeit; es ist eine Schwäche in den Gliedern und namentlich in den Beinen, ein unbeschreibliches Gefühl des Unbehagens, welches jede Bewegung, jede physische oder geistige Arbeit von sich ablehnt, aber doch keinen Schlaf zuläßt. Umschwärmt von Wolken von Moskitos, denen man kaum entgehen kann, sucht man vergeblich nach Luft, die zu fehlen scheint. In solchen Momenten ist es, wo der träge Gang der müßigen Stunden uns den Ueberdruß und die Leiden des Exils fühlen läßt und wo nach dem Ausdruck eines unserer Collegen „die Seele ihr Gefängniß verlassen und es der ersten besten Krankheit überliefern will".

Es ist 10 Uhr; die Windstille ist vollkommen, die Temperatur bleibt noch immer hoch, das Gefühl der Ermüdung macht einer noch peinlichern Empfindung Platz. Der Kopf ist wie in einen eisernen Reif eingeklemmt; weder Arbeit noch Lectüre ist möglich, sie würden eine Willensanstrengung benöthigen, die uns entschwunden; die geistigen Kräfte sind noch mehr gedrückt als die leiblichen.

Man kann sich eine beiläufige Vorstellung machen von dem peinlichen Zustand, in dem man sich während der Regenzeit befindet, wenn man sich das Gefühl des Unbehagens, welches man in Europa kurz vor Ausbruch eines Sommergewitters empfindet, verzehnfacht denkt.

Unter solchen Umständen ist es wohl leicht verständlich, wie der kräftige Mann, der bei seiner Ankunft sich hervorthat durch Thatkraft und Arbeitseifer, welcher der Sonne und der schweren Mühe getrotzt hat, auf einmal seine Kräfte rasch schwinden sieht, Frische und Munterkeit verliert, den Muth aufgibt, bleich, nervös und krank wird und nur durch schleunige Heimreise noch sein Leben rettet.

Somit ist die Rolle des weißen Mannes in Afrika für absehbare Zeiten nicht diejenige der schweren Arbeit.

Wir wissen zwar, daß einzelne Männer es lange Jahre in Afrika ausgehalten haben. Emin Pascha war zwölf Jahre in der ägyptischen Aequatorialprovinz. Mancher Missionär hat viele Jahre im Innern Afrikas gearbeitet. Doch ist mit solchen Beispielen nicht viel gedient. Wir müßten Angaben haben über die Möglichkeit von dauernden Farmerniederlassungen für Europäer. In diesem Punkte sind die Erfahrungen noch zu spärlich. Sicher indes wissen wir, daß auf der ganzen tropischen Westküste ein Aufenthalt von zwei Jahren die Gesundheit bedeutend zu erschüttern pflegt.

Dasselbe gilt von einem großen Theile Ostafrikas. So sprach in der Oktobersitzung 1896 der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre“ Gouverneur v. Wißmann sich mit großer Entschiedenheit gegen die baldige Ansiedelung deutscher Bauern in Ostafrika aus, „weil man noch nicht einen Fußbreit Land in Deutsch-Ostafrika für völlig gesund erklären kann“. Nordafrika betreffend gab der englische Resident in Algier folgende Erklärung ab: „Ich glaube, daß es für Leute angelsächsischer Abkunft unmöglich ist, sich hier als eigentliche Farmer niederzulassen. Im Winter könnten sie wohl arbeiten, aber die Sommerhitze werden sie nicht aushalten. Marschall Mac Mahon machte den Versuch. Er ließ eine Kolonie Irländer kommen, Männer, Frauen und Kinder. Die Sache war ein vollständiger Mißerfolg. Viele starben, und die übrigen mußten sehr bald wieder nach Hause geschickt werden. Fieber, Sonnenstich und allgemeiner Verfall der Kräfte hatten rasch unter ihnen aufgeräumt. Südeuropäer haben bessere Aussichten. Es ist überraschend, wie die Spanier den ständigen Wechsel zwischen Hitze und Kälte fast ohne Obdach aushalten. Ein englischer Arbeiter würde in einer Woche dabei zu Grunde gehen. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß Nordeuropäer das Klima Nordafrikas als Arbeiter nicht und als Unternehmer nur in beschränktem Maße ertragen.“

Auch Südafrika ist nicht ohne Gefahr. Das Maschonaland gilt als besonders geeignet für Kolonisation, und doch konnte sich in Fort Victoria und in Salisbury zuerst niemand vor dem wüthenden Fieber halten. Selbst die Inder und Araber, welche doch unter den schwierigsten Verhältnissen sich in die Höhe zu arbeiten verstehen, zogen fort. Die Zunahme der weißen Bevölkerung ist zwischen Kap und Sambesi ungemein langsam, langsamer als in irgend einem andern Theile der Welt vor sich gegangen. Wenn es deshalb eine vorherrschende Meinung der alten griechischen, römischen und selbst noch der arabischen Geographen gewesen, daß die heiße

und besonders die tropische Zone Afrikas unbewohnbar sei, so ist, soweit die Europäer damit gemeint sind, ein gutes Stück Wahrheit dabei. Von europäischem Gesichtspunkte aus ist wenigstens Centralafrika für längern Aufenthalt nicht geeignet.

Fügen wir ein paar andere Beispiele hinzu.

In dem Dreieck Massaua-Asmara-Keren, welches nach dem Siege Meneliks den Italienern noch verbleibt, ist nach Menotti Garibaldi eine landwirtschaftliche Ansiedelung unmöglich, weil es an Wasser fehlt.

Das italienische Ministerium für Landwirtschaft hatte auch den tüchtig vorgebildeten Bergingenieur Baldacci nach der erythräischen Kolonie gesandt zur Beantwortung der Frage: Wie kann sich eine Besiedelung des Landes durch italienische Ackerbauer mit Rücksicht auf die dortigen klimatischen und Bodenverhältnisse gestalten? Baldacci fand, daß in der schmalen Ebene, die ein Mittelding ist zwischen Steppe und Wüste, für Ackerbau kein Platz sei. Es kommt also das Hochland von Asmara noch in Frage. „Wo aber", fragt Baldacci, „ist ein wirtschaftlicher Nutzen, der uns veranlassen könnte, Kunststraßen zur Erklimmung dieser Bergstufen und Brücken zur Verbindung der tiefgerissenen Thalabhänge anzulegen?" In der That, einen solchen Nutzen gibt es nicht. Denn die zahlreichen Wasserläufe, welche auf unsern Karten verzeichnet sind, führen nur zeitweilig die nothwendige Feuchtigkeit dem dürren Erdreich zu. Ackerbau nach europäischer Art und durch italienische Arbeiter, woran gedacht wurde, ist also ausgeschlossen.

In dem Ergänzungsheft Nr. 120 zu Petermanns Mittheilungen behandelt Dr. Karl Dove Deutsch-Südwestafrika. Er kommt zunächst zu der Ansicht, daß diese Kolonie das einzige unter deutscher Herrschaft stehende Gebiet Afrikas sei, in welchem deutsche Arbeiter und Auswanderer von seiten des Klimas unbelästigt leben und arbeiten können, nicht nur wie daheim, sondern noch besser als daheim. Das leidige „Aber" fehlt indessen auch hier nicht. Gerade das aufmerksame Studium des Klimas, welches dem Einwanderer so wohl bekommen soll, schließt die erträumte Millioneneinwanderung geradezu aus. Es handelt sich eben in unserem Südwestafrika durchweg um Steppenländer, und solche Gebiete gehören nach einer Erfahrung von Jahrhunderten der Viehzucht. In Gegenden, in welchen nur ein Zehntel der Grasmenge, wie etwa in Europa, auf einem Hektar wächst, und in welchen in jedem dritten Jahre einmal junger Nachwuchs die abgefressenen Gräser ersetzt, muß auch die dreißigfache Fläche als durchschnittliches Weidegebiet auf das

einzelne Stück Vieh zu rechnen sein. Es muß nun das Hektar mit wenigstens 1 Mark bezahlt werden. Rechnet man für ein Stück Großvieh 10 Hektar Weideland, so kommt schon bei bescheidenen Verhältnissen eine große, bald zu erlegende Kapitalsumme heraus. Soll aber der Farmer eine irgendwie entsprechende Einnahme erzielen, eine Kleinigkeit für schlechte Jahre, Kindererziehung und Bildung eines mäßigen Barvermögens hinterlegen, so bedarf er einer Herde von rund 1000 Rindern. Bis er eine Einnahme von 6000—8000 Mark machen kann, muß er im Schutzgebiet wahrscheinlich 9—10 Jahre zuwarten. Davon muß die Hälfte für eine europäische Lebenshaltung seiner Familie ausgegeben werden. Dazu kommt das in Geld überhaupt nicht auszudrückende Risico, welches er mit seinem Vermögen infolge der Unsicherheit aller Verhältnisse erfährt.

„Der Auswanderer", sagt Dr. Dove sehr richtig, „muß mindestens eine gleiche, womöglich aber eine bessere Existenz in der Kolonie zu gründen im stande sein, als er sie in der Heimat geführt hat. Die Möglichkeit, Millionen zu füttern, bietet unser Schutzgebiet allerdings. Aber diese Millionen würden dabei ein Dasein führen, in welchem sie den jämmerlichsten Buschmann, der sich bettelnd und stehlend herumtreibt, beneiden müßten." Viehzucht im großen Stil ausgenommen, ist demnach auch das einzige klimatisch unschädliche deutsche Schutzgebiet Afrikas für Kolonisation in des Wortes eigentlichem Sinne für absehbare Zeiten nicht in Rechnung zu ziehen.

Es ist also das tropische Afrika, d. h. die Hauptmasse des Continentes, welches als großes Problem der Zukunft vor den europäischen Nationen steht. Sie haben die Bestimmung dieses Erdtheils in die Hand genommen. Mit welchem Recht diese Theilung und Besitzergreifung geschehen, soll hier nicht besprochen werden. Wäre Afrika in derselben geographischen Lage wie Nordamerika oder selbst Australien, so wäre die Sache rascher geordnet. Aber in Afrika liegen alle Verhältnisse anders. Es mag sein, daß in einer noch unbestimmbaren Zukunft Mittel und Vorsichtsmaßregeln gefunden werden, welche dem Europäer die Akklimatisation im großen Stile ermöglichen. Jetzt müssen alle Weißen früher oder später zurück nach der Heimat, um die schnell erschöpften Kräfte wiederzugewinnen.

Die Kolonisation von Centralafrika durch die weiße Rasse ist unmöglich. Sollen die dortigen Naturschätze gehoben werden, so kann das nur mit Hilfe der Eingebornen geschehen. Die Eingebornen werden aber

aus sich nicht weiter kommen, als von der Hand in den Mund zu leben, sie werden nicht mehr arbeiten, als absolut nöthig ist.

Wenn also Centralafrika dem europäischen Handel sich erschließen soll, so muß das von den Eingebornen unter Leitung solcher Männer geschehen, welche einen höhern Standpunkt in der Civilisation erreicht haben. Die Zukunft Afrikas hängt demnach ab von denjenigen Europäern, welchen die „Erziehung des Negers", wenn einmal davon gesprochen werden soll, in die Hand gelegt ist. Es ist nun durchaus nicht nothwendig, ja es wäre ein unglücklicher Versuch, die Schwarzen mit einem Schlage zu europäisiren. Man kann in diesem Punkte Dr. Passarge zustimmen, wenn er gegen die „Hosennigger" seinem Widerwillen scharfen Ausdruck verleiht.

„Bei einem Festessen und einer Temperatur von einigen 30° sitzt der schwarze Gentleman in den schwersten schwarzen Stoffen, mit Manschetten bis an die Fingerspitzen und Stehkragen bis ans Kinn, und trinkt dazu vom schwersten Wein — denn so ist es ja Mode in London. Daneben die aufgedonnerten schwarzen Ladies in schweren Toiletten mit Schinkenärmeln und Tournüren; einfach eine Scene im Affentheater und für den Neuling von überwältigender Komik."

Es muß noch auf einen andern Punkt von nicht geringer Bedeutung hingewiesen werden. Die wahre Civilisirung der Afrikaner besteht nicht darin und kann auch nicht danach bemessen werden, daß dieselben den europäischen Handel in Flor bringen. Es ist merkwürdig, wie viele Leute sich für die „Erziehung des Negers" interessiren, welche in der Heimat Bildung und Wohlergehen der armen Klassen keinen Pfennig werth halten. Man verräth dadurch sich selbst, aber nicht zu seinem Vortheil. Indem Förderung und Vermehrung des Gewinns an erster Stelle, ausschließlich, um jeden Preis angestrebt werden und die Civilisirung nichts anderes als ein Mittel zur Ausbeutung sein soll, fällt man in die vielen schweren und sehr verhängnißvollen Irrthümer gewisser Kolonialpolitiker.

Wenn es wahr sein sollte, daß „unsere Kolonien hauptsächlich für die wirtschaftlichen und nicht für die religiösen und philanthropischen Zwecke da sind", dann ist es ganz richtig, zu verlangen, „der Schwarze solle nicht lernen, daß er gleichberechtigt ist mit dem weißen Elfenbein- und Palmölhändler". „Es soll kein Gericht geben, wo der schwarze Halunke mit dem Europäer gleichwerthige Aussagen zu machen berechtigt ist." Es soll ihm mit einem Worte alles fremd bleiben, „was nicht dazu nöthig ist, um den Acker zu bebauen, europäische schlechte Ware theuer einzukaufen,

eventuell an die Schutzmächte Geld- und Blutsteuer zu zahlen". Die Schwarzen werden einmal lachen über die naiven Kolonialgelehrten und werden, da alles Unrecht auf Erden sich rächt, jenem „weißen Halunken" rasch und unwiderruflich sein dreimal verdientes Urtheil sprechen.

Von einsichtigen Männern ist ferner nie die Gefahr des Mohammedanismus verkannt worden. Die Mohammedaner schließen sich ab gegen die vordringenden Europäer. Nach ihrer Religion sind die Fremden ungläubige Hunde, während ihnen allein die Pforten des Paradieses offen stehen. Das eigentliche Wesen des Islam ist der ganzen christlichen Cultur so durchaus feindlich, daß darüber seit Jahrhunderten kein Zweifel gewesen ist. Sehr wahr sagt Zöller, daß die Religion des Pseudopropheten mit ihrem Gefolge von Fanatismus, Faulheit, Grausamkeit viel von den ursprünglich guten Anlagen des Negers zerrütte, ihn durch religiösen Dünkel, durch gesetzliche Vielweiberei und gesetzliche Sklaverei für wahre Cultur ganz unempfänglich mache. „Kein größerer Förderer der Barbarei als der Islam!" Die wahre Cultur eines Volkes besteht darin, daß jeder Zugehörige die eines freien Menschen würdige Ausbildung der häufig reichen körperlichen und seelischen Anlagen verhältnißmäßig leicht erhalten und somit in den Stand gesetzt werden kann, als tüchtiges Glied der Familie und des Staates sein Ziel hier auf Erden und im andern Leben zu erreichen. Dazu ist an erster Stelle selbstverständlich nothwendig, daß Herz und Verstand des Menschen gebildet und die erste Grundkraft der unsterblichen Seele, das Verlangen nach Gott und seinem Dienste, zu reger und richtiger Bethätigung angeleitet werde. Es haben allerdings neuere Forscher Gefallen daran gefunden, die culturelle Bedeutung des Christenthums zu läugnen oder sie sogar verächtlich zu machen. Und dieselben „Forscher" wissen die mohammedanische Cultur rührend und rühmend genug zu feiern. Ja, Forschungsreisende, deren Unwissenheit nur durch ihre freche Frivolität übertroffen wird, haben sich schon zu der Behauptung verstiegen, daß die ganze christliche Mission nichts tauge, daß man dagegen die Mohammedaner in ihren civilisatorischen Bestrebungen unterstützen müsse. Statt über Fragen abzuurtheilen, für deren Verständniß ihnen die ersten Vorbedingungen fehlen, wäre es gewiß lohnender, über andere civilisatorische Factoren oder auch über schreiende Mißstände bei der Civilisation Afrikas, z. B. über die Schnapseinfuhr und deren verheerende Wirkungen, sich der Wahrheit gemäß zu verbreiten.

* * *

Fassen wir unsere Erwägungen kurz zusammen.

Afrika als Productionsgebiet ist reich, aber es ist nicht ein wunderbares, üppiges Paradies. Afrika als Handelsgebiet wartet noch auf die Aufschließung und die Cultivirung von Land und Volk und wird sich deshalb nur langsam rentiren. Afrika als Kolonisationsgebiet kann der großen Masse nach für europäische eigentliche Ansiedler gar nicht, für Unternehmer nur mit Beschränkung in Betracht kommen. Der Erfolg aller jetzigen Bemühungen hängt mithin davon ab, in welchem Grade die Eingebornen für die europäischen Pläne gewonnen werden können. Diese Culturarbeit ist aber nicht der glorreiche Erfolg militärischen Drills. Sie wird nicht geleistet von schneidigen Karawanenführern. Sie wird überhaupt nicht befördert durch europäische Brutalität. Männer wie Peters, Leist, Wehlan, Schröder sind die ungeeignetsten „Pioniere der Cultur". Wie es vor tausend und mehr Jahren in den nordeuropäischen Wäldern gegangen, so und nicht anders wird es auch in Afrika gehen. Wahre Cultur wird nur durch die langwierige, heldenmüthige, Leben und Blut einsetzende Thätigkeit jener selbstlosen Männer verbreitet, welche nach Afrika gehen, nicht um Geld zu machen, sondern um dort Gott zu Ehren ihr Leben für den Neger hinzugeben. Das sind aber unsere Missionäre. Sie sind die wahren und echten Kolonisatoren, und ihrem culturellen Wirken wie ihren Erfolgen stehen völlig anerkennende Zeugnisse von Freund und Feind zu Gebote.

Auch der wirtschaftliche Werth Afrikas wird also wachsen in dem Grade, als die europäischen Mächte es verstehen, die friedliche Thätigkeit der Glaubensboten zu unterstützen, um die Eingebornen auf jenen Grad der Gesittung zu erheben, welcher friedlichen, geregelten Verkehr mit den Weißen erlaubt, den Negern Glück und Heil bringt und denjenigen, welche die Geschicke des „letzten Erdtheils" zu lenken sich berufen fühlen, die Last der Verantwortung, die man sich selbst auf die Schultern gelegt hat, möglichst leicht zu machen im stande sein wird.

So steht Europa zum zweitenmal im Laufe der Geschichte mit einer neuen Culturmission einem und zwar dem in mehrfacher Hinsicht „letzten Erdtheil" gegenüber. Die bisher gleichsam enterbte Rasse soll theilhaben an den reichen Kleinodien jener menschenwürdigen Bildung, an welcher die weißen Völker bereits durch Jahrhunderte sich erfreut haben.

Aber seitdem zum erstenmal die Lösung dieser Aufgabe versucht worden ist, seit der Entdeckung Amerikas, hat die europäische Welt eine bis zur

Wurzel greifende Aenderung, ja Umwälzung erfahren. Das Kreuz ist nicht länger mehr der erste Stern, welcher von Norden her dem Barbaren des Südens aufleuchtet, und der Apostel ist nicht mehr der unzertrennliche Begleiter des Entdeckers und Eroberers. Die Trennung zwischen Religion und der modernen Cultur ist am klarsten sichtbar bei der Begegnung mit den Heidenvölkern. Materielle Vortheile allein mit Ausschluß aller andern Fragen bewegen die Herzen. Nicht als künftige Christen, sondern als Käufer und Kunden werden die Millionen von Centralafrika gezählt, und der Missionär wird von dem Forschungsreisenden höchstens mit wohlwollender Neutralität betrachtet. Ja man rühmt sich auf der einen Seite und ist zufrieden auf der andern, wenn dieses kühle Wohlwollen nur gleichmäßig auf alle vertheilt wird. Trennung im Glauben und deren Folgen ist deshalb nur zu häufig das erste Schauspiel, welches die Europäer den Wilden darbieten.

Wenn aber auch, so dürfen wir mit E. Clerke schließen, wenn aber auch Europa seine große Aufgabe, welche eine gnädige Vorsehung ihm verliehen hat, nicht lösen, wenn die neue Art von Civilisation auch neue Laster auf einen Boden verpflanzen wird, welcher schon Generationen hindurch versumpft da lag; wenn auch der Wilde unter allen Geschenken des weißen Mannes zuerst das gemeinste und niedrigste auswählt; wenn auch die frohe Botschaft des Heiles noch einmal für Geschlechter zu warten hat, bevor sie freudig gehört wird: so können doch selbst dann die letzten Dinge nicht schlechter sein als die ersten, und die Zukunft Afrikas wird unter irgend einer Form europäischen Einflusses sich als eine bessere darstellen, als bei dem tiefen Elend der Vergangenheit es ohne die Theilung Afrikas jemals möglich gewesen wäre.

Joseph Schwarz S. J.

Lohnvertrag und gerechter Lohn.

(Schluß.)

Zwei Irrthümer beherrschen die Lohntheorien des liberalen Oekonomismus:

Erstens, die Lohnabrede unterliegt der absolut freien Vereinbarung[1].

Zweitens, der Preis der menschlichen Arbeitskraft bestimmt sich nach denselben ökonomischen Gesetzen, wie der Marktpreis aller andern Waren.

Die traurigen praktischen Folgen jener Lehren führten zu einer Reaction in der Wissenschaft. Man suchte nach einem andern Princip für die Lohnbestimmung, als die Lohnfondstheorie und das „ökonomische Naturgesetz" von Angebot und Nachfrage es bieten konnten.

Johann Heinrich v. Thünen[2] war es vor allem, der in der edeln Absicht, eine Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit anzubahnen, sich bemühte, einen „naturgemäßen" Arbeitslohn zu bestimmen; „aber nicht für die Arbeiter und die Arbeit in der wirklichen Volkswirtschaft, sondern nur für die Arbeit in einem ‚idealen Verhältniß', unter bestimmten Voraussetzungen, wie sie in Wirklichkeit nicht vorkommen. Diese Voraussetzungen waren: die Verhältnisse eines isolirten Staates, und hier das Gebiet, wo das fruchtbare Land von gleicher Güte umsonst zu haben, ferner gleiche Größe der Bevölkerung, des Angebotes und der Nachfrage, kein ‚Gewerbeprofit' für den Unternehmer und kein ‚Lohn' für den Gutsadministrator u. s. w. Er beschränkte seine Aufgabe auf die Frage, welches unter diesen Voraussetzungen der naturgemäße Antheil des Kapitalisten und des Arbeiters an dem Arbeitsproducte sei." [3]

Das Resultat der complicirten Berechnungen, die v. Thünen ausführte, war die Formel $\sqrt{a p}$, welche den naturgemäßen Arbeitslohn darstellen sollte; a bedeutet hierbei den nothwendigen Lebensunterhalt für eine Arbeiterfamilie (mit zwei Kindern), p aber ist gleich dem Arbeitsproduct des mit bestimmtem Kapital arbeitenden Mannes.

„In Worten ausgedrückt sagt diese Formel: Der naturgemäße Arbeitslohn wird gefunden, wenn man die nothwendigen Bedürfnisse des Arbeiters (in Korn

---

[1] Diese Freiheit des Arbeitsvertrages besteht thatsächlich in allen sogen. Culturstaaten bis auf den heutigen Tag fort. Nur das Trucksystem, d. i. die Zahlung des Lohnes in Waren, wurde beschränkt oder beseitigt.

[2] Der isolirte Staat u. s. w. Th. II, Abth. I: Der naturgemäße Arbeitslohn, Rostock 1850; Abth. II, Rostock 1863.

[3] Vgl. G. Schönberg, Arbeitslohn, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften I, 689 f.

oder Geld ausgesprochen) mit dem Erzeugniß seiner Arbeit (durch dasselbe Maß gemessen) multiplicirt und hieraus die Quadratwurzel zieht. Da aber $a : \sqrt{ap} = \sqrt{ap} : p$, so ist der naturgemäße Arbeitslohn die mittlere Proportionalzahl zwischen dem Bedürfniß des Arbeiters und seinem Arbeitsproducte, d. h. der Lohn übersteigt das Bedürfniß in demselben Maße, wie das Erzeugniß den Lohn übersteigt." [1]

Allein wäre diese Berechnung des naturgemäßen Arbeitslohnes für die Voraussetzungen, die v. Thünen macht, auch richtig [2], so würde die Formel in den thatsächlichen Verhältnissen, für welche jene Voraussetzungen nicht zutreffen, praktische Geltung nicht beanspruchen dürfen.

Ferner will v. Thünen den „Antheil" des Kapitalisten und des Arbeiters aus dem Arbeitsproducte feststellen. Das Lohnverhältniß als solches kennt jedoch, im Unterschiede von dem Gesellschaftsverhältnisse, keinen eigentlichen „Antheil" des Arbeiters am Producte im juridischen Sinne, wie früher bereits ausgeführt wurde. Aber auch im physischen und ökonomischen Sinne läßt sich der Antheil, den der einzelne Arbeiter am Producte hat, kaum genügend feststellen. Der Reinertrag der Production hängt wesentlich von dem Absatze ab, welchen die Waren auf dem Markte finden. Außerdem ist die Ware in der Regel nicht das Product eines einzelnen, sondern vieler Arbeiter. Es stecken in ihr die verschiedenartigsten Arbeitsleistungen, von der Unternehmerarbeit angefangen bis zur niedrigsten Leistung des ungelernten Arbeiters, der noch Antheil an der Production hat. Auch das feste Kapital hat endlich seinen Antheil an der Production. v. Thünen war eben deshalb selbst nicht im stande, seine Lehre vom „naturgemäßen" Lohn auf seinem Gute Tellow praktisch zu verwirklichen. Anstatt aus dem reinen Ertrage den Nettowerth der Arbeitsleistung eines jeden einzelnen Arbeiters zu berechnen, begnügte er sich damit, auf Grundlage des Rentabilitätsdurchschnittes seines Gutes einen Gewinnantheil zu gewähren. Aus dem Ueberschusse von je 5500, später 6000 Thalern des jährlichen landwirtschaftlichen Reinertrages gab er den einzelnen Gutsleuten auf den Kopf ½ %. Diese Antheile wurden ihnen gutgeschrieben, verzinst und als Sparkassen- und Altersversorgungsgelder kapitalisirt. Den sechzigjährigen Arbeitern sollte das für sie aufgesparte Kapital bar ausgezahlt werden [3].

---

[1] v. Thünen a. a. O. S. 154.

[2] Karl Knies bestreitet dies; vgl. Knies, Credit (Berlin 1879) S. 125 ff.

[3] Lippert, „Thünen", im Handwörterbuch der Staatswissensch. VI, 225. — Ebensowenig annehmbar und begründet ist eine andere Formel, die v. Thünen zur Bemessung des Arbeitslohnes aufstellte (a. a. O. II. Thl., S. 181. 185). Thünen setzt voraus, daß in einem größern Productionsbetriebe so viele Arbeiter verwendet werden, bis der höchste Reinertrag erzielt wird: „Da es im Interesse der Unternehmer liegt, die Zahl ihrer Arbeiter so weit zu steigern, als aus deren Vermehrung noch ein Vortheil für sie erwächst, so ist die Grenze dieser Steigerung da, wo das Mehrerzeugniß des letzten Arbeiters durch den Lohn, den derselbe erhält, absorbirt wird; umgekehrt ist also auch der Arbeitslohn gleich dem Mehrerzeugniß des letzten Arbeiters. . . . Der Lohn aber, den der zuletzt angestellte Arbeiter erhält,

Interessant, aber theilweise unklar sind die Anschauungen, welche Lorenz v. Stein[1] über das Princip der Lohnbemessung sich bildete. Die Auffassung des Arbeitslohnes hat sich ihm zufolge seit hundert Jahren wesentlicher verändert als irgend ein anderer Theil der Nationalökonomie. „Im vorigen Jahrhundert und unter der gesamten Schule von Adam Smith ist der Arbeitslohn noch gar nichts als der unter dem allgemeinen Gesetze von Angebot und Nachfrage stehende Preis der Arbeit als einer Ware. In unserem Jahrhundert hat die höhere sociale Entwicklung der neuen Zeit den Gedanken in denselben hineingebracht, daß dieser nach rein wirtschaftlichen Gesetzen sich bemessende Arbeitslohn hoch genug sein müsse, um die wirtschaftlichen Bedingungen auch der höhern socialen Entwicklung bieten zu können. Dadurch ist die Auffassung der rein nationalökonomischen Verhältnisse des Arbeitslohnes theils mit vollem theils mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein in directen Gegensatz zu der socialen Anschauung getreten. Diese nun mag so verschieden sein wie sie will, immer aber bleibt in allen ihren Formen eines übrig, und das ist die unabweisbare Erkenntniß, daß dieser Arbeitslohn nun einmal unfähig ist, vermöge der in seiner Natur liegenden Begrenzung der Idee einer vollkommen frei gestalteten gesellschaftlichen Entwicklung zu entsprechen."[2]

Insbesondere ist es der Socialismus, der „das persönliche Eigenthum als diejenige Gewalt stigmatisirt, welche der Erhöhung des socialen Arbeitslohnes als das entscheidende Princip gegenübertrete", und darum auch auf eine Zeit hofft, „in welcher vermöge der Aufhebung des persönlichen Eigenthums die Forderungen der neuen Gesellschaft und nicht die Gesetze der Nationalökonomie das Einkommen aus der Arbeit bestimmen werden"[3]. Die eigene Ansicht L. v. Steins beruht darauf, „daß man, um überhaupt zu einem Resultat zu kommen, auf das bestimmteste unterscheiden muß zwischen demjenigen Arbeitslohn, welcher sich nach den Gesetzen der Nationalökonomie nun einmal unabänderlich (!) bestimmt, und demjenigen, den die Idee der gesellschaftlichen Gesittung ihrerseits zu fordern hat und zum Theil leistet, nicht um jene Gesetze mit fruchtloser Mühe und vielleicht unter blutigen Kämpfen zu ändern, sondern um im Namen der höhern persönlichen Bestimmung in ihrer Weise für die sociale Entwicklung dasjenige zu thun, was jene Gesetze nun einmal nicht zu thun vermögen. Oder, wenn wir es mit zwei Worten sagen wollen, wie sich das gesellschaftliche Existenzminimum der physischen Arbeit von dem wirtschaftlichen scheidet und ewig (!) scheiden wird."[4]

---

muß normirend für alle Arbeiter von gleicher Geschicklichkeit und Tüchtigkeit sein; denn für gleiche Leistungen kann nicht ungleicher Lohn gezahlt werden." So gelangt Thünen zu dem Satze: „Der Arbeitslohn ist gleich dem Mehrerzeugniß, was durch den in einem großen Betrieb zuletzt angestellten Arbeiter hervorgebracht wird." Die Ricardosche Rententheorie scheint Thünens Gedankengang hierbei beeinflußt zu haben. Man vgl. Mithoff, Arbeitslohn, im Handbuch der Polit. Oekonomie von G. Schönberg, 2. Aufl. I, 642.

[1] Lehrbuch der Nationalökonomie, 3. Aufl. (Wien 1887) S. 253 ff.

[2] A. a. O. S. 253 f. [3] Ebd. S. 255. [4] Ebd. S. 255 f.

Was nun die **wirtschaftliche** Bestimmung des Lohnes betrifft, so kann der physische Arbeitslohn „niemals höher sein als die Bedingungen des Unterhaltes der physischen Arbeitskraft“...[1] „Der auf seine äußersten Consequenzen zurückgeführte Begriff des rein wirtschaftlichen Existenzminimums enthält zuletzt nichts als die Erhaltungsmittel der rein physischen Existenz des Arbeiters, da die Erzeugung der Kinder als der zukünftigen Arbeiter eine eigene Reproductionsquote in diesem Arbeitslohn materiell mit enthält. Wir nennen einen solchen Lohn einen ‚Maschinenlohn‘, der durch die Concurrenz im Angebote zum ‚Hungerlohn‘ herabgedrückt werden kann, ohne eine Aussicht auf seine Erhöhung zu besitzen. Da aber der Arbeiter zugleich nicht bloß eine physische Person ist, sondern in seiner Entwicklung wie in seiner letzten Bestimmung der Idee der Persönlichkeit gehört, so erzeugt das Bewußtsein von dieser höhern Bestimmung aller Persönlichkeit die Forderung, daß die Ergebnisse der Arbeit **mehr** enthalten müssen, als was der **rein physische** Arbeitslohn zu bieten vermag.“[2] Die Aufgabe dieses über den rein physischen Arbeitslohn hinausgehenden Betrages ist es, die wirtschaftliche Grundlage der höhern, also **geistigen** Entwicklung des Arbeiters zu bilden. Das beide Bedingungen, die physische Entfaltung und geistige Entwicklung des Arbeiters, enthaltende Minimum nennt L. v. Stein das **gesellschaftliche** Existenzminimum; dieses werde mit dem Fortschritt der socialen Gesittung sich naturgemäß für den Arbeitenden ergeben.

Die Ausführungen v. Steins bekunden die humane Gesinnung dieses berühmten Nationalökonomen. Der Lohn soll den Arbeiter befähigen, an der aufsteigenden Entwicklung, speciell an dem geistigen Fortschritt der Gesamtheit, theilzunehmen. Es ist ja ohne Zweifel schön, in diesem Sinne von einer „aufsteigenden Klassenbewegung“[3] zu reden. Aber ein eigentliches **Princip** zur **Bemessung** der Lohnhöhe wird damit keineswegs gewonnen. Auch steht L. v. Stein noch allzusehr im Bannkreise der liberal-ökonomischen Idole. Er redet von „**unveränderlichen**“ Naturgesetzen der Nationalökonomie, während er gleichwohl die Aenderung dieser „mathematischen“ und „unabänderlichen“ Gesetze von der historischen Entwicklung erwartet. Einen großen Mangel an Klarheit in den philosophischen Grundanschauungen bekundet es ferner, wenn v. Stein den Widerspruch zwischen den Lehren der liberalen Nationalökonomie einerseits und der Idee der „gesellschaftlichen Gesittung“ andererseits constatirt, zugleich jedoch in diesen Lehren und der ihnen entsprechenden Praxis nichts Mißbräuchliches, sondern das „**Gesetzliche**“ des wirtschaftlichen Lebens findet. Was sodann L. v. Stein über die gesellschaftliche Entwicklung sagt, läßt den Menschen gewissermaßen als ein willenloses Wesen am Gängelbande der socialen Evolution erscheinen, während doch der Mensch offenbar als das gestaltende Subject und als die Hauptursache des Fortschrittes vermöge seiner geistigen Natur sich darstellt. Die historische Entwicklung ist nicht bloß das äußere, ergänzende Correctiv der in sich selbst unabänderlich unsittlichen Nationalökonomie. Vielmehr fassen wir die Aufgabe der Gegen-

[1] Lehrbuch der Nationalökonomie S. 256.
[2] Ebd. S. 265. [3] Ebd. S. 266.

wart und Zukunft dahin auf, daß die Nationalökonomie von innen heraus geheilt werden muß, indem ihre Lehren nach ethischen und socialen Principien bestimmt, die Unternehmungen der praktischen Wirtschaftspolitik aber von den Rücksichten der Gerechtigkeit und des Gemeinwohles geleitet werden.

Paul Leroy-Beaulieu nennt in seinem „Essai sur la répartition des richesses" [1] drei Kategorien von Ursachen, welche auf die Bestimmung der Lohnhöhe Einfluß haben: die Beziehung zwischen Kapital und Population, sodann die Steigerung der Productivität der Arbeit des Arbeiters infolge einer Hebung der technischen Kenntnisse, durch bessere Methoden, vollkommenere Arbeitstheilung u. dgl., endlich die Gesetze, Sitten und Gewohnheiten eines Volkes.

Allerdings sollte man erwarten, daß in einem an Kapitalien reichen Lande im Verhältniß zur Zunahme der Reichthümer auch die Arbeitslöhne steigen würden und die Lage der arbeitenden Klasse sich naturgemäß verbessern müßte. Allein die Thatsache, daß in den industriell am höchsten stehenden Ländern die Noth der Arbeiter zeitweilig eine überaus große gewesen ist, beweist doch zur Genüge, daß bei dem bloßen Vorhandensein von bedeutenden Kapitalien der Weg zur Realisirung eines entsprechend hohen Lohnes noch sehr weit bleiben kann. Der dritte Bestimmungsgrund der Lohnhöhe aber — Gesetze und Sitten — wird offenbar nur dann von Bedeutung sein, sofern vorab sich eine richtige und genügend klare Rechtsüberzeugung über das Lohnverhältniß und den Lohn in einem Volke gebildet hat. Daß wir leider heute diese Voraussetzungen noch nicht erfüllt sehen, dafür trifft eben den liberalen Oekonomismus die Verantwortung, da er es war, der mit seinen unmoralischen Lehren Geist und Gewissen der Völker verwirrt hat. Es bliebe also nur der zweite Bestimmungsgrund, den Leroy-Beaulieu also ausdrückt: „Die Löhne folgen, wenigstens zum Theil, wenn keine künstliche Ursache sich entgegenstellt, dem aufsteigenden und absteigenden Gange der Productivität der Arbeit des Arbeiters." [2]

Die klug beigefügten Klauseln deuten schon an, wie wenig mit diesem Bestimmungsgrunde für unsere Sache gewonnen ist. Die gesteigerte Productivität der Arbeit gewährt dem Arbeiter, ähnlich wie das Vorhandensein größerer Kapitalmassen, die Möglichkeit eines bessern Loses, sichert ihm aber keineswegs thatsächlich den Besitz eines hohen oder auch nur ausreichenden Lohnes. Solange in einer auf freiwirtschaftlichen Principien beruhenden Gesellschaftsordnung dem Arbeiter von keiner öffentlich-rechtlichen Instanz, sei es Berufsstand sei es Staat, irgend ein Schutz gewährt ist, kann der kapitalistische Unternehmer auch bei den größten Erfolgen der Production seine Arbeiter darben lassen, — wenn nur ein reichliches Arbeitsangebot vorhanden ist.

Viel besser ist die Lehre über den Arbeitslohn von Hermann Roesler [3] behandelt worden. „Das Einkommen der Arbeit oder der Arbeitslohn wird re-

---

[1] 4e édition (Paris 1897), p. 383. Vgl. auch desselben Autors Précis d'Économie Politique. 4e édition (Paris 1894) p. 164 ss.

[2] L. c. p. 382 s.

[3] Vorlesungen über Volkswirtschaft (Erlangen 1878) S. 420 ff.

gulirt durch die Größe der Arbeitsleistung." Dieses Princip brauchte und konnte in der Zunftperiode nicht mit der Strenge zur Geltung gebracht werden wie heute, insbesondere wegen der häuslichen Gemeinschaft der Gesellen mit den Meistern, ferner wegen des „regelmäßigen Aufrückens der erstern auf die Stufe der letztern, so daß die Lohnperiode mehr eine vorübergehende und vorbereitende Vorstufe der Zunftarbeit war und als Durchgang zur Meisterschaft keinen selbständigen Arbeitsmaßstab vertrug. Diese Momente sind in der kapitalistischen Wirtschaftsperiode zum größten Theile hinweggefallen. In der Neuzeit ist der Geldlohn das Regelmäßige und damit das Heraustreten der Arbeit aus der Lebensgemeinschaft mit dem Kapital. Ferner kann die Arbeit jetzt nicht mehr als bloße Vorstufe des Kapitals angesehen werden, sondern sie bildet eine besondere gesellschaftliche Klasse, welcher im großen und ganzen der Uebergang zur Selbständigkeit des Kapitals verschlossen ist." [1] Darum fordert Roesler für die heutigen Verhältnisse, daß, „soweit es sich um die objective und allgemeine Regulirung des Lohnes handelt, die Arbeitsanstrengung gelohnt werde im Verhältniß der damit verbundenen Arbeitsleistung, deren Maß die productive Leistung ist" [2]. Damit ist die Verwendung des Princips des Unterhaltes bei der Lohnbestimmung nicht ausgeschlossen. Nur müsse darauf Rücksicht genommen werden, daß der Unterhalt ein überaus dehnbarer Begriff sei. „Es wäre daher ganz correct zu sagen, der Lohn müsse immer gleich sein dem nothwendigen Unterhalt der Arbeit, jedoch nach dem Maßstabe der Arbeitsleistung." [3]

Sehr anerkennenswerth ist es endlich, wenn Gustav Cohn [4] den Muth hatte, innerhalb seiner nationalökonomischen Untersuchungen die Wahrung der

---

[1] A. a. O. S. 422. Die Darlegungen Roeslers geben uns willkommene Gelegenheit, auf einen Einwand zu antworten, der von hochgeschätzter Seite mit Rücksicht auf unsere frühern Ausführungen über die Natur des Arbeitsverhältnisses gemacht wurde. „Der Lohnvertrag ist doch wesentlich vom Dienstbotenvertrag verschieden", so schreibt man uns; „es kann daher auch das Patronagesystem doch nicht wohl principiell auf jenen ausgedehnt werden, wie wenig es thatsächlich entbehrt zu werden vermag." Allerdings halten auch wir dafür, daß zwischen Dienstbotenvertrag und dem heutigen Arbeitsvertrag ein wesentlicher, d. i. specifischer Unterschied besteht. Das schließt jedoch u. E. nicht aus, daß die beiden Vertragsarten in der höhern Gattung der societas inaequalis zusammentreffen. Auch fassen wir das Patronagesystem nicht als einen innern Bestandtheil des Dienstverhältnisses der industriellen Arbeit auf, sondern vielmehr als etwas, was sich an dieses Dienstverhältniß anknüpft, dasselbe über sein inneres Wesen hinaus ergänzt, — als eine Blume, die auf dem Boden und unter der Voraussetzung eines von christlichen Gesinnungen getragenen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter zum Besten aller Betheiligten ihr Leben entfaltet. Wir glauben daher, daß ein eigentlicher Unterschied zwischen der Auffassung, die oben zum Ausdruck gelangte, und unserer persönlichen Anschauung — soweit wir zu urtheilen vermögen — nicht besteht.

[2] A. a. O. S. 426 f. [3] Ebd. S. 428.

[4] Grundlegung der Nationalökonomie (Stuttgart 1885) S. 613 ff.

Gerechtigkeit bei Bemessung der Lohnhöhe zu fordern, und wenn er überdies betonte, daß, wo es sich um das Maß des Werthes der menschlichen Arbeitsleistung handle, der Würdigung der menschlichen Persönlichkeit Rechnung getragen werden müsse. Zu einer vollkommenen Ausnützung seines principiell unanfechtbaren Standpunktes gelangt indessen auch Gustav Cohn nicht.

Wir könnten die Aufzählung von Nationalökonomen, die in der Lohntheorie sich mehr oder minder, ganz oder theilweise von den Lehren der liberalen klassischen oder der nachklassischen Schule emancipirten, um ein Erkleckliches vermehren. Indessen die aufgeführten Beispiele genügen, um wenigstens typisch die Geistesbewegung zu kennzeichnen, welche die Lohnfrage hervorgerufen hat.

Für den vernünftig und christlich denkenden Nationalökonomen und Socialpolitiker wird es zunächst außer Frage sein, daß für die Lohnbemessung das Princip der Gerechtigkeit die oberste und letzte Entscheidung darbietet. Die Lohnfrage ist eine Frage des natürlichen Rechtes und der natürlichen Gerechtigkeit. So hatte schon der edle und machtvolle Vorkämpfer einer christlichen Socialreform Karl Freiherr von Vogelsang gelehrt. Er wies der Socialwissenschaft die Aufgabe zu, im Verein mit der Moraltheologie aus den ewigen naturrechtlichen Grundsätzen über den gerechten Lohn, welche die alten, bewährten Moralisten nur auf die Hausdiener anzuwenden Veranlassung hatten, diejenigen Folgerungen abzuleiten, vermöge deren das moderne Verhältniß zwischen Arbeiter und Unternehmer auf der Basis der Gerechtigkeit geordnet werden könne[1].

Die für die Bemessung des Lohnes in Betracht kommende Art der Gerechtigkeit aber ist die iustitia commutativa, die sogen. ausgleichende Gerechtigkeit, die den Tauschverkehr in seinem ganzen Umfange beherrscht und regeln soll.

Wenn irgendwo im Tauschverkehr Leistung und Gegenleistung einander gegenüberstehen, fordert die Gerechtigkeit Gleichwerthigkeit zwischen beiden. Das ist das Princip der Aequivalenz, welches das ganze mittelalterliche Geschäfts- und Verkehrsleben beherrschte und insbesondere der kirchlichen Zins- und Wuchergesetzgebung zu Grunde lag. Wilhelm Endemann, der eifrige Erforscher der mittelalterlichen Wirtschafts- und Rechtslehre, hat sich leider ein richtiges Verständniß dieses so überaus wichtigen Princips nicht zu verschaffen vermocht. Und doch er-

[1] Vgl. Die socialen Lehren des Freiherrn Karl von Vogelsang. Von Dr. Wiard Klopp. St. Pölten 1884. S. 369 f.

gibt sich das Aequivalenzprincip mit zwingender Logik aus dem Begriff und Wesen jedes Tauschgeschäftes. Oder haben die Tauschenden etwa die Absicht, einander Geschenke zu machen? Wenn die Hausfrau auf den Markt geht, um Gemüse einzukaufen, so ist ihr allerdings in gewissem Sinne das Gemüse mehr werth als das Geld, welches sie dafür hingibt. Das Geld kann sie nicht kochen. Für ihre individuelle Lage und für die Bedürfnisse der Familie erscheint ihr jetzt das Gemüse so nothwendig, daß sie dafür ihr Geld hinzugeben bereit ist. Allein sie will der Gemüsehändlerin durchaus kein Geschenk machen, sondern genau so viel und so gutes Gemüse erhalten, daß derselbe Werth, den sie in Geld hingibt, in der Form der gewünschten Nahrungsmittel ihr eigen wird. Ebensowenig ist die Gemüsehändlerin geneigt, der fremden Frau ein Geschenk zu machen. Sie will für ihr Gemüse so viel Geld erlangen, als das Gemüse werth ist. Also gleiche Werthe werden hier miteinander vertauscht. So verhält es sich bei jedem Tausche.

Nun aber vollzieht sich auch innerhalb des Arbeitsverhältnisses ein Tausch. Zwar ist der Arbeitsvertrag kein bloßer Tauschvertrag und das Arbeitsverhältniß in seiner Totalität aufgefaßt durchaus kein gewöhnliches Tauschverhältniß. Allein es schließt einen Tausch ein. Es wird hier Arbeit geleistet, und der Lohn stellt die Gegenleistung dafür dar.

Die ausgleichende Gerechtigkeit fordert daher, daß der Lohn dem Werthe der Arbeitsleistung gleich sei. Kurz gesagt: Gerecht ist der Lohn nur dann, wenn er dem Werthe der Arbeit entspricht[1].

Von höchster Bedeutung erscheint darum die Frage: Nach welchen Gesichtspunkten bestimmt sich der Werth der Arbeit?

---

[1] So lehrt auch der hl. Thomas von Aquin (S. Th. I. II. qu. 114, a. 1): „Id enim merces dicitur, quod alicui *recompensatur* pro retributione operis vel laboris, quasi quoddam pretium ipsius. Unde sicut reddere iustum pretium pro re accepta ab aliquo est actus iustitiae, ita etiam *recompensare* mercedem operis vel laboris est actus iustitiae. Iustitia autem *aequalitas* quaedam est.“ Worin diese aequalitas bestehe, und daß es Gleichheit des Werthes sei, sagt der hl. Thomas In lib. III. sent. dist. 33, qu. 3, a. 4, quaestiunc. 6 ad 2: „Commutatio proprie est, quando ex mutuis operibus fit aliquid alicui debitum sicut ex hoc, quod unus laboravit in vinea alterius, alter constituitur ei debitor in *tanto, quantum valet* labor eius; et in his dirigit commutativa iustitia; est enim in ea aequalitas commutationis, quia *quantum* unus dedit alteri, debet *tantum* ab eo recipere. Et propter hoc *commutativa* dicitur.“ — Vgl. auch die vorzügliche Abhandlung über den gerechten Lohn in *Ch. Antoine* S. J., Cours d'Économie Sociale (Paris 1896) p. 553 ss.

Die Handarbeit — und diese haben wir hier zunächst im Auge — erzeugt irgend ein Product, mag dieses unmittelbar die Bestellung des Ackers, die Veredlung eines Rohstoffes, die Regelung des Ganges der Maschine u. dgl. sein. Ist es nun dieses Product, ist es das von der Arbeit als deren Effect in der materiellen Ordnung Erzeugte, was der Lohn bezahlt? Nein. Das Product mit seinem Werthe steht und bleibt im Eigenthum des Unternehmers. Andererseits kann jener Effect nicht lediglich auf Rechnung der Arbeit des Lohnarbeiters gesetzt werden. Zum Zustandekommen des Productes bezw. dessen Werthes und seiner Realisirung tragen noch andere Ursachen und Bedingungen bei, die Güte des Rohmaterials, die technische Vollkommenheit der Maschine und der in dem Unternehmen durchgeführten Arbeitstheilung, die geschäftliche Fähigkeit des Leiters der Unternehmung nach der technischen und kaufmännischen Seite hin. Der Arbeiter kann aber nur eine Ausgleichung dessen fordern, was er seinerseits zum Zustandekommen des physischen Productes und seines Werthes beigetragen, eine Ausgleichung lediglich für das, was er hierzu geboten, gethan und geopfert hat — also eine Ausgleichung für die Aufwendung einer dem geforderten Werke proportionirten Arbeitskraft während einer bestimmten Zeit, für die Kraft, Geschicklichkeit, Intelligenz und Ausbildung, die ein solches Werk erfordert, für die Verantwortung und für die Gefahren, die mit einer derartigen Arbeit naturgemäß zu übernehmen sind. Daß ein geringeres oder größeres Angebot von Arbeitskräften für Arbeiten bestimmter Art und die größere oder geringere Nachfrage hiernach auf den Werth der Arbeit Einfluß haben, bestreiten wir nicht. Wir glauben jedoch, daß in einer berufsgenossenschaftlich organisirten Gesellschaft dieser Einfluß ohne Schädigung des wirtschaftlichen Lebens eine höchst wünschenswerthe Regelung erfahren könnte. Der Staat zahlt seinen Richtern deshalb, weil es viele junge Juristen gibt, keinen schlechtern Gehalt. Freilich ist die Stellung des Staates hierbei, um nur eines hervorzuheben, wesentlich verschieden von der Lage des der Concurrenz ausgesetzten Unternehmers. Allein muß denn die Concurrenz eine regellose sein, um den Sporn des Wetteifers dem wirtschaftlichen Leben zu erhalten? Und muß gerade die Arbeiterklasse immer die Kosten dieser wilden Concurrenz tragen?

Doch setzen wir einmal voraus, wir befänden uns in dem Zustande der absoluten Freiwirtschaft — eine Annahme, die mit Bezug auf die Lohnbemessung von der Wirklichkeit sich nicht entfernt. Kann bei

dieser Voraussetzung der Unternehmer in ganz beliebiger Weise den Lohn herabdrücken nur deshalb, weil sich billigere Hände zur Arbeit anbieten?

Leo XIII. verneint diese Frage in seinem Rundschreiben über die Arbeiterfrage mit aller Entschiedenheit. Er bezeichnet eine absolute Untergrenze, unter welche auch das umfangreichste Angebot von Arbeit den Lohn nicht sinken läßt, es sei denn mit Verletzung der natürlichen ausgleichenden Gerechtigkeit, — eine Grenze, unter welcher der Arbeiter sich an und für sich nicht einmal rechtsgiltig seinerseits verpflichten kann. Vernehmen wir darüber die eigenen Worte des Heiligen Vaters: „Arbeiten heißt seine Kräfte anstrengen zur Beschaffung des Lebensunterhaltes und zur Besorgung aller irdischen Bedürfnisse. ‚Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen‘ (1 Mos. 3, 19). Zwei Eigenschaften wohnen demzufolge der Arbeit inne: sie ist persönlich, insofern die bethätigte Kraft und Anstrengung persönliches Gut des Arbeitenden ist; und sie ist nothwendig, weil sie den Lebensunterhalt einbringen muß und eine strenge natürliche Pflicht die Erhaltung des Daseins gebietet. Wenn man nun die Arbeit lediglich, soweit sie persönlich ist, betrachtet, wird man nicht in Abrede stellen können, daß es im Belieben des Arbeitenden steht, in jeden verringerten Ansatz des Lohnes einzuwilligen; er leistet eben die Arbeit nach persönlichem Entschluß und kann sich auch mit einem geringen Lohne begnügen oder gänzlich auf denselben verzichten. Anders aber stellt sich die Sache dar, wenn man die andere unzertrennliche Eigenschaft der Arbeit mit in Erwägung zieht, ihre Nothwendigkeit. Die Erhaltung des Lebens ist die nothwendige Pflicht eines jeden. Hat jeder ein natürliches Recht, den Lebensunterhalt zu finden, so ist hinwieder der Dürftige hierzu auf die Händearbeit nothwendig angewiesen. Wenn also auch immerhin die Vereinbarung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, insbesondere hinsichtlich des Lohnes, beiderseitig frei geschieht, so bleibt doch immerhin eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit bestehen, die nämlich, daß der Lohn nicht etwa so niedrig sei, daß er einem genügsamen, rechtschaffenen Arbeiter den Lebensunterhalt nicht abwirft. Diese schwerwiegende Forderung ist unabhängig von dem freien Willen der Vereinbarenden. Gesetzt, der Arbeiter beugt sich aus reiner Noth, oder um einem schlimmern Zustande zu entgehen, den allzu harten Bedingungen, die ihm nun einmal vom Arbeitsherrn oder Unternehmer auferlegt werden,

so heißt das Gewalt leiden, und die Gerechtigkeit erhebt gegen einen solchen Zwang Einspruch." [1]

Es ist also nach Ansicht des Heiligen Vaters eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit, daß der Arbeiter, der seine ganze Arbeitskraft einen Tag lang in den Dienst eines andern stellt, als Lohn den Lebensunterhalt eines ehrbaren und nüchternen Arbeiters für den Tag erhalte.

Daß dabei die ausgleichende Gerechtigkeit gemeint sei, unterliegt keinem Zweifel. Leo XIII. verwirft nämlich im Contexte der angeführten Stelle die Meinung derer, welche glauben, die Gerechtigkeit werde nur dann verletzt, wenn entweder der Lohnherr einen Theil der vereinbarten Zahlung zurückbehält, oder der Arbeiter nicht die vollständige Leistung verrichtet. Der Papst nennt diese Auffassung eine lückenhafte und fügt noch einen weitern Fall der verletzten Gerechtigkeit bei, wenn nämlich der Lohn nicht für die Beschaffung des Lebensunterhaltes eines ehrbaren und nüchternen Arbeiters ausreiche. Weil es sich nun in den beiden ersten Fällen um Fragen der ausgleichenden Gerechtigkeit handelt, so gilt dasselbe auch von dem letzten Falle, der mit den andern auf dieselbe Stufe gestellt wird.

Die Begründung der Lehre Leos XIII. leitet sich aus der unbestreitbaren Thatsache her, daß auch der ärmste ungelernte Arbeiter ein Mensch ist und ein Mensch bleibt. Er gehört als wirtschaftlicher Arbeiter zwar der ökonomischen Ordnung an, aber nicht der Ordnung der ökonomischen materiellen Güter. Er ist nicht Objekt oder Mittel der ökonomischen Thätigkeit, sondern Subject, wenn auch in Unterordnung unter seinen Herrn. Diese Wahrheit nun muß in der Bemessung des Werthes der Arbeit Beachtung finden und zur Geltung kommen. Die Bestimmung des Werthes der menschlichen Arbeit kann daher sich nicht lediglich und allein nach denselben ökonomischen Gesichtspunkten vollziehen, wie die Werthbemessung bei Waren. Andere Momente treten da hinzu: die natürliche und naturrechtliche Bestimmung der Arbeitskraft, dem Menschen das Leben in würdiger Weise zu erhalten. Gott, der diese Bestimmung der Arbeitskraft gegeben, hat ihr ja auch die Befähigung verliehen, unter normalen Verhältnissen so viel zu leisten, daß der Arbeiter einen würdigen Lebensunterhalt verdienen kann. Das ist der Standpunkt, den Leo XIII. in der Lohnfrage einnimmt. Er bedeutet den vollständigsten Bruch mit der liberalen Lohntheorie.

---

[1] Officielle (Herdersche) Ausgabe S. 60 f. (61 f.).

Während bei der Ware die sachlichen Eigenschaften und ihre größere oder geringere Seltenheit über den Werth derselben entscheiden, wird bei der Arbeit nicht nur die sachliche Leistung, das der materiellen Ordnung angehörige Wirken des Arbeiters für die Bemessung des Arbeitswerthes berücksichtigt, sondern neben und über diesen *ökonomischen* Momenten auch die Arbeit ins Auge gefaßt, insofern sie als Act der menschlichen Arbeitskraft sich über die materielle Ordnung erhebt und in sich einen *natürlichen*, nothwendigen, unter normalen Verhältnissen indispensablen Zweck für den Arbeiter selbst hat. Erst beide Momente, das ökonomische mit dem natürlichen verbunden, bieten den *adäquaten* Bestimmungsgrund der Lohnhöhe; aber nicht in dem Sinne, als ob der absolute Minimallohn eine *Erhöhung* des ökonomisch bemessenen Lohnes bedeute. Er bildet vielmehr nur einen *Bestandtheil* des ökonomisch bemessenen Lohnes, aber einen *nothwendigen* Bestandtheil, der dem „Gesetz von Angebot und Nachfrage" entrückt bleibt und nur in ganz außerordentlichen Verhältnissen gekürzt werden kann. Der Arbeitgeber soll gewiß keinen Schaden leiden. Er braucht nicht mehr zu zahlen, als der Arbeiter ihm wirklich materiellen Vortheil bietet. Aber er soll auch nicht den Umstand, daß gerade ein starkes Angebot von Händen vorliegt, benutzen, um den Lohn unter jene absolute Minimalgrenze herabzudrücken. Daß der Unternehmer sich durch überwerthige Löhnung positiv schädige, kann ihm nicht als Rechtspflicht bei Schließung des Arbeitscontractes aufgelegt werden, wohl aber muß er aus Gründen der Gerechtigkeit gegen seine Arbeiter mitunter auf einen ökonomisch möglichen höhern Gewinn verzichten [1].

---

[1] Die Frage liegt nahe, ob Leos XIII. Lehre vom absoluten Minimallohn sich mit jener Theorie decke, die den Werth der Waren und der Arbeit durch die *Productionskosten* bemißt. Der Lebensunterhalt des Arbeiters stellt ja gewissermaßen die Productionskosten der Arbeitskraft dar. Im Grunde genommen hätte dann Leo XIII. in anderer Form nur die Lehre vom „natürlichen", „normalen", „nothwendigen" Lohn, wie sie auch von der liberalen Schule verfochten wurde, wiederholt. Wir beschränken uns an dieser Stelle darauf, kurz folgendes zu erwidern:

1. Die Productionskostentheorie bemißt den Werth einer Ware nach den Aufwendungen, die deren *Entstehen* erfordert, also vom *genetischen* Standpunkt aus. Leo XIII. bemißt dagegen den Werth der Arbeit nach *teleologischem* Gesichtspunkte. Wenn man festhält, daß der *Mensch* und die Befriedigung seiner Bedürfnisse der *Zielpunkt* der ganzen ökonomischen Ordnung sind, so wird man sofort erkennen, daß die *teleologische* Auffassung des Werthes die für die ganze Werthlehre entscheidende sein muß. Welche Bedeutung hat die Ware u. s. w. *für den Menschen*, und zwar sowohl ihren specifischen Eigenschaften nach, wie

Wie der Unternehmer an einer willkürlichen Bestimmung und Aenderung der Lohnhöhe lediglich um seiner eigenen Bereicherung willen durch Gerechtigkeitspflichten verhindert wird[1], so sind auch andererseits

als Individuum, also dem Grade ihrer Güte und dem Grade ihrer Seltenheit nach? — das sind die Momente, die bei der ökonomischen Bemessung des Werthes den directen Maßstab liefern. Die Ricardosche und die Marxsche Werththeorie, die einseitige Productionskostentheorie, haben diesen Standpunkt verkannt. Damit bestreiten wir nicht, daß die Productionskosten für alle in beliebiger Menge herstellbaren Güter und unter der Voraussetzung der freien Concurrenz insofern einen indirecten Maßstab des Werthes abgeben, als sie die praktisch und auf die Dauer mögliche Untergrenze des Tauschwerthes darstellen. — Für die menschliche Arbeit kommt nun nach Leo XIII. ein besonderer, aber ebenfalls teleologischer Gesichtspunkt zur Geltung, der nicht aus dem Bereich der ökonomischen Bewerthung entnommen ist. Er fragt nämlich nicht bloß: Was ist die Arbeitsleistung für den Unternehmer und in letzter Linie für den Consumenten werth, sondern welche natürliche und naturrechtliche Bestimmung hat sie für das Subject der Arbeitsleistung? — Gewiß, auch der Productionskostentheorie und den Theorien über den „natürlichen“ und „nothwendigen“ Arbeitslohn ist etwas Teleologisches beigemischt. Aber nicht der Mensch, nicht der Arbeiter ist das Ziel dieser Teleologie, sondern die Production selbst und deren Fortdauer. Wenn der Arbeiter verhungert, wenn er nicht die Productionskosten seiner Arbeitskraft und eines seine Stelle später ausfüllenden Kindes erhält, dann muß die Production aufhören, und darum stellt der Lebensunterhalt den „natürlichen“ Lohn dar. Es liegt auf der Hand, wie himmelweit verschieden hiervon der principielle Standpunkt Leos XIII. ist.

2. Der Heilige Vater fordert als Minimallohn einen solchen Entgelt der Arbeit, der ausreicht für das menschenwürdige Dasein des ehrbaren und nüchternen Arbeiters. Die liberale Theorie muß sich, wenigstens in Kraft ihrer Principien, mit einem Lohn begnügen, der gerade das Verschwinden der Arbeiterklasse verhindert.

3. Ueberdies bezeichnet die Encyklika eine Rechtsgrenze für den Lohn, ein minimum *iuris*, welches des größern Gewinnes und des größern Arbeitsangebotes wegen nicht verletzt werden darf, — die liberale Theorie dagegen nur ein minimum *facti*, eine thatsächliche Grenze. Dieses minimum facti, das lediglich im Interesse der Fortdauer der Production gesetzt ist, kann jedoch immerhin durchbrochen werden, da die Löhne „Concurrenzpreise“, „geschäftliche Preise“ sind, Preise, über die der individuelle Vortheil, nicht die Gerechtigkeit, entscheidet.

[1] Die Ansicht, der Unternehmer verfehle sich niemals gegen die Gerechtigkeit, so lange er nicht Trug und Gewalt anwende und den laufenden Marktpreis der Arbeit als Lohn bezahle, dürfte mit der Lehre der päpstlichen Encyklika kaum vereinbar sein. Wenn nämlich der Unternehmer einen den Anforderungen eines würdigen Lebensunterhaltes des Arbeiters entsprechenden Lohn ohne eigene positive Schädigung ganz wohl zahlen kann, und wenn der Marktpreis bloß deshalb unter jene absolute Minimalgrenze gesunken ist, weil das Arbeitsangebot als ein relativ großes sich darstellt, so könnte nach der Lehre der Encyklika der Hinweis auf den laufenden Marktpreis dem Unternehmer schwerlich etwas nützen.

für den Arbeiter Grenzen gesetzt, über welche hinaus er sich nicht rechtsgiltig binden kann. Als dem Eigenthümer seiner Arbeitskraft steht ihm ein möglichst weiter Spielraum für contractliche Abmachungen zur Verfügung. Insofern er aber als Mensch zur pflichtmäßigen Erhaltung seines Lebens einer gewissen Lohnhöhe bedarf, kann er unter normalen Verhältnissen nach den Grundsätzen der Moral in rechtsverbindlicher Weise nicht auf jene nothwendige Lohnhöhe verzichten. Damit ist auch der zweite Grundsatz der liberalen Lohntheorie, demzufolge die Lohnbestimmung dem freien Ermessen der Paciscenten überlassen sei, gerichtet.

Wiederholt haben wir bei Erwähnung des absoluten Minimallohnes die Klausel beigefügt: unter normalen Verhältnissen sei die besprochene Lohnhöhe die nach den Grundsätzen der ausgleichenden Gerechtigkeit erlaubte Untergrenze des Lohnes. Damit ist auf seiten des Arbeiters eine dreifache Voraussetzung gemacht: seine Arbeitskraft, seine Arbeitsleistung, seine Bedürfnisse müssen normal sein. Auf seiten des Unternehmers wird vorausgesetzt eine solche allgemeine Geschäftslage der betreffenden Branche, welcher der Unternehmer angehört, daß die Zahlung des absoluten Minimallohnes ohne eigene positive Schädigung den Unternehmern dieser Branche möglich ist. Individuelle Verhältnisse des einzelnen Unternehmers kommen dabei weniger in Betracht, weil für die Preisbildungen überhaupt das Individuelle hinter dem Allgemeinen zurückstehen muß.

Schwierig ist die weitere Frage, ob die Minimalgrenze des Lohnes so zu wählen sei, daß mit dem Lohne der entsprechende und würdige Unterhalt der Arbeiterfamilie bestritten werden könne.

Wir fassen unsere Auffassung hierüber kurz in folgende Punkte zusammen:

1. Außer Frage ist, daß die Gewährung eines höhern als des Individuallohnes unter Umständen für den Unternehmer zu einer Pflicht der Liebe und der Billigkeit werden kann. Wer steht ihm näher als der Arbeiter? Darum wird er gerne bereit sein, demselben bei der Sorge für seine Familie zu helfen. Auch ist es durchaus billig, daß er die vereinbarte Lohnhöhe überschreitet, wenn er durch des Arbeiters Mühe höhere als die erwarteten Vortheile erlangt.

2. Sodann kann es nicht bezweifelt werden, daß die Arbeiter und Arbeitercoalitionen befugt sind, alle sittlich erlaubten, legalen und mit Aussicht auf Erfolg verbundenen Mittel anzuwenden, um einen für

den würdigen Unterhalt der Arbeiterfamilie ausreichenden Lohn zu erlangen. Hat ja doch an und für sich jeder Arbeiter das natürliche Recht, eine Familie zu gründen, und ebenso unbestreitbar die natürliche Pflicht, für die begründete zu sorgen.

3. Nicht minder gewiß ist es, daß die menschenwürdige Erhaltung der Arbeiterfamilie, die Fortpflanzung eines gesunden und kräftigen Arbeiterstandes ein eminentes öffentliches Interesse darstellt. Darum wird es ohne Zweifel Aufgabe der Staatsgewalt sein, ihrerseits mit allen ihr rechtlich, nach Maßgabe des natürlichen Staatszweckes, zu Gebote stehenden Mitteln die auf Erhaltung des Familienlohnes innerhalb der Grenzen der wirtschaftlichen Möglichkeit gerichteten Bestrebungen zu unterstützen.

4. In der Frage aber, ob vom Standpunkte des reinen Naturrechtes aus der Familienlohn als absolute, durch die ausgleichende Gerechtigkeit geforderte Minimalgrenze des Lohnes für den erwachsenen und vollkräftigen Arbeiter sich erweisen lasse, sind die Ansichten getheilt.

Wenn es die unbestreitbare natürliche und naturrechtliche Bestimmung der Arbeitskraft des arbeitenden Familienvaters ist, nicht nur für den Arbeiter selbst, sondern auch für die Familie den Unterhalt zu verdienen, so dürfte auf den ersten Blick die Entscheidung zu Gunsten des Familienlohnes als selbstverständlich erscheinen. Dennoch hat man dem gegenüber darauf hingewiesen, daß zwar der verheiratete Arbeiter die Pflicht habe, für seine Familie zu sorgen, daß er aber keineswegs die Pflicht gehabt habe, zu heiraten. Somit trage jene Pflicht nur einen subsidiären, hypothetischen und zufälligen Charakter an sich, ähnlich wie auch jemand zufällig die Pflicht haben könne, Schulden zu bezahlen, ohne daß dem Lohnherrn hieraus die Verpflichtung erwachse, mit Rücksicht auf jene hypothetische und zufällige Pflicht den Lohn zu erhöhen. Dieser Einwand wird unseres Erachtens schon durch die Bemerkung widerlegt, daß die Ehe zwar kein Individualgesetz sei, wohl aber ein Menschheitsgesetz und darum allerdings nicht für den Einzelnen, jedoch für die Menschheit als ein praeceptum legis naturae sich darstelle. Folgerichtig wird der weitaus größte Theil der Arbeiter von dem natürlichen Rechte der Eheschließung Gebrauch machen und dementsprechend wird naturgemäß dem Gros der Arbeiterschaft auch die natürliche Pflicht obliegen, für eine Familie zu sorgen. Die Lohnbestimmung aber richtet sich nicht

nach den wenigen Ausnahmefällen, in denen vereinzelte Arbeiter ehelos bleiben, sondern nach der großen Masse und dem, was naturgemäß gewöhnlich geschieht.

Doch muß zugegeben werden, daß bedeutende Autoritäten verschiedene Gründe gegen die naturrechtliche Verpflichtung des Unternehmers zur Zahlung des Familienlohnes vorgebracht haben. So betonte insbesondere Cardinal Zigliara in dem bekannten Responsum Romanum an den hochw. Erzbischof von Mecheln (September 1891), daß die Arbeit nur die persönliche That des Arbeiters sei und die Familie als solche nichts dazu beitrage. Der Arbeitgeber hat es in seinem Vertragsverhältnisse nur mit dem Individuum, dem einzelnen Arbeiter zu thun. Die Gründung der Familie ist und bleibt für das Individuum eine freie That. Die Arbeit bezieht sich daher nur subsidiär und zufällig auf die Familie, insofern der Arbeiter mit den Seinigen den Lohn theilt. Für die Erhaltung des Menschengeschlechtes und der nationalen Bevölkerung Fürsorge zu treffen, das mag der öffentlichen Gewalt obliegen, ist aber nicht eine naturrechtliche Pflicht des Lohnherrn als solchen. — Ferner kann man sagen: wenn auch der natürliche Zweck der Arbeit, dem Arbeiter seinen Lebensunterhalt zu gewähren, auf den Werth der Arbeit bestimmend wirkt, und zwar derart, daß die ausgleichende Gerechtigkeit verletzt wird, falls der Lohn dem ehrbaren und nüchternen Arbeiter sein Leben nicht erhält, so erklärt sich das daraus, daß es sich hier zugleich um einen Ersatz von wirklichen Aufwendungen handelt, die thatsächlich für den Zweck des Dienstes gemacht werden. Der Arbeiter muß seinen Tagesunterhalt bestreiten, um einen Tag lang arbeiten zu können; er verbraucht wirklich seine Lebenskraft im Dienste des Herrn. Die adäquate Gegenleistung wird darum dieses Opfer, diese Leistung vergelten müssen, und zwar indispensabel, weil die Pflicht der Selbsterhaltung es so erheischt. Bei der Familie aber trifft das nicht zu, weil der Lebensunterhalt der Familie in keiner Weise einen Bestandtheil der Leistung und der Opfer des Arbeiters zum Zweck des Dienstes bildet. Die Beurtheilung der Tragweite dieser Argumentation sei dem Leser überlassen.

Nur einige Worte noch fügen wir bei über die Stellung, welche die Encyklika *Rerum novarum* zur Frage des Familienlohnes einnimmt. Eine ausdrückliche und unzweifelhafte Entscheidung über die Frage, ob die Zahlung des Familienlohnes schon an und für sich vom rein naturrechtlichen Standpunkte aus Pflicht des Unternehmers sei, bietet

das päpstliche Rundschreiben nicht. Doch läßt sich nicht verkennen, daß der Heilige Vater den Familienlohn wünscht. Das ergibt sich, abgesehen von einzelnen directen Aeußerungen[1], schon allein aus der Thatsache, daß Leo XIII. mit allem Nachdruck für die Beschränkung bezw. Beseitigung der Frauen- und Kinderarbeit eintritt. Die nothwendige Voraussetzung solcher Beschränkungen ist aber die Zahlung eines Lohnes, der im wesentlichen auch für den Unterhalt der Frau und namentlich für den Unterhalt der noch nicht bis zur Arbeitsfähigkeit entwickelten Kinder ausreicht. Wenn daher ohne Familienlohn eine das Familienleben und das nationale Wohl schwer schädigende Frauen- und Kinderarbeit nicht in ausreichendem Maße beschränkt werden kann, so spricht dies zu Gunsten der Ansicht, daß der Familienlohn schon im bloßen Naturrecht begründet sei. Ist einmal der teleologische Gesichtspunkt für die Bemessung des Individuallohnes zur Anwendung gekommen, dann muß man dieses Princip auch in der Frage des Familienlohnes mit voller Consequenz festhalten. Oder wollte man etwa annehmen, das Naturrecht widerspreche sich selbst, indem es einerseits den Ruin des Familienlebens und des Gemeinwohles der Völker unmöglich wollen kann, andererseits aber der Arbeit nur einen solchen natürlichen Werth aus deren natürlicher Bestimmung erwachsen läßt, der selbst unter normalen Verhältnissen dem Uebermaß der Frauen- und Kinderarbeit Thür und Thor öffnet? Freilich wird bei der nähern Festsetzung der Schranken für Frauen- und Kinderarbeit dem positiven Rechte gar vieles überlassen bleiben müssen. Andererseits verhehlen wir nicht, daß wir persönlich zu der Annahme hinneigen, die Arbeit müsse unter normalen Verhältnissen durch ihren natürlichen Werth vermöge ihrer naturrechtlichen Bestimmung einen solchen Lohn als gerechte Gegenleistung erfordern können, der die Mutter am häuslichen Herd und an der Wiege des Kleinen beläßt und nicht das arme, schwache Arbeiterkind vorzeitig der Fabrik überliefert.

---

[1] Vgl. Officielle Ausgabe S. 18 (19). 62 (63).

Heinrich Pesch S. J.

Die neueste Messung der Gravitationsconstante

durch P. Karl Braun S. J.

Ungefähr hundert Jahre sind verflossen, seitdem Henry Cavendish mit seiner Drehwage den unumstößlichen Beweis dafür lieferte, daß ebenso, wie die Himmelskörper gegeneinander gravitiren, auch alle Körper auf der Erde gegenseitig sich anziehen, daß also ein und dasselbe Band der allgemeinen Massenanziehung alle wägbare Materie der Welt durch die Vermittlung des unwägbaren Aethers umschlingt, zusammenführt und zusammenhält. Die Gravitation oder Massenanziehung war damit als die fundamentalste, allgemeinste und am gleichförmigsten wirkende Kraft unter allen Naturkräften erkannt. Diese Erkenntniß lieferte den Schlüssel zum Verständniß einer Fülle von Naturerscheinungen. Denn die Gravitation ist es, welche dereinst die durch den Weltraum dünn ausgestreuten Massen zu dicht geballten Fixsternen, Planeten und Monden zusammengezogen hat, sie heute in ihnen noch fester und fester zusammenpreßt und so zur Ursache wird der nahezu unerschöpflichen Mengen von Wärme und Licht, welche die am Firmamente glänzenden Sterne Tag und Nacht nach allen Richtungen hin ausstrahlen. Sie wies den Sternen ihre Bahnen an und hält das wundervoll harmonische Räderwerk der Weltenuhr seit Jahrtausenden in regelrechtem Gang, sie bewirkt aber auch die langsam und regelmäßig sich vollziehenden „Perturbationen" am Himmel, die säcularen Schwankungen der Ebenen, in welchen die Planeten kreisen, die kaum merkliche Veränderung ihrer Bahnen, die regelmäßige Bewegung der Erdachse, die wechselnden Erhebungen und Senkungen der Oceane, den Temperaturabfall von unten nach oben in unserer Atmosphäre. Grund genug, dieser Naturkraft das höchste Interesse zuzuwenden. Daran hat es denn auch bei Astronomen und Physikern nie gemangelt. Wenn trotzdem der physikalische Vorgang der Gravitation bis zur Stunde unserem Verständnisse dunkel geblieben, weit dunkler als die elektrischen und magnetischen Vorgänge, so läßt dieses darauf schließen, daß die Erforschung dieser Naturkraft ganz besondere Schwierigkeit darbieten muß. Einen schlagenden Beweis hierfür liefern gerade auch die Anstrengungen, welche den Physikern die Ermittlung der *einen* Größe, der Gravitationsconstante, schon gekostet hat.

Die Gravitationsconstante ist eine rein wissenschaftliche Größe, für den Astronomen und Physiker aber von der höchsten Wichtigkeit. Man versteht darunter die Zahl, welche die Intensität der Massenanziehung in absolutem Maße mißt, oder concreter ausgedrückt, diejenige Kraft, mit welcher die Masse vom Gewichte eines Grammes auf eine andere ebenso schwere Masse im Abstande von 1 cm anziehend wirkt. Wenn diese Größe durch das Experiment festgestellt worden ist, so kann man mittelst derselben die Masse und mittlere Dichte unserer Erde und wieder mittelst dieser die Masse und Dichte anderer Himmelskörper berechnen. Schon Cavendish hatte seine Drehwage auch dazu benutzt, die Intensität der Massenanziehung zu messen, und daraus die Masse und Dichte der Erde abgeleitet. Aus 29 Versuchen berechnete er für letztere Größe als Mittelwerth 5,48. Das will sagen, wenn die Masse in der Erde überall gleich vertheilt wäre, so würde die Volumeneinheit der Erde 5,48mal so schwer sein als die Volumeneinheit reinen Wassers bei 4 ° C.

Um dem Leser annähernd einen Begriff zu geben von dem Apparate, dessen Cavendish sich bediente und den man mit Recht die „Weltenwage“ genannt hat, sowie auch von der Sorgfalt, mit der gleich zum erstenmal dieses Messungsresultat angestrebt worden ist, wollen wir seine Beobachtungsmethode kurz erläutern. Wie oben angedeutet wurde, handelte es sich darum, die anziehende Kraft zu messen, welche zwei bekannte Massen, die wir uns immer als kugelförmig vorzustellen haben, in bekannter Entfernung aufeinander ausüben. Die Größen der beiden Massen seien m und m_1 und der Abstand ihrer Mittelpunkte a. Bezeichnen wir ferner die Gravitationsconstante mit k und die Anziehung beider Kugeln mit P, so ist auf Grund des allgemeinen Gravitationsgesetzes:

$$P = \frac{m\, m_1\, k}{a^2}.$$

Diesen Werth P liefert die experimentelle Messung unmittelbar, mit ihm ist dann der Werth von k leicht zu berechnen. Die Anziehung P, welche leider nur eine minimale Größe hat, wird so ermittelt, daß sie mit einer andern bekannten Kraft ins Gleichgewicht oder in Wechselwirkung gebracht und dabei durch die bekannte Kraft gemessen wird. Cavendish wählte zum Messen die Torsionskraft eines langen Silberdrahtes. Coulombs zahlreiche Versuche hatten nämlich gezeigt, daß die elastische rückwirkende Kraft, welche bei der Torsion oder Drehung eines frei hängenden, mit dem obern Ende festgeklemmten Drahtes geweckt wird, dem Drehungs-

winkel proportional ist. Hat man durch eine vorausgeschickte Untersuchung für einen bestimmten Draht ermittelt, welche Torsionskraft der Drehung um die Winkeleinheit entspricht, so weiß man nachher, welche Kräfte durch die Drehung um beliebige Winkel hervorgebracht werden. An dem Silberdraht befestigte Cavendish einen horizontalen, leichten Stab aus Tannenholz, der an den Enden zwei kleine, 730 gr schwere Metallkugeln trug. Dieses System, das die eigentliche Drehwage bildet, wurde in einen Holzkasten eingeschlossen. Zwei einander gegenüberliegende Glasfensterchen gestatteten einen Einblick auf die Bewegung des Holzstabes. Außerhalb des Kastens waren zwei über drei Centner schwere Metallkugeln auf einem drehbaren Gestell so angebracht, daß beim Bewegen des Gestelles die Mittelpunkte aller vier Kugeln immer auf demselben horizontalen Kreise verblieben, dessen Centrum in die Verlängerung des Silberfadens fällt. Alles dieses befand sich in einem abgeschlossenen, ummauerten Raume, der zur Zeit der Beobachtung nicht betreten werden durfte. Die großen Kugeln mußten deshalb von außen her durch eine Transmission bewegt werden. Für die genaue Ablesung der Ablenkung des Wagebalkens waren einerseits zwei Fernrohre gegenüber den Fensterchen des Holzkastens in die Mauern eingelassen, andererseits Elfenbeinscalen an jedem Ende des Wagebalkens befestigt. Wenn die großen Kugeln in eine zum Wagebalken senkrechte Stellung abgedreht lagen, so übten sie auf die kleinen Kugeln keinerlei ablenkende Kraft aus, weil ihre Wirkungen von beiden Seiten her sich aufhoben. Sie bewegten den Wagebalken aber aus seiner Ruhelage und versetzten ihn bleibend in eine abgelenkte Stellung, wenn sie den kleinern Kugeln genähert waren. Die dann vorhandene Torsionskraft des Silberdrahtes war das Maß für die zwischen den Kugeln wirkende Anziehung P. Diese konnte außerdem noch in anderer Weise aus der Aenderung der Schwingungszeit hergeleitet werden, welche der frei schwingende Balken erfährt, wenn man die großen Kugeln so stellt, daß sie mit den kleinen Kugeln in der Ruhe in einer geraden Linie liegen. Cavendish gebrauchte beide Bestimmungsmethoden.

Vierzig Jahre nach Cavendish führte Reich diese Messungen aus. Er brachte einige Verbesserungen an der Drehwage an und stellte sie in einem Bergwerke Freibergs auf, in der Hoffnung, so den störenden Einfluß der Temperaturschwankungen besser zu vermeiden. Aus der ersten Beobachtungsreihe im Jahre 1837 zog er für die Erddichte den Mittelwerth 5,49, aus einer zweiten im Jahre 1849 aber die Zahl 5,58. — Um

dieselbe Zeit widmete sich Baily im Auftrage der Londoner astronomischen Gesellschaft der gleichen Arbeit. Sie zeichnet sich durch die Sorgfalt und die große Zahl von Beobachtungen aus. Mehr denn zweitausend Versuche lieferten als Erddichte die Zahl 5,67.

Cavendish, Reich und Baily suchten gewiß ihre Sache so gut als möglich zu machen, sie waren zudem sehr geschickte, umsichtige und zuverlässige Forscher. Indessen gar manches von dem, was in den fünfziger Jahren noch für gut und exact gehalten wurde, mußte zwanzig Jahre später entweder geradezu für unbrauchbar angesehen werden oder entsprach doch nicht mehr dem Grade von Genauigkeit, welchen die unterdessen verfeinerten Beobachtungsmethoden und die vermehrten und verbesserten Beobachtungsmittel verlangten. Das letztere Geschick traf denn auch die erwähnten Messungen der Gravitationswirkung. 1870 nahmen deshalb die beiden ausgezeichneten Forscher Cornu und Baille diese Untersuchung von neuem auf. Zuvörderst verlegten sie sich auf das Studium der Drehwage selbst. Sie suchten alle ihre Tugenden und Untugenden genau kennen zu lernen und alles auszuforschen, was auf ihr Spiel einen guten oder bösen Einfluß übt. Dabei entdeckten sie systematische Fehler, welche den frühern Bestimmungen anhafteten. Wenn sie dementsprechend die Bailyschen Messungen umrechneten, so lautete deren Endergebniß 5,55 statt 5,67. Sie machten sich dann selbst an das Messen. Die Drehwage, an der sie wieder neue Verbesserungen anbrachten, stellten sie in einem Keller der École polytechnique zu Paris auf. Alle Schwingungen des Wagebalkens wurden elektrisch notirt. Nach ihren Beobachtungen wäre die Dichte der Erde gleich 5,50.

Ph. von Jolly, Professor in München, kam (um 1880) auf den Gedanken, die Erddichte mit der gemeinen Wage zu wägen. Es liegt in der That nahe, in diesem Instrument das einfachste und geeignetste Mittel zur Messung der Gravitationsintensität zu erblicken. Man hat ja — so könnte man denken — nur eine Kugel zuerst wie gewöhnlich auf der Wage zu äquilibriren, und dann eine andere schwere Kugel von bekanntem Gewichte in einer bestimmten Entfernung unter die Schale mit der Kugel zu legen und neuerdings zu äquilibriren. Das bei der zweiten Aequilibrirung hinzuzufügende Gewicht mißt dann sofort die Anziehung zwischen den beiden Kugeln. So glatt und einfach läuft indes diese Bestimmungsmethode leider nicht ab. Denn die unter die Schale gelegte schwere Kugel wirkt nicht bloß auf die andere Kugel, sondern auch auf alle Theile der

Wage selbst, und zwar in verschiedener, uncontrollirbarer Weise. Jolly hegte die Ueberzeugung, diesen Uebelstand umgehen zu können. An die Schalen einer großen, aber empfindlichen Wage hängte er mittelst Drähte zwei andere Schalen, die 21 m tiefer zu liegen kamen als die obern. Ein solches Monstrum von Wage fand selbstverständlich in einem gewöhnlichen Zimmer kein Unterkommen. Er richtete sie deshalb in einem Thurme ein. Als er dann eine hohle, mit Quecksilber gefüllte Glaskugel von der obern Schale auf die untere brachte, steigerte sich ihr Gewicht wegen der Annäherung an den Erdmittelpunkt um 31,9 mg. Sie erfuhr aber bei der gleichen Ortsveränderung eine um 0,589 mg größere Gewichtszunahme, wenn vorher unter die untere Schale eine Bleikugel von 1 m Durchmesser gelegt wurde. Also betrug die Anziehung zwischen beiden Kugeln bei einem Abstande von 56,86 cm ihrer Mittelpunkte 0,589 mg. Hieraus berechnet sich eine Erddichte von 5,692.

Im Jahre 1887 versuchte Wilsing die Messung der Gravitation mit einem Apparate, der an Einfachheit die gemeine Wage noch übertrifft und seiner Anlage nach fast ebensogut ein Pendel als eine Wage genannt werden kann. Damit der Leser eine allgemeine Idee davon gewinne, möge er sich an der Wage alles bis auf den Wagebalken entfernt denken, dann sich vorstellen, dieser Balken liege nicht wagerecht, sondern stehe senkrecht und endige auf jeder Seite mit einer Kugel von bekanntem Gewichte. Diesen Kugeln werden beim Messen der Gravitation andere größere Kugeln in gleicher Höhe gegenübergestellt, die eine oben rechts, die andere unten links. Dadurch wird der Wagebalken aus der Verticalstellung abgelenkt. Wird nun ferner mittelst Rollenzug das größere Kugelpaar in die entgegengesetzte Lage verschoben, so daß jetzt die eine oben links, die andere unten rechts zu liegen kommt, so wird der Betrag der Ablenkung verdoppelt. Diese Ablenkung gibt aber wieder einen Anhaltspunkt zur Berechnung der Erddichte. Wilsing fand sie so gleich 5,58.

In demselben Maße, als die Zahl solcher Bestimmungen sich mehrte, verminderte sich das Zutrauen in die Genauigkeit und Sicherheit der erzielten Resultate. Die geringe Uebereinstimmung der Zahlen ließ klar erkennen, daß immer noch systematische, der Meßmethode anklebende Fehler sich einschleichen, die größer sind als die wahrscheinlichen Beobachtungsfehler. Dieses regte in erhöhtem Grade zu neuen Versuchen an. So sehen wir denn im letzten Jahrzehnt vier Forscher nebeneinander mit zäher Ausdauer und mit dem Aufgebot all ihrer geistigen Kräfte, ihres Beobachtungs-

talentes und ihres Geschickes im Experimentiren dieser Aufgabe sich unterziehen. Unter ihnen trat zuerst der Engländer Pointing (1891) mit dem Endergebniß an die Oeffentlichkeit. Er hat zur gewöhnlichen Wage gegriffen, aber die oben erwähnten Uebelstände, die diesem Instrument anhaften, auf einem ganz andern Wege als Jolly zu umgehen gesucht. Schon 1888 hatte er die eigentlichen Beobachtungen und Messungen abgeschlossen und sich dann daran gemacht, diese unmittelbaren Beobachtungsergebnisse rechnerisch zu verarbeiten. Da kamen denn ungehörige Unregelmäßigkeiten in den Zahlenreihen zum Vorschein, die auf eine unvorhergesehene Störung hindeuteten. Als solche wurde schließlich die Neigung des Fußbodens im Wagezimmer erkannt, diese aber war verursacht worden durch das große Gewicht der anziehenden Kugel, welche abwechselnd bald unter die eine, bald unter die andere Kugel an den Enden des Wagebalkens geschoben worden war. Die gemachten Beobachtungen konnten somit nicht gebraucht werden, und das Beobachten mußte von neuem unter geänderten Versuchsbedingungen begonnen werden. Drei Jahre später veröffentlichte Pointing die Zahl 5,4934 als das Endergebniß seiner mühevollen, nicht sehr glücklichen Arbeit.

Der Jahrgang von 1894 der Proceedings of the Royal Society zu London brachte einen kurzen Bericht über den Ausgang der Forschungen des Professors Boys, die seit 1889 im Gange gewesen waren. Dieser Forscher war wieder zur Drehwage zurückgekehrt, nachdem er dieselbe sehr vortheilhaft geändert hatte. Wir machen nur auf zwei Punkte aufmerksam. Einmal hatte er ihre Dimensionen gegen früher bedeutend verkleinert. Sodann ersetzte er die bisher beliebten Metalldrähte durch Quarzfäden. Herrn Boys war es nämlich gelungen, geschmolzenen Quarz in die feinsten Fäden auszuziehen, indem er denselben mittelst eines leichten Pfeils mit großer Geschwindigkeit fortschleuderte. Diese Fäden erwiesen sich durch eine äußerst vollkommene Elasticität ausgezeichnet und boten deshalb für den Aufhängefaden der Drehwage ein Material, wie es besser nicht gefunden werden kann. Die neue Drehwage führte zur Erddichte 5,5270.

Am meisten Aufsehen erregten die in Spandau gemachten Messungen. Trotz der kräftigsten Unterstützung, die ihnen von den verschiedensten Seiten her zugewandt wurde, dauerten sie zwölf volle Jahre und lenkten allmählich die Aufmerksamkeit aller Physiker auf sich. Von 1884 bis 1889 wurden die Arbeiten von F. Richarz und A. König betrieben, nachher durch erstern in Gemeinschaft mit O. Krigar-Menzel fortgeführt und voll-

endet. Ihre Methode lehnte sich an diejenige von Jolly und Pointing an. Das preußische Kriegsministerium hatte ihnen eine Bleimasse von etwa 2000 Centnern aus den Beständen der Geschützgießerei in Spandau zur Benutzung überlassen. Um einen weiten Transport dieser schweren Masse zu vermeiden, räumte man für ihre Arbeiten eine der erdgedeckten Kasematten in der Citadelle der Festung ein. Nur der innerste Theil der Kasematte diente ihnen zu den Beobachtungen, weil dieser von täglichen Temperaturschwankungen ganz unberührt blieb. Damit auch die vom Witterungswechsel herrührenden Temperaturänderungen möglichst abgeschwächt würden, umgaben sie den Beobachtungsraum mit einem doppelten Bretterverschlag und füllten den Zwischenraum zwischen demselben mit Sägemehl aus. Da dieses sich gegen das Eindringen der Winterkälte nicht als genügend erwies, führten sie in 3 m Entfernung vom ersten noch einen zweiten ähnlichen Bretterverschlag auf. Kaum waren sie damit fertig, durch doppelte Verschanzung sich des einen Feindes zu erwehren, so stellte sich auch schon ein zweiter ein, der in ihrem unterirdischen Verließe noch schlimmer war: die Feuchtigkeit. Zu deren Beseitigung bekleideten sie die Innenseite des Beobachtungsraumes mit verlötheten Blechplatten und stellten zwei kolossale Bleipfannen auf voll concentrirter Schwefelsäure, die bekanntlich die Wasserdämpfe aus der Luft begierig absaugt. Die Wage war nun auch noch gegen die Wärmezufuhr von seiten des Beobachters zu feien. Zu dem Ende wurde einerseits der Wägeapparat mit Zubehör mit einer doppelten Blechumhüllung umgeben und andererseits der für den Beobachter bestimmte Platz mit doppelter Zinkwand versehen. Die eigentliche Wage mit dem obern Schalenpaar umschlossen sie außerdem noch mit einem hölzernen Gehäuse, das passend eingesetzte Glasfenster hatte. Nicht nur die Beobachtungen, sondern auch sämtliche Hantirungen, wie z. B. das Vertauschen und Umlegen der Gewichte auf den Schalen, verrichtete der Beobachter mittelst Stangen, Ketten, Schnüre u. s. w. von seinem fixen Posten aus. Wurde allein schon für dieses Außenwerk solch ein Aufwand gemacht, so geschah noch um vieles mehr für das feinere Detail der Wägeeinrichtung. So wurde dann schließlich die eigentliche Beobachtung, die erst im Jahre 1891 beginnen konnte, mit größter Sorgfalt und allen verfügbaren Mitteln durchgeführt. Dieses wissenschaftliche Unternehmen, unter den bisherigen ähnlichen sicher das großartigste, schloß 1896 mit der Zahl 5,505. Ob diese Zahl unter den bisher gefundenen die beste ist? Wir möchten es fast bezweifeln.

Die neueste Messung der Gravitation, derentwegen wir eigentlich diese Zeilen zu schreiben unternommen haben, verdanken wir dem Jesuitenpater Karl Braun[1]. Während von seinen Vorgängern der eine einen hohen Thurm, der andere die Tiefe eines Bergwerkschachtes, wieder ein anderer einen Keller oder das Innere einer Festungskasematte aufzusuchen sich genöthigt sah, um die umfangreichen Einrichtungen zu bergen, begnügte er sich mit der Ecke seines bescheidenen Wohnzimmers im Ordenshause zu Mariaschein in Böhmen. Still und zurückgezogen, von der Mitwelt kaum beachtet, gehemmt durch eine Unzahl von Schwierigkeiten, entfaltete er auf diesem engen Raume zehn Jahre lang eine rastlose und angestrengte, aber auch erfolgreiche wissenschaftliche Thätigkeit, welche ganz gewiß hinter derjenigen seiner Vorläufer, die unter viel günstigern Verhältnissen arbeiteten, nicht zurücksteht. Gar selten dürfte der Mann sich finden lassen, der den Muth gehabt hätte, unter seinen Verhältnissen ein so kühnes Wagniß auch nur anzufangen, geschweige denn zu vollenden. Was ihn zu diesem Unternehmen bewog, berichtet er selbst.

„Die Arbeit wurde von mir unternommen, hauptsächlich weil ich durch Schwerhörigkeit verhindert wurde, meine frühere Thätigkeit als Physik-Lehrer fortzusetzen oder in anderer Weise eine gedeihliche Wirksamkeit zu entfalten, und weil ich doch ein lebhaftes Verlangen hegte, meine letzten Jahre in einer für die Wissenschaft gedeihlichen Weise auszufüllen. Ich wählte gerade diese Arbeit, weil ich für feine Messungen durch vieljährige Uebung einiges Geschick erlangt zu haben glaubte, und weil ich auch einige für dieselbe vortheilhafte Gedanken gefaßt hatte, welche ich gern realisiren wollte."

Einer dieser „vortheilhaften Gedanken" war ohne Zweifel der, die Wägungen in luftleerem bezw. in stark luftverdünntem Raume vorzunehmen. Schon dieser eine Umstand, diese Idee zum erstenmal nicht bloß gefaßt, sondern auch erfolgreich verwirklicht zu haben, gibt seiner Arbeit ein merkliches Uebergewicht über die ähnlichen frühern[2]. Er ermöglichte es ihm auch, auf eine Reihe von umständlichen Vorsichtsmaßregeln zu verzichten, welche den andern Forschern so viel zu schaffen machten, und seinen

[1] Er veröffentlichte darüber eine werthvolle und gediegene Abhandlung unter dem Titel: Die Gravitationsconstante, die Masse und mittlere Dichte der Erde nach einer neuen experimentellen Bestimmung von Dr. phil. et theol. Karl Braun S. J. im LXIV. Bande der Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Dieselbe ist auch als Sonderabdruck ausgegeben worden.

[2] Später faßte allerdings auch Boys den Plan, das Vacuum zu solchen Messungen zu benutzen, die Ausführung glückte ihm aber nicht.

delicaten Messungen im gewöhnlichen Wohnzimmer mit vollster Ruhe und Ungestörtheit obzuliegen. Andererseits verursachte ihm aber auch gerade dieses Vacuum große Verlegenheiten. Erst 1889, nachdem er seine Drehwage längst aufgestellt und unterdessen bei vollem Luftdruck lange Beobachtungsreihen durchgeführt hatte, konnte er dazu gelangen, eine „ordinäre“ Luftpumpe sich anzuschaffen. 1890 begann er die Messungen in verdünnter Luft, anfangs bei einer Evacuirung bis zu 9 cm, später dann bei einer bis zu 17 mm Barometerstand. Denn ein höheres Vacuum konnte er mit seiner Pumpe nicht erreichen. Nachdem er so schon eine umfangreiche Gruppe von gut brauchbaren Beobachtungsserien in Sicherheit gebracht hatte, beschloß er Ende 1892 zu größerer Luftverdünnung überzugehen, koste es, was es wolle. Er verfertigte sich deshalb selbst eine Quecksilberluftpumpe, die ihm denn erlaubte, das Vacuum bis auf 1 mm Barometerstand und noch weiter zu treiben. Im Sommer 1894 konnte er schließlich zum Messen bei einer Verdünnung bis zu 5 und 2 mm übergehen.

Die Vorrichtung zur Luftverdünnung gibt der Drehwage des P. Braun ein eigenthümliches Gepräge. Außerdem erlaubte sie, die Dimensionen ganz bedeutend zu reduciren, was schon Cornu und Boys als sehr zweckdienlich erkannt hatten. Das Fundament der Wägevorrichtung ist eine kräftige Steinplatte in Gestalt eines Quadranten mit nur 63 cm Halbmesser. Sie ist in eine Ecke eines allseits von soliden Mauern umschlossenen, gewölbten, etwa 4 m hohen Zimmers eingemauert. Mit ihr ist zunächst regulirbar verschraubt ein eiserner Ring, in welchem der runde Glasteller von 30 cm Durchmesser, die Unterlage des luftleeren Raumes, unbeweglich festsitzt. Dieser Teller trägt unter einer hohen, starken Glasglocke[1] die eigentliche Drehwage. Das Gestell der letztern ist eine Art Dreifuß und aus Messingröhren sehr sinnreich gefertigt. In dem vertical zwischen den drei Füßen aufsteigenden Rohre ist oben, 64 cm über dem Teller, ein Röhrchen, an dem der Aufhängedraht befestigt ist, verschiebbar eingesteckt. Der aus Kupferdrähten gefertigte Querbalken der Wage steht 7 cm vom Teller ab und trägt vergoldete Kugeln an seinen Enden in 12 cm Abstand von der Mitte. Etwa 80 cm über dem Teller ist eine kräftige, in der Mitte rund ausgeschnittene Holzplatte in die Mauern festgelegt. Sie bildet die Unterlage für einen breiten Ring aus Zink, der an Eisendrähten die schweren

[1] Wie ausgezeichnet luftdicht diese Glocke den Innenraum gegen außen abzuschließen gestattete, beweist schlagend die Angabe, daß „das Vacuum unter derselben mehrere Jahre lang vollständig unverändert sich erhielt“.

Kugeln trägt, welche anziehend auf die kleinen vergoldeten Kugeln wirken sollen. Ein wohl ausgedachter Mechanismus gestattet, den Zinkring und die daran hängenden Kugeln in genau controllirbarer Weise zu drehen und zu verschieben. Solcher großen Kugeln kamen zwei Paare zur Verwendung, nämlich zwei 5 kg schwere Messingkugeln und zwei eiserne, mit Quecksilber gefüllte Hohlkugeln mit einem Gewicht von etwas mehr als 9 kg. Diese Kugeln waren aufs sorgfältigste gearbeitet und in Bezug auf Gestalt und sonstige Beschaffenheit genau geprüft worden. Zum Abhalten der Temperaturschwankungen und Luftströmungen wurde zunächst um die Glasglocke ein Mantel aus Zeug gelegt und außerdem noch eine cylindrische Hülle von Blech angebracht. Dann wurde das ganze Wägungssystem mit einem Schrein aus Holz umschlossen, der vom Boden bis zur Decke des Zimmers reichte und an die Mauern fest anschloß, aber keinen Theil des Apparates berührte. Der Innenraum des Schreines wurde durch drei horizontale Querwände in drei Abtheilungen geschieden mit drei wohl verschließbaren Thüren. Da diese zur Zeit der Beobachtungen geschlossen bleiben mußten, so wurde durch Fensterluken dafür gesorgt, daß das Licht von außen zu den zu beobachtenden Theilen eintreten und dann von diesen auf genau bestimmbarem Wege nach außen ins Auge des Beobachters gelangen konnte. Für diesen Zweck sowie für die Winkelablesungen dienten sehr scharfsinnig und kunstreich verbundene Spiegel, Linsen, Prismen, Glasscalen, Fernrohre. Ihre Anordnung läßt sofort einen sehr erfahrenen, lang geschulten Astronomen und Physiker erkennen[1].

So im großen Ganzen der Rohbau der Drehwage des P. Braun. Für die weitern sehr beachtenswerthen Feinheiten, die zur genauen Einstellung der Kugeln und anderer Theile, zur Ausschließung elektrischer Einflüsse u. dgl. m. noch angebracht waren, müssen wir den Leser auf die gedruckte Abhandlung verweisen. — Wer nun bedenkt, daß P. Braun das allermeiste dieser Einrichtungen nicht bloß ausdenken, sondern auch selbst anfertigen und mechanisch ausarbeiten mußte, wird leicht begreifen, daß allein schon der Aufbau des Wägeapparates nicht nur außergewöhnliches mechanisches Geschick voraussetzte, sondern auch eine Riesenarbeit verlangte. Er weist hierauf selbst hin mit den Worten:

---

[1] Um den Leser das Verschlungene dieses Lichtweges wenigstens ahnen zu lassen, führen wir nur das eine an, daß das in den Apparat eingetretene Licht, bevor es ins Auge des Beobachters zurückkehrte, 12mal reflectirt und an 48 Glasflächen gebrochen wurde und dabei einen Weg von 18 cm im Glas machen mußte.

„Die übrigen Theile (außer der Glasglocke für den luftleeren Raum) mußte ich zum sehr großen Theile eigenhändig herstellen, theils weil ein Feinmechaniker in der Nähe nicht zu finden war, und wegen der Eigenartigkeit des Apparates das Hin- und Hersenden nach Prag oder Wien zu schwierig geworden wäre, theils auch aus pecuniären Rücksichten. Deshalb, und auch weil die Gesundheit oft viel zu wünschen ließ, hat sich die Arbeit, die ich in fünf bis sechs Jahren zu vollenden hoffte, weit länger hinausgezogen."

Außer dem Hauptapparate waren manche Nebenapparate erforderlich. Unter diesen erwähnen wir zwei Arten von Distanzmessern. Sie wurden von P. Braun erfunden und hergestellt und sollten dazu dienen, die Abstände der Aufhängedrähte sowie der Kugeln mit schärfster Präcision zu bestimmen. Eine ganz originelle Einrichtung wurde von ihm geistreich ausgedacht, um die sogen. „Wanderungen" des Aufhängedrahtes zu corrigiren. Ihre Anfertigung kostete ihm ein ganzes Vierteljahr, lohnte aber dann sein Bemühen durch die große Sicherheit und Leichtigkeit, mit der sie das Torsionspendel immer in dieselbe Ruhelage einstellen ließ. Zur Bestimmung und Normirung der Höhenlage der Kugeln construirte er sich ein einfaches, sehr zweckdienliches Kathetometer. Wieder andere Vorrichtungen ersann er zur Correction der Excentricität des Aufhängedrahtes. Für die Zeitbestimmung schaffte er sich einen Regulator oder eine Normaluhr an. Ihren Gang studirte er im voraus durch astronomische Vergleichung mit den Sonnenhöhen und controllirte ihn dann wieder alle 8 bis 14 Tage von neuem durch dasselbe Mittel. Hierzu waren aber wieder ein Spiegelsextant mit Fernrohr und ein Quecksilberhorizont nöthig geworden. Um die Zeit möglichst sicher und präcis zu notiren, brachte er dann die Uhr mit einem Chronographen in elektrische Verbindung in einer Weise, wie er sie früher im Haynaldschen Observatorium angewandt und erprobt hatte. Nicht damit zufrieden, so für die automatische Festlegung der Zeitdauer für die einzelnen Vorgänge gesorgt zu haben, kam er auf die gelungene Idee, sich auch noch eine automatische „Weckvorrichtung" zu construiren, die ihn im richtigen Momente an die Luke des Apparates rufen sollte. Doch vernehmen wir darüber seine eigenen interessanten Bemerkungen:

„Die Beobachtungen sind überaus lästig und langwierig; aber unerträglich wären sie, wenn man jedesmal ca. $3^1/_2$ Stunden hindurch beständig gleichsam die Augen auf den Apparat gerichtet halten müßte. Denn zwischen den einzelnen Durchgängen (des Torsionspendels) ist jedesmal eine Pause von 6 bis 8 Minuten, welche, so vielmal wiederholt, eine ansehnliche, gänzlich verlorene Zeit ergeben

würde. Und andererseits kann man diese Zeitabschnitte nicht für andere Arbeiten verwenden, ohne zu riskiren, daß manche Durchgänge versäumt würden. Wenn aber auch nur einer versäumt wird, ist die ganze Beobachtung gewöhnlich ganz verloren. Ich habe also eine Art Zifferblatt construirt, welches durch die Kette des Chronographen in 10 Minuten einmal umgedreht wird. Auf demselben stehen die Zahlen 1 bis 10, und ein Dreharm in der Richtung auf 10 gestattet, das Zifferblatt beliebig zu drehen. Wenn dieser Dreharm an einer metallenen Zunge vorbeigeht, schließt er den Strom für ein elektrisches Läutewerk. Will ich nun eine freie Zeit z. B. von 7 Minuten anderweitig verwenden, so drehe ich die Scheibe, daß 7 neben der Zunge steht. Dann wird nach 7 Minuten das Läutewerk anfangen zu ertönen. Mit aller Ruhe kann inzwischen etwas anderes gearbeitet werden. Gerade vor Beginn des nächsten Durchganges wird man sicher durch das Läutewerk aufmerksam gemacht, daß man wieder an das Ocular eilen muß."

Um den Stand der Temperatur und des Luftdruckes unter der Glasglocke überwachen zu können, wurde unter ihr ein Thermometer und ein abgekürztes Barometer aufgestellt, sowie durch passend angebrachte Fensterchen für deren Beleuchtung und Sichtbarkeit gesorgt.

Der Schwerpunkt des Unternehmens lag selbstverständlich nicht in der Construction des Apparates, sondern in dessen Benutzung zum Beobachten und Messen. Dieses aber stellte noch höhere Anforderungen an das Geschick, das Talent und die lang erprobte Uebung des Forschers. Dem eigentlichen Messen oder Wägen mußten übrigens noch umständliche, langwierige Vorarbeiten vorausgehen. Denn es mußten die zahlreichen „Constanten" des Apparates vorher ein für allemal festgelegt werden, d. h. die Größen der vom Apparate herrührenden Factoren, welche auf die Bestimmung des Endergebnisses einen meßbaren Einfluß übten, wie das Gewicht und die Distanzen der Kugeln, die Trägheitsmomente der Hebelarme mit und ohne Kugeln, die Torsionskraft des Drahtes, der Winkelwerth der Scalentheile u. s. w., mußten mit der größten Genauigkeit ausgewerthet werden. — Die Messung der Gravitation wurde nach zwei Methoden vorgenommen, durch die Deflexions- und die Oscillationsmethode, indem bald die Ablenkung der kleinen Kugeln durch die großen, bald die Aenderung der Schwingungszeit des Torsionspendels experimentell ermittelt wurde. Die Ablenkung wurde durch Beobachten der Mittellage beim Schwingen gewonnen. Bei diesen Messungen gibt sich überall die peinlichste Genauigkeit und Umsicht zu erkennen. Zum Beweise führen wir nur an, wie P. Braun die Zeit des Anfangs jeder Beobachtung ermittelte:

„Um im allgemeinen die Antrittszeiten möglichst genau zu bestimmen, habe ich bei fast allen Beobachtungen nicht nur das einfache Verfahren, welches man

als ‚Auge und Auge-Methode‘ bezeichnen könnte, befolgt, sondern auch gleichzeitig den Chronographen verwendet. Ich verfuhr so: den genauen Moment des Antrittes markirte ich durch einen kleinen Schlag, und bei Benutzung des Chronographen war dies ein Schlag auf den Taster selbst. Dann zählte ich nach einem gewissen, durch viele Uebung ziemlich sichern Zeitgefühle zwei Sekunden weiter. Diese kleine Zeit reichte vollständig hin, um den Blick auf den Sekundenzeiger einer sehr guten, gerade unterhalb des Oculars unter einem Leseglas auf einem Consol liegenden Ankeruhr zu richten und sich daran zu orientiren. Am Ende der zweiten Sekunde hatte ich also genau den Stand des Zeigers. Von diesem rechnete ich nun zwei Sekunden zurück, und die so sich ergebende Zeit wurde notirt bis auf Zehntel-Sekunden. Am Schlusse der Beobachtung wurden alle Zahlen besser geschrieben und dabei auch der Excentricitätsfehler des Sekundenzeigers corrigirt. Bei solchen Zeitnotirungen ist der mittlere Fehler nur circa 0,11 Sekunden, wie ich mich durch vielfache Controlle überzeugte. Fast nach jedem Durchgange wurde die Ankeruhr mit dem Regulator verglichen, worin ich durch Uebung ebenfalls eine Sicherheit bis auf durchschnittlich 0,05 Sekunden erreichte. So konnte der Gangfehler der Ankeruhr eliminirt werden. Bei den wichtigern Zeitnotirungen der Oscillationsbeobachtungen zog ich es aber vor, jene Uhrvergleichungen durch eine Curve darzustellen und auszugleichen und danach alle einzelnen Antrittszeiten von Ankerzeit auf Regulatorenzeit zu reduciren, wodurch — wie mir scheint — eine noch etwas größere Genauigkeit erzielt wurde.“

Sehr zahlreiche Reihen von Beobachtungsdaten nach beiden Methoden hat P. Braun so gewonnen. Doch damit war die Arbeit noch lange nicht abgethan. Es kam jetzt die Arbeit der Correctionen. Durch eigens hierzu angestellte Untersuchungen war die Größe der systematischen Fehler zu finden, welche durch verschiedene Umstände nothwendig veranlaßt wurden. Solche Umstände sind unter andern die elastische Nachwirkung, die Asymmetrie der Schwingungen, die Dämpfung, die Temperaturänderungen. Mittelst dieser neuen Daten waren diejenigen der Grundbeobachtungen zu verbessern. Nachdem so das erste Beobachtungsmaterial die richtige Gestalt erhalten hatte, mußte daraus das Endergebniß für die Gravitationsconstante, die Masse und Dichte der Erde herausgerechnet und der wahrscheinliche Beobachtungsfehler ermittelt werden, welcher diesem Resultate noch anhaftet. Wir wollen den Leser mit einer nähern Erklärung dieser Arbeit nicht weiter behelligen. Er wird uns wohl glauben, wenn wir ihm sagen, daß diese Rechnerei die unangenehmste und lästigste aller Arbeiten war. P. Braun hat auch, ohne dieselbe vollständig abgeschlossen zu haben, einstweilen das bereits sicher Erzielte veröffentlicht, um für einige Zeit sich etwas auszuruhen.

„Einen wichtigen Theil [der Arbeit], die Durchführung derselben Experimente mit einem Suspensionsfaden aus Quarz, konnte ich gar nicht mehr in Angriff

nehmen. Und auch von den übrigen Arbeiten konnten einige Einzelheiten, namentlich die Ablesung aller Chronographenstreifen, noch nicht durchgeführt werden. Dennoch veröffentlichte ich die Arbeit jetzt, weil ich begründete Furcht hege, daß sonst aus der Veröffentlichung gar nichts werden könnte. Ich denke dann noch nachträglich manche Einzelheiten mit mehr Muße durchzuarbeiten."

Darin hat P. Braun sehr gut gehandelt; denn auch jetzt schon ist seine Arbeit ein Meisterwerk der Specialforschung von klassischer Vollendung.

Welches ist nun sein Endergebniß? Er findet für die Erddichte 5,52725 mit einem wahrscheinlichen Beobachtungsfehler von nur 0,0012 — also ein Resultat, das mit demjenigen von Professor Boys sehr nahe übereinstimmt und das wir unter den bisherigen für das beste halten. Die Masse der Erde berechnet P. Braun zu 5 Quadrillionen 987 047 Trillionen Kilogramm und endlich die Gravitationsconstante, den wichtigsten Werth unter all den dreien, zu $665{,}786 \times 10^{-10}$ oder $\frac{665{,}786}{10000000000}$ Dynen. Wie gering diese Kraft sei, kann der Leser daraus entnehmen, daß der Gewichtsdruck eines Gramms gleich 981 Dynen, also der Druck eines Milligramms fast genau gleich 1 Dyne ist.

L. Dressel S. J.

Livlands größter Herrmeister.

(Schluß.)

IV. Wolter von Plettenberg und die katholische Reaction.

Trotz der Uebereinkunft auf dem Tage zu Wolmar im Juli 1525 führte gerade die Hauptsorge Plettenbergs, daß „die Lande in Eins seien", bald zu bedenklichen Verwicklungen. Am 24. Juni 1524 war der alte Erzbischof von Riga, Jasper Linde, gestorben, und entsprechend der päpstlichen Ernennung folgte ihm der bisherige Coadjutor Johann Blankenfeld ohne weiteres in alle Rechte und Würden. Schwierigkeiten schienen um so weniger zu erwarten, da es noch im Jahre 1423 Blankenfelds Agenten geglückt war, den Rath von Riga dahin zu bringen, daß er die Wahl des Coadjutors anerkannte, und auch die Ritterschaft des Stiftes ihm gehuldigt hatte.

Johann Blankenfeld war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die Livlands Kirchengeschichte aufweist, und wäre eines bessern Geschickes werth gewesen, als die Zukunft es ihm aufgespart hatte. Er war 1471 in Berlin als Sohn des dortigen Bürgermeisters Thomas Blankenfeld geboren und hatte in Frankfurt a. O.[1], nachmals auch in Bologna seine Studien gemacht. An letzterer Hochschule hatte er 1505 die Würde eines Doctor utriusque iuris sich erworben[2]. Als „sonderlich geschickter und beim Hof zu Rom und am kaiserlichen Kammergericht geübter Herr“ war er in die Dienste des Deutschordens getreten, versah die Stelle eines Kaplans beim Hochmeister Albrecht von Brandenburg und wurde dann Procurator des Ordens in Rom, wo er trefflich seines Amtes waltete, bis Leo X. ihn 1515 zum Bischof von Reval ernannte und ihn zugleich mit Titel und Vollmacht eines Legatus a latere umkleidete. Der Chronist Grefenthal, Blankenfeld im übrigen sehr ungünstig, beschreibt den erwählten Erzbischof-Coadjutor von Riga als „Bischoffen von Reval und Dorpat, von Verstand, Geschicklichkeit, Erfahrenheit und Beredsamkeit — dann er etzliche Jahr zu Frankfurt a. O. ein Professor iuris gewesen, auch an des Papstes, Kaisers, auch anderer Könige, Fürsten und Herren Höfen

[1] Nach Angabe der Quellen war er in Frankfurt für einige Zeit Lehrer des geistlichen Rechtes.

[2] Der Rostocker Domdechant Dr. theol. Heinrich Boger als poeta laureatus hat damals diese Promotion in einem großen lateinischen Gedichte gefeiert, das die „Mittheilungen aus der Livländ. Geschichte“ XIII, 287 neuerdings zum Abdruck gebracht haben. Blankenfeld selbst nennt den Historiker und Philosophen Joh. Garzo zu Bologna († 1505) seinen Lehrer. Dem von diesem verfaßten Leben des Einsiedlers Antonius ist vorangedruckt: Ad clarissimum virum dominum Ioannem Blanchfeldum Berlinensem prohemium in vitam divi Antonii Abbatis. Bonon. 1503, und: Ioannes Blanchfeldus Io. Garzoni praeceptori suo clarissimo S. P. D. — Der Liber Confraternitatis B. Mariae de Anima Teutonicorum de Urbe verzeichnet unter dem 26. April 1513: Ioannes Blankfeldt, utriusque iuris doctor, illustrissimi principis marchionis Brandeburgensis electoris imperii ac magni magistri Prussiae et ordinis Theutonicorum consiliarius ac procurator generalis. Blankenfeld stand auch als Bischof noch in hoher Gunst beim Hochmeister Albrecht von Brandenburg, der auf seine Treue und Geschicklichkeit das größte Vertrauen setzte. Wiederholt bat er ihn, zur Berathung in wichtigen Angelegenheiten zu ihm nach Preußen zu kommen oder neuerdings Sendungen nach Rom zu übernehmen. Blankenfeld wich aus. Dagegen erzeigte er während des Polenkrieges Albrecht eifrige Dienste durch Rath und That, schickte ihm Geld, Getreide und sogar seinen eigenen Marschall. Am 4. October 1520 kündigte er wieder 100 Last Roggen an, die er Albrecht schicken wolle, „um seine alte Liebe und Treue als ein Brandenburger zu beweisen“.

bekannt war — und ein sonderlicher Eiferer für die Päpstliche Religion."

Er galt natürlicherweise als dem Deutschorden sehr ergeben. Ein Zerwürfniß mit dem Herrmeister war während seiner zehnjährigen bischöflichen Administration nicht vorgekommen, in einem Schreiben an den Rath von Reval[1] nennt ihn dieser noch am 8. März 1524 „den Ehrwürdigen, unsern lieben Herrn und Freund von Dorpat", und zwei Jahre später ließ Herzog Albrecht von Preußen den Herrmeister an die großen Dienste erinnern, welche Blankenfeld als Ordensprocurator in Rom der Gesamtheit des Deutschordens erwiesen habe[2].

Daß Blankenfeld gesonnen war, der Neuerung gegenüber Ernst zu gebrauchen, das hatte er bereits in Dorpat bewiesen, und dazu war er gerade vom Erzbischof Jasper wie vom Papste auf den Metropolitansitz von Riga berufen worden. Mit Zustimmung des Domkapitels und eines Theiles der Ritterschaft nahm er zunächst Besitz von den erzbischöflichen Schlössern Kokenhusen und Lemsal. In dem erstern fand er zwei neugläubige Prediger und einen Schulrector derselben Gesinnung in voller Thätigkeit vor. Er verwies sie aus dem Bereich des Stiftes, verbot ihnen auch die Stadt Riga und stellte den katholischen Gottesdienst wieder her. Aehnlich verfuhr er in Lemsal.

Auch an Riga hatte er Botschaft gesendet und die Stadt zur Huldigung und Eidesleistung aufgefordert; zugleich hatte er ihr die alten Privilegien erneuert und bestätigt. Der inzwischen eingeführten Religionsneuerung hatte er jedoch in dem Instrumente mit keinem Worte Erwähnung gethan, wohl aber für sich und die Seinigen innerhalb der Stadt die Einräumung zweier Kirchen verlangt. Haß und Mißtrauen der Neugläubigen waren ihm jedoch von Dorpat her vorausgegangen; die Huldigung wurde verweigert. Eine zweite Gesandtschaft zu Anfang des Jahres 1525 erhielt von den Rathsherren noch ungünstigern Bescheid, „dieweil sie sehen und im Werk erfahren, daß des neuerwählten Erzbischoffs alle sein Sinn, Anschläge und Vermögen dahin gerichtet sei, wie er die reine Religion und das wahre Wort Gottes hindern und vertilgen möge". Als Vorbedingung

---

[1] Hansen, Aus baltischer Vergangenheit S. 124.

[2] Instruction für Wolf v. Heideck und Georg v. Klingenbeck, Botschafter des Herzogs, 1526 im Corp. hist. dipl. Liv. II. XVI, Nr. 2055. *Napiersky*, Index Corpor. Historico-Diplomat. Livoniae II, Nr. 2933. Vgl. Voigt, Geschichte Preußens IX, 449 f.

einer Huldigung verlangten sie sichere Garantien für das von ihnen aufgerichtete, den Katholiken gegenüber exclusiv unduldsame Kirchenwesen.

Plettenberg rieth dem Erzbischof zum Nachgeben. Die Stadt sei doch nicht mehr von dem neuen Wesen abzubringen, und der Kaufmann hier zu Lande habe „stets seinen eigenen Kopf gehabt“. Allein das Gewissen des Bischofs entschied anders als die Geschäftsklugheit des alten Kriegsmannes. Blankenfeld war zu so entwürdigenden Concessionen nicht bereit. Dagegen beschloß die Stadt „einträchtig und endlich, den Blankenfeld und überhaupt keinen Bischof oder Erzbischof zu ewigen zukünftigen Zeiten als Herrn zu empfangen“. Im Widerspruch zu dem Kirchholmer Vertrage, welcher dem Erzbischof mit dem Ordensmeister gemeinsam die Oberherrlichkeit über die Stadt zusprach, richtete sie schon im Sommer 1524 und dann in aller Form durch feierliche Botschaft Sonntag vor Bartholomäi (24. August) an Plettenberg das Anerbieten, künftig ihn und seinen Nachfolger „für ihren einzigen natürlichen Landesherrn zu behalten, ihnen allein zu huldigen und zu schwören“. Dafür verlangten sie ungehinderte Freiheit in der Ordnung ihres Religionswesens und Schutz gegen den Erzbischof und dessen Nachfolger. Dringend baten sie Plettenberg, auf diesen Vorschlag einzugehen, „damit sie nicht“, wie sie drohend hinzufügten, „nöthig haben, einen weitern Schutzherrn zu suchen, der sich durch einige binnenländische Herren und Fürsten vor etlichen kurzen Jahren aus eigenem Antrieb erboten hat.“ Der Wink war deutlich, und Plettenberg wußte, daß es keine bloßen Worte waren; die Gefahr fremder Einmischung bestand wirklich. Gleichwohl lehnte er das Ansinnen der Stadt, obschon es mehrmals dringlich erneuert wurde, beharrlich ab.

Aber schon glaubte Erzbischof Blankenfeld in der Stellung des Ordens zu ihm eine ungünstige Wandlung zu bemerken. In der Unklarheit über den Schritt, welchen Albrecht von Brandenburg gethan, hatte er sich den 15. Mai 1525 an dessen befreundeten Secretär Christoph Gattenhofer mit der Bitte gewendet, ihm über den Zustand des Ordens in Preußen reinen Wein einzuschenken. Bereits am 6. Juni ließ er ein zweites Schreiben folgen, in welchem er Albrecht von Preußen, den er noch immer für seinen Gönner hielt, um Rath bitten läßt „wegen der Verfolgungen durch den Orden“ in Livland. Plettenberg schien unterdessen noch immer die Hoffnung auf Vermittlung und auf einen friedlichen Ausgleich mit Riga aufrecht zu halten. Zu diesem Zwecke hauptsächlich war der Ständetag von Wolmar (Juli 1525) berufen worden. Aber der gehoffte Erfolg blieb aus:

„Ist solches auch auf einem gemeinen Landtage in Angehör und Gegenwärtigkeit des genannten Herrn Erzbischofs, seiner Lehensleute und Anhänger und aller gemeinen Stände dieses Landes vorgehalten und bestanden und [haben die Vertreter von Riga] sich auf keine andere Meinung weder durch unsern noch des genannten Herrn Erzbischofs fleißige Ansuchung wollen lenken lassen."

Auf andere Weise sollte dieser Ständetag eine Erledigung der Sache herbeiführen. Vor den versammelten Landständen war auch ein Abgesandter des Herzogs von Preußen erschienen, um den Treubruch seines Herrn zu rechtfertigen. Während er officiell diesen undankbaren Auftrag zu erfüllen suchte, trat er im geheimen in Unterhandlungen mit Riga, damit diese Stadt den Herzog von Preußen zum Schutzherrn wider den Erzbischof und ihre übrigen Widersacher annehme. Riga war geneigt, auf den Vorschlag einzugehen; allein Plettenberg waren die sehr geheim geführten Verhandlungen doch nicht verborgen geblieben, und jetzt sah er Gefahr im Verzug. Von Kaiser und Reich war für die Aufrechthaltung der Rechtsordnung in Livland nichts zu erwarten; eine Hoffnung auf Sinnesänderung der Rigenser war ebensowenig vorhanden, wie Plettenberg wohl erkannte, „vornehmlich nachdem diese unsere Getreue auf solchem ihrem Vornehmen und Plan ein ganzes Jahr unbeweglich verharrt und verblieben". Plettenberg beschloß daher, dem Ansinnen der Stadt zu willfahren und die Oberherrlichkeit über dieselbe mit Ausschluß des bisherigen Mit-Oberherrn, des Erzbischofs, für sich allein zu übernehmen. Einem Vorwurf wegen Vertragsbruches suchte er durch diplomatische Deutung der Kirchholmer Vereinigung zuvorzukommen: „womit wir dem Kirchholmschen Vertrag für uns und und unsern Orden zuwiderzuhandeln nicht Willen haben, dieweilen selbiger Vertrag nicht mit sich bringt, daß wenn einer von den beiden Herren in zukünftigen Zeiten von der Stadt Riga aus Ursachen ausgeschlossen würde, daß alsdann der andere Herr sollte verpflichtet sein, seine lieben Getreuen vorzuladen oder etwas Freundliches dem andern Herrn zu Gunsten vorzunehmen."

So ritt denn der Meister von Livland, begleitet von dem Landmarschall Johann Plather, gen. von dem Brole, und dem Comthur zu Goldingen, Gerd von Brüggen, am 21. September 1525 in die Stadt ein, die ihm schon auf freiem Felde einen festlichen Empfang entgegengebracht hatte.

Freie Regelung des Kirchenwesens innerhalb der Stadt und Stadtmarken wurde vom Meister im weitesten Sinne zugesichert, nicht bloß für das, was an

der alten Religion bereits „in kraft des göttlichen Wortes verändert, erneuert und aufgerichtet“ worden war, sondern auch für alles, „was dieses selbe göttliche Wort weiter verlangen mag, was zur Ehre Gottes und Nothdurft der Seelen Seligkeit sein möge, was man mit kräftiger, heiliger, klarer Schrift beweisen, wahrnehmen und aufrecht halten kann“. Alle bisherigen Privilegien der Stadt wurden theils erneuert theils neuerdings anerkannt; ein Rechtsstreit, welcher über den Besitz gewisser Ländereien zwischen Stadt und Orden obgeschwebt, wurde zu Gunsten der Stadt für beendet erklärt. „Und sie haben darnach“, sagt die Urkunde des Meisters, „geschworen und ungeschworen, einhellig und einträchtig, uns als ihrem einigen, natürlichen Landesherrn aus eigenem Antrieb gehuldigt und geschworen. Welches wir alles für uns und unsere Nachfolger angenommen, unbeschadet dem Erzbischof an seiner Herrlichkeit.“

Die Rigenser beeilten sich, das Ereigniß gebührend zu feiern. Ihrer Sache versichert, bemächtigten sie sich jetzt des erzbischöflichen Hofes in der Stadt, nahmen die Kleinodien des Domes in Verwahr des Rathes und vertrieben die Domherren aus ihren Behausungen.

Für den Orden und dessen Machtstellung unmittelbar schien das Ereigniß des 21. September eine außerordentliche Errungenschaft, für die Livländische Conföderation in diesem Augenblick vielleicht die einzige Rettung. Aber freilich bedeutete es eine Erschütterung des Rechtsprincips, die Legitimation der vollendeten Thatsache einer durch die Umstände erfolgreichen Empörung der Unterthanen gegen ihren Herrn, zugleich auch die Anerkennung und Perpetuirung des neuen Kirchenwesens innerhalb der Grenzen Livlands. Auf dem Wege solcher Zugeständnisse pflegt es selten beim ersten Schritte zu bleiben. Auch der Meister von Livland wurde — sei es durch die Macht der Umstände, sei es durch das Verführerische des Erfolges — noch weiter mit fortgerissen.

Was man von seiten Rigas anstrebte, war mehr als das bis jetzt Erreichte. Man wollte nichts anderes, als daß Plettenberg das Beispiel Albrechts von Brandenburg nachahme, den geistlichen Fürsten die Herrschaft abnehme und ganz Livland zu einem weltlichen Fürstenthum vereinige. Noch bevor der Meister zu dem Vertrag vom 21. September sich herbeigelassen, bereits unter dem 12. Juni 1525, hatte Lohmüller, der intriguante Stadtschreiber von Riga, eine Denkschrift abgefaßt, die er dem Landmarschall Johann Plather und allen Gebietigern des Ordens in Livland zustellen ließ. Aus der Heiligen Schrift sollte dieselbe den Nachweis erbringen, „daß Papst, Bischöfe und geistlich Stand kein Land und Leute besitzen, vorstehen und regieren mögen“. Als Pflicht des Meisters wurde

es hingestellt, daß er hierin den Willen Gottes zur Durchführung bringe: „Daß aber der löbliche Deutsche Orden hier ins Land gefördert, ist ohne Zweifel aus göttlicher Vorsehung und Ordnung . . . hergekommen . . .; deshalb ist der Herr Meister pflichtig, sich der Sache anzunehmen, weil Seine Gnaden allein als eine verordnete Obrigkeit von Gott vermerkt und erkannt wird, auch die göttliche Vorsehung, sein Wort und Evangelium es fordert und dahin drängt". So offen trat für diesen Plan die Agitation hervor, daß im Beginn des Jahres 1526 die Stadt Lübeck Riga zu dieser Aussicht beglückwünschte. Es galt nur noch, den ehrlichen und bedächtigen Herrmeister zu einem Gewaltstreiche fortzureißen.

Der Prälatenstand Livlands ruhte für den Augenblick sozusagen auf der Person Johann Blankenfelds allein, sowohl wegen dessen persönlicher Bedeutung wie wegen dessen Stellung als Erzbischof von Riga und Bischof von Dorpat zugleich. Im Bisthum Reval hatte er am 17. März 1525 an Georg von Tiesenhausen einen Nachfolger erhalten. Schon seit Jahren war Blankenfeld der Gegenstand der heftigsten Anfeindungen und Anklagen von seiten der Neugläubigen gewesen; 1524 hatte er auf dem Landtag selbst Beschwerde erhoben über offene Verleumdungen, die von Dorpat her über ihn verbreitet würden[1]. Als Erzbischof von Riga war er nicht nur in seinem guten Recht, sondern erfüllte lediglich seine Pflicht, wenn er gegenüber der Auflehnung der Stadt und der Usurpation von seiten des Meisters bei Papst und Kaiser Klage führte. Es handelte sich für ihn nicht um persönliche Herrschgelüste, sondern um die Rechte seines Bischofssitzes, um die Aufrechthaltung der katholischen Religion, ihrer Freiheit, ihrer Kirchen, Corporationen und Besitzungen zunächst in Stadt und Stift Riga, mittelbar aber in ganz Livland. Deshalb kann es auch nicht berechtigtem Tadel unterliegen, daß Blankenfeld zum Schutz seiner unterdrückten bischöflichen Rechte die Hilfe desjenigen katholischen Souveräns anrief, der allein im stande gewesen wäre, Hilfe zu bringen, des benachbarten Königs von Polen. Wie unangenehm dies Plettenberg immer sein mochte, er konnte eine Klage darüber nicht erheben. Noch viel weniger konnte dies die Stadt Riga, die ja selbst vorher zur Sicherstellung ihrer Neuerung und ihres Kirchenraubes mit Albrecht von Preußen über ein Bündniß unterhandelt und dem Meister mit dem Anschluß an einen auswärtigen Potentaten offen gedroht hatte.

---

[1] Schiemann, Rußland, Polen, Livland II, 206.

Da verbreitete sich plötzlich durch ganz Livland die Kunde, der Erzbischof habe die Hilfe des Moskoviters angerufen und diesen zu einem Einfall in Livland eingeladen. Je weniger irgend jemand etwas Bestimmtes wußte, je weniger Beweise vorlagen, um so größer war die Aufregung. Als Bischof von Dorpat unmittelbarer Grenznachbar des moskovitischen Reiches, hatte Blankenfeld schon früher mit dieser fremden Macht in mancherlei besondere Verhandlungen eintreten müssen. Namentlich während des Krieges zwischen Preußen und Polen hatte er als Freund und Vertrauter Albrechts von Brandenburg vielfach dessen Correspondenzen und Verbindungen nach Rußland hin vermittelt. Albrecht stand damals mit dem russischen Großfürsten in förmlichem Bündnißverhältniß, so daß er sogar im Frühjahr 1520 zu Plettenbergs großem Verdruß einen polnischen Kriegsgefangenen an Rußland auslieferte und 1521 von Rußland Unterstützungsgelder bezog. Aber auch im Interesse der eigenen Unterthanen und des eigenen Territoriums gab es für einen Bischof von Dorpat mannigfache Veranlassungen, mit der benachbarten Großmacht Beziehungen zu unterhalten.

So konnte es denn bei der Feindseligkeit der aufgehetzten neugläubigen Bevölkerung Dorpats an angeblichen Indicien seines Landesverrathes nicht fehlen. In jüngstverflossener Zeit hatte Blankenfeld an den Bischof von Wilna ein Schreiben gerichtet, um ihm wegen der Widersetzlichkeit Rigas und Dorpats seine Noth zu klagen und seinen Rath zu erbitten. Was noch schlimmer war, er hatte in Neuhausen eine russische Gesandtschaft empfangen und den Gesandten Ehrengeschenke überreichen lassen. Hierauf gründete sich die Anklage, der Erzbischof stehe mit Lithauen und Rußland in landesverrätherischer Verbindung wider den Deutschorden in Livland[1].

---

[1] Es hieß, Blankenfeld habe dem Russen versprochen, ihm einige Schlösser einzuräumen, wenn dieser Stadt und Stift Dorpat der bischöflichen Gewalt wieder unterwerfen würde. Mit Recht wies Blankenfeld hin auf das Absurde dieser Verdächtigung: Was für ein Nutzen sollte ihm daraus entspringen? Käme der Russe mit der ganzen Macht, die er aufzustellen im stande sei, so könne ja jeder ermessen, was dann aus dem Bischof werden würde; schicke der Großfürst aber nur eine geringe Truppenzahl, so möchte das dem Bischof wenig helfen, zumal die Russen für Belagerung von Städten und Schlössern wenig tauglich. Die russische Gesandtschaft sei mit hilfreichen Anerbietungen zu ihm gekommen; er habe die Hilfe ausgeschlagen und zu verstehen gegeben, daß Livland keiner Hilfe bedürfe und daß Meister und Stände dem Bischof schon zu seinem Rechte verhelfen würden; die Gesandtschaft sei von ihm beschenkt worden, aber bloß dem livländischen Lande zum Besten, damit der Großfürst gute Nachbarschaft halte. Vgl. Brachmann, Die Reformation in Livland. Mittheilungen V, 79 f.

Grefenthal, ein dem Erzbischof abgesagt feindseliger Chronist[1], schildert den Hergang:

„Ueber solchen der Stadt Riga Beginnen ist der Erzbischof Joh. Blanckenfeld heftig ergrimmt, und dieweil er den Deutschherrn-Meister wegen seines Schutzes und Beistandes gegen die Stadt Riga mit allerlei List und Praktiken zu widerstehen sich befleißigte, ist eine gemeine Sage und Geschrey im Land erschollen, wie sich dieser Erzbischof mit dem Muskoviter wider den Deutschherrn-Meister verbunden haben sollte. Da geschah groß Jammer . . . und nahm ihn die Ritterschaft zu Riga in Bewahrung auf Ronneburg des Freitags vor Weihnachten, darüber merkliche Tage und Landestage geschehen und viel Aufruhr im Lande entstanden.“

Seit dem 22. December 1525 war der Erzbischof ein Gefangener seiner eigenen Unterthanen auf seinem eigenen Hauptschlosse Ronneburg, welches man zur Capitulation gezwungen hatte. Auch alle andern erzbischöflichen Schlösser waren von der Ritterschaft des Stiftes Riga gewaltsam eingenommen worden.

Wie Plettenberg zu diesen Vorgängen seiner innern Gesinnung nach eigentlich stand, ist schwer zu sagen. Es scheint, daß er an der Festnahme des Erzbischofs nicht ganz unbetheiligt war und daß er wenigstens in der Zeit der ersten Aufregung an Blankenfelds Verrath und eine nahe Russengefahr wirklich glaubte. Schon in den ersten Tagen des Januar 1526 ordnete er den Vogt von Kandau, Heinrich von Galen, nach Deutschland ab, um für den gefürchteten Krieg Reiter und Fußvolk zu werben und von Albrecht von Preußen ungehinderten Durchzug der geworbenen Truppen durch dessen Land zu erbitten. In der Instruction des Gesandten, datirt vom 2. Januar 1526[2], hat Plettenberg niedergelegt, was bis zu jenem Tage über den angeblichen Verrath des Erzbischofs mittheilbar erschien.

Es sollte dem Herzog von Preußen mitgetheilt werden, wie „dem Meister zu Livland eine Zeitlang hiebevor und jetzunt täglich sehr viele Zeitungen, mündliche auch schriftliche Warnungen aus allen Orten zugetragen werden und vorkommen, wie der Ehrwürdigste Herr Bischof zu Riga :c. durch mannigfaltige Botschaften und Schriften, auch in eigener Person mit dem Großfürsten in der Moskau und seinen Statthaltern zu Pleskau hin und wieder gehandelt, damit die Reussen diese Lande in Ernst anzugreifen und zu überziehen erweckt, und sich mit Geschütz und allerlei Kriegsnothdurft in großer Heeresmacht dazu zu thun anschicken. Derhalb der ehrwürdigste gn. Erzbischof im nächst vergangenen Sommer zum gemeinen Landestage von etlichen Ständen dieser Lande und nun abermals von

[1] Monumenta Livon. V, 52. [2] Ibid. V, p. v.

meinem gnädigen Herrn dem Meister ist beschuldigt worden. Darauf sich dann Ihro Gnaden dieser Beschuldigung zu entledigen dazumal mit hohem Fleiß unterstanden. Dann aber als je mehr man das Gerücht unterstoßen und dämpfen wollte, je mehr es weiter und klarer an den Tag gekommen ist, [sah sich] mein gnädiger Herr der Meister solches den gemeinen und allen Ständen dieser Lande zu erinnern und fürzugeben, auch an die achtbare Ritterschaft der beiden Stifte Riga und Dorpat, damit die Lande ihres Gnädigen Herren halben unbeschädigt bleiben, ernstliche Protestation und Verwahrung zu thun aus bedenklicher Noth verursacht. Worauf die achtbare Ritterschaft des Stifts zu Riga mit reifem Rathe die Sache zu Herzen gefaßt [und] einmüthiglich zugetreten, ihren Gnädigen Herrn in fürstlicher, guter Enthaltung [= Gewahrsam] auf Ronneburg bis zur Zeit, ehe er sich gegen die gemeine Lande der Zusage genugsam verantwortet, zu bleiben besperret, Sr. Gnaden Diener allesamt abgestanden, der Ritterschaft und den Landen zugefallen, dazu alle Schlösser beider Stifte von der Ritterschaft eingenommen. . ."

Zur Anarchie oder zügellosen Adelsherrschaft wollte es jedoch Plettenberg in den beiden Stiften Blankenfelds nicht kommen lassen; er vermittelte. Der Erzbischof erhielt wieder die Freiheit und versprach dagegen, auf dem nächsten Ständetag zu erscheinen, um sich zu verantworten. Auf Geheiß des Meisters ging eine vorbereitende Versammlung in Rujen diesem wichtigen Tage voraus. Noch herrschte große Erregung; erbitterte Worte fielen gegen den Erzbischof; die Boten der Städte thaten es allen zuvor. Riga trat offen mit seinem Plan hervor, das ganze Land unter ein weltliches Regiment und so zu Frieden und Einigkeit zu bringen. Am 15. März 1526 trafen dann die Stände in Wolmar zusammen. Die Abgeordneten der Städte, Riga voran, begannen sofort, mit dem Meister Fühlung zu suchen. Allein Plettenberg war und blieb undurchdringlich; sie „konnten Seiner Gnaden eigentliche Meinung nicht vermerken".

Die Stände waren unter sich noch keineswegs einig. Die Ritterschaften der Stifte von Dorpat und Oesel, die Herren aus der Wiek und aus Kurland hielten sich merklich zurück. Die Rigasche Ritterschaft aber gab jetzt die Erklärung ab: „Weil ihr Herr (der Erzbischof) sich von Jugend auf bei Papst, Kaiser, Fürsten und bei jedermann als ehrlich und aufrichtig bewährt hätte, ihnen auch nicht bekannt sei, wessen er beschuldigt würde, so sähen sie keinen Grund, ihren Herrn zu verlassen." Im Schmähen wider den abwesenden Erzbischof wetteiferte nur die Ritterschaft von Harrien und Wierland, wenngleich zum großen Theile noch katholisch, mit den Vertretern der neugläubigen Städte. Die vorherrschende Stimmung wider Blankenfeld war, wie es im Protokoll heißt, „einigermaßen hart". Robert

v. Staël, sonst ein Vertrauensmann Plettenbergs[1], ließ sich öffentlich verlauten: wenn der Erzbischof nach Wolmar komme — möge er nun Recht oder Unrecht haben —, so solle er lebendig die Stadt nicht verlassen.

Unterdessen zog Blankenfeld mit großem Gefolge heran und lagerte schon nahe der Stadt an der Aa. Er wußte jedoch, und konnte hierüber genügend sichere Kunde erlangen, daß in Wolmar sein Leben nicht sicher sei. Statt persönlichen Erscheinens schickte er achtzehn angesehene Herren als seine Vertreter. Schon vorher hatte die Rigasche Ritterschaft für ihn freies Geleite verlangt; dies war aber verweigert worden. So zog er wieder nach Ronneburg zurück. Seinen Gesandten gelang es nach manchen Schwierigkeiten, daß sie als Bevollmächtigte des Erzbischofs gehört und daß die Verhandlungen wegen der über ihren Herrn verbreiteten Anklagen nur vor einem engern Ausschuß und im geheimen geführt wurden. Die Verhandlungen brachten kein Resultat. Beweise gegen den Erzbischof hatte man nicht; die Zeugenaussagen gründeten sich auf leeres Gerede[2]. Wie es mit der Sache in Wirklichkeit stand, zeigt ziemlich unverdächtig Blankenfelds vertrauliches Schreiben vom 28. März 1526 an die beiden Gesandten des Preußenherzogs in Livland, welch letztern er auch jetzt noch als Gönner und Bundesgenossen betrachtete. Er versichert in demselben auf das bestimmteste, daß die ausgestreuten Gerüchte jeder Begründung entbehrten[3].

Des Bischofs eigenen Behauptungen und Erklärungen wollte man aber bei den Wortführern der Stände Livlands nicht glauben; denn durch das Gerücht und den Verdacht, in welchen er gerathen war, galt er als „lonelos“. Vergebens suchten Bischöfe und Kapitel von Oesel und Reval zu vermitteln. Blankenfeld seinerseits war nicht gesonnen, einer feindseligen Uebermacht sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Indessen mußte es auch über Rigas großen Plan zur Entscheidung kommen. Die ganze Aufregung wider Blankenfeld und über die vermeintliche Russengefahr war wie darauf berechnet, denselben zur Durchführung zu bringen. Sollte Livland zu einem Fürstenthum geeinigt werden unter einem einzigen weltlichen Herrn, so war jetzt der richtige Moment; einen

[1] Plettenberg hatte ihn u. a. 1519 zur Führung „merklicher Geschäfte“ nach Deutschland geschickt und ihn mit Geleitsbrief versehen.

[2] Bunges Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands II, 93 f.; Mittheilungen V, 87 f.

[3] *Napiersky*, Index Corpor. Historico-Diplomat. Livoniae II, Nr. 2937; vgl. ebenda Nr. 2946.

günstigern Augenblick konnte die Zukunft nicht mehr bringen. Der rebellischen Stadt Dorpat fiel es zu, die Rolle des Versuchers zu spielen. Sie machte Plettenberg das Anerbieten, unter Lossagung von ihrem bischöflichen Landesherrn sich ihm als einzigem Herrn zu unterwerfen, so wie Riga es gethan. Schlug hier der Meister ein, so war die Bahn der friedlichen Revolution, aber auch der Weg zur Alleinherrschaft betreten [1].

Plettenberg antwortete als biederer Soldat:

Die Stadt anzunehmen wäre er nicht geneigt, ehe sie sich deshalb mit der Ritterschaft und dem Kapitel verglichen; er habe gelobt, die Ritterschaft des Stiftes Dorpat zu beschützen [zu Wolmar; Juli 1524]; diese aber liege im Streit mit der Stadt. Wenn der Meister es unternähme, einen Stand wider den andern zu unterstützen, so könne dies nur zu Unlust und Aufruhr im Lande führen. Es sei nöthig, daß vorher die Händel zwischen beiden Parteien beigelegt würden.

Damit war nicht bloß die Unterwerfung Dorpats abgelehnt; der ganze Plan Rigas mit der Alleinherrschaft des Meisters war gescheitert.

Blankenfeld indes war zu klar schauend, um sich über seine Lage zu täuschen. Die Erfahrung mit Riga stand ihm vor Augen. Was Plettenberg für diesmal noch abgelehnt hatte, vielleicht mit kluger Berechnung abgelehnt hatte, konnte er ein anderes Mal annehmen, und damit schwand

---

[1] In diesem Sinne müssen die oft übertreibenden Schilderungen der baltischen Historiker verstanden werden, welche leicht ins Poetische fallen, wenn sie auf die Ereignisse dieses Tages kommen. So spricht Lossius (Die Gebrüder die Uexküll zu Fickel S. 10 f.) von „jener allgemeinen und scheinbar tiefgehenden Erhebung des ganzen Landes im Jahre 1526, als alle Stände desselben in nie dagewesener Einmüthigkeit dem Fürstmeister Plettenberg sich unterstellten ... als diese Stände in dem ersten Taumel ihren kleinen Eigennutz und Hader zurückstellend und übersehend dem Manne, welchem ihre Herzen als dem unwandelbaren Hort in aller Noth des Landes zujauchzten, die Landeskrone darboten. Der greise Fürst erkannte den Taumel — er entsagte". — E. Seraphim in seiner populären „Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands" I (Reval 1895), 298: „Wie sich die Zukunft gestalten würde, das lag jetzt in Plettenbergs Hand; verstand er es, das Glück, das sich ihm darbot, zu fassen, des Schicksals Gebot zu vollziehen, so war er auch der Meister der Zukunft. Ein Wink von ihm, und die unter dem Eindruck des eigensüchtigen Vorgehens Blankenfelds stehenden Stände machten ihn zum alleinigen Herrn, zum Fürsten des Landes. Doch es war anders beschlossen. Die Weisheit des Meisters scheute vor gewaltigem, frisch zugreifendem Entschlusse zurück, und das erlösende Wort fiel nicht. Selbst nicht einmal die Subjection Dorpats nahm er an. ... Das war gewiß sehr correct — aber nicht die correcten, sondern nur die genialen Menschen leiten die Welt in neue Bahnen." Weit besonnener und richtiger urtheilten Schiemann, Rußland ꝛc. II, 219 f., und C. Schirren, Baltische Monatsschrift III, 446 ff.

dem Erzbischof der Boden unter den Füßen. Schon zu Ostern 1526 knüpfte er mit Plettenberg Verhandlungen an. Einem Abgesandten des Meisters versicherte er hoch und heilig, daß er frei sei vom Landesverrath, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als dem Lande Friede und Eintracht zu erhalten. Er erbot sich aus freien Stücken — was immerhin ein vorausgegangener Wink Plettenbergs ihm nahegelegt zu haben scheint[1] —, damit der Meister allen Gefahren um so besser begegnen könne, als Erzbischof von Riga und Bischof von Dorpat sich diesem mit Eid und Rath zu unterwerfen und seine Suffragane (Oesel und Kurland) zu gleicher Unterwerfung zu bewegen. Dieser Antrag wurde von Blankenfeld nicht nur mündlich dem Kanzler des Meisters ausgesprochen, sondern auch in schriftlicher Urkunde unterbreitet.

Daraufhin trat im Juni 1526 abermals ein Ständetag in Wolmar zusammen. Am 12. Juni ließ Blankenfeld seine Rechtfertigungsschrift überreichen; die Bischöfe von Reval und Kurland führten seine Sache. Eine persönliche Zusammenkunft mit dem Erzbischof lehnte Plettenberg für jetzt noch ab, solange jener „sich des schweren Gerüchtes nicht entledigt habe". Noch gab es schwierige und stürmische Verhandlungen. Am ungebärdigsten zeigte sich Dorpat, das Blankenfeld als Landesherrn durchaus nicht mehr anerkennen wollte. Gleichwohl kam man zum Ziel. Am Mittag des 15. Juni wurden die Vertreter von Riga und Reval auf das Schloß gefordert, und der Komtur von Doblen und der Vogt von Kandau eröffneten den Städteboten im Namen des Meisters:

„Da der allmächtige Gott die Sache mit dem Erzbischof und den Prälaten zu einem weisen Ende gebracht habe, sei es des Meisters Wille, daß der ehrsame Rath in Riga und Reval allen Einwohnern und besonders den Predigern vorschreibe, von nun an alle schändliche Nachrede und Schmähung, die man nicht mit Wahrheit und Billigkeit begründen könne, abzustellen, damit sich ein jeder vor Schaden hüte."

Am 16. Juni kam der Receß zwischen dem Orden und den Prälaten zu stande:

Der Erzbischof von Riga, zugleich als Bischof von Dorpat, und seine Suffragane von Oesel, Reval und Kurland samt ihren Kapiteln und Ritterschaften gelobten durch Lehenseid, dem Orden treu und gehorsam zu sein, Heeresfolge, Rath und Hilfe zu leisten. Dagegen versprach der Orden, sie alle in Schutz und

[1] So auch Schiemann a. a. O. II, 221.

Schirm zu nehmen. Alle inländische Feindschaft solle aufhören oder durch gerichtliche Entscheidung beigelegt werden. Bei Verlust von Ehre und Leben war jedermann verboten, die umliegenden Landschaften oder überhaupt ausländische Fürsten um Beistand anzurufen. Blankenfeld insbesondere verpflichtete sich noch, ohne Wissen und Willen des Meisters nichts gegen die Stadt Riga vorzunehmen, überdies um die Bestätigung dieses Vertrages bei Papst und Kaiser sich zu bemühen.

Blankenfeld seinerseits hatte verlangt, sich gegen die über ihn verbreiteten Anschuldigungen öffentlich rechtfertigen zu dürfen. So that er folgenden Tages vor den versammelten Ständen in der Gildenstube in langer, emphatischer Rede. Auch den Streit wegen des Dorpater Schlosses brachte er zur Sprache, welches die Stiftische Ritterschaft noch immer besetzt hielt. Der Meister bestimmte, daß gerichtlich hierüber entschieden werden solle.

So hatte denn seit dem 16. Juni 1526 der Herrmeister wenn auch nicht die alleinige Gewalt, so doch die alleinige Schirmherrschaft über ganz Livland. Der Orden hatte einen großen Triumph gefeiert und nahm eine Machtstellung im Lande ein wie nie zuvor. Aber auch der religiösen Neuerung blieb ungestörter Besitzstand und freies Feld. Blankenfeld als Erzbischof war nur der bittern Noth gewichen. Er hatte unter dem Druck der Umstände, um nicht vollends alles zu Grunde gehen zu lassen, schwere Zugeständnisse gemacht, schwerer, als er durfte und konnte, und schwerer, als das Gewissen eines rechten Bischofs sie trägt.

„Und damit dieser Erzbischof Blankenfeld“, schreibt der Chronist, „die Beschuldigung wegen der Conspiration und Verbündniß mit dem Muskowiter, auch die Gefahr Leibes, Ehr und Gutes von sich ablehnen und abwenden möchte, hat er solche Punkt und Artikel der Landstände einzugehen und anzunehmen — gleichsam aus Furcht und Gewalt hierzu gedrungen — gegen die Seinen sich verantwortet.“

Sobald als möglich reiste Blankenfeld von Wolmar ab. Nach kurzem Aufenthalt in Ronneburg verließ er Livland am 3. August und eilte nach Rom. Die Erstürmung und Verwüstung der Stadt durch das Söldnerheer des Connetable von Bourbon am 6. Mai 1527 traf ihn nicht mehr hier; er hatte sich bereits auf den Weg gemacht zum Hoflager des Kaisers. Zwei Tagreisen vor Valencia, wo er dieses endlich zu erreichen hoffte, am 9. September 1527, raffte ein unerwartet früher Tod ihn hinweg. Sein letzter Gedanke galt seiner Kirche, die er beraubt und verwüstet hinterließ[1].

---

[1] Auch sein unmittelbarer Nachfolger im Erzbischöflichen Amt schreibt über ihn an den Papst aus Lübeck am 1. August 1529: „Ioannem archiepiscopum in

Er empfahl den Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, Dompropst zu Köln und Straßburg, als seinen Nachfolger für Riga, den einflußreichen kaiserlichen Vicekanzler Balthasar Merklin für Dorpat. Nur von Männern, die an auswärtigen Mächten einen Rückhalt hatten, war für diese Stifte und die in denselben preisgegebene katholische Sache noch Rettung zu hoffen.

Beide wurden auch wirklich vom Kaiser zur Wahl empfohlen und Georg von Braunschweig durch das Rigasche Domkapitel als Erzbischof postulirt. Eine Besetzung der Bischofsstühle durch Auswärtige, namentlich aber des Erzbisthums Riga durch einen auswärtigen Fürstensohn, wollte jedoch Plettenberg nicht. Auf sein Betreiben wurde den 6. Februar 1528 ein Einheimischer, der bisherige Dompropst von Riga, Thomas Schöning, zum Erzbischof gewählt, der sich denn auch mit Georg von Lüneburg über dessen Ansprüche gütlich abfand. Das Kapitel hatte aber dem Gewählten zur Pflicht gemacht, das Stift in seinem frühern Bestande wieder herzustellen. Schöning ließ es an Thätigkeit nicht fehlen. Um eine Stütze zu haben, nahm er einen Bruder des abgefallenen Herzogs von Preußen, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, der sich bis jetzt äußerlich noch zum katholischen Bekenntniß gehalten hatte, zum Coadjutor an und verschrieb ihm schon für jetzt sieben der erzbischöflichen Schlösser. Der Coadjutor kam 1530 wirklich ins Land. Umsonst verweigerte ihm zwei Jahre lang der Meister die Anerkennung. Der Brandenburger behauptete sich dennoch, wenn er auch in seinem Kampf um das Bisthum Oesel 1534 unterlag. Weder für das Land noch für die katholische Sache war dieser Fürstensohn ein Segen; auf seinem Andenken ruht wenig Ehre.

Unterdessen blieben aber die Schritte, die Erzbischof Schöning beim Kaiser gethan, nicht vergeblich. Am 15. Januar 1530 erfloß ein kaiserliches Pönal-Mandat, welches dem Meister anbefahl, die alten Rechte über Riga dem Erzbischof zurückzugeben.

Der Kaiser erwähnt darin den einzigen Grund, welchen Plettenberg in dieser Angelegenheit für sich geltend mache, daß er nämlich „bedrohlicherweise fürgebe, als sollte solches großen Aufruhr gebären". Der Kaiser ließ dies nicht gelten; er wollte, daß Recht geschehe. Die Bischöfe von Oesel-Reval, Dorpat und Kurland sollten für Ordnung der Angelegenheit Schiedsrichter sein. Der Schieds-

---

Hispaniis non procul Caesarea curia dum in arduis ecclesiarum suarum ac universae Patriae Livoniae negotiis eius Maiestatem adire constituisset animam exhalasse. . . ."

spruch erfolgte: „Herr Johannsen, Bischof zu Dörpt, und Herr Jürgen von Tiesenhausen, Bischof zu Oesel und Reval, haben das Verbündniß, so anno 1526 [zu Wolmar; 16. Juni] aufgerichtet, getödtet und entzweigeschnitten und die Siegel abgeschnitten."

Am 14. August 1530 traf Erzbischof Thomas zu Dalen, drei Meilen von Riga, ein Abkommen mit der Stadt auf zwei Jahre. Der religiösen Neuerung sicherte er darin ungestörten Fortbestand zu.

Plettenberg hatte alles schweigend geschehen lassen. Um des Friedens willen entsagte er ohne Widerstreben der großen Errungenschaft des Jahres 1526. Seine letzten Jahre waren trübe. Er sah die Neuerung immer weiter sich ausbreiten und infolgedessen das Land immer mehr in Zersetzung übergehen. Die zwiespältige Wahl für das Bisthum Oesel, wo dem rechtmäßigen Bischof Reinhold v. Buxhöwden der Rigasche Coadjutor Wilhelm von Brandenburg als Prätendent gegenüberstand, entfachte 1531 bis 1534 blutige Fehden und endlose Streitigkeiten; auch zwischen dem Erzbischof und der Stadt Riga gab es der Händel genug. Riga seinerseits stand durch Vermittlung des Herzogs von Preußen bereits im Frühjahr 1531 in nähern Beziehungen zu den evangelischen Fürsten und Ständen Deutschlands; unter dem 27. December 1532 schloß es einen förmlichen Bündnißvertrag mit einer auswärtigen Macht, demselben Herzog Albrecht von Preußen, zur Beschützung des evangelischen Glaubens. Die förmliche Aufnahme der Stadt in den Schmalkaldischen Bund (6. November 1541) und ihre Zahlung schwerer Hilfsgelder an die evangelischen Fürsten in Deutschland sollte Plettenberg nicht mehr erleben. Dagegen konnte es ihm nicht entgehen, was die Vereinigung in sich barg, welche die gemeine Ritterschaft des Erzstiftes Riga am 4. Januar 1532 mit Bürgermeister, Rath und Gemeinheit der ehrbaren Stadt Riga schloß: „so wie die evangelischen Stände im römischen Reiche das lautere Wort Gottes zu schützen". In Bremen, dessen Komturei dem Meister von Livland unterstand, wurde am 10. Mai 1531 der Komtur Rudolf von Bardewisch nebst vier Knechten von dem rasenden Pöbel in gräßlicher Weise gemordet. Plettenberg sandte drei Bevollmächtigte dahin, denen auch 1532 vom Rath der Stadt Genugthuung wurde. In Reval brach 1532 eine verheerende Seuche aus, und der herrliche Bau des Mönchsklosters nebst der zugehörigen Kirche wurde durch eine Feuersbrunst zerstört.

Papst Clemens VII., dessen Blick schon längst mit banger Sorge auf Livland gerichtet war, hatte unterdessen am 25. Januar 1531 an

den Deutschorden daselbst ein sehr wohlwollendes Schreiben ergehen lassen[1] mit der Aufforderung, dem bereits in hohem Greisenalter stehenden Herrmeister einen guten Katholiken als Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge zur Seite zu stellen:

„Ihr geliebte Söhne wisset, was in einem frühern Jahre in Preußen sich ereignet und mit welcher Schadenfreude der Satan frohlockt hat, daß jener Theil vom Körper Eures Ordens abgerissen und für ihn gewonnen wurde, und auch wir können nicht ohne Schmerz daran denken. Auch das habt Ihr vor Augen gesehen — was wir gleichfalls recht wohl wissen —, welchen Trug und welche Hinterlist seitdem derselbe Feind Gottes aufgewendet hat, um Euch in dasselbe Verderben hineinzuziehen, um so des Gesamtkörpers Eures Ordens und der ganzen Beute sich zu bemächtigen. Bis jetzt hat der Herr ihm dies gewehrt, und wir hoffen von seiner Barmherzigkeit, daß er es ihm auch ferner wehren werde. Denn wir gewahren, daß bei Euch die Glieder noch gesund sind (sana in vobis membra adhuc sentimus esse); daß aber nicht etwa das Haupt schwach sei, dafür muß vor allem Sorge getragen werden; denn Ihr habt ja selbst gesehen, daß gerade aus dieser Ursache jenes Verderben über Euern Orden in Preußen hereingebrochen ist. Deshalb, meine Söhne, ermahne ich Euch durch Jesus Christus und verpflichte Euch bei seiner Barmherzigkeit, daß Ihr mit heiliger und reiner Gesinnung zu der Wahl hinzutretet und darauf vor allem achtet, daß Ihr von der Wahl eines solchen nichts wissen wollet, der von der heiligen und wahren Religion nichts wissen will."

In demselben Sinne schrieb der Papst an den Römischen König Ferdinand; auch den Kaiser machte er auf die Gefahr aufmerksam, daß in Livland ein Häretiker zum Herrmeister gewählt werden könnte. Er empfahl als passenden Candidaten für das Meisteramt den Sohn des Herzogs Karl von Münsterberg-Oels in Schlesien. Am 19. April 1532 erfolgte endlich ein päpstliches Schreiben in der gleichen Angelegenheit an Plettenberg[2]:

Der Papst gibt vor allem seinem Schmerz und seiner Trauer darüber Ausdruck, daß schon seit längerer Zeit viele in Preußen und manche auch in Livland von der wahren und rechtgläubigen Religion abgefallen seien. Die Verantwortlichkeit seiner hohen Stellung erlaube es nicht, daß er unthätig zuschaue, während die geheiligten Stände innerhalb der Kirche in Gefahr schweben oder zu Grunde gehen. Da man aus dem, was sich bereits zugetragen habe, ohne große Schwierigkeit voraussehen könne, was die nächste Zukunft bringen werde, so ermahne er den Meister als das Oberhaupt jenes Landes mit aller Innigkeit väterlicher Liebe zu eifriger Wachsamkeit, strenger Aufsicht und kluger Umsicht, damit nicht derselbe

[1] *Raynald.*, Annal. a. 1531, n. 59.
[2] *Theiner*, Vetera Monumenta Poloniae etc. II, 497.

Feind, welcher bereits die preußischen Ordensritter in seine Reuse gelockt, auch die livländischen Deutschherren, welche bis jetzt noch nicht mit der Makel der Häresie gebrandmarkt seien, hinterlistig angreife und in dieselbe Grube stürze.

Um den Orden und die Stände in Livland vor einer religiösen Umwälzung noch mehr sicherzustellen, räth der Papst, auf die Bitten des Herzogs Karl I. von Münsterberg-Oels einzugehen, welcher für seinen Sohn Johann die Aufnahme in den Deutschorden und die Nachfolge im Meister-Amte von Livland wünschte[1].

Karl von Münsterberg, in den ersten Jahren der dem Auftreten Luthers folgenden Unklarheit und Verwirrung der religiösen Neuerung geneigt, hatte sich seit 1525 innerlich wie äußerlich treu seiner Kirche wieder angeschlossen[2] und besaß das volle Vertrauen des Kaisers wie des Römischen Königs Ferdinand, welche gleichfalls seine Wünsche zu Gunsten seines Sohnes durch Empfehlungen unterstützten.

Plettenberg besann sich lange, ehe er antwortete. Sein Schreiben trägt das Datum des 5. October 1532. Mit aller Ehrfurcht gegen das höchste Haupt der Christenheit stellte er die außerordentlichen Schwierigkeiten dar, welche die Verwaltung und Regierung Livlands mit sich bringe. Nur wer von zartem Alter an in den Verhältnissen des Landes aufgewachsen, Sprachen und Gewohnheiten kenne, habe Aussicht, mit Erfolg zu regieren. Daran habe man sich bis jetzt immer gehalten. Die Wahl eines auswärtigen Fürstensohnes wäre eine Neuerung, die nothwendig zu Parteiung, Empörung, Fehde, Mord, Aufruhr und Kampf führen werde, nicht nur von seiten auswärtiger Feinde, sondern auch im Innern, unter den livländischen Ständen selbst. Der alte Meister weist hin auf die schlimmen Früchte, die es getragen, daß man „auf päpstliche und kaiserliche Empfehlungsschreiben hin“ Albrecht von Brandenburg zum Hochmeister des Ordens gewählt habe. Zum größten Schaden des Ordens und des gesamten deutschen Adels habe dieser Preußen vom Gehorsam

[1] Es handelt sich um dessen Sohn Johann. Von 1531 bis 1533 stand Karl von Münsterberg über diese Angelegenheit in directer Verhandlung mit Plettenberg. Auch Gesandte des römischen Königs Ferdinand verwendeten sich 1532 zu Gunsten des Münsterbergers. Das Schreiben Herzog Karls an den Papst vom 17. October 1530 (bei *Theiner*, Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae II, 469) spricht allerdings von dem andern Sohne Joachim (der später als Bischof von Lebus die Neuerung einführte) und erbittet dessen Aufnahme in den Johanniter-Orden, kündigt aber zugleich weitere Anliegen an, welche sein Gesandter, Magister Jakob Lyncke, mündlich darlegen soll.

[2] Soffner, Geschichte der Reformation in Schlesien (Breslau 1887) S. 183 f.

des Papstes wie des Kaisers losgerissen, ungeachtet all der großen Opfer, welche der übrige Orden zu seiner Unterstützung gebracht hatte. Nach so vielen guten Zusicherungen und Versprechungen, die er früher gegeben, stehe er jetzt dem Orden in Livland geradezu feindselig entgegen, und es sei nur zu fürchten, daß der Durchzug von Deutschland nach Livland durch Preußen künftig noch vollends verwehrt werde.

Plettenberg bittet den Papst, den Orden in Livland bei dessen alten Statuten und Gewohnheiten zu belassen und dergleichen Bitten wie die des Herzogs von Münsterberg nicht mehr entgegenzunehmen. Er will jedoch den Wünschen des Papstes wenigstens einiges Entgegenkommen zeigen; deshalb erklärt er sich des weitern:

„Ich meinerseits, wenn auch von Alter beschwert, besitze Gott sei Dank noch so viel Gesundheit, so viel Rüstigkeit und Kraft des Körpers wie des Geistes, daß ich hoffen darf, auch ferner um nichts unglücklicher und schlechter im Gehorsam gegen Ew. Heiligkeit und die kaiserliche Majestät und treu der christlichen Religion meines Amtes zu walten. Demgemäß hoffe ich, dieses Land Livland, so wie ich zunächst von Ew. Heiligkeit und dem Römischen Reiche, dann aber auch von unsern Vorfahren, die mit ihrem Blut es unterworfen und vertheidigt, es überkommen habe, zum Nutz und Frommen ganz Deutschlands und zahlreicher Herren vom Adel, welche dieses Land aufzusuchen pflegen, auch fernerhin nach Kräften zu erhalten.

„Gleichwohl habe ich mit der Gnade Gottes und unter der Zustimmung meines Rathes die Angelegenheit so geordnet, wie die strenge Pflicht, die ich meinem Orden gegenüber habe, es erheischte, und ich hoffe, darüber vor Gott, Ew. Heiligkeit und der kaiserlichen Majestät mich verantworten zu können. Um ein ungestörtes und friedliches Regiment in diesem Lande Livland zu erhalten, habe ich schon seit längerer Zeit mich dahin entschieden und, entsprechend den uralten Statuten, Privilegien, Freiheiten, Gewohnheiten und Wahlrechten meines Ordens, zu meinem Nachfolger für den Fall meines Todes einen Mann angenommen, der geeigenschaftet ist, unserem Orden und diesem ganzen Lande vorzustehen, der nicht weniger von den Nachbarländern wie von diesem unserem Lande gute Kenntniß hat, und der das preußische Beispiel nicht nachahmen wird, wie ihm ja auch wird vergönnt sein, mit Gottes Gnade die Geister beruhigt, fest im Glauben Christi und in der Treue gegen unsern Orden vorzufinden.“ [1]

Dem Wunsche des Papstes wurde insofern entsprochen, als der Meister schon im nächsten Jahre 1533 wirklich einen katholischen Ritter, seinen bisherigen Landmarschall Hermann von Brüggeney gen. Hasenkamp, der

[1] Quique ne Prussiensium vestigiis insistet, ita ut animos solidos adeoque firmos in Christi fide ac ordinis nostri religione Deo dante hic usque reperiri licebit.

aus der Wahl hervorgegangen war, zu seinem Coadjutor annahm. Botschafter des Meisters gingen an den Römischen König Ferdinand wie an den Deutschmeister als den Administrator des Hochmeisteramtes, um die Bestätigung zu erwirken.

Am 25. März 1532 hatte Plettenberg einer andern Bestätigung halber an den Papst geschrieben[1]. Es handelte sich um den neuerwählten Bischof von Dorpat Johann Bever, aus einer alten Dorpater Familie. Merkwürdigerweise erwähnt Plettenberg in diesem Briefe mit keiner Silbe der um sich greifenden Häresie; er spricht nur von der Russengefahr und von dem großen Nutzen, welchen die Bestätigung dieser Wahl „diesem unsern ganzen Vaterlande" bringen werde. „Eure Heiligkeit", versichert Plettenberg nochmals, „werden dadurch mich und meinen Orden, die Kirche von Dorpat und dieses ganze Vaterland mit noch innigern Banden der Ehrfurcht und der Hingabe Eurer Heiligkeit und dem heiligen Apostolischen Stuhle verbinden." Ueberhaupt erscheint in allen officiellen Schriftstücken aus dieser Zeit Livland in seiner Gesamtheit — also abgesehen von den drei Hanse-Städten — als ein ganz katholisches Land[2]. In dem Schutzvertrage, welchen die Prälaten Livlands den 18. Februar 1534 „wider alle in- und ausländische Gewalt und Angriffe" für sich, ihre Kapitel und Ritterschaften mit dem Orden schließen, heißt es ausdrücklich[3]:

„Wir Thomas, von Gottes Gnaden der heiligen Kirchen zu Riga Erzbischof, Johannes zu Dorpat, Hermann zu Kurland, Johannes zu Reval Bischöfe, und wir Wolter von Plettenberg Meister, Hermann von Bruggeney, anders genannt Hasenkamp, Landmarschall Teutschen Ordens zu Livland, thun kund, bekennen und bezeugen öffentlich und mit Kraft dieses unseres offenen untersiegelten

---

[1] *Theiner*, Vetera Monumenta II, 491.

[2] Noch unter dem 1. August 1533 ertheilt Clemens VII. dem Christian v. Lode, Cleriker der Diöcese Camin, Anwartschaft auf eine bis drei Pfründen in den Sprengeln von Riga, Oesel oder Reval. Cardinal Lorenz Campeggi erläßt den 9. Juli 1534 als delegirter Richter literae compulsioriales in der Streitsache der Oeselschen Bischofswahl. Im gleichen Jahre 1534 schrieb man in das Rechnungsbuch der Großen Gilde zu Reval den Spruch (vgl. Hansen, Aus Baltischer Vergangenheit S. 146):

Hätten wir alle einen Glauben,
Gott und den gemeinen Nutzen vor Augen,
Guten Frieden und rechte Gerichte,
Ein Ellenmaß und [gleiche] Gewichte,
Eine Münze und gutes Geld,
So stünde es wohl in aller Welt.

[3] Monumenta Livoniae V, 392. Nr. 117.

Briefes, für uns und unsere würdigen Kapitel, Gebietiger, alle unsere ehrenfeste Ritterschaft, Mannschaften, ehrsamen Städte, Riga, Dorpat und Reval, und für alle andere unsere Unterthanen und Stände sämtliche, niemand ausgenommen, daß wir — Gott dem Allmächtigen zum Lobe, Päpstlicher Heiligkeit, Römischer Kaiserlicher Majestät, unserem allergnädigsten Herrn, und dem heiligen Reiche zu Ehren und zu Ablegung allerlei vergangener, gegenwärtiger, auch zukünftiger Argwöhnigkeit, Mißglauben, Perikel, böser Weiterung, Aufruhrs und Schadensstiftung, Unterhaltung guter Polizei, treuherziger Zuversicht, Friedens, Liebe und Einigkeit zwischen uns allen und jedem im gemeinen Lande — mit wohlbedachtem Muthe, gehaltenen Rathschlägen und guter Vorbetrachtung, einander christlich, getreulich und freundlich verknüpft, vereinigt und versprochen, und geloben auch, bei gutem christlichem Glauben sämtlich und unverschiedenlich uns untereinander in allen christlichen, heiligen und rechtmäßigen Sachen freundlich, getreulich und gütlich zu meinen und zu fordern"...

Der Vertrag verbürgt sodann für alle Stände den bestehenden Rechtszustand und gerichtliche Austragung entstehender Zwistigkeiten „bei Ehren, Treuen und festem christlichen Glauben unverschiedenlich, laut und Inhalts der Röm. Kaiserl. Majestät und des heilig. Reiches güldenen Bullen, Reformation, Landfriedensordnung, Mandaten und Abschieden, jedoch bei allem Päpstliche Heiligkeit und Röm. Kaiserl. Majestät [als] hohe Obrigkeit hier einbegriffen, wie es doch ohne das in sich ist vorbehalten".

Weiterer Neuerung und Vergewaltigung war durch diesen Vertrag neuerdings ein Riegel vorgeschoben.

Der alte Meister blieb währenddessen unausgesetzt thätig an seinem Posten. Die Regierung führte noch immer er allein. Unter dem 29. December 1534 lud er wieder einen Ständetag nach Fellin auf Sonntag vor Lichtmeß 1535. Am 6. Januar 1535 kommen in seinem Auftrag Vertreter Livlands mit litauischen Bevollmächtigten zusammen, um Grenzstreitigkeiten zu reguliren. Bereits hatte der unermüdliche Greis zum 13. März wieder einen Landtag nach Wolmar einberufen[1]; denn die Streitigkeiten Wilhelms von Brandenburg mit dem Oeseler Bischof waren noch immer nicht erledigt. Dem greisen Meister aber sollte der Friede werden.

Am Sonntag Oculi, den 28. Februar 1535, wohnte der Herrmeister Wolter von Plettenberg in der Johanniskirche zu Wenden der heiligen Messe bei. Als die heilige Handlung zu Ende ging, bemerkten die Ritter

[1] „Anno 25, sonnabends vor Judica, sind auf Verschreiben des hochwürdigen, in Gott verschiedenen Fürsten und Herrn Wolter von Plettenberg seligen Gedächtnisses zu gemeiner Tagesleistung binnen Wolmar angekommen der ehrsame Herr 2c. ..." (Mon. Livon. V, 439. Nr. 139.)

seiner Umgebung, daß ihr Herr und Fürst sanft entschlafen sei[1]. Gleich Salomo hatte er volle 40 Jahre das Land regiert, ein ganzes Menschenalter hindurch ihm den Frieden erhalten.

Wolter von Plettenberg, als Regent wie als livländischer Patriot im edelsten Sinne, hat allen Anspruch auf den Nachruhm, der ihm zu theil geworden ist. „Tiefer als irgend ein Staatsmann vor oder nach ihm hatte er das Lebensgesetz dieses Landes begriffen," urtheilt von ihm ein Biograph[2], „seine Mittel gewägt, die Höhen gemessen, zu denen es hinaufzureichen vermochte. Fern jeder eiteln Ueberschätzung, jeder träumerischen Ueberstürzung, faßte er fest das Erreichbare ins Auge und erstrebte nicht mehr und nicht minder. Erhalten wollte er und erneuern, stützen und krönen, vollenden und veredeln: nicht zerstören, nicht alles wagen, wo nichts zu gewinnen stand als unabwendbarer Untergang. Nur wer Freude hat am Unmöglichen, wird ihn der Schwäche anklagen."

Als Katholik aber scheint Plettenberg zu derjenigen Klasse von Menschen zu gehören, welche die Religion als „Privatsache" anzusehen pflegen und derselben für die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens einen maßgebenden Einfluß nicht zuzugestehen geneigt sind. Er für seine Person ist der katholischen Religion treu geblieben, aber er hat — mag es nun berechtigte Staatsweisheit und zwingende Noth, mag es kurzsichtige Weltklugheit und eine Art confessionellen Indifferentismus gewesen sein — amtlich nichts gethan, die Neuerung zu unterdrücken, und nur wenig, um sie zu hemmen, auch da, wo es scheinen möchte, daß er dazu im stande gewesen wäre. Man mag aus der Schwierigkeit seiner Stellung vieles entschuldigen; man mag es anerkennen, daß er trotz vielfacher Versuchung ein charaktervoller und treuer Katholik geblieben ist: man wird sich aber kaum dem Eindruck entziehen können, daß er, wenn vielleicht auch nur aus Mangel an religiösen Kenntnissen, nicht, wie er sollte, ein eifriger und praktischer Katholik gewesen ist.

---

[1] So, gestützt auf die alte Ueberlieferung, Jegór v. Sivers (Wenden, seine Vergangenheit und Gegenwart [Riga 1857] S. 21). Nach andern wäre Plettenberg in der Schloßkapelle, nach wieder andern in seinem Gemache verschieden, aber alle Nachrichten stimmen überein, daß er völlig angekleidet und gerüstet war, als der Tod ihn überraschte. Schiemann (Rußland ꝛc. II, 226) berichtet nach einer alten Quelle, daß er starb „in gutem Alter, sitzend auf einem Stuhle und umgürtet mit seinem Schwert". Daß die Ueberlieferung auch im protestantischen Volksmunde den gefeierten Helden sterben läßt in der Kirche und während der heiligen Messe, ist immerhin bedeutungsvoll.

[2] C. Schirren in der Baltischen Monatsschrift III, 448.

Noch fünf Meister des Deutschordens folgten in Livland auf Plettenberg. Vom vierten derselben, Wilhelm von Fürstenberg, ist bekannt, daß er der religiösen Neuerung anhing; der fünfte, Gotthard von Ketteler, wurde zum Verräther und offenen Apostaten. Mit ihm hat der Deutschorden in den Ostseeprovinzen und zugleich die Einheit und Freiheit Livlands 1561 ihr Ende erreicht.

Auch von den katholisch gesinnten Nachfolgern Plettenbergs hat keiner mehr es gewagt, die stets weiter um sich greifende und ungestüm nach Alleinherrschaft strebende religiöse Neuerung zurückzudämmen. Plettenberg, der es anfangs vielleicht mit Erfolg hätte thun können, hatte es absichtlich vermieden, sich in den religiösen Streit zu mischen. Da er starb, waren die Dinge bereits zu weit gediehen. Livland war damals vielleicht das einzige Land, wo die verschiedenen Confessionen bürgerlich völlig gleichberechtigt und, wie es scheint, ohne schärfern religiösen Hader nebeneinander lebten. Die Städte waren überwiegend lutherisch, das Land katholisch. Aber der religiöse Umsturz wirkte im stillen weiter und griff um sich. Mit der fortschreitenden religiösen Neuerung schritt auch die Demoralisation des Ordens und die Zersetzung aller innern Verhältnisse in erschreckender Weise voran.

„Wie zersetzend hatte die Reformation in unserer Heimat gewirkt!" schreibt ein neuerer Autor, dessen Werk sonst von blindestem Vorurtheil für den Protestantismus ganz durchtränkt ist[1]; „leicht errungen, gegen keine schweren Anfechtungen vertheidigt, hatte sie nur den Proceß der Auflösung beschleunigt, die Kluft der Stände erweitert, die Kraft des Landes zerrieben."

Selbst die kriegerische Mannhaftigkeit war nach zwei Jahrzehnten aus dem Ritterstaate gewichen; es war nur noch eine entnervte und entehrte Masse, reif zum Untergang oder zur Knechtschaft. Nur ganz vereinzelt noch kommen ritterliche Gestalten an die Oberfläche, die vorübergehend dem Blicke wohlthun. Obenan steht unter ihnen Jürgen Uexküll, der heldenmüthige Vertheidiger von Neuhausen, in der Geschichte seines begabten, tapfern, aber unruhigen Geschlechtes vielleicht die glänzendste Erscheinung. Die letzte sympathische Gestalt, mit welcher die Annalen Altlivlands ihren Abschluß finden, ist der tapfere Komtur von Marienburg, Philipp Schall von Bell, dank seiner Tüchtigkeit zum Landmarschall erhoben. Als solcher führte er das Heer des Ordens in der blutigen Schlacht bei Ermes am 2. August 1560. Hier sank Livlands Ordensfahne in den Staub, um niemals

[1] Seraphim a. a. O. I, 328.

mehr erhoben zu werden. Die tüchtigsten Ordensgebietiger und die Blüthe der einheimischen Ritterschaft verbluteten auf der Walstatt. Philipp selbst, sein Bruder Werner Schall von Bell, Vogt von Rositten, 11 andere Komture und 120 Gewappnete fielen lebend in die Gewalt der Moskowiter. Auch dem Feinde hatte der heldenhafte Landmarschall Bewunderung abgenöthigt. Fürst Kurbsky, der feindliche Feldherr, ehrte ihn als Helden und feierte ihn noch später als „den heldenmüthigen Mann, der berühmt im ganzen Lande und in Wahrheit der letzte Schutz und die letzte Hoffnung des livländischen Volkes".

Kurbsky zog den Gefangenen auch zur Tafel. „Ohne Furcht und allen Schrecken" erzählt hier der Held dem barbarischen Ueberwinder von seines Ordens und seines Landes bessern Zeiten [1]; er rühmt die Ritter, die einst an die Düna gekommen, zu Ehren der Mutter Gottes gekämpft, mit den Litauern geschlagen und die Russen von den Grenzen abgewehrt:

„Solange wir unserem katholischen Glauben treu waren, haben wir in Mäßigkeit und Keuschheit gelebt, und Gott schützte uns gegen unsere Feinde. Nachdem wir aber die Kirche verrathen, die Regel des Ordens entheiligt und eine neue Religion angenommen, werden wir für unsere Sünden sichtbarlich gezüchtigt und unsern Feinden preisgegeben."

Bei diesen Worten unterbrach ein Strom von Thränen die Rede des gefangenen Kriegers. Auch dem Feinde wurden die Augen naß. Aber mit rasch erlangter Fassung fuhr der Ritter fort:

„Um so mehr danke ich Gott und freue mich, daß ich gefangen bin und leide für mein geliebtes Vaterland, und sollte ich für dasselbe sterben müssen, wahrhaftig, ein solcher Tod wäre mir theuer und lieb!"

Fürst Kurbsky sandte ihn mit den übrigen Gefangenen nach Moskau, ihn dem Czaren warm empfehlend. Dieser Czar war Iwan der Schreckliche. Er ließ die gefangenen Edeln öffentlich mit Drahtgeißeln peitschen. Ein kühnes Wort gegenüber dem gekrönten Ungeheuer brachte Landmarschall Philipp Schall von Bell den ersehnten Tod. Mit ihm starb Livlands letzter Ritter.

---

[1] *Solowieff, Sergei*, Istorija Rossii s drewneischich wremen (Moskwa 1854—1879) VI, 238; vgl. *Pierling*, La Russie et le Saint-Siège II (Paris 1897), 118. Seraphim a. a. O. I, 397.

Otto Pfülf S. J.

Der Sänger der Kyrenaika.

Unter der großen, an glänzenden und eigenartigen Gestalten so reichen Schar der griechischen Meloden ist zweifelsohne die Figur des Metropoliten der Kyrenaika, der Philosoph und Sophist Synesius, eine der originellsten und anziehendsten. Synesius nennt sich in einem seiner Lieder — denn wahrscheinlich war von den göttlichen Gesängen, welche im fernen Pontus, im weltverschollenen Naziana der Kappadoke Gregorius seiner Lyra entlockt hatte, kein Ton durch die schäumende Brandung seiner libyschen Heimat gedrungen — den ersten, der Christum in der Sprache Apollos besungen habe. Der Umstand legt einen Vergleich mit dem großen Mailänder nahe, den das lateinische Abendland mit Recht als den Schöpfer seines Kirchengesanges bezeichnet, obschon ja auch er in dem gallischen „Rhodanus der Wohlredenheit“, wie Hieronymus den großen Bekenner-Bischof von Pictavum nennt, einen Vorläufer in der Kunst des heiligen Liedes gehabt hat. Selten mögen zwei Männer gewesen sein, die bei größerer Verwandtschaft der Geschicke auffallendere Verschiedenheiten zeigen, als Ambrosius und Synesius. Wie uns Ambrosius so recht als die Verkörperung altrömischen Denkens und Wesens erscheint, als ein Mann von lapidarem Ernste, gedrungener Kürze, unbeugsamer Festigkeit, in dem die alte Tugend von Latium noch einmal in fleckenloser Toga vor unsern Blicken erscheint, nur durchdrungen, geläutert, veredelt vom Lichte des Christenthums, so zwar, daß Rom und Christus, imperium und sacerdotium, der Thron des Gottessohnes und das Reich des Gratianus für ihn zu einem untheilbaren Ganzen, zu einem Doppelpalladium verschmolzen, dessen Schutz, dessen Festigung und Förderung jeden seiner Gedanken erfüllte, jedes seiner Worte beseelte, so steht in der Figur des Synesius, vom zauberhaften Glanze der Sonne Homers umflossen, der letzte Hellene vor unsern Blicken. Wie Ambrosius Jurist, so war Synesius Philosoph; wie jener, hat auch er dem Vaterlande gedient; wie jener in Sachen des jüngern Valentinianus zu Maximus, so ist Synesius in Angelegenheiten der Heimat als Gesandter an den Kaiserhof zu Byzanz gegangen. Auch er ist schließlich Christ geworden; auch er ist, wie Ambrosius, aus der Schar der Katechumenen — wenn anders er bereits ihr zugehörte — unvermittelt durch den Willen der Gemeinde auf den bischöflichen Stuhl berufen. Wenn aber für Ambrosius gerade die gegenseitige Durchdringung und Verschmelzung von nationalem Fühlen und christlichem Denken kennzeichnend geworden ist, so sind in Synesius Christ und Hellene, Weltweiser und Gottesgelehrter, der Schüler der Hypatia und der Nachfolger der Apostel stets getrennte Elemente geblieben, die sich fremdartig, fast feindselig gegenüberstehend in unerklärtem und unerklärlichem Neben-, ja Gegeneinander verharren und uns vergeblich die endliche Lösung der Dissonanz erwarten lassen. Dieser Dualismus tritt wie in andern Schriften des Philosophen, so namentlich in seinen Hymnen hervor, und neben dem nicht zu läugnenden dichterischen Fluge, dem bald erhabenen Schwunge,

bald anmuthigen Spiele der Einbildungskraft ist gerade das ersichtliche Ringen nach Verschmelzung neuplatonischer Philosopheme und christlicher Dogmen einer der pikantesten Reize dieser einzig in ihrer Art dastehenden Poesie.

Ueber die Lebensschicksale unseres Philosophen haben wir, abgesehen von seinen eigenen Schriften, keinerlei Nachrichten und sind daher angewiesen, jene soweit möglich aus diesen zu bestimmen. Das Licht der Welt erblickte Synesius zweifelsohne zu Kyrene, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen den Jahren 370 und 375. Die Familie, der er durch seine Geburt angehörte, war, wie eine althellenische, so dem alten nationalen Heidenthume ergeben. Sie gehörte, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zum alten, erbgesessenen Adel des Landes und führte ihren Stammbaum in ununterbrochener Linie auf Eurysthenes, den Herakliden, zurück, unter dessen Führung die Dorier, welche ja nachmals die Kolonie von Kyrene gründeten, in Lacedämon eingezogen waren, ein Stammbaum, dessen urkundliche Belege nach Synesius' eigener Angabe die öffentlichen Archive des Landes bargen. Synesius hatte einen Bruder, Euoptius, und eine Schwester, Stratonike, welche an einen kaiserlichen Offizier zu Konstantinopel, Namens Theodoros, verheiratet war. Mit dem Bruder zog Synesius seiner wissenschaftlichen Ausbildung halber nach Alexandrien, wo Hypatia, des Mathematikers Theon ebenso schöne als geistreiche Tochter, den wissensdurstigen Jüngling in die Geheimnisse neuplatonischer Weltweisheit einführte. Der „gottgeliebten Philosophin", die er Mutter, Schwester und Lehrerin nennt, blieb Synesius zeitlebens in dankbarer, fast schwärmerischer Verehrung ergeben. Während Euoptius noch länger in Alexandrien zurückblieb, scheint der mittlerweile erfolgte Tod des Vaters den jüngern Bruder in die Vaterstadt zurückgeführt zu haben, wo er bald darauf von den bedrängten Städten der Pentapolis als Bevollmächtigter nach Konstantinopel gesandt ward, um den Kaiser zur Ermäßigung der drückenden Leiturgien zu bewegen. Zu Ende des Jahres 397 oder anfangs 398 machte er sich auf den Weg nach Konstantinopel. Erst nachdem er fast ein Jahr in der Hauptstadt verlebt hatte, gelang es ihm, zur Audienz zugelassen zu werden, in welcher er vor Arkadius seine berühmte Rede Περὶ βασιλείας hielt, eine Rede, die ihm das Recht gab, sich zu rühmen, er habe vor dem Throne mit einer Freiheit geredet wie nie ein Hellene. „Unter den Schriften des Platonikers Synesius", urtheilt Krabinger, „behauptet die Rede über das Königthum sowohl durch die Erhabenheit und Gediegenheit der Grundsätze als auch durch die edle Freimüthigkeit, glänzende Vaterlandsliebe, hinreißende Beredsamkeit und Eleganz der Sprache, welche sie besonders auszeichnen, unstreitig eine der ehrenvollsten Stellen." Erst im Jahre 400 konnte Synesius, nachdem mancherlei politische Wirren die Verwirklichung seiner Wünsche hinausgeschoben hatten, über Alexandrien, wo er kurzen Aufenthalt bei dem Bruder und den Freunden nahm, in die Heimat zurückkehren. Dort warteten seiner neue Sorgen. Nicht nur die drückende Steuerlast, die durch Synesius' erfolgreiches Verwenden erleichtert worden, war es, die schwer auf dem ausgesogenen Lande lastete; fast noch verhängnißvoller wurde diesem die Unfähigkeit der militärischen Befehlshaber, welche die Provinz nicht gegen die räuberischen Einfälle barbarischer Horden, vor allem der Maketen, zu schützen wußten. Die

Einwohner der Pentapolis mußten daher der Stärke des eigenen Armes vertrauen, und Synesius war es, der ihren Muth entfachte, eine Art Freicorps oder Landsturm organisirte, an dessen Spitze er die Feinde zurückwarf. Befand sich Synesius in Libyen, so wechselte sein Aufenthalt zwischen der Vaterstadt Kyrene und dem lieblichen Landsitze, den er in fruchtbarer und anmuthreicher Gegend nahe den Steinsalzgruben von Ammonium erworben hatte, wo er seine Muße zwischen den Beschäftigungen des Landbaues, den Freuden der Jagd und den Arbeiten philosophischer Speculation in wechsel- und genußreicher Weise theilte. Sein Bruder Euoptius hatte inzwischen Alexandrien verlassen und sich in Phykus, der Rhede von Kyrene, angesiedelt; des Bruders Sohn Dioskoros weilte mit den Vettern im Hause des Onkels und theilte deren nach althellenischer Sitte eingerichtete Erziehung. Doch war der Aufenthalt des Synesius in der Heimat keineswegs ohne Unterbrechung. Oeftere Reisen scheinen ihn zeitweise in die Musenstadt am Nil, zu seinen Freunden und der geliebten Lehrerin zurückgeführt zu haben, und namentlich zwischen 402 und 403 ist ein längerer Aufenthalt in der ägyptischen Hauptstadt anzusetzen. Auf diesen Reisen scheint Synesius die Bekanntschaft seiner spätern Lebensgefährtin gemacht zu haben. Da Synesius sagt, von „der heiligen Hand des Theophilus“, d. h. zweifellos des gleichnamigen Patriarchen von Alexandrien, seine Frau erhalten zu haben, so dürfen wir aus diesem Umstande mit Recht folgern, daß seine Frau Christin war. Ob er selbst damals schon in ein näheres Verhältniß zum Christenthum getreten oder ob es dem sanften, aber mächtigen Einflusse der Gattin vorbehalten blieb, Denken und Fühlen des geliebten Mannes demselben näher und näher zu bringen, müssen wir dahingestellt sein lassen. Auch eine Reise nach Athen fällt in diese Zeit, ohne daß es möglich wäre, das Datum derselben genauer zu fixiren. Wir erfahren nur, wie das Athen von damals dem Athen des Aristides und Perikles so wenig entsprach, daß unser Philosoph wenig mehr als Enttäuschung von der Akropolis, der Stoa, dem Phaleron in die Heimat mitnahm. Von 404 an scheint Synesius ununterbrochen in der Pentapolis gelebt zu haben. Welches Ansehen er bei seinen Mitbürgern genoß, zeigt der Umstand, daß diese im Jahre 409 keinen Würdigern als ihn, den Heiden oder Katechumenen, wußten, den Metropolitenstuhl von Ptolemais zu besteigen. Der Brief, den Synesius aus Anlaß dieser Wahl an seinen Bruder Euoptius schrieb, in der ausgesprochenen Absicht, daß dieser dem Patriarchen Theophilus davon Kenntniß gebe, zeigt uns, daß in Synesius, wie auch immer äußerlich seine Stellung zum Christenthum sich gestaltet hatte, der Philosoph neuplatonischer Richtung noch nicht untergegangen, ja sich einer gewissen Gegensätzlichkeit zu ersterem klar genug bewußt war. Das ihm wenig zusagende bischöfliche Amt will hiernach Synesius zwar annehmen, aber nur unter einem doppelten Vorbehalte, daß er nämlich seine Gattin, die Theophilus selbst ihm angetraut habe, nicht zu entlassen und seine philosophischen Ueberzeugungen, welche mit der Mehrzahl der Volksmeinungen im Widerspruche ständen, nicht aufzugeben habe. Denn schwer, wo nicht unmöglich, sei es, aus der Seele so tief eingewurzelte Anschauungen auszureuten. Insonderheit könne er niemals zugeben, daß die Seele später als der Leib entstehe, und daß die Welt und das gesamte All völlig zu Grunde gehe; auch von der Auferstehung

habe er als von einem heiligen und unaussprechlichen Geheimnisse eine von der herrschenden völlig verschiedene Auffassung. Nur eine Möglichkeit sieht er, die bischöfliche Würde zu übernehmen, wenn anders die Kirchengesetze dies zulassen, wenn er insgeheim Philosoph verbleiben, in der Oeffentlichkeit aber sich dem Volksglauben anbequemen dürfe (τὰ μὲν οἴκοι φιλοσοφῶν, τὰ δ' ἔξω φιλομυθῶν). Die Frage, wie der Patriarch dieser Vorbehalte unerachtet Synesius zum Metropoliten weihen konnte, ist des öftern eingehend erörtert und in verschiedenem Sinne gelöst worden. Sie ist viel zu verwickelt, als daß sie in diesen wenigen Zeilen gründlich behandelt werden könnte, und zudem soll uns ja hier lediglich der Dichter Synesius beschäftigen. Es genüge, diesen dürftigen Lebensdaten beizufügen, daß Synesius sich während seiner nur kurzen Amtsführung in seinen Thaten als echter und mannhafter Bischof gezeigt hat, in auffallendem Gegensatze zu seinem, wie es scheint, weichen Charakter, der sich nach Ausweis der Briefe in häufigen Klagen den Freunden gegenüber Luft macht. Man nimmt an, daß er das Jahr 413 nicht überlebt habe. Sohin blieb es ihm auch erspart, Zeuge von dem tragischen Ende Hypatias zu sein, mit der er auch als Bischof noch in regem brieflichem Verkehre geblieben.

Außer der reichen Briefsammlung von 156 Nummern und der bereits erwähnten Rede über das Königthum sind uns von Synesius folgende Werke erhalten: die Schrift „Von dem Geschenke des Astrolabs" (Ὑπὲρ τοῦ δώρου ἀστρολαβίου), mit welcher der Verfasser ein kunstreich gearbeitetes Astrolab seinem Gönner Päonius nach Byzanz übersandte; die in Konstantinopel begonnenen, aber erst später daheim vollendeten „Aegyptischen Erzählungen über die Vorsehung" (Αἰγύπτιοι λόγοι ἢ περὶ προνοίας), eine Art allegorischen Romans; „Das Lob der Kahlköpfigkeit" (Φαλάκρας ἐγκώμιον); „Dio, oder über die eigene Lebensweise" (Δίων ἢ περὶ τῆς καθ' ἑαυτὸν διαγωγῆς); endlich die Schrift „Ueber die Träume" (Περὶ ἐνυπνίων). Verloren ist eine Schrift über die Jagd (κυνηγετικά), die, wie es scheint, gegen den Willen des Verfassers in die Oeffentlichkeit kam und früh verschollen sein muß. Aus seiner bischöflichen Zeit sind uns von Synesius außer den in diese Lebensperiode fallenden Briefen größere Werke nicht überliefert; nur zwei Reden (καταστάσεις) sind uns, beide fragmentarisch, erhalten.

Wenden wir uns, dies vorausgeschickt, ausschließlich den Hymnen unseres Philosophen zu. Es sind ihrer zehn, die, wie der letzte der Reihe andeutet, vom Dichter selbst zu einem Ganzen verbunden worden, und zwar, da der 10. Hymnus völlig auf christlichem Standpunkte steht, gegen Ende seines Lebens. Er hat also auch in dieser letzten Zeit die ältern, mehr plotinischen als christlichen Hymnen nicht verläugnet. Diese zehn Hymnen sind die einzigen Poesien des Synesius, die auf uns gekommen sind. Daß er auch weltliche Lieder gedichtet, scheint aus den Eingangsworten des ersten Hymnus nicht undeutlich hervorzugehen:

Ἄγε μοι, λιγεία φόρμιγξ,
μετὰ Τηΐαν ἀοιδὰν,
μετὰ Λεσβίαν τε μολπὰν
γεραρωτέροις ἐφ' ὕμνοις

κελάδει δώριον ᾠδάν,
ἁπαλαῖς οὐκ ἐπὶ νύμφαις
ἀφροδίσιον γελώσαις,
θαλερῶν οὐδ' ἐπὶ κούρων
πολυηράτοισιν ἥβαις·
θεοκύμονος γὰρ ἁγνὰ
σοφίας ἄχραντος ὠδὶς
μέλος ἐς θεῖον ἐπείγει
κιθάρας μίτους ἐρέσσειν [1].

Leider sind uns diese Kinder seiner liebenswürdigen Muse nicht erhalten. Wie eben diese Stelle besagt, sind die Hymnen des Synesius „dorische Oden", d. h. sie reden dorischen Dialekt, bewegen sich aber mit alleiniger Ausnahme etwa des fünften nicht in dorischen Rhythmen, sondern in Anakreonteen (1. 2), ionischen Trimetern (6), logaödischen Versen (7. 8. 9), spondeischen Dimetern (5), anapästischen Monometern (3. 4. 10).

Wie es bei dem weiter oben skizzirten Entwicklungsgange unseres Dichters selbstverständlich ist, kann man in seinem Leben drei Perioden, eine heidnische, eine christliche und eine beide verbindende Uebergangszeit, unterscheiden, in der heidnische und christliche Begriffe miteinander ringen oder, vielleicht richtiger, sich durchdringen und amalgamiren. Leider entbehren wir positiver Nachrichten, welche es ermöglichten, die Grenzen dieser Lebensabschnitte in befriedigender Weise abzustecken. Diesem Mangel abzuhelfen, hat man namentlich die Hymnen herangezogen, die in dem Fortschreiten von der plotinisch-philosophischen zur christlich-dogmatischen Trinitätslehre einen interessanten Messer für die jeweiligen religiösen Anschauungen ihres Verfassers zu bieten schienen. Indes weichen die Resultate der Gelehrten, die sich mit dieser Frage eingehender beschäftigt haben, zu sehr voneinander ab, als daß man dieselben für gesichert ansehen dürfte. Während z. B. Volkmann meint: „Höchstens diesen letzten (10.) Hymnus könnte Synesius als Bischof geschrieben haben, vielleicht im wehmüthigen Bewußtsein, daß die poetische Begeisterung früherer Zeiten von ihm gewichen war, und in sehnsüchtigem Hinblick auf die endliche ‚Erlösung von den Leiden dieses irdischen schuldbeladenen Lebens'", ist Bardenhewer nach dem Vorgange von Kraus geneigt, „die ausgesprochen christlichen Hymnen 7 und 9" in die bischöfliche Zeit zu verlegen. Nach Kraus hätten wir in die erste Periode vor 402 die ersten drei, wahrscheinlich den vierten, vielleicht den sechsten Hymnus zu setzen; in die Zeit von 402 bis 409 den fünften und achten, vielleicht den neunten; in die Zeit von 409 bis 413 den siebenten und zehnten, vielleicht auch den neunten. Dagegen ist W. Christ in seiner Anthologia graeca der Meinung, daß Synesius von den

[1] „Wohlauf, helltönende Zither, nach dem Tejischen Gesange, nach den Lesbischen Weisen singe in erhabneren Hymnen ein dorisches Lied, nicht auf zarte Jungfraun, voll lieblichen Gelächters, nicht auf anmuthiger Knaben blühende Jugendkraft; denn die reine Zeugung der göttlichen Weisheit treibt mich, zu göttlichem Sang die Saiten der Zither zu schlagen."

zehn Hymnen fünf (5. 7. 8. 9. 10) als Christ gedichtet habe, während Fabricius sogar sämtliche Hymnen für christlich hält [1].

Auffallend ist das Urtheil, das Volkmann über die Hymnen des Synesius fällt. „Einen wirklichen Beleg nun für den allmählich sich vollziehenden Uebergang des Synesius vom Platonismus zum Christenthum geben uns seine bereits erwähnten Hymnen. . . Der poetische Werth derselben ist gering. Namentlich die erstern und zugleich ältern derselben sind vollgepfropft von theosophischen Spitzfindigkeiten, die oft genug in ganz prosaischer Dürre uns entgegentreten und wohl ein phantastisches Ringen nach anschaulicher Erfassung des Unbegreiflichen bekunden, aber durch den ebendeshalb ihnen anhaftenden Stempel des Unfertigen und Formelhaften den Leser zu einem Genuß der poetischen Einkleidung nicht kommen lassen. Ermüdend wie die phantastische Weitschweifigkeit des Inhaltes ist aber auch die ganz monotone Form des gewählten Metrums, Anakreonteen und kurze anapästische Verschen ohne alle strophische Gliederung. Erst vom fünften Hymnus an tritt mit dem allmählichen Verschwinden jener krankhaft verworrenen Mystik eine Wendung zum Bessern ein. Die Gedanken werden klarer und einfacher, der Ausdruck gleichmäßiger und schon dadurch poetischer, daß die Anklänge an die prosaische Terminologie des philosophischen Hörsaals fortbleiben. Aber auch hier erhebt sich Synesius selten in seiner Leistung über eine mittelmäßige Versification. Er war ebensowenig wirklicher Dichter als selbständiger Denker. Immerhin legen aber auch die Hymnen Zeugniß ab für sein ungemeines Formtalent, das sich uns bereits auf den verschiedenen Gebieten der sophistischen Prosa so glänzend bewährt hat. Sie lassen uns ferner sein unablässiges Streben nach religiöser Erkenntniß in seiner ganzen Tiefe erkennen und sind daher besonders geeignet, das Interesse, welches uns eine eingehende Betrachtung seiner ganzen edeln Persönlichkeit namentlich wegen ihres Verhaltens zum Christenthum einflößt, zu erhöhen.“ Dieses Urtheil ist um so auffallender, als man den höhern Schwung und die reichere Phantasie, die im Gegensatze zu den nüchternen Lateinern die griechische Hymnodie auszeichnen, gern mit einem Hinweise auf Synesius zu begründen pflegt. Durch seine Länge ermüdend ist allerdings der dritte Hymnus; die übrigen aber verdienen, einschließlich der ältern, sicher das Prädicat „schwungvoll“, das Fortlage, ein feiner Aesthetiker, ihnen gibt, während Petau gerade von den ältern rühmt, daß ein erhabenes Feuer der Empfindung in ihnen glühe (affectus ardentissimos ac sublimissimos spirant). Die neuplatonischen Philosopheme aber, welche diese Hymnen in das Gewand dichterischer Sprache hüllen, sind ja selbst eine Art Poesie, mehr der schöpferischen Einbildungskraft als der kalten Ueberlegung entsprungen.

[1] Diese Ansicht ließe sich, hätten wir von Synesius nur seine Hymnen, ohne allzugroße Schwierigkeit aufrecht erhalten, sobald wir annähmen, er habe sich aus neuplatonischen Philosophemen und christlichen Lehren, namentlich in deren Formulirung durch Origenes, eine Art eklektischer Privatreligion gebildet (deren Gegensätzlichkeit gegen die Orthodoxie jener Tage er sich augenscheinlich bewußt war). Die durchgreifenden Schwierigkeiten liegen in andern Schriften des Synesius, während ein zwingender Grund für die Annahme des Fabricius nicht ersichtlich ist.

Der erste Hymnus singt nach einer längern Einleitung das Lob der Gottheit:

Horch, singet die Cikade,
Die Thau der Frühe trinket?
Es schwirren mir die Saiten
Von selbst, und mich umfliegen
Geheimnißvolle Laute:
Welch Lied wird mir geboren
In göttlicher Befruchtung?

Der selbsterzeugte Ursprung,
Regent und Vater aller,
In Höhen, unerzeuget,
Auf hehren Himmelsgipfeln
Sich freuend ew'ger Ehre,
So thront er ohne Wanken.
Die Eins vor aller Einheit,
Der Wesen erstes Wesen,
Der Vielheit Gegensätze
Vereinigend und zeugend
In mystischer Gebärung,
Wodurch es neu hervorspringt
In urentspross'ner Formung
Als Einheit im Hervorfluß
Mit dreigetheiltem Wesen.
Den mystischen Urquell krönet
Die Schönheit der Erzeugten,
Dem Mittelpunkt entströmend,
Den Mittelpunkt umkreisend. (Fortlage.)

„Aber schweige, allzu kühne Cither, schweige und bringe nicht unter die Menge die heiligsten Geheimnisse; geh, singe Irdisches; Schweigen decke, was droben ist." Damit wendet sich der Dichter der Betrachtung der Welt, vor allem des Menschengeistes zu, der ein Ausfluß des ewigen Geistes (des νοῦς)[1] ist, der in seiner Gesamtheit das All durchdringt und erhält und sich in verschiedene Formen zertheilt; ein Theil bildet die Sterne, ein Theil die Engel, ein dritter nimmt irdische Gestaltung an.

Vom Ursprung ferne trank er
Das dunkele Vergessen,
Und sah mit blindem Kummer
Erstaunt das trübe Erdreich.
Ein Blick aus Gott im Stoffe,
So wohnt er drin, ein Lichtglanz
Dem nachtbedeckten Auge.

---

[1] Kraus scheint zu irren, wenn er sagt, der νοῦς werde in diesem Hymnus nicht genannt; vgl. v. 82 sq.: νόος ἄφθιτος, τοκήων θεοκοιράνων ἀπορρώξ.

Auch ist in den Gesunknen
Noch Hebungskraft geblieben,
Daß sie, die Wogen fliehend,
Des Lebens kummerlose
Und heil'ge Pfade richten
Zur Wohnung des Erzeugers.

Hieran reiht sich unmittelbar der schöne Abschluß des ganzen Gedichtes:

O glücklich, wer, dem Hunger-
Gebell des Stoffs entfliehend,
Empor mit leichtem Schwunge
Zu Gott die Schritte richtet!
O glücklich, wer nach Irrsal,
Nach Kummer und nach bittren,
Der Erd' entsproßten Sorgen
Des Geistes Pfad betretend
Das tiefe Gotteslicht schaut!
Schwer ist's, emporzuheben
Das Herz mit vollen Schwingen
Des Zugs, der aufwärts führet.
Verstärke nur den Aufschwung
Des Triebs nach geist'gen Welten.
Noch wird er dir erscheinen,
Der Vater, Händ' ausstreckend.
Ein vorgeeilter Lichtstrahl
Wird leuchten deinen Pfaden,
Dir aufzuthun das geist'ge
Gefild, der Schönheit Ursprung.

Wohlauf, o Seele, trinkend
Aus ew'gem Quell des Guten
Und flehend zum Erzeuger,
Steig ohne Zögern aufwärts,
Der Erde laß die Erde.
Dann jauchzest du geeinigt,
Ein Gott, mit Gottes Wesen. (Fortlage.)

Poetischer noch erscheint der zweite Hymnus, ein Morgenlied, das nochmals die Entwicklung der Wesen aus dem Urwesen zum Vorwurfe nimmt und uns wo möglich noch tiefer in die „überschwängliche, fast trunkene Mystik" des spätern Platonismus hineinführt, zugleich aber mit der Erwähnung des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes einen neuen bedeutenden Schritt des Dichters dem Christenthume zu bezeichnet. Das anakreontische Versmaß des Originals verlangt, daß in der deutschen Nachbildung die dritte Silbe durch energische Betonung hervorgehoben werde.

Πάλι φέγγος, πάλιν ἀώς,	Wieder Licht uns, wieder Frühroth,
πάλιν ἀμέρα προλάμπει	Wieder blinkt der Glanz des Tages
μετὰ νυκτίφοιτον ὄρφναν·	Nach der Nacht unstätem Dunkel;
πάλι μοι λίγαινε, θυμέ,	Wieder singe mir, o Seele,

θεὸν ὀρθρίοισιν ὕμνοις,	Singe Gott im Morgenliede,
ὃς ἔδωκε φέγγος ἀοῖ,	Der dem Tage seine Strahlen,
ὃς ἔδωκε ἄστρα νυκτὶ,	Der der Nacht gab ihre Sterne,
περικοσμίαν χορείαν.	Die im Reih'n die Welt umkreisen.
πολυκύμονος μὲν ὕλας	Es bedeckte schon der Aether
ἐκάλυψε νῶτον αἰθὴρ	Des erregten Stoffes Rücken,
πυρὸς ἐμβεβὼς ἀώτῳ,	Ueber Feuerflocken schreitend,
ἵνα κυδίμα σελάνα	Wo den niedrigsten der Kreise
πυμάταν ἄντυγα τέμνει·	Der erlauchte Mond durchschneidet.
ὑπὲρ ὀγδόαν δὲ δίναν	Ob der achten Windung aber
ἑλίκων ἀστροφορήτων	Der gestirnten Himmelsringe
ῥόος ἀστέρων ἔρημος	Ist ein Strom, ein sterneloser,
ὑποκολπίους ἐλαύνων	Der in seinem Schoß bewegend
πτύχας ἀντίον θεοίσας	Die entgegenläuf'gen Sphären
μέγαν ἀμφὶ νοῦν χορεύει,	Um den großen Geist sich drehet,
ὃς ἄνακτος ἄκρα κόσμου	So der höhern Welten Höhen
πολιοῖς ἔρεψε ταρσοῖς.	Mit der Flügel Grau bedachet.
τὰ πρόσω μάκαιρα σιγὰ,	Und darüber sel'ges Schweigen
νοερῶν τε καὶ νοητῶν	Die untheil'ge Theilung birget
ἄτομον τομὰν καλύπτει.	Des Verstandes und Gedankens [1].
μία παγὰ, μία ῥίζα	Nur ein Quell, nur eine Wurzel,
τριφαὴς ἔλαμψε μορφά·	Doch ein dreifach Licht entströmt ihr:
ἵνα γὰρ βυθὸς πατρῷος,	Wo des Vaters Tiefe, dorten
τόθι καὶ κύδιμος υἱὸς,	Auch der Sohn ist, der erhabne,
κραδιαῖόν τε λόχευμα,	Der dem Vaterherz entkeimte,
σοφία κοσμοτεχνῖτις·	Dessen Weisheit schuf die Welten,
ἑνοτήσιόν τε φέγγος	Dort erglänzt des Heil'gen Geistes
ἁγίας ἔλαμψε πνοιᾶς.	Süßes Licht, das sie umschlinget.
μία παγὰ, μία ῥίζα	Nur ein Quell, nur eine Wurzel
ἀγαθῶν ἀνέσχεν ὄλβον	Alle Schätze barg des Segens
ὑπερούσιόν τε βλάσταν	Und der Knospe Wesensfülle,
γονίμοις ζέοισαν ὁρμαῖς·	Von des Lebens Trieben schwellend,
τὰ τ' ἐνουσίων προλάμπει	Und das Licht, das wunderbare,
μακάρων ἀγητὰ φέγγη.	Das der sel'gen Gottheit leuchtet.
ὅθεν ἐγκόσμιος ἤδη	Diesem Quell der Herrscher Reigen
χορὸς ἀφθίτων ἀνάκτων	Der unsterblichen entströmte,
γενετήριόν τε κῦδος	Die den Ruhm des ew'gen Vaters,
τό τε πρωτόσπορον εἶδος	Die des Erstgebornen Schönheit
νοεροῖς ἔμελψεν ὕμνοις·	In erhabnen Liedern feiern.
πέλας εὐμενῶν τοκήων	In der güt'gen Zeuger Nähe
στρατὸς ἀγγέλων ἀγήρως,	Ist der Engel ew'ge Jugend,
τὰ μὲν ἐς νόον δεδορκὼς	Die den Urquell theils der Schönheit
δρέπεται κάλλεος ἀρχὰν,	In dem ew'gen Geist erkennen,
τὰ δ' ἐς ἄντυγας δεδορκὼς	Zu den Sphären theils sich wenden
διέπει βένθεα κόσμου,	Und der Welten Bau beherrschen,
τὸν ὕπερθε κόσμον ἕλκων	Die erhabne Ordnung wahrend

[1] Des Intelligenten und Intelligibeln.

νέατας καὶ μέχρις ὕλας,
ἵνα δαιμόνων ὅμιλον
φύσις ἱζάνοισα τίκτει
πολύθρουν καὶ πολυμήταν·
ὅθεν ἥρως, ὅθεν ἤδη
περὶ γᾶν σπαρεῖσα πνοιὰ
χθονὸς ἐζώωσε μοίρας
πολυδαιδάλοισι μορφαῖς·
τὰ δὲ πάντα σεῖο βουλᾶς
ἔχεται· σὺ δ᾽ ἐσσὶ ῥίζα
παρεόντων, πρό τ᾽ ἐόντων,
μετεόντων, ἐνεόντων·
σὺ πατὴρ, σὺ δ᾽ ἐσσὶ μάτηρ,
σὺ δ᾽ ἄρρην, σὺ δὲ θῆλυς,
σὺ δὲ φωνά, σὺ δὲ σιγά,
φύσεως φύσις γονῶσα,
σὺ δ᾽ ἄναξ, αἰῶνος αἰών.
τὸ μὲν ᾗ θέμις βοᾶσαι·
μέγα χαῖρε, ῥίζα κόσμου,
μέγα χαῖρε, κέντρον ὄντων,
μονὰς ἀμβρότων ἀριθμῶν,
προανουσίων ἀνάκτων.
μέγα χαίροις, μέγα χαίροις,
ὅτι πὰρ θεῷ τὸ χαίρειν·
ἐπ᾽ ἐμοῖς ἵλαον οὖας
τάνυσον χοροῖσιν ὕμνων·
σοφίας ἄνοιγε φέγγος,
κατάχει κύδιμον ὄλβον,
κατάχει χάριν λιπῶσαν
βιοτᾶς γαληνιώσας,
πενίαν ἐκτὸς ἐλαύνων
χθονίαν τε κῆρα πλούτου·
μελέων ἔρυκε νούσους,
παθέων δ᾽ ἄκοσμον ὁρμὰν
φρενοχηδεῖς τε μερίμνας
ἀπό μοι ζωᾶς ἐρύκοις,
ἵνα μὴ τὸ νοῦ πτέρωμα
ἐπιβρίσῃ χθονὸς ἄτα·
ἄνετον δὲ ταρσὸν αἴρων
περὶ σὰς ὄργια βλάστας
τὰ πανάρρητα χορεύσω.

Bis hinab zum tiefsten Stoffe,
Wo die Weltenseele kauert
Und das Heer gebiert der Teufel,
Der verschlagnen, ruhelosen.
Von woher der Held, der Geist sich
Auf die Erde einst ergossen,
Um in wechselreichen Formen
Ihre Theile zu beleben.
Ja, nach deinem Rathe alles
Sich vollzieht, du bist die Wurzel
Des, was ist und was gewesen,
Was da sein wird und was möglich.
Du bist Vater, du bist Mutter,
Du bist Mann und Weib vereinigt,
Du bist Stimme, du bist Schweigen,
Die Natur du der Natur bist,
Du, o Herr, die Zeit der Zeiten,
Wenn wir also mögen lallen.
Sei gegrüßt, der Welten Wurzel,
Sei gegrüßt, der Wesen Mitte,
Ewig Eins der ew'gen Zahlen,
Dieser wesenlosen Herrscher.
Ewig Heil dir, ewig Heil dir,
Denn bei dir, o Gott, das Heil ist.
Zu dem Reigen meines Liedes
Mir dein Ohr in Gnaden neige,
Laß der Weisheit Licht mir leuchten,
Gieß herab mir Heil und Segen,
Gieß herab mir Huld und Gnade,
Gieb ein Leben mir des Friedens,
Von mir ab die Armut treibe
Wie die Erdenpest des Reichthums;
Von den Gliedern wehre Krankheit
Wie der Lust unlautre Flammen,
Auch den Gram, den Herzverzehrer,
Von der Seele ferne halte,
Daß nicht irdisches Verhängniß
Meines Geistes Schwingen lähme,
Sondern leicht den Fittich lüftend
Um den Sohn, den wunderbaren,
Er in sel'gem Schauen kreise.

Daß dieser Hymnus, dessen hohe poetische Schönheit unverkennbar ist, einen Compromiß zwischen neuplatonischen und christlichen Ideen, eine Umwandlung der Trinitätslehren des Proklus und Jamblichus in die christliche bedeutet, liegt klar zu Tage; an die Stelle von πατήρ, δύναμις und νοῦς sind Vater, Sohn und Heiliger Geist als eine Ausgestaltung des Urwesens getreten. Ob diese Hinentwicklung zum christlichen Dogma des Synesius eigene Erfindung, ob sie ein aus dem

Hörsaal der Hypatia Ueberkommenes war, ist schwer zu entscheiden. Doch ist ersteres wahrscheinlicher, da Synesius auf der betretenen Bahn noch weiter fortschreitet.

Der dritte Hymnus des Synesius, der umfangreichste von allen, ist, wie aus dem Inhalte desselben ersichtlich wird, nach der Rückkehr des Dichters aus Konstantinopel in der libyschen Heimat entstanden. Vielleicht war der lange Aufenthalt am Bosporus, wo damals eine Hauptschlagader kirchlichen Lebens pulsirte, nicht ohne Einfluß auf die geistige Entwicklung des jugendlichen Dichter-Philosophen. War die Trinität, der wir in den vorhergehenden Hymnen begegneten, noch eine von diesem getrennte Emanation des Urwesens, so finden wir hier bereits Urmonade und Trias verbunden und identificirt:

Ὑμνῶ σε, μονάς,
Ὑμνῶ σε, τριάς.
Μονὰς εἶ, τριὰς ὤν,
Τριὰς εἶ, μονὰς ὤν.

Der Vater ist nunmehr der Grund, dem alle Entwicklung innerhalb der Gottheit entspringt; ihm werden die Attribute zugewiesen, mit denen wir bisher die Urmonade bedacht sahen: er ist Vater aller Väter, Selbst-Vater (αὐτοπάτωρ), Vor-Vater (προπάτωρ), Ohne-Vater (ἀπάτωρ), Sohn seiner selbst, das Eins vor der Einheit, der Wesen Same, das Centrum des Alls, der überwesentliche Verstand (προανούσιε νοῦ), die Wurzel der Welt, Quell der Quellen, Anfang der Anfänge, Wurzel der Wurzeln, Einheit der Einheiten, Zahl der Zahlen, Einheit und Zahl, Verstand und Gedanke (νοῦς καὶ νοερός) u. s. f. Der Sohn (παῖς), vom Vater geboren, ist zugleich die Weisheit, der Weltbildner, im folgenden Hymnus auch das Wort (λόγος). Der Heilige Geist (πνοιά), unaussprechlich und überwesenhaft, erscheint als der Rath des Vaters und als die Mitte zwischen Vater und Sohn einnehmend. „Unaussprechlicher Sohn des unaussprechlichen Vaters“, so wendet sich der Dichter an letztern, „deinetwegen geschah die Zeugung, und durch die Zeugung bist du selbst erschienen, erschienen zugleich mit dem Vater durch den Rath des Vaters. Du aber, Rath des Vaters, bist stets bei dem Vater. Nicht einmal die tieffluthende Zeit sah diese Geburten, noch kennt die greise Ewigkeit die nie abgesponnene Zeugung.“ Zwei Unterschiede trennen vor allem den Trinitätsbegriff unseres Dichters von dem christlich-kirchlichen, von dem wir uns allerdings gegenwärtig halten müssen, daß derselbe auch innerhalb der christlichen Gemeinschaft ein noch vielfach umstrittener war. Einmal scheint sich Synesius den Unterschied zwischen den drei göttlichen Personen als ein lediglich Gedachtes vorgestellt zu haben:

Νοερὰ δὲ τομὰ
Ἄσχιστον ἔτι
Τὸ μερισθὲν ἔχει,

es sei denn, wir könnten νοερὰ δὲ τομὰ auffassen nicht als eine bloß „logische Theilung“, sondern als eine auf dem Gebiete des „Erkennens und Gedankens“ sich vollziehende. Aus dieser Anschauung heraus wird ja der Sohn das geistige

Wort, der Gedanke, das Bild des sich selbst erkennenden Vaters genannt. Es bliebe alsdann nur der zweite Unterschied bestehen, demzufolge Synesius, wie es scheint, den Sohn vom Vater durch den Rath, d. h. den Heiligen Geist, gezeugt werden läßt, im Gegensatze zu der in der griechischen Kirche geläufigen Formel, derzufolge der Heilige Geist vom Vater durch den Sohn ausgeht. „Erlauchter Sohn des unaussprechlichen Vaters", so der vierte Hymnus, der mit dem dritten auf gleichem Boden steht, „dich, o Seliger, preise ich mit dem großen Vater zugleich, und deine Geburt aus dem Vater, den Zeugungswillen des Vaters, das vermittelnde Princip, den Heiligen Geist, das Centrum des Vaters, das Centrum auch des Sohnes. Er ist Mutter, er ist Schwester, er ist Tochter, entbindend die verborgene Wurzel. Denn damit der Vater sich in den Sohn ergieße, fand die Ergießung selbst die Knospe und stand in der Mitte, Gott von Gott."

Von Interesse, wenngleich unter anderer Rücksicht, ist eine weitere Stelle des dritten Hymnus, aus der die einen ableiten wollten, Synesius müsse, als er in Konstantinopel weilte, bereits Christ gewesen sein, während andern dieselbe Stelle als ein Beweis für sein Heidenthum erschien. Er erzählt nämlich, wie er während seines thrakischen Aufenthaltes, von Kummer und Sorge niedergebeugt, die verschiedenen Heiligthümer besucht und in denselben sein Gebet verrichtet habe:

Νηοὶ δ᾽ ὁπόσοι
δόμηθεν, ἄναξ,
ἐπὶ σαῖς ἁγίαις
τελετηφορίαις,
ἐπὶ πάντας ἔβαν·
πρηνὴς ἱκέτας
δάπεδον βλεφάρων
δεύων νοτίσι,
μή μοι κενεὰν
ὁδὸν ἀντᾶσαι.
ἱκέτευσα θεοὺς
δρηστῆρας ὅσοι
γόνιμον Θρήκης
κατέχουσι πέδον,
οἵ τ᾽ ἀντιπέρην
Χαλκηδονίας
ἐφέπουσι γυίας,
οὓς ἀγγελικαῖς
ἔστεψας, ἄναξ,
αὐγαῖσι, τεοὺς
ἱεροὺς προπόλους [1].

[1] „Die Tempel aber, so viel ihrer erbaut sind deinen heiligen Mysterien, besuchte ich alle, hilfeflehend fiel ich nieder, den Boden mit dem Thau meiner Wimpern befeuchtend, damit meine Reise nicht erfolglos bleibe. Die Götter flehte ich an, die dienenden, so viel ihrer den fruchtbaren Boden Thrakiens innehaben oder gegenüber Chalcedons Gefilde beherrschen, die du, o Herrscher, mit Engelglanze gekrönt hast, deine heiligen Diener."

„All diese Uebungen der Frömmigkeit und Religion“, bemerkt hierzu Petau, „können, so scheint es, nur von einem Christen ausgegangen sein.“ Dagegen kommen Kraus und Volkmann, unabhängig voneinander, zu der Ansicht, daß Synesius, obwohl Heide, die christlichen Kirchen besuchte, „nicht aus Neugierde, sondern um darin zu beten“. Die Engel und Heiligen, denen diese Kirchen geweiht waren, erscheinen ihm als ebensoviele untergeordnete Gottheiten (θεοὶ δρηστῆρες) oder gute Dämonen. Dieser Anschauung ist um so mehr beizupflichten, als es in dem Konstantinopel des Arkadius und des hl. Chrysostomus so viele heidnische Tempel in und bei der Stadt wohl nicht dürfte gegeben haben.

Wenden wir uns nunmehr den ausgesprochenermaßen christlichen Hymnen zu, mit denen Synesius in die erlauchte Schar der heiligen Sänger und zwar in deren vorderste Reihen eintritt. Man braucht den poetischen Flug, die oft großartig-phantastische Weise der ältern Hymnen keineswegs zu verkennen, um zu fühlen, daß in diesen christlichen Hymnen das Feuer echter dichterischer Begeisterung reiner und darum auch höher emporlodert. Gleich der erste derselben, der fünfte, wohl der schönste von allen, feiert den Sohn der Jungfrau mit dithyrambischem, selten erreichtem Schwunge der Phantasie und Empfindung.

Ὑμνῶμεν κοῦρον νύμφας,	Den Sohn der Maid laßt singen,
νύμφας οὐ νυμφευθείσας	Der Maid uns, unberühret
ἀνδρῶν μοιραίαις κοίταις·	Von erdgebornem Manne,
ἄρρητον πατρὸς βουλὰν,	Des Vaters tiefen Rathschluß,
ἑσπέραν Χριστοῦ γένναν.	Des Christes späte Ankunft.
ἁ σεμνὰ νύμφας ὠδὶς	Die Maid gebar, die hehre,
ἀνθρώπου φῆνεν μορφὰν,	Ihn, der dem Menschen gleichend
ὃς θνατοῖσιν πορθμευτὰς	Urew'gen Lichtes Träger
ἦλθεν φωτὸς παγαίου·	Sich Sterblichen gesellet.
ἁ δ' ἄρρητος εὐβλάστα	Aus ew'ger Wurzel keimet
αἰώνων οἶδεν ῥίζαν.	Die namenlose Knospe.
αὐτὸς φῶς εἶ παγαῖον,	Du selbst des Lichtes Born bist,
συλλάμψασ' ἀκτὶς πατρὶ,	Ein Strahl mit deinem Vater,
ῥήξας δ' ὀρφναίαν ὕλαν	Der Erdenmacht durchbrechend
ψυχαῖς ἐλάμπεις ἁγναῖς·	In heil'gen Seelen leuchtet.
αὐτὸς μὲν κόσμου κτίστας,	Du bist der Welten Schöpfer,
κλεινῶν σφαιροτὰς ἄστρων,	Der Bildner der Gestirne,
κέντρων γαίας ῥιζωτὰς,	Des Erdenballes Gründer,
αὐτὸς δ' ἀνθρώπων σωτήρ.	Du bist der Menschen Heiland.
σοὶ μὲν Τιτὰν ἱππεύει,	Dir rollt der Sonnenwagen,
ἀοῦς ἄσβεστος παγά,	Des Tags lebend'ge Quelle,
σοὶ δ' ἁ ταυρῶπις μήνα	Dir hellt der Nächte Dunkel
τὰν νυκτῶν ὄρφναν λύει,	Der Mond, der rundgehörnte;
σοὶ καὶ τίκτονται καρποὶ,	Dir sprießen rings die Früchte,
σοὶ καὶ βόσκονται ποῖμναι.	Es weiden dir die Herden.
ἐκ σᾶς ἀρρήτου παγᾶς	Aus unnennbarer Quelle
ζείδωρον πέμπων αἴγλαν,	Belebend Licht du spendest,
πιαίνεις κόσμων ταρσούς.	Belebend deine Welten.

ἐκ σῶν βλάστησεν κόλπων
καὶ φῶς καὶ νοῦς καὶ ψυχά.
τὰν σὰν οἴκτειρον κούραν
γυίοις εἰρχθεῖσαν θνάτοις
μοίρας θ᾽ ὑλαίοις μέτροις·
νούσων ἐκσώζοις λώβας
ἀσκηθῆ γυίων ἀλκάν.
νεῦσον μὲν μύθοις πειθώ,
νεῦσον δ᾽ ἔργοισιν κῦδος
ἀρχαίαις πρέψαι φάμαις
τὰς Κυράνας καὶ Σπάρτας·
λύπαις δ᾽ ἄστιπτος ψυχὰ
πραεῖαν ζωὰν ἕλκοι
θρέπτειραν, δισσὰς γλήνας
ἐς σὸν φέγγος τείνοισα·
ὡς ἐξ ὕλας φοιβαθεὶς
ἀστρέπτους οἴμους σπεύσω,
φύξηλις γαίας μόχθων
μιχθῆναι ψυχᾶς παγᾷ.
τοίαν ἄχραντον ζωὰν
τῷ σῷ κραίνοις φορμικτῇ,
εὖτ᾽ ἂν σοι στέλλων μολπάν,
τὰν σὰν κυδαίνων ῥίζαν,
μήκιστον πατρὸς κῦδος,
καὶ τὰν σύνθωκον πνοιὰν
μέσσαν ῥίζας καὶ βλάστας,
καὶ πατρὸς μέλπων ἀλκὰν
τοῖς σοῖς ὕμνοις ἀμπαύω
κλεινὰν ὠδῖνα ψυχᾶς.
χαίροις, ὦ παιδὸς παγά,
χαίροις, ὦ πατρὸς μορφά·
χαίροις, ὦ παιδὸς κρηπίς,
χαίροις, ὦ πατρὸς σφραγίς·
χαίροις, ὦ παιδὸς κράτος,
χαίροις, ὦ πατρὸς κάλλος·
χαίροις δ᾽ ἄχραντος πνοιά,
κέντρον κούρου καὶ πατρός.
τάν μοι πέμποις σὺν πατρὶ
ἄρδοισαν ψυχᾶς ταρσούς,
κραίντειραν θείων δώρων.

Aus deinem Herzen keimet
Das Licht, der Geist, die Seele.
Erbarm' dich deiner Tochter,
Die dieser Staub der Erde,
Der Leib des Todes drücket.
Vor allem Siechthum wahre
Der Glieder rüst'ge Stärke,
Verleihe Kraft den Worten,
Verleih den Werken Nachruhm,
Zu altem Heldenthume
Kyrene weck und Sparta;
Die Seele frei von Kummer,
Ein Leben des Gedeihens,
Des Friedens leb', die Augen
Zu deinem Licht gewendet,
Damit dem Staub entschlagen
Ich unaufhaltsam eile,
Die Welt der Leiden fliehend,
Im Lebensquell zu baden.
Solch unbeflecktes Leben
Verleihe deinem Sänger;
Wenn dir ich Sang erhebe,
Zu preisen deine Wurzel,
Den höchsten Ruhm des Vaters,
Den Geist, der in der Mitte
Von Wurzel thront und Knospe,
Und sing des Vaters Stärke,
Dann laß in deinem Lob mich
Den Schmerz der Seele lindern.
Gegrüßt sei, Quell des Sohnes,
Gegrüßt, des Vaters Gleichniß;
Gegrüßt sei, Thron des Sohnes,
Gegrüßt des Vaters Abbild;
Gegrüßt sei, Kraft des Sohnes,
Gegrüßt, des Vaters Schöne;
Gegrüßt, o Geist allreiner,
Der Sohn und Vater einet;
Ihn sende, Christ, vom Vater,
Daß er der Seele Schwingen
Mit Thau der Gnade netze.

Auch der folgende Hymnus, der sechste, ist ganz dem Lobe des göttlichen Sohnes gewidmet, und wenngleich er wieder einen mystischern Ton anzustimmen scheint, ist doch kein Moment in demselben enthalten, das uns nöthigte, diesen Sang einer frühern Zeit zuzuweisen. Christologisch ist nicht minder der siebente Hymnus, den wir füglich als Epiphanie-Hymnus bezeichnen können.

Πρῶτος νόμον εὑρόμαν	Der erste ich fand den Brauch,
ἐπὶ σοί, μάκαρ, ἄμβροτε,	Dir, sel'ger, unsterblicher,
γόνε κύδιμε παρθένου,	O edelster Sproß der Maid,
Ἰησοῦ Σολυμήϊε,	Dir, Jesu von Solyma,
νεοπαγέσιν ἁρμογαῖς	Zu singen zum Lautenschlag,
κρέξαι κιθάρας μίτους.	Neufügend der Weisen Bau.
ἀλλ' εὐμενέοις, ἄναξ,	Du aber sei huldreich, Herr,
καὶ δέχνυσο μουσικὰν	Laß gnädig gefallen dir
ἐξ εὐαγέων μελῶν.	Der Töne bewegtes Spiel.
ὑμνήσομεν ἄφθιτον	Dir sing' ich, Unsterblicher,
θεὸν υἷα θεοῦ μέγαν,	Erhabener Gottessohn,
αἰωνοτόκου πατρὸς	Gezeuget von Ewigkeit,
τὸν κοσμογόνον κόρον,	O Sohn, der die Welten schuf,
τὰν παντομιγῆ φύσιν,	Des Wesen das All durchdringt,
σοφίαν ἀπερείσιον,	Des Weisheit ohn' Ende ist,
τὸν ἐπουρανίοις θεόν,	Der als Gott du im Himmelreich,
τὸν ὑποχθονίοις νέκυν.	Der als Mensch du im Todtenland!
ἐχύθης ὅτ' ἐπὶ χθονὶ	Als einst du zur Erde kamst
βροτέας ἀπὸ νηδύος,	Aus sterblichem Mutterschoß,
μάγος ἁ πολύφρων τέχνα	Da staunte verwundert an
ἐξ ἀστέρος ἀντολὰς	Der Magier helle Kunst
θάμβησεν ἀμήχανος,	Den Stern, der am Himmel stand.
τί τὸ τικτόμενον βρέφος,	Wer ist das geborne Kind?
τίς ὁ κρυπτόμενος θεός,	Wer ist der verborgne Gott?
θεὸς ἢ νέκυς ἢ βασιλεύς·	Ist's ein König, ein Mensch, ein Gott?
ἄγε δῶρα κομίζετε	Auf, bringet ihm Gaben dar,
σμύρνης ἐναγίσματα,	Die Myrrhe als Todtengift,
χρυσοῦ τ' ἀναθήματα,	Das Gold ihm als Weihgeschenk
λιβάνου τε θύη καλά.	Und lieblichen Weihrauchs Duft.
θεὸς εἶ, λίβανον δέχου,	Du bist Gott, nimm den Weihrauch hin,
χρυσὸν βασιλεῖ φέρω,	Du bist König, nimm hin das Gold,
σμύρνη τάφος ἁρμόσει.	Auf dein Grab ich die Myrrhe leg'.
καὶ γᾶν ἐκάθηρας,	Das Land du gereiniget,
καὶ πόντια κύματα	Die Wogen des Weltenmeers
καὶ δαιμονίας ὁδοὺς,	Und die Pfade der Geister hast,
ῥαδινὰν χύσιν ἀέρος,	Das bewegliche Reich der Luft,
καὶ νερτερίους μυχοὺς,	Die Verließe der Unterwelt,
φθιμένοισι βοηθόος	Als, ein Retter der Schmachtenden,
θεὸς εἰς ἀΐδην σταλείς·	Hinab du zur Hölle fuhrst.
ἀλλ' εὐμενέοις, ἄναξ,	Du aber sei huldreich, Herr,
καὶ δέχνυσο μουσικὰν	Laß gnädig gefallen dir
ἐξ εὐαγέων μελῶν.	Der Töne bewegtes Spiel.

Wir hören in diesem Hymnus sogar die mystische Deutung der Magiergaben vortragen, die später allgemein üblich geworden, in der lateinischen Hymnendichtung aber erst Jahrhunderte später auftritt, obschon sie sich u. a. schon bei Ambrosius findet. Auch der achte Hymnus wendet sich an „den erlauchten Sproß

der Jungfrau" in vertrauensvollem Gebete um die Gaben der Natur und Gnade für sich und die Seinigen.

Zu den schönsten und schwungvollsten Liedern des libyschen Sängers ist wieder der neunte Hymnus zu zählen, trotz des reichlichen mythologischen Schmuckes, ein erhabener Sang von des triumphirenden Gottessohnes Abstieg zur Hölle und Auffahrt zum Himmel. Er beginnt:

Πολυήρατε, κύδιμε,	Geliebter, erhabener,
σὲ, μάκαρ, γόνε παρθένου	O seliger Sohn der Maid
ὑμνῶ Σολυμηΐδος,	Von Solyma, dir ich sing',
ὃς τὰν δολίαν πάγαν	Der die kriechende Schlange du,
χθόνιον μεγάλων ὄφιν	Die ränkeersinnende,
πατρὸς ἤλασας ὀρχάτων.	Aus dem Garten des Vaters triebst.
κατέβας μέχρι καὶ χθονὸς	Du stiegest zur Erd' herab,
ἐπίδημος ἐφαμέροις	Dich gesellend den Sterblichen,
κατέβας δ' ὑπὸ Τάρταρα	Du stiegest zur Unterwelt,
ψυχῶν ὅθι μυρία	Wo der Seelen unzählig Volk
θάνατος νέμεν ἔθνεα.	In Gefangenschaft hielt der Tod.
φρίξεν σε γέρων τότε	Da erschauderte Hades bang
Ἀΐδας ὁ παλαιγενὴς,	Vor dir, der uraltrige,
καὶ λαοβόρος κύων	Und der Hund von der Schwelle wich,
ἀνεχάσσατο βηλοῦ·	Der Völkerverschlinger.
λύσας δ' ἀπὸ πημάτων	Nachdem du von Leid erlöst
ψυχῶν ὁσίους χοροὺς	Die Chöre der Seelen dort,
θιάσοισιν ἀκηράτοις	Du führtest den reinen Zug
ὕμνους ἀνάγεις πατρί.	Lobsingend dem Vater zu.
ἀνιόντα σε, κοίρανε,	Da, Herr, da du aufwärts fuhrst
τὰ κατ' ἠέρος ἄσπετα	Durch den Raum, den unendlichen,
τρέσεν ἔθνεα δαιμόνων,	Erbebte der Geister Heer,
θάμβησε δ' ἀκηράτων	Es staunte der ew'ge Chor
χορὸς ἄμβροτος ἀστέρων	Der lichten Gestirne,
αἰθὴρ δὲ γελάσσας	Und lächelnd der Aether rief,
σοφὸς ἁρμονίας πατὴρ	Der Vater der Harmonie,
ἐξ ἑπτατόνου λύρας	Die Töne der Leier wach,
ἐκεράσσατο μουσικὰν	Der siebenbesaiteten,
ἐπινίκιον ἐς μέλος.	Ein feierndes Siegeslied.
μείδησεν Ἑωσφόρος,	Da lächelte Phosphoros,
ὁ διάκτορος ἁμέρας,	Der Herold des Tages, da
καὶ χρύσεος Ἕσπερος,	Der goldene Hesperos,
κυθερήϊος ἀστήρ·	Der Stern Kytheräas;
ἁ μὲν κερόεν σέλας	Da schmückte mit hellerm Glanz
πλήσασα ῥόου πυρὸς	Der Mond, der gehörnte, sich
ἁγεῖτο σελάνα,	Und führte den Reigen,
ποιμὴν νυχίων θεῶν·	Der silbernen Schafe Hirt;
τὰν δ' εὐρυφανῆ κόμαν	Und die Sonne, sie breitete
Τιτὰν ἐπετάσσατο	Ihr goldenes Haar vor dir
ἄρρητον ὑπ' ἴχνιον·	Zum Teppich der Füße aus;
ἔγνω δὲ γόνον θεοῦ,	Sie erkannte den Gottessohn,

τὸν ἀριστοτέχναν νόον,
ἰδίου πυρὸς ἀρχάν.
σὺ δὲ ταρσὸν ἐλάσσας
κυανάντυγος οὐρανοῦ
ὑπερήλαο νώτων,
σφαίρῃσι δ' ἐπέπτας
νοεραῖσιν ἀκηράτοις,
ἀγαθῶν ὅθι παγά,
σιγώμενος οὐρανός·
ἔνθ' οὔτε βαθύροος
ἀκαμαντοπόδας χρόνος
χθονὸς ἔκγονα σύρων,
οὐ κῆρες ἀναιδέες
βαθυκύμονος ὕλας·
ἀλλ' αὐτὸς ἀγήραος
αἰὼν ὁ παλαιγενής,
νέος ὢν ἅμα καὶ γέρων
τᾶς ἀενάω μονᾶς
ταμίας πέλεται θεοῖς.

Den Geist, der die Welt ersann,
Den Quell ihres Lichtes.
Du aber den Fittich schwangst
Und über das Himmelszelt,
Das blaue, du schwebtest,
Du flogst zu den Kreisen auf,
Den reinen, den geistigen,
Wo die Quelle des Guten
Im schweigenden Himmel fließt;
Dort fluthet nicht ruhelos
Der wirbelnde Strom der Zeit,
Fortschwemmend den Erdensohn,
Dort herrschet nicht rücksichtslos
Der gärenden Stoffe Wucht;
Dort waltet und altert nie
Seit alters die Ewigkeit,
Die Mädchen und Ahn zugleich,
In der ewigen, seligen,
Erhabenen Gottesstadt.

Es ist ein Beweis für das kräftige und gesunde Leben, welches in diesem Hymnus pulsirt, daß die Mythologie, die hier in seltener Fülle als schmückendes Beiwerk verwendet ist, nicht stört, sondern eher erfreut. Da uns sonst ähnliche Verquickung — man braucht nur an die zahlreichen Beispiele aus den Tagen des Humanismus zu denken — stets zum Widerspruche reizt und uns das schönste Lied zu vergällen im stande ist, so muß hier ein besonderer Grund des Gegentheils vorliegen. Ich finde denselben in dem Umstande, daß die mythologische Ausstaffirung uns bei Synesius nicht als etwas Gesuchtes und Affectirtes, nicht als Modehascherei, sondern als etwas völlig Ungezwungenes erscheint, das sich aus dem ganzen geistigen Wesen des Dichters wie von selbst ergibt und versteht.

Es ist schon erwähnt worden, daß ein kurzes und schlichtes Gebet des Dichters als zehnter Hymnus die Sammlung seiner Lieder beschließt. Dasselbe mag passend auch an den Schluß dieser anspruchslosen Zeilen treten, die, alle gelehrte Untersuchung beiseite lassend, keinen andern Zweck verfolgen, als für die Lieder des kyrenäischen Sängers, dieses letzten Hellenen im Gewande des christlichen Bischofs, in weitern Kreisen Interesse zu suchen und gewiß auch zu finden. Sein Schwanensang lautet:

Μνώεο, Χριστὲ,
υἱὲ θεοῖο
ὑψιμέδοντος,
οἰκέτεω σεῦ,
κῆρ' ἀλιτροῖο
τάδε γράψαντος·
καί μοι ὄπασσον
λύσιν παθέων

Christe, gedenke,
Einziggeborner
Gott des Allherrschers,
Deines in Schuld geborenen Knechtes,
Der dies gesungen.
Löse in Huld mein
Herz von der Sünde

κηριτρεφέων,
τά μοι ἐμφυῆ
ψυχᾷ ῥυπαρᾷ·
δὸς δὲ ἰδέσθαι,
σῶτερ Ἰησοῦ,
ζαθέαν αἴγλαν
σὰν, ἔνθα φανεὶς
μέλψω ἀοιδὰν
παίονι ψυχᾶν,
παίονι γυίων,
πατρὶ σὺν μεγάλῳ
πνεύματι δ᾽ ἁγνῷ.

Banden, die meine
Seele befleckend
Mit mir geboren.
Gib, daß dein Licht ich,
Jesu, Erretter,
Schaue, das heil'ge,
Vor deinem Antlitz
Singend mein Lied dir,
Arzt meiner Seele,
Arzt du des Leibes,
Dir mit dem Vater
Und mit dem Geiste.

G. M. Dreves S. J.

Recensionen.

Oeuvres de Saint François de Sales, Évêque et Prince de Genève et Docteur de l'Église. Édition complète d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites, dédiée à N. S. P. le Pape Léon XIII et honorée d'un bref de Sa Sainteté, publiée sur l'invitation de Mgr Isoard, Évêque d'Annecy, par les soins des Religieuses de la Visitation du Ier Monastère d'Annecy.

Tome III: Introduction à la vie devote. LXXII, 366 et 206 p. 8⁰; Tome IV et V: Traitté de l'amour de Dieu. XCIV, 370 et 510 p. 8⁰; Tome VI: Les vrays entretiens spirituels. LXII, 480 p. 8⁰; Tome VII: Sermons, Ier vol. XVI, 490 p. 8⁰; Tome VIII: Sermons, IIe vol. XX, 448 p. 8⁰. Genève, Trembley (Freiburg, Herder), 1893—1897. Preis à Band *Fr.* 8.

Es sind vier Jahre her, seit die ersten beiden Bände dieser wahrhaft prachtvollen Neuausgabe der Werke eines gefeierten Kirchenlehrers in diesen Blättern (Bd. XLIV, S. 371) zur Anzeige gebracht werden konnten. Jene Bände umfaßten die zwei großen polemischen Schriften des Heiligen, die beide der Zeit seiner Jugend und dem Beginne seiner apostolischen Thätigkeit angehören. Schon bei jener Anzeige ist der mustergiltigen Sorgfalt wie den Grundsätzen der Edirung, der vollendet schönen Ausstattung und dem durch Beifügung bisher ungekannter Manuscriptenschätze bereicherten Inhalte der volle Tribut der Anerkennung ausgesprochen worden. Seitdem aber hat dieses Werk einen Fortgang genommen, der es nicht mehr als zutreffend erscheinen läßt, dasselbe einfach als eine „Neuausgabe" zur Anzeige zu bringen. Es bietet keineswegs nur das Alte gefälliger und zuverlässiger, es bringt auch völlig Neues und Unerwartetes. Freilich umfaßt gleich die folgende Abtheilung der Gesamtedition (Bd. III—V) die berühmten und klassischen Werke des Heiligen, und der Herausgeber war daher an den von dem heiligen Lehrer selbst definitiv festgestellten Text (für die Philothea an den von 1619, für die Abhandlung von der Gottesliebe an die Ausgabe von 1616) streng gebunden. Trotzdem mußte schon Bd. III jeden Verehrer des Heiligen freudig überraschen. Vor allem hatte der Herausgeber den glücklichen Gedanken,

in einem eigens paginirten Beibande, als Appendix, die längst völlig ungekannte, aber für die Person des Heiligen überaus interessante allererste Ausgabe des berühmten Büchleins der Philothea von 1608 (datirt 1609), sogar mit dem facsimilirten Titelbilde der ursprünglichen Ausgabe, beizugeben. Den Haupttheil des Bandes füllt dann allerdings der Text der Definitiv-Ausgabe von 1619, aber mit Beifügung aller Aenderungen, welche der Heilige, angefangen von der schon bei der 2. Auflage vollzogenen völligen Umarbeitung, durch zahlreiche, von ihm selbst besorgte Ausgaben hindurch vorgenommen hat. Auch die Manuscripte werden zur Vergleichung herbeigezogen und recht werthvolle Erläuterungen gelegentlich eingestreut. Dazu hat überdies der gelehrte Herausgeber in einer Einleitung von 70 Seiten die ganze Vor- und Nachgeschichte des gefeierten Werkes mit echtem Benediktinerfleiße registrirt. Es ist wohl bekannt, daß nebst dem Büchlein von der Nachfolge Christi kaum je ein Andachtsbuch von seinem ersten Erscheinen an einen so glänzenden und dabei so wohlthätigen Rundgang durch die katholische Welt und durch die Jahrhunderte gemacht hat, wie die Philothea des liebenswürdigen Geisteslehrers von Genf. Es wäre verlockend, in dieser Beziehung eine Parallele zu versuchen mit dem in seiner Art ähnlich erfolgreichen Werke des finstern Genfer Reformators, den 1536 zuerst erschienenen Institutiones religionis christianae des Antipoden unseres Heiligen. Franz von Sales selbst erwähnt gelegentlich, daß, abgesehen von seinen eigenen Neuauflagen, die Philothea innerhalb der ersten zwei Jahre nicht weniger als sechsmal unerlaubterweise nachgedruckt worden ist. Allein in noch weit höherem Grade ist die Vorgeschichte des kostbaren Büchleins interessant und anziehend. Der Herausgeber hat hier durch fleißige und glückliche Forschung sein Meisterstück geleistet, und jeder Verehrer des Heiligen wird ihm dafür hohen Dank wissen. Diese Untersuchung über die „Geschichte der Philothea" hat den Werth einer selbständigen Arbeit und würde bei selbständigem Erscheinen mit großem Interesse aufgenommen werden.

Bei aller Anerkennung für die gelehrte Einleitung sei übrigens eine Meinungsverschiedenheit nicht unterdrückt. Um Inhalt und Tendenz der Philothea in einem Worte zusammenzufassen, definirt der Herausgeber (III, p. XLI) den „Geist" dieses Buches: Cet esprit est essentiellement l'esprit *monastique* ou *religieux.* Wollte er mit diesen Worten den Geist „wahrer Innerlichkeit" bezeichnen oder etwa das, was mit dieser nothwendig verbunden sein muß und großentheils schon von ihr vorausgesetzt wird, die „Losschälung vom eigenen Selbst", so wäre der Gedanke annehmbar, der Ausdruck aber nicht glücklich gewählt. Denn es muß zwar jeder echte Ordensmann und jeder richtige Mönch die wahre Innerlichkeit und jene Losschälung besitzen; allein nicht jede Seele, welche wahre Innerlichkeit errungen hat, braucht deshalb auch dasjenige sich zu eigen zu machen, was dem Mönch oder überhaupt dem homo vitae regularis specifisch eigen ist und ihn von dem frommen Weltmann unterscheidet. Sollte der gelehrte Verfasser der Einleitung aber sein Wort monastique ou religieux im strengen und eigentlichen Sinne verstanden wissen wollen, so wäre es unmöglich, seiner Anschauung beizustimmen. Denn die Philothea ist und wird stets bleiben das klassische Lehrbuch

jener Frömmigkeit, die in wahrer Innerlichkeit besteht, ohne daß etwas Klösterliches oder Mönchisches ihr anhafte. Den gemeinsamen Boden wahrer innerer Frömmigkeit vorausgesetzt, besteht weit eher ein Gegensatz zwischen dem Geiste der Philothea und dem mönchischen Geiste, als daß man beide miteinander identificiren dürfte.

Auch bei den folgenden beiden Bänden hat sich der Herausgeber nicht begnügt, dem sorglich wiedergegebenen Texte der Abhandlung von der Gottesliebe eine gediegene historische Einleitung vorauszuschicken. Durch Anfügung der Varianten aus den Originalhandschriften, durch Hinweis auf Parallelstellen in andern Schriften des Heiligen, durch Inschutznahme des Autors wider ungerechten Tadel und mancherlei werthvolle andere Notizen weiß er den Text noch näher zu beleuchten. Zum Schlusse des zweiten dieser Bände konnte er noch einen Appendix anfügen (133 klein gedruckte Seiten) mit jenen Theilen der ersten Redaction des Werkes, welche bei der wirklichen Herausgabe in Wegfall gekommen sind. Mag auch das Hauptinteresse bei solchen Stücken vorwiegend der Persönlichkeit des Heiligen gelten, seiner Arbeitsweise und geistigen Individualität: bei einem Franz von Sales kann es nicht fehlen, daß auch unter solchen bei dem Kunstbau verworfenen Bausteinen noch viel brauchbares und selbst kostbares Material sich findet. Nicht ohne Vergnügen überblickt man dabei (V, 491—493) die Tabelle, welche die noch vorhandenen Stücke des Manuscripts und die Orte ihrer gegenwärtigen Aufbewahrung zusammenstellt. Gewiß existirt von Manuscripten des hl. Franz von Sales noch manches mehr in privaten wie öffentlichen Sammlungen. Es wäre zu wünschen, daß alles aufgeboten würde, um noch vor Abschluß dieser herrlichen Ausgabe den betheiligten Factoren darüber Mittheilung zu verschaffen.

Es mag kleinlich erscheinen, dürfte aber doch nützlich sein, an dieser Stelle bemerkt zu werden, daß der Herausgeber in Bezug auf deutsche Lobredner des Heiligen und seines großen theologischen Werkes nicht ganz orientirt erscheint. Der gute alte Jocham würde wohl selbst am meisten erstaunt sein, sich hier in der Einleitung zum Theotimus als illustre professeur, savant docteur, célèbre professeur allemand an der Spitze der deutschen Theologie wiederzufinden. Dem Urtheil eines Möhler wird weit minderes Gewicht beigelegt und noch weniger dem des sel. Bischofs Müller von Linz, dessen theologische Bedeutung wie dessen spätere kirchliche Stellung dem Herausgeber entgangen sind. Unter dem Namen Schützler wird man nicht leicht Constantin v. Schäzler wiedererkennen. Das hübsche Zeugniß bei Dr. H. Oswald (Die Lehre von der Heiligung [3. Aufl., 1885] S. 262) hätte passend angeführt werden können und wohl noch manches andere mehr. Auch möchte es auffallen, daß in dem Kapitel der Einleitung, welches eigens den Angriffen auf die Lehre des Heiligen in seiner Abhandlung über die Gottesliebe gewidmet ist, mit keinem Worte hingewiesen wird auf die Einwürfe des *Henricus a S. Ignatio*, Ethica amoris, tom. II, lib. 3, und die erfolgreiche Vertheidigung des Heiligen durch *de Rubeis*, De caritate virtute theologica.

Mit Band VI beginnt eine neue Art von Werken zu erscheinen; es ist gleichsam eine zweite Serie. Die ersten fünf Bände enthielten das, was der hl. Franz von Sales als Schriftsteller sorgfältig vorbereitet und nach eigenem

Plan geleistet hat und wofür er als Schriftsteller die Verantwortung trägt. Diese zweite Serie wendet sich nun aber Producten seines Geistes zu, welche mehr den Anforderungen des täglichen Lebens, den Eigenthümlichkeiten seiner Stellung und zufälligen Gelegenheiten ihre Entstehung verdanken und welche überdies nur zum kleinern Theile von dem Heiligen selbst schriftlich fixirt, größtentheils aber von andern ihm nachgeschrieben wurden. Zu dieser Art von Werken darf auch die Mehrzahl seiner Briefe gerechnet werden, die ohne sein persönliches Zuthun, ohne eigene Auswahl und nochmalige Revision erst nach seinem Tode von andern veröffentlicht worden sind. Diese zweite Serie von Werken verspricht die Neuausgabe noch ungleich werthvoller zu machen als die erste. Sie wird allein vier Bände Predigten und wohl auch mehrere Bände Briefe umfassen. Es liegen bis jetzt erst drei Bände von dieser zweiten Serie — wenn man sie so nennen darf — fertig vor. Der erste (Bd. VI) enthält die Vrays entretiens spirituels, dasjenige von den Werken des Heiligen, welches von allen die bewegteste, verwickeltste und bis auf den heutigen Tag am wenigsten glückliche Geschichte gehabt hat. Von den 21 in ganzer Ausdehnung aufgenommenen Unterweisungen liegt nur für eine einzige eine schriftliche Aufzeichnung des Heiligen vor, und zwar geschrieben auf die Rückseite eines unter dem Datum des 28. Juli 1611 abgefaßten Briefes, was zugleich für die Datirung der frühesten dieser Unterweisungen von Belang ist.

Der heilige Bischof nahm zu den ersten Schwestern von der Heimsuchung nicht nur die Stellung eines Gesetzgebers, eines Beichtvaters und Gewissensführers ein, er war ihnen ein wahrhaft väterlicher Freund, ja im eigentlichen Sinne vertrat er an ihnen die Stelle eines Novizenmeisters. Bei seinen häufigen Besuchen pflegte er diesen auserwählten Seelen über das geistliche Leben, über das Wesen des Ordensstandes und über ihre besondern Regeln Unterweisungen zu geben und auf alle ihre Fragen und Schwierigkeiten mit geduldiger Belehrung einzugehen. Bei der hohen Verehrung, mit welcher alle für ihn erfüllt waren — sie achteten ihn fast gleich einem Engel des Himmels, und die hl. Francisca von Chantal ahnte mit überraschender Deutlichkeit seine spätere Stellung unter den Heiligen der Kirche voraus —, wurde jedes Wort von ihm wie eine Himmelsgabe aufgenommen. Eine besonders befähigte Schwester war stets beauftragt, sofort nachdem der heilige Bischof das Haus verlassen, seine Lehren und Ermahnungen möglichst getreu aufzuzeichnen. Agnes Joly de la Roche, welche von Juli 1612 bis 1620 dieses Amtes waltete, war durch eine erstaunliche Gedächtnißtreue ausgezeichnet; ihre Nachfolgerin bei dieser Aufgabe mußte das Aufgezeichnete stets der ganzen Genossenschaft vorlesen, um etwaige Ergänzungen oder Berichtigungen entgegenzunehmen. Diese Aufzeichnungen wurden nicht bloß als kostbarer Schatz bewahrt und wieder und wieder gelesen, sondern auch durch Abschriften vervielfältigt und beim Anwachsen des Ordens auch an die übrigen Häuser versendet, und allmonatlich wurden einige der Unterweisungen öffentlich bei Tisch verlesen. Die mancherlei Fehler, welche infolge der öftern Abschriften sich allmählich in den Text einschlichen, hatten die hl. Francisca von Chantal bereits ernstlich auf den Gedanken gebracht, eine ganze Sammlung dieser Unterweisungen nach einer sorgfältig veranstalteten

definitiven Redaction drucken zu lassen, als unerwartet dieser Familienschatz des Ordens ohne Erlaubniß und Vorwissen der heiligen Generaloberin von fremder Hand in den Druck gegeben wurde. Am 7. Mai 1628 war diese furtive Ausgabe der Entretiens et Colloques spirituels vollendet. Die heilige Oberin und mit ihr ihre Schwestern waren aufs äußerste entrüstet. Der Herausgeber hatte vor allem in der Meinung, „den Stil zu verbessern“, von der liebenswürdigen Eigenart des Heiligen manches hinweggenommen, abgeblaßt, verwässert und verdorben. Die Ausgabe war verunstaltet durch eine Reihe enormer und geradezu sinnwidriger Druckversehen. Endlich aber — und das war wohl der Hauptgrund der Entrüstung — hatte der Herausgeber mit großer Unzartheit alles ans Licht der Oeffentlichkeit gegeben, was vom Heiligen ursprünglich für ganz wenige vertraute Personen, für ihre ganz besondern Verhältnisse, zu ihrer Seelenleitung und auf ihre Gewissensfragen hin, zum Theil über besondere Vorkommnisse im Innern des Ordenshauses gesprochen worden war. Manches war daher in hohem Grade confidentiell, manches so delicater Natur, daß es zu böswilligen Glossen wohlfeile Handhabe bieten konnte. Die hl. Francisca von Chantal mit der ihr eigenen Energie bot nun alles auf, um die ganze Auflage von 1600 Exemplaren in den verschiedenen Städten Lyon, Valence, Belley u. s. w. schleunigst aufkaufen und verbrennen zu lassen. Diesen unseligen *Faux* Entretiens mußten nun nothwendig die Vrais Entretiens entgegengestellt werden. Alle directen Anspielungen, alle Einzelheiten, welche sich auf die intimern Angelegenheiten des Ordenshauses bezogen, auch alles, was zu speciell auf die Regeln und Gebräuche der Visitantinnen Bezug nahm, wurde nun im Manuscripte unterdrückt, die verschiedenen Ansprachen und Unterweisungen wurden nach großen sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt, auch noch Auszüge aus drei nachgeschriebenen Predigten des Heiligen hinzugefügt. In der Auswahl und Zusammenordnung verfuhr man demnach ziemlich frei; innerhalb der einzelnen Abschnitte wurde jedoch der aus dem Munde des Heiligen niedergeschriebene Text mit der größten Pietät behütet. So kam die von der hl. Francisca von Chantal angeordnete Definitiv-Ausgabe zu stande. Aus Ehrfurcht für den Willen dieser großen Heiligen hat der Herausgeber geglaubt, an diese Ausgabe sich halten zu müssen. Er war aber so glücklich, auf vollen 60 Seiten noch andere, unbekannte, in die Definitiv-Ausgabe nicht aufgenommene Stücke von solchen Unterweisungen als Anhang beifügen zu können. Eine hochinteressante Einleitung von 72 Seiten erzählt das Zustandekommen und die Schicksale dieser im Orden der Heimsuchung stets so hochgehaltenen Sammlung von geistlichen Lehren. Wie sehr man indes den Rücksichten, welche der Herausgeber nothwendig zu nehmen hatte, seine Achtung zollen mag, so drängt sich doch dem Beurtheiler fast ein Bedauern auf, daß nicht die sogen. „Faux“ Entretiens der jetzigen Neuausgabe zu Grunde gelegt worden sind. Der hl. Franz von Sales steht heute so hoch und unantastbar da vor aller Welt, und auch über die ersten heldenmüthigen Töchter der Heimsuchung ist das Urtheil in einer Weise gefestigt, daß frivole Glossen gewiß von niemanden zu fürchten wären. Dagegen hätte die Kenntniß des Heiligen selbst wie der Anfänge seines Ordens um manches gewinnen und an Erbauung wie an Belehrung noch reicher werden können. Jeden-

falls war in den Faux Entretiens die Zusammenordnung und Eintheilung der verschiedenen Abschnitte eine getreuere. Der Herausgeber selbst hat diesen Faux Entretiens das Zeugniß nicht versagen können (VI, p. xxii), daß sie, abgesehen von groben Versehen und Flüchtigkeitsfehlern, nach Ausweis der Manuscripte sich an die ursprünglichen Vorlagen gehalten haben.

Mit Band VII beginnt die Sammlung der Predigten, von welcher zwei weitere Bände noch zu erwarten sind. Gerade diese Sammlung wird einen Hauptvorzug und eine der Glanzpartien dieser Neuausgabe ausmachen. Band VIII (Predigten II) hat fast den Werth einer ersten Edition, indem unter den zahlreichen Stücken, die fast ausnahmslos den Autographen des heiligen Kirchenlehrers entnommen sind, nur wenige sich finden, die früher schon gedruckt waren. Aber allerdings sind es in diesem II. Bande nicht so fast ausgearbeitete Predigten, als vielmehr Entwürfe, Skizzen, Fragmente, meistens in lateinischer Sprache, welche nur den reichen Kern der Sache enthalten, dabei aber auch einen interessanten Blick in die geistige Werkstätte des heiligen Predigers zu thun gestatten. Die frühern Ausgaben hatten die lateinischen Skizzen und Bemerkungen des Heiligen nur in französischer Uebersetzung gegeben, die vorhandenen Lücken oft willkürlich ausgefüllt und zum Theil die Barbarei begangen, die Sprache des Heiligen modernisiren zu wollen. Der jetzige Herausgeber aber, getreu seinen Grundsätzen, hält sich überall genau an den Text des heiligen Kirchenlehrers, gibt jedoch den lateinischen Stücken eine französische Uebersetzung bei. Ferner stellt er, was von fundamentaler Wichtigkeit ist, eine strenge Scheidung her zwischen Predigten, deren Wortlaut oder Skizze auf Grund des Manuscriptes des Heiligen, und solchen, welche nur auf Grund des Nachschreibens anderer erhalten wurden. Für jeden, der von solchen Nachschreibungen, zumal bei Abgang der Stenographie, etwas erfahren hat, muß dieser Kapitalunterschied in die Augen springen. Innerhalb dieser zwei Hauptabtheilungen wird endlich, was bisher stets versäumt worden ist, die chronologische Reihenfolge der einzelnen Stücke wiederhergestellt. Das Uebersprudelnde und Ueberwuchernde in den Jugendreden des großen Kirchenlehrers wird jetzt seine richtige Beurtheilung finden; man kann jetzt seine Entwicklung verfolgen von seinem ersten Auftreten als Subdiakon an bis zur Würde und Reife des bewunderten Kirchenfürsten. Dem IV. Bande der Sammlung wird der gelehrte Herausgeber noch eine eigene Dissertation beifügen über die homiletischen Grundsätze und die Predigtweise des heiligen Kirchenlehrers. Nach dem, was bisher als selbständige Arbeit von Dom Mackey O. S. B. in dieser Neuausgabe hervorgetreten ist, kann man von dieser Untersuchung nur etwas höchst Lehrreiches und Ausgezeichnetes erwarten. Dazu kommt, daß gerade von den Predigten des Heiligen außerordentlich Vieles und recht Werthvolles noch in den Manuscripten verborgen liegt, das der Herausgeber jetzt zum erstenmal ans Licht zu geben in der glücklichen Lage ist.

Ob auch in Bezug auf die briefliche Correspondenz des Heiligen vieles Neue zu erwarten ist, hat der Herausgeber noch nicht verrathen. Es läßt sich jedoch nach den bisherigen Erfahrungen bei dieser wahren édition complète kaum bezweifeln. Sicherlich wird nach der Vollendung sowohl die Sammlung der

Predigten wie die der Briefe, nach solchen Grundsätzen und in solchen Verhältnissen edirt wie hier, eine Leistung von höchstem Interesse und von nicht geringem Werthe sowohl für die Zwecke der Wissenschaft wie für die der Erbauung sein. Es muß dabei besonders hervorgehoben werden, daß diese neue Ausgabe wie in anderer Beziehung so auch in Bezug auf die Vertheilung so geschickt eingerichtet ist, daß stets die einzelnen Hauptwerke oder Hauptabtheilungen von Schriften in einem oder mehreren Bänden für sich ein abgeschlossenes und abgerundetes Ganze bilden. Es wird dies von Wichtigkeit sein für solche, welche an den Predigten oder an der Briefsammlung für sich genommen ein specielles Interesse nehmen, und deren wird es, soweit nur der hl. Franz von Sales und seine Werke einigermaßen gekannt sind, gewiß viele geben. Zu beneiden ist jedenfalls der Geschichtschreiber, welcher einst berufen sein wird, auf Grund einer so reichen und glänzenden Vorarbeit, wie diese Neuausgabe nach ihrer Vollendung es sein wird, im eigentlichen Sinne die Geschichte des hl. Franz von Sales zu schreiben. Möge das schöne, mit jedem neuen Bande noch mehr versprechende Unternehmen unter der gleichen bewährten Leitung rüstig voranschreiten zu baldiger, würdiger Vollendung!

L. Schmitt S. J.

Theologia fundamentalis auctore ***Ignatio Ottiger*** S. J. Tomus I. De revelatione supernaturali. Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburgensis et Superiorum Ordinis. 8°. (XXIV et 928 p.) Friburgi, Herder, 1897. Preis *M.* 12.

In den letzten Jahren sind zahlreiche Lehrbücher aus den verschiedenen theologischen Fächern erschienen. Diese reiche literarische Production ist gewiß in erster Linie ein gutes Zeichen für den großen Eifer, mit dem die theologischen Studien betrieben werden. Wenn übrigens klarere und bestimmtere Fassung der katholischen Lehre, gründlichere Beweisführung, näheres Eingehen auch auf moderne Irrthümer, Gesamtdarstellung des theologischen Lehrgehaltes aus einem Guß unbedingt einen Fortschritt bedeutet, so werden die Verfasser dieser Lehrbücher mit Recht das Verdienst in Anspruch nehmen dürfen, auch die theologische Wissenschaft mit ihren Arbeiten gefördert zu haben. Nicht zuletzt bedeuten diese Lehrbücher einen Fortschritt in der Lehrmethode; denn es scheint mehr und mehr die Ueberzeugung sich Bahn zu brechen, daß ein freier Lehrvortrag im Anschluß an ein gediegenes Textbuch dem geistlosen Dictiren vorzuziehen sei.

Doppelt erfreulich ist es aber, daß neben den vielen Lehrbüchern nicht wenige theologische Monographien in letzter Zeit veröffentlicht wurden, deren mehr ausgesprochener Zweck die Förderung der theologischen Wissenschaft ist, sei es durch die sorgfältige Behandlung wichtiger Einzelfragen oder durch Vertiefung und weitere Ausführung ganzer Tractate. Zu dieser letztern Art rechnen wir das hier angezeigte Werk, welches die gesamte Fundamentaltheologie zum Gegenstande hat und ohne Zweifel in Bezug auf Gründlichkeit und eine consequent durchgeführte richtige Methode eine hervorragende Leistung bildet, an Umfang aber die gewöhnlichen Lehrbücher über diesen Gegenstand um das Drei-

bis Vierfache übertrifft. Der Verfasser liefert daher nicht ein einfaches Textbuch für den Schulgebrauch, sondern ein vorzügliches Hilfsmittel für Professoren und jene Theologiestudirenden, welche tiefer in die Fundamentaltheologie einzudringen wünschen.

Dem ganzen Werke schickt der Verfasser eine inhaltreiche Einleitung voraus, worin er sich über Ursprung, Zweck, Gegenstand, Eintheilung, Methode, Geschichte u. s. w. der Fundamentaltheologie sehr eingehend verbreitet.

Unter diesen Einleitungsfragen nimmt ohne allen Zweifel der Abschnitt über die Methode, was Umfang und Wichtigkeit anbelangt, die erste Stelle ein. Es haben gewiß schon andere Schriftsteller im wesentlichen den vom Verfasser vertheidigten Gang eingehalten, zumal derselbe mit den reichen Schätzen seines Wissens in freundschaftlicher Mittheilung nie gekargt hat; doch dürfte sich in andern Werken kaum eine solche ausführliche Begründung der vom Verfasser schon vor vielen Jahren selbständig aufgestellten und consequent durchgeführten Methode finden.

Unter anderem können wir es nur billigen, wenn bei der Methode in erster Linie betont wird, daß in der Fundamentaltheologie allerdings nicht unbewiesene Voraussetzungen als Grundlage dienen können, aber die feststehenden Lehrsätze einer christlichen Philosophie nicht von neuem zu beweisen seien — ein Grundsatz, den mit Recht Professor Müller gegen Schills Principienlehre vertreten hat. Lückenhafte philosophische Vorstudien sollten nicht die Richtschnur bilden für den Ausbau des theologischen Lehrgebäudes. Aus demselben Grunde ist es nur zu billigen, wenn der Verfasser der Exegese den ihr eigenen Stoff der Authentie und Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift überläßt. Die nothwendige Scheidung der theologischen Fächer fordert dies, und Gegenstand und Methode der Behandlung lassen diese Untersuchungen für dogmatische Vorlesungen als weniger geeignet erscheinen.

Bei dem Widerstreit der Meinungen, ob schon in der Apologetik der Beweis der Gottheit Christi zu erbringen sei, oder ob man sich vorläufig begnügen könne, Christus als Gesandten Gottes zu beglaubigen, tritt der Verfasser mit durchschlagenden Gründen für die erstere Ansicht ein. Christus als Gesandter oder Herold Gottes bringt zunächst eine gewisse Gleichstellung mit Moses, welche das neue Gesetz und die Kirche Christi nicht in ihrer ganzen Erhabenheit zeigen. Ferner, betont man in Christus nur den Gesandten Gottes, so tritt seine Eigenschaft als Gesetzgeber des Neuen Bundes viel zu viel in den Hintergrund. Denn der Neue Bund ist ein göttliches Gesetz, wie es auch der Alte Bund gewesen; aber gerade deshalb, weil nur Gott der Urheber eines wirklich göttlichen Gesetzes sein kann, ist der Gesandte Gottes eben nur Herold, Verkündiger, Werkzeug Gottes, aber nicht der eigentliche Urheber des Gesetzes, wahrer Gesetzgeber, wie auch Moses nicht der Urheber des alten Gesetzes gewesen ist. Wird dagegen Christus, der Gesandte Gottes, als Gesetzgeber behandelt, ohne daß seine Gottheit begründet wird, dann schwindet etwas die Göttlichkeit des neuen Gesetzes, da ja ein Gesandter Gottes, mag er auch mit einer noch so ausgedehnten gesetzgebenden Gewalt betraut sein, eben nur menschliche, nicht göttliche

Gesetze geben kann, wenn er nicht selbst Gott ist. Auch ein vom Papste gegebenes Gesetz ist und bleibt ein menschliches Gesetz. Alle diese Verschwommenheiten schwinden mit einem Schlage, wenn man klar und deutlich auch in einer Fundamentaltheologie den Satz an die Spitze stellt und solid begründet: „Christus ist wahrer Gott", wie es in so schöner Weise Phillips am Anfange seines Kirchenrechts thut. „Jesus Christus, der ‚göttliche Weltheiland', ist der Gründer der Kirche", das ist für ihn der Ausgangspunkt seiner Untersuchungen über die Stiftung und Verfassung der Kirche.

Wohl der wichtigste Punkt in der Methode ist die Frage über die richtige Stellung, welche man dem unfehlbaren Lehramt der Kirche in der Fundamentaltheologie anzuweisen habe. Schon Bellarmin (in seinen Controversen) rückte den iudex controversiarum in den Vordergrund, und mit vollem Recht hat der Verfasser diesen Gedanken aufgegriffen und sich dafür entschieden, an die Spitze seines Tractates De Ecclesia eine ausführliche Darstellung über die von Christus vollzogene Einsetzung des unfehlbaren Lehramtes zu stellen. Gegen die Begründung dieses Vorgehens wird sich im wesentlichen kaum etwas Stichhaltiges vorbringen lassen, und manche Theologen werden vielleicht davon Veranlassung nehmen, ihre gedruckten oder auch ungedruckten Vorlesungen einer Revision zu unterziehen. Doch wollen wir dabei nicht die Möglichkeit ausschließen, daß unter Umständen einige Gelehrte wohl den Gang des Verfassers etwas modificiren und, ähnlich wie Phillips, von Petrus als dem Fundament der Kirche Christi ausgehen dürften. Ein solches Vorgehen entspräche völlig dem ontologischen und historischen Aufbau der Kirche Christi, und nicht ohne Grund meinte schon Domdecan Heinrich, daß nach der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit auch in der theologischen Behandlung der Papst eine etwas andere Stelle bekommen könne. Was vom Papste und Concil gilt, trifft selbstverständlich auch bei Petrus und dem Collegium der Apostel zu.

Das eigentliche Werk des Verfassers zerfällt in diesem I. Bande in zwei große Abtheilungen, wovon die erste eine vollständig entwickelte Theorie der Offenbarung bietet, während die zweite dem Beweise der Thatsache einer dreifachen Offenbarung gewidmet ist.

Wo in den theologischen Vorlesungen die Zeit für die Fundamentaltheologie kurz zugemessen ist, mag es am Platze sein, als Einleitung in die Fundamentaltheologie die zerstreuten Elemente, welche über die Möglichkeit u. s. w. einer Offenbarung sich schon in der Philosophie finden, in knapper Form zu wiederholen und mehr einheitlich zusammenzufassen; aber für eine große wissenschaftliche Fundamentaltheologie erwartet man mit Recht ein geschlossenes System, eine vollendete Theorie der Offenbarung, wie sie die rudimentären Bruchstücke aus der Philosophie nicht ersetzen können. Die Philosophen bewegen sich in diesen Fragen auf einem Gebiet, das nur in gewisser Beziehung zu ihrem Fache gehört und von ihnen wohl wenig cultivirt worden wäre, wenn wir nicht thatsächlich eine Offenbarung erhalten hätten. Für den Theologen aber sind alle diese Untersuchungen unmittelbare Lebensfragen, um die Thatsache der Offenbarung wissenschaftlich zu erfassen und zu begründen, und wenn in andern positiven Fächern

sich mehr und mehr die Nothwendigkeit geltend macht, eine solide philosophische Specialeinleitung vorauszuschicken, so wird es auch der Theologie nicht möglich sein, einer solchen zu entrathen.

In der zweiten Abtheilung läßt der Verfasser den kürzern und leichtern Weg, direct nur die Thatsache der christlichen Offenbarung zu beweisen, beiseite und entscheidet sich für die, wie uns scheint, bei einer größern Fundamentaltheologie richtigere Methode, den Beweis für die dreifache Stufe der positiven Offenbarung direct zu führen. Der Verfasser vertheidigt sein Verfahren mit soliden Gründen und beweist der Reihe nach in ihrer historischen Abfolge und genetischen Entwicklung die Existenz einer Uroffenbarung, der mosaischen Offenbarung und der christlichen Offenbarung. Damit gewinnt man ein solides dogmatisches Fundament für eine eingehende Geschichte der Offenbarung, und alle die Großthaten Gottes treten nicht bruchstückweise, sondern als ein einheitliches Ganze in ihrer stufenweisen Entwicklung klarer und schärfer hervor.

Während der Verfasser bei der Kirche Christi eine sorgfältige Behandlung ihres unfehlbaren Lehramtes und Verfassungsorganismus in Aussicht nimmt, konnten wir beim Gesetze Moses' und der Uroffenbarung die analogen Fragen über den Träger eines unfehlbaren Lehramtes und die sociale Organisation dieser Religionen nicht behandelt finden. Suarez (De legibus) untersucht letztere Frage in der Einleitung De vetere lege sehr eingehend, während neuere Schriftsteller die erstere Frage mit Rücksicht auf die Propheten und Hohenpriester des Alten Bundes nicht unbeachtet lassen und manchmal für den Hohenpriester eine Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen, die sich nicht beweisen läßt. Doch vielleicht behandelt der Verfasser diese Punkte in Verbindung mit den einschlägigen Fragen bei den Untersuchungen über die Kirche.

Auf dem Höhepunkte der christlichen Offenbarung angekommen, kann der Verfasser dann leicht nicht nur den gegenwärtig völlig unberechtigten Standpunkt der jüdischen Religion nachweisen, sondern auch die neueste Afterweisheit moderner Gelehrten, welche die Religion Mohammeds und Buddhas verherrlichen, entschieden widerlegen. Sehr treffend wird insbesondere der Buddha-Schwindel, an dem auch Deutsche hervorragend betheiligt sind, im Anschluß an die neueste Literatur abgefertigt. Mit Recht lehnt es übrigens der Verfasser ab, auf all die Irrwege und Phasen der Entwicklung bei den nichtchristlichen Religionen einzugehen, wie dies namentlich von dem Protestanten Ebrard geschehen ist. Derartige Untersuchungen gehören mehr der Geschichte der Religionen als der Theologie an und dienen höchstens dazu, um unter endlosem Schutt und noch viel mehr Schmutz ein verlorenes Goldkörnchen aus alter Zeit zu finden.

Hoffentlich folgen bald die versprochenen zwei weitern Bände über die Kirche, Quellen der Offenbarung und andere Einleitungsfragen für das Studium der speciellen Dogmatik. Da das ganze Werk in der Universalsprache der katholischen Kirche geschrieben ist, so wünschen wir aufrichtig, diese gründliche und hervorragende Bearbeitung der Fundamentaltheologie möge weit über Deutschlands Grenzen hinaus Verbreitung und günstige Aufnahme finden.

F. X. Wernz S. J.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von **Emil Michael** S. J., Doctor der Theologie und der Philosophie, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck. Erster Band: Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts. 8°. (XLVI u. 344 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 5. Dasselbe in zweiter, unveränderter Auflage, 5 Lieferungen à *M.* 1.

Mit ungetheilter Freude kann man diesen schönen Band zur Anzeige bringen, durch welchen ein hochbedeutendes Werk den Anfang seines Erscheinens genommen hat. Johannes Janssen hat für jene seine unerreichte Darstellung, mit welcher er zuerst es verstand, das Leben eines großen Volkes in der Geschichte zu beschreiben, bei der bekannten religiös-politischen Umwälzung eingesetzt, welche die neuere Zeit vom Mittelalter abgrenzt und ihr ein neues Gepräge verliehen hat. Es war ihm vergönnt, dieselbe bis zu einer neuen gewaltigen und gewaltsamen Erschütterung, dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, durchzuführen. Dem ausgehenden Mittelalter hat er nur in seinem I. Bande einen zusammenfassenden Rückblick wie einen verklärenden Scheidegruß zugewendet. Der überwältigende Eindruck aber, den gerade dieser I. Band hervorgerufen, zeigte deutlicher, als es sich aussprechen läßt, wie wenig jene große Zeit des Mittelalters, die Jugend und Blüthezeit unseres Volkes, gekannt und verstanden ist, und wie dringend es gerade hier des unverdrossenen Forschers, des verständnißvollen und vorurtheilslosen Beurtheilers, des schaffenstüchtigen Geschichtschreibers bedürfe. Die Aufgabe war groß und vielversprechend, sie war sozusagen das drängendste Problem für die deutsche Geschichtschreibung, aber sie erschien allerdings auch von erdrückender Schwere. P. Michael hat den Muth gehabt, dieser Aufgabe seine starken Schultern zu leihen, und nach Kenntnißnahme dieses I. Bandes darf man ihn dazu beglückwünschen.

Es ist nicht das *ganze* Mittelalter, was von ihm zu seinem Vorwurfe gewählt worden ist, aber es ist der lehrreichere, interessantere, vielgestaltigere Theil desselben, der alles in sich trägt, was wir als „mittelalterlich" zu denken und zu bezeichnen pflegen, was die Keime der spätern Entwicklung in sich birgt und auch die vorausgegangenen Jahrhunderte zu begreifen lehrt. Auch er beginnt bei einer großen geistigen Umwälzung, bei jenem gewaltigen, im Laufe des 13. Jahrhunderts vollzogenen Umschwung, durch welchen unser Volk aus den harmlosen Tagen seiner Kindheit heraustrat. Damals ging die Naturalwirtschaft über in Geldwirtschaft, die hofrechtliche Verfassung in das Städtewesen; zu der Arbeitskraft trat heil- und unheilbringend hinzu die Kapitalkraft; das Kurfürstencolleg begann die Kaiserwahl ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen; Friedrich II. ließ sich durch seine sicilische Politik verleiten, die alte staatsrechtliche Ordnung umzugestalten, und wandelte die Monarchie in einen Bundesstaat. Den damals vollzogenen wirtschaftlichen Umschwung allein schon hat Schmoller für folgenreicher und gewaltiger gehalten als selbst die Umwälzungen der Reformation, für „eine Revolution, fast größer als jede spätere, die das deutsche Volk seither erlebt hat". Dabei war es

aber eine Zeit des höchsten materiellen Wohlstandes in Stadt und Land, die Blüthe des Ritterthums, der Höhepunkt der mittelalterlichen Kunst und Literatur und, man darf wohl sagen, im ganzen auch eine Zeit der Frömmigkeit und Sitte. Von dieser so vielfach bedeutungsvollen Zeitperiode will der Verfasser sein Werk bis dahin fortführen, wo Johannes Janssen das seine begonnen hat.

In der richtig verstandenen Natur der Sache liegt es, daß innerhalb der für den Ausgangspunkt gewählten Periode an erster Stelle die Culturgeschichte unseres Volkes zur Darstellung komme. Tritt doch in ihr das eigentliche Leben, das Fühlen und Denken, Thun und Können eines Volkes hervor im Materiellen wie im Geistigen. Den fast unübersehbaren Stoff hat der Verfasser lichtvoll geschieden in drei Bücher, von denen jedes einen Band füllen wird, und allem Anscheine nach werden diese im engsten Zusammenhang stehenden Bände mit aller Raschheit einander folgen. Es ist schwer zu sagen, welcher von den dreien mehr Anspruch hat auf das allgemeine Interesse. Nichts könnte wohl zu gelegenerer Stunde kommen als der glänzende Nachweis der Lösung der socialen Frage im Deutschland des 13. Jahrhunderts, wie gleich dieser I. Band in der Schilderung der wirtschaftlichen Zustände jener Zeit ihn bietet. Doch wird das hohe Interesse dieses ersten nicht im Wege stehen, daß man den beiden folgenden nur mit um so größerer Spannung und Freude entgegensieht. Gleich der nächste soll die religiös-sittlichen Zustände des 13. Jahrhunderts behandeln, Erziehung und Unterricht, Wissenschaft und Mystik, und dürfte inhaltlich wohl der bedeutsamste werden. Der III. Band aber mit der Schilderung der deutschen Kunst dürfte vielleicht der sein, welcher auf die Lesewelt im großen den meisten Reiz ausüben wird.

Es ist nun schwer, solange selbst von dem culturgeschichtlichen Abschnitte der in dem Gesamtwerke zu behandelnden ersten Periode nur ein Drittheil vorliegt, bereits ein fertiges Urtheil abzugeben. In nicht wenigen Punkten wäre abzuwarten, wie das Bild später abgerundet und ergänzt werde. Ja, erst wenn das ganze Culturbild der Periode vollendet vorliegt, läßt sich über die richtige Auffassung der Verhältnisse eine bestimmte Ansicht aussprechen. Was sich aber jetzt schon behaupten läßt, ist ohne allen Zweifel, daß der vorliegende Band eine hochinteressante, ungemein lehrreiche Lesung bietet. Es ist eine wirklich gediegene Leistung auf Grund unendlich ausgedehnter, sorgfältiger und mühevoller Studien, dabei in durchsichtiger, anziehender Darstellung.

Durch die meisterhafte Darstellung tritt vieles in ganz überraschend neues Licht; auch eigentlich neue Resultate werden zu Tage gefördert; man vergleiche z. B. den Abschnitt über den Einfluß des römischen Rechts (S. 327, 8). Aber abgesehen von dem, was hieraus der strengen Wissenschaft an Gewinn erwächst, ist der Band fruchtbar mit der mannigfaltigsten geistigen Anregung für jeden gebildeten Leser und wird in vieler Beziehung nicht nur klärend, sondern geradezu auch erhebend wirken, und dies obwohl — ja vielleicht gerade weil — der Verfasser ganz unbefangen und voraussetzungslos an seinen Stoff herangetreten ist und nirgends darauf ausgeht, zu beschönigen, sondern nur die schlichte Wahrheit zu sagen. Dagegen ist er aber auch besonnen und billig genug, bei der Schilderung der Sitten und Zustände die Natur seiner Quellen sorglich abzuwägen.

Die ausgezeichnete Bemerkung S. 82 ist in dieser Beziehung ein wahres Verdienst. Zwar ist sie direct nur gemünzt auf die geschilderten Schattenseiten im damaligen Bauernstande, ist jedoch von ganz allgemeiner Geltung:

„Es würde dem geschichtlichen Thatbestand nicht entsprechen, wollte man in den von Dichtern und Predigern entworfenen Stimmungsbildern eine Zeichnung des gesamten Bauernstandes erblicken. Dichter übertreiben leicht. . . Die Sittenprediger richten ihr Hauptaugenmerk naturgemäß auf das Verkehrte und Schlechte. Zudem entzieht sich das Gute, weil meist unscheinlich und verborgen, den Blicken der großen Welt. . .“

Aehnliches dürfte manchmal auch auf die viel angerufenen Zeugnisse des Cäsar von Heisterbach anzuwenden sein, der als weltabgestorbener Ordensmann Personen und Verhältnisse manchmal mit strengerem Blicke mißt, als es in der Sache begründet erscheint.

Die Literaturnachweise sind überaus reich, so reich, daß man zuweilen eine gewisse Beschränkung nach festen Grundsätzen vielleicht wünschen möchte; sie enthalten dabei des Lehrreichen und Dankenswerthen viel und geben ehrendes Zeugniß für den staunenswerthen Fleiß des Verfassers. Möge dem gelehrten Geschichtschreiber der ungetrübte Erfolg und seinem schönen Werke die Anerkennung und Verbreitung zu theil werden, die sie in so hohem Maße verdienen.

Otto Pfülf S. J.

Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. Dem derzeitigen Rector Monsignore de Waal gewidmet von Mitgliedern und Freunden des Collegiums. Herausgegeben von Dr. **Stephan Ehses.** Mit zwei Tafeln und zwölf Abbildungen im Texte. Lex.-8⁰. (XII u. 308 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 12.

Die vorliegende Schrift verdankt ihr Entstehen dem 1100jährigen Gründungsjubiläum des Campo Santo der Deutschen in Rom. Mitglieder und Freunde des seit 20 Jahren an der altehrwürdigen Stiftung eingerichteten Priestercollegiums, das schon so manchem seiner Angehörigen die Möglichkeit bot, Kraft und Muße in vollem Maße archäologischem und historischem Quellenstudium zuzuwenden, und zugleich manchen deutschen Landsleuten, die durch ihre Studien auf kürzere oder längere Zeit zu den wissenschaftlichen Reichthümern der ewigen Stadt getrieben wurden, Anregung und Förderung geboten hat, tragen hier gemeinschaftlich zur Hebung der seltenen Feier bei. Die Gabe soll nach Absicht der Verfasser der darin gesammelten Aufsätze gleichsam „ein Gebinde von Rosen und Blumen“ darstellen, die zwar „in jedes eigenstem Garten gewachsen“ sind, aber doch zugleich sich alle geben als „Ableger von den herrlichen Rosenstöcken, die sich um die Mauern und Cypressen des deutschen Gottesackers winden“.

Die Festschrift ist in der That eine recht würdige Festgabe. Die 25 Abhandlungen von 26 Verfassern, deren Name zum Theil einen vortrefflichen Klang hat, bieten des Guten und Bemerkenswerthen ungemein viel.

Den Reigen eröffnet eine Untersuchung P. Wehofers O. Pr. über den wahren Sinn des Κύριε ἐλέησον bei Epiktet (Diss. II, 7, 12), in dem man einen Anklang an die bekannte christliche und hebräische Gebetsformel hat finden wollen. — Eine interessante und vortreffliche Abhandlung Prof. Dr. Kirschs beschäftigt sich mit den christlichen Cultusgebäuden der vorconstantinischen Zeit. Der Verfasser hat alle darauf bezüglichen schriftlichen Nachrichten sorgsam zusammengestellt und kommt auf Grund derselben zu dem unbestreitbaren Resultat: Die Christen hatten wenigstens am Ende des 2. oder am Anfang des 3. Jahrhunderts eigene, bestimmte Gebäude, welche ihnen regelmäßig zu den liturgischen Versammlungen dienten und nicht nur factisch Besitz der Christengemeinden waren, sondern auch als solcher in den Augen der Staatsbehörden und des Volkes galten. Ist mit diesem Ergebniß allerdings auch noch nicht die Entstehung der römischen Basilika nach ihrem architektonischen Ausbau erklärt, so bildet es doch zweifelsohne ein bedeutsames Moment, das man bei Untersuchungen in dieser schwierigen Sache durchaus mit in Betracht zu ziehen hat. — Prof. Dr. Jelić hat Anastasius Cornicularius, den Martyrer von Salona, zum Gegenstand seiner Arbeit gewählt. Die zum Theil auf neuen Entdeckungen beruhenden Einzelheiten, die der Aufsatz bringt, dürfen als ein schätzenswerther Beitrag zur Aufhellung der dunkeln und verworrenen Geschichte des Heiligen und zur Lösung der Frage, ob Präneste oder Salona auf ihn Anspruch erheben können, bezeichnet werden. — Prudentius' Dittochäum behandelt in klarer Ausführung nach seiner Echtheit, seinem Zweck, Namen und Bildercyklus Dr. Merkle. — Prof. Ehrhard bespricht die Legendensammlung des Symeon Metaphrastes. Bestätigen sich, was allerdings wohl zu erhoffen steht, die eingehenden und gründlichen Untersuchungen, denen zufolge die metaphrastischen Heiligenlegenden, die auf Grund der Codices nach Inhalt, Anordnung und Umfang näher bestimmt werden, sich mit den vormetaphrastischen nicht vermischt haben, sondern in einer geschlossenen Reihe von ältern Handschriften überliefert sind, so zwar, daß ihnen eine Reihe von ebenso unvermischten dem Inhalt nach vormetaphrastischen Handschriften gegenübersteht, dann ist unzweifelhaft ein bedeutender Schritt in der Kenntniß der griechischen Hagiographie vorwärts gethan und in die bisherige Wirrniß ein Pfad gebahnt, von dem aus die weitere Erforschung mit Erfolg wird vorgenommen werden können. — Nicht minder beachtenswerth als die Ehrhardsche Arbeit ist die Abhandlung P. Grisars über das römische Pallium und die ältesten liturgischen Schärpen. Auch dieser Aufsatz, der sich durch eine klare, bestimmte und von möglichst sichern Grundlagen ausgehende Darstellung auszeichnet, darf als eine entschiedene Fortentwicklung auf einem Gebiete bezeichnet werden, auf dem kritikloses Festhalten an apokryphen Quellen und vorgefaßte Meinungen die Unklarheit und Unsicherheit, die nun einmal infolge der Mangelhaftigkeit der geschichtlichen Nachrichten auf demselben besteht, nur zu sehr gesteigert haben: wir meinen das Gebiet der liturgischen Kleidung. P. Grisar behandelt in ausgiebiger Weise das Pallium auf den Monumenten bis zum 12. Jahrhundert, seinen Ursprung als heilige Amtsschärpe, Bedeutung, Gebrauch und Symbolik des Palliums u. s. w. Besonders lehrreich ist der Vergleich dieses Gewandstückes mit Stola und Manipel. — Größere oder kleinere be-

achtenswerthe Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit haben P. Albers O. S. B., Dr. Glasschröder, Dr. Sauerland, P. Reichert O. Pr., Msgr. Baumgarten und andere geliefert. Von ihnen seien besonders hervorgehoben: „Hirsau und seine Gründungen vom Jahre 1073 an", von P. Albers O. S. B., eine sehr interessante Uebersicht über die mehr als 160 Tochterklöster, die unmittelbar oder mittelbar von der Abtei des hl. Aurelius ihren Ursprung nahmen, und zugleich ein Beweis für die ungemein segensreiche Bedeutung dieser Stätte monastischen Lebens im Mittelalter; ferner das Itinerar des zweiten Dominikanergenerals Jordanis von Sachsen, von P. Reichert O. Pr., das uns einen Einblick in das bewegte Reiseleben des großen Mannes gestattet; dann der für die Missionsgeschichte des Mittelalters werthvolle Aufsatz P. Eubels O. M. Conv. über die während des 14. Jahrhunderts im Missionsgebiet der Dominikaner und Franziskaner errichteten Bisthümer, und endlich das Lebensbild eines katholischen Theologen und Polemikers des 16. Jahrhunderts, des Jodocus Lorichius, von Dr. Ehses. Unter einigen sonstigen Arbeiten nennen wir die für die Geschichte des mittelalterlichen Gebetbuches wie auch für die Kunstgeschichte interessante Abhandlung der Professoren Endres und Ebner: „Ein Königsgebetbuch des 11. Jahrhunderts".

Doch genug. Das Angeführte reicht vollauf hin, um zu zeigen, daß die Festschrift sich eines reichen und gewählten Inhaltes rühmen darf. Hervorgehoben sei nur noch die vornehme Ausstattung, die mit dem Zweck der Schrift und der Vortrefflichkeit des gebotenen Materials in vollem Einklang steht. Von einer Kritik im einzelnen sehen wir ab; bei einer Arbeit wie der vorliegenden scheint es wenig am Platze zu sein, mit prüfendem Auge am großen Bau irgend ein schiefliegendes Steinchen oder wundes Fleckchen erspähen zu wollen. Statt dessen sei uns der Wunsch gestattet, daß der Campo Santo der Deutschen auch in Zukunft und zwar in immer höherem Maße eine Heim- und Pflegestätte katholischer Wissenschaft und katholischer Forschung sein möge.

Joseph Braun S. J.

Carmina Sacra S^{ti} Alphonsi Mariae de Ligorio latine versa a P. ***Francisco Xaverio Reuss*** e Congr. SS. Redemptoris. 8^{0}. (XVI et 272 p.) Romae, ex typogr. a Pace Cuggiani, 1896. Preis *Lire* 3.

Der heilige Kirchenlehrer ist den Wissenden längst als ein volksthümlicher Troubadour der göttlichen Minne, als ein letzter, aber auch hochbedeutender Vertreter jener geistlichen Dichterschule bekannt, die einst seit den Tagen des hl. Franciscus von Assisi und hauptsächlich in seinem Orden so wunderbar erblüht war. Mag Italien noch so sehr die Heimat der Renaissance und des Neuclassicismus sein, neben dieser Renaissance hat sich im Volke die mittelalterliche, christliche Dichtungsart erhalten, wie das so manches urwüchsige Lied bis auf den heutigen Tag bezeugt. Der hl. Alphonsus fühlte in dieser Beziehung wie in so mancher andern mit dem Volk und für das Volk. Nicht bloß, daß er manches Lied im

Dialekt dichtete, auch wo er die Schriftsprache des gebildeten Italiens braucht, schlägt er doch immer den Ton des Mystikers und geistlichen Minnesängers an, wie wir ihn aus Jacopones und so mancher andern Brüder Werken kennen. Er besingt die ewige Minne, ihre Süßigkeit und ihre Prüfungen — den Heiland in seinem Leben und Leiden und in seinem Sacrament — die Mutter der schönen Liebe, Maria — die ewigen Wahrheiten, und endlich einige Lieblingsheilige, St. Joseph, St. Theresia und St. Aloysius; alles ist nicht gleich gelungen und gleich schön, das meiste aber beachtenswerth und vieles geradezu meisterhaft.

In dem vorliegenden Bande hat P. Reuß an erster Stelle Sorge getragen, einen möglichst vollständigen und fehlerfreien Text der Lieder zu geben, deren er im ganzen 45 bringt, darunter sehr umfangreiche, wie z. B. den Dialogo tra Gesù e l' anima amante, der mit der Uebersetzung nicht weniger als 29 Seiten umfaßt. Sodann aber hat der feingebildete Ordensmann es unternommen, alle diese Lieder ins Lateinische zu übersetzen. Wenn wir nun unsere Leser fragen, in welcher Art sie sich diese Aufgabe gelöst denken, so wird gewiß eine große Anzahl, wenn nicht die Mehrheit der Stimmen, dahin lauten, daß sich für die mittelalterliche „Vulgär"dichtung auch nur dasjenige lateinische Kleid schicke, welches die Dichter jener Zeit anwendeten, wenn sie sich selbst der Gelehrten- und Kirchensprache bedienten, also jene accentuirende Reimstrophe der nachklassischen Hymnen- und Sequenzdichtung. Sie ist die Form, welche sich nun einmal die christliche Mystik und besonders die Minnedichtung mit ihren, dem weltlichen Minnegesang äußerlich entlehnten Wendungen, Antithesen und Spitzfindigkeiten geschaffen hatte. Sie gibt denselben Charakter des Gedankens wieder wie die Vulgärsprache, weil beide lebende Sprachen des damaligen Dichters waren. Wie also St. Alphonsus sich nach Geist und Ausdruck jener Vulgärdichtung anschloß, so sollte man wirklich auch das gereimte Latein der mittelalterlichen Poesie für dasjenige halten, in welches sich am getreuesten und geschmeidigsten ohne Verletzung des Originaltons und der Gedankenfärbung der italienische Urtext übertragen ließ. St. Alphonsus, meinen wir, hätte lateinisch gewiß in der Sprache des hl. Bernhard und des hl. Thomas gedichtet. Diese so naheliegenden Erwägungen sind ohne Zweifel auch dem gelehrten Uebersetzer selbst gekommen. Sie haben aber nicht vermocht, ihn zu überzeugen; denn er hat sich trotz allem für das altklassische Latein mit seinen Strophenmetra und dem anspruchsvollen Odenton entschieden. Es kann dies auf den ersten Blick auffallen, allein es läßt sich verstehen und wird in den Augen vieler sogar als das einzig Richtige erscheinen. P. Reuß kann sich auf einen der Fürsten der Neulateiner berufen, der in klassischen Dichtungsformen das Innigste, Zarteste, Höchste und Spielendste christlicher Mystik besungen hat. In der That, viele der Epigrammata de divino amore des P. Sarbiewski über so manche Stelle des Hohenliedes &c. nähern sich ihrem Inhalt und ihrer Gedankenform nach bedeutend dem mittelalterlichen Minnelied. Andere Neulateiner sind ihm darin vorangegangen oder gefolgt. Wie dem aber auch sei, P. Reuß kann uns auf jeden Fall antworten, die Sprache des Virgil und Horaz sei eine ganz verschiedene von der des Dies irae und Stabat Mater, und er habe die Gesänge des Heiligen nun einmal in das wirkliche Latein umsetzen wollen. Damit haben wir uns vollständig

zufrieden zu stellen. Der Uebersetzer versichert außerdem, es sei sein Bestreben an erster Stelle gewesen, ut sin minus verba, saltem sensum Alphonsi accurate redderem. Reddere item volui *facilem illam simplicitatem*, quam in Alphonso demirari licet, quaeque eruditos non minus delectat *quam indoctos*. Praeterea studui aliquid ex illa superna *unctione*, qua Alphonsi carmina abunde replentur, in meam versionem derivare. Durch die von uns unterstrichenen Worte kündet der Uebersetzer genügend an, daß er die zu umschiffenden Klippen sehr wohl kennt. Geben wir ihm nun auch gleich das Zeugniß, daß er, soweit dies eben geschehen konnte, sein vorgestecktes Ziel wirklich erreicht hat. Seine Oden nähern sich, ohne von ihrem wesentlichen Charakter etwas zu opfern, den italienischen Canzonen des Heiligen in Ton und Wendung so weit als möglich. Daß beide sich jemals decken, ist eben ganz unmöglich; etwas von der Einfachheit, der Intimität und Salbung muß bei der Uebertragung immer unterwegs bleiben; aber als ein auf der Höhe seiner Aufgabe stehender Meister hat der Uebersetzer durch Schönheiten seiner Art und seiner Sprache das verlorengehende Charakteristische des Originals reich zu ersetzen gewußt. Es ist kein Zweifel, manche seiner lateinischen Strophen steht an poetischem Werth über der betreffenden des Grundtextes; in andern stehen beide sich verhältnißmäßig gleich; aber auch in den vielen Fällen, wo Alphonsus der hinreißendere Dichter bleibt, steht sein Sohn und Schüler immer doch auf der Höhe um- und nachdichtender Kunst. Alphonsus würde beim Lesen dieses in klassischem Tactschritt und wallender Toga einherschreitenden Buches sagen: Was haben Sie nur für prachtvolle Oden aus meinen armen Versen gemacht! Wir denken, damit können beide, Dichter wie Uebersetzer, zufrieden sein. Wenn überdies ein Fachmann in Sachen klassischer Dichtung wie Leo XIII. der Uebersetzung in einem eigenen Breve das uneingeschränkteste Lob vollsten Gelingens spendet, so haben wir zum Anpreisen derselben nicht mehr viel Worte zu machen. Wir hoffen nur von diesem Buche des P. Reuß, daß die hier so handlich zusammengebrachten Dichtungen des heiligen Kirchenlehrers mit dem sich gegenüberstehenden lateinischen und italienischen Text eine weite Verbreitung und so viele Freunde finden, als sie es verdienen. Unseres Erachtens waren sie bisher viel zu wenig gekannt. Seiner Zeit hat Lebrecht Dreves, der klassische Uebersetzer so vieler Kirchenlieder und des Nachtigallenliedes des hl. Bonaventura, auch eine deutsche Uebersetzung der Ligorioschen Lieder unternehmen wollen. Er ist nicht dazu gekommen. Ein sprachgewandter katholischer Dichter findet also hier noch eine dankenswerthe Aufgabe vor, deren glückliche Lösung ihm weiteste Kreise verpflichten würde.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Canisius-Büchlein für die christliche Jugend.** Lebensgeschichte und Gebete zur 300jährigen Feier des Todestages des Seligen Petrus Canisius aus der Gesellschaft Jesu. Herausgegeben von P. Franz Hattler S. J. 16°. (16 S.) Freising, Dunckel, 1897. Preis 5 *Pf.*; 100 Stück *M.* 4.50.

2. **Zwei Lieder** zum sel. Petrus Canisius. Mit Lichtdruckbild. 16°. (8 S.) M.-Gladbach, Kühlen, 1897. Preis: 100 Stück auf feinem Papier *M.* 4; Propaganda-Ausgabe für Vereine, Schulen ꝛc. *M.* 2.

3. **Der selige Petrus Canisius, Deutschlands zweiter Apostel.** Eine kurze Geschichte seines Lebens nebst Andachtsübungen und Liedern zu seinen Ehren. Mit elf Bildern und dem Porträt des Seligen. Von P. Antonius. Mit kirchlicher Genehmigung. 16°. (112 S.) M.-Gladbach, Kühlen, 1897. Preis 30 *Pf.*

4. **Der selige Petrus Canisius, ein deutscher Glaubensheld.** Zum 300-jährigen Gedächtnisse seines Todes. Nach den besten Quellen bearbeitet von Präses J. B. Mehler in Regensburg. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Mit sieben Abbildungen. Fünfte Auflage (15.—20. Tausend). 12°. (VII u. 136 S.) Selbstverlag des Verfassers, 1897. Preis 40 *Pf.*

5. **Der selige P. Petrus Canisius in seinem tugendreichen Leben dargestellt.** Zur 300jährigen Gedächtnißfeier seines Todes (21. Dez. 1897). Von Otto Pfülf S. J. 8°. (126 S.) Einsiedeln, Benziger u. Comp., 1897. Preis 80 *Pf.*

In höchst erfreulicher Weise mehren sich die Schriften, welche der diesjährigen dritten Centenarfeier des seligen Petrus Canisius ihr Entstehen verdanken. Jüngst brachten wir schon (S. 226) die „Canisius-Wallfahrt" des P. Otto Braunsberger zur Anzeige. Jetzt sind uns fünf weitere Schriftchen dieser Art zugegangen. Nr. 1 macht die christliche Jugend, welche dem Seligen stets so sehr am Herzen lag, mit dessen Leben in recht ansprechender und anregender Weise bekannt. Nr. 2 bietet zwei Lieder, die in volksthümlicher Poesie den deutschen Glaubenshelden feiern; da auch sangbare Melodien beigegeben sind, dürften die Lieder bald Gemeingut des katholischen Volkes in Deutschland werden. Nr. 3 erzählt in neun Kapiteln die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Seligen und gibt dann im zweiten Theile eine Anleitung zu einer neuntägigen Andacht. Die zwölf Bilder, welche mit dem Texte in enger Wechselbeziehung stehen, gereichen zugleich dem Büchlein zur Zierde. Nr. 4 entwirft in populärer Sprache ein anschauliches Lebensbild, das vorzüglich geeignet ist, die Hochschätzung und Verehrung des Seligen in den weitesten Kreisen zu fördern. Durchaus verdient ist darum auch die große Verbreitung, die das Büchlein thatsächlich bereits gefunden. Besonderes Lob verdienen die kurzen, aber treffenden Nutzanwendungen am Schlusse der einzelnen Kapitel. Die beigegebenen Bilder sind gut gewählt. Nr. 5 endlich, welches sich als sorgfältig gezeichnetes

Lebensbild dem zeitlichen Fortgange im Lebenslaufe des Seligen anschmiegt, faßt in zwanzig kurzen Kapiteln je eine besondere Seite im Charakter und in der Bedeutung des Seligen zur Betrachtung zusammen. Bei knapper Fassung ist nicht nur der ascetische, sondern auch der biographische Gehalt recht reich und stützt sich zum Theil auf neuere, noch wenig bekannte Quellenpublicationen. Fünfzehn Abbildungen, darunter acht Vollbilder, geben dem Buche äußerlich das Gepräge einer Festschrift, aber sein Gehalt und seine praktische Richtung verleihen ihm als anregende geistliche Lesung, besonders für gebildete Stände, einen bleibenden Werth.

Commentarius in Epistolas ad Titum, Philemonem et Hebraeos. Auctore sac. Antonio Padovani, Doctore in Philosophia, Doctore in Theologia, sacrae Scripturae et Hist. eccl. in Seminario Cremonensi Professore. 8°. (VII et 360 p.) Parisiis, Lethielleux, 1896. Preis *Fr.* 3.

Der Commentar wird mit Recht vom Verfasser bezeichnet: ad mentem Patrum probatorumque interpretum exactus et usui praesertim seminariorum accommodatus. Es wird ausreichende Rücksicht genommen auf die einleitenden Fragen, auf den griechischen Text und auf wichtigere Varianten, ebenso auf die hauptsächlichsten Erklärungen, auch auf akatholische Erklärungsschriften. Die Darstellung ist klar, einfach, ansprechend; Gedankengang, Entwicklung und Durchführung des vom Apostel behandelten Gegenstandes ist in angemessener Weise geboten. — Richtig wird Hebr. 1, 9: unxit te Deus auf Christi Verherrlichung bezogen; ebenso ist 2, 9—18 gut gezeigt, auf wie mannigfache Weise der Apostel das scandalum crucis zu heben sucht. Sollte aber 2, 11: qui enim sanctificat, nicht zunächst ein allgemeiner Satz sein, aus der Idee des levitischen Priesterthums abgeleitet? Ganz richtig ist 6, 4 f. erklärt. Leider huldigt der Herr Verfasser noch der Ansicht, das Prädicat könne im Griechischen nicht den Artikel haben, und so hat er denn Hebr. 1, 7 und Ps. 103, 4 mißverstanden. Ebenso wird eine Erwägung der Stellen von dem einen Opfer und daß *προςφέρειν* nur vom Kreuzesopfer gebraucht wird (7, 27; 9, 25. 26. 28; 10, 10. 12. 14), zeigen, daß die Erklärung von Hebr. 8, 2. 3 (S. 247) nicht die richtige ist. — Druck und Ausstattung sind gefällig, manche Druckfehler abgerechnet.

1. **Ein Wort des Friedens** für Protestanten und Katholiken. Evangelische Briefe eines Katholiken von Max Steigenberger, Domprediger. Zweite Auflage. 8°. (84 S.) Augsburg, Huttler, 1896. Preis 80 *Pf.*
2. **Wahrheit und Friede.** Briefe für freie Geister von Max Steigenberger. 12°. (40 S.) Augsburg, Huttler, 1894. Preis 30 *Pf.*

1. Der hochw. Herr Verfasser legt in friedlicher Weise, aber ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, dem Gegner die strittigen Lehren vom katholischen Standpunkte aus vor und faßt ihn dann bei seinem eigenen Gerechtigkeitsgefühl. Jedoch noch mehr kommt er dem Bedürfnisse des Herzens des Andersgläubigen entgegen, indem er ihm zeigt, welche Schätze er mit der katholischen Kirche verloren, gerade jene Schätze, die den Frieden des Herzens bringen. — Der Verfasser hat eine eigene Gabe, zum Herzen zu reden; auch findet sich kein Wort, welches den Protestanten verletzen könnte. Wer das Buch einmal gelesen, wird es gern nochmals wieder zur Hand nehmen.

2. Nicht weniger herzlich ist das zweite Schriftchen gehalten, in dem der Verfasser einen Katholiken, dessen Glauben stark ins Wanken gerathen, zur Aussöhnung mit Gott und damit zum echten Glauben zurückzuführen sucht. Alles dreht sich um das Wort: „Hast du Frieden im Herzen?“ Die innern und äußern Schwierigkeiten eines solchen Namenskatholiken werden trefflich widerlegt und der Weg zum Bußgerichte wird ihm leicht gemacht.

Der konfessionelle Kirchhof nach den kirchlichen Regeln und den für Elsaß-Lothringen geltenden Civilgesetzen, mit Berücksichtigung des Neudorfer Kirchhofstreites. Von Dr. J. Chr. Joder, Ehrendomherr, Generalsekretär des Bistums Straßburg. 8°. (48 S.) Straßburg, Le Roux & Cie., 1897. Preis 80 *Pf.*

Der durch mehrere kirchenrechtliche Schriften rühmlichst bekannte Verfasser gibt in dieser Broschüre eine sehr lehrreiche Auseinandersetzung sowohl der kirchenrechtlichen als auch der nach französischem Gesetze erfolgten civilrechtlichen Bestimmungen über die Begräbnißplätze. Das französische Gesetz nahm in den sogen. organischen Artikeln, in welchen sich auch die betreffenden Bestimmungen über das Begräbniß vorfanden, keineswegs eine kirchenfreundliche Stellung ein; allein sowohl diese Bestimmungen selber als auch die stete Praxis der Rechtsprechung begünstigten den rein religiösen und confessionellen Charakter der Kirchhöfe. Es ist ein besonderes Verdienst der Broschüre, dies klar und deutlich nachgewiesen zu haben.

Die gemischten Ehen im Lichte der Vernunft, des Glaubens und der Erfahrung. Von Jos. Plagge, Missionspfarrer. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. Zweite, verbesserte Auflage. 12°. (XII u. 158 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1896. Preis 75 *Pf.*

Der ersten Auflage wurde Bd. XLVIII, S. 332 dieser Zeitschrift lobend gedacht. Die dort gemachten Bemerkungen sind vom Verfasser in der jetzigen zweiten Auflage verwerthet; auch sonst wurden noch wesentliche Zusätze und Verbesserungen gemacht. Das Büchlein ist eine wahrhaft apostolische Arbeit; es kann Ehecandidaten und -candidatinnen zur Belehrung und Beherzigung nicht genug empfohlen werden.

Das katholische Kirchenjahr für Schule und Haus erklärt von Andr. Petz, Priester. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Fünfte, verbesserte Auflage. 12°. (VI u. 320 S.) Regensburg, Pustet, 1896. Preis 90 *Pf.*

Nicht mit Unrecht klagt der hochw. Herr Verfasser, daß manchem Katholiken das rechte Verständniß des Kirchenjahres und der liturgischen Feier überhaupt abgehe. Und doch liegt gerade dort ein reichlicher Quell religiöser Erbauung und religiösen Trostes. Das vorliegende Büchlein sucht jene Kenntniß zu vermitteln. Es thut dieses in eingehender Weise, fromm anregend und gemeinverständlich für jedermann. Ja es bietet mehr, als sein Titel erwarten läßt, da es nicht bloß das ganze kirchliche Jahr nach seinen Festkreisen durchgeht, sondern auch sorgfältige Bemerkungen über die einzelnen Sacramente und deren Empfang macht, und die hauptsächlichsten Sacramentalien, die kirchlichen Segnungen und Weihungen beschreibt und erörtert. — Ein paar Ungenauigkeiten möchten wir zur etwaigen Verbesserung für eine folgende Auflage notiren. S. 74 wird das Fühlen einer Geisteserneuerung zu sehr betont. S. 92 wird das Entstehen der Herz-Jesu-Bruderschaft in dieses Jahrhundert verlegt, wohingegen schon um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts an einer ganzen Reihe von Orten solche errichtet waren. S. 152 die priesterliche Thätigkeit Christi mit dessen Himmelfahrt enden lassen, dürfte nicht angehen; auch darf wohl nicht (S. 157) die heilige Communion in der Messe als die „Vernichtung des Opfers" bezeichnet werden, welche zur „Vollendung des Opfers" nöthig sei. S. 203 wird dem Papst Benedikt XIV. eine zu große Freigebigkeit in Befugnißertheilung zur Spendung des Apostolischen Segens beigelegt. S. 222 wird zu allgemein behauptet, daß die „geheimen" Ehen ungiltig seien.

Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpunkte der christlichen Auffassung der Armenpflege. Von Dr. Richard Weiskirchner, Magistrats-Commissär und Referent-Stellvertreter im Armendepartement der Stadt Wien. 8°. (22 S.) Wien, Mayer & Co., 1896. Preis 40 *Pf.*

Der Verfasser beschreibt im besondern die Armenpflege und deren Verwaltungsapparat für die Stadt Wien, gibt aber dabei, zumal bei den folgenden Reformvorschlägen, Winke, welche eine allseitige Beherzigung verdienen. Mit Recht hebt er hervor, daß bei einer besonnenen Armenpflege wohl zu unterscheiden sei zwischen unverschuldeter und verschuldeter Armut, zwischen der Armut der Arbeitsunfähigen und der der Arbeitsfähigen, daß eine schablonenhafte und unterschiedslose Unterstützung einestheils eine ungenügende Hilfe bieten, anderntheils die Armut förmlich züchten müsse. Vor allem aber hebt er hervor, daß eine staatliche Verwaltung der Armenpflege unfähig sei, eine wirksame Pflege zu leisten; die Ausführung der Armenpflege müsse durchaus der charitativen Thätigkeit wohlthätiger Vereine, und zwar deren freier und unabhängiger Bethätigung zugewiesen werden. Die öffentliche Verwaltung solle sich nicht in die Vereinsthätigkeit mischen, sondern nur ihre Acte registriren und den Armenkataster zur Einsicht auflegen; öffentliche oder gesetzliche Thätigkeit müsse mit der Privatthätigkeit in innigen Contact treten, letztere begünstigen und unterstützen, nicht hemmen und bevormunden. Wir stimmen dem bei: der Staat soll, wie in so vielen andern Dingen, so besonders hier nicht die Thätigkeit der Einzelnen und der Vereine aufsaugen, sondern vielmehr befördern und nur ihrem Mangel abhelfen und, wenn nöthig, ergänzend eingreifen.

Philosophia Lacensis sive Series institutionum Philosophiae Scholasticae edita a Presbyteris Societatis Jesu in collegio quondam B. Mariae ad Lacum disciplinas philosophicas professis.

Institutiones psychologicae secundum principia S. Thomae Aquinatis. Ad usum scholasticum accommodavit Tilmannus Pesch S. J. Pars I. Psychologiae naturalis liber prior. Cum approbatione Revmi Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. 8°. (XVI et 470 p.) Friburgi, Herder, 1896. Preis *M.* 5.

Soll ein psychologisches Lehrbuch den Anforderungen der Wissenschaft gerecht werden, so muß es nothwendig auch die Ergebnisse der physiologischen Forschung eingehend berücksichtigen. Das verlangt nicht etwa bloß der Geist unserer Zeit, sondern schon die Scholastik forderte grundsätzlich, daß die Speculation stets von den sorgfältig erforschten Erfahrungsthatsachen ausgehe. Wer die andern gelehrten Werke des Verfassers dieser neuen „Psychologie" kennt, wird ihm von vornherein gerade hierin ein großes Vertrauen entgegenbringen, und er täuscht sich nicht. Wir möchten sogar behaupten, daß die in dem Buche sich bekundende innige Fühlung mit allen

Hilfswissenschaften der Psychologie zum großen Theile die Eigenart desselben ausmache. Sowohl in der Lehre als auch in der Methode schließt sich der Verfasser enge an die Scholastik an. Gerade die aristotelisch-scholastische Methode war auch maßgebend für die Eintheilung des ganzen Stoffes. Die zwei Haupttheile der Psychologie, die Psychologia naturalis (physica) und die Psychologia anthropologica (metaphysica) kommen in der Weise zur Behandlung, daß zunächst bei der erstern die analytisch-synthetische Methode streng durchgeführt wird; dementsprechend zerfällt die Psychologia naturalis in einen analytischen und in einen synthetischen Theil. Während ersterer in dem vorliegenden Bande behandelt wird, ist der zweite für den synthetischen Theil, der dritte für die Psychologia anthropologica bestimmt. Der analytische Theil faßt seinen Stoff in zwei Disputationen zusammen, deren erste die Lehrpunkte über die Seele und das Leben im allgemeinen zur Darstellung bringt, während die zweite über das Leben bezw. die Seele in den drei Ordnungen der Lebewesen im einzelnen handelt. Für das weitere Detail verweisen wir auf das Buch selbst; demselben ist außer einem ausführlichen Sachregister auch ein Index thesium beigegeben, der einen willkommenen Ueberblick über die Hauptlehrsätze des meisterlich durchdachten Bandes gestattet. Diesem sollen die zwei andern Bände, wie wir zu unserer Freude vernehmen, schon bald folgen.

Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer nach den Sepulcralinschriften. Ein Beitrag zur monumentalen Eschatologie. Von Karl Maria Kaufmann. gr. 8°. (VIII u. 86 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 2.

Das Schriftchen stellt die Grabinschriften altklassischer Herkunft zusammen, welche über die Natur des erwarteten Jenseits irgendwelche Andeutungen enthalten, und verweilt mit Vorliebe bei denjenigen Monumenten, deren Inschrift dem Verstorbenen ausdrücklich ein glückliches Los für die andere Welt verspricht. Da Inschriften der genannten Art ziemlich selten sind, da diese noch dazu aus schwer zugänglichen und weit zerstreuten Sammlungen zusammengesucht werden müssen, so ist die Vereinigung und Bearbeitung derselben in der vorliegenden Schrift dankenswerth. Bietet ja der Gang durch einen antiken Friedhof, den wir unter der Führung des Verfassers unternehmen, manchen interessanten Einblick in das Seelenleben des Alterthums. Ob indes die Gefahr, aus den oft lakonischen, oft phrasenhaften Inschriften mehr herauszulesen, als darin liegt, überall vermieden wurde? Da der Verfasser eine Erforschung der antik-klassischen Eschatologie auf Grund der Grabmonumente sich zum Ziel gesetzt hat, so wird sich für ihn die Gelegenheit ergeben, manches zu vertiefen und zu klären. Eine Bitte möchten wir betreffs der Fortsetzung dieser Studien uns erlauben. Um eine Entwicklungsgeschichte des Unsterblichkeitsglaubens zu zeichnen, wie es S. 70 ff. versucht wird, ist es unumgänglich nothwendig, nicht nur die schriftlichen und monumentalen Quellen zu Rathe zu ziehen, sondern vor allem klar vor Augen zu haben, was wir über die Unsterblichkeit und die Idee der Vergeltung aus der Betrachtung der vernünftigen Menschennatur, aus der Nothwendigkeit des Unsterblichkeitsglaubens für ein menschenwürdiges Dasein wissen. Wir wünschen dringend, der Verfasser möge in dieser Hinsicht seine Studien vertiefen und in Zukunft nicht außer acht lassen, was Knabenbauer, Schneider u. a. über die Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens geschrieben haben. Manches, was auf S. 70 und 81 gesagt ist, wird dann klarer und richtiger ausgedrückt werden. — Aufgefallen ist uns, daß der Verfasser das Wort „teleologisch“ in einem bisher nicht gebräuchlichen Sinn verwendet.

Das Auferstehungs-Dogma in der vornicänischen Zeit. Eine dogmengeschichtliche Studie von Dr. theol. Georg Scheurer, Priester der Diöcese Speyer. 8°. (115 S.) Würzburg, Göbel, 1896. Preis *M.* 1.50.

Das Dogma von der Auferstehung des Leibes gehört zu den ersten Lehrsätzen, welche von der christlichen Theologie durchgearbeitet und wissenschaftlich gefaßt wurden. Kaum einer der ältesten Kirchenschriftsteller hat sich mit dieser den Heiden so unverständlichen und seltsamen Lehre nicht befaßt, mehrere haben ihrer Vertheidigung eigene Schriften gewidmet. Zu einer dogmengeschichtlichen Studie eignet sich also gerade diese Glaubenslehre in vorzüglicher Weise, und der Herr Verfasser hat seine Arbeit in recht guter Weise, gründlich in der Untersuchung, klar und einfach in der Darstellung, durchgeführt. Mit Interesse sieht man bei der Lectüre, wie bei den apostolischen Vätern schon alles grundgelegt ist, wie von diesem oder jenem Vater ein Gedanke zuerst ausgesprochen, von andern dann aufgenommen und weitergeführt wird und so Eigenthum der kirchlichen Wissenschaft wird und bleibt. Besondern Werth hat der Nachweis, daß schon vor dem Nicänum als selbstverständlich von allen Vätern die stoffliche Identität des auferstehenden und des irdischen Leibes gefordert wird. Daraus ergibt sich, wie irrig neuerlich wieder der christlichen Vorzeit der Vorwurf gemacht wurde, „der philosophischen Schultheorie zulieb, welche die Materie als das Individualitätsprincip erklärt", habe man „mit so großem Eifer die stoffliche Identität der Masse für den Auferstehungsleib gefordert" (Schell, Dogmatik III, 845). Was die Anmerkung auf S. 80 betrifft, so möchten wir wünschen, der Verfasser hätte sich mit größerer Entschiedenheit ausgedrückt. Die stoffliche Identität des auferstehenden und des irdischen Leibes gehört ganz sicher zur Glaubenslehre der Kirche. Die Tradition ist darüber seit den ältesten Zeiten so einmüthig, daß wir überhaupt auf alle Traditionsbeweise verzichten müssen, wenn nicht einmal eine Uebereinstimmung, wie sie hier vorliegt, als beweisend gelten soll. Und deshalb ist die berührte Frage durchaus unabhängig von scholastischen Controversen über die Natur des Individuationsprincips.

Libri liturgici bibliothecae apostolicae Vaticanae manu scripti. Digessit et recensuit Hugo Ehrensberger. Lex.-8°. (XII et 592 p.) Friburgi Brisgov., Herder, 1897. Preis *M.* 25; geb. *M.* 30.

Von den liturgischen Handschriften der Vatikanischen Bibliothek sind schon viele durch andere Gelehrte benutzt, beschrieben oder herausgegeben worden. Der Herr Verfasser hat es sich aber zur Aufgabe gesetzt, den gesamten dort vorhandenen Schatz dieser Art dem Forscher zu erschließen. Die sämtlichen liturgischen Handschriften der Vaticana werden von ihm nach bestimmten Gruppen verzeichnet und genau beschrieben. Nur in Bezug auf die Cäremonialien hat er, bei der übergroßen Zahl und geringern Bedeutsamkeit derselben, eine Ausnahme gemacht und nur die interessantesten Stücke zur Beschreibung ausgewählt. Der Forscher ersieht aus dieser reichen Sammlung nicht nur, was er an solchen Dingen in der Vaticana finden kann, sondern die sorgfältige Beschreibung gibt ihm auch sofort eine Reihe werthvoller Angaben sicher an die Hand. Auch handelt es sich hier nicht bloß um Pontificalien, Sacramentarien u. dgl., welche zunächst den eigentlichen Liturgiker interessiren, sondern auch um Homiliarien, Passionarien, Martyrologien u. s. w., so daß auch für andere Wissenszweige namhafter Gewinn abfällt. Auf die wichtigern Daten in Bezug auf die Geschichte der kirchlichen Musik, Miniaturmalerei, Kalligraphie und die Buchbinderkunst hat der Verfasser selbst

durch Beigabe eigener Register aufmerksam gemacht. Aber auch die Geschichte der kirchlichen Feste, der Verehrung bestimmter Heiligen, der verschiedenen religiösen Gebräuche und besonderer Gebetsübungen und selbst des Kirchenliedes erhält manche Bereicherung. Dank den Schätzen der alten Palatina ist unter diesen Handschriften Deutschland sehr gut vertreten, und so findet sich hier manches, was für die Geschichte deutscher Diöcesen und Klöster rc. bemerkenswerth sein könnte. Sehr viele der beschriebenen Handschriften tragen überdies Bemerkungen über die Schreiber, Besitzer oder Schenkgeber derselben, über Obere oder Wohlthäter des betreffenden Klosters u. s. w., die oft vom allergrößten Interesse sind. Namentlich die Handschriften deutscher Provenienz sind reich an solchen, oft ganz köstlichen Bemerkungen. Es ist schade, daß mit Rücksicht auf den Inhalt solcher Bemerkungen der beigegebene Index I den Benutzer oft im Stiche läßt. Es hätte neben demselben ein genaues Orts- und Personenregister und selbst ein solches der merkwürdigern Gegenstände noch recht wohl Zweck und Nutzen gehabt. Doch auch so ist das Werk eine nützliche und schöne Leistung; die Ausstattung ist prächtig.

Die Reliquien von den Sandalen Jesu Christi in Prüm. Pilgerbüchlein von J. Hertkens, Oberpfarrer. Mit einem Titelbilde. 8°. (72 S.) Coblenz und Prüm, Schuth, 1896. Preis 30 *Pf.*

Das praktisch eingerichtete Heftchen, dem wir weite Verbreitung wünschen, belehrt den Pilger über die Gründung von Prüm durch die vornehme Matrone Bertha um 721 und durch König Pipin im Jahre 762. Letzterem verdankte die Abtei Theile von den Sandalen Christi, deren Geschichte mitgetheilt wird. Eingehend wird ihr jüngst mit vielen Kosten hergestelltes, sehr kostbares Reliquiar beschrieben, welches 1896 auf der Kunstausstellung der Katholikenversammlung in Dortmund allgemeine Bewunderung erregte.

Cardinal Matthäus Lang und die religiös-sociale Bewegung seiner Zeit (1517—1540). Zumeist nach Salzburger Archivalien von P. Willibald Hauthaler. Erster und zweiter Theil, von 1517 bis 1524. 8°. (140 S.) Salzburg, Oberndorfer u. Comp., 1896. Preis 36 *Kr.*

Die hier mitgetheilten Archivalien, die aus der gedruckten Literatur recht fleißig ergänzt und erläutert werden, sind reichhaltig und bedeutungsvoll. Es ist jedoch nicht so sehr die Person des Matthäus Lang, wie hohes Interesse auch dieser als Diplomat und Kirchenfürst in Anspruch nehmen würde, noch auch die religiös-sociale Bewegung seiner Zeit an sich, welche in diesem Theile der Arbeit im Vordergrund stehen und neue Beleuchtung empfangen. Der Hauptwerth der Schrift liegt darin, die ersten Keime eines vereinigten Widerstandes der treu katholischen Elemente Deutschlands wider die um sich greifende Religionsneuerung genauer kenntlich zu machen. Die Bedeutung des Regensburger Conventes von 1524, wo Cardinal Campeggi die Widerstandskräfte des deutschen Katholicismus sammelte, ist bereits früher erkannt worden. Hier werden nun die betreffenden Vorgänge und Beschlüsse actenmäßig dargelegt. Zugleich wird auf die Versammlung der schwäbischen Reichsstände zu Leutkirch und die Conferenz der rheinischen Kurfürsten zu Oberwesel hingewiesen, welche ganz um dieselbe Zeit zu ähnlichem Zwecke und in gleichem Sinne getagt haben. Wichtiger ist der Nachweis, daß der geeinte Widerstand der katholischen Elemente Deutschlands nicht erst im Juli 1524 und durch die Initiative Campeggis allein seinen Anfang nahm, sondern bereits in den aus gegenseitiger

Verständigung hervorgegangenen Religionsmandaten von Bayern und Salzburg im März 1522 und ganz besonders in den Mühldorfer Beschlüssen vom Mai 1522 im Keime vorhanden ist, und daß zwischen jenen frühern Vorgängen und dem Regensburger Convent ein innerer Zusammenhang besteht. Daß auch über einzelne merkwürdige Persönlichkeiten, wie Staupitz oder den ältern Stephan Agricola, dankenswerthe Mittheilungen beigebracht werden, sei nebenbei bemerkt. Für die noch immer viel zu wenig gekannte und verstandene Geschichte der sogen. katholischen „Gegenreformation" ist diese Veröffentlichung der Salzburger Archivalien von Wichtigkeit.

Geschichte der Lübeckischen Kirche (des ehemaligen kath. Bistums und der kath. Gemeinde, der kath. Bischöfe, Domherren und Seelsorger) von 1530 bis 1896. Von Everhard Illigens, Pastor. 8°. (VIII u. 239 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1896. Preis *M.* 3.

Eine Frucht sorgfältigen Sammelfleißes und vieler Arbeit. Als katholischer Pfarrer von Lübeck war der Verfasser wohl besser als irgend ein anderer im stande, nicht nur die hier in Betracht kommenden verschiedenen Geschichtsquellen aufzuspüren und zu verwerthen, sondern sie auch, weil mit den Localverhältnissen vertraut, vollständig und sachgemäß auszunützen. Mag auch vielleicht die Form der Darstellung einiges zu wünschen übrig lassen, so wird sein Buch doch sicherlich von vielen mit Interesse gelesen und benutzt werden, da es einen actenmäßigen Einblick in die für die katholische Kirche zu Lübeck so traurigen Verhältnisse gewährt. Fast ganze drei Jahrhunderte hindurch waren die Katholiken kaum geduldet und mußten sehen, wie ihnen ein Recht und ein Besitz nach dem andern entrissen wurde. Am 30. Juni 1530 wurde bekannt gemacht, daß nach Rathsbeschluß in allen Kirchen der katholische Gottesdienst abgeschafft sei; nur die Domkirche sollte eine Ausnahme machen. Allein schon vom 2. Juli an durfte der Gottesdienst nur noch im Chore und zwar nur zu bestimmten Stunden gehalten werden, während der Dom im übrigen von den Lutheranern in Beschlag genommen wurde. Obgleich Domkirche, Domkapitel und Bischof von der Jurisdiction des Rathes exemt waren, mußten sie sich doch alle möglichen Vergewaltigungen gefallen lassen, wie unter anderm drei höchst interessante Actenstücke aus dem vaticanischen Archiv beweisen. Nach und nach kamen immer mehr Canonicate, nicht ohne Schuld mancher Canoniker, von denen die meisten nicht einmal Priester waren, an Protestanten, so daß von den 38 Domherrnstellen 1624 nur noch 6, 1804 nur 4 in katholischem Besitz waren. Zuletzt gab es auch nur noch protestantische „Bischöfe". Fast unbegreiflich ist die im dritten Kapitel erzählte Ueberwachung und Erstickung jeder katholischen Regung von seiten des Rathes, der schon bei Anfang seines Reformationswerkes alle Kleinodien und Kirchenschätze beschlagnahmt hatte, freilich nur um das daraus gelöste Geld durch Wullenweber im holsteinischen Kriege vergeuden zu lassen. Da Kaiser Joseph II. auf Drängen des Lübecker Rathes am 13. Januar 1775 den katholischen Geistlichen das Taufen und Trauen verboten hatte, unterblieb solches bis zum Jahre 1805. Doch erst seit 1841 sind katholische Taufen und Trauungen von jeglicher Gebühr an protestantische Geistliche oder „Kirchen" frei. — Großes Verdienst für die Hebung der katholischen Sache haben die letzten Lübecker Geistlichen sich erworben, besonders Dr. Joh. Christ. Bernhard Markus (1871—1890, gest. 12. Juni 1894), dem es vergönnt war, ein Krankenhaus mit Grauen Schwestern entstehen zu sehen, einen zweiten Geistlichen zur Aushilfe zu bekommen, die von Pfarrer Schürhoff errichtete Schule bedeutend zu erweitern und 1888 den Bau der geräumigen und

würdigen Herz-Jesu-Kirche in Angriff zu nehmen und so ziemlich zu vollenden. — Die Benutzung des inhaltreichen Buches wird wesentlich erleichtert durch ein recht genaues alphabetisches Personen- und Ortsregister.

Leben des P. Petrus Joannes Beckx, Generals der Gesellschaft Jesu. Von P. Jos. Martin S. J. (Frei nach der flämischen Lebensbeschreibung von A. M. Verstraeten S. J.) 8°. (200 S.) Ravensburg, Dorn, 1897.

Es ist die schlichte Erzählung vom Leben eines frommen Priesters, welchen die Vorsehung zu wichtigen Arbeiten auserwählt und für drei Jahrzehnte an die Spitze eines großen Ordens gestellt hat. Eine Biographie großen Stils will das Büchlein nicht sein, und für eine solche ist hier auch die Zeit noch nicht da. Die Geschicke des Jesuitenordens in der neuern Zeit nehmen naturgemäß einen guten Theil der Schrift in Anspruch, und diejenigen, welche sich für die Entwicklung des Ordens während dieses Jahrhunderts interessiren, können hier manches finden. Der Verfasser hat wohl daran gethan, nicht den einfachen Uebersetzer zu spielen, sondern das, was sein belgischer Ordensbruder an Material emsig zusammengetragen hat, zu einer freien, dem deutschen Geiste entsprechenden Darstellung zu gestalten. Er weiß dabei recht gemüthlich und treuherzig zu erzählen, ganz wie es zu der kindlichen Anspruchslosigkeit und Frömmigkeit paßt, welche uns aus den zahlreich dem Texte eingestreuten Briefen des P. Beckx entgegenweht. Vom Verfasser als einem Deutschen hätte man wohl erwartet, daß er auf die Geschichte der Jesuiten-Niederlassung in Hildesheim, die von so kurzer Dauer war und heute fast vergessen ist, etwas weiter eingegangen wäre und Genaueres beigebracht hätte, als seine belgische Vorlage, zumal es gerade der Eintritt ins Noviciat von Hildesheim und die längere Wirksamkeit daselbst ist, wodurch P. Beckx in gewisser Weise Deutschland angehört. Eine Stelle aus einem Schreiben des Capitular-Vicars und erwählten Bischofs von Hildesheim, Eduard Wedekin († 1874) vom 6. April 1850 möge als kleine Ergänzung dienen: „Ich möchte bemerken, daß ich als Studiosus theologiae gegen Kostgeld freiwillig mich in ein Hospitium dahier begeben habe, wo acht Jesuiten lebten, die ebenfalls hier unter der Aufsicht eines ältern Jesuiten Theologie studirten. Mit den benannten bin ich täglich ausgegangen und habe auch nachher im Seminar und als Lehrer im Josephino fast ausschließlich mit denselben verkehrt, welches von dem Herrn Professor van Everbroek und de la Croix, die noch in Rom leben, wie auch von einem jüngern Mann Namens Schrader, der von hier ist und der Gesellschaft Jesu angehört, bezeugt werden kann. Von meinen Collegen wurde der Umgang mit den Jesuiten ungern gesehen; einer hat deshalb ein ganzes Jahr nicht mit mir geredet." Der Bischof schließt mit einer Hindeutung auf die Auflösung der Niederlassung und deren Ursachen, durch welche die S. 47 und 48 gegebene Darstellung vollkommen bestätigt wird.

Le Procès de Guichard, Évêque de Troyes (1308—1313). Par Abel Rigault, Archiviste-paléographe, Attaché au Ministère des Affaires étrangères. (Mémoires et Documents publiés par la Société de l'École des Chartes. I.) 8°. (XII et 316 p.) Paris, Picard, 1896. Preis *Fr.* 10.50.

Unter den großen Staats- und Monstreprocessen, welche der zweiten Regierungshälfte Philipps des Schönen von Frankreich ein so unheimlich dunkles Gepräge verleihen, stehen die drei gerichtlichen Riesenproceduren obenan, welche, geleitet durch die perfiden Hände Wilhelm Nogarets, im Grunde wider die Kirche

selbst ihre Spitze wendeten. Es handelt sich um Anklagen der ungeheuerlichsten Art und um ein Verfahren voll Ungerechtigkeit und Willkür gegen das Andenken eines großen Papstes, gegen einen mächtigen religiösen Orden und gegen einen Bischof, dessen hervorragende persönliche Tüchtigkeit Ungewöhnliches von ihm erwarten ließ. Alle drei Processe, betrieben durch die Macht desselben despotischen Königs, eingefädelt und heimlich geleitet durch die Künste und Ränke desselben Meisterintriganten im königlichen Dienst und in ganz übereinstimmender Weise die gröbsten und abscheulichsten Anschuldigungen jeder Art auf den Häuptern ihrer Opfer häufend, gehören nothwendig zusammen und müssen, um richtig abgeschätzt zu werden, zugleich und in ihrem Zusammenhange betrachtet werden. Das Interesse, welches der tragische Untergang des Templerordens, und dasjenige, welches die Beschimpfung des todten Bonifaz VIII. von jeher der Geschichtsforschung einflößten, ließ indes die Skandale, welche die Proceßacten wider Guichard von Troyes anfüllen, ganz in den Hintergrund treten. Erst jetzt, nach fast 600 Jahren, wird in vorliegender Schrift dieser Proceß genau nach den Acten officieller wie nicht officieller Natur im Lichte der Oeffentlichkeit entrollt. So interessante Seiten er auch bietet, ist doch der Gegenstand nichts weniger als anmuthend. Die wüstesten Nachtseiten des Menschenlebens, die dunkelsten Geheimnisse der Cultur- und Sittengeschichte treten an den Leser heran. In der Fluth von Anklagen wider einen Prälaten, dem bedeutende Gaben und ein imponirendes Auftreten kaum abzusprechen sind, ringen Verworfenheit und Wahnwitz um die Palme. Wiewohl der Verfasser mit Versuchen zu Gunsten des Bischofs sehr zurückhaltend ist, wird doch der unabhängige Beurtheiler dahin neigen, der Ueberzeugung von Guichards Zeitgenossen beizustimmen, welche ihn als ein Opfer des Hasses, Neides und der Intrigue betrachtete. Als Lectüre hinterläßt die interessante Schrift einen Eindruck, den man nur als einen höchst peinvollen betrachten kann, aber das Peinvolle liegt in der Sache. Der Behandlungsweise des Stoffes von seiten des Verfassers kann man nur volle Anerkennung zollen. Sie verbindet Gründlichkeit und Eleganz, ist zugleich echt wissenschaftlich und echt künstlerisch, dabei leidenschaftslos, unparteiisch, wahrhaft nobel. Möchte man ein Aehnliches bei der Behandlung solcher Stoffe stets von deutschen Historikern zu rühmen haben!

La Russie et le Saint-Siège. Études diplomatiques. Par le P. Pierling S. J. II. Arbitrage pontifical. Projets militaires de Bathory contre Moscou. Le Tsar Fedor et Boris Godounov. 8°. (XII et 416 p.) Paris, Plon, 1897. Preis *Fr.* 7.50.

Das beachtenswerthe Werk, von welchem vorliegender Band die Fortsetzung bildet, ist in diesen Blättern (Bd. L, S. 573 f.) bereits ausführlich zur Anzeige gekommen. Der II. Band, der so prompt auf den I. gefolgt ist, stellt sich im wesentlichen dar als eine um manche interessante Funde bereicherte Neuauflage der 1890 erschienenen anziehenden Schrift Papes et Tsars. Er führt jedoch die Geschichte der wechselseitigen Beziehungen zwischen Papstthum und Czarenthum im letzten Abschnitte noch um einige Jahre weiter, so daß er das 16. Jahrhundert vollends abschließt und im ganzen die Russen-Politik Gregors XIII., Sixtus' V. und Clemens' VIII. zur Darstellung bringt. Auch dieser Band beruht auf ebenso gediegener wie ergiebiger Quellenforschung und bietet nicht nur für die Geschichte der Päpste, sondern auch für die politischen Verwicklungen in Rußland, Polen, Livland, wie für die Politik der Republik Venedig und des Hauses Habsburg ebensoviel

Interesse wie Belehrung. Der Historiker vom Fach wird in dem Werke viele werthvolle Anhaltspunkte finden, die er anderswo vergeblich sucht, indem der Verfasser auch über die gesamte russische Literatur verfügt und über handschriftliche Schätze, die andern nicht erreichbar waren. Aber auch dem nicht fachmännisch geschulten Leser kann das Werk eine angenehme und nützliche Geistesnahrung bieten; denn wiewohl sorgfältiger Quellenforscher, erzählt P. Pierling mit der Kunst des Romanschriftstellers und weiß nicht minder zu fesseln, als er es versteht, zu belehren. Ein höchst merkwürdiges Porträt von Iwan dem Schrecklichen ist als Titelbild beigegeben.

Dr. Johannes Bumüllers Lehrbuch der Weltgeschichte. Siebente Auflage, in gänzlich neuer Bearbeitung von Direktor Dr. Simon Widmann. gr. 8°. Freiburg, Herder. I. Teil: Geschichte des Altertums. (XVI u. 468 S.) 1895. Preis *M.* 4; geb. in Leinw. *M.* 5.20. II. Teil: Geschichte des Mittelalters. (XII u. 384 S.) 1896. Preis *M.* 3.30; geb. in Leinw. *M.* 4.50. III. Teil: Geschichte der Neuzeit. (XIV u. 744 S.) 1897. Preis *M.* 6; geb. in Leinw. *M.* 7.50. Das Ganze in drei Bänden *M.* 13.30; geb. *M.* 17.20.

Die Brauchbarkeit der Bumüllerschen Weltgeschichte ist anerkannt; das beweisen sechs starke Auflagen, die vergriffen sind. Es war deshalb wohl angezeigt, daß nach dem Ableben des Autors ein anderer an eine Neuauflage Hand anlegte. Der äußere Plan des Werkes ist derselbe geblieben: etwa der gleiche Umfang und das gleiche Verhältniß der Bände zu einander, dieselbe ruhig fließende Erzählung mit ziemlich consequenter Vermeidung des gelehrten Apparates, im ganzen auch dieselbe verhältnißmäßige Kürze und Gleichmäßigkeit in Behandlung des Stoffes. An äußerer Gefälligkeit hat die neue Auflage gewonnen durch übersichtlichere Eintheilung, vermehrte Alineas und freundlichere Ausstattung. Aenderungen sind sehr reichlich vorgenommen worden, so daß man wohl nur noch den halben Bumüller vor sich hat. In manchen Fällen mag man die Aenderung, in mehreren vielleicht auch die Unterlassung einer Aenderung bedauern, im ganzen scheint der Geist des Bumüllerschen Werkes beibehalten. Für eine glückliche Weiterentwicklung dieses Werkes in künftigen Auflagen wird Knappheit im Ausdruck und Vermeidung aller nicht streng zur Sache gehörigen Reflexion jedenfalls als Hauptregel vor Augen schweben müssen. Der Wegfall von Bumüllers fleißig gearbeiteten Registern ist zu beklagen. Die Zeit- und Regententafeln, so nützlich sie in einem Schulbuch immer sein mögen, ersetzen die Annehmlichkeit und den Nutzen des Registers nicht bei einem Werke von solchem Umfang, das doch weit mehr der Lectüre und dem Selbststudium als dem Schulgebrauche dient.

Gehet hin in alle Welt! Gedanken und Schilderungen für das Werk der Glaubensverbreitung im allgemeinen und die Aufgabe der Gesellschaft des göttlichen Wortes und des Missionshauses in „Heiligkreuz" im besondern. Von einem Freunde der Genossenschaft. (Der Erlös ist für das Missionshaus „Heiligkreuz" bestimmt.) Dritte Auflage. Kl. 8°. (310 S.) Frankenstein (Schlesien), Huch, 1896. Preis geb. *M.* 1.

Der Inhalt dieses Buches ist durch den Untertitel näher bezeichnet, und die Genossenschaft des göttlichen Wortes kann sich Glück wünschen, einen so begeisterten und beredten Anwalt und Förderer gefunden zu haben. In lose verbundenen kleinen Skizzen wird uns die Gründung und das Wachsthum der so segensreich wirkenden

Genossenschaft, ihre Schicksale, ihr Aufblühen, ihr inneres Leben und äußeres Arbeitsfeld vor Augen geführt, aber nicht in trockener Darstellung, sondern im leichten, angenehmen Feuilletonstil eines gewandten Publicisten. Oft unterbricht der Verfasser seine Erzählung mit meist recht schönen Gedanken und Reflexionen über das Missionswerk der Kirche überhaupt, dann wieder kleidet er seine Beherzigungen in die Form allegorischer Traumgesichte, beleuchtet sie durch hübsche Schilderungen aus Natur und Volksleben und bringt seine Wünsche und Anregungen durch rührende Züge und Anekdoten dem Herz und Gemüth des Lesers näher. Daß gelegentlich auch einmal Ueberschwänglichkeiten der begeisterten Feder des Lobredners entströmen, darf ihm gewiß nicht zu hoch angerechnet werden. Auch über einige Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten wollen wir hinwegsehen. Aber zur Steuer der Wahrheit sei doch auf das Irrthümliche der Ansicht aufmerksam gemacht, als sei vor der Gründung des Steyler Missionshauses Deutschland am Apostolat der Kirche in den Heidenländern nur spärlich betheiligt gewesen. Es wäre leicht, aus dem 17. und 18. Jahrhundert Hunderte von deutschen Missionären zu nennen, die u. a. in Mexico, Californien, Chile, Paraguay und andern Staaten Südamerikas, in Indien, China, auf den Philippinen u. s. w. Großartiges gewirkt. Sie waren so hoch geschätzt, daß z. B. Philipp V. sie ausdrücklich vor andern Nationalitäten für seine Kolonien erbat und reichlich erhielt. Auch seit dem Beginne dieses Jahrhunderts sind unter den Missionären sowohl der ältern Orden wie der neuern meist französischen Congregationen eine sehr bedeutende Zahl Deutscher in fast sämtlichen Heidenländern bis heute thätig gewesen. Daß ihre Namen und ihre Nationalität vielfach in bescheidenem Dunkel geblieben, ist freilich zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß Deutschland noch keine eigenen Missionsseminare im engern Sinne besaß, ändert aber an der Thatsache nichts. — Der Preis des gut ausgestatteten und mit vielen Bildern gezierten Buches ist sehr niedrig angesetzt. Möge es eine um so weitere Verbreitung finden.

Zeugnisse aus der Natur. Betrachtungen über die Schönheit, Zweckmäßigkeit und Sinnbildlichkeit der Natur, gesammelt von Max Bisle, kgl. Gymnasialprofessor und Religionslehrer. 8°. (IV u. 216 S.) Augsburg, Seitz, 1897. Preis *M.* 3.

An populär-naturwissenschaftlichen Werken und Vorträgen leidet unsere Literatur nicht gerade Mangel, aber unter diesen kommen uns Schriften, die einem alles verflachenden Materialismus gegenüber in christlichem Sinne auch warm und begeistert auf die Schönheit und Sinnbildlichkeit der Geschöpfe hinweisen, nur seltener zu Gesichte. Die „Zeugnisse aus der Natur“ von Max Bisle sollen jedoch diesem Zwecke dienen, und darum ist ihr Erscheinen auf dem Büchermarkte recht willkommen zu heißen. Licht und Wärme, Thau und Regen, Wald und Wiese, die Pflanze mit ihren Theilen und ähnliche Stoffe sind in dreißig Vorträgen in edler und anziehender Sprache behandelt. Nebenher erfreuen hübsche Illustrationen das Auge des Lesers. Zu Vorträgen in Vereinen oder in der Schule lassen sich diesem Buche passende Gedanken entnehmen. Ebenso werden Studirende höherer Lehranstalten dasselbe nicht minder zur Veredlung des Charakters als auch zur Bereicherung ihrer Kenntnisse und zur Ausbildung ihres Stiles mit Nutzen lesen können. Wohl dürfte auch der Kanzelredner hier schöne Vergleiche und Bilder finden, um überirdische, nicht sinnenfällige Wahrheit im Lichte herrlicher Symbole aus dem großen Schöpfungsall erstrahlen zu lassen und menschlicher Fassungskraft näher zu rücken.

Dichterblüthen. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen. Sechste Auflage. 8°. (224 S.) Bonn, Henry, 1897. Preis geb. *M.* 3.

Diese, wie es scheint, schon beliebte Blüthenlese ist in der That im Hinblick auf ihr Publikum mit sicherem Geschmack und außerordentlicher Vorsicht ausgewählt. Letztere geht so weit, daß sie sogar in sehr bekannten Gedichten Worte und Wendungen ändert, Strophen unterdrückt u. s. w., aus Furcht anzustoßen. So heißt es z. B. in dem Liede von Halm:

„Und sprich, wie kommt die Liebe?
Vom Himmel kommt sie her.
Und sprich, wie schwindet Liebe?
Sie schwindet nimmermehr.“

Ob der Dichter mit einer solchen Aenderung wohl einverstanden? Ebenso erachten wir die Aenderung von „Lieb“ oder „Liebchen“ in „Braut“, von „Verliebten“ in „Verlobten“ doch für zu weitgehend. Das Wort thut's doch wahrhaftig nicht. Die Absicht freilich, welche die Sammlerin leitete, verdient allen Beifall. Es ist wohl nur geschehen, um den Inhalt des einmal eingeführten Buches nicht wesentlich zu ändern, wenn neuere Dichter nicht berücksichtigt sind. Gern hätten wir eine Reihe jetzt aufgenommener Stücke preisgegeben, wenn der Raum für neuere es erheischte. Aber noch einmal, die vorliegende Sammlung ist mit Geschmack zusammengestellt und kann jedem in die Hand gegeben werden.

Goldkörner. Gesammelt auf der Lebensreise. Ein geistliches Vergißmeinnicht, größtentheils aus dem Garten der Heiligen gepflückt von Romana. Zweite Auflage. 32°. (134 S.) Wien, Verlagshandlung St. Norbertus, 1897. Preis brosch. 50 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Der Leser findet in dem Büchlein eine reiche Sammlung von Geist und Gemüth anregenden Sprüchen, welche bei der Vertheilung auf Monate und Tage die Zahl der Tage des Jahres noch um fast ein volles Hundert übersteigen. Dieselben sind, wie der Titel sagt, in der That bei weitem zum größten Theil den Schriften heiliger oder ascetisch durchgebildeter Personen entnommen. Daher würde es sich aber um so mehr empfohlen haben, nicht auch noch Sprüche von gar profanen und ungläubigen Schriftstellern, wie von Göthe und Saadi, heranzuziehen, welche eine Spruchsammlung aus Schriften der Heiligen doch nur verunstalten können.

The League Hymnal. A Collection of Sacred Heart Hymns, embracing all the Hymns in the „League Devotions“ arranged to suitable tunes, original and selected. By Rev. William H. Walsh S. J. Permissu Superiorum. 8°. (117 p.) New York, Apostleship of Prayer, 1896.

Eine reichhaltige, sorgfältig ausgewählte Sammlung von Herz-Jesu-Liedern in englischer Sprache. Die Lieder sind durchweg recht andächtig; zeichnen sie sich auch meistens durch edle Einfachheit aus, so erheben sie sich doch nicht selten zu hohem poetischen Schwung. Sämtliche Texte haben ihre eigenen, recht sangbaren Melodien in vierstimmiger Bearbeitung. Darunter befinden sich an bekannten Singweisen das „Mein Gemüth ist mir verwirret“ (Hasler), „Großer Gott, wir loben dich“, und ein in Deutschland wohl kaum mehr gesungenes „Dem Herzen Jesu“. Sonst sind von deutschen Componisten noch Schubiger, M. Haydn, Mendelssohn mit je einer Nummer vertreten. Ein Choral Service und die liturgischen Gesänge für den sacramentalen Segen bilden den Schluß der Sammlung.

Bibliothek für junge Mädchen (im Alter von 12—16 Jahren). Herausgegeben unter Mitwirkung bedeutender Jugendschriftsteller von Karl Ommerborn, Rektor. Drei Bändchen kl. 8°. (134, 119 u. 141 S.) M.-Gladbach, Riffarth, 1896. Preis à Bändchen cart. *M.* 1.20.

Seit einigen Jahren ist die katholische Jugendliteratur in sichtlichem Aufblühen begriffen, und gerade das letzte Jahr war besonders ergiebig an vortrefflichen Jugendschriften für die verschiedenen Altersklassen, wie z. B. das reich illustrirte Kinderbuch „Veilchen und Vergißmeinnicht" des Frauenburger Domherrn Julius Pohl eine wahre Musterleistung ist. Der A. Riffarth'sche Verlag begann mit den drei Bändchen, die wir hier zur Anzeige bringen, eine illustrirte Unterhaltungsbibliothek für junge Mädchen. Das Unternehmen verdient die ernste Beachtung der katholischen Eltern um so mehr, als das bereits Gebotene des Lobes und der Anerkennung werth ist. Das 1. Bändchen bringt eine Erzählung von Anna Benfey-Schuppe unter dem Titel „Die Waldheimat". Das fromme, friedliche Leben im Försterhause trägt im Verlauf der erzählten Ereignisse den Sieg davon über das wilde Treiben im nahegelegenen Schlosse: die Tugend feiert ihren schönsten Triumph, indem sie die Bekehrung ihrer Widersacher herbeiführt. Im Vordergrunde des Interesses stehen die Schicksale dreier ungleich gearteten Mädchen. Im 2. Bändchen unterhält Rebeatis (Maria Petzel) ihre jungen Leserinnen durch die drei Erzählungen „Gut verzinst" — „Der Berggeist" — „Onkel Eduard", denen sie noch die Skizze „Amalietta" beigegeben hat. Auch diese recht ansprechenden Erzählungen durchweht ein echt religiöser Geist. Das 3. Bändchen, „Elsbeths Leiden und Freuden", hat Alinda Jacoby zur Verfasserin. Es erzählt, wie das „Prinzeßchen", ein sehr verzogenes, eigensinniges Kind, eine Stiefmutter bekommt, durch die es in der wirksamsten Weise angeleitet wird, seine Unarten nach und nach abzulegen; ja unter der Leitung der frommen und klugen Stiefmutter, welche Güte und Strenge in rechter Mischung vereinigt, wird aus dem ursprünglichen Thunichtgut nach mannigfachen Schwankungen und Rückfällen schließlich doch ein folgsames, fleißiges, frommes Kind, das sich in der erbaulichsten Weise auf seine erste heilige Communion vorbereitet. — Die Erzählungen aller drei Bändchen bewegen sich durchaus im Ideenkreise der jugendlichen Leserinnen, und sie bilden, wie schon aus den gemachten Andeutungen hervorgeht, nicht eine bloß unterhaltende, sondern eine zugleich nutzbringende Lesung. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Erfolg und einen guten Fortgang.

Fräulein Sub-Pliocän. Von Charles d'Héricault. Deutsche Uebersetzung von G. Dussourd. kl. 8°. (280 S.) Straßburg i. E., Commissionsverlag von Le Roux u. Cie. (ohne Jahrzahl). Preis *M.* 2.50.

Ueber Inhalt und Charakter dieses Romans haben wir bereits in Bd. XLIV, S. 116 dieser Zeitschrift Nachricht gegeben. Die Uebersetzung, welche auf unsere empfehlenden Worte hin unternommen wurde, trifft nicht immer ganz die Feinheit des Originals, ist aber sonst treu, gut und fließend. Daß der Ertrag der Schrift mit Bewilligung des Verfassers ganz für einen wohlthätigen Zweck, die Unterstützung eines neugegründeten Jugendvereins, bestimmt ist, dürfen wir wohl unserer frühern Empfehlung als untergeordnetes Verstärkungsmoment hinzufügen.

Miscellen.

Die Russen in Palästina. Jedem Besucher des Heiligen Landes werden in Jerusalem und an den übrigen heiligen Stätten die zahlreichen Scharen von Pilgern auffallen, welche in ihrer armen, für den nordischen Winter berechneten Pelzkleidung, einen alten Reisesack an der Seite, zu Fuß das Land durchziehen und mit sichtlicher äußerer Andacht und erbaulicher Frömmigkeit die heiligen Orte verehren. Es sind arme russische Landleute. Den weiten Weg aus ihrer Heimat legen sie oft unter den größten Beschwerden und Entbehrungen zurück, und unter noch größern Mühen und Unbequemlichkeiten machen sie ihren Pilgergang im Heiligen Lande selbst. Aber jedem, der an dem etwas vernachlässigten Aeußern der Leute keinen Anstoß nimmt, wird der Anblick der frommen Waller zu großer Erbauung gereichen. Man sieht es ihnen an, wie ernst sie es mit der Verehrung der heiligen Stätten meinen. Während leider bei so vielen andern Pilgern die Befriedigung der Neugierde die Hauptsache zu sein scheint, sind diese armen Russen ganz unermüdlich im Gebet und frommen Gesang bei den ehrwürdigen Heiligthümern. Trifft man einmal eine solche Schar gerade in ihrer Andacht, z. B. in der alten Marienkirche im Thale Josaphat, so wird man freudig überrascht ihren erbaulichen mehrstimmigen Weisen lauschen. Ihre ganze Haltung bekundet dabei die Aufrichtigkeit ihrer Verehrung. Man wird zwar finden, daß sie etwas viel in den äußern Zeichen, in Verbeugungen, Kreuzzeichen u. dgl., thun; aber das gehört nun einmal zu ihrer Andacht, und man muß sie nehmen, wie sie sind. Selbst bei diesen Aeußerlichkeiten sieht man, daß sie es ernst meinen. Das zeigen sie z. B. auch auf der Straße, wenn sie einem Priester oder Ordensmann begegnen: obwohl sie selbst von der römischen Kirche getrennt sind, grüßen sie doch voll tiefer Ehrfurcht das geistliche Gewand auch bei den Katholiken.

An Zahl übertreffen diese russischen Pilger im Heiligen Lande die aller übrigen Völker. Zum Theil wird dies daher kommen, daß in dem weiten russischen Reiche Glaube und religiöser Sinn beim einfachen Volke auf dem Lande noch recht lebendig ist. Zum großen Theil aber ist diese rege Betheiligung an den Wallfahrten auch der Einwirkung der russischen Regierung zuzuschreiben, welche dem Heiligen Lande eine ganz auffallende Aufmerksamkeit schenkt. In ihren Augen sind diese immer zahlreichern Pilgerfahrten zu den heiligen Stätten ein gutes Mittel, den russischen Einfluß in Palästina immer mehr fühlbar zu machen.

Als ein weiteres Mittel zu diesem Zwecke und theilweise auch als Folge des ersten tritt seitens der Russen in Palästina das Bestreben zu Tage, immer mehr Grundeigenthum in russische Hände zu bringen und immer neue russische Anstalten im Heiligen Lande zu errichten. Obwohl die Russen zuletzt von allen Nationen eine Niederlassung in Jerusalem gründeten, haben sie jetzt schon durch die Ausdehnung ihres Besitzes alle überflügelt. Anfangs der sechziger Jahre erwarben sie die ersten Grundstücke vor dem Jaffathor, wo jetzt ihre Bauten das Staunen aller

Pilger erregen. In dem großen Gebiet erhebt sich in der Mitte die prächtige Kathedrale im russischen Kuppelstil; rings um sie herum liegen die Pilgerhäuser, das Consulat, die Missionsanstalt; das Ganze wird von einer hohen Ringmauer eingeschlossen und erhält dadurch fast das Aussehen einer Festung. Gleich außerhalb dieses Russenbaues steht noch das ausgedehnte Gebäude der russischen Palästina-Gesellschaft.

Schon diese eine Russenkolonie übertrifft an Größe die Besitzungen der meisten andern Völker. Aber zu diesen Bauten im Nordwesten der Stadt kommen noch die herrlichen russischen Gebäude an und auf dem Oelberge. Neben dem Gethsemani-Garten der Franziskaner erhebt sich am Fuße des Berges die siebenkuppelige Gethsemanikirche, welche der Czar im Jahre 1888 zum Andenken an die Großfürstin Alexandra erbauen ließ. Ganz oben auf der Höhe des Oelberges beherrscht der hohe Russenthurm weithin die ganze Gegend; auf 214 Stufen ersteigt man die Höhe des obersten, sechsten Stockwerkes, von der man eine der schönsten Rundsichten in Palästina genießt. Neben diesem mächtigen Thurm liegt die russische Himmelfahrtskirche, ein Pilgerhaus und eine Priesterwohnung, alles in einem schönen Garten, der wiederum von einer hohen und festen Mauer umgeben ist.

Auch im Innern der Stadt, bei der heiligen Grabeskirche, trifft man wieder einen herrlichen Russenbau. Ueber der Stätte, wo durch den deutschen Architekten Dr. Schick ein Theil der alten Stadtmauer aus der Zeit Christi nebst dem Stadtthore wieder entdeckt wurde, über dessen Schwelle wahrscheinlich der Heiland mit dem Kreuze geschritten ist, haben die Russen eine prächtige Basilika unmittelbar neben der alten Grabeskirche erbaut. Zwar ist das Thor nach der Bazarstraße hin noch vermauert und auch die Verbindung mit der Grabeskirche noch nicht hergestellt. Wenn man aber durch den mehrstöckigen russischen Klosterbau das neue Heiligthum betritt, so sieht man sich erstaunt auf einmal in eine herrliche Basilika versetzt; der Altar mit der prachtvollen Ikonostase (Bilderwand), die sorgsam in Glas eingefaßte alte Thorschwelle, die Reste der alten Stadtmauer machen dieses Heiligthum recht ehrwürdig. Man erzählt sich, daß es bestimmt sei, die Kathedrale des schismatischen Patriarchen russischer Nationalität zu werden, um den sich hier die russiichen Pilger scharen und so von hier aus das heilige Grab verehren sollen.

So trifft man in Jerusalem überall die Zeichen des wachsenden russischen Einflusses. Sehr bezeichnend ist die Beobachtung, die sicher mehr als einer schon gemacht hat: Naht man der heiligen Stadt von Westen oder von Norden, so ist das erste, was man schon aus weiter Ferne erblickt — der Russenthurm auf dem Oelberg; auch nach Süden hin winkt er weithin sein Willkommen, und bei Jericho im Jordanthal gegen Osten grüßt als einzig sichtbarer Punkt von der heiligen Stadt herüber — der Russenthurm auf dem Oelberg.

Eine ähnliche Beobachtung kann man auch an andern Orten Palästinas machen, mag man nun im Süden beginnen oder im Norden, im Osten oder im Westen. Zu Hebron im äußersten Süden erzählt die alte Abrahamseiche von den Verdiensten der Russen im Kampfe gegen den Fanatismus der mohammedanischen

Bewohner der Stadt; neben ihr ladet die russische schmucke Pilgerherberge den Fremden zum Bleiben ein. In Jericho, wo noch kaum ein anderer Europäer festen Fuß gefaßt hat, zeichnet sich das schöne russische Hospiz sehr vortheilhaft aus unter den armseligen Hütten des Dorfes. Auch in den einsamen Klöstern in der Nähe bemerkt man den russischen Einfluß: am Berge Quarantania und im Joachimskloster im Wadi Kelt, im Johanneskloster am Jordan (Kasr el-Jehud) und in Mar Saba. Auf der Höhe von Ain Karem, in der Nähe des Heiligthums der Heimsuchung Mariä, trifft man wieder eine eigentliche Russenkolonie, und auch hier schaut ein großer Russenthurm weit über alle Höhen der Umgegend hinweg. Mehr im Norden, im friedlichen Nazareth, finden wir ebenso ein russisches Pilgerhaus, aber auch eine russische Knaben- und Mädchenschule und ein russisches Lehrerseminar. Nähert man sich endlich von Westen dem Heiligen Lande, und erblickt man bei Jaffa die ersehnte Küste, so ist es nochmals wieder ein großer Russenthurm auf der neuen russischen Kirche beim Grab der Tabitha, der schon von weitem die Aufmerksamkeit der Pilger erregt.

Wenn man diese zahlreichen und bedeutenden Besitzungen der Russen in Palästina beachtet, muß man gestehen, daß sie für ihren dauernden Einfluß im Heiligen Lande eine gute Grundlage gelegt haben. Hand in Hand mit diesen Bemühungen im Heiligen Lande gehen die Bestrebungen, auf literarischem Gebiete für die Palästinakunde thätig zu sein. Auch hier zeigen die Russen eine außerordentliche Rührigkeit; nächst den Veröffentlichungen der englischen Palästina-Gesellschaft dürften wohl die Arbeiten des russischen Palästina-Vereins die größte Aufmerksamkeit auf diesem Gebiete verdienen.

Jedenfalls ist es eine sehr beachtenswerthe Thatsache, daß die Russen eine solche zielbewußte, willenskräftige und mit reichen Mitteln unterstützte Thätigkeit in Palästina entfalten. Man wird damit zu rechnen haben.

Zum Briefe des Negus Menelik an Leo XIII. Der abessinische Fürst hatte in seinem vielbesprochenen Briefe unter Berufung auf einen Canon des äthiopischen Staatsgesetzes den Papst als den „gemeinsamen Vater aller Christen" bezeichnet. Interessante Aufschlüsse über die Herkunft und den Wortlaut des betreffenden Canons gibt Professor O. Braun in Würzburg in der „Theologisch-praktischen Monatsschrift" VII (Passau 1897), 225—227. Danach ist der betreffende Canon nicht sowohl unbekannt als bisher wenig beachtet. Er ist nämlich nichts anderes als einer der sogen. arabischen Canones des Concils von Nicäa und lautet in der ältesten bekannten Fassung, der syrischen, wie folgt:

„Darüber [daß der Patriarch] Macht hat über alle Dinge.

„Es ist der Wille der allgemeinen Synode, daß über alles, was nicht in rechtmäßiger Weise geschehen ist, sei es von einem Metropoliten oder gewöhnlichen Bischof, der Patriarch selbständig verfügen kann. Denn er steht über der Gesamtheit, und alle Bischöfe sind Kinder seines Erbes. Die Ehre eines Metropoliten ist wie die des ältern Bruders, der unter seinen Brüdern gebietet; diejenige des Patriarchen ist wie die des Vaters, der über seine Kinder gebietet. Wie aber der Patriarch Macht hat, alles zu thun, was er in rechtmäßiger Weise thun will, so

soll die Macht dessen von Rom über alle Patriarchen sich erstrecken, wie die des seligen Petrus über die ganze Allgemeinschaft. Denn er hat auch die Stelle Petri inne in der ganzen Kirche von Rom. Wer aber das übertritt, den anathematisirt die allgemeine Synode."

Die arabischen Canones werden nun allerdings mit Unrecht dem Concil von Nicäa zugeschrieben; nichtsdestoweniger aber sind sie von hohem Alter. Auf Grund der erwähnten syrischen Version verlegt Professor Braun ihre Entstehung an den Anfang des 5. Jahrhunderts, und das aus zwei Gründen. Einmal ist die syrische Version der Canones nicht Original, sondern Uebersetzung aus dem Griechischen. Nach dem Jahre 489 ist aber eine Herübernahme griechischer Einrichtungen in die syrische Kirche nicht mehr wahrscheinlich, da in diesem Jahre mit der Zerstörung der Schule von Edessa die Beziehungen zwischen der syrischen und der griechischen Kirche abbrachen. Sodann wird ein Gesetz, das die Einheit der Kirche so stark betont, in die Zeit vor dem Concil von Ephesus anzusetzen sein; denn „nach demselben gewann die Idee der Trennung vom Abendlande mehr und mehr Raum".

Uebrigens finden sich die sogen. arabischen Canones nicht nur bei den Syrern und Abessiniern in Geltung. Der Nestorianer 'Abu'l-farag ibn at-Tayyib († 1043) übersetzte sie in verkürzter Form ins Arabische. Ebenso finden sie sich wiederum in arabischer Sprache in der monophysitischen Kirche Aegyptens, und zwar als Bearbeitung aus dem Syrischen. Aus der ägyptischen Fassung wurden sie ins Aethiopische übertragen und bilden in dieser Form einen Theil der Fatha nagast, des äthiopischen Staatsgrundgesetzes, das jeder Negus bei seinem Regierungsantritt beschwören muß.

Die beiden arabischen Bearbeitungen der zweiten Hälfte des oben angeführten Canons mögen hier noch eine Stelle finden. In der nestorianischen Form lautet dieselbe:

„Wie es dem Patriarchen zusteht, so zu thun bezüglich aller ihm unterworfenen Länder, so steht es dem Patriarchen von Rom zu bezüglich aller Patriarchen. Denn er ist an Stelle Petri in der Kirche von Rom. Das hat ein Anathem."

Die monophysitische Recension ist noch ausführlicher:

„Wie der Befehl und die Macht des Patriarchen auf den ihm Unterstehenden sich erstreckt, so hat der Herr von Rom Macht über die übrigen Patriarchen. Denn er ist der erste wie Petrus, indem ihm gehört die Herrschaft über alle Häupter der Christenheit und die Gesamtheit des Volkes derselben; denn er ist der Statthalter (chatifa) Christi, unseres Herrn, über sein Volk und alle seine Kirchen. Wer aber das übertritt, den anathematisirt die Synodalversammlung."

Die Auswanderung aus dem einigen Italien 1876—1895. Es werden in Italien zwei Arten von Auswanderung unterschieden: die zeitweilige oder periodische und die dauernde oder eigentliche, welch letztere alle Personen umfaßt, die für unbestimmte Zeit, ohne ausgesprochene Absicht der Rückkehr, ihr Vaterland verlassen und außerhalb desselben Arbeit und Erwerb suchen.

Der neuesten einschlägigen Veröffentlichung der Generaldirection der Statistik des Königreichs Italien (Statistica della emigrazione italiana avvenuta nel 1895 e confronti coll' emigrazione dagli altri Stati d' Europa per l' America e per l' Australia. Roma 1896) entnehmen wir nach der „Statistischen Correspondenz" vom 24. December 1896 folgende Uebersicht.

Es betrug

im Jahre	die Zahl der dauernd.	der zeitweilig.	der überhaupt Ausgewanderten:
1876	19 756	89 015	108 771
1877	21 087	78 126	99 213
1878	18 535	77 733	96 268
1879	40 824	79 007	119 831
1880	37 934	81 967	119 901
1881	41 607	94 225	135 832
1882	65 748	95 814	161 562
1883	68 416	100 685	169 101
1884	58 049	88 968	147 017
1885	77 029	80 164	157 193
1886	85 355	82 474	167 829
1887	127 748	87 917	215 665
1888	195 993	94 743	290 736
1889	113 093	105 319	218 412
1890	104 733	112 511	217 244
1891	175 520	118 111	293 631
1892	107 369	116 298	223 667
1893	124 312	122 439	246 751
1894	105 455	119 868	225 323
1895	169 513	123 668	293 181

Nach diesen Angaben hat sich die italienische Auswanderung im Laufe von 20 Jahren überhaupt annähernd verdreifacht oder genauer um 169,54 % vergrößert. Läßt man, von 1888 abgesehen, einige nicht zu sehr erhebliche Schwankungen außer Betracht, so ist die Auswanderung in Italien bis 1891 stätig gewachsen, sodann plötzlich gefallen, um 1895 die Höhe von 1891 fast wieder zu erreichen.

Anders zeigt sich das Bild, wenn man die Auswanderung in die beiden Hauptbestandtheile zerlegt. Da hat die eigentliche, ständige Auswanderung im scharf ausgeprägten Verlaufe die gewaltige Steigerung von 758,03 % aufzuweisen. Eine derartige, man möchte fast sagen, Flucht aus dem Lande läßt auf eine schlechte Entfaltung der wirtschaftlichen Lage der schönen apenninischen Halbinsel schließen.

Auch die zeitweilige Auswanderung erhöhte sich ganz allmählich bis zum Endjahre, wo sie den Gipfelpunkt erreichte. Sie setzt sich zusammen aus Erdarbeitern, Maurern, Steinmetzen und Ziegelbrennern, die, ähnlich unsern „Sachsengängern", alljährlich beim Beginn des Frühlings ihre Familien verlassen, um in den benachbarten Reichen ihrem Berufe nachzugehen, und erst bei eintretendem Froste wieder zurückkehren. Die Auswanderer, welche für immer abziehen, suchen

sich vorzugsweise in Süd-, Mittel- und Nordamerika eine neue Heimat. Aus den Zahlenreihen der eigentlichen und der zeitweiligen Auswanderung geht ferner hervor, daß bei den Zügen ins Ausland ein gewisser Beharrungszustand eintrat, was bei der überseeischen Auswanderung leider nicht der Fall ist. Das Verhältniß hat sich denn auch sehr verschoben. Während von der Gesamtzahl der ihr Vaterland verlassenden Italiener 1876 auf die eigentlichen Auswanderer nur 18,16 % fielen, sind dieselben 1895 dabei mit 57,82 % vertreten. Ihr Antheil nahm also über das Dreifache zu.

Unterziehen wir nun die Auswanderung der drei letzten Jahre noch einer nähern Prüfung.

Ueber die Betheiligung der beiden Geschlechter gibt folgende Tabelle Aufschluß:

	dauernd			zeitweise		
	Ausgewanderte:					
im Jahre	männliche	weibliche	zusammen	männliche	weibliche	zusammen
1893	86 839	37 473	124 312	107 526	14 913	122 439
1894	71 354	34 101	105 455	107 385	12 483	119 868
1895	111 688	57 825	169 513	108 491	15 177	123 668

Es waren also von den dauernd Auswandernden zwei Drittel männlichen, ein Drittel weiblichen Geschlechts, während die Frauen bei der zeitweiligen Auswanderung nur mit einem Achtel vertreten sind.

Knaben und Mädchen unter 14 Jahren zogen mit für immer 1893: 24 095, 1894: 22 307, 1895: 40 598; für zeitweise 1893: 9503, 1894: 9680, 1895: 10 687.

In beiden Fällen sind die Sätze der jugendlichen Auswanderer in einer stätigen, merklichen Zunahme begriffen.

Um zu erfahren, welche Beweggründe die Auswanderer aus der Heimat treiben, ist es von Bedeutung, den Beruf der Leute zu kennen. Folgende Zusammenstellung, welche die Kinder unter 14 Jahren nicht miteinbegreift, läßt in diese Frage einen Einblick thun.

	Dauernd Ausgewanderte:		
Stand oder Beruf	1893	1894	1895
Ackerbauer	54 595	55 485	90 369
Erdarbeiter und Taglöhner . . .	17 286	11 855	16 476
Maurer und Steinmetzen	6 486	4 077	4 598
Sonstige Handwerker	8 374	4 827	7 175
Handel- und Gewerbetreibende . .	2 856	1 718	1 947
Freie Berufe	1 185	691	947
Dienstboten	2 225	983	1 163
Umherziehende Gewerbetreibende . .	978	267	489
Schauspieler	424	245	264
Arme	342	227	544
Andere Stände oder Berufe . . .	3 575	1 959	3 203
Unbekannten Standes	1 891	814	1 740
Zusammen	100 217	83 148	128 915

Stand oder Beruf	Zeitweilig Ausgewanderte: 1893	1894	1895
Ackerbauer	41 302	27 816	32 045
Erdarbeiter und Taglöhner	36 914	40 627	38 721
Maurer und Steinmetzen	19 473	28 110	28 483
Sonstige Handwerker	7 318	6 622	6 731
Handel- und Gewerbetreibende	1 417	2 030	1 363
Freie Berufe	785	837	901
Dienstboten	1 436	1 236	1 241
Umherziehende Gewerbetreibende	1 170	609	669
Schauspieler	589	442	470
Arme	280	60	445
Andere Stände oder Berufe	1 337	1 085	1 186
Unbekannten Standes	915	714	726
Zusammen	112 936	110 188	112 981

Die zeitweilige Auswanderung umfaßt also neben Bergleuten, Holzfällern, Kohlenbrennern, Kesselschmieden u. s. w. namentlich Erdarbeiter, Maurer, Steinhauer, Ziegelbrenner, die meist im mittlern und südlichen Europa zu den großen Ausschachtungen, den Eisenbahn-, Befestigungs-, Kanal- und andern Bauten verwendet werden. Die wirkliche Auswanderung rekrutirt sich aus Ackerbauern, die nach Amerika übersiedeln.

Man sieht es den obigen Zahlen an, daß die Auswanderer, welche beinahe ausschließlich den untersten Volksklassen angehören, ganz überwiegend durch Armut, Elend aller Art, Mißernten, durch das Sinken der landwirtschaftlichen Preise, durch zu niedrige Löhne, Arbeitsmangel u. dgl. in die Fremde getrieben werden. Sie zogen weit seltener dorthin, um eine an sich schon befriedigende Lage noch zu verbessern und womöglich ein größeres oder kleineres Vermögen zu erwerben. Die Sucht nach Veränderung und der Hang zu Abenteuern, welche wohl bei andern Völkern eine Rolle spielen mögen, dürften ihnen in der Regel fern liegen. Aber das neue Italien hat kein Brod für sie.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Dreiundfünfzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1897.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des dreiundfünfzigsten Bandes.

	Seite
Flavius Josephus über Jesus Christus. (C. A. Kneller S. J.)	1. 161
Der Buddhismus und die vergleichende Religionswissenschaft. (J. Dahlmann S. J.)	20. 127
Der Triumph der Kälte. (L. Dressel S. J.)	32
Concurrenz im Welthandel. (J. Schwarz S. J.)	56
Friedrich Wasmann, Künstler und Convertit. (O. Pfülf S. J.) . . .	62. 140
Der unlautere Wettbewerb und das Gesetz vom 27. Mai 1896. (A. Lehmkuhl S. J.)	113
Darwinismus und Schule in Oesterreich. (E. Wasmann S. J.)	154
Der Tiroler Freiheitskampf im Lichte dramatischer Dichtung. (W. Kreiten S. J.)	175. 251
Die Lohnfrage in der Praxis. (H. Pesch S. J.)	225
Buddhismus und Pessimismus. (J. Dahlmann S. J.)	240
Brun von Querfurt, Bischof der Heiden. (O. Pfülf S. J.)	266. 375
Nansens Polarfahrt 1893—1896. (J. Schwarz S. J.)	286
Warum gibt es nicht mehr Convertiten? (L. v. Hammerstein S. J.) . .	341
Vier Meisterwerke kirchlicher Baukunst in Florenz. (M. Meschler S. J.) .	355
I. S. Giovanni	358
II. S. Miniato	367
III. Or S. Michele	475
IV. Die Certosa	480
Die zu Madaba entdeckte Mosaik-Karte des Heiligen Landes. (L. Fonck S. J.)	390
Die Familie der Paussiden. (E. Wasmann S. J.)	400. 520
Glaube oder Liebe? (W. Kreiten S. J.)	412
Die Entstehung der Evangelien nach Professor A. Harnack. (C. A. Kneller S. J.)	457
Shakespeares Religion. (A. Baumgartner S. J.)	487
Buddhismus und ethische Cultur. (J. Dahlmann S. J.)	505
Die Gemächer des Papstes Alexander VI. im Vaticanischen Palaste. (St. Beissel S. J.)	536

Miscellen.

Seite

Kritisches über die Hirtenbriefe des hl. Paulus	108
Die künftige Hauptstadt Brasiliens	110
Die Palästinafahrt des Herzogs Nikolaus Christophorus Radziwill . .	213
Eine neue Controverse über den Opiumkrieg	220
Die ungarischen Zigeuner	222
Die neuen „Sprüche Jesu"	332
Kleine Beiträge zur Moralstatistik	334
Zur Geschichte der Kreuzweganbacht	336
Ein neuester communistischer Versuch in Californien	338
Der Rationalismus auf dem Rückwege zur Tradition, aber unbekehrt .	449
„Roms wachsende Macht" in der Berliner Akademie der Wissenschaften .	452
Mönche als Feuerwehr	454
Denkmäler und Pentateuchkritik	576
Zur Charakteristik der niederländisch-reformirten Kirche der Gegenwart .	578
Religiöser Betrug und seine historische Beurtheilung	582

Verzeichniß der besprochenen Schriften.

Seite

Adémar de Chabannes, Chronique publiée d'après les Manuscrits par Jules Chavanon . . . 105

Arendt, Apologeticae de Aequiprobabilismo Alphonsiano historico-philosophicae dissertationis a R. P. J. de Caigny C. SS. R. exaratae Crisis . . 431

Atzberger, Geschichte der christlichen Eschatologie innerhalb der vornicänischen Zeit 304

Aus fernen Landen, s. Spillmann.

Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur. I. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer . 426

Baur, Argumenta contra orientalem ecclesiam eiusque synodicam encyclicam a. 1895 . 206

Bertram, Hildesheims Domgruft und die Fundatio Ecclesie Hildensemensis 208

Bierbaum, s. Sporer.

Binder, Erinnerungen an Emilie Linder 572

v. Bischoffshausen, Das höhere katholische Unterrichtswesen in Indien und die Bekehrung der Brahmanen 315

Bourseaud, Histoire et Description des Manuscrits et des Editions Originales des Ouvrages de Bossuet 105

Boyer d'Agen-Schneider (Cesl. M.), Die Jugend des Papstes Leo XIII. 101

Braun, Distinguo. 2. Aufl. . 307

Brechten, Franz von Wenden. Novelle 213

Brose, Die deutsche Koloniallitteratur von 1884—1895 . . 575

Seite

Brou, St. Augustin de Canterbury et ses compagnons. („Les Saints." 3) 208

Bücherei, Allgemeine 440

Burg, Protestantische Geschichtslügen. I. Historischer Theil. 8. Aufl. 323

Castelein, Le Socialisme et le Droit de Propriété 436

Catena Evangeliorum sacerdoti meditanti proposita 320

Chauvin, L'Inspiration des divines Écritures 76

Chavanon, s. Adémar de Chabannes.

Chrząszcz, Drei schlesische Landesheilige 102

Clauß, Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß. Lfg. I. II. 104

Cloquet, Les Grandes Cathédrales du Monde Catholique . 106

Commer, s. Verdaguer . . . 573

Cüppers, Nomeda, die Braut des Preußenfürsten 329

Delmas, Ontologia. Metaphysica generalis 207

v. Detten, Die Hansa der Westfalen 571

Detzel, Christliche Ikonographie 316

Diekamp, Die Gotteslehre des heiligen Gregor von Nyssa. I. Thl. 564

Diöcesansynode, Die zweite Lavanter 100

Domanig, Der Tiroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie. — Vorspiel: Braut des Vaterlandes. Speckbacher, der Mann von Rinn. — Joseph Straub, der Kronenwirt von Hall. 3. Aufl. —

Seite

Andreas Hofer, der Sandwirt. Nachspiel: Andreas Hofers Denkmal 175. 251

Ehrle-Stevenson, Gli Affreschi del Pinturicchio nell' Appartamento Borgia del Palazzo Apostolico Vaticano . . 537

Einig, Institutiones Theologiae dogmaticae: 1. Tractatus de Gratia divina. 2. Tractatus de Deo uno et trino 321

Eisenhofer, Procopius von Gaza 79

Englert, Arbeitergeistliche . . 323

Ernst, ABC für Evastöchter . 445

Evers, Einige Kapitel aus dem Leben Philipp Melanchthons . 103

Fäh-Kreutzmann, Die Cathedrale in St. Gallen . . . 197

Faßbinder, Aus der Mappe eines alten Lehrers. I. Theil . 328

Flornoy, Le Bienheureux Bernardin de Feltre. („Les Saints." 4) 208

Freimaurerei, Die, Oesterreich-Ungarns. 12 Vorträge 324

Gaßner, Seeber's Ewiger Jude 328

Gatt, Die Hügel von Jerusalem 107

Geikie-Walter, Bildergrüße aus dem heiligen Lande . . . 85

Gesta et Statuta Synodi dioecesanae, quam anno Domini 1896 constituit et celebravit Mich. Napotnik, Princeps-Episcopus Lavantinus 567

v. Goldegg, Das Märchen vom Glück 559

Görgen, s. Leineweber.

Grach, Die Martyrin von Sicca 212

Grönvold, Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert 62

Haberl, s. Jahrbuch, Kirchenmusikalisches.

v. Hammerstein, Das Glück, katholisch zu sein 204

Happe, Stimmungen und Gestalten. 2. Aufl. 93

Hattler, Großes Herz-Jesu-Buch für die christliche Familie. 1. Hft. 322

Hatzfeld, Saint Augustin. („Les Saints." 2) 100

Hoffmann, Die Verehrung und Anbetung des allerheiligsten Sakramentes des Altars 97

Höhler, Die Berufung der allgemeinen Concilien des Alterthums 99

— Fortschrittlicher „Katholicismus" oder Katholischer Fortschritt? 565

Hold, Vernünftiges Denken und katholischer Glaube 205

Hollweck, Das kirchliche Bücherverbot 563

Huber, Isidor, Bauer in Ried. Jubiläumsausgabe 330

Huck, Dogmenhistorischer Beitrag zur Geschichte der Waldenser . 326

Huschens, Geschichte des Vereins vom hl. Vincentius von Paul in der Diöcese Trier (1848–1895) 569

Jacobs, Werdener Annalen . 209

Jahrbuch, Kirchenmusikalisches, 1897, herausg. von Dr. Franz Xav. Haberl 200

Jahrbuch des katholischen Lehrerbundes für Oesterreich, I. Jahrg., herausg. von Alb. Kundi . . 568

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1896–1897, herausgegeben von Dr. Max Wildermann . . . 437

Jamar, Theologia Mariana . 205

Jammerbilder österreich. Schulzustände, s. Stauracz.

Jörgensen, Lebenslüge und Lebenswahrheit 327

Kaißer, Geschichte des Volksschulwesens in Württemberg. II. Bd. 447

Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi. (Vereinsschriften der „Görres-Gesellschaft" 1897. I.) 100

Kappen, Clemens August, Erzbischof von Köln 83

Keiser, Heinrich Bone . . . 572

Kellner (Heinr.), Zur Geschichte der deutschen Volksschule . . 211

Kiesekamp, Großmutter erzählt 331

Kirchberg, De Voti natura, obligatione, honestate commentatio theologica 322

Seite

Knecht, Konkordanz der Biblischen Geschichte und des Katechismus 207

Kolberg, Die Einführung der Reformation im Ordenslande Preußen 570

Korff, Bibliotheca Theologiae et Philosophiae Catholicae . 571

Kreutzmann, s. Fäh.

Krieg (J. J.), Ratisbonne. Ein Epos 329

Kundi, s. Jahrbuch des kathol. Lehrerbundes für Oesterreich.

Kunze, Vorträge für katholische Vereine 97

Kurth, Sainte Clotilde. („Les Saints." 1) 100

Labousse, De vera religione 443

Lambrechts, Le travail des couturières en chambre et sa réglementation 98

Lapôtre, L'Europe et le Saint-Siège à l'époque Carolingienne. Première Partie: Le Pape Jean VIII (872—882) . . . 193

Leineweber, Die Weisheit auf der Gasse. Neue Sprüchwörter-Sammlung 212

Leineweber-Görgen, Dr. Lorenz Kellner 211

Le Monnier, s. Soderini.

Le Sueur, Maupertuis et ses Correspondants 210

Löbmann, Liederbuch für katholische Schulen 213

Lohmann, Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. 3. Aufl. 442

— Vita Domini Nostri Jesu Christi. Edit. 2 442

Longhaye, La prédication, grands maîtres et grandes lois. 2e édit. 552

Marchand, La Faculté des Arts de l'Université d'Avignon 210

Mausbach, Christenthum und Weltmoral 443

Messer, Die Reform des Schulwesens im Kurfürstentum Mainz unter Emmerich Joseph (1763 bis 1774) 326

Michaut, Les Pensées de Pascal, disposées suivant l'ordre du cahier autographe . . . 312

Seite

Mocchegiani a Monsano, Collectio indulgentiarum . . 441

— Directorium Viae sanctae Crucis 206

Nansen, In Nacht und Eis . 286

v. Oer (Franz), Fürstbischof Johannes Bapt. Zwerger von Seckau 102

v. Oer (Sebast.), Ein Tag im Kloster 101

Palatinus, Erinnerungen aus schwerer Zeit 447

Pesch (Chr.), Praelectiones dogmaticae. T. VII 444

Peters, Der Verlorene Sohn . 321

Pohl, Veilchen und Vergißmeinnicht für gute Kinder und fromme Mütter 575

Reinhart, Die neuesten Richtungen der Malerei. (Vorträge und Abhandlungen, herausg. von der Leo-Gesellschaft. 4) . . . 106

Reusch, s. Wiseman.

Ringholz, Wallfahrtsgeschichte Unserer Lieben Frau von Einsiedeln 569

Rolfes, Die substantiale Form und der Begriff der Seele bei Aristoteles 191

Rosegger, Das ewige Licht . 412

Rudolphi, Zur Kirchenpolitik Preußens 567

S. W., Das Kreuznacher Gymnasium unter preußischer Herrschaft 448

Saints, Les, s. Brou; Flornoy; Hatzfeld; Kurth.

v. Scala, Peter Mayr, der Wirt an der Mahr 175. 251

Schäfer (Jak.), Das Reich Gottes im Licht der Parabeln des Herrn 319

Schneider (Cesl. M.), s. Boyer d'Agen.

Schröder, Hilfsbüchlein zum kleinen Katechismus 323

Schulz, Die St. Michaels-Hofkirche in München 446

Seltmann, Angelus Silesius und seine Mystik 430

Seraphicae Legislationis Textus Originales 566

Seite

Soderini-Le Monnier, Socialisme et Catholicisme . . 98

Sömer, Spiegelbilder. Fabeln, Parabeln und Sprüche . . . 212

Specht, Leben und Wirken des sel. Petrus Canisius 209

Spillmann, Rund um Afrika. 3. Aufl. 574

— Der Zug nach Nicaragua. (Aus fernen Landen. 13. Bändchen) . 574

Sporer-Bierbaum, Theologia moralis decalogalis et sacramentalis. T. I 445

Staatslexikon. Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft 551

Stang, Historiographia Ecclesiastica 566

Stauracz, Darwinismus und Schule. (Jammerbilder österreichischer Schulzustände. I.) . 155

Stevenson, s. Ehrle.

Stölzle, Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung . . 553

Terwelp, s. Wilmius.

Verdaguer-Commer, Atlantis 573

Vereinsschriften der „Görres-Gesellschaft", s. Kampers.

Vermeersch, De prohibitione et censura librorum post Leonis PP. XIII. Constit. „Officiorum ac munerum" brevis dissertatio 563

Von der protestantischen Theologie zum katholischen Priesterthum . 96

Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft, s. Reinhart.

de Waal, Valeria. 3. Aufl. . 448

Wahl, Betrachtungen für Geistlich und Weltlich. 2. Aufl. . 445

Walter, s. Geikie.

Wasmann (Friedr.), s. Grönvold.

Weiß (Ant.), Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II. 325

v. Weiß, Weltgeschichte. Bd. XIX. XX. XXI. 446

Wetzel, Die Lektüre. 2. Aufl. . 571

Wildermann, s. Jahrbuch der Naturwissenschaften.

Wilmers, De Religione revelata libri quinque 189

Wilmii, Ioannis, De pastoratu Kempensi liber. Edid. Terwelp 103

Wiseman-Reusch, Fabiola. 25. Aufl. 330

Wörner, Petrus Canisius. Oratorium 572

Zerstörungsgeist, Der, der staatlichen Volksschule 568

Flavius Josephus über Jesus Christus.

I.

An Saul unter den Propheten möchte man denken, wenn man mitten unter Kirchenvätern und Heiligen Jahrhunderte hindurch bei den kirchlich strengsten Historikern auch einen Juden nachchristlicher Zeit, und zwar einen Juden rationalistischer Richtung, verzeichnet findet. Und doch ist neben seinem Stammesgenossen Philo diese Ehre dem jüdischen Geschichtschreiber Flavius Josephus zu theil geworden. Vom hl. Hieronymus bis auf Trithemius, von Bellarmin bis auf Ceillier († 1761) und Lumper († 1800) führen die patrologischen Werke mitten unter den höchstverehrten Namen auch den seinigen auf. Ja in einer syrischen Bibelhandschrift findet sich das sechste Buch seines Jüdischen Krieges in noch vornehmerer Gesellschaft mitten unter den heiligen Büchern. Befremden kann diese Hochschätzung nicht eigentlich; des Josephus Werke hatten in mancher Beziehung für die Christenheit den Werth eines Kirchenschriftstellers. Seine Bücher über den Jüdischen Krieg waren wie geschrieben, um Christi Voraussagung über das gottesmörderische Jerusalem in ihrer Erfüllung zu zeigen. Des Josephus Streitschrift „Gegen Apion" bot schon den Apologeten der ältesten Zeit willkommene Beweisgründe, um die Heilige Schrift vor allen Profanschriftstellern als älter und ehrwürdiger darzuthun. Die „Jüdischen Alterthümer" endlich, das umfangreichste Werk unseres Historikers, sind für das letzte vorchristliche Jahrhundert der jüdischen Geschichte fast unsere einzige Quelle, der wir unschätzbare Aufklärungen für manches in den Evangelien Vorausgesetzte verdanken; der Auszug aber, den das Werk aus den Geschichtsbüchern des Alten Bundes bietet, vertrat in der Neuzeit die Rolle, welche im Mittelalter den Historien- und Reimbibeln zugefallen war. Das Bedürfniß, die Erzählungen der Heiligen Schrift in mehr verarbeiteter und geglätteter Form zu lesen, war immer lebendig nicht nur bei Katholiken, sondern troß aller Betonung des Buchstabens der Heiligen Schrift auch

bei Protestanten, und Josephus bot sich hier als der geeignetste Autor an. Wie also im 8. Jahrhundert ein Josephus als schönes Geschenk für eine bischöfliche Bücherei dankbar notirt wird, wie im 9. nach Bischof Amulos Klage manche den Josephus lieber lasen als die Heilige Schrift, so wurde er in der Neuzeit zum wahren Volksbuch, und die Handschriften seiner Werke im Mittelalter, die Drucke derselben seit dem 15. Jahrhundert sind kaum zu übersehen [1].

Nicht wenig mochte auch zur Beliebtheit des Josephus beitragen, daß man in seinen Jüdischen Alterthümern einen kurzen Bericht über Christi Wirksamkeit und Wunder zu besitzen glaubte, die älteste Erwähnung Christi bei einem nicht-christlichen Schriftsteller.

„Zu jener Zeit aber", las man in dem genannten Werke, „lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn man anders einen Menschen ihn nennen muß. Denn er war ein Vollbringer staunenswerther Werke, ein Lehrer der Menschen, welche mit Freude die Wahrheit aufnahmen. Und viele von den Juden, viele aus den Griechen machte er zu seinen Anhängern. Er war der Christus. Und obwohl auf die Anklage der vornehmsten Männer unter uns Pilatus ihn zum Kreuze verurtheilt hatte, so blieben dennoch diejenigen, welche vorher ihre Liebe ihm zugewandt hatten, ihm getreu. Denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebend, indem die göttlichen Propheten dieses und gar viel anderes Wunderbare über ihn verkündet hatten. Und bis jetzt hat die Nation der Christen, die von jenem ihren Namen haben, nicht aufgehört." [2]

---

[1] Vgl. Reuß in der Encyklopädie von Ersch und Gruber XXXII, 112: „Bis in unser Jahrhundert hinab erhielten sich in vielen Familien, besonders am Rhein hin, die mit groben Holzschnitten illustrirten Exemplare des deutschen Josephus, selbst neben den feinern Kupferstichen der Merianschen Bilderbibel, eine Sonntagsfreude der Kinder, und der Verfasser gegenwärtiger Zeilen kann sich noch heute manche Scenen aus der jüdischen Geschichte nicht anders vorstellen, als wie er sie vor 40 Jahren in jener unbeholfenen Bildnerei angestaunt hat." — *Amulo*, Contra Iudaeos c. 24 (*Migne*, PP. LL. CXVI, 157). „Tres Flabii Iosepi codices" als Geschenk des Herzogs Sergius von Neapel notirt in Gesta episcoporum Neapolitanorum c. 63 (Monumenta Germaniae, SS. rer. Longob. saec. VI—IX, p. 434). Ein Verzeichniß der deutschen Josephus-Uebersetzungen und ihrer Drucke gibt Oberthür in Frises Uebersetzung des Jüdischen Krieges I (Altona 1804), S. XLI.

[2] *Γίνεται δὲ κατὰ τοῦτον τὸν χρόνον Ἰησοῦς σοφὸς ἀνήρ, εἴγε ἄνδρα αὐτὸν λέγειν χρή· ἦν γὰρ παραδόξων ἔργων ποιητής, διδάσκαλος ἀνθρώπων τῶν ἡδονῇ τἀληθῆ δεχομένων, καὶ πολλοὺς μὲν Ἰουδαίους, πολλοὺς δὲ καὶ τοῦ Ἑλληνικοῦ ἐπηγάγετο· ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν. καὶ αὐτὸν ἐνδείξει τῶν πρώτων ἀνδρῶν παρ' ἡμῖν*

Von dem Aufsehen, welches diese Stelle unter der Christenheit erregte, darf man sich indes übertriebene Vorstellungen nicht machen. Im christlichen Alterthum und im Mittelalter wird sie zwar nicht ganz selten, aber auch nicht allzu häufig angeführt. Den eigentlichen Vertretern der kirchlichen Theologie zur Zeit der Väter und Scholastiker war es gleichgiltig, was ein Josephus über Christus ausgesagt hatte. Sogar in den apologetischen Schriften gegen die Juden findet die Christusstelle nur mitunter beiläufige Verwendung. Am öftesten begegnet man ihr bei den Chronisten und Geschichtschreibern, aber auch bei ihnen seltener, als man wohl glauben möchte. Erst als nach Erfindung des Buchdrucks historisch-kritische Studien möglich und beliebt wurden, begann die eigentliche Berühmtheit unseres Christuskapitels. Nur citirte man es jetzt nicht mehr in der Freude, daß Christus aus Feindesmund solch ein Zeugniß erhalten hatte, sondern man fragte sich, wie in Feindesmund denn solch ein Zeugniß möglich sei, und bestritt und vertheidigte mit den verschiedensten Gründen die Echtheit oder Unechtheit der Josephusworte. Seit zwei Jahrhunderten bringt durchschnittlich fast jedes Jahrzehnt mindestens eine eigene Schrift, welche das fragliche Kapitel entweder als von Josephus selbst herrührend oder als spätere Fälschung erweisen will, und dazu kommen dann noch Aufsätze in Zeitschriften und gelegentliche Untersuchungen in geschichtlichen Werken. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Richtung der Zeit es erforderte, auch dogmatische Werke mit historischen Digressionen zu verzieren, widmeten sogar auch Dogmatiker der Echtheitsfrage einige Seitenblicke, abgesehen davon, daß die damaligen Apologeten, weil die Berichte der Evangelien über Christus bestritten wurden, auf unsere Stelle mehr Rücksicht als früher zu nehmen sich veranlaßt sahen [1].

σταυρῷ ἐπιτετιμηκότος Πιλάτου οὐκ ἐπαύσαντο οἱ τὸ πρῶτον ἀγαπήσαντες· ἐφάνη γὰρ αὐτοῖς τρίτην ἔχων ἡμέραν πάλιν ζῶν τῶν θείων προφητῶν ταῦτά τε καὶ ἄλλα μυρία περὶ αὐτοῦ θαυμάσια εἰρηκότων. εἰςέτι τε νῦν τῶν Χριστιανῶν ἀπὸ τοῦδε ὠνομασμένων οὐκ ἐπέλιπε τὸ φῦλον. Ant. iud. XVIII, 3, 3.

[1] Schriften, welche auf ihrem Titel eine Untersuchung der Echtheit unserer Stelle ankündigen, verfaßten z. B. Roye 1656, Chr. Arnoldus 1661, Vosius 1668, Frick 1692, C. Daubuz 1706, Dithmar 1715, Martin 1717, Whiston 1734, Forster 1749, Bring 1751, Serenius 1752, Zopf 1759, Kreußler 1770, Neß 1775, Knittel 1779, Bryant 1780, Leß 1781, Bretschneider 1812, Jones 1812, Eichstädt 1813 bis 1844, Böhmert 1823, Strettenberg 1824, Robinson 1825, Korb 1831, Schödel 1840, Mayaud 1858, Böttger 1863, Gerlach 1863, Höhne 1871. Vgl. *Chevalier*, Répertoire. Ueber die ältere Literatur gibt einen Ueberblick Oberthür in Frises Uebersetzung des Jüdischen Krieges II (Altona 1805), S. I—CXX. Die Schriften von Böhmert und Eichstädt bespricht der Excurs I in Heinichens Ausgabe der Kirchengeschichte des Eusebius III (Leipzig 1838), 331—355.

In der jüngsten Zeit ist das überraschende Interesse an unserer Stelle nicht geringer geworden. Gerade die letzten Jahrzehnte haben Untersuchungen der Echtheitsfrage in Menge zu Tage gefördert[1]. Außerdem besitzen wir jetzt, was man in frühern Zeiten schmerzlich entbehrte, nämlich eine kritische Textausgabe unseres Historikers, die auf umfassender Vergleichung aller wichtigen Handschriften beruht[2]. Es möchte also von Interesse sein, an der Hand der jüngsten Veröffentlichungen den jetzigen Stand der Frage kurz darzulegen.

Für die Vertheidigung des Christenthums besitzt unser Christuskapitel besondern Werth freilich nicht, und wenn behauptet wird, ein solcher sei ihm früher beigelegt worden und daraus der Eifer, es dem Josephus zuzusprechen, entstanden, so trifft diese Behauptung für die katholischen Theologen schwerlich zu. Diejenigen Dogmatiker, welche sie überhaupt besprechen, drücken sich über die Frage der Echtheit meist zurückhaltend aus[3]. Und wenn die ältern Apologeten zeigen wollen, auch bei nicht-christlichen Schriftstellern sei Christi Erwähnung geschehen, so begnügen sie sich rücksichtlich des Josephus gar nicht selten mit der richtigen Bemerkung, sein Schweigen über Christus hätte eben nur ein absichtliches Todtschweigen sein können, würde also für die Bedeutung Christi ebenso ehrenvoll sein, als ein ausführlicher Bericht[4]. Richtig ist allerdings, daß die meisten katholischen

---

[1] E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi I (Leipzig 1890), 455—459. A. v. Gutschmid in: Kleine Schriften, herausgegeben von Franz Rühl IV (Leipzig 1893), 336 ff. *Benedicti Niese* De testimonio Christiano quod est apud Iosephum antiq. Iud. XVIII, 63 sq. disputatio (Lectionsverzeichniß der Marburger Akademie 1893). E. Bratke, Ein Zeugniß des Josephus über Christus in: Theologisches Literaturblatt, redigirt von Dr. Chr. Ernst Luthardt XV (1894), 185—188. 193—197. Gust. Ad. Müller, Christus bei Josephus Flavius. 2. Aufl. Innsbruck 1895. Franz Bole, Flavius Josephus über Christus und die Christen, in den Jüdischen Alterthümern XVIII, 3. Brixen 1896.

[2] Flavii Iosephi opera. Edidit et apparatu critico instruxit *Benedictus Niese*. Vol. I—V. Berolini 1885—1895.

[3] *Probabilius* videtur hoc Iosephi testimonium genuinum. *Billuart*, De incarn. digressio I hist. (Opp. V [Parisiis 1677], 386); Testimonium Iosephi ... *nobis* verum ac genuinum ... videtur. *Tournely*, Cursus theol. I (Coloniae 1735), 462; Quae [die Christusstelle] Hieronymus agnoscit esse Iosephi, cui sane libenter assentior, etsi aliquos aliter sensisse non nesciam. *Saliani*, Annales eccl. Vet. Test. II (Coloniae 1620), praefatio n. 10.

[4] *Bullet*, Hist. de l'établissement du christianisme, tirée des seuls auteurs juifs et païens. Lyon 1764 (*Migne*, Démonstration évangélique XII, 465). *F. X. de Feller*, Catéchisme philosophique n. 316. *Bergier*, Dictionnaire théol. s. v.

Gelehrten für die Echtheit unserer Stelle eintreten. In neuerer Zeit vertheidigen sie z. B. Cardinal Hergenröther, Prälat Hettinger und Prälat Kaulen[1]. Man hatte eben auf katholischer Seite allezeit mehr Freude am Erhalten als am Zerstören.

Die Ansichten über unsere Stelle gehen nach drei Richtungen hin auseinander. Die einen nehmen sie ihrem ganzen Wortlaute nach für echt an, andere möchten wenigstens einige Sätze ausscheiden, andere verwerfen sie ganz und gar. Alle drei Richtungen finden auch heute noch ihre Vertreter. Unter den vorhin genannten neuesten Schriften tritt die von Bole für die völlige Echtheit der ganzen Stelle ein. G. A. Müller und A. v. Gutschmid wollen spätere Einschiebsel nachweisen. Als völlig unecht bezeichnen sie E. Schürer und der neueste Herausgeber des Josephus, Benedict Niese. Letzterer geht so weit, daß er die Unechtheit als völlig evident bezeichnet[2] und in seiner Ausgabe den ganzen Abschnitt, der über Christus handelt, in Klammern eingeschlossen hat zum Zeichen, daß die Unechtheit der fraglichen Worte ihm durchaus als gesichert gilt.

Als eine Abart der Fälschungshypothese ist zu den genannten Ansichten in jüngster Zeit noch eine neue hinzugetreten. In den Acten eines Religionsgespräches, das am persischen Hof im 5. Jahrhundert gehalten sein will, wird nämlich gegen die Juden unter andern Zeugen für Christus auch Josephus aufgerufen, „welcher von Christus geredet hat, als einem gerechten und guten Mann aus göttlicher Gnade kundgethan, durch Zeichen und Wunder wohlthuend vielen". Es läßt sich nun wahrscheinlich machen, daß dieses gewiß sehr eigenthümliche Josephus-Citat auf den Geschichtschreiber Philippus von Side zurückgeht, der etwa um 420 lebte, und es wurde daher die Vermuthung ausgesprochen, in dem eben angeführten Satz liege eine wörtliche Anführung des Josephus und die echte

---

Josèphe etc. Bergiers Worte mögen hier angeführt sein: De ce que nous venons de dire, il ne s'ensuit pas que nous régardions le passage tant contesté comme une preuve fort essentielle au Christianisme, le silence de Josèphe nous serait aussi avantageuse que son témoignage etc.

[1] J. Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte (3. Aufl.) I, 78; Kaulen im Kirchenlexikon (2. Aufl.) VI, 1888, und Uebersetzung der Jüdischen Alterthümer (3. Aufl., Köln 1892), S. 620; F. Hettinger, Lehrbuch der Fundamentaltheologie (Freiburg 1879) S. 296 f. — Professor Schanz (Apologie des Christenthums II [Freiburg 1888], 170) urtheilt: „Unmöglich kann die ganze Stelle oder der Haupttheil interpolirt sein," nimmt indes untergeordnete Aenderungen in derselben an.

[2] So z. B. Ios. Opp. I, p. LXIX: dubitari non potest, quia totum interpolatum sit . . . post Origenem ante Eusebium in Iosephum illatum esse videtur. Cf. ib. III, p. XVIII.

Gestalt der Christusstelle vor; eine christliche Hand habe diese echte Form aus den Jüdischen Alterthümern entfernt und durch die jetzige ersetzt [1].

Wir glauben nicht, daß diese Annahme viele Freunde gewinnen wird. Ein wörtliches Citat gibt Philipp von Side augenscheinlich nicht, und wären die echten Josephusworte bei ihm erhalten, so bliebe es unverständlich, warum ein Fälscher den gewiß günstig lautenden echten Wortlaut in sein Machwerk nicht verwebt hätte. Uebrigens ist die Gestalt, in der bei Philipp von Side unser Citat erscheint, nicht erst seit ein paar Jahren bekannt. Es findet sich genau in derselben Form bei dem palästinensischen Abt Anastasius aus dem 9. Jahrhundert, der auch sonst die Acten des erwähnten Religionsgespräches benutzt, und aus Anastasius ist es in die Verzeichnisse übergegangen, welche aus spätern Schriftstellern die Verweisungen auf die Josephusstelle zusammenstellten. Sonderlichen Werth legte man dem Citat des Anastasius nicht bei, sondern sah darin nichts anderes als eine freie und gedächtnißmäßige Anführung, welche den Sinn der Josephusworte kurz zusammendrängen wollte. Auch Joh. Malalas gibt ein merkwürdiges Citat unserer Stelle, welches man mit dem des Anastasius zusammenstellte und ebensowenig beachtete [2].

Wir beginnen unsere Darlegung mit einer Zeichnung der Gründe, welche für die Echtheit des Christuskapitels sprechen.

Soll untersucht werden, seit wann eine bestimmte Stelle in einem Schriftwerke sich befindet, so wird man zunächst fragen, wie alt denn die Exemplare sind, in welchen der fragliche Abschnitt überliefert ist. Für unser Christuskapitel ist nun zu bemerken, daß es sich zunächst in allen griechischen Handschriften findet, welche überhaupt das 18. Buch der Jüdischen Alterthümer enthalten. Die älteste derselben reicht etwa bis ins 9. oder 10. Jahrhundert hinauf. Außer dem vollständigen Josephus kommen dann noch ein griechischer Auszug aus demselben und verschiedene lateinische

---

[1] Bratke, Theologisches Literaturblatt 1894 S. 185 f. 193 f. — Das Religionsgespräch am Hofe der Sassaniden wurde veröffentlicht von Wirth, Aus orientalischen Chroniken (Frankfurt 1894) S. 143—210. In älterer Zeit mochten Allatius und Gretser das Machwerk nicht veröffentlichen, weil es voll ist von den tollsten Fabeleien. Acta SS. Apr. II (Paris. 1865), 851.

[2] *Anastasii* abbatis adv. Iudaeos disputatio III. *Migne*, P. G. LXXXIX, 1248 c. Lilienthal, Die gute Sache der Offenbarung XVI (Königsberg 1779), 552. Basnage betrachtete es als völlig evident, daß in dem Citat des Anastasius nichts anderes vorliege, als eine Abkürzung der allbekannten Josephusworte. Iosephi locum de Christo, sagt er, de quo contendunt hodierno die critici in utramque partem, genuinum agnoscit [Anastasius], ita ut hic noni saeculi testem habeas. Nec debuit Tanaquillus Faber e silentio Photii argumentari spurium esse locum, quasi suo saeculo non legeretur etc. *Canisius-Basnage*, Thesaurus monumentorum eccl. et hist. tom. II (Amstelaedami 1725), pars 3, p. 11. Ebenso *Ceillier*, Hist. gén. des auteurs sacrés XII (Paris 1862), 61.

Bearbeitungen in Betracht, welche alle in zahlreichen Abschriften erhalten sind und sämtlich das Christuskapitel enthalten. Der genannte Auszug, schon von Zonaras im 12. Jahrhundert benutzt, liegt in Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts vor. Die lateinische Uebersetzung aber, welche auf Veranstaltung des Cassiodor († 562) angefertigt wurde, ist in einem Manuscript erhalten, das noch aus dem 6. Jahrhundert stammt, dem Uebersetzer also nahezu gleichzeitig ist. Noch höher hinauf führt der sogen. Hegesippus, d. h. die lateinische Bearbeitung des „Jüdischen Krieges" unseres Historikers. Sie ist entweder eine Jugendarbeit des hl. Ambrosius († 397) oder doch zu seiner Zeit entstanden und enthält die Christusstelle. Zu diesem Zeugniß der zahlreichen Handschriften kommt dann noch jenes der Kirchenschriftsteller, welche die Worte über Christus als Citat aus Josephus anführen. Der älteste unter diesen ist der Vater der Kirchengeschichte, Eusebius [1].

Durch dies glänzende Zeugniß der Ueberlieferung ist freilich die absolute Undenkbarkeit einer Fälschung noch nicht bewiesen. Auch die Möglichkeit ist noch nicht ausgeschlossen, daß irgend ein Satz oder ein Wort in der Christusstelle zunächst auf den Rand der Handschrift geschrieben wurde und dann, wie es öfters geschehen ist, durch Nachlässigkeit in den Text gerieth. Aber eines steht fest, das Christuskapitel ist von seiten der Ueberlieferung ebenso gesichert, wie nur irgend eines im Josephus, und was dies Zeugniß bedeuten will, liegt auf der Hand. Auch die Todten haben noch ein Recht auf ihren guten Namen, nicht bloß die Lebenden. Wir dürfen also die Schreiber, welche unsere Handschriften herstellten, die Gelehrten, welche sie anfertigen ließen, der Fälschung nicht bezichtigen,

---

[1] Vgl. über die griechischen Handschriften — die ältesten sind ein Palatinus im Vatican „saec. IX vel X scriptus" und der Ambrosianus saec. fere XI — *Niese,* Iosephi opp. III praef.; über den Auszug aus Josephus ib. I, p. XVIII sq., über die lateinische Uebersetzung ib. p. XXVII sq. Die ältesten Citate unserer Stelle s. in *Hegesippi* De excidio urbis Hierosolymitanae II, 12 (*S. Ambrosii* opp., ed. P. A. Ballerini VI [Mediolani 1883], col. 103), und bei *Eusebius,* Hist. eccl. I, 11. Demonstratio evang. III, 5. Andere Citate bei Sozomenus, Isidor von Pelusium, dem hl. Hieronymus u. s. w. bis auf Platina im 16. Jahrhundert verzeichnet z. B. Lilienthal a. a. O. S. 552 ff. Vollständig ist die Aufzählung natürlich nicht. Es fehlen z. B. die Citate bei Ekkehard Mon. Germ. SS. VI, 97. Otto von Freisingen ib. XX, 179. *Nicolaus de Lyra,* Contra Iudaeos (Bibliorum ss. tom. VI cum glossa [Lugduni 1545], fol. 279) und Contra impugnatorem evang. sec. Matth. (ib. fol. 280 v.). *Petr. Blesensis,* Contra perfidiam Iudaeorum c. 24 (*Migne,* PP. LL. CCVII, 852) etc.

bis wirklich genügende Beweise vorliegen. Zudem ist Treue und Glauben, das Vertrauen in die Ehrlichkeit unserer Gewährsmänner die Grundlage, auf der alle Sicherheit in geschichtlichen und kritischen Fragen sich aufbaut. Will also die Kritik Wissenschaft bleiben, soll sie nicht in Willkür und Laune ausarten, so muß sie die Grundfeste aller geschichtlichen Sicherheit in Ehren halten. Wozu alles Forschen in Handschriften und Monumenten, wenn man schließlich, da es zur Entscheidung kommt, alle Handschriften und Urkunden bei Seite schiebt und ein paar Wahrscheinlichkeitsgründen den Vorzug gibt, wie sie sich schließlich gegen alles vorbringen lassen? Also auch in betreff unserer Josephusstelle ist soviel entschieden: entweder muß man völlig durchschlagende Gründe gegen ihre Echtheit ins Feld führen, oder der Ueberlieferung vertrauen.

Oder hat man vielleicht Gründe, gerade in unserem Fall ihr mit Mißtrauen zu begegnen, weil es sich um ein für Christus ehrenvolles Zeugniß handelt? Haben etwa die Christen die Neigung gehabt, in nicht-christliche Schriftsteller christenfreundliche Stellen einzuschmuggeln? Von gewisser Seite hat man freilich nicht nur unsere Josephusstelle, sondern überhaupt fast alle Erwähnungen des Christennamens bei den Klassikern als Fälschungen christlicher Hände erweisen wollen. Des Tacitus und Plinius Berichte über die Christen sind diesem Schicksal ebensowenig entgangen, wie die paar Erwähnungen derselben bei Marc Aurel oder Arrian. Aber von wirklichen Beweisen für diese Aufstellungen wurde nichts beigebracht, und von besonnenen Leuten sind sie aufgegeben. Möglich könnten derartige Einschwärzungen ja sein, urtheilt Fr. Blaß in seinem Abriß der Hermeneutik und Kritik in dem vielgebrauchten Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft von Iwan Müller[1]. „Indes", fügt er bei, „möchten derartige Fälschungen doch außerordentlich selten sein, und nicht $^1/_{10000}$ der gesamten Interpolationen ausmachen." Nicht ein Zehntausendstel! Wenn dies das äußerste ist, was man behaupten kann, ist dann nicht die Zuverlässigkeit der christlichen Ueberlieferung glänzend gerechtfertigt?[2]

Oder haben wir vielleicht Grund, der Ueberlieferung gerade des Josephus in besonderem Grade zu mißtrauen? Wenn man die dankenswerthen Ausführungen über diesen Punkt in Professor Nieses neuer Josephus-

---

[1] Bd. I (2. Aufl., München 1892), 256.

[2] Auch v. Gutschmid sagt gerade über das Christuszeugniß des Josephus: „Auch werden muthwillige Fälschungen dieser Art sonst nicht gemacht" (a. a. O. S. 352).

ausgabe liest, möchte man auf den ersten Blick versucht sein, es zu glauben. „Es gibt keine einzige Handschrift," sagt er[1], „welche die Worte des Josephus unentstellt überlieferte. Denn nachdem Josephus eine Lektüre besonders der Christen geworden war, wurden alsbald einige Stellen in ihm mit voller Absicht geändert, weil man ihn mit der griechischen Uebersetzung der Heiligen Schrift in Uebereinstimmung sehen wollte." Allein wenn diese Worte die Erwartung spannen, so wird man sofort enttäuscht, wenn Professor Niese fortfährt: „Besonders klar zeigt sich das in den hebräischen Namen," und dann ausführt, Josephus habe einen bekannten Namen, der jetzt in allen Handschriften Nabuchodonosoros gelesen wird, ursprünglich wohl Nabukodrosoros geschrieben. Auch alles andere, was zum Beweis von Textentstellungen vorgelegt wird, bezieht sich fast ausschließlich auf Aenderungen in Kleinigkeiten, und auch diese Aenderungen wurden in gutem Glauben vorgenommen. Ein Einschiebsel, das sich auch nur im entferntesten mit der Fälschung der Christusstelle vergleichen könnte, wird nicht beigebracht[2]. Widersprüche mit der Heiligen Schrift finden sich bei Josephus genug. Manche Wunder des heiligen Textes werden bei ihm übergangen oder in rationalistischer Weise erklärt, z. B. der Durchzug durchs Rothe Meer und anderes. Die Schreiber unserer Handschriften haben alles das unverändert hinübergenommen, höchstens hat einmal in einer Randbemerkung ein Leser seinem Unwillen Luft gemacht[3]. Diese Treue der Ueberlieferung ist auch nicht verwunderlich. Wer ein so umfangreiches Werk herstellen ließ, wie es die Jüdischen Alterthümer des Josephus sind, dem war es um das zu thun, was Josephus wirklich gesagt hatte;

[1] Iosephi opp. I, p. XXX sq.

[2] Professor Niese bespricht l. c. p. LXIII einen von ihm bei Seite gelassenen Codex, der audacissimum interpolatorem nactus est. Aber selbst dieser Interpolator ist kein Fälscher, sondern ein Gelehrter, der durch gelehrte Conjectur den Text sich zurechtzurücken sucht und durch sein Ungeschick verdirbt. So urtheilt Professor Niese selbst: coniecturae haec sunt hominis haud inepti etc.

[3] Ueber die Abweichungen des Josephus von der Heiligen Schrift s. z. B. Bole a. a. O. S. 16. *Posserin*, Apparatus sacer s. v. Iosephus; *Iac. Saliani*, Annales ecclesiastici Vet. Test. vol. I—VI (Coloniae 1620 sqq.) in den Inhaltsverzeichnissen s. v. Iosephus. — Randglossen der erwähnten Art trägt eine Wiener Handschrift. So zu Ant. iud. 2, § 347: „Dann bist du nicht einmal ein Jude, bester Josephus, wenn du meinst, die Theilung des (Rothen) Meeres sei von selbst geschehen." Zu III, § 8 liest man: „Scheint es dir nicht ein Werk der göttlichen Wunderkraft, daß das Wasser süß wurde, Josephus, sondern ein natürliches Ereigniß?" Ebenso zu III, § 95: „Die Geschichte vom goldenen Kalb lässest du aus, aus Scham für deine Vorfahren."

mit Entstellungen war ihm nicht gedient. Und deshalb kann man gegen unsere Christusstelle auch nicht den Einwand ins Feld führen, daß ja in den ersten christlichen Jahrhunderten viele Fälschungen verbrochen wurden, man braucht bloß an die apokryphen Evangelien der Häretiker, an die vielen falschen Apokalypsen u. s. w. zu denken. Daraus kann man gegen die Ueberlieferung von Geschichtswerken sowenig etwas folgern, als heute die Arbeiten tüchtiger Historiker durch die historischen Romane oder auch durch die Fälschungen der Tendenzschreiber und Zeitungen um ihr Ansehen gebracht werden [1].

Zu alledem kommt noch hinzu, daß eine Einschmuggelung der Christusstelle kaum möglich war. In die Zeit nach Eusebius kann die Fälschung nicht mehr verlegt werden, und diejenigen, welche eine solche behaupten, versetzen sie etwa in die zweite Hälfte des 3. oder den Anfang des 4. Jahrhunderts. Damals aber waren die Werke des Josephus schon weit über das Römerreich verbreitet. In Rom, wo man den Verfasser des Jüdischen Krieges mit einer Statue geehrt, seine Werke in öffentlicher Bibliothek niedergelegt hatte, benutzte sie um die Mitte des 3. Jahrhunderts der Verfasser der Philosophumena. Nicht viel später, wahrscheinlich ebenfalls in Italien, zeigt der grimme Christenfeind Porphyrius Bekanntschaft mit sämtlichen Werken des Josephus. Ebenfalls um die Mitte des 3. Jahrhunderts spricht von Josephus als einem berühmten Schriftsteller Origenes in Alexandria und zeigt Bekanntschaft mit dem Inhalt der Jüdischen Alterthümer [2]. Mag es also sein, daß ein Jahrhundert vor Origenes ein-

[1] Was nicht gegen die Textüberlieferung des Josephus im allgemeinen, sondern gegen die Ueberlieferung unserer Stelle im besondern von Keim u. a. vorgebracht wird, verdient kaum eine Erwähnung. Es beschränkt sich schließlich darauf, daß in einem lateinischen Josephus von 1470 die Christusstelle nicht im 3., sondern im 8. Kapitel des 18. Buches steht, und daß in eine Handschrift des „Jüdischen Krieges" lib. II, cap. 9 unsere Stelle aus den Jüdischen Alterthümern hineingeschoben ist. (Vgl. Theol. Quartalschrift XLVII [Tübingen 1865], 51. Literar. Rundschau 1896, S. 263.) Der Weg, auf dem sie an diesen ihr nicht gebührenden Ort gelangte, ist dadurch bezeichnet, daß in zwei Handschriften des Jüdischen Krieges am Schluß des Ganzen unsere Stelle sich beigefügt findet, übrigens mit dem ausdrücklichen Vermerk, sie stamme aus Ant. iud. XVIII, Ios. opp., ed. Niese VI, 628.

[2] Cf. *Euseb.*, Hist. eccl. l. III, c. 9 (Ansehen des Josephus in Rom); Philosoph. IX, § 18 (*Migne*, P. G. XVI, 3395); *Porphyrius*, De abstin. IV, 11 (ed. Didot p. 76): *Καὶ γὰρ ἐν τῷ δευτέρῳ τῆς Ἰουδαικῆς ἱστορίας, ἣν δι' ἑπτὰ βιβλίων συνεπλήρωσε, καὶ ἐν τῷ ὀκτωκαιδεκάτῳ τῆς Ἀρχαιολογίας, ἣν διὰ εἴκοσι βιβλίων ἐπραγματεύσατο, καὶ ἐν τῷ δευτέρῳ τῷ πρὸς τοὺς Ἕλληνας, εἰσὶ δὲ δύο τὰ βιβλία.* Ueber des Origenes Bekanntschaft mit Josephus wird unten zu handeln

gehendere Bekanntschaft mit dem ganzen Josephus nicht nachzuweisen ist —, denn es gab mehr als ein Geschichtswerk, welches über die Juden oder den Jüdischen Krieg dem neugierigen Römer Aufschluß gab. Tacitus hat für seine Schilderung des jüdischen Volkes Josephus nicht benutzt, Minucius Felix kannte ihn wahrscheinlich nicht[1], Tertullian und Theophilus von Antiochien kümmerten sich mehr um die Bücher gegen Apion als um die übrigen Schriften des Josephus. Für die Zeit aber, in welche die Fälschung verlegt wird, ist es sicher, daß die Jüdischen Alterthümer an verschiedenen Orten des Reiches von Christen und Heiden gelesen wurden. Wie soll nun unter solchen Umständen die Fälschung nicht nur unternommen, sondern auch so glücklich durchgeführt werden, daß sie in alle Exemplare hineingeräth? Oder wenn sie nur in einigen Abschriften stand, wie konnte sie von Eusebius und seinen Nachfolgern so zuversichtlich angeführt und gebraucht werden, ohne daß man auf den Irrthum aufmerksam wurde, ohne daß wenigstens die Gegner den Gebrauch der Stelle verleideten?

Der hier skizzirte Beweis ist allezeit von den Vertheidigern unserer Christusstelle geltend gemacht worden. Die neuere Josephusforschung hat ihn zunächst bestätigt, indem sie die Thatsache, daß die Stelle wirklich in keiner Handschrift fehlt, klarer ins Licht stellte. Ja, wenn wir nicht irren, so haben die neuern Forschungen ihn noch verstärkt, indem sie die Möglichkeit bieten, das Dasein unseres Kapitels in den Handschriften noch höher hinauf zu verfolgen, als dies bisher geschehen konnte. Wie nämlich Professor Niese in eingehender Untersuchung ausführt, zerfallen die uns erhaltenen Josephushandschriften in zwei Klassen, die wir kurz als die bessere und die schlechtere bezeichnen wollen, und die sich voneinander durch gewisse, jeder der beiden Klassen eigenthümliche Lesarten und Fehler unterscheiden. Nun meint der erwähnte Gelehrte, schon vor des Eusebius Zeit müsse die schlechtere Klasse von der bessern sich abgezweigt haben aus dem Grunde, weil Eusebius den Lesarten der schlechtern Klasse folgt. Da nun aber in allen Josephushandschriften, in denen der bessern wie der schlechtern Klasse, die Christusstelle enthalten ist, so folgt, daß sie in den Handschriften vorhanden war, bevor der Stamm der Textüberlieferung in die erwähnten zwei Aeste sich spaltete. Diese Trennung muß aber schon geraume Zeit vor Eusebius

---

sein. Er bereits citirt den Jüdischen Krieg unter dem Titel *Περὶ ἁλώσεως* (in Thren. 4, 19; *Migne*, P. G. XIII, 656) und spricht von des Josephus Historia, wo er sich auf die Jüdischen Alterthümer beruft (in Cant. 1, 5; *Migne* l. c. p. 104). Nach Niese (Ios. opp. I, p. VI) rühren diese Titel nicht von Josephus her, sondern erst als man dessen Werke zu einem Corpus vereinigte, erhielt das Ganze den Namen *Ἱστορία Ἰουδαϊκή*, der Jüdische Krieg den Namen *Περὶ ἁλώσεως*. Die Zusammenstellung der Werke zeugt für das Interesse an Josephus, und zwar für Interesse auf heidnischer Seite.

[1] Schürer a. a. O. I, 47.

stattgefunden haben; denn so rasch bilden verschiedene Familien mit besondern Lesarten sich nicht aus. Professor Niese meint, etwa zur Zeit der Antonine, d. h. um die Mitte des 2. Jahrhunderts, sei die Handschrift entstanden, aus der alle unsere Handschriften geflossen sind. Somit würde sich ergeben, was in unserer Frage von Bedeutung ist, daß nämlich schon vor Origenes († 254) die Christusstelle in den Handschriften gelesen wurde.

Der erwähnte Josephusforscher, ein scharfer Gegner der Christusstelle, behauptet nun zwar, auch nachdem die Ueberlieferung schon in zwei Aeste auseinandergegangen war, könne das Christuskapitel in Exemplare beider Klassen eingeschmuggelt worden sein. Allein darauf läßt sich leicht antworten. Denkbar ist ja ein solches Verfahren, das läugnet niemand; aber statt einer einzigen Fälschung müssen wir jetzt zwei oder mehrere annehmen, und je mehr Unehrlichkeit den Christen des 3. Jahrhunderts zugeschrieben wird, je mehr Personen an dem Betrug sich betheiligen mußten, um so unwahrscheinlicher wird die ganze Fälschungshypothese. Zustimmung aber darf letztere nur erwarten, wenn sie nicht nur wahrscheinlich, sondern sicher ist.

Die ausgezeichnete Bezeugung ist ohne Zweifel der Hauptgrund, weshalb die Ansicht, welche unsere Stelle ganz und gar gefälscht sein läßt, noch niemals durchdringen konnte. Doch dieser Hauptbeweis läßt sich noch verstärken. Aus verschiedenen Gründen nämlich war es kaum möglich, daß Josephus Christi und der Christen nirgends Erwähnung gethan hätte. Die Christen waren damals schon im römischen Reich eine Partei, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und man wußte, daß sie aus den Juden hervorgegangen sei. Eine Erklärung über ihren Ursprung mußte man also in einem Werk erwarten, das auch über die innern und geistigen Zustände im Judenvolk unterrichten wollte. Vom hl. Johannes dem Täufer, von dem hl. Jacobus, dem Bruder des Herrn, haben die Jüdischen Alterthümer in kurzen und anerkennenden Worten Bericht erstattet (Ant. XVIII, 5, 2; XX, 9, 1). Also war es Pflicht des Historikers, von Christus ebenfalls irgendwie zu reden, und es ist also vorauszusetzen, daß Josephus dieser Pflicht auch Genüge that. Wenn zudem Josephus erzählt: „man führte vor das Synedrium den Bruder Jesu, des sogen. Christus, Jacobus war sein Name", so ist ja damit Christus als eine bedeutende und dem Leser bekannte Persönlichkeit bezeichnet, und folglich eingestanden, daß ein Bericht über ihn in eine jüdische Geschichte hineingehört. Würde Josephus also dieses Geständniß sich haben entwischen lassen, wenn er vorher den Stifter der Christenreligion gegen sein historisches Gewissen todtgeschwiegen hätte?

Dazu kommt noch ein anderer Umstand, auf welchen schon im 17. Jahrhundert hingewiesen wurde und welchen in neuerer Zeit G. A. Müller

wieder betont hat. Josephus war Schützling der kaiserlichen Familie der Flavier, mehrere Mitglieder dieser Familie aber waren Christen. Die Rücksicht auf letztere konnte gewiß eine Erwähnung Christi und eine ehrenvolle Erwähnung gebieten oder anrathen[1].

Nur kurz erwähnen wollen wir, daß auch die sprachliche Form unserer Stelle als Beweis ihrer Echtheit Verwendung fand. Karl Daubuz nahm sich die Mühe nachzuweisen, daß die einzelnen Wendungen, aus denen sie besteht, auch sonst bei Josephus vorkämen. Man hat nun gegen diesen Grund eingewendet, er beweise nichts weiter, als daß der Fälscher ein geschickter Mensch gewesen sei. Allein ist ein Fälscher, der mit philologischer Genauigkeit dem Sprachgebrauch des Josephus nachforscht, für das 3. Jahrhundert eine sehr wahrscheinliche Figur? Und zudem müßten wir diesem Fälscher trotz seiner Schlauheit zugleich wiederum die unbegreiflichste Thorheit und Nachlässigkeit zuschreiben. Denn die Gegner unserer Stelle lassen sie ja so ungeschickt abgefaßt sein, daß man sie als unzweifelhaftes Werk eines Christen mit voller Sicherheit erkennen könne, und finden in ihr eine ganze Reihe von Verstößen gegen den Sprachgebrauch des Josephus. Sagt der angebliche Fälscher: „Dieser war der Christus", so rufen die Gegner unserer Stelle triumphirend, das habe nur ein Christ schreiben können, der Fälscher habe sich verrathen; er war also äußerst ungeschickt. Heißt es dagegen unmittelbar vorher, Christus habe auch viele Heiden bekehrt, und macht ein Gegner der Fälschungshypothese geltend, so würde ein Christ nicht geschrieben haben, da dem Evangelium die genannte Behauptung fremd sei, so wird die Antwort lauten, auch ein Fälscher könne so schreiben, um die Spuren der Fälschung zu verwischen und sich unkenntlich zu machen. Mit andern Worten: Der Verfasser unserer Stelle war hier wiederum äußerst umsichtig. So bedarf also der Gegner des Christuskapitels eines Fälschers, der zugleich durchtrieben schlau und tölpelhaft unklug ist und diese Eigenschaften je nach dem Belieben des Kritikers spielen läßt. Solche Wesen aber leben wohl nur im Reich der Phantasie.

Doch es ist Zeit, daß wir nunmehr die Gründe betrachten, die gegen das berühmte Zeugniß von Christus vorgebracht werden. Wir werden in der folgenden Erörterung ganz besondere Aufmerksamkeit den Ausführungen von Professor B. Niese zu schenken haben. Er ist der jüngste Heraus-

---

[1] Müller a. a. O. S. 25; vgl. Ittig, Prolegom. zur Josephusausgabe (Köln 1691) fol. d 6 v. *B. Stattler* S. J., Demonstratio evangelica (Augustae Vind. 1770) p. 625.

geber des Josephus, er hat eine eigene Abhandlung über das Christuskapitel verfaßt, er spricht sich in der schärfsten Weise für dessen Unechtheit aus. Wenn wir also irgendwo durchschlagende Beweise erwarten dürfen, so bei ihm.

Führen wir zuerst vor, was man den oben vorgetragenen Gründen für die Echtheit der Stelle entgegensetzt, und beginnen wir an dem Punkte, mit dem wir oben aufhörten: mit der Erörterung der stilistischen Eigenthümlichkeiten.

Mit dem Urtheil über den Stil, soweit dies Urtheil vom bloßen Geschmack der Kritiker abhängt, hat es nun von jeher seine eigenthümliche Bewandtniß gehabt. Wer das noch nicht wüßte, könnte es gerade an der Geschichte unserer Stelle lernen. Unter den ältern Gelehrten, die in Sachen des Stils doch wohl gerade so gut urtheilen konnten wie unsere heutigen Philologen, hatte Tanaquil Faber die echt josephische Farbe in dem Zeugniß über Christus vermißt. Der gelehrte Bischof von Avranches dagegen, Daniel Huet, erklärte, er beneide den Faber um seine feine kritische Nase, ihm scheine die Sprache des Abschnittes der des Josephus so ähnlich wie ein Ei dem andern[1]. Die Urtheile der neuesten Kritiker zeigen ähnliche Gegensätze. Professor Niese verwirft die Stelle unter anderem auch aus sprachlichen Gründen, und er führt einzelne Wendungen und Ausdrücke an, die nicht josephisch seien. A. v. Gutschmid dagegegen, den Niese in einer Art Widmung seiner Josephusausgabe mit den höchsten Lobsprüchen feiert, versichert ganz im Gegentheil, einige Ausdrücke des Christuskapitels trügen „zu bestimmt josephische Färbung", als daß es völlig unterschoben sein könne. Und was noch überraschender ist, es sind zum Theil dieselben Sätze und Ausdrücke, aus denen die beiden Gelehrten so entgegengesetzte Schlüsse ziehen[2]. Bei dieser Sachlage wird der Leser zufrieden sein, wenn wir

[1] *P. D. Huetii* Ep. Abrincensis demonstratio evangelica (Lipsiae 1694), p. 59—60.

[2] Niese macht geltend, in den Büchern XVI—XIX der Ant. iud. bediene sich Josephus einer dem Thucydides nachahmenden Schreibweise, in welche das Asyndeton *ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν* nicht hineinpasse. Außerdem beanstandet er die Ausdrücke *ἐπηγάγετο* und *παραδόξων ἔργων ποιητής*. „Et haec omnia ut tolerari possint, prorsus tamen a Iosephi more aliena sunt *παρ' ἡμῖν*, pro quibus *παρὰ Ἰουδαίοις* vel similia ponenda erant" (*B. Niese*, De Test. christ. p. v). A. v. Gutschmid (Kleine Schriften IV, 352) dagegen sagt: „*Παραδόξων ἔργων ποιητής* sieht nicht aus wie christlich, *Πολλοὺς μὲν τοῦ Ἰουδαικοῦ, πολλοὺς δὲ καὶ τοῦ Ἑλληνικοῦ ἐπηγάγετο* und *Ἐνδείξει τῶν πρώτων ἀνδρῶν παρ' ἡμῖν* tragen zu bestimmt josephische Färbung", als daß die Stelle als Ganzes interpolirt sein könnte.

nur den Anstoß näher prüfen, den Professor Niese für entscheidend betrachtet. Er liegt in dem Satze: „Auf Anzeige der Vornehmsten unter uns verurtheilte Pilatus ihn zum Kreuze", und zwar in dem Wörtlein „uns".

Durch dieses „uns", sagt man, bezeichnet der Schreiber unserer Stelle sich als Juden, was der wirkliche Josephus nicht zu thun pflegte. „Denn obschon er Jude war, so tritt er in der Erzählung doch nie in solcher Weise als Jude auf." „Als Jude bekennt sich Josephus in der Einleitung und dem Schluß des Werkes, z. B. I, 4 ‚uns den Juden' und XX, 259 ‚von dem uns, den Juden, zugestoßenen', aber im Verlauf der Erzählung (in rerum gestarum ordine) enthält er sich dieser Wendung."

Auf den ersten Blick möchte man sich freuen, einem so schönen und einfachen Beweisgrund zu begegnen. Nur in der Einleitung und im Schluß, so wird man geneigt sein, sich die Sache vorzustellen, kommt das verhängnißvolle „uns" ein paarmal vor, in der dazwischenliegenden Erzählung niemals wieder, und so kann man sich nur wundern, daß der Fälscher in so unbesonnener Art sich verrathen hat. Allein bei näherem Zusehen vergeht die Freude. Das „uns" und „wir" kommt nämlich bei Josephus auch außer der Einleitung und dem Schluß nicht so gar selten vor. Er spricht von „unsern" Geschichtsbüchern (Ant. VIII, 2, 8; 6, 2). Salomon übte zuerst unter „uns" die Königsherrschaft aus (ib. XV, 11, 3). Das Laubhüttenfest wird „bei uns" mit größtem Glanz gefeiert (ib. 3, 3). Heilkunst durch Zauberformeln sind „bei uns" noch sehr in Uebung (ib. VIII, 2, 5). Die Balsamstaude, welche noch jetzt „unser" Land hervorbringt, ist durch die Königin von Saba dorthin gekommen (ib. 6, 6). „Unser" Volk ist nach Babylon weggeführt worden (ib. XI, 1, 1)[1]. Ja sogar zu Anfang des Kapitels, von dem die Christusstelle einen Theil ausmacht, schließt unser Geschichtschreiber sich selbst in die Zahl der Juden ein.

Nun hat Professor Niese freilich nicht behauptet, niemals bekenne sich Josephus als Jude, sondern nur: in der Erzählung trete er nicht in solcher Weise als Jude auf. Allein solange uns nicht gesagt wird, worin diese besondere Weise besteht, dürfen wir diese Einschränkung auf sich beruhen lassen. Konnte Josephus an der zuletzt angeführten Stelle sagen: „Das Gesetz verbietet uns, Bilder zu verfertigen"[2], so wird er auf der folgenden Seite auch von den „Vornehmsten unter uns" reden dürfen. Ein Unterschied zwischen beiden Sätzen und den Stücken, in welchen sie stehen, ist nicht wahrzunehmen[3].

---

[1] In der Josephusausgabe von Niese finden sich die betreffenden Stellen: Ant. XVIII, § 46. 55. 159. 174 (vol. II, p. 186. 188. 211. 214); Ant. XI, § 1; Ant. XV, § 50. 398 (vol. III, p. 4. 341. 404).

[2] *Εἰκόνων ποίησιν ἀπαγορεύοντος ἡμῖν τοῦ νόμου* (Ant. XVIII, 3, n. 1. *Niese* l. c. vol. IV, p. 150). Im vorhergehenden Kapitel 2, n. 2 findet sich: *Τῶν ἀζύμων τῆς ἑορτῆς ἀγομένης, ἣν Πάσχα καλοῦμεν*, und *Ἀγορεύει ἡμῖν τὸ νόμιμον* (II, 3).

[3] Es soll übrigens nicht geläugnet werden, daß mitunter Josephus seine Gründe hat, das „wir" und „uns" anzuwenden oder zu vermeiden. Wo er von den jüdischen Aufrührern berichtet, kann er das persönliche Fürwort nicht brauchen;

Wie oben ausgeführt wurde, hat Josephus auch dem hl. Jacobus, „dem Bruder Jesu, der genannt wird Christus", einige Worte gewidmet und durch diese zweite Erwähnung des Erlösers auch die frühere in unserer Christusstelle wahrscheinlich gemacht. Was man in erster Linie gegen diesen Beweisgrund einwenden wird, kann der Leser sich schon denken, ohne daß man es sagt: Wie fast alles Christliche in den alten Autoren als Fälschung verdächtigt wird, so sind auch die Josephusworte über den Bruder des Herrn diesem Schicksal nicht entgangen. Unter den jüngern Schriftstellern ist es Professor Schürer, der gegen die Jacobusstelle nicht nur den erwähnten Verdacht erhebt, sondern aus ihr geradezu einen Beweis gegen das Christuskapitel ableitet. „Ja man muß umgekehrt sagen," meint er, „gerade die Notizen, die wir in betreff des Jacobus haben, beweisen, daß Josephus von christlichen Händen interpolirt worden ist. Denn Origenes hat in seinem Josephustext eine Stelle über Jacobus gelesen, die sich in keiner unserer Handschriften findet, die also ohne Zweifel eine singuläre, in den Vulgärtext des Josephus nicht übergegangene christliche Interpolation war." [1]

Wir können uns natürlich nicht darauf einlassen, die Jacobusstelle ausführlich zu vertheidigen. Es genüge die Bemerkung, daß die meisten Gelehrten deren Echtheit zugeben. So sagt z. B. Professor Niese: „Auch daß Schürer meint, Origenes habe unsere Stelle (über Jacobus) anders gelesen als wir sie besitzen, scheint mir sehr zweifelhaft." Auch Professor Harnack hält ebenfalls die Erwähnung des hl. Jacobus für echt [2]. Und ferner dürfen wir bemerken, daß die Berufung auf einen angeblich gefälschten Josephustext bei Origenes in unserer Frage ein zweischneidiges Schwert ist. War des Origenes Text gefälscht, und sind diese Fälschungen **nicht** in den Josephus, wie er in unsern Handschriften vorliegt, übergegangen, so folgt, daß der ausschlaggebende Theil der christlichen Gelehrten die Fälschungen nicht wollte und mit kritischer Sorgfalt den echten Josephus-

---

denn er mag sich in deren Zahl nicht einbegreifen. Wenn dagegen Salomon „über uns" herrscht, der Balsam „bei uns" gefunden wird, so sind hier die Ausdrücke mit Betonung gewählt; denn Salomon war, wie es scheint, auch bei den Heiden ein bekannter Name, und des Balsams wegen war Judäa berühmt (*Plinius*, H. n. XII, 54). Ein festes Gesetz aber, nach dem er unter die Juden sich bald einbegreift, bald nicht, und nach welchem man das interpolirte „wir" von dem echten unterscheiden könnte, hat noch niemand nachgewiesen.

[1] Geschichte des jüdischen Volkes I, 459.

[2] *Niese*, De Test. christ. p. IX. Harnack, Die Chronologie der altchristlichen Literatur bis Irenäus I (Leipzig 1897), 581.

text wiederherstellte. Mit andern Worten, wir dürfen uns dann auf den Josephustext, wie er vorliegt, verlassen, und dann ist auch das Zeugniß über Christus gerechtfertigt.

Im Gegensatz zu Schürer läßt Professor Niese die Echtheit der Jacobusstelle unangetastet, sucht sich aber ihrer Beweiskraft für das Christuskapitel durch die Bemerkung zu entziehen, Josephus sei in mancher Beziehung ungenau. So erzähle er z. B. Ant. XVIII, 276, Antiochus von Comagene sei in sein Reich wieder eingesetzt worden, obschon vorher nichts davon zu lesen sei, daß er sein Reich je verloren habe. Also könne man es nicht als unmöglich bezeichnen, daß im 20. Buch der Jüdischen Alterthümer plötzlich der Name Christi vorkomme, ohne daß vorher irgendwie angedeutet sei, welche Bewandtniß es mit diesem Christus habe.

Die Antwort auf diesen Einwurf darf wohl recht kurz ausfallen. Möglich ist es, daß Josephus ganz plötzlich und unvermittelt den Namen Christi erwähnt habe; wahrscheinlich ist es nicht, und somit bleibt der angegriffene Beweis in seiner Kraft bestehen. Wichtig für uns ist übrigens das Zugeständniß, daß Ungenauigkeiten, Inconsequenzen bei Josephus sich finden. Es kommen solche in Wirklichkeit bei ihm nicht selten vor, und der Vertheidiger wie der Gegner des Christuskapitels muß mit solchen rechnen. Nur ist der Vertheidiger in Bezug auf dergleichen Unebenheiten in besserer Lage als der Angreifer. Denn in der ausgezeichneten Ueberlieferung der Christusstelle hat er festen Boden unter den Füßen und kann solche Kleinigkeiten abweisen mit der Bemerkung, daß ein Schriftsteller, zumal ein Josephus, keine launenlose Maschine ist. Der Angreifer dagegen hat, was die äußern Beweise angeht, nur eine Reihe solcher Inconsequenzen zur Verfügung. Für ihn ist es also recht bedenklich, wenn er zugeben muß, daß Ungenauigkeiten bei Josephus nicht selten sind [1].

Der Gang der Untersuchung hat uns auf die Josephuscitate des Origenes geführt und damit zu dem kräftigsten der äußern Argumente,

---

[1] Sehr ungenau ist z. B. Josephus in den Verweisungen auf andere eigene oder fremde Schriften. „Ueberhaupt kann man bemerken," sagt darüber Professor Niese, „daß Josephus in diesen Dingen nichts weniger als genau ist und daß auch andere Verweisungen entweder gar nicht oder nur nothdürftig zutreffen. Wollte man an allen diesen Stellen den Josephus ernstlich beim Worte nehmen, so würde man zu wunderlichen Ergebnissen gelangen. Sehr ungenau ist auch Vita § 61 (vgl. Bell. Iud. II, 483 sq.). Merkwürdig sind die Stellen Bell. Iud. VII, 215. 244, wo auf eine frühere Erzählung zurückverwiesen wird, die nicht existirt." Historische Zeitschrift LXXVI (München und Leipzig 1896), 235 u. Anm.

welches gegen die Christusstelle geltend gemacht wird. Origenes sagt nämlich ausdrücklich, Josephus „habe Jesus nicht als Christus anerkannt", er habe „gegen Jesus als den Christus sich ungläubig verhalten."[1] Wie konnte Origenes so reden, wenn in seinem Josephus wirklich zu lesen war: „Der Christus war dieser"? Die Frage liegt nahe, und die Vertreter der Fälschungshypothese haben deshalb von alters her unsere Stelle für jünger als Origenes erklärt.

Eines scheint nun hier zuzugeben: Hätte Origenes, als er die obigen Worte schrieb, den Josephus noch kurz vorher gelesen oder dessen Ausdrücke genau im Gedächtniß gehabt, so würde er seine Gedanken in andere Worte gekleidet haben, als in solche, welche der Form nach denen des Josephus widersprechen. Indes, ein sachlicher Widerspruch zwischen Origenes und dem bekannten Christuskapitel liegt jedenfalls nicht vor. Denn Origenes will nichts anderes sagen, als Josephus sei Jude gewesen und geblieben, was jeder wissen kann, der eine oberflächliche Kenntniß von dessen Werken besitzt. Somit also spitzt sich unsere Schwierigkeit auf die Frage zu, ob wir dem alexandrinischen Gelehrten eine genaue Kenntniß des Josephus zuschreiben dürfen.

Schon der alte Ruttenstock antwortet, es sei völlig sicher, daß er den Josephus entweder nur flüchtig oder überhaupt gar nicht gelesen habe[2]. Eine neuere sorgfältige Untersuchung der Josephuscitate bei Origenes hat diese Behauptung nur bestätigt. Von den übrigens nicht zahlreichen derartigen Citaten bei dem großen alexandrinischen Gelehrten ist kaum ein einziges tadellos. Einige derselben bringen die merkwürdigsten Irrthümer und Verwechslungen, wie sie sich nur durch die damaligen Schwierigkeiten in Benutzung der Bücher entschuldigen lassen. Außerdem bekennt Origenes, manche für die Evangelien interessante Dinge nicht zu wissen, die doch bei Josephus klar zu lesen sind. So weiß er nicht, ob Herodes die Gattin des Philippus noch zu dessen Lebzeiten sich zugesellte, obschon heute in jeder Erklärung des Matthäusevangeliums zu finden ist, was Josephus darüber berichtet. Und zu den Worten des Johannesevangeliums: „46 Jahre ist an diesem Tempel gebaut worden", ist er in der größten Verlegenheit, wann dieser Tempelbau stattgefunden habe, und meint schließlich, in der

[1] In Matth. tom. X, § 17; c. Cels. I, 47 (*Migne*, P. G. XIII, 878[b], XI, 745[c]).

[2] Origenis silentium ... tanto minus obest quod certo constat, illum Iosephum vel festinanter tantum, vel prorsus non legisse. *Iac. Ruttenstock*, Institutiones hist. eccl. N. T. I (Viennae 1832), 153.

Makkabäerzeit sei vielleicht der Tempel einmal zerstört und wieder aufgebaut worden. Von allem also, was Josephus über den herodianischen Tempelbau erzählt, hat Origenes anscheinend keine Kunde [1].

Uebrigens ist Origenes in jüngster Zeit geradezu als Zeuge für unsere Christusstelle verwerthet worden. Gestützt auf die richtige Bemerkung, die Ausdrücke des Alexandriners könnten doch höchstens gegen den einen Satz beweisen, in welchem unsere Stelle den Christusnamen nennt, nimmt man an, derselbe habe ursprünglich gelautet, „der sogenannte Christus war dieser". Nach dieser kleinen Aenderung glaubt man sich dann zu der Behauptung berechtigt, Origenes habe vom Unglauben des Josephus, von seiner Nichtanerkennung Christi nicht reden können, wenn ihm nicht eine Aeußerung des jüdischen Historikers über Christus bekannt gewesen sei [2]. Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen. Origenes konnte über Josephus schreiben, wie er geschrieben hat, wenn er auch nur wußte, daß Josephus nicht zum Christenthum übergetreten sei. Immerhin aber beleuchtet diese neue Erklärung der fraglichen Worte des alexandrinischen Gelehrten, wie unsicher ihre Verwerthung gegen unser Christuskapitel ist. Auch Professor Harnack sagt neuerdings: „Daß das unechte Zeugniß des Josephos über Christus bereits im zweiten Jahrhundert gefälscht ist, ist nicht sicher. Zur genauern Datirung fehlen die Anhaltspunkte [3]." Wer so spricht, hat auf das Zeugniß des Origenes verzichtet.

Wenn das Schweigen des Origenes gegen die Christusstelle des Josephus nichts beweist, so gilt dies in noch höherem Grade von der Nichterwähnung derselben bei den ältern Apologeten. Auch nach der Zeit des Eusebius wurden noch viele apologetische Abhandlungen gegen die Juden geschrieben, in welchen Josephus als Zeuge nicht aufgerufen wird. Es genüge, an die bezüglichen Arbeiten der hll. Augustinus und Chrysostomus zu erinnern.

---

[1] Vgl. Schlatter, Der Chronograph vom 10. Jahre Antonins (Leipzig 1894) S. 66 ff.

[2] G. A. Müller, Christus bei Flav. Josephus S. 40. 44 f. W. Christ, Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians (2. Aufl., München 1890) S. 544.

[3] Harnack a. a. O. S. 581.

(Schluß folgt.)

C. A. Kneller S. J.

Der Buddhismus und die vergleichende Religionswissenschaft.

Wir gewahren in Büchern und Zeitschriften eine wachsende Fülle von Erörterungen über Buddha und den Buddhismus. Allenthalben regt sich Interesse für den fürstlichen Asceten, der im 5. Jahrhundert v. Chr. Indien eine neue Lehre des erlösenden Nirvāna schenkte. Ernste Forscher haben es sich zur Lebensaufgabe gestellt, diese religionsgeschichtliche Centralmacht des Ostens in ihrem Wesen und Wachsthum zu ergründen, und theosophische Schwarmgeister versenken sich in die neu entdeckte morgenländische Religion, um in ihren Idealen das Ideal verklärter Humanität zu finden und zu fördern. Fast könnte es scheinen, als sei dem Buddhismus eine culturgeschichtliche Mission im Leben der modernen Völker vorbehalten. Worauf leitet sich das lebhafte Interesse für ein System zurück, das anscheinend unserer Weltanschauung so fern liegt? Worin wurzelt die aufsteigende Bedeutung des Buddhismus inmitten der modernen Cultur? Die Gründe, weshalb der Buddhismus eine so bevorzugte Beachtung in der öffentlichen Meinung gewonnen, sind überaus lehrreich; sie werfen ein helles Licht in verschiedene Strömungen des modernen Lebens.

Die Pflege der buddhistischen Studien fand ihre erste Anregung in der vergleichenden Religionswissenschaft. In dem Wachsthum dieser Wissenschaft befruchtete sich das Studium des Buddhismus, seiner Lehre, seiner Geschichte.

Es ist eines der stolzesten Ziele der Gegenwart, in der Fülle der Einzelforschung ein Gesamtbild der religiösen Vorstellungen aller Völker und Zeiten zu erschließen. In wissenschaftlicher Darstellung will sie einen „Kosmos" des bunt wechselnden Cultus- und Culturlebens aufbauen. Ein unübersehbarer Stoff ist in dieser Richtung seit Jahrzehnten von tausend fleißigen Händen aufgehäuft worden. In rastlosem Drange führt die Forschung aus Nähe und Ferne, aus Gegenwart und Vergangenheit mit jedem Tage der Religionskunde neue Urkunden zu. Sie steigt zu den kleinsten Gruppen hinab, um aus der ins einzelnste gehenden Kunde allmählich zu der beherrschenden Uebersicht vorzudringen. Jedes Volk spendet seinen Theil dazu. Wenn auch die gewaltige Masse vielfach noch formlos und ungeordnet durcheinanderliegt, so leuchtet doch das Ziel einer zu-

sammenfassenden Darstellung immer heller in das wirre Chaos. Nach und nach sollen die Einzelkenntnisse zu dem reichern und planvollern, harmonisch gefügten Gesamtbilde zusammenwachsen.

Das ist gewiß ein berechtigtes Ziel religionsgeschichtlicher Forschung. Wollen wir das Culturleben der Völker in seiner tiefsten Wurzel erfassen, so müssen wir zu den Tiefen des Cultuslebens hinabsteigen. Cultus und Cultur stehen im innigsten und lebensvollsten Wechselverhältniß, und wie beide Worte etymologisch in dem gleichen Grunde wurzeln, so erwächst das Culturleben der Völker auf dem Boden des religiösen Cultus. Dorthin leitet alle Blüthe der Kunst und Cultur zurück. Erst in der Pflege des Cultus erwacht die harmonische Entfaltung der im Menschen schlummernden edelsten Kräfte. Mit der allgemeinen Religionswissenschaft erweitert sich der Horizont der Volkskunde zur wahren Culturkunde, indem sie die Erkenntniß des bedeutsamsten Factors im Leben der Culturvölker vermittelt. Die Religion verleiht dem großen völkergeschichtlichen Bilde seine wichtigsten Züge. Daher wird die Darstellung des Zusammenhanges von Religion und Volksleben in jeder culturgeschichtlichen Forscherarbeit einen grundlegenden Werth behaupten. Ohne Religion keine Cultur, ohne Religionskunde keine Culturkunde; auch das herrlichste Culturbild bleibt Fragment. Das ist die wissenschaftliche Stellung der allgemeinen Religionswissenschaft.

Solange nun diese vergleichende Religionskunde ihr berechtigtes Ziel vor Augen hält, daß sie der Volkskunde und Völkerkunde die wichtigste Seite des Culturlebens erschließt, mag sie in rastlosem Drange der außerordentlichen Mannigfaltigkeit und seltsamsten Zersplitterung der religiösen Erscheinungen nachgehen. Sie bleibt auf wahrhaft wissenschaftlichem Boden, und der große Eifer, mit welcher sich die Religionskunde aus dem Chaos einer verwirrenden Stofffülle zur selbständigen Wissenschaft herauszuarbeiten bemüht, verdient gewiß Anerkennung.

Hier im Rahmen der vergleichenden Religionswissenschaft besitzt das Interesse für den Buddhismus seinen vollen und berechtigten Grund. Hier ist ihm die feste wissenschaftliche Basis gegeben. Es steht außer Frage, daß der Buddhismus im Aufbau der kühn emporstrebenden Religionswissenschaft eine hervorspringende Stelle einnimmt. Wer wollte bestreiten, daß sich in ihm die einflußreichste Philosophie Ostasiens verkörpert? Der Buddhismus zählte vor 2000 Jahren, er zählt noch heute viele überzeugungstreue Bekenner. Aus unscheinbaren Anfängen hat sich in ihm eine culturgeschichtliche Macht entwickelt, die durch Jahrhunderte wirkte

und mit ihrem Einfluß bis in unsere Tage reicht. An der Grenzscheide einer neuen Epoche entstanden, aus dem wogenden Kampfe der philosophischen Schulen heraustretend, jugendlich begeistert und begeisternd, pflanzte sich Buddhas Schule in friedlicher Eroberung von Land zu Land fort. An den Gebirgskolossen des Himalaya fand die Lehre keinen Wall, an Strom und Meer kein Hinderniß ihrer Ausbreitung. Der Buddhismus erblüht in Ceylon. Er dehnt sich über China nach Japan, über Tibet nach den hochasiatischen Steppen aus. Auf iranischem Culturboden erbaut er seine Denkmäler, und dort wo griechische Macht in die Sphäre indischen Lebens hinübergreift, entzieht selbst die antike Welt sich nicht dem Einflusse des Buddhismus. Zeugniß legt die Schrift „Fragen des Königs Menander an den buddhistischen Mönch" ab. In reichen Denkmälern der Literatur und Kunst scheint sich die sieggewaltig hervorbrechende Macht des Buddhismus verewigt zu haben. Buddha hat unter allen Religionsstiftern Indiens den weittragendsten Erfolg errungen. Eine seltsame culturgeschichtliche Mission ist ihm für weite, im schroffsten Sonderleben getrennte Völkergebiete zugefallen. Nomadisirende Horden und culturell reich entwickelte Stämme einen sich in dem Ideal der buddhistischen Lehre. An dieser Thatsache kann nicht gerüttelt werden, so wahr es andererseits bleibt, daß der Buddhismus jener Länder heute ein ganz verschiedenartiges Gepräge trägt; ja kehrte Buddha aus seinem Nirvāna zurück, so würde er heute wohl schwerlich in seinem mongolischen und tibetanischen, seinem chinesischen und japanischen Porträt die ureigenen Züge wiederfinden. Alte und neue Vorstellungen verschmolzen zu dem eigenartigen Sonderbilde des Buddhismus jener Völker. So fesselt der Buddhismus den forschenden Blick schon in der weitreichenden und tiefeingreifenden Ausbreitung der Lehre. Und das wissenschaftliche Interesse wächst, indem es sich der Persönlichkeit zuwendet, die dem System den auszeichnenden Namen gegeben hat.

In leuchtenden Zügen entwirft die buddhistische Literatur das Bild ihres Stifters, des zum Manne heranreifenden, Reichthum und Ehre preisgebenden Çakyamuni. Eine wahrhaft ideale Gestalt, wenn wir ihren Schilderungen Glauben beimessen dürfen. Sie zeichnet in ihm eine Persönlichkeit von magisch fesselnder Gewalt. Ein bezaubernder Einfluß geht von der Milde und dem Adel seines Wesens aus, „ein Licht, vor dem alles erbleicht, wie die Sterne, wenn die Sonne aufgeht". Im Kreise der Schüler erscheint Buddha als der gefeierte Meister, die Centralsonne, um

die sich fort und fort deren Gedanken bewegen. Die wunderlichsten Erscheinungen begleiten den Lebenslauf, der endlich in den Abgrund des Nirvāna mündet. Es ist ein von schwärmerischer Begeisterung geschaffenes und getragenes Idealgebilde, das die buddhistische Literatur vor Augen stellt, ein Phantasiestück, vor dem der matteste Schimmer geschichtlicher Treue schwindet. Aber es bleibt trotzdem in dieser grotesken Eigenart der religionsgeschichtlichen Forschung in hohem Maße würdig. Der Wissenschaft fällt die Aufgabe zu, das Bild in seinen seltsamen Zügen tiefer zu ergründen und mit verwandten Erscheinungen des indischen Religionslebens zu vergleichen. Selbst im Rahmen der indoarischen Literatur scheint dieses Abbild eines zur verklärenden Würde höchster Beschaulichkeit und Weltverachtung emporhebenden „Menschheitsideals" etwas Neues und Einzigartiges. Oder sucht das „Ideal" sein Vorbild in ältern Vorstellungen? Ist es vielleicht gar das Zerrbild einer vom Glanze epischer Dichtung umwobenen Heldengestalt, die als Mensch und als Gott im Mahābhārata gefeiert wird? Alles Fragen, die eine weite und reiche Perspective in das geistige Leben Indiens eröffnen.

In noch höherem Maße belebt sich das Interesse angesichts der Lehre. In grellem Contraste stehen sich hier die Lehre von Welt und Seele und die Ideale der Sittlichkeit gegenüber.

Die buddhistischen Schriften schildern in Buddha den Propheten der höchsten sittlichen Ideale. An Kraft und Tiefe lasse sich ihnen nichts im weitesten Bereiche der indischen Philosophie vergleichen. Wahrhaft verjüngend habe der „Meister" auf Indiens sittliche Weltanschauung eingewirkt. In dem Adel und der Reinheit seiner Lehre seien der Erkenntniß neue Bahnen erschlossen worden, um zu dem leuchtenden Ideal der Glückseligkeit im Nirvāna emporzuführen. Weder der Materialismus noch der Idealismus konnte den Asceten Gotama befriedigen, jene Gegensätze, die den philosophischen Kämpfen des entstehenden Buddhismus das auszeichnende Gepräge geben. Im Materialismus seiner Zeit wird nur das Idol der Sinne und der Sinnlichkeit gehütet, im Idealismus das Idol des in lebloser Ruhe beharrenden Brahma verehrt. Buddha sträubt sich ebensosehr gegen die schwindelnde Höhe des monistischen Idealismus wie gegen den rohen Materialismus und die Luft der modernden Sinnlichkeit. In dem Ideale der Milde und Menschenfreundlichkeit, der Güte und des Erbarmens gegen alle Wesen, in Liebe und Opfersinn, Entsagung und Weltflucht glaubt er eine Selbstgewißheit des sittlichen Bewußtseins errungen

zu haben, die kein Forschen und Zergliedern religiöser Wahrheiten bieten konnte, einen Urgrund sittlichen Strebens, den auch der stolzeste Triumph der ältern Philosophenschulen nicht zu erschließen vermocht. Buddha begründet die Herrschaft einer autonomen Moral, einer Sittlichkeit, die sich losgelöst von dieser oder jener Weltanschauung. Er stellt eine Erlösung aus den Wogen des Lebens und der Leiden vor Augen, die der Mensch in sich und aus sich finde. Er sucht das erlösende Ziel in der Läuterung des eigenen Selbst von allen Gegensätzen, die des Menschen Innerstes theilen und spalten. Er ringt nach dem höchsten Glück ungehemmten Erkennens und ungetrübten Empfindens, um zuletzt in einen Zustand zu versinken, der jedes Erkennen und Empfinden, alles Lieben und Hassen, Leben und Leiden ausschließt. Der Buddhismus läugnet jede Art von Substantialität und Wesenhaftigkeit. Alles Sein ist Werden und schwankt zwischen Entstehen und Vergehen. Ein Moment des Seins überholt den andern. Was wir Sein und Wesen des Menschen zu nennen pflegen, ist in Wirklichkeit nur eine Kette von Sinneseindrücken, von Einzelmomenten des Bewußtseins, die einander ablösen. Die Seele existirt bloß als ein Compositum von mannigfaltig sich verschlingenden Processen des Werdens und Vergehens. Des Menschen Sein verweht zuletzt in der Oede und Leere des Nichts. Widerspruchsvoller treten sich wohl in keinem System ethische und psychologische Anschauungen gegenüber. Hier will Buddha die edelsten Tugenden pflegen, die des Menschen Wesen adeln und heben; dort löst er das Seelenleben, den Grund in nichts auf, der die Saatkörner seiner Sittenlehre aufnehmen soll, damit sie keimen und blühen und reifen zur reichen Frucht der höchsten Sittlichkeit. Die Gegensätze sind lehrreich.

Der Freund vergleichender Religionskunde hat allen Grund, sich aufs eingehendste mit einem System zu beschäftigen, das groß in der Gefolgschaft, eigenartig in der Persönlichkeit des Stifters und der Lehre entwickelt wurde. Und es kann nur freudig begrüßt werden, daß die Erforschung buddhistischen Wesens und Denkens sich in einer auserlesenen Zahl von Darstellungen immer tiefer und breiter ausgebaut hat. Mit vollem Recht ist der Buddhismus in den Vordergrund religionsgeschichtlicher Untersuchung getreten. Denn solange der weithin reichende Einfluß seiner sittlichen, socialen, künstlerischen Ideale nicht im vollen Umfang erschlossen ist, fehlt der Culturgeschichte der ostasiatischen Völker eines der bedeutendsten Blätter.

Einen leuchtenden Beleg dieser culturgeschichtlich hervorragenden Stellung des Buddhismus bewahrt das Berliner Museum für Völkerkunde in der Fülle von Buddhabildern auf, in denen sich das Ideal des indischen und tibetanischen, des chinesischen und japanischen, des siamesischen und javanischen Buddhismus verkörpert. Wenn sich auch dem Auge des Kunstfreundes nicht die Leistungen einer zur Höhe entfalteten Kunst verrathen, so schimmert doch allenthalben der Versuch durch, in Buddha die majestätische Hoheit auszuprägen, mit welcher Mythus und Legende seine Person umgeben. Die Mönchsgestalt erscheint hier meditirend in sitzender Stellung, die Hände im Schoße flach aufeinander gelegt, dort lehrend und tröstend, die rechte Hand erhoben. Einzelne Figuren fesseln durch die gigantische Größe oder durch das reiche Gold, das über die Sculptur ausgegossen ist. Unter allen Bildern aber ragt eine Gruppe charakteristisch hervor und sticht in auffälligem Gegensatz gegen die des östlichen Asiens ab. Ein künstlerischer Zug verklärt hier das Antlitz und hebt es in eine gewisse Sphäre idealer Schönheit. Unverkennbar schwebte dem Künstler ein Ideal männlicher Hoheit und Würde vor. Woraus erklärt sich dieser kunst- und culturgeschichtliche Gegensatz? Das Räthsel löst sich, sobald wir die Herkunft jener Buddhasculpturen ins Auge fassen. Sie entstammen der gräko-indischen Machtsphäre, dem Bereiche griechischen Kunstschaffens, das auf die westlichen Grenzländer Indiens einen maßgebenden Einfluß gewann. In den Buddhabildnissen kehrt nur der griechische Apollokopf wieder, der von den indischen Künstlern in vielen Exemplaren copirt wurde. Aus der Berührung mit griechischem Kunstleben erwuchs der vollendetere Buddhatypus des westlichen Indiens. In fremden Zügen erscheint also Buddha. Allein wenngleich erst der vermittelnde Einfluß griechischer Pflanzstätten dem Buddhabilde diese künstlerische Schönheit und Weihe verlieh, so offenbart sich doch in dem Widerschein des fremden Kunstideals eine religionsgeschichtlich werthvolle Thatsache. Er zeigt uns die enge Fühlung, die der Buddhismus vor zweitausend Jahren mit der Cultur des Westens gewonnen hat.

Und nun will es scheinen, als dringe auch heute der Buddhismus erobernd in die Cultur des Westens ein, als verleihe ihre Kunst dem Buddhabilde ein neues und strahlendes Colorit. Damals berührte der Buddhismus die Ausläufer abendländischer Cultur am Paropamisus; heute scheint buddhistische Lehre bis in unsere Mitte schöpferisch zu wirken, und der Fortschritt der modernen Zeit zeigt sich in einzelnen Koryphäen seines

Wissens, seiner Kunst empfänglich für den bestechenden Einfluß der buddhistischen Sitte und Sittlichkeit. Aus dem wissenschaftlichen Interesse ist warme Sympathie erwacht, eine Begeisterung, die über die Ziele wissenschaftlicher Untersuchung weit hinausgreift.

Von Indien aus hat sich eine lärmende Verehrung des buddhistischen Weltweisen über Europa nach Amerika fortgepflanzt. In manchen Kreisen klingt die Buddhalegende wie ein fünftes Evangelium. Und zwar sind es gerade die Centren moderner Cultur, in denen der Buddhacultus keimt und blüht. London besitzt eine Gemeinde „frommer" Buddhaverehrer; Paris feiert im Kreise der erlauchtesten Vertreter französischen Geisteslebens buddhistischen Cult. In aller Erinnerung sind die Berichte der öffentlichen Blätter über den seltsamen Buddhacult, dem französische Behörden die Weihegeräthe aus den Museen zur Verfügung stellten. In Berlin regen sich theosophische und ethische Culturströmungen, welche die keimende Saat des Buddhismus fördern. Dort, wo der Pulsschlag modernen Lebens am lautesten schlägt, gibt sich der Enthusiasmus für Buddha am lautesten kund. Man braucht nur, um sich von der überwallenden Verehrung für jenen ostasiatischen Einfuhrartikel zu überzeugen, die vielen populärwissenschaftlichen Schriften zu durchblättern, in denen seit zwei Jahrzehnten dieser Enthusiasmus den Büchermarkt überschwemmt.

Nun ist es ja richtig: „Je mächtiger eine Wissenschaft sich entfaltet, um so volksthümlicher wird sie in ihren Resultaten; sie durchdringt und sättigt die Literatur." Indem sie zur souveränen Selbständigkeit sich innerlich festigt und abgrenzt, strahlt sie ihre Macht auf weiterem Umkreis nach außen aus. Die vergleichende Religionskunde hat sich zu einem selbständigen Wissenszweig fortgebildet, zu einer Wissenschaft, die das kaum übersehbar erweiterte Material nach sichern Normen prüft, läutert, zusammenfügt. Wir freuen uns, wenn die Ergebnisse ernster Forschung auch dem weitesten Kreise der gebildeten Welt zugänglich werden. Ist aber das moderne Buddhabild in dem reichen culturgeschichtlichen Colorit auch echt, ruht es auf wahrhaft geschichtlichem Hintergrund? Oder hat das Bild nicht fremde Züge entlehnt, schimmert es nicht im Zauber falscher Beleuchtung?

Es ist in der That eine seltsame Erscheinung, daß unser Zeitalter, so stolz auf den Fortschritt seines Geisteslebens, die wissenschaftliche Erkenntniß des Buddhismus zur Praxis weiterbildet, um in den buddhistischen Idealen zu pflegen, was es in dem christlichen Sittengesetz zurückweist.

Nur „das noch nicht Dagewesene“ übt seinen bestechenden Reiz auf unsere originalitätssüchtige Zeit aus. Der Neuheit werden Wahrheit und Schönheit zum Opfer gebracht. Die Sonne der „Moderne“ läßt in breiten Fluthen das blendende Licht auf Wissen und Kunst niederströmen. Aber während sie sonst dem Neuesten auf allen Gebieten menschlichen Schaffens zustrebt, eilt sie auf religiösem Gebiete um zweitausend und mehr Jahre zurück, um in dunkler Ferne ein fremdes Ideal der Sitte und Sittlichkeit zu beleuchten. Diese buddhabegeisterte Strömung steht mit den wahren Zielen der vergleichenden Religionskunde nicht mehr in Berührung. Es ist eine aus falscher Quelle entspringende Strömung, die den Buddhismus so machtvoll aus der Tiefe emporgetragen. Wild und weit schreitet sie über den maßvoll einschränkenden Wall echter Wissenschaft hinaus. Die buddhistische Strömung der Gegenwart verläßt den urkundlichen Boden der Thatsache und verfolgt eine einseitige, dem Ideale streng wissenschaftlicher Forschung widerstreitende Richtung. Ich will diesen Satz näher erläutern.

Die vergleichende Religionswissenschaft leitet ihren Ursprung auf die vergleichende Sprachwissenschaft zurück. Der großartige Triumph, der sich in der eben entdeckten Familien- und Stammesverwandtschaft der indo-europäischen Sprachen kundgab, lockte zu Untersuchungen auf verwandten Wissensgebieten. Aus der buntesten und widersprechendsten Vielgestalt der Worte leuchtete ein überraschendes Bild der Familieneinheit. Immer klarer und schärfer trat die tiefe Gesetzmäßigkeit hervor, die eine durch Jahrtausende sich hinziehende Mannigfaltigkeit beherrscht, und so führte die Sprachwissenschaft auf sicherem Pfade die weit zerstreuten, auseinandergerissenen Stämme in die indogermanische Urheimat ihrer Sprache zurück. Wie öde sah es noch vor hundert Jahren um die Erkenntniß dieses Gebietes aus! In den Arbeiten von Coerdoux, Hervas, Adelung dämmerte eben das Frühlicht der vergleichenden Wissenschaft matt auf, und heute, wie leuchtend hebt sich die Einheit von dem dunkeln Untergrund ab! Es ist das Ergebniß der vergleichenden Methode. Da lag es nahe, die Methode auf andere Gebiete zu übertragen, um auch dort ihre Richtigkeit in neuen Entdeckungen zu erproben. Durch nichts konnte sich die aufsteigende Macht der neuen Wissenschaft unbestrittener legitimiren als durch den Ruhm neuer Entdeckungen. Die Denkmäler der Sprache lenkten den Blick auf die Denkmäler der Religion und des Cultus. Die ältesten Urkunden der Sprache sind ja auch die ältesten und ehrwürdigsten Denkmäler des religiösen Be-

wußtseins der Völker. Aber welches Babel religiöser Vorstellungen starrte da dem Blicke des Forschers entgegen, welches Chaos der widersprechendsten Gestalten! Und doch auch in dem verwirrenden Dunkel schimmerten gemeinsame Züge hindurch, Erscheinungen, die sich in festen Linien selbst über den Kreis stammesverwandter Völker hinauszogen. Warum sollte es nicht gelingen, zu einem Urgrund dieser Fülle und Mannigfaltigkeit vorzudringen? Hinter den an und für sich berechtigten Bestrebungen der vergleichenden Religionskunde lauerte indessen der trügerische Gedanke einer Weltreligion, einer Idealreligion, welche alle Wahrheit und Schönheit des in tausend Strahlen sich spaltenden religiösen Bewußtseins der Menschheit zu einem Bilde vereinen sollte. Im Aufbau der Wissenschaft der Religion erstrebte diese neue Richtung den Aufbau der Religion selbst. So wurde die wahrhaft wissenschaftliche Bedeutung der vergleichenden Religionskunde in die einseitigste Tendenz verkehrt. Die ernste Wissenschaft sträubt sich dagegen; denn nur wo die vergleichende Untersuchung im Geiste strenger historischer Forschung aufgenommen wird, gründet sie in fester Basis. Hier aber ordnet sich die vergleichende Religionskunde dem täuschenden Idol einer Weltreligion unter, die aus tausend Fragmenten zusammengeflickt wird. Man denkt sich die Sache so: Jede Religion bietet Wahrheit, aber nur ein Bruchstück der Wahrheit; sie bleibt fragmentarisch in den auf Gott und Sittlichkeit sich beziehenden Vorstellungen. Wie die Sprachen der verschiedenen, einer Familie zugehörigen Völker hier diese, dort jene Seite des Sprachlebens hervorkehren, so entfalten die Religionen bald diese, bald jene Seite des religiösen Bewußtseins der Menschheit. Alle Religionen sind in dieser Beziehung gleich. Es gilt, die Fragmente zu sammeln und zu einem Gesamtbilde zu fügen. Das Christenthum aber verliert so seine ausnehmende Stellung. In seinen Denkmälern ruht nur ein Theil des von der Menschheit zu hebenden Schatzes der Wahrheit. Der christlichen Religion treten parallel andere Religionen zur Seite. Alle überstrahlt nun der Buddhismus in seinem Ideal edelster Humanität. In ihm entdeckt die Tendenzdichtung ein kostbares Fragment des sittlichen und religiösen Bewußtseins, Perlen der Wahrheit und der edelsten Tugenden. Ihr verdankt der Buddhismus die überragende Stellung, die er im Kreise der religiösen Systeme heute beansprucht. Diese falsche Strömung hat den Buddhismus aus dem festen Rahmen der Wissenschaft herausgehoben. Das Bild Buddhas ist in eine Beleuchtung gestellt, die aus fremder und falscher Quelle strömt, aus dem trügerischen Idol der zu erbauenden Weltreligion.

Oder ist es ernste Wissenschaft, wenn die abenteuerlichsten Vermuthungen für geschichtliche Forschung ausgegeben werden, um dem Buddhismus den Ruhm einer erhabenen und bahnbrechenden Sittenlehre zu geben? Niemand bestreitet, daß die buddhistischen Schriften manche schöne Wahrheit aussprechen. Ich will einmal auch die Hoheit des Humanitätsbildes zugestehen, wie es sich dem Buddhafreund in den Zügen des Friedens und der Versöhnung, der Milde und Menschenliebe, des Wohlthuns und Verzeihens, der Weltverachtung und Weltflucht vor Augen stellt. Aber kann der Buddhismus nur eine Idee aufweisen, welche das Christenthum nicht zu vollerer Klarheit, zu höherer Schönheit und Reinheit entfaltet hätte? Nenne man uns eine einzige sittliche Vorstellung, welche von der christlichen Sittenlehre nicht tiefer erfaßt und begründet worden wäre. Im Buddhismus entdeckt das Jahrhundert der „Erfindungen" Ideale, welche die christliche Welt seit achtzehnhundert Jahren in leuchtenden Vorbildern lebenskräftig vor Augen sah. Was kann der Buddhismus der Gluth christlicher Liebe und Opferfreudigkeit, der Blüthe jungfräulicher Reinheit und Schönheit, dem Glanze christlichen Wissens an die Seite stellen? Aber wir nehmen die auffallende Thatsache wahr, daß dieselben Ideale, welche im Rahmen des Christenthums ohne Beachtung bleiben, im Rahmen der buddhistischen Weltanschauung zur übertriebenen Bewunderung hinreißen: höchste Entfaltung der Sittlichkeit und Tugend, der Gerechtigkeit und des Friedens, Blüthe alles dessen, was den Menschen sittlich hebt und verklärt. Diese Bewunderung führt dann dahin, das Bild des Evangeliums unter dem gestaltenden Einfluß buddhistischer Legenden und Mythen entstehen zu lassen!

Daß hier das hohe Ziel der echten vergleichenden Wissenschaft zu einem Zerrbild verkehrt ist, tritt am deutlichsten in jenen vergleichenden Parallelen hervor, die zwischen Buddha und Christus gezogen werden. Die Parallelen, in denen Seydel[1] das Leben Christi und Buddhas vergleichend erläutert, bezeichnen den Höhepunkt frivoler Willkür. Was ließe sich nicht alles mit Hilfe solcher in den allgemeinsten Zügen übereinstimmenden Aehnlichkeiten „wissenschaftlich" beweisen! Seydels Parallelen sind die Caricatur einer vergleichenden Methode, ein Hohn auf die Errungenschaften der historischen Wissenschaft. Ich kann mich auf das Zeugniß eines unserer

---

[1] Das Evangelium Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre. Leipzig 1882.

hervorragendsten Kenner der indischen Alterthumskunde berufen. Windisch[1] sieht in diesen Gegenüberstellungen nur ein kritikloses Haschen nach Aehnlichkeiten, und es verräth die ganze Ohnmacht jener Abart der echten vergleichenden Wissenschaft, wenn sie Parallelen aufstellt zwischen der Genealogie Christi und den wildphantastischen Vorgeburten Buddhas, der jungfräulichen Empfängniß Christi und dem Elefanten der buddhistischen Erzählung, zwischen der Verkündigung durch den Engel und der albernen Traumauslegung der Brahmanen, zwischen Herodes und König Bimbisâra, zwischen Simeon und Asita. Bethlehem hat sein Urbild in Kapilavastu, der Geburtsstätte Buddhas, Beschneidung und Namengebung das Vorbild in der indischen Ceremonie. Die Namengebung ist nämlich nach Seydels Entdeckung kein jüdischer Ritus. Es gibt kaum einen Zug im Leben Christi, für den jener Schriftsteller nicht die vorbildende Darstellung in der Buddhalegende entdeckt hätte, selbst für die Taufe im Jordan im Nairanjana-Bad, für den Einzug in Jerusalem im Besuche der Hauptstadt. Auch das Pfingstwunder ist schon vorgedeutet. Da soll das „Erdbeben beim Tode Jesu" aus der buddhistischen Literatur in die Erzählung des Evangeliums gedrungen sein. Aber „die Berichte über den Tod Jesu und über den Tod Buddhas sind in der Hauptsache so verschieden, daß ich einer gewissen Uebereinstimmung in den begleitenden Wundererscheinungen keine tiefergehende Bedeutung beimessen kann. Das Erdbeben der Erde als ein portentum ist nicht auf Indien beschränkt. Warum soll es von da entlehnt sein? Was deutet auf eine Entlehnung hin? Schon in der Ilias XX, 56 ff. sind Donner und Erdbeben in dieser Weise miteinander verbunden. Der donnernde Gott ist Zeus, aber das Erdbeben erregt Poseidon"[2]. Wenn zwei Erzählungen vielleicht „eine gewisse Aehnlichkeit" besitzen, so sind es die der Versuchung Christi durch Satan und diejenige Buddhas durch Mâra, den Tod. Allein trotz der „merkwürdigen Aehnlichkeiten" sind die Darstellungen, wie Windisch[3] bemerkt, mit soviel Verschiedenheiten gemischt, daß eine Abhängigkeit von der buddhistischen Mâralegende auf keinen Fall erwiesen ist. „Die Antworten, die Jesus gibt, enthalten eine *andere* Lehre als Buddhas Lehre. Auf keinen Fall ist der Jesus der Versuchungsgeschichte eine Widerspiegelung Buddhas." Seydels vergleichende Untersuchung verläßt den *geschichtlich beglaubigten* Boden

[1] *Windisch*, Mâra und Buddha (Leipzig 1895) S. 216.
[2] Ebd. S. 60. 61.
[3] Ebd. S. 218.

der Thatsache. Sie legt jede Scheu vor den einfachsten Forderungen historischer Kritik ab. Oder fordert die geschichtliche Untersuchung nicht, daß wir die Erzählung des Evangeliums zunächst im Zeitbilde der Ereignisse, der Anschauungen, der Sitten des Volkes Israel ergründen? Das Lebensbild Christi leuchtet in der schlichtesten Einfachheit. Selbst die erhabensten Ereignisse und Thaten sind eines jeden äußern Schmuckes entkleidet. Aber um so tiefer ruht das äußere Bild mit jedem Zug auf dem geschichtlichen Boden des israelitischen Volksthums, auf dem festen Grunde von Thatsachen, Sitten, Vorstellungen, aus denen sich das politische und culturgeschichtliche Bild des Zeitalters Christi zusammenwebt. Daß jede Linie, jeder Zug des Lebens Christi in der anspruchslosen Einfachheit aufs engste mit dem Glauben und den Sitten des Volkes sowohl als mit der zeitgenössischen Geschichte Palästinas verwachsen ist, scheint Forschern wie Seydel ganz zu entgehen oder der Beachtung kaum werth zu sein. Das Bild Christi wächst in seinem äußern Gepräge aus den innersten und eigenartigsten Grundzügen des jüdischen Volkslebens heraus. Es bekundet überall die Frische und Unmittelbarkeit dieses Ursprungs. Nur in der vielhundertjährigen Vorgeschichte des Volkes Israel, in der Sehnsucht nach dem Erlöser, in seinen prophetischen Schriften wird die Person des Erlösers auch geschichtlich verständlich. Auf diese Vorgeschichte und die weit zurückreichende Ueberlieferung des Volkes Israel weist der Historiograph des Lebens Christi auf jedem Blatte seiner Darstellung hin. Er ist mit der Blüthe und dem Niedergang dieses Volkes aufs innigste vertraut; die prophetischen und typischen Bilder schweben ihm stets vor; durch sie allein verklärt er die schlichte Hoheit der Wirklichkeit, die er im Leben Jesu vor Augen stellt. Nirgends auch nur eine matte Spur, die auf den Einfluß indischen Lebens und Webens hinwiese. So leichtfertig setzt sich diese pseudovergleichende Untersuchung über die Thatsachen hinweg.

(Schluß folgt.)

Jos. Dahlmann S. J.

Der Triumph der Kälte.

Der Forschungseifer unseres Jahrhunderts läßt sich hinter keine festen Schranken mehr bannen. Nach allen Seiten hin schiebt er die Grenzen seines Gebietes im Sturmschritt weiter und weiter hinaus. — Vor wenigen Jahren noch galten im Gebiete der Elektricität Wechselströme mit einigen Hundert Stromperioden als ein Ereigniß, da kam Professor Hertz und lehrte uns mit Wechselströmen arbeiten, welche ihre Wechsel nach hundert Millionen in der Sekunde zählen. — Kaum hatte Hertz mit seinen elektrischen Strahlen ein ganz neues Gebiet von Aetherwellen eröffnet und kurz darauf sein Assistent Lenard, jetzt Professor in Heidelberg, die Kathodenstrahlen uns genauer kennen gelehrt, da überraschten uns Schlag auf Schlag Professor Röntgen mit neuen „X-Strahlen“, Henry und Becquerel mit „Phosphorescenzstrahlen“, Hoffmann mit „Entladungsstrahlen“, Le Bon mit „schwarzem Licht“, Muraoko vom fernen Japan her mit „Johanniskäferlicht“, und zu allerletzt Marconi mit seinen alles durchdringenden elektrischen Wellen. — Um den äußersten erreichbaren Hitzgrad zu bezeichnen, pflegte man bis vor kurzem immer auf den Schmelzpunkt des Platins und des Quarzes hinzuweisen. Professor Victor Meyer baut jetzt aber Oefen, in welchen das widerstandsfähigere Platin-Iridium schmilzt, in denen Platin, Porzellan, die feuerfestesten Chamottesteine wie Wasser aus dem Feuerraum herausrinnen. Sein Ziel, die Elementarstoffe durch immer höher gesteigerte Hitze in einfachere Stoffe zu zerlegen, konnte er nur darum nicht weiter verfolgen, weil er noch kein Material zu Gefäßen ausfindig machen konnte, das der von ihm herstellbaren Hitze zu widerstehen vermochte. — Auch an Arbeiten nach der entgegengesetzten Seite hin, nämlich die Grenzmarken des zur Forschung verfügbaren Wärmegebietes nach unten weiter hinabzurücken, hat es nicht gefehlt. Professor K. Olszewski in Krakau, einer der Hauptpioniere im Kälterevier, erreichte letztes Jahr eine Temperaturerniedrigung bis hinab zu —264°, also bis zu einem Punkte, welcher nur mehr um 9° von dem absoluten Nullpunkt der Temperatur absteht. Dieser wird ja bekanntlich von den Physikern 273° unter den Eispunkt unserer Thermometer verlegt.

Da mit Lindes Maschine zur Verflüssigung der Luft die Kältetechnik seit einem Jahre in ein ganz neues Stadium eingetreten ist, so dürfte es

nicht unpassend erscheinen, die Bestrebungen zur künstlichen Kälteerzeugung sowie die dabei gemachten Errungenschaften Revue passiren zu lassen. Nachdem wir kurz die Hauptetappen der Forschung in früherer Zeit werden angegeben haben, sollen die neuern Arbeiten etwas ausführlicher dargelegt und die dabei bereits erzielten und in Zukunft noch zu erhoffenden Vortheile aufgezählt werden.

Das Bedürfniß, große Kältegrade künstlich hervorzubringen, tritt lange nicht so häufig, so allgemein und so gebieterisch an den Menschen heran, als dasjenige, die Hitze weit über das gewöhnliche Maß hinaufzutreiben. Darum geschah denn auch früher sehr wenig, die Mittel zur Temperaturerniedrigung weiter auszubilden und zu vermehren. Das Kapitel über Kältemischungen zählte allerdings schon in den ältesten Physikbüchern zu den bevorzugten Gegenständen. Man verfolgte aber mit solchen Mischungen kein bestimmtes praktisches oder wissenschaftliches Ziel. Sie hatten vielmehr nur den Charakter einer Spielerei, und so kam man über ein planloses Probiren beim Mischen von Schnee mit Salzen oder beim Auflösen von Salzen in Wasser lange Zeit nicht hinaus. Boyle legte sich zum erstenmal um die Mitte des 17. Jahrhunderts ernsthaft die Frage vor, weshalb denn eigentlich in solchen Mischungen Kälte entstehe. Zahlreiche Versuche führten ihn dann zu der Erkenntniß, „daß alle Salze, wenn sie mit Eis oder Schnee Kälte erzeugen, sich dabei immer verflüssigen“. Eingehend und erfolgreich wurde jedoch diese Frage nicht vor der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, in den sechziger und siebziger Jahren, studirt, als man anfing, die sogen. „Lösungswärme“ genau zu messen, ihre Gesetze zu ermitteln und eine befriedigende Theorie über dieselbe aufzustellen. Dabei ergab sich denn auch, daß der Weg zur künstlichen Kälteerzeugung durch Auflösen starrer Substanzen nicht der beste sei. Man erkannte, daß man dieses Ziel schneller und vortheilhafter erreiche durch das Verdunsten von Flüssigkeiten. Denn diese entziehen ihrer Umgebung, wenn sie verdampfen, beträchtlich mehr Wärme als die starren Stoffe, wenn sie sich verflüssigen. In der That kam die Kältetechnik nicht recht voran, solange und soweit sie auf dem Lösungswege verblieb. Kleinere, für den Küchen- und Hausbedarf brauchbare Eismaschinen waren ihr ganzer Erfolg. Wenn auch die eine oder andere größere Eismaschine nach diesem Principe gebaut wurde, so konnten diese doch nicht mit den später eingeführten Verdampfungsmaschinen den Wettkampf aufnehmen.

Am Anfang unseres Jahrhunderts machte sich allmählich in der Industrie und Technik das Verlangen geltend, beständig über größere Vorräthe von Eis verfügen zu können. Dieser Umstand drängte dazu, die Versuche zur Kälteerzeugung mit größerem Eifer als bisher zu betreiben. 1824 schrieb zudem die Société d'encouragement einen Preis aus für ein brauchbares Verfahren, Eis aufzubewahren oder billig herzustellen. Noch in dem gleichen Jahre brachte Vallance die künstliche Kälteerzeugung in ein neues Geleise, indem er die ersten Versuche machte, durch Verdunstung von Flüssigkeiten Eis in größerer Menge technisch zu bereiten. Das Princip selbst war keineswegs neu. Denn in Indien war man schon lange gewohnt, Eis dadurch zu gewinnen, daß man flache Schalen mit Wasser auf Stroh legte und in trockenen Nächten der Verdunstung aussetzte. Auch Leslie hatte 1810 schon Eis erzeugt, indem er Wasser über concentrirter Schwefelsäure unter dem Recipienten der Luftpumpe rasch verdampfte. Es dauerte übrigens noch bis 1857, ehe es Harrison in Neu-Holland gelang, die erste existenz- und entwicklungsfähige Verdampfungsmaschine zur Eisbereitung zu construiren. Sie benutzte die Verdunstung des Schwefeläthers zur Kühlung und hat sich in der verbesserten Form, welche ihr Liebe 1862 gegeben, lange Zeit in der Kältetechnik erhalten. Zu mehr Ansehen und größerer Verbreitung gelangten indessen die Ammoniak-Maschinen von Carré, welche seit 1866 in so vortheilhafter Einrichtung sich darstellten, daß sie schnell alle andern Eismaschinen in den Hintergrund drängten. Die kleinen Maschinen, die nur 1—3 kg Eis auf einmal zu bereiten gestatten, findet man in jedem Physikbuche beschrieben. Die größern, welche für den Fabrikbetrieb bestimmt sind, arbeiten continuirlich und liefern im Tage gegen 480000 kg Eis. In ihnen wird zunächst aus wässerigen Ammoniaklösungen das Ammoniakgas durch Erwärmen ausgetrieben und in einen andern Behälter hineingepreßt, wo es sich durch den Druck, welchen es auf sich selbst ausübt, zur Flüssigkeit verdichtet. Durch Pumpenwirkung wird dann das flüssige Ammoniak zum Verdunsten gebracht und dabei die Temperatur weit unter Null gesenkt.

In einer zweiten Art von Eismaschinen verwerthete Carré die Erfahrung des Leslieschen Versuches. Er pumpt die Luft aus einem halb mit concentrirter Schwefelsäure gefüllten Kessel weg und bringt dann mit dem luftverdünnten Raum das Innere eines geschlossenen Wasserbehälters in Verbindung. Unter diesen Umständen verdunstet das Wasser in letzterem

sehr energisch und anhaltend, weil die entbundenen Wasserdämpfe von der Schwefelsäure verschluckt werden, und kühlt sich so stark ab, daß $^5/_6$ seiner Menge zu Eis erstarren.

Raoul Pictet in Genf ersetzte in seiner Eismaschine das Ammoniak durch die flüssige schweflige Säure. Das war nun freilich keine vortheilhafte Aenderung. Weil nämlich flüssige schweflige Säure schon bei —10°, flüssiges Ammoniak aber erst gegen —37° siedet, so war er gezwungen, größere Mengen von Flüssigkeit in Circulation zu bringen und mit umfangreichern Apparaten zu arbeiten. Nachher suchte er diesen Uebelstand dadurch zu beseitigen, daß er der schwefligen Säure 3% Kohlensäure zusetzte.

Seitdem man das Kohlensäuregas in großem Maßstabe verflüssigt, lag es nahe, die flüssige Kohlensäure, deren Siedepunkt bei —78° liegt, als Abkühlungsmittel in die Kältetechnik einzuführen. Sie gestattet zudem, die Eismaschinen einfacher und kleiner zu gestalten. Freilich bedingt ihre Verwendung aber auch größere Druckkräfte, und es verlangen deshalb die Kohlensäuremaschinen genauere Arbeit und solidern Bau. Die Pumpen, welche den Flüssigkeitsdampf von der einen Seite her absaugen und auf der andern Seite wieder zur Flüssigkeit zusammendrücken, müssen nämlich auf der Saugseite mit 20 bis 30 Atmosphären, auf der Druckseite mit 60 bis 80 Atmosphären arbeiten. Die Kohlensäure-Eismaschinen von Vaaß und Littmann haben indessen den thatsächlichen Beweis zur Genüge erbracht, daß dieser Umstand der heutigen Maschinentechnik keine ernstliche Schwierigkeit bereitet.

Neben der Lösung von Salzen und der Verdunstung von Flüssigkeiten hat noch ein drittes Princip zur Kälteerzeugung im großen sich allmählich Eingang verschafft, wir meinen die *plötzliche Entspannung zusammengedrückter Gase*. Ein Stoff, welcher in vollkommenem Gaszustande sich befindet, kann bei seiner Entspannung, wenn er dabei keine Wärme nach außen abgibt, seine Temperatur nicht ändern. So lehrt die mechanische Wärmetheorie. Weil nun keines unserer Gase diesen ideal vollkommenen Zustand erreicht, in welchem die Wirkung der Cohäsionskräfte Null geworden ist, so leisten diese Gase bei der Entspannung immer etwas Arbeit gegen die innern Molekularkräfte, verbrauchen dabei etwas von ihrer Wärmeenergie und kühlen sich ab. Der Betrag dieser Temperatursenkung ist im allgemeinen gering, und zwar um so geringer, je mehr sich ein Gas dem idealen Gaszustande nähert. Er ist darum am geringsten beim Wasserstoff. Die Abkühlung ist außerdem proportional dem Druck-

unterschiede des Gases vor und nach seiner Entspannung, und steigt bei demselben Druckunterschiede um so mehr, je tiefer die Temperatur liegt, bei welcher die Entspannung vorgenommen wird. Ohne indessen diesen theoretischen Zusammenhang zu kennen, hatte Garrie in New Orleans 1845 zuerst auf die Expansion der zusammengedrückten Luft hingewiesen als ein sehr einfaches Mittel zur Kälteerzeugung behufs der Eisbereitung. Smyth verwirklichte etwas später diese Idee durch den Bau einer Luftcompressionsmaschine. Nach 1863 wurde diese von Kirk und Armengaud verbessert und 1869 durch Windhausen zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Das Wesentliche dieser dritten Art von Kältemaschinen besteht in folgendem. Gewöhnliche Luft wird unter dem Antrieb einer Dampfmaschine oder eines Gasmotors in dem Cylinder einer Luftpumpe auf einen kleinen Raum zusammengedrückt und durch Kühlwasser abgekühlt, um ihr die bei der Compression erzeugte höhere Temperatur wieder zu benehmen. Dann läßt man sie in weite Röhren einströmen und sich entspannen. Dabei kühlt sie sich unter 0^{0} ab und entzieht ihrer Umgebung Wärme. Diese Luftcompressionsmaschinen arbeiten etwas theuerer als die Verdunstungsmaschinen, wenn sie zur Eisbereitung verwendet werden. Dagegen sind sie am vortheilhaftesten dort, wo es sich darum handelt, große Räume beständig zu kühlen.

Die eben geschilderten Einrichtungen hatten nur praktische Ziele im Auge, und zwar in erster Linie die künstliche Darstellung von Eis. Nebenher liefen fortwährend auch solche Bestrebungen zur Kälteerzeugung für wissenschaftliche Zwecke. Unter diesen steht die Verflüssigung der Gase obenan. Seit Anfang unseres Jahrhunderts wußte man, daß Druck und Kälte hierzu die rechten Mittel sind. 1822 hatte Faraday das Chlorgas zum erstenmal verflüssigt, indem er in einem Schenkel einer ∩-förmigen, an beiden Enden zugeschmolzenen Glasröhre Chlorhydrat schwach erwärmte, den andern Schenkel aber in eine Kältemischung eintauchte. Das auf der einen Seite durch die Wärme ausgetriebene Chlorgas wurde auf der andern Seite durch seinen eigenen Druck bei der niedrigen Temperatur tropfbar flüssig gemacht. Kurz danach verflüssigte er nach derselben Methode zum erstenmal noch eine Reihe von Gasen: Ammoniak, Cyan, schweflige Säure, Schwefelwasserstoff, Salzsäure, Kohlensäure. 1835 begann dann Thilorier sich damit abzugeben, die Kohlensäure in größerem Maßstabe zu verflüssigen. Er vollzog die Operation nach der Methode Faradays in gußeisernen großen Behältern und überraschte die Welt weniger durch die be-

deutenden Mengen von Kohlensäureflüssigkeit, die er ihr anbot, als durch die Gewinnung von starrer Kohlensäure in der Form von Schnee sowie durch die ungeahnten Kältegrade, welche er mittelst dieses Schnees zu erhalten vermochte, zumal wenn er ihn mit Schwefeläther zu einem Brei vermengte. Mit Erstaunen sah nämlich Thilorier, wie die flüssige Kohlensäure, in ein offenes Gefäß gegossen, ganz von selbst zum Theil in eine weiße, lockere Masse sich verwandelte, die von dem flüssig gebliebenen Theile leicht sich scheiden ließ. Vom Drucke, unter dem die flüssige Säure vorher im Verdichtungsgefäße gestanden, plötzlich befreit, fängt sie an rasch zu verdampfen und kühlt sich dabei rasch auf —58 ^{0}, den Erstarrungspunkt der Kohlensäure, ab.

Leider bewiesen diese Versuche aber auch, daß es gefährlich ist, bei so hohen Drucken, wie sie zu denselben nöthig sind, mit gußeisernen Gefäßen zu arbeiten. Es ereigneten sich wiederholt Explosionen. Bei einer Verdichtungsoperation wurde der gußeiserne Cylinder, in dem sich die Kohlensäure befand, durch den Druck des Dampfes mit furchtbarer Gewalt zersprengt und ein junger Chemiker Namens Osmin Hervey von einem der Stücke getödtet. Waren solche Vorkommnisse einerseits sehr geeignet, von ihrer Fortsetzung abzuschrecken, so waren andererseits die interessanten Ergebnisse doch wieder so verlockend, daß sie noch mächtiger zum Vorangehen auf der betretenen Bahn antrieben. Während Hare, Mareska und Donny das Verfahren von Thilorier beibehielten und nur darauf bedacht waren, den Apparat explosionssicherer zu gestalten, verfiel Natterer auf die Idee eines neuen Verflüssigungsverfahrens. Er trennte zunächst die beiden Operationen, die man seit Faraday in einem Apparate vorgenommen hatte, nämlich die Entwicklung des Kohlensäuregases aus einem kohlensauren Salze durch eine Säure und die Verflüssigung des Gases, gänzlich voneinander. Die letztere bewirkte er mittelst eines kräftigen Pumpenwerkes in einer sinnreich construirten schmiedeeisernen Flasche, die sich bequem und ganz gefahrlos behandeln ließ.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen in tiefen Kälteregionen erhielten durch die flüssige und die feste Kohlensäure neue Nahrung. Sie führten zunächst zu neuen überraschenden Erfahrungen. In einer Mischung aus Kohlensäureschnee und Schwefeläther, in der man eine Kälte von —78 ^{0} geraume Zeit festhalten konnte, sah man Quecksilber sofort so hart werden, daß es sich hämmern ließ. Faraday brachte sogar Quecksilber in einem glühenden Platintiegel zum Gefrieren. Aus der Aetherflamme, welche hoch

aus dem glühenden, mit Kohlensäure und Aether beschickten Platintiegel aufloderte, holte er zum Erstaunen aller Zuschauer mit der Zange einen kleinern Tiegel voll gefrornen Quecksilbers heraus. Als derselbe Forscher eine Glasröhre mit flüssiger Kohlensäure in besagte Mischung einsenkte, sah er einen Theil der Flüssigkeit sich in eine starre, durchsichtige, eisartige Masse verwandeln, die in der Röhre zu Boden sank. Diese auffallende Erscheinung, daß flüssige Kohlensäure durch die schneeige zum Gefrieren gebracht werden kann, erklärt sich einfach dadurch, daß die schneeige Kohlensäure, wenn sie mit Aether gemischt wird, von ihrer Erstarrungstemperatur —58° auf ihren Siedepunkt hinabsinkt, der ausnahmsweise nicht höher, sondern um 20° tiefer liegt.

Mit verdoppeltem Eifer wandte man sich jetzt auch wieder der Verflüssigung jener Gase zu, welche bisher dem Druck und der Kälte widerstanden hatten. 1845 nahm Faraday seine abgebrochenen Verdichtungsversuche neuerdings auf. Er arbeitete jetzt mit Kohlensäureschnee und Druckpumpe. Rasch hintereinander verflüssigte er Stickoxydul, Aethylen, Arsen-, Brom-, Jodwasserstoff und Fluorbor. Auch Natterer bereitete in seinem Apparate größere Mengen von flüssigem Stickoxydul. Als er diese Flüssigkeit mit Schwefelkohlenstoff vermengt unter der Luftpumpe rasch verdampfte, gelang es ihm, die Temperatur auf —140° herabzudrücken, damals eine erstaunlich große Kälte. Das Stickoxydul selbst zeigt im flüssigen Zustande eine Temperatur von —80° und beharrt an der Luft oder in einer Flasche ziemlich lange in dieser Aggregatform. Wasser- oder Quecksilbertropfen, die man darauf fallen läßt, werden augenblicklich steinhart. Eine glühende Kohle aber verbrennt in Berührung mit demselben mit großem Glanze und veranlaßt so einen höchst seltsamen Contrast: eine Hitze von mehr als 2000° unmittelbar neben einer Kälte von —80°! An sechs Gasen: Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Stickoxyd, Kohlenoxyd, Sumpfgas, scheiterten auch jetzt noch alle Anstrengungen zu ihrer Verdichtung von seiten Faradays sowohl als anderer Experimentatoren, und doch war Natterer zuletzt (1852) bis zu Drucken von 3600 Atmosphären hinaufgegangen. Diese sechs Gase bildeten hiernach eine Zeitlang eine besondere Gasgruppe, die der „permanenten" Gase. Der scharfblickende Faraday hatte übrigens schon 1845 seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, der Mißerfolg bei ihrer Verdichtung komme nur daher, „weil die Temperatur bei ihrer Verflüssigung immer noch zu hoch gewesen sei".

Zu Anfang der sechziger Jahre griff Andrews auf Versuche zurück, welche der Baron Cagniard de la Tour im Jahre 1822 angestellt hatte und deren Bedeutung man nicht so, wie sie es verdienten, gewürdigt hatte. Letzterer Forscher hatte nämlich Schwefeläther, Petroleumäther, Alkohol und Wasser der Reihe nach in zugeschmolzenen Glasröhren stark erhitzt und dabei beobachtet, wie diese Flüssigkeiten, ungeachtet des großen, auf ihnen lastenden Druckes, vollständig in Dampf sich verwandelten und eine Dichte annahmen, welche nur sehr wenig von derjenigen der Flüssigkeit selbst bei dieser Temperatur sich unterscheiden konnte. Hieraus hatte er den Schluß gezogen: Für jede Flüssigkeit muß es einen Wärmegrad geben, über den hinaus sie in flüssiger Form nicht mehr bestehen kann. Andrews kehrte nun das Experiment um. Er verdichtete wiederholt das Kohlensäuregas zur Flüssigkeit durch Drucksteigerung bei immer höhern Temperaturen und fand dabei, daß in der That der Unterschied zwischen gasförmiger und flüssiger Kohlensäure in höherer Temperatur sich mehr und mehr verwische und schließlich ganz verschwinde. Die Trennungsfläche zwischen Gas und Flüssigkeit wurde über dem Sättigungsdrucke immer weniger deutlich wahrnehmbar; sie verlor ihre concave Krümmung und stellte sich bei Temperaturen über 30,9° überhaupt nicht mehr ein, wiewohl er den Druck von 300 bis auf 400 Atmosphären hinaufgetrieben hatte. Mit dem Gas der salpetrigen Säure erhielt er dieselben Erscheinungen. Fortgesetztes Studium führte ihn dann zur Erkenntniß des „kritischen Zustandes“ der Gase und Dämpfe.

Für jedes Gas und jeden Dampf, so fand er, gibt es einen Temperaturpunkt, über welchem es unmöglich ist, das Gas oder den Dampf durch Druck allein in wahrnehmbarer Weise zu verflüssigen, weil dann mit der Drucksteigerung ihre Dichte ganz continuirlich zunimmt, ohne daß ein ruckweiser Wechsel des Aggregatzustandes mehr stattfindet. Für die Kohlensäure liegt dieser Temperaturpunkt bei 30,9°, für Aethylen bei 9,2°, für Schwefelätherdampf bei 190°, für Alkoholdampf bei 234°, für Wasserdampf bei 365°. Ueber einer Temperatur von 365° kann also kein flüssiges Wasser mehr existiren. Diesen Temperaturpunkt, der die Grenze des flüssigen Zustandes angibt, nennt man die „kritische Temperatur“. Wenn man gerade bei derselben den Druck auf ein Gas, sagen wir auf Kohlensäuregas, stetig vermehrt, so gelangt man zu einer Druckgröße, dem sogen. „kritischen Druck“, bei welchem das Kohlensäuregas genau diejenige Dichte annimmt, welche auch der flüssigen

Kohlensäure bei dieser Temperatur zukommt. In diesem Momente nimmt also das Gas den Zustand der flüssigen Kohlensäure an, ohne daß man es flüssig werden sehen kann. Dieser Zustand, in dem es sich gerade dann befindet, ist der kritische Zustand. Die Beschreibung eines Schulversuches, welcher zur Erläuterung dieses eigenthümlichen Verhältnisses sehr geeignet ist, dürfte auch dem bessern Verständniß des eben Gesagten nachhelfen. In der an beiden Enden zugeschmolzenen Glasröhre, welche in der untenstehenden Figur abgebildet ist, befindet sich im Theile a flüssige Kohlensäure, darüber im Theile b gasförmige Kohlensäure. Umfaßt man das untere Ende mit der warmen Hand, so steigt die Temperatur des Rohrinhaltes langsam auf 30,9 °. Unterdessen sieht man den Flüssigkeitsspiegel sehr merklich in die Höhe rücken, die gewölbte Grenzfläche zwischen beiden Zustandsformen ganz eben und undeutlich werden und schließlich verschwinden, lange bevor sie das obere Ende der Röhre erreicht hat. Während der Erwärmung dehnt sich die Flüssigkeit nicht bloß ungewöhnlich stark aus, sondern sie gibt auch viel Dampf aus in den obern Raum. Hier wird der Dampf immer mehr verdichtet, unten die Flüssigkeit weiter und weiter verdünnt. In dem Augenblicke, wo die Grenze zwischen Flüssigkeit und Dampf verschwindet, sind beide gleich dicht geworden, und es befinden sich in der Flüssigkeit und in dem Dampfe gleich viele Kohlensäure-Molekeln in der Volumeneinheit. — Läßt man die Röhre sich wieder abkühlen, so erscheint auf einmal mitten in der Röhre eine Trennungsschicht zwischen zwei verschiedenen Massen, erst undeutlich, dann in scharfer Contur; die untere Masse ist jetzt dichter als die obere und läßt ebendeshalb das Licht in anderer Weise durchgehen. Die Flüssigkeit sinkt und nimmt einen gewölbten Spiegel an.

b

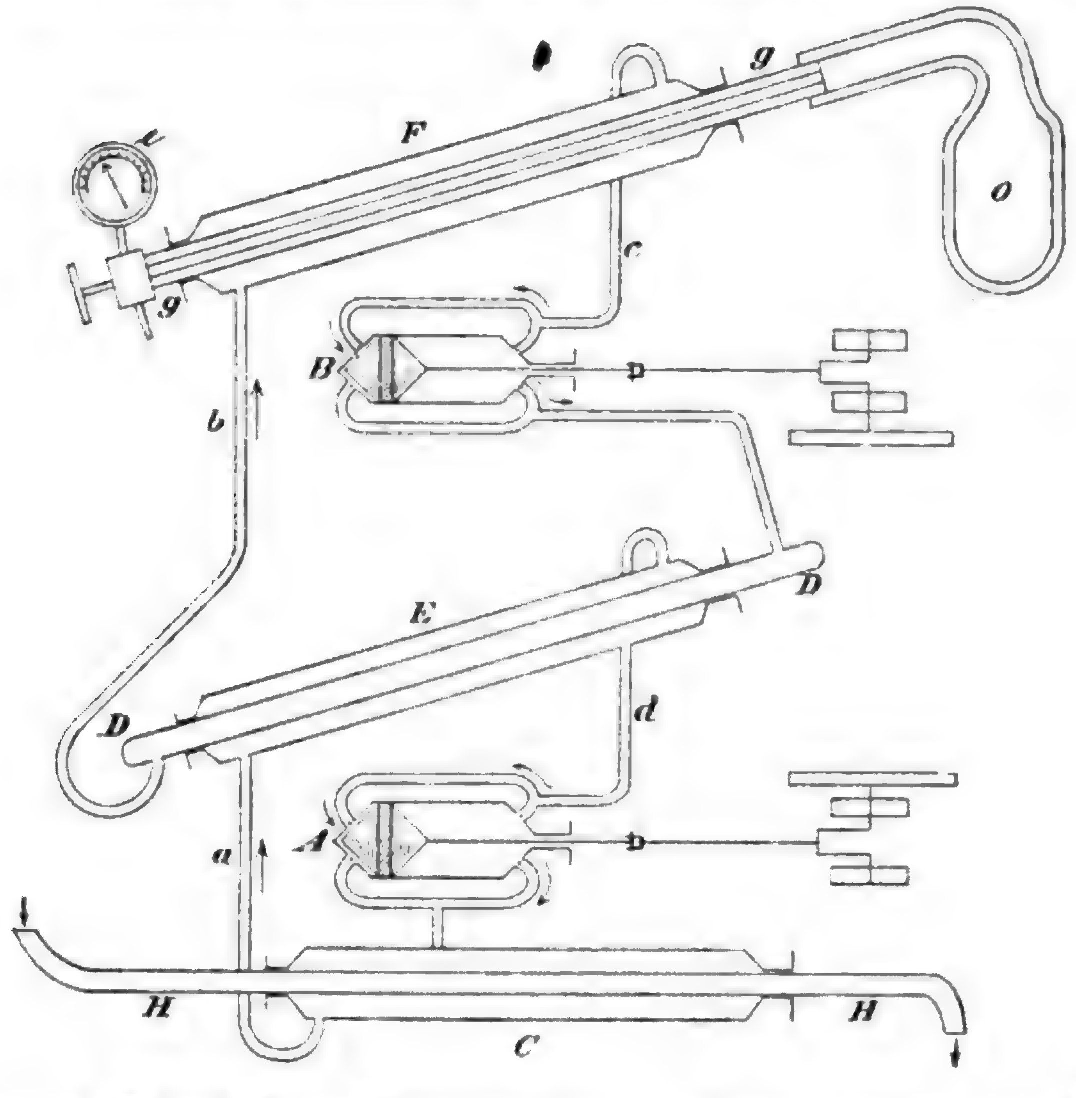
a

Jetzt war es allen klar. Faraday hatte recht gehabt. Die „permanenten" Gase erwiesen sich früher nur darum permanent, weil man sie über ihrer kritischen Temperatur verflüssigen wollte. Es hatte nur an der nöthigen Kälte gefehlt. Kaum war so der Weg erkannt, auf dem man ihnen beizukommen suchen mußte, so machte man sich wieder rüstig ans Werk. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Am 16. December 1877 brachte es Cailletet so weit, den Sauerstoff und das Kohlenoxyd zu deutlichen Flüssigkeitsnebeln zu verdichten. Am Sylvesterabend desselben Jahres bereitete er auch dem Wasserstoff und dem Stickstoff, den hartnäckigsten unter allen damals bekannten Gasen, das gleiche Schicksal.

Um dieselbe Zeit verflüssigte auch Raoul Pictet den Sauerstoff und den Wasserstoff, und zwar sowohl in deutlicherer und auffälligerer Weise als auch in größerer Menge. In der ersten Januarsitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften im Jahre 1878 gelangten die Berichte beider Forscher zur Verlesung und versetzten alle Mitglieder in freudige Erregung, die sofort allen gelehrten Kreisen der Welt sich mittheilte. — Cailletet hatte sich seine Arbeit insofern erleichtert, als er eine Verflüssigungsmethode gebrauchte, welche nur geringe Mengen der zu verflüssigenden Gase und verhältnißmäßig geringe Arbeitskräfte erforderte. Er pumpte nämlich die Gase in enge Capillarröhren aus Glas, welche oben geschlossen waren und von außen her abgekühlt wurden, unter Drucken von 200 bis 300 Atmosphären. Die Abkühlung unter die kritische Temperatur bewirkte er dadurch, daß er die comprimirten Gase durch Oeffnen eines Ventils plötzlich entspannte.

Pictets Einrichtungen waren großartiger angelegt. Wir wollen auf dieselben etwas genauer eingehen, um nachher die in unsern Tagen gemachten Fortschritte besser hervortreten zu lassen. Als Kältemittel benutzte er flüssige schweflige Säure und flüssige Kohlensäure, von denen jede einzeln auf einem besondern Circulationswege durch Pumpenarbeit fortwährend verdunstet und wieder verdichtet wurde. Umstehende Skizze zeigt die wesentlichen Theile des von ihm gebrauchten Apparates in ihrer gegenseitigen Zusammenordnung. Die Dämpfe der schwefligen Säure werden mittelst einer Compound-Doppelpumpe A aus dem weiten Cylinder E durch die Röhre d abgesaugt, dann in der Pumpe zusammengedrückt und in den Cylinder C geschafft, wo sie durch Pumpendruck und Wasserkühlung wieder flüssig gemacht werden. Die in C sich sammelnde flüssige Säure wird schließlich durch die Röhre a zum abermaligen Verdunsten nach E zurückgedrückt. Genau auf dieselbe Weise wird auch die Kohlensäureflüssigkeit im Röhrensystem FcDb ununterbrochen verdunstet und condensirt. In F vollzieht sich die Verdunstung infolge der Saugarbeit der Pumpe B, in D die Verflüssigung dank der Druckwirkung der Pumpe B und der Verdunstungskälte der schwefligen Säure. Die Drucke auf der Saug- und Druckseite der Pumpe A werden derart regulirt, daß die schweflige Säure in E bei —65° verdampft, in C aber bei 25° unter einem Druck von $2^3/_4$ Atmosphären sich verdichtet. Die Pumpe B läßt man mit solcher Regulirung arbeiten, daß die flüssige Kohlensäure in F bei —140° sich verflüchtigt, in D unter 5 Atmosphären bei —65° sich verflüssigt. So der

zur Kühlung dienende Mechanismus. Der zur Verflüssigung des Sauerstoffs und des Wasserstoffs dienende Theil des Apparates besteht zunächst aus einer schmiedeeisernen Retorte o. In ihr wird das Sauerstoffgas aus chlorsaurem Kalium, der Wasserstoff aber aus einer Mischung des ameisensauren Kaliums mit kaustischem Natron durch Hitze entwickelt. Das entwickelte Gas wird dann in dem 1 m langen Rohre g g abgekühlt und durch seinen eigenen Druck verdichtet. e ist ein Bourdonsches Manometer, das die im Rohre g herrschenden Drucke abzulesen gestattet. Am linken



Ende des Rohres ist ein Schraubenhahn angebracht, welcher eine kleine Oeffnung verschließt, durch die man die verdichteten Gase ausfließen lassen kann.

Als die beiden Pumpen, durch eine Dampfmaschine von 15 Pferdekräften, mehrere Stunden gearbeitet hatten, betrug am Schlusse der Sauerstoffentwicklung der Druck in der Röhre g 500 Atmosphären, fiel aber schnell auf 320 ⁰ und blieb dann constant. Diese Druckänderung deutet auf eine schon in der Röhre eingetretene theilweise Verflüssigung des Sauerstoffes. Wurde jetzt der Hahn geöffnet, so entwich der Röhren-

inhalt mit Gewalt und kühlte sich bei der plötzlichen Ausdehnung dergestalt ab, daß ein großer Theil des Sauerstoffs als flüssiger Strahl hervorschoß, welcher durch elektrische Beleuchtung deutlich sichtbar gemacht wurde. — Bei dem Versuche mit Wasserstoff stieg der Druck bei der Gasentwicklung schließlich auf 650 Atmosphären und erhielt sich constant. Beim Oeffnen des Hahnes „strömte mit lebhaftem Zischen ein stahlblauer Strahl aus. Derselbe wurde plötzlich intermittirend und glich dabei einem Schauer von Hagelkörnern. Beim Aufschlagen der einzelnen Körner auf den Boden hörte man ein starkes Geräusch. Wurde der Hahn, nachdem der Druck auf 370 Atmosphären gesunken war, geschlossen, so sank letzterer langsam auf 320 Atmosphären, blieb einige Minuten constant und stieg wieder bis 325 Atmosphären. In diesem Augenblick wurde der Hahn wieder geöffnet. Der austretende Strahl war jetzt in so hohem Grade intermittirend, daß offenbar eine Krystallisation im Innern des Rohres eingetreten war". Mit diesen Worten schildert das Januarheft (1878) der Beiblätter zu Wiedemanns Annalen der Physik das Ergebniß der Wasserstoffverflüssigung durch Pictet. Sie beweisen im Hinblick auf die Erfahrungen, welche andere Forscher später gemacht haben, daß Pictet in seinem blauen Strahle keinen flüssigen Wasserstoff vor sich haben konnte, sondern nur sehr unreines Wasserstoffgas, dessen Verunreinigungen flüssig und fest geworden waren. Trotz dieses Irrthums bezüglich des Wasserstoffes bezeichnen seine Versuche einen erheblichen Fortschritt; die unzweifelhafte Verflüssigung des Sauerstoffs lieferte auch eine Gewähr für die Brauchbarkeit seines Apparates.

Die Bemühungen um die Verflüssigung der permanenten Gase waren damit natürlich noch lange nicht abgeschlossen. Mit Flüssigkeitsnebeln in engen Capillarröhren, mit kurz vorübergehenden, sich entspannenden Flüssigkeitsstrahlen ließ sich wenig anfangen. Es galt jetzt, einen Schritt weiter zu thun und Sauerstoff, Stickstoff, Luft und Wasserstoff in haltbaren flüssigen Massen sich zu verschaffen, die man ähnlich wie Wasser im flüssigen Aggregatzustande ruhig weiter untersuchen, von einem Gefäß in ein anderes gießen und zu verschiedenen Zwecken verwenden konnte. Zwei Polen, S. von Wroblewski und K. Olszewski, waren es, welche sich dieser Aufgabe am eifrigsten annahmen und, um es gleich zu sagen, sie für alle oben genannten Gase, mit Ausnahme des Wasserstoffs, auch glücklich lösten. Beide arbeiteten unabhängig voneinander, aber auf demselben Wege und mit übereinstimmenden Mitteln. Um die zu verflüssigen-

den Gase noch tieferer Temperatur als bisher aussetzen zu können, griffen sie zu dem flüssigen Aethylen, das den leuchtenden Bestandtheil des gewöhnlichen Leuchtgases ausmacht. Olszewski hatte vorher ermittelt, daß diese Flüssigkeit unter Atmosphärendruck bei —103° siedet, bei —150° aber unter einem Drucke, welcher demjenigen einer Quecksilbersäule von 10 mm gleichkommt. Mit Hilfe dieser letztern Kälte und mit Drucken, welche 40 Atmosphären nicht übersteigen, hatte er schon um die Mitte der achtziger Jahre alle „permanenten" Gase, außer Wasserstoff und Fluor, in bleibenden flüssigen Zustand zu versetzen vermocht, so daß er sie in dieser Gestalt nicht nur bezüglich ihrer Eigenschaften wissenschaftlich erforschen, sondern auch als äußerst wirksame Abkühlungsmittel verwerthen konnte. Nach seinen Messungen siedet flüssiger Sauerstoff unter Atmosphärendruck bei —181°, Stickstoff bei —194°, Ozon bei —106°, Luft bei —191°, Kohlenoxyd bei —190°, Stickoxyd bei —154°, Sumpfgas bei —164°. Fast alle diese Flüssigkeiten waren farblos, nur Sauerstoff bläulich und Ozon dunkelblau. Als er über dem flüssigen Sauerstoff den Druck auf 4 mm (Quecksilber) herabsetzte, kühlte sich derselbe auf —211° ab, ohne indessen eine Spur von Erstarren kundzugeben. Flüssiger Stickstoff, auf 60 mm entspannt, erkaltete auf —214° und erstarrte zu weißem Schnee. Wurde über diesem Schnee dann der Druck auf 4 mm gebracht, so sank seine Temperatur auf —225°, den tiefsten bis damals erreichten Kältepunkt.

Im Jahre 1891 ging er zu noch größern Kältegraden hinab und erhielt dann auch das reine Wasserstoffgas, zwar nur vorübergehend, aber doch ganz deutlich und so lange tropfbar-flüssig, daß er dessen kritischen Druck messen konnte. 1895 gelang es ihm, den Wasserstoff als farblose Flüssigkeit noch länger zu erhalten und dessen Siedetemperatur endgiltig zu —243°, dessen kritische Temperatur zu —234° experimentell zu bestimmen. Als in allerjüngster Zeit Lord Rayleigh und Ramsay zwei neue gasförmige Stoffe, das Argon und das Helium, in der Luft, in Meteorsteinen, Mineralien und Mineralwassern entdeckt hatten, spannte Olszewski auch diese in seine Druck- und Kältefolter. Das Argon erwies sich nicht sehr widerspänstig; es ließ sich zur wasserhellen Flüssigkeit verdichten und in den starren Zustand überführen, in welchem es eine krystallinische, weiße, eisähnliche Masse darstellt. Es siedet unter Atmosphärendruck bei —186,9°. Das Helium dagegen spottete aller seiner Anstrengungen. Er unterwarf es zuletzt einem Druck von 125 Atmosphären und der enormen Kälte von —264°, doch alles umsonst. Dieses zähe

Festhalten am Gaszustande beim Helium ist um so auffallender, als seine Dichte nach den Untersuchungen Ramsays doppelt so groß ist als diejenige des Wasserstoffgases.

Diesen polnischen Forschern kam es weniger darauf an, die permanenten Gase bloß in Flüssigkeiten zu verwandeln, als vielmehr ihre Eigenschaften wissenschaftlich zu untersuchen und die einzelnen Umstände bei ihrer Aggregatsänderung genau zu ermitteln. Das veranlaßte sie, ihrem Apparate eine neue, hierzu geeignete Form zu geben. Das Ganze war im wesentlichen eine Verschmelzung der oben erwähnten Verflüssigungseinrichtungen von Natterer und Cailletet. Um die Möglichkeit einer fortwährenden unmittelbaren Beobachtung des Verdichtungsvorganges sich zu verschaffen, verfertigten sie den eigentlichen Condensationsapparat ganz oder theilweise aus Glas. Mit der Sprödigkeit und Brüchigkeit dieses Materials waren aber auch wieder alle die frühern Explosionsgefahren heraufbeschworen, mit denen Thilorier zu kämpfen gehabt hatte. Explosionen blieben auch nicht aus; mittelst besonderer Schutz- und Vorsichtsmaßregeln, z. B. durch die Bedeckung des ganzen Kopfes mit Drahtmasken, suchte man aber den Schaden auf das geringste Maß zu beschränken; von Wroblewski berichtet über eine solche Explosion u. a.: „Die Explosion schleuderte mich zur Seite, und als ich mich umwandte, sah ich von dem Verflüssigungsapparate nichts mehr. Eine Menge Nebenvorrichtungen und Instrumente, wie Manometer, Galvanometer u. s. w., waren zerschlagen oder beschädigt, das ganze Zimmer mit Glasstaub bedeckt, 16 Fensterscheiben zerbrochen."

Bevor wir dazu übergehen, das letzte Entwicklungsstadium der Kältetechnik zu schildern, wollen wir einen Punkt berühren, der für die richtige Würdigung der bereits erwähnten Arbeiten auf diesem Gebiete von großer Bedeutung ist. Wir meinen die Thermometerfrage. Wohl manchem der Leser, die unsern Auseinandersetzungen bisher gefolgt sind, dürfte sich die Frage aufgedrängt haben: Aber wie ist es denn möglich, Temperaturen von —200° und tiefere genau zu bestimmen? Diese Frage ist sehr berechtigt. Sie hat auch Herrn von Wroblewski und Olszewski Kopfzerbrechen bereitet. Unsere gewöhnlichen Thermometer waren in solchen Temperaturtiefen und in den oben angegebenen Verflüssigungsräumen selbstverständlich zum vornherein ausgeschlossen. Unter den außergewöhnlichen Mitteln zur genauen Temperaturmessung kamen in erster Linie das Wasserstoffthermometer und das Thermoelement in Betracht. Ersteres ermittelt die Temperaturänderungen aus den Spannungsänderungen in einem stets

gleich groß erhaltenen Wasserstoffvolumen. Es bietet natürlich nur so lange einen exacten und zuverlässigen Maßstab der Temperatur, als das Princip, auf welches es sich stützt, giltig bleibt. Dieses Princip aber ist das Gay-Lussac-Boylesche Gesetz, demzufolge die Spannung genau so sich ändert wie die absolute Temperatur. Das Thermoelement besteht dem Wesen nach in zwei Streifen aus verschiedenen Metallen, die an ihren Enden zusammengelöthet sind. Die eine Löthstelle bringt man an den Ort, wo die Temperatur gemessen werden soll, die andere an eine Stelle von bekannter Temperatur. Haben beide Löthstellen ungleiche Temperatur, so fließt durch den Drahtkreis ein elektrischer Strom, dessen Stärke dem Temperaturunterschiede der Löthstellen proportional ist. Kennt man also die Stromstärke, welche durch eine bestimmte Temperaturdifferenz in einem Thermoelement hervorgerufen wird, so läßt sich in jedem Falle aus der bekannten Temperatur an einer Löthstelle und der mittels eines Galvanometers gemessenen Stromstärke die Temperatur an der andern Löthstelle, beziehentlich ihrer Umgebung, berechnen. Olszewski gab dem Wasserstoffthermometer den Vorzug und bediente sich desselben bei allen seinen Messungen, indem er dessen kleine mit Wasserstoff gefüllte Kugel vollständig in das verflüssigte Gas einsenkte; von Wroblewski hielt die thermoelektrische Messung für die zuverlässigere. Da zeigte es sich nun, daß die Temperaturangaben beider Forscher für die gleichen Punkte in tiefern Regionen auseinandergingen. Weil jeder genau gemessen hatte, hielt auch jeder die seinen für die richtigen, die seines Collegen für die falschen. Dieses führte zur wissenschaftlichen Fehde, die Fehde aber zu einer Klärung der Streitfrage. Eine sorgfältige, kritische Vergleichung und Untersuchung der Angaben beider Thermometer lehrte, daß das Thermoelement nur bis zu einer gewissen Grenze anstandslos dienen könne, während das Wasserstoffthermometer bis zur kritischen Temperatur des Wasserstoffes (—234°) richtige Angaben liefere. Olszewski gebrauchte in letzterer Zeit auch das von Witkowski eingeführte Platinthermometer. Dieses ist nichts anderes als ein passend aufgewickelter Platindraht, welcher so in den Versuchsraum eingeführt wird, daß seine Enden frei aus demselben herausragen und zur Messung des elektrischen Drahtwiderstandes mit andern Apparaten leicht verbunden werden können. Da nämlich der Widerstand des Platindrahtes gesetzmäßig mit der Temperatur sich ändert, so führt eine Messung des erstern leicht zur Berechnung der letztern. Mit diesem Platinthermometer controllirte Olszewski sein Wasserstoffthermometer. Nachdem er dann das Helium als das per-

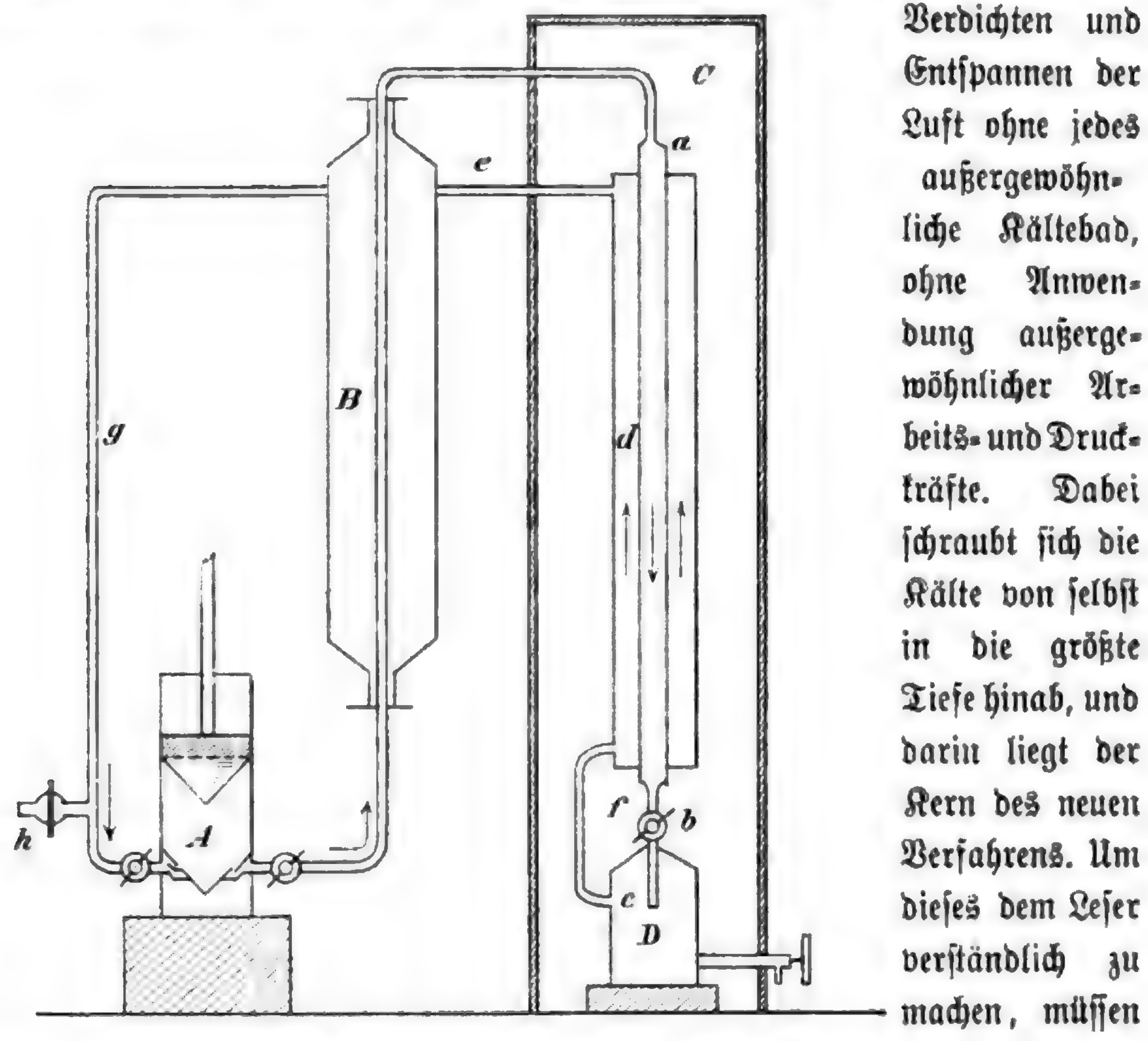
manenteste aller Gase erprobt hatte, stellte er sich schließlich (1896) mit Helium ein Thermometer her nach Art seines Wasserstoffthermometers, das noch weit unter —234° genaue Daten liefert. Eine Vergleichung der Angaben des Helium- und Wasserstoffthermometers ergab eine vollkommene Uebereinstimmung beider bis —210° (nur so weit reichten die dazu angestellten Versuche) und bestätigte von neuem die Zuverlässigkeit des Wasserstoffthermometers.

Das Gute liegt oft so nahe, während man es in weiter Ferne und auf mühsamen, vielverschlungenen Umwegen sucht. Dieses bewahrheitete sich wieder in der weittragenden Entdeckung des Münchener Professors Linde. Sobald man in der Entspannung comprimirter Gase ein Mittel zur Kälteerzeugung erkannt hatte, war damit allein auch schon der Schlüssel zu den größten Kälten und zur Verflüssigung aller Gase in die Hand gegeben. All das Haschen nach immer kräftigern äußern Abkühlungsmitteln in Gestalt verflüssigter, tief siedender Gase, all das lästige, umständliche Arbeiten mit Kältebädern hätte man sich von da an ersparen können. Das Wandeln auf krummen Umwegen ist übrigens das gewöhnliche Los der menschlichen Forschung. Wie bei tausend andern Gelegenheiten blieb auch hier der Trost, daß das lange Umherirren nicht verlorene Zeit und Mühe war, sondern, wie wir oben gesehen, zu mannigfaltiger Ausbeute für die Wissenschaft und die Praxis geführt hat.

Linde führte im Herbst vorigen Jahres seine Erfindung der Luftverflüssigung bei Gelegenheit der Nürnberger Industrieausstellung zum erstenmal einem größern Zuschauerkreise vor und bald darauf wieder auf der Hauptversammlung des deutschen Ingenieurvereins zu Aachen. Am 6. Januar, gerade ein Jahr nachdem Professor Röntgen die Mitwelt durch seine X-Strahlen in Staunen gesetzt hatte, demonstrirte er seinen Apparat in Berlin dem Bezirksverein deutscher Ingenieure und wenige Tage nachher dem deutschen Kaiser. Während indessen die X-Strahlen von Physikern und Nichtphysikern, von Gelehrten und Ungelehrten mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen wurden, hat man der Lindeschen Errungenschaft — wenn wir von technischen Kreisen absehen — bis jetzt nur verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Und doch ist ihre praktische Bedeutung unvergleichlich größer als diejenige der Knochen-Photographie durch unsichtbare Strahlen. Wenn auch die Verflüssigung der Luft, wie wir gezeigt haben, seit zehn Jahren schon eine vollendete Thatsache ist, so ist doch die Methode, welche Linde zu dem Zwecke aus-

gedacht und technisch ausgebildet hat, nicht allein völlig neu, sondern auch so geistreich und folgenschwer, daß wir nicht fürchten, uns einer Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir sie den größten Entdeckungen unseres Jahrhunderts an die Seite stellen.

Lindes Verflüssigungsmaschine bildet ein merkwürdiges Gegenspiel zur Dampfmaschine. Während diese Wärme in mechanische Arbeit umsetzt, verwandelt sie mechanische Arbeit in Kälte, und dieses in denkbar einfachster Weise. Der ganze Vorgang reducirt sich auf ein abwechselndes Verdichten und Entspannen der Luft ohne jedes außergewöhnliche Kältebad, ohne Anwendung außergewöhnlicher Arbeits- und Druckkräfte. Dabei schraubt sich die Kälte von selbst in die größte Tiefe hinab, und darin liegt der Kern des neuen Verfahrens. Um dieses dem Leser verständlich zu machen, müssen wir ihm zunächst die Maschinerie vor Augen führen. Die beistehende Figur soll uns deren Erklärung erleichtern.



Die Saug- und Druckpumpe A saugt von links her Luft ein, drückt sie zusammen und preßt sie in das Röhrensystem rechts. Hier gelangt sie in den von Brunnenwasser durchströmten Kühler B und gibt die beim Zusammenpressen in der Pumpe aufgenommene Wärme wieder ab. Dann tritt sie in den in einem hölzernen Behälter untergebrachten „Gegenstromapparat" C, den wesentlichsten Theil der ganzen Einrichtung. Er besteht aus zwei concentrischen, übereinander geschobenen Kupferröhren, von denen

die innere 3, die äußere 6 cm Durchmesser hat. In der Figur haben wir sie der Einfachheit halber gerade gezeichnet; in Wirklichkeit bilden sie eine Spirale, deren Windungen durch rohe Schafwolle gegeneinander isolirt werden. Die comprimirte Luft steigt erst durch das innere Rohr nieder zur untern Ausmündung, welche mit Hilfe eines Drosselventils beliebig verengt oder erweitert werden kann, und strömt dann in das geräumige Sammelgefäß D aus. Hierbei kühlt sie sich um einen bestimmten, keineswegs bedeutenden Betrag ab. Mit erniedrigter Temperatur tritt sie bei c aus, um durch die Verbindungsröhre in das äußere Gegenstromrohr d und von da aus durch e und g unter den Druckkolben der Pumpe zurückzukehren und den Kreislauf von neuem anzutreten. Voilà tout! Indem nun die erkaltete Luft während des Aufsteigens in C ihre Temperatur mit derjenigen der niedersinkenden Luft im innern Rohre vertauscht, gelangt letztere mit immer tiefern und tiefern Temperaturen an die Ausströmungsöffnung und sinkt die Kälte, die beim Entspannen erzeugt wird, mehr und mehr. Die hierbei entstehende Kälte wird aber immer im untern Theile des Gegenstromapparates festgehalten und immer wieder auf das einströmende Gas übertragen und mit diesem auf den Entstehungsherd. So häuft sich Kälte auf Kälte, bis endlich ein Beharrungszustand eintritt, sei es nun, daß dieser durch eine compensirende Wärmezufuhr von außen her, sei es, daß er durch die Wärmeentbindung bewirkt wird, die bei der schließlich eintretenden Verflüssigung der Gase stattfindet.

Nachdem die Luft auf der Druck- und Saugseite den Maximaldruck erreicht hat, wird der Hahn bei h geschlossen, und es kreist dann immer dieselbe Luft im Röhrensysteme, bis die Verflüssigung der Luft beginnt. Von diesem Augenblicke an wird durch eine zweite Pumpe, die in unserer Skizze fortgelassen ist, fortwährend frische, comprimirte Luft bei h eingeführt. Durch die Verflüssigung wird nämlich ein Theil der Luft der Circulation entzogen. Würde diese nicht stets von außen ersetzt, so müßte der Druck in allen Theilen der Vorrichtung rasch sinken und die Verflüssigung aufhören. — Alle in den Apparat eingelassene Luft wird vorher mit größter Sorgfalt getrocknet. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würden die Rohrleitungen in kurzer Zeit mit Eis sich verstopfen.

So verläuft im wesentlichen Lindes Luftverflüssigung. Obwohl also die in jedem Augenblick sich ereignende Temperatursenkung an der Ausströmungsstelle eine geringe ist, so steigert sich dieselbe doch nach einiger Zeit so sehr, daß sie zum Verflüssigen der resistentesten Gase ausreicht,

und erhält sich dann constant in dieser Tiefe. Nach den Versuchen Joules genügt die kleine Arbeit, welche ein Gas beim Ueberströmen aus einem Raume höhern Druckes in einen solchen niedrigern Druckes leistet, zu einer Abkühlung um $^1/_4$ Grad für jede Atmosphäre des Druckunterschiedes. Nehmen wir nun an, die Luft entströme der Pumpe A mit einem Drucke von 25 Atmosphären und sinke im Kühler B auf 0°, so wird sie beim Eintreten in das Sammelgefäß, in welchem ein Druck von 5 Atmosphären herrschen soll, auf —5° sich abkühlen. Wenn dann diese Luft im Gegenstromapparate C aufsteigt, bringt sie den niedersteigenden Luftstrom auf —5° und nimmt selbst wieder die Temperatur von 0° an. Infolge hiervon kühlt sich jetzt der in D einströmende Luftstrom schon auf —10°, etwas später auf —15° ab u. s. w. So schrauben sich Ursache und Wirkung gegenseitig immer mehr in die Höhe, bis die Temperatur der niedersinkenden Luft so weit gefallen ist, daß sie beim Drucke von 5 Atmosphären flüssig wird und nun beständig als Flüssigkeit in D sich ansammelt. Linde arbeitete mit etwas größern Drucken und Druckdifferenzen, nämlich mit etwa 65 Atmosphären auf der Druckseite und 22 Atmosphären auf der Saugseite, die absoluten Druckwerthe sind hierbei jedoch nebensächlich.

Nach Erreichung des Beharrungszustandes sammeln sich mehrere Liter flüssiger Luft stündlich im Gefäße D an ohne jedes andere Hilfsmittel als die Arbeit der Pumpe, um die nöthige Druckdifferenz zwischen D und C aufrecht zu erhalten. Was den Wirkungsgrad dieser Methode anbetrifft, so stellt sich derselbe sehr günstig. Denn die erzeugte Kälte ist dem Druckunterschiede beim Entspannen proportional, die in der Pumpe aufzuwendende Arbeit aber hängt ab von dem Verhältnisse der Drucke vor und nach dem Entspannen. Nun erfordert es jedoch nicht mehr Kraft, um 2 auf 4 als um 100 auf 200 Atmosphären zu comprimiren. In letzterem Falle beläuft sich aber der Unterschied auf 100, im erstern auf 2 Atmosphären.

Die im Sammelgefäße sich anhäufende Flüssigkeit ist trübe und milchig. Dieses rührt von kleinen Partikelchen fester Kohlensäure her, welche in ihr schwimmen. Die Kohlensäure erstarrt, wie wir oben gesehen, schon bei —78°, die flüssige Luft hat aber eine Kälte von etwa —200°. Um die Flüssigkeit zu klären, hat man sie nur zu filtriren, was gar keine Schwierigkeit bereitet. Sie läuft dann durchsichtig und mit bläulicher Farbe aus dem Filter.

Wir müssen noch ein paar Worte über die Gefäße sagen, in denen die flüssige Luft gesammelt und aufbewahrt wird. Soll sich die enorm

kalte Luftflüssigkeit längere Zeit erhalten, so muß sie in ganz besonderer Weise gegen jede Wärmezufuhr gefeit werden. Hierzu haben sich die vom Engländer Dewar ersonnenen und eingeführten Flaschen sehr geeignet erwiesen. Diese sind birnförmige, doppelwandige Glasgefäße. Der Zwischenraum zwischen beiden Wänden ist luftleer; denn das Vacuum ist der allerbeste Schutz gegen die Wärmeleitung. Bevor jedoch die Luft ausgepumpt und der Zwischenraum geschlossen wird, bringt man einen Tropfen Quecksilber in denselben. Dieser verdunstet und erfüllt den Raum mit Quecksilberdämpfen; sobald aber die innere Birne durch die eintretende kalte Luft abgekühlt wird, schlägt sich der Quecksilberdampf auf ihrer Außenseite als spiegelnde Metallfläche nieder, ebenso wie auch Wasserdämpfe im Zimmer an den von außen gekühlten Glasscheiben unserer Fenster flüssig sich niederschlagen. Der Quecksilberspiegel reflectirt dann nicht nur die sichtbaren Lichtstrahlen, sondern auch die unsichtbaren Wärmestrahlen, welche durch das Vacuum nicht abgehalten werden. So geschützt, kann flüssige Luft stundenlang in Dewarschen Flaschen offen dastehen, ohne in beträchtlicher Menge zu verdunsten. Denn einerseits bietet die freie Oberfläche in dem engen Halse der Verdunstung wenig Spielraum, andererseits wird durch die Verdunstung an der Oberfläche immer wieder neue Kälte erzeugt, welche das Flüssigbleiben der tiefern Schichten hintanhält. Die Flaschen zu verschließen, verbietet die Vorsicht. Nur allzu leicht könnte in einer geschlossenen Flasche der Druck so weit anwachsen, daß das Glasgefäß gesprengt und eine gefährliche Explosion herbeigeführt würde. Trotz der intensiven Kälte der Flüssigkeit kann sie in der Dewarschen Flasche ohne Nachtheil in die Hand genommen und umgegossen werden. Gießt man die bläuliche Flüssigkeit in weite Gefäße, so vollzieht sich in diesen die Verdunstung energischer. Dampfwolken wirbeln aus ihnen empor wie aus hochgradig kochendem Wasser. Läßt man einen Tropfen der Flüssigkeit auf die flache Hand fallen, so tanzt er wie ein Wassertropfen auf einer glühenden Kupferscheibe drehend umher, bewirkt aber auch dann kein schmerzliches Gefühl, weil die Dampfhülle um den Tropfen die Berührung und die Wärmeleitung verhindert. Anders verhielte sich die Sache, würde man eine größere Menge der Flüssigkeit über die Hand gießen. Das dürfte ohne heftige Schmerzen und bleibende Verletzungen, ähnlich den Brandwunden, nicht abgehen.

Als ein sehr aussichtsvolles Ergebniß der Lindeschen Luftverflüssigung muß noch der Umstand hervorgehoben werden, daß dabei die Luft

ihre Zusammensetzung in vortheilhafter Weise verändert. Wie bekannt, besteht die gewöhnliche Luft, die wir athmen, aus 4 Volumtheilen Stickstoff und nur 1 Volumtheil Sauerstoff. Während der Verflüssigung im Lindeschen Apparat und beim nachherigen Stehen an der Luft reichert sich der Sauerstoffgehalt nun bis auf 70 % an. Der Grund davon ist ein doppelter: einmal ist der Stickstoff weniger leicht zu verflüssigen als der Sauerstoff; dann verdunstet der flüssige Stickstoff aus der flüssigen Luft beim Vermindern des Druckes schneller als der Sauerstoff. Ein neuer Beweis dafür, daß die Luft keine chemische Verbindung aus Stickstoff und Sauerstoff sein kann. Hält man einen glimmenden Holzspan über ein Gefäß mit flüssiger Luft, so entzündet er sich und brennt fast ebenso glänzend wie in reinem Sauerstoffgas. Diese Flüssigkeit kann demnach für zahlreiche Bedürfnisse der Technik ebensogut dienen wie flüssiger Sauerstoff. Was man seit 50 Jahren ohne Unterlaß und mit Eifer auf verschiedenen Wegen umsonst gesucht hatte, nämlich den Sauerstoff aus der Luft in billiger Weise und in großer Menge zu isoliren, ist Herrn Linde wider Erwarten nebenbei in den Schoß gefallen. Er hofft mit einer Pferdekraft in einer Stunde, also mit einer Arbeit, die höchstens auf 10 Pfennig zu stehen kommt, 5 cbm Luft verflüssigen zu können. Chemische Fabriken verlangen aber heute noch für die Füllung einer Bombe, die Sauerstoff unter 100 Atmosphären Druck enthält und nur 1 cbm = 1000 l Sauerstoff von gewöhnlichem Drucke liefert, 10 Mark.

Zum Schlusse noch ein Wort über die erzielten und noch zu erzielenden Vortheile der Kältetechnik. In *wissenschaftlicher* Beziehung beanspruchen die Forschungen über die Erscheinungen, welchen die Kälte einen eigenthümlichen Charakter aufdrückt, ebensoviel Interesse als diejenigen in großer Hitze oder auf irgend einem andern Gebiete der Physik. Erweitern sie ja unsere Einsicht in die Naturgesetze ebensogut wie diese. Da nun bislang nach dieser Richtung hin wegen der Schwierigkeit, die Kälte in genügendem Grade und ausreichendem Umfange herzustellen, wenig geschehen ist, so verspricht die nun zu voller Entwicklung gelangte Kältetechnik noch eine reiche Ausbeute an Erfahrungen zur Aufhellung so mancher dunklen Punkte in unserem theoretischen Wissen, besonders in der Wärmelehre und Thermodynamik. Manches Gute hat sie uns bereits geliefert. Wir erinnern nur an die Ermittlung der physikalischen Constanten für die verflüssigten Gase durch Olszewski, von Wroblewski, Dewar u. a., an die Bestimmung ihrer Siedepunkte und kritischen Temperaturen, ihrer

Dichte, ihrer Brechungsverhältnisse, ihres magnetischen Verhaltens. Allein schon die Vervollkommnung und Vermehrung der Mittel zur Temperaturmessung, sowie die Erkenntniß gar mancher auffälligen Erscheinungen, zu denen die verflüssigten Gase Veranlassung gegeben und von denen wir bereits oben mehrere namhaft gemacht haben, ist ein beachtenswerther wissenschaftlicher Fortschritt. Doch dieses sind nur einzelne lose Bruchstücke zum Ausbau der Wissenschaft; in Zukunft sollen die Kältewirkungen planmäßig und systematisch in Arbeit genommen werden. An der Universität Leyden ist (1895) bereits ein wohlausgerüstetes „Kryogenetisches Laboratorium" zur Herstellung niedriger Temperaturen unter der Leitung von H. Kamerlingh Onnes eröffnet worden. Raoul Pictet arbeitet seit einigen Jahren in diesem Sinne in seiner Fabrik für Kälteproduction zu Genf. Unter anderem studirte er die Frage, inwieweit die chemischen Wirkungen von der Wärme bedingt werden. Er prüfte über zweihundert verschiedene chemische Vorgänge in tiefen Temperaturen und fand dabei sehr interessante Dinge, auf die wir im einzelnen nicht eingehen können. Es sei nur das allgemeine Ergebniß mitgetheilt, daß unter —125° keine der bekannten chemischen Reactionen mehr stattfinden soll. Als er phosphorescirende Substanzen, die bei gewöhnlicher Temperatur kräftig leuchten, der Kälte aussetzte, so verloren sie allmählich ihre Leuchtkraft und erloschen vollständig bei —70°. Aus Untersuchungen über Krystallisation schließt er, daß in tiefer Kälte alle Körper für Wärmestrahlen durchlässig werden. Danach würden also unsere besten Wärme-Isolatoren, wie Wolle und Seide, so dick auch die Umhüllung aus ihnen angelegt würde, keinen Schutz mehr bieten können gegen die von außen zustrahlende Wärme.

Von dem Gedanken geleitet, daß die Kälte auch der Heilkunde vielen Nutzen zu bringen im stande sein dürfte, machte Pictet zunächst Versuche an Thieren. Ein Hund, den er der Temperatur von —90° aussetzte, verendete in 10 Minuten, nachdem er alle möglichen Bewegungen gemacht hatte, um im Kampfe mit der furchtbaren Kälte die zur Lebenserhaltung nöthige Wärme zu erzeugen. Fische ertragen die Kälte besser. Bei —15° im Eise eingefroren, zeigten sie nach dem Aufthauen keine Beschädigung. Frösche und Kröten hielten eine solche Behandlung noch bei —28° aus, starben aber bei —35°. Ebenso verhielten sich die Schlangen. Am besten trotzten die Gehäuseschnecken der Kälte, indem sie erst bei —120° ihr erlagen. Die Bakterien vermochte er nicht zu tödten. Längere Zeit in gefrorenem Sauerstoff (?) eingeschlossen, erwiesen sie sich nachher noch

lebend und vermehrungsfähig. — Zum Schlusse erprobte er (1895) die „Frigotherapie" an sich selbst. Da er infolge eines chronischen Magenleidens mit Appetitlosigkeit und Verdauungsbeschwerden behaftet war, hoffte er Wendung zum Bessern durch die Kälte. Er stieg, angethan mit warmer Bekleidung, in einen Kälteschacht, in dem eine Temperatur von etwa — 110 ° herrschte. Der Einfluß der Kälte war auffallend. Die Wirkung begann nach 4 Minuten und stieg in 8 Minuten zu einem zunehmend heftigen Hungergefühl, das unter Wiederholung des Versuches schon nach wenigen Tagen ungestraft befriedigt werden konnte. Nach acht Versuchen von je 8 bis 10 Minuten will er vollständig geheilt worden sein.

Mit ähnlichen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt sich seit einiger Zeit auch Dewar, der Erfinder der nach ihm benannten Flaschen, und er spart dabei weder Geld noch Mühe. Auch er studirte den Einfluß der Kälte auf chemische Reactionen und die Phosphorescenz. Bezüglich der erstern verlegt er die Grenze tiefer als Pictet, ja für die photographische Wirkung des Lichtes auf präparirte Platten konnte er eine untere Grenze gar nicht finden. Bei — 180 ° hatte zwar die Wirkung schon um 80 % abgenommen, war aber bei — 200 ° noch nicht ganz erloschen. Sehr interessant sind seine Versuche über die magnetischen Eigenschaften des flüssigen Sauerstoffs. Schon Faraday hatte vor mehr denn 40 Jahren den auffallend starken Magnetismus des Sauerstoffgases nachgewiesen. Dewar hoffte mit der Sauerstoff-Flüssigkeit noch kräftigere Wirkungen zu erhalten. Wenn er einen Tropfen der Flüssigkeit auf eine Schale von Bergkrystall brachte, so bewegte sich derselbe drehend und tanzend umher. Zwischen den Polen eines kräftigen Elektromagneten hörte diese Bewegung sofort auf; der Tropfen sprang in die Höhe, bildete, gleich einem Anker von Eisen, eine bogenförmige Brücke zwischen den Polspitzen und verharrte so lange in dieser Stellung, bis er durch Verdunstung sich aufgelöst hatte. Ein ganz ähnliches Verhalten zeigte auch die verflüssigte Luft, was nach den frühern Angaben nicht auffallen kann, da sie mehr als zwei Drittel Sauerstoff enthält. Als er eine Wasserstoffflamme in den flüssigen Sauerstoff eintauchte, brannte sie weiter und erzeugte — Schnee.

Auch die Praxis erhofft aus der vervollkommneten Kälteerzeugung, zumal nach der Lindeschen Methode, ganz bedeutende Vortheile. Darunter ist die Förderung der künstlichen Eisbereitung, mag sie auch heute noch den Hauptnutzen daraus ziehen, mit nichten der größte. Zahlreiche technische und chemische Processe verwenden schon jetzt die künstliche Kälte;

diese werden sich schnell vermehren und weiter ausdehnen, wenn sie die Kälte leichter und billiger sich verschaffen können, wozu die Lindesche Entdeckung die beste Aussicht eröffnet. In dem praktischen Amerika hat man bereits damit den Anfang gemacht, neben Wärmeöfen auch „Kälteöfen“ in comfortablen Häusern aufzustellen. Sie dienen dazu, im heißen Sommer den Wohn- und Arbeitsräumen durch Rohrleitungen mittelst kalter Luft ebenso Kühlung zuzuführen, wie die Dampfheizung im Winter Wärme durch die Häuser trägt. Diesem Unternehmen wird durch die neuesten Kältemaschinen in hohem Grade Vorschub geleistet werden.

Was die Lindesche Maschine im besondern betrifft, so tritt in ihr der von der Kälteerzeugung zu erhoffende Nutzen hinter den günstigen Perspectiven, welche die von ihr gelieferten billigen Sauerstoffgemische eröffnen, weit in den Hintergrund. Sauerstoff ist nicht bloß die Lebensluft für Mensch und Thier, er ist auch die Seele der Verbrennung und eines der mächtigsten Agentien der chemischen Industrie. Wenn er bisher in der letztern nicht in dem Maße Verwendung fand, als sie es wünschte, so lag der Grund nur darin, daß er für den Massenverbrauch nicht wohlfeil genug zu beschaffen war. Da die verflüssigte Luft mit Leichtigkeit gestattet, große Gasometer mit einem Gas zu füllen, das für sehr viele technische Zwecke den reinen Sauerstoff ersetzen kann, und von da in Stahlflaschen zu comprimiren, so dürfte der Kubikmeter dieses Gases bald um 2 Pfennig, also nur ein Fünftel so theuer als Leuchtgas, im Handel zu beziehen sein. Der hintangehaltene Fortschritt der chemischen Industrie wegen des Mangels an Sauerstoff wird dann nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die flüssige Luft dürfte mit der Zeit auch zur Verbesserung der Luft in Wohn- und Krankenzimmern herangezogen werden. Denn eine geringe Menge derselben, in solchen Räumen verdampft, muß eine gesundere Luftverbesserung bewirken als der Gebrauch irgend eines Räucherungsmittels oder das Zerstäuben Kölnischen Wassers.

L. Dressel S. J.

Concurrenz im Welthandel.

Ende Januar 1897 legte Sir Courtenay Boyle eine „Vergleichende Statistik der Bevölkerung des Handels und der Industrie sowohl Englands als auch einiger anderer Großstaaten“ dem englischen Parlament vor. Diese Denkschrift ist die Frucht sorgfältiger Erkundigungen und genauer Abwägung der gesammelten Resultate.

Es kann schon der Natur der Sache nach, welche ja weite Kreise in ihren Lebensfragen interessirt, nicht wunder nehmen, daß diese „Vergleichende Statistik“ auch außerhalb des Parlamentes beachtet und besprochen worden ist. Wir machen nun bei Einsichtnahme der Denkschrift und bei der Lesung der verschiedenen derselben gewidmeten Commentare die allerdings wohl schon patentirte Entdeckung noch einmal, daß unter den hauptsächlich zu fürchtenden Concurrenten Englands der deutsche Handel mit an erster Stelle steht. Zunächst findet die „Vergleichende Statistik“, daß die Bevölkerung in Deutschland und in den Vereinigten Staaten schon deshalb in ganz andern absoluten Ziffern in die Höhe gehen muß, als dies in England der Fall sein kann, weil ja bereits die zu Grunde liegenden Zahlen große Unterschiede aufweisen. Es zählen nämlich die Vereinigten Staaten 69 505 000, Deutschland 52 247 000, England aber nur 39 488 000 Einwohner. Dazu kommt, daß die Verschiebung der Landbevölkerung in die Groß- und Industriestädte sowohl in Deutschland wie in Nordamerika eine viel bedeutendere geworden ist, als sie in Großbritannien mit seinem dünn gesäten Landvolk sein oder überhaupt noch werden könnte. In kurzer Zeit wird man in Deutschland und in Amerika eine zahlreichere nicht-ackerbauende Bevölkerung haben als in England. Daraus wird nun der Schluß gezogen, daß die englische Vorherrschaft, ja selbst der einfache Vortritt in der Industrie und Manufactur unter ganz andern Bedingungen behauptet werden müßte, als sie zu einer Zeit waren, da England von keinem Staate an Arbeitermassen übertroffen wurde.

Diese veränderte Sachlage zeigt sich sofort bei Angebot und Nachfrage des für die Industrie an erster Stelle nöthigen Rohmaterials, bei Kohle und Eisen. Hier kann England nicht länger mehr die erste Stelle einnehmen.

Wenden wir uns zu der Aus- und Einfuhr. Die Ziffern zeigen uns, wie die betheiligten Großstaaten sich hier gegenseitig das Gleichgewicht zu halten suchen.

Die Ausfuhr betrug 1880 in

Großbritannien . . .	223 000 000	Pfd. St.
Frankreich	139 000 000	„
Deutschland	145 000 000	„
den Vereinigten Staaten	172 000 000	„

Die Ausfuhr von 1895 war in

Großbritannien . . .	226 000 000	Pfd. St.
Frankreich	135 000 000	„
Deutschland	166 000 000	„
den Vereinigten Staaten	165 000 000	„

Es trafen von der Gesamtausfuhr auf jeden Einwohner in der Periode 1870—1874 in

England	7	Pfd. St.	7	Sh.	3	P.,
Frankreich	3	„	15	„	—	„
Deutschland	2	„	16	„	7	„

(Durchschnitt der drei Jahre 1872—1874.)

den Vereinigten Staaten . 2 Pf. St. 9 Sh. 11 P.

Der Durchschnitt von 1890—1894 betrug in

England	6	Pfd. St.	2	Sh.	11	P.,
Frankreich	3	„	11	„	4	„
Deutschland	3	„	2	„	9	„
den Vereinigten Staaten	2	„	19	„	—	„

Die Einfuhr in diesen Perioden für den einzelnen Staatsbürger stellt sich ungefähr in folgenden Zahlen dar:

1870—1874	in	England . . .	9	Pfd. St.	2	Sh.	4	P.,
„	„	Frankreich . .	3	„	15	„	8	„
„	„	Deutschland . .	4	„	6	„	3	„
„	„	den Ver. Staaten	2	„	18	„	7	„
1890—1894	„	England . . .	9	„	7	„	3	„
„	„	Frankreich . .	4	„	8	„	—	„
„	„	Deutschland . .	4	„	2	„	2	„
„	„	den Ver. Staaten	2	„	11	„	11	„

Die Einfuhr von Frankreich nach England stieg von 42 000 000 Pfd. St. im Jahre 1880 auf 47 500 000 Pfd. St. im Jahre 1895. Die Ausfuhr

von England nach Frankreich fiel von 15 600 000 auf 13 900 000 Pf. St. Die Einfuhr von Deutschland nach England betrug 1880 24 400 000, 1895 27 000 000 Pfd. St., während die Ausfuhr nach Deutschland ebenfalls von 16 900 000 auf 20 600 000 Pfd. St. gestiegen ist. Diese Ziffern beziehen sich nur auf den directen Handel mit England, da ein großer Theil des Umtausches über holländische und belgische Hafenplätze geschieht. Aus den Resultaten von 1896 glauben die Engländer ein rascheres Anwachsen ihres Handels in Deutschland zu ersehen, als die Deutschen es für ihre Unternehmungen mit England finden könnten. Die Vereinigten Staaten hatten 1880 eine Einfuhr nach England von 107 100 000 Pfd. St. Dieselbe fiel 1895 bis auf 86 500 000 Pfd. St. Die Ausfuhr von England nach Amerika betrug 1880 30 900 000 und 1895 27 900 000 Pfd. St.

Bei der Ausfuhr von sogen. Manufacturartikeln behauptete Frankreich 1891—1895 dieselbe Stelle wie 1880—1884; Deutschland machte Fortschritte, namentlich durch die Ausfuhr von Zucker. Noch bedeutender hob sich hier der amerikanische Handel.

Vergleicht man aber 1883 mit 1895, so ist bei England in der Ausfuhr von Manufacturartikeln ein Rückgang von 215 000 000 auf 196 000 000 Pfd. St. zu verzeichnen. Freilich war 1885 und 1886 die Totalsumme noch geringer als 1895, so daß der Bericht meint: „Es scheint, wir befinden uns wieder auf der steigenden Linie." Die Einfuhr in der genannten Warengattung ist gestiegen von 53 000 000 Pfd. St. im Jahre 1883 auf 76 000 000 Pfd. St. im Jahre 1895 und 81 000 000 Pfd. St. im Jahre 1896. Allerdings ist hier zu bemerken, daß diese „Manufacturartikel" öfters, wie z. B. gewalztes Eisen, Stahl, Draht von allen Sorten, Nägel, Druckpapier u. s. w., als Rohmaterial für andere Industriezweige betrachtet werden können.

Es läßt sich aber nicht läugnen, daß Deutschland namentlich in Rußland und in Nordeuropa dem englischen Handel stark und erfolgreich Concurrenz machte. Dasselbe finden wir z. B. in Griechenland, worüber der englische Consul Maxe für das Jahr 1896 nähere Angaben zusammengestellt hat. Derselbe sagt: „Die Einfuhr aus England ist in den letzten 20 Jahren ständig zurückgegangen, und es ist zu fürchten, daß wir in Griechenland noch mehr an Boden verlieren. Maschinen, welche früher fast ausschließlich aus England kamen, werden jetzt fast ebenso ausschließlich aus Deutschland, Belgien und Frankreich nach Griechenland gebracht.

Ebenso vorherrschend wird Glas, Papier und Porzellan aller Sorten nicht mehr aus England, sondern aus Deutschland eingeführt."

Auch bei der Einfuhr nach nicht-europäischen Ländern ist Deutschland verhältnißmäßig stärker vertreten als England. So ist z. B. die Einfuhr nach Bolivia (1 000 000 Pfd. St.) fast ganz in deutschen Händen. Freilich weisen die absoluten Zahlen hier für England nach den gewählten Worten der Denkschrift „eine Deutschland unendlich überragende Stellung" auf.

Zwischen 1884—1885 und 1893—1895 übertraf die englische Ausfuhr nach europäischen Ländern, nach Aegypten, Argentinien, Uruguay, Chile, China, Japan, nach den britischen Kolonien, namentlich nach Indien und Australien die Ausfuhr Deutschlands um 1 381 000 Pfd. St., die Ausfuhr Frankreichs um 21 659 000 Pfd. St., wurde aber selbst übertroffen von Nordamerika um 20 160 000 Pfd. St. Das gewaltige Anwachsen der nordamerikanischen Ausfuhr ist hauptsächlich der großartigen Verschiffung von Getreide, Vieh, Fleisch und überhaupt aller möglichen Nahrungsmittel zuzuschreiben.

Es ist ersichtlich, daß Frankreich in seiner Einfuhr nach fremden Ländern einen zwar geringen, aber ganz deutlich hervortretenden Rückgang aufweist. Die einzige Ausnahme ist bei Aegypten zu finden, wo Frankreich sich sein Absatzgebiet erhalten hat.

In Indien hat hingegen Deutschland, wenn auch noch nicht auffallend, aber doch ebenso bestimmt, der englischen Einfuhr den Rang abgelaufen.

Der Aufschwung der deutschen Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten ist während der letzten Jahre ein bedeutender geworden und verdient unsere Beachtung. 1895 führte England nach Nordamerika für 159 083 243 Dollars, Deutschland bereits für 81 014 065 und Frankreich nur für 61 580 509 Dollars aus.

Ueber diese ganze „Vergleichende Statistik" ist zunächst in England einiger Alarm geschlagen worden, und es dürfte unsern Lesern willkommen sein, über das Ergebniß der Statistik das eine oder andere englische Urtheil zu vernehmen.

Eine Anzahl Mitglieder der Königl. Technischen Commission, welche vor 14 Jahren die Bedingungen und die Lage der deutschen Industrie untersuchten, haben eine neue Prüfung angestellt, um die unterdessen erfolgten Veränderungen kennen zu lernen. Das Resultat liegt vor in einem Bericht an den Herzog von Devonshire. Derselbe ist unterzeichnet von Sir Philipp Magnus, Mr. Gilbert Redgrave, Mr. Swire Smith und

Mr. William Woodall und mit Erläuterungen versehen von Sir B. Samuelson und Sir H. Roscoe. Wir lesen darin von einem langsamen Vorrücken Deutschlands auf dem gesamten Gebiet der Industrie. Neue Anlagen wurden unternommen, und die alten haben sich seit 1884 außerordentlich entwickelt. Dabei muß man im Auge behalten, daß Deutschland in der Industrie fast ganz zurück war und daß deshalb sein Entwicklungsproceß bis zu der heutigen Höhe mit einer überstürzenden und alle alten Verhältnisse erschütternden Eile vorangeschritten ist. Wie Japan, so fährt die Denkschrift fort, so erntet auch Deutschland, was die Engländer gesät. Englische Maschinen und englische Werkführer standen zur Verfügung. An den Landesgrenzen nahmen weniger fortgeschrittene Völker die billigen Artikel gerne in Empfang. Die Löhne waren niedrig und die Arbeitsstunden zahlreich. Einige dieser Vortheile haben sich bereits gemindert. Rußland hat praktisch genommen die deutsche Industrie ausgeschlossen. Die Löhne steigen rasch, die Arbeitsstunden werden beschränkt, Kinder- und Frauenarbeit, für einige Zweige sehr wichtig, wird strenge geregelt oder abgeschafft. Langsam wird eine ruhigere Entwicklung Platz greifen, so daß sich England nicht darüber zu beunruhigen braucht. Es läßt sich aber nicht läugnen, daß man in Deutschland an der allgemeinen und wissenschaftlichen Durchbildung, welche sich wiederum auf die vorzüglichen Fachschulen stützt, den andern Mitbewerbern auf dem Weltmarkte überlegen ist. Und da Theorie und Praxis zusammen mehr leisten als Praxis allein, ist für jede Klasse der industriell Thätigen eine gründliche Ausbildung im Elementar- und im Fachunterricht anzustreben.

Lord Herschel bemerkte bei der Eröffnung einer technischen Schule in Swindon am 27. Januar 1897, daß Deutschland die Nothwendigkeit einer technischen Ausbildung rascher einsah und diese Ausbildung energischer betrieb als andere Länder, und daß es deshalb auch so rasch und sicher sich emporgeschwungen habe. Außerdem ist man in England etwas zu „insulär" in Erlernung fremder Sprachen. So erfuhr der edle Lord bei seinen Reisen in Osteuropa von den englischen Consuln, daß seine Landsleute langsam an Boden verlieren. Und man gab ihm als einen Hauptgrund an, daß die englischen Geschäftsreisenden sich wenig oder gar nicht mit ihren fremdsprachigen Kunden verständigen, die Deutschen aber geläufig verschiedene Idiome reden könnten.

Mr. Ritchie, Präsident der Handelskammer, tröstete seine Zuhörer bei einem Festessen mit dem Hinweis, daß man sich nicht einbilden sollte,

für immer die einzige industrielle Nation der Welt zu sein. Man brauche sich über Nordamerikas und Deutschlands Aufschwung nicht zu entsetzen, sondern solle ihnen das Glück nur gönnen.

Der englische Consul in Buenos Ayres berichtet, daß Deutschland und Belgien den Handel in Draht und Eisengitter für Argentinien allein in der Hand hätten. Auch in Stückgütern bekämen die Deutschen die Oberhand. In landwirtschaftlichen Maschinen gebe man den Amerikanern den Vorzug.

Sir Samuelson klagt, daß die Herstellung von Theerfarben fast ganz an die Deutschen verloren sei.

Diese und ähnliche Ausbrüche einer Art Bestürzung haben auch in Frankreich Widerhall gefunden. Man hörte bereits von einem „kaufmännischen Sedan“ sprechen. Dieses Schreckenswort veranlaßte den bedeutenden Nationalökonomen Leroy-Beaulieu, darauf hinzuweisen, daß man nicht zu viel übertreiben solle. Er bespricht darauf den Handel Frankreichs und sucht die Hauptsache der ungemein raschen Entwicklung Deutschlands darin, daß so viele Tausende von Deutschen, namentlich in den Vereinigten Staaten, noch immer die geborenen Kunden des Mutterlandes geblieben seien. Der Gelehrte schließt seine etwas schwache Ausführung mit dem wahren Worte: Die Deutschen haben in den letzten 25 Jahren eben viel größere Anstrengungen gemacht als die Franzosen, Handel und Industrie des Reiches zu fördern.

Lassen wir endlich noch die allgemeinen Bemerkungen der „Vergleichenden Statistik“ selbst hier folgen.

Die Zunahme der Bevölkerung in Deutschland und in den Vereinigten Staaten ist bedeutender als in England, und es haben sich die erstgenannten Länder während des fünfundzwanzigjährigen Friedens außerordentlich rasch und kräftig entwickelt.

Diese Entwicklung kam fast ausschließlich der Industrie zu gute. Wie in England früher, so war jetzt in Deutschland und Nordamerika die Einwanderung vom platten Land in die Städte eine ungeheure. Schon das Angebot von Kräften war derart, daß die Industrie vorangedrängt wurde.

Noch ist England an der Spitze des Welthandels. Aber Deutschland sowohl als Nordamerika kommen im großen Wettlauf, bei dem sie spät angefangen und deshalb auch noch ziemlich zurückgeblieben sind, doch verhältnißmäßig rascher voran als England.

Bleibt der Weltfriede erhalten, so ist es sicher, daß Deutschland, die Vereinigten Staaten und bis zu einem gewissen Grade auch Frankreich England gleichkommen, wenn nicht es überflügeln werden. Jedes Jahr vermehrt ihr Kapital, ihr Geschick und ihre Arbeitskräfte.

Das sind bedeutende Zugeständnisse von maßgebender Seite. Es geht aus ihnen hervor, daß Deutschland sich seit dem Kriege rasch zum Industriestaat herausgebildet hat und daß ihm die verlockende Aussicht winkt, im Welthandel mit an erster Stelle zu stehen. Je großartiger indessen diese Weiterentwicklung, je entvölkerter das flache Land, je mächtiger das Arbeitervolk sein wird, desto gefährlicher werden die Geschäftsstockungen, desto geringern Halt hat die Nation in Grund und Boden, desto unüberwindlicher, niederschmetternder würden die Folgen eines Zusammenbruches, z. B. eines unglücklichen Krieges, sein.

Joseph Schwarz S. J.

Friedrich Wasmann, Künstler und Convertit.

Einem liebenswürdigen Menschen begegnen thut immer wohl. Wenn vollends Genie und Religion über seine Gestalt ihren doppelten Strahlenglanz gießen, pflegt auch von dem, was er gedacht und was er geschaffen, ein Zauber auszugehen, der das Herz wunderbar ergreift. Ein solcher Mensch war der „bescheidene, wahrhaft vornehme Künstler" Friedrich Wasmann. „Vor zehn Jahren", schrieb noch jüngst über ihn Dr. K. Voll, „ist in Tirol ein Mann gestorben, dessen Namen fast niemand mehr kennt. Und doch war er ein großer Künstler, ein tüchtiger Schriftsteller und ein selten guter Mensch." Die letzten vierzig Jahre seines Lebens hat dieser große, echte Künstler in stiller häuslicher Abgeschiedenheit in Meran verlebt, fern von der Heimat und fern von den glänzenden Marktplätzen der heutigen Mode-Kunst — „unbeachtet und unverstanden". Er hatte nie nach Effect gehascht, weder in der Kunst noch im Leben. „Er war eine aristokratische Natur", urtheilt recht zutreffend Dr. Voll, „und fand in sich selbst durch seinen reichen und regen Geist soviel Freude, daß er auf geselligen Verkehr mit seinen Bildungsgenossen verzichtete und daß er schließlich nach dem Urtheil der Welt über seine eigenen Werke wenig mehr fragte." „Aber", fügt auch derselbe Gewährsmann bei, „er ist so unbekannt, daß man sich beinahe scheuen möchte, auf ihn aufmerksam zu machen."

Ein norwegischer Maler, der durch Zufall eine Sammlung Wasmannscher Skizzen in Tirol gefunden und den verewigten Kunstgenossen, von dem sie stammten, daraus liebgewonnen, hat sich indes nicht gescheut, dies zu thun. Er hat aus den schlichten Blättern einen Künstler erkannt, „der, ausgerüstet mit der Gabe scharfer Beobachtung und tiefer Empfindung, unbekümmert um den augenblicklichen Erfolg, still seine eigenen Wege gegangen ist". Mit echtem Künstler-Edelsinn hat dieser wackere Norweger sich entschlossen, durch Herausgabe der besten unter den ihm zugänglichen Skizzen dem ältern Kunstgenossen ein Denkmal zu setzen. Es verräth ebensoviel Verständniß wie zarte Pietät, daß er zugleich mit diesen Skizzen auch die Selbstbiographie der Oeffentlichkeit zugänglich machen wollte, die Wasmann zwanzig Jahre vor seinem Tode niedergeschrieben hat. Nur der versteht das Werk des Künstlers recht, der eingedrungen ist in die innern Vorgänge seines Lebens. Dabei sind diese Aufzeichnungen von so fesselnder Anschaulichkeit und Lebendigkeit, der bunte Reichthum des Inhaltes hüllt sich in so durchsichtige Klarheit und die sprachliche Form ist oft von so künstlerischer Vollendung, daß auch diese Erzählung die angeborene Grazie des gottbegnadeten Künstlergeistes zur Empfindung bringt. Bild und Text hat der Herausgeber zu einem wahren Prachtwerke [1] vereinigt, geleitet von der doppelten Absicht, „dem Künstler zur verdienten, wenn auch leider verspäteten Anerkennung zu verhelfen und den Genuß seiner schönen Arbeiten weitern Kreisen zu erschließen". Anerkennung wie Genuß gelten jedoch ebensosehr Friedrich Wasmann, dem wundervollen Prosaiker, wie dem großen, selbständigen Maler.

Die edle That des Herausgebers ist um so mehr beifälliger Hochachtung werth, da er sie als Fremder für einen deutschen Künstler unternahm, den, im Leben ihm völlig unbekannt, kein anderes Band ihm irgend näher gestellt hat, als nur eben der gemeinsame Kunstberuf; denn: „Friedrich Wasmann bietet ein Beispiel jener zahlreichen deutschen Künstler, die im ersten Viertel unseres Jahrhunderts nach dem Süden zogen, dort sich dem mächtigen Einfluß der katholischen Kirche hingaben und convertirten, so daß ihr ganzes ferneres Leben unter der Gewalt der tiefen Neigung zu dem neugewonnenen Glauben stand."

Dem katholischen Leser bringt aber gerade dieses den vor elf Jahren heimgegangenen Künstler näher. Das Wichtigste aus seinen religiösen Erfahrungen hat wohl Wasmann schon in den sechziger Jahren in Rosenthals Convertitenbildern [2] erzählt; anderes aus seinen Lebenserinnerungen findet sich, zum Theile wörtlich, nach seinen eigenen Mittheilungen in der Lebensbeschreibung, die M. Howitt Wasmanns väterlichem Gönner, dem großen Meister Friedrich Overbeck,

---

[1] Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, 1896.

[2] D. A. Rosenthal, Convertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. Ersten Bandes zweite Abtheilung. Deutschland I (2. Aufl., Schaffhausen 1871), S. 126 f.

gewidmet hat [1]. Aber jetzt, da das Ganze im Zusammenhang vor uns offen liegt, gewinnt alles neues Licht und neuen Reiz.

Wasmann war 1805 in Varel, nahe am Strand der Nordsee, von lutherischen Eltern geboren. Sein Vater, aus Hannover stammend, hatte jenseits der Meere eine vielbewegte, abenteuerreiche Jugend verlebt. Der Handel, den er, Napoleons verhaßter Continentalsperre zum Trotz, mit Großbritannien betrieb, machte ihn ein zweites Mal zum unstäten Wandervogel. Die Mutter mit den Kindern siedelte nun auf eine der Elbinseln in der Nähe von Hamburg über. Unter der Obhut eines Oheims, eines gutmüthigen protestantischen Pastors, verbrachte der Knabe gemeinsam mit den Söhnen angesehener Hamburger Familien die ersten Lernjahre in harmloser Fröhlichkeit. Auf dem Johanneum in Hamburg erhielt er die weitere Ausbildung. Er entschied sich für den ärztlichen Beruf und begann, wie es noch heute in England geschieht, alsbald seine praktische Lehrzeit unter einem erfahrenen Wundarzt. Theils die Schwäche der Gesundheit, theils die gefürchteten Kosten des Studiums nöthigten jedoch bald zu einer Aenderung der Berufswahl. Wasmann hatte nicht nur im Erlernen alter und neuer Sprachen eine außerordentliche Begabung gezeigt, er verrieth auch Verständniß für Kunst und besaß im Zeichnen die Leichtigkeit eines ungewöhnlichen Talentes. Er wurde zum Maler bestimmt und verbrachte bei einem obscuren Hamburger Meister ein erstes unfruchtbares Lehrjahr. Eine günstige Fügung ermöglichte es ihm jedoch, die Akademie von Dresden zu beziehen, an welcher er vier Jahre seiner Ausbildung widmete. Auch hier versprach der Anfang wenig: „Fast ein halbes Jahr that ich auf meinem Dachstübchen nichts als Homer und die alten Klassiker lesen. Später, als ich in den zuchtlosen Rudel wilder Kunstgesellen hineingerieth, kam mir der Sinn für schöne edle Formen, durch das Studium der Alten geweckt, zu statten und machte mich ohne große Mühe zu einem leidlichen Porträtirer mit akademischer Zuthat.“ Schon jetzt fanden seine Leistungen Anerkennung: „Ich erhielt sogar eine Prämie aus der Hand des Hofraths Winkler und ein schönes Lob dazu.“ Nach Hamburg 1828 zurückgekehrt, sollte er als Porträtmaler sein Brod verdienen. Jung an Jahren, ohne Ruf und ohne Protection, verlebte er hierbei ein schweres Jahr voll Qual und Verdemüthigung, bis ihm durch Verwendung eines Gönners das Glück zufiel, zu weitern Kunststudien in München ein Stipendium zu erhalten. Im Herbst 1829 nahm das Athen an der Isar, das München Ludwigs I., ihn auf. Hier „wuchs, von der Sonne der Fürstengunst beschienen, die junge Kunstpflanzung unter Cornelius empor. . . Es war damals ein freudiges Wirken und Zusammenleben in München, wie noch keine Zeit es gesehen, der fröhliche Jugendrausch eines jungen Deutschlands. . . Aber nicht für Künstler allein, auch für andere nach gleichem Ziel strebende Geister war die Regierung des großen Königs ein irdisches Paradies und die Blüthezeit der christlichen Romantik. . . Selbst diejenigen, welche sich

[1] Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert. Herausgegeben von Franz Binder. II (Freiburg, Herder, 1886), 44 ff.

nur mit der Darstellung von Naturgegenständen beschäftigten, wußten einen gewissen Adel und Würde in ihre Arbeiten zu legen." Auch Wasmann entging, wie er bezeugt, den erhebenden Eindrücken dieses „Erdenhimmels" nicht: „Ich fühlte mich von dem schönen Strom der Ideen emporgehoben und getragen, und mein Herz erweitert." Er besuchte nicht die Akademie, sondern begann, nach Skizzen, die er auf seiner Reise entworfen, sich dem Genre-Fache zuzuwenden. Ein großes Bild dieser Art, das er nach Hamburg schickte, erwirkte ihm die Fortsetzung seiner Stipendien und die Aussicht, solche in der Zukunft auch für Italien zu erhalten. Nur ein Jahr verblieb er in München, in dessen rauhem Klima er beständig kränkelte. Auf den Rath eines braunschweigischen Landschaftsmalers suchte er körperliche Kräftigung zugleich mit Anregung für seine Kunst in dem damals noch weltabgeschiedenen, patriarchalisch stillen „göttlichen Meran". Von hier aus durchwanderte er wochenlang die schönsten Höhen und Thäler des Tiroler Landes, bald hier, bald dort Skizzen zeichnend oder in Malstudien vertieft. „Ich war so glücklich," schreibt er über seinen Aufenthalt im Priamschloß zu Obermais 1830, „in einer greulich dunkeln, rauchgeschwärzten Küche, mit einer buckeligen, häßlichen Alten darin, das Modell zu einer Hexenküche zu finden, um es zu einem Bilde zu verwenden. In der Gestalt eines verlumpten Schmiedes meinte ich den Grünrock in Hebels alemannischen Gedichten zu entdecken und illustrirte meine Phantasie mit Bildern aus der nächsten Umgebung. . . Was ich damals von Studien und Bildern fertigte, wurde von Kennern gelobt. . . Es ist aus der Zeit noch ein Porträt eines adeligen Herrn vorhanden, prima gemalt, das zu den besten von meiner Hand gehört."

Im Frühling 1832 zog der junge Maler weiter, ins sonnige Italien, der Hauptstadt der Christenheit zu, wo er um Overbeck und Cornelius, um Thorwaldsen und Horace Vernet die Blüthe der Künstlerwelt aus allen Nationen vereinigt fand, zum namhaften Theile eben „auf der Höhe des neuen Ideenaufschwungs". Schon in Dresden hatte Wasmann im Mengsschen Antikencabinet gezeichnet, „begeistert für die heidnische Götter- und Heroenwelt, für die der Sinn ihm durch das Lesen der alten Klassiker aufgegangen war". Von seinem Romaufenthalt aber kann er erzählen: „Nachdem ich eine Zeitlang das Genre-Fach geübt, wandte ich Herz und Sinn der Antike zu. Die heidnische Kunst in ihrer vollendeten Formschönheit schien mir das erhabenste Ideal der Menschheit zu sein." Dabei bezauberte ihn alles, was ihn hier umgab, die herrliche Natur, das reiche Leben, die vielfache Anregung zu künstlerischem Schaffen, die anmuthige Freundlichkeit eines edlen Volksschlages. Gesteht er doch von dem Herbstausflug zu einem Volksfeste in Frosinone: „Ich fühlte mich so glücklich, die Pracht der schönen Erde zu schauen. Die weite, von den fernen Bergen begrenzte, im weichen Licht der Herbstsonne glänzende Ebene war von der fröhlichen Menge belebt, die in Zelten und Laubhütten schmauste, kaufte, scherzte, tanzte. Dazwischen tönte der feste Tact des Tambourins und der klagend verklingende Ton der Ritornelle. Alles erfüllte mich mit einer Freude, daß ich mir sagte: ‚Hast du nun, was dein Herz begehrt?'" — Und doch, dieses Herz begehrte viel. „An nobeln Ideen und leidenschaftlicher Sehnsucht fehlte es ihm nicht." Einmal mitten im rauschenden

Jubel eines glanzvollen Künstlerfestes in Cerbara, im Frühling 1833, erfaßte ihn ein solcher Ernst der Stimmung, daß er schreibt: „Mich überkam in dem Wirrwarr eine solche Schwermuth und solches Heimweh nach Tirol, daß ich ins Freie schlich und weinend nach dem Sabinergebirge hinüberblickte, als wären dort die Berge von Tirol, und so theilnahmslos durchs Gewühl ging, daß einer sagte, ich hätte wie ein Irrsinniger von Bedlam ausgesehen.“ Sonst war Schwermuth Friedrich Wasmanns Sache nicht.

Er war eine bewegliche, kindlich heitere Natur. Er liebte es, „alle Gedanken zu verbannen, welche die Lust dieses vergänglichen Erdenlebens verbittern konnten“, und sich auf den muntern Wellen des Künstlerlebens fröhlich auf und ab treiben zu lassen. Voll angeborener Herzensgüte und rührender Treue, gewann er sich leicht die Herzen, wenn auch sein „Hang zu Satire und übermüthigen Scherzen“ manche etwas von ihm zurückhielt. Bei Kindern und beim schlichten Volke war er überall der Liebling, und er selbst fand sich unter ihnen wie zu Hause. Doch nicht minder genoß er oft und viel „das angenehmste Leben in gebildeten Familienkreisen, wo er im geistreichen Umgang und lebhafter Anregung sich heimisch fühlte und das Glück hatte, edle Menschen kennen zu lernen“. Vergnügt schwamm er im Strom des Lebens. Schildert er doch den Beginn seines zweiten Tiroleraufenthaltes 1839 mit den Worten: „Ein Tag fröhlicher Lust reichte dem andern die Hand. Ich schwamm wie ein Fisch in seinem Element, nur bedacht, schöne Bildnisse zu malen, lustig zu schwätzen und Ehre und Gewinn zu ernten.“ Dabei war er „als fröhlicher Geselle allen lieb und werth“. Man kannte den „Wanderer und Spottvogel“ mit dem ihm eigenen fröhlichen Leichtsinn, und vergnügte sich damit, seine Witze zu belachen. „Froh wie eine Schwalbe“ war er einst von Hamburg nach München ausgezogen; die Trauer des Abschieds von den Seinen „wurde ihm zur Lust in der Ahnung all des Schönen, so er in der Welt noch erleben würde“. Trotz häufiger Kränklichkeit „voll zäher Jugendkraft und unverwüstlicher Romantik“, ja „vergnügt wie ein Gott“, hatte er wochenlang das Harzgebirge durchstreift. Frische Wanderlust, vor allem der Trieb nach Bergen und Höhen, blieb ihm eigen bis ins späte Alter. Sah er sich jetzt noch durch Krankheit am Rand des Todes, so brach schon im nächsten Augenblick „übersprudelnde Lebenslust und grenzenloser Leichtsinn“ wieder hervor. In Personen und Verhältnissen fand er sich leicht zurecht und wußte sich rasch und mit Anmuth in alles zu schicken.

Und doch war in diesem lebensfreudigen Gemüth nichts seicht oder oberflächlich. Wasmann war eine tief empfindende, sinnige Künstlernatur. „Liebevolles Hingeben an einen Gegenstand war das, worauf die Eigenthümlichkeit seiner Natur ihn hinwies.“ Die französischen Künstler in Rom, deren anfangs mehrere mit ihm im gleichen Hause wohnten, hatten durch ihren heitern Umgang und ihre Artigkeit ihn fürs erste angezogen; ihre Oberflächlichkeit in der Kunst und ihr Haschen nach Effect kühlten ihn bald schon völlig ab. Sich selbst konnte er im Alter treuherzig das Zeugniß geben: „Ich habe mein Lebtag alles ernst behandelt und brauche mich meiner Arbeiten nicht zu schämen.“ Es gestattet einen Blick in die zarte Empfindsamkeit dieser Seele, wenn er über den Anblick

des Meeres vom Lido in Venedig aus im Herbst 1835 notirt: „Vor drei Jahren, als ich in Livorno war, lag es wegen des dunkeln Wetters grau und düster da. Heute erblickte ich es in seiner ganzen blauen Wunderpracht mit den klingenden Wellen, die wie ein ungeheures Uhrwerk feierlich und abgemessen ans Ufer rauschten. Am fernen Horizonte schaukelte wie eine weiße Möve ein großes Schiff mit geschwellten Segeln. Mir scheint, die Wasserwelt mit ihrem beständigen Auf- und Abwogen übt eine große Gewalt über die menschliche Seele und behütet sie vor Erstarrung. . ." Acht Jahre später sollte er „das Element seiner Kinderjahre" wiedersehen: „Ich stand die ganze Zeit auf dem Verdeck und schwelgte in dem Anblick der vorüberfliegenden Ufer. . . In der Nacht eilte ich nach oben und starrte in die im Sternenlicht kalt blinkenden Wellen. . . Als an dem fernen wolkigen Horizont vor uns die Fluthen dunkler gefärbt sich kräuselten und den Eintritt in das breitere Bett der Elbe verkündeten, die Wellen sich lustig bäumten und schäumend an das Schiff heranrauschten, da war mir, als sollte die Brust von dunkeln Erinnerungen alter vergessener Zeiten zerspringen. Ich hätte mit den auf- und niedertauchenden Möven aufkreischen mögen vor Lust und über die Wasser hinfliegen, um früher die Heimat zu erreichen."

Aehnlich empfänglich war er für Musik; sie „setzte sein Blut in fröhliche Bewegung". Das Malen ging ihm besser von statten, „wenn neben seinem Zimmer etwas Musik ertönte". Da er noch als heranwachsender Jüngling zu Hause die Schule besuchte, spielte die kranke Schwester ihm oft auf dem Klavier etwas vor, „um ihm eine Freude zu machen". In Dresden hörte er in einem Monstre-Concert der Frauenkirche das Requiem von Mozart; es ergriff ihn „wie ein Wetterstrahl": „Als ich wieder in meinem Zimmer war, wußte ich meinen Gefühlen nicht Maß und Ziel zu gebieten. Ich warf mich auf den Boden, weinte und schrie und meinte, die Mahnung des letzten, furchtbaren Gerichtes zu hören."

Dieser zartbesaiteten Seele voll innerer Harmonie widerstrebte das Rohe und Gewaltthätige. Bei aller Lebhaftigkeit der eigenen Quecksilbernatur liebte er „ruhige und besonnene Umgebung". In Rom schloß er sich mit Vorliebe den Dänen an; „sie waren untereinander nicht so uneinig und zanksüchtig wie die Deutschen". Unter den Münchener Kunstjüngern gewann er vor allen andern den Maler Emil Janssen aus Hamburg lieb, „weil sein gemessenes, würdevolles Benehmen einen beruhigenden Einfluß auf ihn übte". Der leichtsinnige junge Künstler hatte Empfänglichkeit auch für ethische Vorzüge. Was an seinem Freunde Janssen ihn am meisten anzog, war dessen Sittenreinheit. Ein frommer protestantischer Theologe in Hamburg gewann sich seine Freundschaft durch ein entschiedenes Wort für die Heiligkeit christlicher Grundsätze: „Diese entschiedene Sprache war mir neu, und doch so ganz nach meinem Sinn. Ich sah mit Begeisterung auf ihn und schloß mich ihm an."

Allein solch feinsinnige Empfänglichkeit brachte der lebensfrohe Kunstjünger nicht nur den guten und heilsamen Einflüssen entgegen. Von seiner Wanderung nach Italien muß er selbst bekennen: „Als ich weiter gegen Süden gerückt, sog ich mit derselben Begier, wie ich auch edle Eindrücke aufzunehmen fähig war, eine von Sinnenreiz trunkene Atmosphäre ein und betrat den klassischen Boden

nicht als Büßer, sondern als Pantheist, der der Natur und ihren Geistern ohne Unterschied wie einer göttlichen Macht den Eingang in das verderbte Herz gestattete." Er war damals noch „ein Göthianer ohne Glaube und Christenthum, nur bedacht, jedes schöne und großartige Bild in sein Inneres aufzunehmen."

Obschon Wasmann die Zeit der ersten Jugendbildung im Hause eines protestantischen Pastors verbracht, war das eigentliche positive Christenthum ihm stets fremd geblieben. „Ich kann mich nicht besinnen, einen sympathetischen Zug zu den üblichen Andachtsübungen gefühlt zu haben. . . Die Kirchen vermied ich zum Kummer meiner guten Mutter, und entsinne mich nicht, eine Predigt gehört zu haben. . . Mißtrauen und Widerwillen gegen angemaßte kirchliche Autorität stieg, als ich die höhern Gymnasialklassen besuchte und in die heidnische Weltanschauung wie in einen Strom von Lust und Freiheit untertauchte. . . Es konnte bei meiner Sinnesweise die erste Communion kein erhebender Moment für mich sein. . . Nun war ich selbständig, verspottete, was mir nicht gefiel, und liebte, was mir schön vorkam."

Nicht als ob bei dieser hochbegabten Natur religiöse Regungen ganz gefehlt hätten: „Ich entsinne mich noch eines Sommermorgens, den ich auf dem Lande zubrachte. Ich hatte das Dorf wieder besucht, wo ich als kleiner Knabe gelebt, und stand um Tagesanbruch, wo es in unserem Norden schon um zwei Uhr hell wird, während die bleiche Mondsichel noch am Himmel steht, im Schiff, um nach der Stadt zurückzufahren: und doch war meine Seele ein dunkles, unerlöstes Chaos! O Herr, wann wird es Licht werden! — — Einmal kriegte ich den Einfall, meinen Leib abzutödten. Ich stand in der Nacht auf und legte mich auf den Fußboden. . ." „Als Gegensatz zu dem träumerischen Sinnenrausch, den ich, obwohl dunkel, als böse erkannte, kam mir der Einfall, Arzt zu werden; ich suchte mit einer Art Befriedigung eine Abtödtung darin, im Spital die Chirurgen zu den ekelhaftesten Kranken zu begleiten und den Gestank des Eiters einzuathmen. Leider war dies nur eine kurz andauernde Reaction einer edleren Natur. . ." „Wenn der Morgen in mein Schlafzimmer schien und das Concert der Sperlinge in dem Baum unter meinem Fenster anhub, hatte ich wohl oft eine ähnliche Empfindung, wie die katholische Kirche sie in dem Gesang: Benedicite omnia opera domini domino ausdrückt, und die untergehende Sonne hinter dem Gehölz am Saum der Wiese versetzte mich in träumerisches Entzücken."

An dieser schönen Seele, die wahrlich für das Höchste geschaffen schien, hatten vor allem die Professoren der Hamburger gelehrten Schule die Satansdienste gethan. Sie übten auf den fähigen Schüler um so tiefer greifenden Einfluß, da es ihnen an Geist und wissenschaftlicher Tüchtigkeit nicht gebrach. Einer derselben hatte mit blasphemischer Deutung eines paulinischen Schrifttextes den Schülern als Wahrspruch eingeprägt: „Alles erforschet, und nur das Schöne behaltet!" Bei Wasmann war die Lehre auf ergiebigen Boden gefallen; der Cult des Schönen ward ihm hinfort zur Religion. Bei seinem Eintritt in Italien, als er auf dem Campo Santo zu Pisa zum erstenmal in die Schöpfungen der altitalienischen Kunst sich vertiefte, wurde er daher blitzartig betroffen von dem Ernst der katholischen Lehre, da er „sah, wie auch schöne Menschen, wie sie

dort vorgestellt sind, vom Himmel ausgeschlossen werden können und in zu später Reue vergebens die Hände ringen". Bei diesem Cult des Schönen wurden dem Jüngling zu Führern: Göthes Schriften und die „süßen Naturklänge" in Heines Liebesliedern. „Mit Begeisterung las ich Göthes Faust, und zwar so oft, daß ich viele Stellen wörtlich auswendig wußte. Dieses Buch war für die Jugend das Evangelium der aus den Banden der Perücken-Convenienz erlösten Natur, und führte sie dicht an die Schwelle des christlichen Heiligthums, aber nicht weiter, und die schönen Worte: ‚Wo find' ich dich, unendliche Natur, Euch Quellen alles Lebens, wo?' schienen mir der Inbegriff alles Sehnens nach Wahrheit und Schönheit zu sein."

„Wildschöne Naturkräfte" zogen daher den jungen Maler an; er fühlte „Behagen an den Aeußerungen der rohen, gesetzlosen Naturkraft". „Ungetrübter Naturgenuß", „unausgesetztes Naturstudium" füllten fortan sein Leben aus. Noch verstand er nicht, „die wunderbare Geheimschrift der Natur zu entziffern und die Gedanken Gottes aus ihr zu lesen"; aber es war seine Lust, „einsam das stille Athemholen der Natur belauschen zu können"; es war ihm dann, als „betrachte er die Züge eines lieben Freundes". Jung und glaubenslos, wie er war, hielt er einst einem mahnenden Theologen seines Bekenntnisses entgegen: „Demuth brauche man nicht erst aus dem Christenthum zu lernen; denn die ganze Natur sei ein so tiefes Geheimniß, daß man vor derselben sich wie vernichtet fühle." „Zu den schönen Bildern der alten Zeit suchte er stets gerne die Urbilder in der Natur."

Dies war es auch gerade, was ihn so mächtig zur Antike hinzog. Die körperliche Schönheit, die sie bot, erschien ihm wie etwas Unschuldiges und Edles; sie wurzelte ja in dem Begriff einer nicht durch Sünde getrübten, gottähnlichen Menschheit, der gotteslautern Natur: „Es war wohl eine lebhafte Sehnsucht nach etwas Höherem in mir, aber ich suchte es auf einem Holzwege, nämlich in der vollendeten Schönheit der äußern Form, wie die Antike sie bietet. Diese hielt ich für das erhabenste Ideal des Menschen und wurde dadurch immer tiefer in den Cultus der sogen. reinen Sinnlichkeit verstrickt. Das Museum des Vaticans hat eine Rotunde, in welcher die herrlichen Büsten Jupiters und anderer heidnischer Gottheiten aufgestellt sind. Wenn ich hier einsam zeichnete und durch die obere Lichtöffnung im klaren Sonnenlicht kleine Bienen herabflogen, die Bilder umschwärmend, war mir zu Muthe wie in einer Kirche, als sei ich auf dem Gipfel der Seligkeit angelangt und jede Unruhe des Herzens gestillt."

Auf den „heidnischen Rausch" folgte die Ernüchterung: „Menschen, die für gewöhnlich hoher Begeisterung zugänglich sind, gerathen dann wieder in jene entgegengesetzte Stimmung, welche die Welt Katzenjammer nennt, wo sie, ohne unwohl zu sein, tagelang für ihre Umgebung wie todt sind. Diesem ähnlich überkam mich, ohne daß ich mir des Ueberganges bewußt war, ein gewisses ruhiges Nachdenken, verbunden mit einer Unbehaglichkeit, wenn ich die erlebten und genossenen Freuden zurückrief und an meiner Seele vorübergehen ließ." Wasmann fühlte sich unglücklich durch die „Reaction seines Sinnlichkeitscultus", ganz ebenso wie sein vertrauter Freund Emil Janssen durch seinen öden Rationalismus.

Aber gerade das Vorbild dieses sich selbstbeherrschenden, lebensstrengen Freundes erweckte in Wasmann eine Sehnsucht nach sittlicher Erhebung. Jahre später, als Katholik, hat er tiefer in die Seele dieses seines Freundes geblickt, kurz bevor dessen „arme Seele, durch schreckliche Leiden gesühnt, vor das barmherzige Gericht Gottes trat". „Es schmerzte mich tief," schreibt er über jene ernste Stunde, „meinen liebsten Freund jedes geistlichen und überirdischen Trostes beraubt zu sehen, wie ihn die katholische Kirche den aus dem Leben Scheidenden reichlich spendet. Ich erkannte, wie tief das Bedürfniß der Beicht in der Natur des Menschen liegt, und viele zum Heile ihrer Seele zwingt, sich zu enthüllen, ehe sie vor Gott treten, indem er mir wenige Tage vor seinem Ende das Innerste seiner Seele offenbarte und etwas anvertraute, was durch sein ganzes Leben ein tief verschlossenes Geheimniß und vielleicht die erste Ursache all seiner Leiden war. Wie unendlich wohl hätten ihm die Tröstungen der heiligen Religion und das entsühnende Wort des Priesters gethan!" Damals aber in Rom war es das Beispiel der Würde und des Ernstes in dem Freunde, zu dem er wie zu einem Wesen besserer Art emporblickte, was ihm der Anstoß wurde, für sich selbst nach jenen Tröstungen und jenem entsühnenden Worte zu verlangen. Immer mehr drängte sich ihm der Gedanke auf: „Du mußt irgend einer Religionsgesellschaft angehören."

Von Geburt aus war Wasmann Lutheraner; er wollte jetzt im Ernst ein solcher werden. Aus der preußischen Gesandtschaftsbibliothek auf dem Kapitol verschaffte er sich Schriften von Luther, aber sie stießen ihn heftig zurück. „Was nun beginnen? Rasch antwortete ich mir selber: irgendwo muß ich zu Hause sein; so will ich katholisch werden! Ich that wie ein Pferd, das, angespornt, über einen tiefen Abgrund setzt, und weiß nur, daß ich noch am selben Tag zu Overbeck ging und ihm meinen Entschluß mittheilte." Overbeck kannte ihn vortrefflich, daß er für einen strengen Unterricht nicht reif sei. Er wies ihn an einen bejahrten, gutmüthigen römischen Geistlichen, der ihn wie ein Kind aufnahm und ihn im kleinen Katechismus unterrichtete. Als „ein von protestantischen Vorurtheilen ganz leeres Gefäß" nahm der Neophyt den Unterricht bereitwillig in sich auf. „Mir fiel nie ein, diesem heiligmäßigen Manne mit philosophischen Skrupeln entgegenzutreten; sie waren wie verschwunden.... Es ward mir durch seinen Einfluß die Gnade des unbedingten Glaubens an die heilige Kirche, und zwar so fest, daß ich im innersten Herzen zerknirscht mich fühlte." Während der Osterwoche legte der Convertit beim Rector des Germanicums seine Generalbeicht ab und empfing al Gesù in der Kapelle des hl. Aloysius zum erstenmal die heilige Communion; am 2. Mai 1835 spendete ihm Cardinal Piatti als Vicegerente die heilige Firmung. Schon bald konnte Wasmann seinem Firmpathen und väterlichen Freunde Overbeck versichern, „wie leicht er sich als Katholik fühle, ohne innern Widerspruch und ohne alle Hindernisse".

„Es war kein Wunder," meint er im Hinblick auf seine ehemaligen Bekannten, „wenn viele, die mich nicht näher kannten, keine Ahnung hatten, daß ich bei allem Leichtsinn die Sache doch ernst nahm." Overbeck aber, der tiefer als andere in das offene Gemüth des jungen Mannes hineingeblickt hatte, an-

erkannte mit innerem Trost die „Treue und Festigkeit, mit welcher er auf dem betretenen Wege beharrte", und sah darin „unverkennbar die Wirkungen der Gnade". Auch seine übrigen Freunde wußten, wie heiliger Ernst es ihm war, und sein Leben hat es bewiesen. Er war in die katholische Kirche eingetreten, um durch die Kraft ihrer Heilsmittel sein „ungeregeltes Leben besser zu ordnen"; er hat es später „die schönste, freieste That seines Lebens" genannt. Es war kein unbedachter, übereilter Schritt: „Bei mir war die Bekehrung zur Kirche durch den Aufenthalt in Tirol lange vorbereitet, und was der Hauptzweck des Ganzen ist, der Heiligungsproceß, nicht Sache des Momentes, sondern das Resultat langer, harter Prüfungsjahre und trauriger Rückfälle, wie die allmähliche, stufenweise Genesung von tödtlicher Krankheit. Mein Eintritt in die katholische Kirche mit gutem Willen, aber unvollkommener Reue und Buße, war wie jede Bekehrung ein geheimnißvoller Act der göttlichen Barmherzigkeit."

Es war in der That ein wundersam verschlungener Weg, auf dem die Gnade Besitz ergriffen hatte von dem lebensfrohen Künstlerherzen. Der erste katholische Eindruck fällt in die „Sturm- und Drangperiode" seiner Jugend, da er zuerst bekannt wurde mit dem Hymnus Stabat mater. „Die rührende Einfachheit und Anmuth der Verse trafen mein Herz, daß ich sie nicht vergessen konnte, und ohne den Sinn zu verstehen sie vor mich hinsummte und murmelte, wenn ich einsam spazieren ging." Die herrlichen Dome Norddeutschlands aus der alten katholischen Zeit, die er wohl forschend betrachtete, berührten ihn wenig: „Sie stehen in unversehrter Kunstschönheit da, wie ein schöner Leib, aus dem die Seele entflohen ist." Aber als ausgelassener Kunstjünger in Dresden fühlte er einen Zug zum katholischen Gottesdienst. Die Kirchenmusik, besonders im Hochamte, that ihm wohl, und es gefiel ihm die Andacht des betenden Volkes. Einer seiner Professoren an der Akademie war ein ernster Convertit, Professor Näke, der vor kurzem erst aus Rom zurückgekehrt war. Derselbe gehörte jener neuen Kunstrichtung an, die man spottweise die „nazarenische" nannte. Seine religiösen Gemälde, mehr den Geist als das sinnliche Auge zu wecken geeignet, waren streng und edel in Composition und Zeichnung. Nicht so sehr durch den Farbeneffect, als durch die Neuheit wie auch durch die solide, correct durchgeführte Charakteristik, fühlte sich Wasmann von diesen Bildern „unbeschreiblich angezogen". Der fromme Künstler wurde sein Lehrer, und Wasmann kam mehrfach mit demselben in Berührung: „Es kam mir in meinem naturalistischen Treiben durch die Besuche bei Professor Näke die erste Ahnung einer edlern Kunstrichtung." Neue Eindrücke brachte 1829 die Reise nach München. Der Wanderer näherte sich Erfurt: „Vor dem letzten Dorf stand an der Straße das erste Marienbild, das meine Augen sahen; tiefer unten war die schöne Stadt gelagert mit den unzähligen Kirchen ... auf dem sanft ansteigenden Erdreich, ein mittelalterliches Bild, der majestätische Dom mit der schönen Fensterrose hoch über dem Portal." Die Reise ging weiter durch den traurigsten Theil von Thüringen und das besser angebaute Koburger Land: „Nun fuhr der Postwagen die Anhöhe von Koburg ins Mainthal hinab, und ich genoß einen Anblick, wie ich ihn noch nicht erlebt. Die herrliche, nach Westen hin geöffnete Ebene, so-

weit das Auge reichte, von dem breiten Fluß durchströmt, dessen Ufer mit Städten und Dörfern eingefaßt war. Auf den Hügeln am Wege lagen das längst aufgehobene Kloster Banz und Vierzehnheiligen. Bis dahin hatte ich wohl schöne alte Kirchen aus katholischer Zeit gesehen, aber die Umgebung war nicht damit in Zusammenhang; hier trug die ganze Gegend in heiterer Schönheit das Gepräge des christlichen Mittelalters. An der Landstraße standen Crucifixe und Heiligenbilder, und von den vielen Kirchlein erscholl nach Sonnenuntergang das Angelus Domini. Auch die Menschen, besonders das weibliche Geschlecht, schienen mir einen wehmüthigen Zug in den Gesichtern zu haben, den ich bis dahin nicht gekannt hatte, als wären sie auf einer Wallfahrt durchs Leben begriffen, und bewegten selbst mitten im Geräusch des Tages und bei der Arbeit die Lippen in stillem Gebet. Es kam mir eine Ahnung, daß es wohl noch etwas unendlich Schöneres geben müsse als die sinnliche Natur, und das erste Bewußtsein von der katholischen Kirche dämmerte auf, die wie ein friedlicher Pulsschlag die Natur durchbebt und mit neuem Leben das sich Widerstrebende beruhigt und aussöhnt. Es war der erste entschieden katholische Eindruck, der für einige Stunden mein ganzes Wesen einnahm, wie wenn einer von einer Eisscholle auf grünes Land hinüberspringt. ..." Aber „wie eine schwärmerische Stimmung ging alles vorüber." Auf Münchens „katholischem Boden" kam Wasmann der Kirche um nichts merklich näher. In der Weihnachtsnacht machte er mit seinen Freunden die Runde durch die katholischen Kirchen, um die Christmette anzuhören, aber es war nach einem toll durchjubelten Abend; „vergeblich strengte er sich an, in eine andächtige Stimmung zu kommen". Als er ein halbes Jahr später in die Franziskanerkirche in Innsbruck trat, erblickte er einen Trupp Männer von Meran, auf einer Wallfahrt begriffen, „in ernster, frommer Haltung, ohne rechts und links zu schauen, nur den Gegenstand ihrer Andacht im Auge, wie echte Pilgersleute". Sie gefielen ihm. Wohl tönte es fremd an sein Ohr, wenn im gläubigen Tirol auf Weg und Steg ein „Gelobt sei Jesus Christus!" ihm entgegenschallte, oder: „Vergelt's Gott, treu und fleißig für die armen Seelen im Fegfeuer." Aber die schlichte Frömmigkeit und strenge sittliche Ordnung in den Häusern und an den Orten, in welchen er lebte, sprachen ihn an: „Der alte Katholicismus in dem naturwüchsigen, derben Gepräge der Landbewohner gefiel mir, und während ich in einsamer Stille, wie ausruhend, meine Malstudien fortsetzte, begann ich, mit dem Verstand zu prüfen und zu untersuchen, was bis dahin nur Gegenstand vorüberfliegender Empfindungen gewesen war." Mit Priestern kam er damals nur wenig in Berührung; aber es waren ausnahmslos würdige Männer, einzelne unter ihnen, wie Beda Weber, von entschiedener geistiger Bedeutung. „Da ich in Meran der Kirche näher gerückt war," erzählt Wasmann, „disputirte ich gern mit P. Beda nach Art der Protestanten über Ohrenbeichte und ähnliches, nicht um bekehrt zu werden, sondern um meinen tiefen Einblick in die Geheimnisse der römischen Kirche zu zeigen; deshalb ging ich meist ebenso eitel davon, als ich hingekommen war." Und doch gesteht er wieder über jene selbe Zeit: „Ich kann nicht sagen, daß ich ganz ohne religiöse Gedanken war. Die Controverse, die mich äußerlich scheinbar gleich-

giltig ließ, irgend ein an der Wand hängendes Marienbildchen weckten, wenn ich allein war, etwas in mir, das mich rührte. Die von [einer schweren] Krankheit zurückgebliebene Schwäche zwang mich, um Beschäftigung zu haben, viel zu lesen, und obwohl ich allerlei Bücher hatte, las ich vorzugsweise gerne in einer dicken, alten Scharteke, die in ungehobelter Sprache eine Masse Heiligengeschichten und Exempel aus dem Leben enthielt, die, besonders letztere, durch ihre Originalität mich anzogen, wobei ich dachte: sie müssen wahr sein; ein Romanschreiber konnte unmöglich so charakteristische Dinge erfinden. Ich las sie oft und wiederholt durch und prägte mir durch den Inhalt unwillkürlich den Zusammenhang der katholischen Glaubens- und Sittenlehre ein, besser als durch die trockene Theorie eines Katechismus." So gab es sich ganz von selbst, daß der Maler oft an Wintermorgen mit den guten Leuten in die Frühmesse ging, wiewohl sein Hausherr, ein frommer Katholik, der selbst bei der Messe täglich den Rosenkranz vorbetete, dies nicht einmal haben wollte. Einmal in dieser Zeit, da er bei seinen Bergwanderungen auf einen lebensgefährlichen Steg gerathen war, faltete er die Hände und betete ein Ave Maria, und alles ging gut. „Material war also viel in mir vorhanden; vorderhand lebte ich in den Tag hinein. In der Christnacht, wenn die fernen Glocken zur Mette läuteten, griff ich zu meiner Bibel und las das Kapitel von der Geburt des Erlösers, fühlte mich aber dabei so unruhig, daß mein Herz klopfte, und konnte mit Recht sagen: ‚Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.' Ohne Resultat eine Weile träumend nachzusinnen, weiter brachte ich es nicht. Nur um die österliche Zeit stieg ein unklares Verlangen auf, von dem Sündendruck befreit zu sein. Ich ging traurig aus der Ferne dem Menschenstrome nach, der die Auferstehung des Herrn in den verschiedenen Kirchen feierte. Und trat ich dann am Ostermorgen in das Wohnzimmer, sah ich durchs Fenster ‚St. Kathrin in der Schart', jenes liebliche Kirchlein oben auf dem Berg, und weitum die Kirchlein und Kapellen, hörte von den Bergen die Glocken herklingen, als käme der Ton aus dem Innern derselben — da wurde mir erst warm ums Herz, und ich sagte zu mir: siehe, so fest wiese Berge stehen, ist die katholische Kirche gegründet. Es waren Momente, wie sinnliche Menschen, von der Wahrheit angezogen, sie zuweilen haben, die kommen und wieder verschwinden."

Die frommen Eindrücke des alten Tirol begleiteten ihn auch nach Italien. Auch auf der Reise ging er noch gerne in die heilige Messe, und die Vorsehung führte ihm manche aufrichtig fromme Katholiken auf den Weg. „Es war," schreibt er von seinen Gesprächen mit einem jungen Mönch, „als sei eine alte Legende vor mir aufgeschlagen und ich läse mit Andacht und Begier darin." So kam er in die Nähe von Rom: „Am Abend des Tages stand ich auf einer Anhöhe bei Monte Rosa und erblickte am fernen Horizont die Kuppel von St. Peter. Zehn Jahre früher hatte ich auf der Reise nach Dresden zum erstenmal den phantastischen Brocken, diese Erinnerung an die germanisch-heidnische Sagenwelt, geschaut. Hier aber stand kein Märchen, sondern der Mittelpunkt der ganzen christlichen Weltgeschichte vor mir. Die Campagna ringsum lag schweigend und todtenstill wie ein Gottesacker; kein Laut eines Vogels ließ sich

hören, und darüber spannte sich der tiefblaue italienische Himmel. Man bringt sein Inneres unwillkürlich in Beziehung zu der umgebenden Natur; doch hier wirkte etwas auf mich, was ich nicht verstand, nur mich mit ernster Ahnung erfüllte." Zwar lebte er von jetzt an fast ausschließlich nur dem heidnischen und nicht dem christlichen Rom, allein die Ehrbarkeit und vornehme Ungezwungenheit, die er unter dem Volke beobachtete, berührten ihn wohlthuend. „Ich lernte das Leben dieses hochbegabten und im ganzen edlen Volkes in und um Rom immer mehr kennen und lieben." Während des Sommeraufenthaltes auf dem Lande besuchte er auch wieder des Sonntags die heilige Messe. Als er die Christnacht 1832 in Maria Maggiore verbrachte und die Masse des armen Landvolkes sah, in den weiten Räumen der Basilika betend und knieend oder, von der Reise ermattet, in den Seitenhallen an den Wänden niedergekauert, war ihm dies „ein erhabener Anblick": „Es kam mir nicht eine Empfindung des Protestes, sondern ich fühlte mich von Rührung ergriffen bei dem Gedanken an die Universalität der katholischen Weltkirche, wie tausend und abertausend Arme, die nichts haben als bittere Lebensnoth, von der Welt wie Ungeziefer zertreten, in dem großen Schiff des hl. Petrus Platz, Ruhe, Trost und Hoffnung einer bessern Zukunft finden." Der Gesamteindruck des katholischen Roms schien ihm „ein mächtiger und erhebender"; doch muß er klagen: „Alles dieses, was das Herz eines Christen mit Rührung bewegt, ging auch an mir vorüber, aber ohne nachhaltige Wirkung, da mir das Verständniß fehlte und ich, von meinen weichlichen Neigungen nach einer andern Richtung hingezogen, den kindlich gläubigen Sinn, den Tirol in mir geweckt, erstickte."

Ein Zug der Frömmigkeit des Volkes indes verfehlte nie, ihn innerlich zu ergreifen; es war die Andacht zur Madonna. Wieder und wieder kommt Wasmann auf die verschiedenen anmuthigen Aeußerungen derselben zurück, so wenn er von einer Einkehr der Künstler in der Locanda della genzola erzählt: „Eine Stunde danach, um 8 Uhr, kamen drei bis vier halberwachsene Mädchen aus dem Innern des Hauses, stellten sich vor ein Marienbild auf der Straße, vor dem eine Lampe brannte, und sangen die lauretanische Litanei, dann noch einige artige Marienlieder, vom hl. Liguori gedichtet und componirt, die mir noch im Gedächtnisse sind." Später als Katholik in München zur Zeit der Noth und Krankheit stand er oft in der Abenddämmerung am Fenster, trüb hinausstarrend auf die Schneelandschaft. Dann begann er halblaut die Strophen aus den Marienliedern des hl. Liguori anzustimmen, wie er sie zur Ave Maria-Zeit in Trastevere gehört hatte, wenn die Künstler beim Wein in der Genzola saßen. Und mit diesen Tönen zog wieder Trost ins Herz. Einen andern Eindruck dieser Art brachte dem noch immer Glaubenslosen der italienische Winter: „Die heilige Adventszeit kündete sich mit dem Pfeifen des Dudelsackes an, indem neapolitanische Hirten, wie es von alters her üblich ist, um diese Zeit nach Rom kommen, auf Straßen, öffentlichen Plätzen und in den Hausfluren vor den Madonnenbildern die himmlische Mutter und das Jesuskindlein begrüßen, ihre einfachen Stückchen spielend und etwas dazu singend. Früh morgens, wenn alles noch dunkel war, wurde ich oft durch ihre schrillen Töne und die kindliche, nicht

unangenehme Melodie geweckt, so daß es sich mir einprägte und zu einem größern Genrebild Veranlassung gab, wozu S. Maria Maggiore, aus der Ferne durch die Thüre eines Hauses gesehen, zum Hintergrund diente. Gott wollte mich durch einen christlichen Eindruck an sich ziehen, der auch seine Wirkung nicht verfehlte, aber wieder verklang, wie eine Melodie verklingt und mit ihr die Empfindung derselben."

Doch zuletzt hatte die Stunde der Gnade ihn erreicht, nicht auf dem Wege der Gefühlsrührung, sondern der Selbstprüfung und ruhigen Nachdenkens. Als er am Ende seiner Stipendienzeit den 10. Juli 1835 von Rom aufbrach, um die Rückreise nach München anzutreten, war er ein entschiedener Katholik. In München, erst im Spital unter der Pflege der Barmherzigen Schwestern, dann bei seiner vortrefflichen Hausfrau, einer edeln Münchener Dame, und unter Leitung eines liebevollen Gewissensführers wie Domkapitular Windischmann, lernte er „neben seinen idealen Phantasien auch den praktischen Inhalt der Religion recht kennen, die Ordnung des Gottesdienstes einhalten und die häuslichen Andachtsübungen".

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Recensionen.

L'Inspiration des divines Écritures d'après l'enseignement traditionnel et l'Encyclique „Providentissimus Deus". Essai théologique et critique par l'abbé *C. Chauvin*, Professeur d'Écriture Saint eau Grand Séminaire Laval. 8°. (XII et 230 p.) Paris, Lethielleux, 1896. Preis *Fr.* 3.50.

Das Buch trägt an der Spitze einen in großen Lobsprüchen abgefaßten Brief des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Laval an den Herrn Verfasser. Und gewiß, das Buch verdient Empfehlung; die acht Kapitel: Begriff der Inspiration, Psychologie der Inspiration (d. i. deren Einfluß auf Willen, Verstand, Phantasie), Falsche Ansichten über Inspiration, Kriterien, Beweis, Ausdehnung derselben, Streitfrage über Verbal-Inspiration, Folgerungen — bekunden große Gelehrsamkeit, Schärfe und Gewandtheit der Darstellung. Als Begriffsbestimmung der Inspiration lesen wir p. 25: Un influx surnaturel et une grâce extraordinaire de l'Esprit Saint, déterminant la volonté, éclairant l'intelligence, l'imagination, la mémoire, et dirigeant la plume de l'auteur sacré, de telle sorte que celui-ci évita toute erreur et n'écrivit que ce que Dieu voulut. Gegen zwei Punkte kann man wohl Bedenken erheben. Der Herr Verfasser verlangt auch für die Gegenstände, welche dem heiligen Schriftsteller vollständig bekannt sind, eine illuminatio mentis; er findet z. B. den Satz des P. Chr. Pesch ungenügend: Ut quis sit scriptor inspiratus, requiritur supernaturale iudicium quo scil. homo iudicat sibi haec et haec scribenda esse (Praelectiones dogmaticae [1] I, p. 374, n. 616). Was ist nun dieses lumen intellectuale? Es werden wohl manche etwas verwundert sein, daß man p. 62 belehrt wird: La lumière inspiratrice ne manifesta rien de nouveau, n'introduisait aucune idée, aucune espèce nouvelle; il n'y eut point *acceptio cognitorum*, il y eut seulement *illuminatio mentis*.

Der Herr Verfasser spricht sich mit mehreren Neueren recht entschieden für die Verbalinspiration aus, die allein den Andeutungen der Heiligen Schrift, der

[1] Von dem vortrefflichen Lehrbuch Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton Hall habebat *Christianus Pesch* S. J. (Friburgi, Herder) sind außer den ersten drei Bänden, welche bereits in dieser Zeitschrift besprochen wurden, weiter erschienen Band 4 (De Verbo Incarnato. De Beata Virgine Maria. De Cultu Sanctorum) und Band 6 (De Sacramentis in genere. De Baptismo. De Confirmatione. De SS. Eucharistia). Anm. der Red.

Lehre der heiligen Väter, der Encyklika Leos XIII. und der Psychologie gerecht werde. Hierbei ist es aber bemerkenswerth, wie derselbe bei Lösung der gegen die Verbalinspiration von jeher vorgebrachten Schwierigkeiten schließlich uns die Verbalinspiration darstellt: Dieu ne les (d. i. les termes dont il devait user) lui suggéra non plus, car l'écrivain connaissait bien la langue hébraique ou grecque qu'il employait. Nous prétendons seulement que le travail psychologique de la formation et du choix des mots se fit sous l'influence de la lumière inspiratrice. Und p. 192 lobt der Herr Verfasser als ganz zutreffend die Aeußerung des P. Lagrange, gleichfalls eines Vertheidigers der Verbalinspiration: S'il emploie certaines pensées, certaines expressions, c'est que pensées et expressions lui plaisent, et ce qu'il lui paraît opportun d'écrire sous la lumière divine n'est pas moins spontané que ce qu'il aurait choisi de lui-même sans ce secours spécial. Nun möchte ich doch fragen, welch ein nennenswerther Unterschied noch sei zwischen der so erklärten Verbalinspiration und der Theorie des Cardinals Franzelin u. a., die von eben diesen Verfechtern der Verbalinspiration bekämpft und als im Widerstreit mit der katholischen Tradition hingestellt wird. Selbst wenn Worte, die Gott gesprochen hat, in der Heiligen Schrift angegeben sind, läßt der Herr Verfasser den Fall eintreten: que l'auteur sacré ne rapporte pas absolument les termes dont Dieu s'est servi, und auch qu'il a lui-même ajouté des développements et amplifié la pensée divine. Ferner dürfte bei der Frage auch zu erwägen sein, bei wie vielen Theilen von einer Verbalinspiration keine Rede sein kann. Wie vieles in den historischen Büchern ist wohl aus bereits vorher abgefaßten Schriften und Urkunden entnommen? Der Ueberlieferung gemäß schrieb Marcus die Predigt des hl. Petrus, Lucas schöpft aus vorhandenen Quellen und mündlich eingezogenen Nachrichten; der Herr Verfasser sagt selbst, der heilige Verfasser sei auch inspirirt gewesen, um uns seine vorher gehabten Gedanken und Gefühle mitzutheilen — wird er wohl da eine Verbalinspiration annehmen? (p. 222.) Ganz richtig wird p. 212 gesagt, paroles de Dieu et d'autorité divine en eux-mêmes et par eux-mêmes seien alle authentischen Texte, die Behauptungen oder Reden enthalten, welche ausdrücklich oder gleichwerthig von Gott, von Christus oder einem inspirirten Autor gebilligt werden. Und hierfür werden viele Beispiele gegeben; so u. a. die Antwort Petri (Matth. 16, 16. 17), Simon des Pharisäers (Luc. 7, 43), der Samaritanerin (Joh. 4, 25. 26), der Vers des Epimenides (Tit. 1, 12) u. s. f. Nun, wenn das paroles de Dieu sind, bei denen doch eine Verbalinspiration ausgeschlossen ist, so kann eben daraus, daß die Heilige Schrift la parole de Dieu ist, auch kein Beweis für die Verbalinspiration genommen werden. Der Herr Verfasser will auch die Encyklika als Beistand für diese Theorie hinstellen. Allein, wenn es daselbst heißt: ita scribentibus *adstitit*, ut ea omnia et recte conciperent et *apte exprimerent*, so wäre der Ausdruck bei Annahme einer Verbalinspiration höchst unpassend: was braucht es bei ihr noch eines besondern Beistandes, ut apte exprimerent? Man wird doch das apte exprimere nicht auf die Lesbarkeit der Buchstaben beziehen wollen?

Der Herr Verfasser will die bekannte Stelle 2 Tim. 3 (nicht 2, p. 116), 16, πᾶσα γραφή, übersetzen: toute parole, toute parcelle d'Écriture Sainte. Es ist wahr, γραφή wird auch von einer einzelnen Schriftstelle ein paarmal gesagt. Hier aber ist das sicher nicht der Fall. Das erhellt erstens aus dem vorhergehenden Vers, aus den ἱερὰ γράμματα, die in V. 16 erläutert werden, so daß dadurch schon πᾶσα γραφή als „jede Schrift" erwiesen wird; zweitens sagt der hl. Paulus in V. 16, daß πᾶσα γραφή einen vierfachen Nutzen habe: zur Belehrung und Widerlegung der Irrlehren (Dogma), zur Zurechtweisung und zum (höhern) Unterricht in der Gerechtigkeit (Moral). Nun ist es aber sicher dem hl. Paulus nicht in den Sinn gekommen, zu sagen: toute parole, toute parcelle habe diesen zweifachen Nutzen für Dogma und den zweifachen Nutzen für Moral, und ganz gewiß wird auch der Herr Verfasser darauf verzichten, aus toute parole diesen vierfachen Nutzen herauszupressen. Ebenso vergebens ist die Mühe, die darauf verwendet wird, zu beweisen, daß propheticus sermo (2 Petr. 1, 19) die ganze Heilige Schrift des Alten Testamentes bezeichne (p. 122); denn der Zusammenhang macht es zu klar und deutlich, daß bloß von den alttestamentlichen Verheißungen die Rede ist (vgl. V. 20, 21; 2, 1). Der Herr Verfasser behauptet auch, daß die Synagoge fest an die Verbalinspiration geglaubt habe. Wie man angesichts des von der Synagoge überlieferten Textzustandes diese Ansicht aufstellen mag, wird den meisten unbegreiflich erscheinen. Wie nur der gelehrte Herr Verfasser dafür die Worte des Josephus anführen mag: Quanta veneratione libros nostros prosequamur reipsa apparet. Quum enim tot iam saecula effluxerint, nemo adhuc nec adiicere quidquam illis nec demere aut mutare aliquid est ausus! Was sagt die Geschichte der LXX, des Samaritanus, des hebräischen Textes dazu? Um die Verbalinspiration aufrecht zu halten, scheint der Herr Verfasser anzunehmen, es könne im Geiste keine Erkenntniß und kein Gedanke sein, ohne daß zugleich die Worte fix und fertig da ständen. Ist das richtig? Der hl. Thomas kennt als dritte und vorzügliche Art der Mittheilung Gottes an die Propheten das imprimere species intellegibiles ipsi menti, sicut patet de his qui accipiunt scientiam vel sapientiam infusam (Summa 2, 2, q. 173, a. 2). Ist da auch alles fix und fertig in Worte schon eingekleidet? Gewiß nicht; und nicht einmal in der Mittheilung per formas imaginarias. Um gewissen Schwierigkeiten, z. B. der verschiedenen Angabe der einmal ausgesprochenen Einsetzungsworte, auszuweichen, sagt der Herr Verfasser: Der Heilige Geist konnte, ohne sich zu widersprechen, inspirer des mots différents. Warum? Weil Gott sich den individuellen Eigenthümlichkeiten anschließt in seiner Wirksamkeit: par conséquent, son intention dut être de faire rapporter à l'auteur sacré non les paroles absolument textuelles, mais le sens général, la substance des choses ou des récits. Ist das die Intention Gottes, so schließt man mit Recht: also bedurfte es keiner Verbalinspiration. Wenn nun Marcus und Lucas die Einsetzungsworte so niederschreiben, wie sie selbe von Petrus, Paulus oder andern gehört, wie braucht es da noch einer Verbalinspiration?

Jos. Knabenbauer S. J.

Procopius von Gaza. Eine literarhistorische Studie von **Ludwig Eisenhofer,** Präfect im k. Erziehungsinstitut für Studirende in München. Gekrönte Preisschrift. gr. 8°. (VIII u. 84 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 2.

Procopius von Gaza, wohl der erste Verfasser einer bedeutsamen exegetischen Catene, hat neben diesem größern Werke auch in einer kürzern und gedrängten Form, in einem Commentare, den wesentlichen Inhalt seiner Catene veröffentlicht. In dieser zweiten Arbeit wollte er, wie er selbst in der Vorrede erklärt (M. s. gr. 87a, 21), den riesigen Umfang der Catene auf ein gefälliges Maß reduciren und zu diesem Zwecke alles, worin die Väter bei ihren Auslegungen der Heiligen Schrift übereinstimmen, nur einmal dem Sinne nach wiedergeben, ohne die Namen der Autoren beizufügen. Bei abweichenden Ansichten verspricht er, in Kürze den bezüglichen Inhalt zu referiren. Zur größern Klarheit soll auch geeigneten Ortes manches von außen, was in den Vätern nicht steht, beigebracht werden. Auf diese Weise hofft Prokop ein einheitliches und organisches Ganzes (ἓν σῶμα τῆς γραφῆς) aus den sämtlichen excerpirten Väterstellen zu bilden, so daß die verschiedenen Stimmen der frühern Ausleger gleichsam wie aus einem Munde zu uns sprechen. Jenes größere Werk Prokops, die eigentliche Catene (Ἐκλογαί), ist leider nicht in der ursprünglichen Gestalt erhalten, sondern nur bruchstückweise in verschiedenen Handschriften überliefert, namentlich in der Catena Lipsiensis, welche von dem Griechen Nicephorus 1772 in Leipzig herausgegeben wurde. Dagegen ist die zum Commentar verarbeitete Catene Prokops vollständig auf uns gekommen. Die Bücher der Heiligen Schrift, über welche sich der Commentar erstreckt, sind der „Oktateuch“ [1], die Königsbücher, die Bücher Paralipomenon, der Prophet Isaias und das Hohe Lied. Zweifelhafter Herkunft ist der Commentar zu den Proverbien und zum Prediger.

L. Eisenhofer hat es unternommen, die verschiedenen Bestandtheile, aus welchen der Commentar Prokops zum Oktateuch, zu den Büchern der Könige und Paralipomenon sowie zu Isaias zusammengesetzt ist, ausfindig zu machen und den betreffenden Eigenthümern zuzuweisen. Die abgenommenen Etiketten sind mithin neuerdings den einzelnen Auszügen aufgeheftet und gestatten ein rasches und bequemes Nachschlagen in den Fundstätten. Beim Oktateuch dienten Eisenhofer als willkommene Vorarbeit die Untersuchungen Wendlands über die Quellen des Commentars zu Genesis und Exodus. Von Wendland wurden schon namhafte Fragmente Philos aus dessen im Urtext verlorenen Quaestiones ad Gen. et Exod. identificirt und desgleichen die Benutzung des Origenes und Cyrills von Alexandrien nachgewiesen. Darauf ging Erich Klostermann an die Quellenstudie des Commentars zum Buche Josue und entdeckte eine „weitgehende Verwendung der nur in der lateinischen Uebersetzung Rufins vorhandenen Homilien

[1] Diese Bezeichnung stimmt insofern nicht, als das Buch Ruth wenigstens in dem vorliegenden Commentar sich nicht findet.

des Origenes". Eisenhofer hat nun mit einer staunenswerthen Hingabe und Ausdauer die oben genannten Commentare einer neuen bezw. einer erstmaligen Durchsicht unterzogen, und es ist ihm gelungen, die Zahl der aufgedeckten Originalstellen auf ungefähr zweitausend zu bringen. Der Hauptantheil seiner Funde entfällt auf den Commentar zu Isaias (S. 51—84); aber auch für den Inhalt der übrigen von Eisenhofer untersuchten Commentare sind sehr beachtenswerthe Ergebnisse gewonnen. Zu den im Isaiascommentar am häufigsten benutzten Autoren gehört Cyrill von Alexandrien, der auch sonst häufig verwerthet ist, ferner Eusebius von Cäsarea und, was auf den ersten Blick überraschen dürfte, der Commentar des arianischen Bischofs Theodor von Heraklea in Thracien (gest. um 355). Bei der Erklärung der Königsbücher und Paralipomenon excerpirte Prokop die Quästionen des Theodoret von Cyrus, abgesehen von einigen wenigen Citaten aus andern Autoren. Für das Buch Josue sind namentlich des Origenes Homilien eine Hauptquelle gewesen; in diesem Abschnitte hatte E. Klostermann schon früher eine Untersuchung vorgenommen. Die bunteste Reihe von Autoren erscheint im Commentar zur Genesis, neben Philo nämlich Basilios, Theodoret, Severianus, Gregor von Nyssa, Cyrill von Alexandrien, Origenes, Methodius, Gregor von Nazianz; weiterhin sind noch an der Hand der Catena Lipsiensis nachweisbar: Acacius (Arianer), Athanasius, Chrysostomus, Didymus, Diodor, Ephräm, Eusebius, Eustathius, Gennadius, Hippolyt, Irenäus, Isidor, Melito, Severus (Monophysit), Theodor von Heraklea. Im Commentar zu Exodus tritt besonders wieder Cyrill von Alexandrien und daneben Gregor von Nyssa hervor, beim Leviticus Origenes mit seiner achten Homilie und Apollinarius, beim Buche Numeri abermals Cyrill von Alexandrien, Gregor von Nyssa und Apollinarius, im Deuteronomium neuerdings Cyrill von Alexandrien.

Die ungeheure Stellenmasse konnte in dem äußerlich bescheiden auftretenden Buche nur dadurch untergebracht werden, daß der Verfasser jegliche Textcitation, abgesehen vom Anfangs- und Schlußwort, sowie alle weitern Ausführungen unterdrückte. Er hat mit seiner Tabelle aber einen Schlüssel geschaffen, mit dem wir die geistige Werkstätte Prokops und alle seine literarischen Magazine aufschließen und ihn selbst bei seiner Arbeit controlliren können. Den Forschern auf dem Gebiete der Patristik wird dieser Schlüssel sehr willkommen sein und seinestheils dazu beitragen, auch manche andere Frage, wie z. B. über die Lebenszeit und den Charakter Prokops, über die Geltung des Origenes am Ende des 5. Jahrhunderts, über die Häretiker Theodor von Heraklea, Acacius, Severus u. s. w., ihrer Lösung näher zu bringen. Eine Ausbeute nach einer andern Richtung, nämlich über den von Prokop benutzten Bibeltext und über die im Codex Augustanus[1] (Kgl. Staatsbibliothek in München, Hardt n. 358)

[1] Der Oktateuch-Commentar ist bis heute, abgesehen von den ersten 18 Kapiteln der Genesis, nach dem griechischen Original noch nicht gedruckt. Zu den Handschriften vgl. Ehrhard bei Krumbacher, Byzantinische Literaturgeschichte (2. Aufl.) S. 126.

aufgefundenen Fragmente der Homilien des Origenes, stellt der Verfasser selber in Aussicht.

Dem Stellenregister sind orientirende Bemerkungen (S. 1—16) vorausgeschickt, welche sich über die Schule von Gaza, das Leben und die Werke Prokops, endlich über deren Ueberlieferung verbreiten. In Hinsicht auf den letzten Punkt scheint mir Eisenhofer auf Grund seiner Gegenbeweise ganz im Recht zu sein, wenn er der Annahme Cohns, es enthalte der Münchener Codex „im wesentlichen nichts anderes als einen aus den Excerptenreihen der Catena Lipsiensis zusammengestückelten Commentar", entgegentritt. Damit ist natürlich auch die andere Aufstellung Cohns abzulehnen, daß eine in vielen Handschriften überlieferte namenlose Catene zum Oktateuch, die auch der *Catena Lipsiensis* zu Grunde liegt, von Prokop verfaßt und mit dessen Ἐκλογαί geradezu identisch sei. Vorsichtiger drückte sich Wendland aus, wenn er schrieb, daß uns in der Catena Lipsiensis ein guter Theil von Prokops Ἐκλογαί vorliege.

Was die Würdigung der exegetischen Arbeit Prokops betrifft, so dürfte seine Catenenschriftstellerei allerdings auch unter das allgemeine Urtheil fallen, das man über diesen letzten Zweig der theologischen Literatur zu fällen pflegt. Die Catene ist ein Anzeichen der Ermattung selbständiger Geistesthätigkeit; ihr charakteristisches Zeichen ist Mangel an Originalität und einseitige Abhängigkeit von den Schriften der Väter. Der lebendige Zusammenhang mit den geistigen Strömungen der Zeit, die beständige Zufuhr von neuen aufhellenden Momenten aus andern theologischen Disciplinen und den verschiedenen Wissenszweigen der Sprachkunde, Archäologie, Geschichte, Speculation ist unterbrochen. Das Verdienst des Sammlers beschränkt sich auf die Wahl des einheitlichen Gesichtspunktes sowie auf die Auslese und Anordnung der Stellen. Prokop hat aber mit einer derartigen Stoffsammlung sich nicht begnügt. Bei der Feinheit und Universalität seiner Bildung, bei der energischen und frischen Kraft seines Geistes und endlich bei seinem eminenten Lehrtalent und praktischen Wesen drängte es ihn, die aufgespeicherten Massen zu durchdringen und organisch zu beleben, aus den buntfarbigen zahllosen Stücken ein großes Mosaik zu bilden. Es mag sein, daß auch einem Prokop ein solcher Erstlingsversuch nicht ganz gelingen sollte und, wie Eisenhofer bemerkt, die ursprüngliche Catene vielfach wieder zu Tage tritt. Jedenfalls verdient der tüchtige Gazäer Dank und Anerkennung. Seine innige Vertrautheit mit den altklassischen Mustern und die antikisirende Richtung im Stil jenes Zeitalters, wie sie in den Briefen und in der Lobrede Prokops auf Anastasius I. hervortreten, hat ihn bei seiner Schrifterklärung nicht behindert, voll Ernst und Ueberzeugung für die Wahrheit des Christenthums einzutreten. Die Nachwelt ehrte ihn mit dem schönen Namen ὁ χριστιανὸς σοφιστής. A. Mai urtheilt [M. 87a, 18]: Cum tota lucubratio ex antiquorum Patrum scriptis congesta sit, profecto habemus *hermeneutices genus solidum doctrinamque authenticam.*

Eisenhofer ist mit andern Patrologen der Ansicht, daß Prokop von Gaza auch auf dem polemisch-apologetischen Gebiete sich verdient gemacht und jene Streitschrift gegen die Στοιχείωσις θεολογική des Proklos geschrieben hat,

welche Dräseke jüngst in der Ἀνάπτυξις des Nikolaus von Methone (12. Jahrhundert) voll und unversehrt zu entdecken vermeinte (Byzant. Zeitschrift 1897, S. 55—91). In der „Liter. Rundschau für das kathol. Deutschland“ (1897, S. 89) wird dieser Fund bereits freudig begrüßt, weil „dadurch das 5. Jahrhundert um eine wichtige dogmatische Schrift vermehrt ist“. Dem gegenüber möchte ich, wenigstens vorläufig, zu einiger Zurückhaltung mahnen. Eine genauere Durchsicht der Ἀνάπτυξις führte mich zur Erkenntniß, daß die Streitschrift des Prokop, wenn je eine solche unter dem Titel Ἀντίῤῥησις Προκοπίου Γάζης κτλ. (Cod. Vat. 1096) existirte, auf keinen Fall mit der Ἀνάπτυξις des Nikolaus sich deckt. Mindestens muß nach einer ganzen Reihe von auffälligen Anzeichen Nikolaus die Schrift des Prokop gründlich umgearbeitet haben; ja es liegt sogar nahe, jenes Fragment, das im Cod. Vat. 1096 allerdings dem Prokop zugeschrieben wird und mit Cap. 146 der Ἀνάπτυξις des Nikolaus den gleichen Text enthält, für ein Pseudepigraphon zu halten. Die ausführliche Begründung dieser Ansicht habe ich in einem Artikel für die „Byzant. Zeitschrift“ versucht. Es sei mir gestattet, hier in aller Kürze auf die Hauptpunkte hinzudeuten. Die Ἀνάπτυξις des Nikolaus enthält an zahlreichen Stellen, die das ganze Buch durchziehen, deutliche Spuren von der großen Controverse über den Ausgang des Heiligen Geistes aus dem Vater allein. Damit ist auf die Zeit nach Photius gewiesen. Andererseits hat keiner von den griechischen Theologen des byzantinischen Mittelalters, die doch alle frühern Zeugnisse für ihre von Rom abweichende Lehre zusammensuchten, je des Prokop von Gaza Erwähnung gethan, der gewiß ein vorzüglicher Gewährsmann aus dem 5. Jahrhundert gewesen wäre. Eine Vergleichung der Ἀνάπτυξις mit den Commentaren Prokops lehrt ferner, daß Prokop mehrfach mit sich selbst in Widerspruch kommen müßte, wenn der Inhalt der Ἀνάπτυξις ihm als Urheber zuzuweisen wäre. Endlich ist der ganze Ton, in dem die Ἀνάπτυξις geschrieben ist, ihr Stilcharakter, ihr Wortschatz, ihre Tropik, ihre Anlehnung an Pseudo-Dionysius und Johannes von Damaskus unvereinbar mit der Annahme, daß uns in der Ἀνάπτυξις des Nikolaus nichts anderes vorliege als jene Ἀντίῤῥησις, die Prokop im 5. Jahrhundert verfaßt haben soll. Wem es darum zu thun ist, schnell einen Eindruck von dem gewaltigen innern Abstand zu gewinnen, der zwischen beiden Schriftstellern vorhanden ist, lese nur die Vorrede zur Ἀνάπτυξις (p. 1—5 ed. Voemel) aufmerksam durch und nehme dann das Proömium zum Genesis-Commentar von Prokop in die Hand. Mir will bedünken, Dräsekes Beweismaterial ist ungenügend, seine Schlußfolgerungen sind übereilt und seine Lösungen der ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten nur scheinbare.

Als kleinen Nachtrag zur Stellensammlung Eisenhofers notire ich noch:
M. (87b) 1932, 34—39 (πλήρη — Κυρίου) = Cyr. M. 70, 173 B.
1932, 45—50 (διερμηνεύεται — Θεόν) = Cyr. 70, 173 C.
1933, 7—9 (ὑψοῦνται — ὑψώμασιν) = Cyr. 70, 173 D.

J. Stiglmayr S. J.

Clemens August, Erzbischof von Köln. Ein Lebensbild von **Herm. Jos. Kappen,** Stadtdechant. Mit einem Titelbild. 8⁰. (VIII u. 240 S.) Münster, Aschendorff, 1897. Preis *M.* 3.

Für die Kirchengeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert hat es kein Ereigniß gegeben, das machtvoller und folgenreicher eingewirkt hätte, als die Katastrophe vom 20. November 1837. Es war nicht eine Diöcese oder die Kirche eines einzelnen deutschen Staates, noch auch das kirchliche Leben des gegenwärtigen Jahrhunderts allein, was durch diese Katastrophe beeinflußt wurde; dieselbe bildet vielmehr im katholischen Leben Gesamtdeutschlands einen bleibenden Markstein. Solange es noch einen katholischen Bischof gibt auf deutscher Erde, solange noch deutsche Männer leben, welche das Gut ihres katholischen Glaubens theuer im Herzen tragen, wird der Name Clemens August nicht aufhören, seinen wunderbaren Zauber, seine erhebende und hinreißende Kraft auszuströmen. Clemens August, der unerschütterliche Bekenner, der mannhafte Gottesstreiter, ist zum Idealbild geworden für die Katholiken Deutschlands, zur verklärten Lichtgestalt, welche in strahlenden Zügen den Inbegriff dessen vor Augen stellt, was dem katholischen Mann, dem Priester, dem Bischof unserer Tage vor allem andern benöthigt.

Solche Idealgestalten, bei welchen die individuelle Persönlichkeit, wie achtunggebietend auch immer sie sei, fast verschwindet vor der Macht und Größe der Idee, die sie zum Ausdruck bringt, lassen sich schwer in die enge Sphäre des Alltagslebens zurückrufen. Wie anziehend es sein mag, bleibt es doch stets ein Wagniß für den Geschichtschreiber, den Phasen ihrer Entwicklung genauer zu folgen, neben den entscheidenden Thaten auch die nebensächlichen Züge ihrer Persönlichkeit, ihre Eigenthümlichkeiten und Gepflogenheiten, die mehr untergeordneten Erlebnisse im Kreise des Hauses wie des Amtes zum Gegenstand eines historischen Gemäldes zu machen.

Ehrfurchtsvolle Scheu hat denn auch bis heute davon zurückgehalten, eine Geschichte Clemens Augusts zu schreiben. Alle kennen seinen Namen, seine epochemachende, man möchte sagen weltumgestaltende Bedeutung. Hunderte charakteristischer Anekdoten wie ernster Kraftworte, die an seine merkwürdige Gestalt sich knüpfen, gehen heute noch von Mund zu Mund, aber eine Geschichte oder auch nur ein Lebensbild umfassenderer Art hatte bis jetzt niemand gewagt.

Ein ehrwürdiger Veteran, dessen persönliche Erinnerungen in jene große Zeit noch zurückreichen, der von Jugend auf heimisch war in der Stadt und in dem Kreise, in welchem Clemens August den größten Theil seiner Tage hindurch lebte und wirkte, bietet nun, mehr denn 50 Jahre nach dem Tode des großen Bekenners, zum erstenmal im eigentlichen Sinne von ihm ein „Lebensbild“, das er „an der Neige seiner Tage in Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe am Grabe des großen Erzbischofs niederlegt“.

In der That trägt das Werk auch überall die Spuren nicht nur reicher persönlicher Erinnerungen, sondern mehr noch gediegener Lebenserfahrung und durchdringender Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse im Staate Preußen und

vorab im alten Münsterschen Bisthum. Dabei ist der Standpunkt des Erzählers hoch, wie sich's gebührt, sein Blick vielseitig und weitausschauend. Hier spricht ein Mann, welcher in dem, was er selbst zwei Generationen hindurch erlebt und gewirkt hat, einen Rechtstitel darauf trägt, daß seine belehrende und mahnende Stimme gerne gehört werde.

Es ist nicht unwichtig, daß diese Stimme aus dem Herzen eines Priesters kommt; ja als glückliche Fügung mag es erscheinen, daß ein im Kampf des Lebens und des Berufes ergrauter Priester berufen war, der erste Biograph Clemens Augusts zu werden. Manchen unscheinbaren, aber bedeutungsvollen Zug hat er richtig zu verstehen, manche Saite im Herzen des Lesers anzuschlagen gewußt, die nur das Auge des erleuchteten Priesters herauszufinden vermag.

Einem solchen Biographen konnte es aber auch gelingen, mit weihevoller Hand ein Lebensbild zu entwerfen, das bei hinreichender Naturwahrheit der Idealgestalt nichts von ihrer Höhe, nichts an ihrem Strahlenglanze gemindert hat. Ganz so findet man hier Clemens August wieder, wie frommer und begeisterter Sinn den „Mann der Vorsehung und Erneuerer des kirchlichen Lebens in Deutschland" sich zu denken liebt. Es ist ganz jener bewunderte Clemens August, der auch im unsichern Düster „labyrinthischer Zeiten" klar „die Principien der Kirche kannte, sie in sein innerstes Leben aufgenommen hatte und zugleich mit einem Charakter ausgestattet war, auf welchen weder Lockung noch Drohung oder Gewalt einen Einfluß ausüben konnte". Das ganze Lebensbild ist eigentlich nur der Thatsachenbeweis für den einen Satz (S. 234), daß Gott „die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland an eine reine, lautere, makellose Persönlichkeit geknüpft" und daß von daher der wunderbare Segen stamme, „welcher mit dem Leben und Wirken des großen Kirchenfürsten sich verbunden, der himmlische Thau, der in das ganze Geäder des kirchlichen Lebens eingedrungen, der Strom von Gnaden, welcher seit dem Kölner Ereigniß alle Gebiete Deutschlands belebt und befruchtet hat".

Das Werk ist in großen, festen Zügen entworfen und enthält die trefflichsten Streiflichter auf kirchliche und staatliche Zustände während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Unbesorgt um materielle Vollständigkeit, unbekümmert um historische Zwirnsfäden und Nebensächlichkeiten, schreitet die Erzählung kräftig und zielbewußt voran und weiß, fern von aller Redseligkeit und Weitschweifigkeit, den Leser so zu fesseln, daß wohl niemand in dem rüstigen Erzähler einen achtzigjährigen Greis vermuthen möchte. Man kann dem ehrwürdigen Verfasser für dieses schöne Werk, eine Erbauungsschrift für katholische Männer der Gegenwart im edelsten Sinne des Wortes, nur hohen Dank wissen. Es bildet nicht das geringste Verdienst in einem an Verdiensten reichen Priesterleben. Möge die Schrift in vieler Katholiken, in vieler Priester Hände kommen und vorab denen theuer werden, welche für den kampfreichen Beruf des heiligen Priesterthums sich vorbereiten. Dann wird gewiß, was zum Schluß der hochwürdige Verfasser als den Wunsch ausspricht, der ihm die Feder geführt habe, „dieses Lebensbild in dem mannigfachen Dunkel unserer Zeit ein hellleuchtender Stern für Priester und Volk sein".

Otto Pfülf S. J.

Bildergrüße aus dem heiligen Lande. Erläuterungen zur Bibel auf Grund in Palästina gesammelter Erfahrungen von Dr. **Cunningham Geikie.** Mit ca. 400 Original-Illustrationen von Prof. **A. H. Harper.** Uebersetzt von Pfarrer **Joh. Walter.** 4°. (VII u. 920 S.) Charlottenburg, Brandner, 1896. Preis *M.* 14.50.

Das vorliegende Werk hat in einigen katholischen Blättern eine ziemlich günstige Beurtheilung gefunden. Es wurde, wenngleich unter gewisser Reserve, als auch für katholische Leser empfehlenswerth bezeichnet, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die Familie und die breitern Kreise der Bevölkerung. Nach näherer Prüfung des Buches ist es mir jedoch mehr als zweifelhaft geworden, ob diese Empfehlung wohl dem Werthe des Werkes entspricht.

Allerdings bietet das Buch auch Schönes und Gutes, und dies ohne Einschränkung anzuerkennen, ist eine angenehme Pflicht der Gerechtigkeit. Volles Lob verdient vor allem die Absicht, die im Vorworte ausgesprochen wird: „Ich habe Palästina mit der Absicht durchwandert, für die heiligen Schriften anschauliches Verständniß zu gewinnen.“ Auch in der Ausführung zeigt der Verfasser vielfach Liebe zur Heiligen Schrift und gläubige Verehrung für ihre Worte.

Es ist auch nicht zu unterschätzen, daß er Andersgläubigen gegenüber zuweilen eine recht versöhnliche Gesinnung offenbart. Aller Anerkennung werth sind z. B. die Worte: „Wir beurtheilen so leicht fremde kirchliche Gemeinschaften zu scharf; kennten wir sie gründlicher, so würden wir mehr Achtenswerthes in ihnen entdecken“ (S. 359). Wenn der Schreiber ferner freimüthig von sich bekennt, daß er in der Geburtsgrotte zu Bethlehem geweint habe wie ein Kind (360), so wird er dadurch sicher nicht sinken in der Achtung bei jedem gläubigen Christen. Zu den innern Vorzügen kommt noch die gute Ausstattung des Buches. Der schöne Quartband zeichnet sich nicht nur durch klaren, gefälligen Druck aus, sondern weist auch die stattliche Zahl von etwa 400 Illustrationen auf, von denen manche gut gelungen sind.

Auf so manche bestechende Vorzüge hin könnte man versucht sein, die „Bildergrüße“ als Familienbuch zu empfehlen. Wahrheit und Gerechtigkeit fordern aber vom Kritiker, daß er den Licht- auch die Schattenseiten des Werkes entgegenstelle und dadurch den richtigen Werth desselben erkennen lasse.

Bei einem Buche, das auf dem Titel „Erläuterungen zur Bibel auf Grund in Palästina gesammelter Erfahrungen“ zu bieten verspricht, dürfte man zunächst wohl mit Recht erwarten, daß der Verfasser sich eine gründliche Kenntniß des Heiligen Landes verschafft und seine Erfahrungen nicht bloß auf einer einmaligen, kurzen „Tour“ durch das Land gesammelt habe. Leider scheint das Buch gleich dieser ersten Erwartung nicht zu entsprechen. Soweit man aus gelegentlichen Aeußerungen schließen kann, hat der Reisende gegen Ende Februar das Heilige Land betreten und war Ende März schon wieder über die Grenzen desselben hinaus. Denn nach den kleinen Ausflügen von Jaffa bis an den Karmel und zurück ist er am 2. März in Gaza (151). In 14 Tagen hat er ganz Süd- und Mittel-Palästina durchwandert und befindet sich am 14. März schon auf

dem Wege von Sichem (Nabulus) nach Samaria (Sebastije) (710), von wo es, nach einem kleinen Abstecher zum Karmel, ziemlich geraden Weges nach Damaskus geht.

Dabei war der Reisende für die Kenntniß und Erklärung von vielen Dingen auf seinen Dragoman oder seine Freunde angewiesen. Denn nach seinen verschiedenen Andeutungen zu schließen, war er des Arabischen nicht mächtig (vgl. 114. 179. 798 u. a.). Der Dragoman aber, der ihn von Jerusalem an durch das ganze Heilige Land nach Norden begleitete, war nach den eigenen Worten des Verfassers „ein junger, von der Touristen-Agentur während der Saison angestellter Mann; er war träge, anmaßend, unbegreiflich unwissend, alles in allem: mehr als unbrauchbar" (798).

Wenn man dem Buche, das nichts anderes als eine Beschreibung dieser „Tour" mit eingestreuten biblischen Erläuterungen ist, schon wegen der mangelhaften Grundlage mit einigem Mißtrauen begegnet, so sieht man sich darin noch bestärkt durch die Beobachtung, daß sich außerordentlich viele Fehler und Unrichtigkeiten in dieser Beschreibung finden.

Etwas überrascht ist man sofort, wenn man sich trotz der Jahreszahl 1896 auf dem Titel des Buches in der Beschreibung doch in die Zeit von 1886 zurückversetzt sieht, ohne daß irgend welche Andeutung oder Aufklärung darüber gegeben wird. Gerade in diesem letzten Jahrzehnt hat sich durch die beiden neuen Eisenbahnen Jaffa-Jerusalem und Beirut-Damaskus-El-Muzerib (Hauran), durch die Fahrstraßen von Jerusalem nach Bethlehem und Hebron, nach Jericho, theilweise auch von Jaffa nach Sarona und Sichem, und von Haifa nach Nazareth und Tiberias, durch die zahlreichen neuen Anstalten und Niederlassungen, durch Ausgrabungen u. a. so viel geändert, daß eine Beschreibung des Landes, wie es vor 10 Jahren war, durchaus nicht mehr genügt.

Aber auch abgesehen davon, ist vieles in der Beschreibung sogar für 1886 ganz falsch. Zunächst ist sie vielfach stark übertrieben und deshalb unwahr; vgl. z. B. die Ausführungen über die Straßen Jerusalems (414. 478), über Gaza (168), über die Juden in Jerusalem (461. 463 ff.), über die Omar-Moschee (446), die Häuser der Stadt (401. 435), die sittlichen Zustände der Bewohner (477), die landschaftlichen Schilderungen (39. 52 ꝛc.) u. a. m.

Besonders bedauerlich sind solche Uebertreibungen, unter denen dritte Personen zu leiden haben, wie z. B. die Touristen-Agenturen zu Jerusalem und Joppe, „die für ein Zelt für den Reisenden und ein gewöhnliches für den Führer und die Thiere den höchst anständigen Preis von 80—100 Mark (21 Medjidieh) pro Tag ansetzen" sollen (221). 21 Medjidieh sind für gewöhnlich nur 71 Mark und einige Pfennig, und der angebliche Preis von 80—100 Mark ist gerade das Doppelte von dem, was der Reisende dem Agenten zu zahlen hat, und für diese 40—50 Mark erhält er alles, was er überhaupt bei der feinsten Art einer Landreise nur braucht: Dragoman, Koch, Diener, Zelt mit Tisch, Stuhl und Bett, vollständiges und feinstes Essen, Pferde und Maulthiere für sich, die Begleitung und das Gepäck.

Bei einer Reise zu zweien oder mehr stellen sich die Kosten noch um 10 oder 20 Mark billiger für den einzelnen. So hat ja auch der Verfasser nach S. 676 für sich und einen Begleiter 70 Mark, also jeder nur 35 Mark pro Tag gezahlt, obwohl er mit einem Dragoman und einem Koch und dem Eigenthümer der Pferde,

zwei Futterknechten, drei Mauleseln und sieben Pferden reiste (ebd.); man wird es ganz in der Ordnung finden, daß jeder der beiden Herren für alles dieses nebst Zelt, Bett und Essen 35 Mark pro Tag gezahlt hat, wenngleich dem Verfasser auch dies zu hoch ist.

Die nicht ungewohnten Uebertreibungen des Buches zeigen sich insbesondere auch bei der Angabe der Entfernungen; vgl. z. B. S. 82. 174. 193. 270 u. a.

Aber noch schlimmer sieht es mit andern Zahlenangaben aus. Von den Bevölkerungsziffern will ich noch nichts sagen, da sie in zehn Jahren sich ändern und im Orient schwer zu bestimmen sind; doch bleibt z. B. die Angabe, daß „etwa viertausend Israeliten in Jerusalem" seien (463), hinter der wirklichen Zahl von mindestens 30—40000 etwas weit zurück. Aber die Höhenangaben ändern sich in zehn Jahren nicht und ließen sich mit Hilfe einer guten Karte leicht richtig wiedergeben. Trotzdem reiht sich bei denselben ein Fehler an den andern. 20 oder 100 Fuß zu viel oder zu wenig, scheint offenbar eine Kleinigkeit, auf die es nicht ankommt; doch betreffen die Fehler zuweilen auch mehrere Hunderte, ja Tausende von Fuß; vgl. 217. 292. 411. 490. 510. 512. 513. 538. 544. 555. 568. 603. 817 u. a. m. Unbegreiflich erscheinen mir insbesondere die sämtlichen Angaben über die Höhen- und Tiefenlagen der Jordanquellen und des Jordanbettes. „Die bemerkenswertheste Quelle des Jordan liegt bei Hasbeya im Libanon, 2200 Fuß (695 m) über dem Meere" (594). Hasbeya liegt nicht im Libanon, sondern im Antilibanus, den man heutzutage von ersterem mit Recht unterscheidet; 695 Meter sind 2279 Fuß englisch, mit denen der Verfasser und der Uebersetzer immer rechnen, und diese Höhe paßt nur für die Stadt, nicht für die Quelle, die nur 1705 Fuß hoch liegt. Der See Huleh soll 90 Fuß über dem Meere liegen (594), obwohl es nur $6^1/_2$ Fuß sind; die „Brücke der Töchter Jakobs liegt immer noch ein wenig über dem Meere" (594), wenngleich sie schon 42 Fuß unter dem Meere sich befindet. Von Banijas bis zum See Tiberias soll der Jordan 537 m = 1682 Fuß fallen (ebd.): 537 m sind aber 1761 Fuß engl. (1707 deutsch). Auf der folgenden Seite (595) wird das Gefälle des Flusses nochmals mit einigen neuen Fehlern wiederholt.

Viel bedauerlicher noch als solche sehr zahlreichen irrthümlichen Angaben sind die falschen Ortsbeschreibungen, die sich vielfach im Buche finden. Wie sich ein Leser z. B. ein annähernd richtiges Bild von Jerusalem machen soll, ist mir unverständlich. Schon der Umfang der Stadt muß ihm unklar bleiben; denn einmal sollen die Mauern $1^1/_2$ Stunden (552), ein andermal nur „etwa 4 km" (406) lang sein. Von der außerhalb dieser Mauern liegenden Neustadt im Norden und Westen erfährt man fast gar nichts. In der Mauer sollen „nur vier Thore" sein (468), während es deren doch sieben gibt nebst einem achten verschlossenen; wenn auch das neue Thor Bab Abdu'l-Hamid in der Nordwest-Ecke erst nach der Reise des Verfassers eröffnet ist, so bleiben doch noch immer sechs alte übrig. Daß ferner das Jaffathor und die übrigen Stadtthore „jeden Abend bei Sonnenuntergang" und am Freitag um 12 Uhr mittags eine Stunde lang geschlossen würden (529 ff.), hat der Verfasser wohl irgendwo in einer alten Reisebeschreibung gelesen, aber schwerlich mehr selbst erlebt. Heutzutage denkt man so wenig mehr an den Thoresschluß, daß das neue Thor gar keine Thorflügel mehr erhalten hat; aber auch schon im Jahre 1875 schrieb der gründliche Kenner und langjährige Bewohner Jerusalems, Georg Gatt: „Die Zeiten des Thorschlusses sind für das Jaffathor vorbei; weder bei Tag noch bei Nacht schließen sich seine nunmehr verkeilten Flügel" (Beschreibung über Jerusalem und seine Umgebung S. 159). Ebensowenig findet sich „vor dem

Jaffathore wie vor vielen andern Thoren ein Drehkreuz angebracht", um die Bewachung zu erleichtern (399).

Bei der Beschreibung der heiligen Stadt selbst redet der Verfasser von „vier Bergen im Norden, Osten und Süden der Stadt, auf denen dieselbe erbaut ist" (411); aber gleich auf der folgenden Seite liegt ein Berg in der Stadt auch im Südwesten (412) und etwas später ganz im Westen (439). Fast noch schlimmer als mit den Bergen steht es mit den Thälern der heiligen Stadt (vgl. 488—498). Ueberhaupt läßt die Beschreibung an Unklarheit und Ungenauigkeit, Uebertreibungen und Widersprüchen nichts zu wünschen übrig. Nicht besser geht es bei Bethlehem, beim Wadi Kelt, beim Jordan und vielen andern Stätten. Nur noch ein Beispiel. „Dieser Fluß", so heißt es vom Barada bei Damaskus, „entspringt auf den höchsten Höhen des Libanon und fluthet über ein felsiges Hochland zwischen der Riesenmasse des Hermon und der Hauptkette des Gebirges hindurch nach Norden. Von beiden Seiten strömen ihm zahlreiche Flüsse zu, während er sich ostwärts dem flachen Lande zuwendet" (858). Der Libanon steht einmal wieder für den Antilibanus; von der höchstgelegenen Quelle des Barada, Ain Hawar (1400 m), bis zu den höchsten Höhen des Libanon (Sannin, 2608 m) und Antilibanus (Dahr Abu'l-Hin, 2339 m, und Hermon, 2759 m) ist doch noch immer ein Unterschied von 1000 bis 1400 m; das Hochland, das der Barada zuerst durchströmt, ist die überaus fruchtbare Hochebene von Zebedani, die wohl eine andere Bezeichnung als „felsig" verdiente; nirgends fließt der Barada nach Norden, sondern erst nach Süden, dann nach Südosten, dann nach Osten; weder von der einen noch von der andern Seite strömen ihm zahlreiche Flüsse zu, höchstens der eine oder der andere Regenbach aus einem der Wadis.

Mit der Zuverlässigkeit des Buches auf andern Gebieten ist es nicht viel besser bestellt, z. B. in dem geschichtlichen Berichte über die Johanniter (430). Der Patron der Kapelle von Jerusalem, nach welchem die Johanniter benannt wurden, ist nicht „der damalige Bischof Johannes von Alexandrien", sondern Johannes der Almosengeber, der 606—616 Patriarch von Alexandrien war; Gottfried von Bouillon konnte 1113 oder später den Mönchen wohl kaum mehr Geschenke machen, da er schon 12 Jahre vorher gestorben war.

Dem Philologen werden sicher manche Etymologien des Verfassers einige Verwunderung bereiten, nicht minder die Bemerkung, daß „in den modernen Sprachen Palästinas kurah Kürbis heißt und kurwah Ricinus, im Hebräischen dagegen ersterer kikajon und bei Herodot letzterer kiki" (315). Dies hindert aber nicht, daß „der ländliche Dialekt Palästinas sich als ein Ueberrest des alten Aramäischen herausstellt und mit dem Hebräischen der Bibel enge verwandt ist" (826). Allerdings ließe sich mit denselben Beweisen, die für diese enge Verwandtschaft des „ländlichen Dialektes" mit dem Aramäischen und Hebräischen vorgebracht werden, auch die Verwandtschaft aller semitischen Sprachen untereinander ebenso überzeugend darthun.

Für die Naturwissenschaften zeigt der Verfasser eine recht löbliche Vorliebe; leider wird man aber auch hier seinen Ausführungen vielfach nicht beistimmen können. Von den immer wiederkehrenden „stachligen (zuweilen auch stachlichen) Birnhecken" (23. 109. 114 ꝛc.) will ich dahingestellt sein lassen, ob nicht vielfach Hagedorn- oder Kaktushecken gemeint sind, welch letztere auch gern „indianische Feigen" zubenannt werden (691. 692 ꝛc.). Dagegen ist es entschieden unrichtig, wenn es von den Rosen heißt: „Rosen gibt es in Palästina nicht, obwohl sie auf den kahlen Höhen des Hermon 6000 Fuß über dem Meere zur Blüthe kommen" (39).

Wenn damit cultivirte Rosen gemeint sind, so würden die Gärten von Jerusalem, Bethlehem, Jericho und überall lauten Einspruch dagegen erheben. Sind aber wilde Rosenarten gemeint, so haben doch die gemeine Rosa canina mit ihren mancherlei Spielarten und die Rosa phoenicia, die überall im Land in den Hecken an den Gräben zu Hause ist, wenigstens ein Recht auf Berücksichtigung. Hingegen würde sicherlich der alte, greise Hermon sich eines leisen Lächelns nicht enthalten über den Jünger der Scientia amabilis, der erst 6000 Fuß zu ihm hinaufsteigen wollte, um Rosen zu suchen; er bot sie mir wenigstens schon einige tausend Fuß tiefer in den herrlichsten Exemplaren und seltensten Arten, während ich höher hinauf gar keine fand.

Ebenso unrichtig sind manche andere Behauptungen, z. B. über den Christusdorn und den sogen. Sodomsapfel (570 f.), über die „zahllosen purpurrothen, herabhängenden Blüthen des Johannesbrodbaumes" (67), über die „langen und sehr spitzen Blätter" der Mandragore (386), sowie die Bemerkungen über die Sykomore (114 f.) und den „syrischen Papyrus" (67. 69 ꝛc.) und Ricinus (315) und Linsen (384) und manches andere. Insbesondere wird ein botanisch-exegetisch gebildeter Kritiker mit zahlreichen exegetisch-botanischen Excursen des Verfassers nicht einverstanden sein.

Doch der eigentliche Exeget wird um solcher Kleinigkeiten willen mit dem Buch nicht hadern, zumal er sich über viel Schwerwiegenderes mit ihm auseinanderzusetzen hat. Es wird ihm zwar nichts Ungewohntes sein, eine Reihe willkürlicher und zweifelhafter Erklärungen zu finden, vgl. z. B. S. 92. 95. 192. 223. 229. 295. 611. 627. 667. 670 u. a.; viel mehr wird er sich über andere Erläuterungen der Heiligen Schrift beschweren müssen, die in offenem Widerspruch mit dem heiligen Texte stehen; vgl. S. 368. 381. 542 u. a.

Mit Befremden wird er auch das harte Urtheil lesen, das über Salomo gerade wegen des Tempelbaues mehrmals gefällt wird (19. 519), und über die „engherzige Politik" Esdras, dem allein die Schuld an der feindseligen Haltung der Samaritaner beigemessen wird, die sonst „in aller Treuherzigkeit sich an die Juden angeschlossen hätten" (703). Dagegen erscheint das Vorgehen des Pilatus als durchaus lobenswerth, wenn er für die Herstellung der salomonischen Wasserleitung gewaltsam den gottgeweihten Tempelschatz angreift; mit Unrecht waren die Priester darüber ungehalten, „als ob dies müßig in den Tempelgewölben ruhende Gold hätte besser verwendet werden können" (486)! Man ist versucht, dabei an den Grundsatz von dem Zweck und den Mitteln zu denken. Trotz seines sonst bibelgläubigen Standpunktes scheint doch der Verfasser hier wie in manchen andern Punkten (vgl. 239. 611 f. 671. 717. 785 ꝛc.) von rationalistischen Strömungen beeinflußt zu sein. Auch in den Worten über den göttlichen Heiland muß es den gläubigen Christen trotz der salbungsvollen Reden über „die köstlichen Lehren unseres hochgelobten HErrn und Erlösers" doch recht unbefriedigt lassen, daß die göttliche Natur Jesu Christi fast ganz unberücksichtigt bleibt. Nirgends findet sich ein Hinweis auf die herrlichen Zeugnisse von seiner Gottheit, trotzdem ein solcher so oft sehr nahe gelegt wurde, bei den Worten über die Taufe Christi (583), über die Verklärung (757. 841), beim Tempel (455 ff.), bei Cäsarea Philippi (838 ff.), wo Petrus das herrliche Bekenntniß von der Gottheit seines Meisters ablegte. Um so befremdlicher müssen dem gegenüber Stellen wie die folgende erscheinen: „Alle diese Karawanen haben ihren Weg über Nazareth genommen und müssen von jedem Dorfbewohner der dortigen Gegend gesehen worden sein, so daß die Berührung mit der Außenwelt, wodurch

der Gesichtskreis der sonst so abgeschlossenen Bevölkerung sich erweitert, beständig erhalten bleibt. In noch höherem Maße war dies zur Zeit unseres Herrn der Fall; denn das Leben Palästinas pulsirte damals weit kräftiger wie heute. Und so ward auch Marias Sohn, wiewohl er in dem entlegenen Bergstädtchen lebte, mit Vorgängen aus einer größern Welt als die heimatliche, jüdische vertraut und lernte auch andere Rassen von Menschen kennen, alle mit gleichem Anrecht auf sein gnadenvolles Erbarmen" (771). Auf solche „Erläuterungen" würde man gerne verzichten, besonders da das stille, verborgene Nazareth von der Karawanenstraße von Damaskus und dem Hauran nach Akka, von der die Rede ist, wenigstens drei bis vier Stunden entfernt ist, während die Straße nach Aegypten auch erst in zwei Stunden vom Städtchen erreicht wird (vgl. Titus Tobler, Nazareth S. 3 f.).

Es würde zu weit führen, auf alle Unrichtigkeiten des Buches einzugehen. Ich erwähne auch nur im Vorübergehen, daß viele biblische Ortsbestimmungen in demselben zu großen Bedenken Anlaß geben, wenn z. B. Sodoma und Gomorrha an das Nordende des Todten Meeres verlegt werden (611), Arimathia gleich Ha Rama (28), Emmaus gleich Khamasa (631 f.) sein soll u. s. w.; trotz der Autorität des „gründlichen Kenners der biblischen Alterthümer, Kapitän Conder" (524), auf den der Verfasser sich mehr als dreißigmal selbst in philologischen Fragen beruft, sind solche und ähnliche Identificationen wissenschaftlich unhaltbar. Ich will auch nicht mit dem Verfasser rechten wegen der immer wiederkehrenden Wiederholungen und darüber, daß er in seinen Beschreibungen vieles schildert, was er auf seiner Tour bis Ende März gar nicht hat sehen können, obwohl der Leser darüber keine Aufklärung erhält, z. B. über den Melonenanbau (63 ff.), die Olivenernte (120), die Getreideernte und das Dreschen (123—130) 2c. Die außerordentlich zahlreichen, großen und kleinen Widersprüche in der Darstellung will ich nur nebenbei berühren; von den Winden heißt es beispielsweise S. 558: „Stärkere oder schwächere Winde nördlicher Richtung scheinen am häufigsten vorzukommen, denn sie wehen fast das halbe Jahr hindurch"; aber gleich auf der folgenden Seite ist der Ostwind dem Nordwind überlegen, denn „Ostwind weht das ganze Jahr über, bildet dagegen eine Ausnahme im Sommer"; doch schließlich erringt der Westwind noch die Palme, denn er weht täglich an der See, und nur bisweilen kommt es vor, daß er das Innere des Landes nicht erreicht (559). In ähnlicher Weise ist es einem sehr oft nicht leicht, einen Satz mit einem andern, sei es auf derselben Seite, sei es früher oder später, in Uebereinstimmung zu bringen (vgl. 9 u. 47, 46 u. 684, 46 u. 58, 64 u. 722, 147 u. 150, 186 u. 374, 194 u. 195, 202 u. Anm., 247, 279 u. 282, 355 u. 356, 362 u. 371, 379, 538 u. 555, 632 u. 93, 632 u. 666, 585 u. 52—70, 635 u. 710, 867 u. 866 u. 72 2c.).

Doch dieses erscheint als Kleinigkeit gegenüber den Bedenken, die das Buch in religiöser Hinsicht macht, und auf die ich noch kurz eingehen muß. In einem Buche, das „Erläuterungen zur Bibel" bringen will, erwartet man an und für sich kaum ausführliche Angaben über die religiösen Verhältnisse und die Missionsanstalten im Heiligen Lande. Aber wenn der Verfasser auch derartige Angaben bringen wollte, so wäre es nicht mehr als recht und billig gewesen, dabei jedem das Seine zu geben. Statt dessen stellt er sich auf einen ganz einseitig protestantischen Standpunkt und kümmert sich fast gar nicht darum, den katholischen Anstalten gerecht zu werden. So hat er z. B. in der Schilderung von Jerusalem, wo er immer wieder ausführlich auf die protestantische Missionsthätigkeit zu sprechen

kommt, auch nicht ein Wort für die viel zahlreichern und viel großartigern katholischen Anstalten. Fast sollte man glauben, daß selbst die Türken die aufopfernde Thätigkeit der Katholiken besser zu schätzen wüßten, da sie in ihr türkisches, städtisches Krankenhaus zu Jerusalem nicht protestantische Diakonissen, aber wohl katholische Schwestern zur Pflege der meist mohammedanischen Kranken beriefen.

Doch mag immerhin dem protestantischen Bischof von Jerusalem allein ein „unsterbliches Verdienst“ zuerkannt werden (477), mag Beirut durch die amerikanisch-presbyterianische Mission allein „zum Lichte geworden sein, das seine Strahlen in weit entfernte Gegenden sendet“ (878): man sollte aber wenigstens erwarten, daß ein solches Buch nicht den religiösen Anschauungen der Katholiken entgegenträte und ihre Gefühle direct verletzte. Leider sieht man sich auch in dieser Erwartung getäuscht. Die Unkenntniß in katholischen Dingen könnte man noch als etwas bei nichtkatholischen Schriften nicht Ungewohntes entschuldigen, wie wenn z. B. die Patene als „Hostienbehälter“ erklärt wird (861) oder eine Kapelle einem noch lebenden „damaligen Bischof“ geweiht sein soll (430). Aber wenn eingehend „erläutert“ wird, wie „irrige Stellen“ und „verkehrte Anschauungen“ und „Irrthümer“ in Bezug auf wissenschaftliche Dinge sich in der Bibel finden können (327 f.), so geht das gegen die katholischen Anschauungen; wenn es in einer „biblischen Erläuterung“ zum letzten Abendmahle heißt, daß Christus „sein heiliges Blut mit dem rothen Wein verglich“ (267), so wird damit die wahre Gegenwart des wirklichen heiligen Blutes unter der Gestalt des Weines geläugnet (vgl. 358). Wenn ferner nach der Meinung des Verfassers „der Ruf des mohammedanischen Muezzin viel besser klingt als das Geklingel der Glocken“ (169), so ist das Geschmackssache, und ebenso wenn er Freude hat an dem Vergleich, daß „der Ziegenbock meistens der Herde so ehrbar voranschreitet, wie der Mesner den weißgekleideten Chorknaben“ (190): aber wenn er die Zeit des 4. Jahrhunderts, in welcher das christliche Mönchs- und Einsiedlerleben zu blühen begann, nur „eine Zeit selbstquälerischer Frömmigkeit“ nennt (338) und die Selbstverläugnung und „Ertödtung des eigenen Ich, wie sie damals beliebt war“, als „krankhafte Sucht“ bezeichnet, infolge deren „die Wüsten von Aegypten und Palästina von Einsiedlern wimmelten“ (339; vgl. 615), so ist das ebenso geschmacklos als verletzend für das katholische Gefühl.

Dasselbe gilt in noch weit höherem Maße von den Bemerkungen, die sich der Verfasser über das Wallfahren (481. 588) und über die heiligen Stätten erlaubt. Allerdings sind seine Worte ganz im Stile jener Zeit gehalten, in welcher, wie er selbst sagt, „ein frommer Geist wie Luther aussprechen konnte, daß Gott sich gerade so viel um die Kühe des Schweizerlandes, wie um das Heilige Grab kümmere“ (475). Aber er sagt doch selbst, diese Zeit sei vorüber (ebd.), und deshalb sollte er doch auch nicht mehr diesen „frommen Geist“ nachahmen durch die verletzenden Bemerkungen über ein „echt mönchisches Wunder, das mehr als irgend etwas die Leichtgläubigkeit der Menschen offenbart“ (362), über die „mönchische Erfindungssucht“, die sich auch „durch Thatsachen keineswegs Fesseln anlegen läßt“ (441), über „Legende und frommen Betrug“, welche die Erzählung von der „Kreuzfindung, genauer Kreuzerfindung“, „geschaffen haben“ (426. 427), über „solche, von grübelnden Köpfen ersonnene Ueberlieferung, deren in Palästina kein Ende ist“ (896). Noch mehr aber muß es verletzen, wenn mit ziemlich deutlichem Hinweis auf katholische Ansichten von „Aberglauben“ im Gegensatz zu „unbefangenen Gemüthern“ die Rede ist (507), oder wenn die Katholiken zu den Secten gerechnet werden (586), oder wenn von der Marien-

kirche und der Todesangstgrotte im Thale Josaphat gesagt wird: „Sehenswerth bleiben sie wegen der Oertlichkeit und vielleicht nicht minder als Beleg für den Umfang, welchen der Aberglaube annimmt, wenn er die wahre Heiligkeit einer auf geistige Vorgänge gegründeten Religion, wie sie die christliche ist, zerstört" (510). Ich muß es dem Verfasser überlassen, solche Worte in Einklang zu bringen mit der Schilderung seines andächtigen Besuches in der Geburtsgrotte zu Bethlehem. Die Erinnerung an das, was ihm dort begegnet und was er dort empfunden, trotz der Kerzen und Lampen und Bilder, des Marmors und Silbers und Goldes, hätte ihn auch abhalten sollen, vom Calvarienberge in der Grabeskirche zu sagen: „Der ganze Schauplatz erhält durch seine prächtige Ausschmückung mit Lampen, Mosaiken und Bildern und Vergoldungen etwas durchaus Unnatürliches, das unmöglich neben der Befriedigung der Neugierde inmitten einer so ungeheuerlichen Häufung von Sehenswürdigkeiten irgend ein tieferes Gefühl aufkommen läßt" (427). Wenn er selbst nur zur Befriedigung seiner Neugierde gelangt ist, so sollte er doch nicht von sich auf andere schließen, über deren tiefere Gefühle er durchaus nichts weiß.

Allerdings, wenn es mit den heiligen Stätten so schlimm stände, wie das Buch glauben macht, so könnte man eine solche Sprache noch einigermaßen entschuldbar finden. Denn trotzdem der Verfasser beim Besuch der Geburtsgrotte Gott dankt, daß er „noch nicht an einer alles bekrittelnden Zweifelsucht leide" (360), scheint doch außer dieser heiligen Grotte keine andere heilige Stätte in seinen Augen Gnade gefunden zu haben. Schon gleich außerhalb der Geburtsstätte heißt es von den andern heiligen Grotten: „Im übrigen hat man der Phantasie wohl wild die Zügel schießen lassen" (362). In Jerusalem bleibt auch nicht eine einzige von alters verehrte und hochverehrungswürdige Stätte von seinen alles bekrittelnden Zweifeln verschont: der Calvarienberg, das Heilige Grab, der ganze Kreuzweg, Gethsemani, die Stätte der Himmelfahrt, der Ort des letzten Abendmahles, kurz alles gehört zu den „Behauptungen, denen wir keine Beachtung beilegen", oder zu den „mönchischen Ueberlieferungen" und Producten „mönchischer Erfindungssucht" oder zu den „Ueberlieferungen grübelnder Köpfe".

Doch glücklicherweise sieht es mit diesen Ueberlieferungen nicht so schlimm aus. Insbesondere zeigt der Verfasser in seinen Worten über die heiligen Stätten häufig eine so unglaubliche Unkenntniß derselben und ihrer Geschichte, daß eine eingehende Widerlegung völlig überflüssig erscheint. Gegen den Calvarienberg und das Heilige Grab wird als Hauptgrund angeführt, daß ihre Stätte „stets im Gebiet der innern Stadt gelegen habe" (427. 520); und doch ist dieser „genügend beweisende" Grund längst endgiltig und handgreiflich widerlegt, namentlich seitdem der hochverdiente, protestantische Baumeister Dr. Schick auf dem russischen Besitzthum beim Heiligen Grabe die alten Stadtmauern aus der Zeit Christi wieder entdeckt hat, welche die heilige Grabeskirche außerhalb des Bereiches der alten Stadt lassen. Bei der Beschreibung der Geburtskirche von Bethlehem heißt es: „Man schreitet nach der Mitte durch ein Schiff, welches etwa 30 Fuß über den Kapitälern seiner großen Pfeiler in eine gewölbte Decke ausläuft. Die 19 Fuß hohen Pfeiler stützen zugleich die beiden Seitenschiffe. Ein Lichtgaden mit fünf Spitzbogenfenstern zu jeder Seite gestattet dem Tageslicht genügenden Zutritt" (355). Es genügt zu bemerken, daß die alte Basilika, von welcher die Rede ist, keine Pfeiler, sondern nur Säulen hat, keine gewölbte Decke, sondern einen offenen Dachstuhl, nicht zwei, sondern vier Seitenschiffe, nicht fünf, sondern neun Fenster zu jeder Seite, die nicht

spitz, sondern rundbogig sind. Es nimmt nicht wunder, daß aus der Johanneskirche bei Beit Djibrin (Eleutheropolis) eine Annakirche wird, wahrscheinlich weil der arabische Name des hl. Johannes „Mar Hanna" nicht richtig verstanden wurde (250 ff.), daß dagegen das Joachimskloster im Wadi Kelt ein Johanneskloster sein soll (566), daß in Mar Saba das Grab des Heiligen in der Felsenkirche des hl. Nikolaus besucht wird, während es sich in einer freistehenden Kapelle mitten im Hofe befindet (618), und vieles andere. Selbst die heilige Grabeskirche scheint der Verfasser so wenig zu kennen, daß er ihr überall nur eine Kuppel und zwar eine „Kupferkuppel" gibt (411. 412. 416. 512 u. s. w.), obwohl sie deren zwei hat, die nicht von Kupfer sind. Wenn er dabei hinzufügt, man zeige in derselben auch „den Baum, in welchem der an Isaaks Stelle geopferte Ziegenbock gefunden wurde" (ebd.), und wenn er sagt, in der Kirche des hl. Jacobus besichtige man „die Stelle, wo Petrus den Herrn verläugnete, und wo der Hahn saß, als er krähte" (475), oder wenn er von der kleinen Franziskanerkirche in Kana behauptet, man zeige „einige große Krüge innerhalb derselben thatsächlich als diejenigen, die bei dem Wunder zur Verwendung gekommen sind: eine etwas kühne Behauptung der guten Mönche" (776), so beweisen derartige unwahre Behauptungen des „guten" Herrn zugleich seine große Unkenntniß und sein ebensowenig wissenschaftliches wie ehrenwerthes Verfahren. Echt „wissenschaftlich" mag ihm allerdings sein Beweis für die Echtheit des neuen, Conderschen heiligen Grabes erscheinen, der mit „vermuthlich" beginnt (522 f.), mit „aller Wahrscheinlichkeit" fortfährt (525) und schließlich „ohne Zweifel" endet (526), und zwar ohne daß irgend welche neue Gründe zu der anfänglichen „Vermuthung" hinzugekommen wären. Aber „wir legen diesen Behauptungen keine Beachtung bei".

Ich will hiermit die schon etwas lange Blüthenlese aus den „Bildergrüßen" schließen, obwohl auch die Arbeit des Uebersetzers als solche mit seiner salbungsvollen, aber von zahlreichen Fehlern und unverständlichen Wendungen nicht freien Sprache noch eine reiche Ernte böte, und ebenso die äußere Ausstattung mit zahlreichen ganz verfehlten Bildern und mit manchen recht bedenklichen Druckfehlern (vgl. Roland für Reland [294], Zchotte für Zschokke [590], Antonius für Antoninus [586], Elias für Elisäus [572], Jumas für Junas [314], Hakun für Hakim [839], östlich für westlich [666 und 684], und vor allem das Facsimile der Siloe-Inschrift, wo der Text auf die „ungemeine Wichtigkeit der althebräischen Buchstabenformen dieser Inschrift" hinweist, und dann die Inschrift selbst mit sämtlichen althebräischen Buchstabenformen leider ganz auf den Kopf gestellt sich dem andächtigen Beschauer darbietet [493] u. a.).

Leider kann ich nach dem Gesagten, trotz aller Anerkennung einiger Vorzüge des Buches, dem eingangs erwähnten empfehlenden Urtheil nicht beitreten, da das Werk weder in seinen Angaben zuverlässig noch in seiner ganzen Richtung für katholische Leser zulässig ist.

L. **Fonck** S. J.

Stimmungen und Gestalten. Gedichte von **Franz Happe.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. (244 S.) Heiligenstadt, Cordier, 1897. Preis eleg. geb. *M.* 4.

Zu den Pfadsuchern unter unsern jüngern katholischen Dichtern gehört in erster Reihe der Westfale Franz Happe. Fernab vom Heerweg dilettantenhafter

Lyrik, geht er seinen oft schroffen Gebirgspfad zur Entdeckung neuer Aussichten. Ist es angeborene Stammesart oder ein Anhauch der modernen Realistik — Thatsache ist jedenfalls, daß Happes unverkennbare Vorliebe dahin neigt, der realen Außenwelt, dem Alltagsleben mit seinen kaleidoskopisch zusammengewürfelten Erscheinungen sprachlich und gedanklich gerecht zu werden — ein Zeichendeuter der Natur und des Lebens zu sein. Es ist nicht die Poesie von innen heraus, sondern das Einwirken der Umgebung auf die Seele, nicht das Aussprechen des Empfundenen, sondern das Verstehen- und Erfassenwollen des Außenlebens. Die Stimmung ist nicht da, sondern sie entsteht gleichsam vor unsern Augen; sie soll uns miterfassen nicht durch die Leidenschaftlichkeit ihrer Aussprache, sondern durch Vorführung ihrer Elemente. Die „Gestalten“ sind meist die Spender der „Stimmungen“; seltener wirft die „Stimmung“ ihre Beleuchtung auf die „Gestalt“. Annette von Droste-Hülshoff hat in so manchen ihrer Gedichte dem Dichter die herrlichsten Vorbilder dieser Art geliefert. Von seiner großen Landsmännin hat Happe aber noch ein anderes gelernt: die Knappheit und Herbheit der Sprache, die er bisweilen nach modernen Mustern fast zur Wortkargheit übertreibt. Wie er einmal sagt, liebt er vor allem die Bergeshöhen. So steht er auch als Dichter jedesmal auf dem höchsten Punkte seines Stoffes und schaut von da nur die Felsspitzen seines Bereiches. Sie auch bringt er dann in seiner Darstellung einzig an, es dem Leser überlassend, sich den Zusammenhang und den Wurzelstock des Gebirges, die Verbindung zwischen den einzelnen gezeigten Punkten klar zu machen. Er überträgt ein Princip des lyrischen Gedichtes auf das erzählende und beschreibende. Ob dies so ohne weiteres gestattet ist, möchten wir anzweifeln. Ohne „epische Breite“ als ein Erforderniß der Erzählung und geleckte Kleinmalerei als nothwendig für ein Gemälde zu halten, muß der Dichter doch immerhin der Phantasie genügend klar die Bahn vorzeichnen, welche sie zu seiner Höhe zu fliegen hat. Die Dunkelheit und Räthselkürze gehört selbst bei einer Droste nicht zu den Vollkommenheiten. Zu unserer Freude ist denn auch in den neu hinzugekommenen Stücken des Buches eine leise Hinneigung zu der Art eines andern westfälischen Klassikers zu spüren, und wir möchten nur wünschen, daß Happe sich immer mehr nach der Seite Fr. W. Webers entwickelte. Vor einer eigentlichen Nachahmung brauchen wir ja bei der entschieden ausgesprochenen Eigenart beider keine Furcht zu haben. — Gegen die erste Auflage hat das Bändchen sich ansehnlich geändert und ist fast ein neues geworden. Etwa ein Dutzend früherer Gedichte sind unterdrückt, wofür über sechzig neue nebst dem Cyklus: „Der Trappist“, aufgenommen wurden. Von den beibehaltenen Stücken ist eine ganze Reihe sehr stark, bisweilen äußerst glücklich geändert, so daß jedem bei näherem Zusehen der Ernst des Dichters wieder zum Bewußtsein kommt, mit dem er seinen Kunstberuf auffaßt. Wir glauben auch jetzt noch nicht, daß Happe uns sein Bestes gegeben hat. Das Leben mit seinen äußern und innern Erfahrungen, wie es sie dem Seelsorger im Umgang mit dem Landvolk bringt, wird dem Dichter die richtigen Stoffe auch ungesucht nahe legen; die Gedichte werden mit der Zeit mehr gewachsen als gemacht scheinen. Damit gibt sich dann auch eine etwas wärmere Farbengebung und weniger

schroffe Zeichnung, kurz, das Gute, welches Happe in seiner Realistik besitzt, wird gehoben und geläutert durch ein reicheres Gemüthsleben, ohne welches eine wahre Kunst nicht bestehen kann. Die „Gestalten“ werden immer mehr in „Stimmungen“ getaucht erscheinen und dadurch nicht bloß schärfer auf unsere Phantasie, sondern auch „stimmungsvoller“ auf unser Herz wirken.

Daß der Dichter bei seinem Ringen nach einer eigenen Sprache dem Reim nicht jene scrupulöse Sorgfalt zuwendet, die heutzutage fast zum guten Ton gehört, schlagen wir ihm nicht zu hoch an — der Gedanke ist wichtiger als der Reim —; aber vor Provincialismen muß er sich doch hüten: nur ein Westfale kann zwischen „metzgten“ und „fletschten“ einen vollen Gleichklang herstellen. Auch in dem Gebrauch von französischen Worten mit stummem e am Ende des Verses wäre vielleicht größere Vorsicht am Platz: frère kann nöthigenfalls mit „wäre“ reimen, calotte aber nicht mit „Spott“ oder république mit „Blick“ rc. Doch das sind Nebensachen. Als Probe der Eigenart Happes bringen wir zum Schluß das Gedicht:

Belle-Alliance.

Einsam stand ich auf dem Löwenhügel,
Und mein Blick ummaß des Schlachtfelds Runde,
Wo des Korsen Aar zerzaust die Flügel
Um sich schlug, bis aus der Todeswunde
Er verblutet' unter Löwenpranken.
Roth die Wolken, gleich ob Blut sie tranken,
Drinnen rollt der Sonne Ball zu Thale. —
Staunend sah die Welt, wie so verglühte
Seine Macht und dann mit mattem Strahle
Fern im Meer erlosch. — Europas Blüthe
Dorrte hin, als jene Sonne sprühte.

'S dunkelt rings. Der Abendstern erglänze,
Und der Mond ergieß das friedlich milde
Licht aufs Völkergrab. Schon siebzig Lenze
Streuten Blüthen auf dies Schlachtgefilde.
Todt die Kämpfer all, die ruhmverklärten,
Die zum freien Herde wiederkehrten. —
Einen kannt' ich. Meine Neugier quälte
Ihn um Kriegsgeschichten, Heldensagen.
Welche Lust, wenn willig mir erzählte
Dieser Greis von Deutschlands großen Tagen,
Mancher Schlacht, die kühn er mitgeschlagen!

Waterloo! — Zum Seher umgeschaffen
Hat die Losung oft den Veteranen,
Funkeln sah ich bei dem Wort die Waffen:
Schwerterblitz! Kanonendonner! Fahnen!
Blücher richtet keck sich auf im Bügel,
Mit dem Säbel deutend nach dem Hügel,

„Vorwärts Kinder!“ — Wiehernd steigt sein Schimmel,
„Vorwärts, daß der Wellington nicht warte. —
„Drauf!“ — Wie mörd'risch wogt das Kampfgewimmel!
„„En avant!““ — Schon sinket die Standarte,
Todt die Garde, flüchtig Bonaparte . . .

Schauernd lauscht' ich dem Bericht des Alten,
Der die Weltgeschicke mir entrollte,
Dem im Geiste lebten die Gestalten
Jener Helden. Wie sein Muth noch grollte,
Daß uns Welschland fordert' in die Schranken;
Staunend sah Napoleons Thron er wanken,
Jubelnd huldigt' er Alldeutschlands Kaiser,
Der zum Abgrund stieß des Krieges Hyder.
Sieger legten Schwert und Lorbeerreiser
Auf sein Grab. Schlaf sanft, du Schlachtenmüder,
Grüß im Himmel deine Waffenbrüder! (S. 20.)

Die Ausstattung des Büchleins ist eine sehr geschmackvolle.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Von der protestantischen Theologie zum katholischen Priesterthum. Von einem Priester der Diöcese Würzburg. 8°. (56 S.) Erfurt, Brodmann, 1896. Preis 60 *Pf.*

Ein recht interessantes und gediegenes Conversionsschriftchen. Von einer frommen lutherischen Mutter erzogen, sieht der Verfasser (welcher uns leider, vielleicht aus Bescheidenheit, seinen Namen verschweigt) auf der Erlanger und Leipziger Universität sowie auf einer Pastoren-Conferenz in Schlesien die buntscheckige Zerrissenheit des Protestantismus. Es kommt ihm der Gedanke: „Wie ist es denn möglich, daß die Kirche, welcher Christus verheißen hat, daß er bei ihr bleiben wolle, die er eine Grundsäule und Feste der Wahrheit nannte, und der er den Beistand des Heiligen Geistes verheißen — daß diese Kirche so bald schon dem Irrthum verfiel und erst nach 1500 Jahren wieder in ihrer wahren Gestalt erschien? Und was war dies für eine Wahrheit? Waren es denn nicht viele verschiedene Wahrheiten, die einander bekämpften? Lutheranismus, Calvinismus, Zwinglianismus, die ‚Schwarmgeister' u. s. w.? Und gab sich nicht jede dieser Bildungen für die wahre Kirche aus? Ohne es zu wissen, hatte ich mich in dieser Anschauung von der Kirche auf katholischen Standpunkt gestellt.“ Der Verfasser war mit vorstehender Erwägung auf den Cardinalpunkt gerathen, welcher schon so manchen redlichen Forscher zur alten Kirche zurückgeführt hat. Er ging weiter auf der Bahn des

Forschens und Beobachtens, setzte sich in Verbindung mit hervorragenden Koryphäen der protestantischen Theologie. Das Ergebniß war, daß er unter großen Opfern am 10. März 1885 katholisch wurde.

Die Verehrung und Anbetung des allerheiligsten Sakramentes des Altars. Geschichtlich dargestellt von Dr. theol. Jakob Hoffmann, Professor und Religionslehrer am kgl. Luitpold-Gymnasium in München. Mit Approbation des erzbischöfl. Ordinariates München-Freising. kl. 8°. (X u. 293 S.) Kempten, Kösel, 1897. Preis *M.* 3.

Das Büchlein liefert nicht nur eine wissenschaftliche Behandlung eines der wichtigsten Geheimnisse der christlichen Religion, sondern dient auch in hohem Grade der Andacht und der Erbauung des Lesers. Es ist ein glänzender Nachweis auf Grund der Ueberlieferung — von den Uranfängen der christlichen Kirche bis zur Neuzeit durch alle Jahrhunderte hindurch — für die Wahrheit der wirklichen Gegenwart des gottmenschlichen Erlösers im allerheiligsten Sacramente des Altars. Die Form des äußern Cultes hat in den verschiedenen Zeiten verschiedene Schattirungen aufzuweisen; allein die Grundanschauung, die Anbetung im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes, tritt überall so klar hervor, daß es unmöglich ist, die herrschende Lehre der römisch-katholischen Kirche darin nicht wiederzufinden. Der katholische Leser wird die Schrift nicht aus der Hand legen, ohne sich in seinem Glauben gestärkt zu fühlen; dem aufrichtig die Wahrheit suchenden akatholischen Leser kann sie ein Wegweiser sein, um dorthin zu gelangen, wo allein die Wahrheit zu finden ist. Im letzten Abschnitt verbreitet sich der Herr Verfasser absichtlich über die Stellungnahme der verschiedenen Religionsneuerer des 16. Jahrhunderts zur Wahrheit der Eucharistie. Er bezweckte damit ohne Zweifel, die akatholischen Leser seines Werkes von der Grundlosigkeit ihrer Neuerungen zu überzeugen.

Vorträge für katholische Vereine. Von Franz Kunze, Vikar und Präses des kath. Gesellenvereins in Ober-Glogau. 8°. (VIII u. 202 S.) Breslau, Aderholz, 1897. Preis *M.* 2.70.

Diese Vorträge sind aus dem Leben und der Praxis herausgewachsen und zeigen eine gute Art, heilsame Lehren fürs religiöse wie bürgerliche Leben Arbeiterkreisen einfach, kurz und volksthümlich vorzutragen. Wahl und Wechsel der Themata zwischen eigentlich religiösen, mehr geschichtlichen oder socialpolitischen Stoffen ist ganz gut. Vielleicht hätte es sich empfohlen, Gelegenheits- und Festansprachen von den mehr systematischen Lehrvorträgen abzusondern. Manche Punkte, allerdings recht wichtige, kommen in mehreren Vorträgen wiederholt zur Sprache, ohne daß neue Gesichtspunkte dabei hervortreten, finden dagegen an keiner Stelle eine ganz erschöpfende Behandlung; es wird doch auch dem einfachen Arbeiter auffallen, wenn innerhalb kurzer Zeit über dieselbe Sache öfter ganz dasselbe gesagt wird. An manchen Stellen wird ein prüfendes Auge dieses oder jenes entscheidende Wort, diese oder jene Einschränkung den Ausführungen hinzugefügt wünschen. Nothwendig wäre z. B. eine Correctur S. 196, da bei der christlichen Ehe Contract und Sacrament sich durchaus nicht trennen lassen; noch anderes bedürfte hier der genauern Fassung; auch S. 18 wäre eine Einschränkung angebracht; S. 32: der „dritte Stand" sei heutzutage „beinahe steuerfrei", ist eine starke Uebertreibung. Als eigentliche Stoffquelle für Vorträge wird diese Sammlung sich wohl manchem zu dürftig erweisen; nichtsdestoweniger kann sie gute Dienste leisten schon durch nützliche Fingerzeige und mannigfache praktische Anregung. Im übrigen enthält sie auch stofflich manches Brauchbare.

Socialisme et Catholicisme, par le Comte Ed. Soderini, traduit de l'italien par le chanoine Le Monnier. 8°. (363 p.) Bruges, Société de St-Augustin, Desclée, De Brouwer & Cie, 1896. Preis *Fr.* 4.

Die Verlagshandlung hat dem seinem Inhalte nach prächtigen Werke auch eine prächtige und doch billige Ausstattung gegeben. Die Schrift zeigt, daß man auch in Italien angefangen hat, dem Studium der socialen Frage gründlich näher zu treten. Die Bekanntschaft des Verfassers mit den deutschen Literaturerzeugnissen, besonders den socialistischen, ist für einen Ausländer fast zu verwundern. Nicht mit Unrecht werden gerade diese besonders herangezogen, weil, wie der Verfasser richtig bemerkt, nirgendwo so wie in Deutschland die Socialdemokratie sich bemüht hat, in wissenschaftlichem Kleide auf die Weltbühne zu treten. Für den wichtigsten Theil der Schrift halten wir den letzten, in welchem von Kap. 21 an die Heilmittel gegen die socialen Uebel besprochen werden. Nicht als ob nicht auch in den voraufgehenden Partien wichtige Fragen zur Sprache gebracht würden. Nach einer durch mehrere Kapitel sich hinziehenden Zeichnung der geschichtlichen Entwicklung des Socialismus werden nämlich eine Reihe Einzelirrthümer aufgedeckt. Es wird die Werththeorie geprüft, das Eigenthums- und Erbrecht vertheidigt, der Lohnvertrag beleuchtet; es werden die Uebertreibungen des wirtschaftlichen Liberalismus sowohl als des Staatssocialismus hervorgehoben, die Bevölkerungsfrage und die Steuerfrage herangezogen u. s. w. Durchgehends zeigt sich, daß der Herr Verfasser seinen Gegenstand tief durchdacht hat und gemäßigt und besonnen in seinem Urtheil ist, wenngleich wir nicht allen Einzelheiten völlig zustimmen können; so z. B. beruht die Bekämpfung des sogen. Familienlohnes (S. 165) auf einer falschen Auffassung desselben. Am werthvollsten sind, wie gesagt, diejenigen Kapitel, welche von Heilung der socialen Schäden handeln. In Deutschland hat die staatliche Gesetzgebung in manchen Stücken eine Besserung schon angebahnt, wenn auch noch nicht ausgebaut, in welchen die wirtschaftliche Lage des Italieners noch trostloser ist. Doch wird man alles mit Interesse verfolgen, was über den Schutz der Kinder und Frauen, über den Normalarbeitstag, über Hebung der Landwirtschaft, über die verschiedenen Vereine gesagt wird. Besondere Aufmerksamkeit dürfte verdienen, was S. 236 ff. über die staatlichen Aufgaben vorgetragen wird. Der Verfasser stellt sich nicht auf den unhaltbaren Standpunkt des bloßen Rechtsschutzes; aber er ist ebenso gegen das unmittelbare Hineinregieren der staatlichen Autorität; wenn dieselbe der Freiheit Schranken setzen zu müssen glaube, so müsse dies doch so geschehen, daß die Privatthätigkeit nicht gehindert, sondern befördert werde (S. 239). „Der Staat", heißt es ferner S. 291, „muß einen recht entschiedenen Schritt thun und vor allem zu einer starken Decentralisation schreiten. Er muß von dem Grundsatz ausgehen, daß die Gemeinde einzuschreiten habe, wo die Privatthätigkeit nicht helfen kann oder will; die Provinz, wo die Gemeindethätigkeit versagt; die staatliche Centralgewalt erst da, wo die engern Verbände nicht mehr ausreichend sind." Daß die heutigen Verhältnisse der Centralgewalt mehr zuweisen, als dieselbe früher in Angriff nehmen durfte, soll nicht geläugnet werden; allein jene Worte des Verfassers müssen allerdings wieder weit mehr zur Wirklichkeit werden, als es heutzutage durchgehends der Fall ist.

Le travail des couturières en chambre et sa réglementation. Par Hector Lambrechts. 12°. (113 p.) Bruxelles, Société Belge de Librairie, 1897. Preis *Fr.* 1.50.

Aus dem Gebiete der Hausindustrie hat sich der Herr Verfasser einen Zweig zur Behandlung herausgenommen, bei welchem wohl am meisten das materielle

Elend eines Theiles der Arbeiterwelt zu Tage tritt. Wie niedrig der Gewinn ist, den die Kleiderconfection den bei ihr betheiligten Arbeiterinnen abzuwerfen pflegt, davon gibt das Schriftchen haarsträubende Beispiele. — Mit Recht betont der Herr Verfasser, daß die Hausindustrie nicht abzuschaffen sei, da sie nicht nur für manche als nothwendiger Erwerbszweig gelten müsse, sondern auch in moralischer Hinsicht Kinder und heranwachsende junge Leute besser vor Gefahren schütze als das Fabrikleben. Es kann sich also nur um die Verbesserung der Lage der betreffenden Arbeiterklasse handeln. Auch in dieser Beziehung ist der Verfasser gar nicht zu radical in seinen Vorschlägen; er sucht nur das praktisch Erreichbare hervorzuheben, zumal für die Erhöhung der Löhne und die Besserung der Wohnungsverhältnisse. Das Büchlein ist sehr geeignet, die an der Lösung der wirtschaftlichen Fragen Betheiligten zu ernstem Nachdenken und thätiger Inangriffnahme der Verbesserungsarbeit anzuregen.

Die Berufung der allgemeinen Concilien des Alterthums. Von Dr. Mathias Höhler, Domcapitular in Limburg a. d. L. 8°. (42 S.) Linz, Akad. Preßvereins-Buchdruckerei, 1897.

Diese treffliche kleine Schrift ist aller Beachtung werth. Sie hat das Verdienst, eine Controverse in ihrem Verlauf und ihren Angelpunkten kurz und klar vor Augen zu führen, welche in den letzten beiden Jahrzehnten mehr, als nöthig gewesen wäre, verwirrend gewirkt hat. Die Darlegung geschieht mit aller Ruhe und Sachlichkeit, unbeschadet der logischen Schärfe und der klaren Hervorkehrung der springenden Punkte. Ein weiteres Verdienst der Schrift ist, daß sie genau hervorhebt, was von beiden Seiten zugegeben und als feststehend angesehen, was namentlich von den Vertretern der Dogmatik eigentlich verlangt und behauptet wird. Es ergibt sich daraus, daß eine Verständigung wirklich leicht zu erzielen wäre. Zuletzt bietet der hochw. Verfasser selbst den Versuch einer Lösung. Sie beruht darin, daß nicht bloß das erste und zweite Concil von Konstantinopel, sondern alle acht ersten allgemeinen Synoden lediglich als römische „Reichssynoden" zu betrachten seien, die sich von andern Bischofsversammlungen wesentlich nicht unterschieden und erst infolge der Annahme ihrer Beschlüsse durch den Papst „den juridischen Charakter der Oecumenicität erhielten": „Die Beschlüsse der ökumenischen Synoden des Alterthums waren und sind unfehlbar und die ganze Kirche verpflichtend, weil in ihnen päpstliche Glaubensentscheidungen liegen, denen der conciliarische Charakter in sich höhere Feierlichkeit verlieh und nach außen leichter wirksame Anerkennung verschaffte." Mag diese Lösung auch manche Vortheile gewähren, so scheint es doch nicht nothwendig, dieselbe ausschließlich zu adoptiren. Es dürfte festzuhalten sein, daß das unfehlbare Lehramt der Kirche in zweifacher Weise sich äußern kann, entweder durch das Haupt allein oder durch das Haupt in Gemeinschaftlichkeit mit den Gliedern. In letzterem Falle ist aber das Mitwirken der Glieder doch etwas mehr als die Verleihung „höherer Feierlichkeit". Dies vorausgesetzt, dürfte es schwerlich mit den Ueberzeugungen des christlichen Alterthums in Uebereinstimmung gebracht werden können, daß das Nicaenum, Ephesinum oder Chalcedonense als bloße „Reichssynoden" zu betrachten seien, die von andern Bischofsversammlungen sich wesentlich in nichts unterschieden hätten. Indes auch unabhängig von der Zustimmung zu diesem Versuch einer Lösung behält die Schrift ihren Werth und ihr Verdienst.

Die zweite Lavanter Diöcesansynode, gefeiert vom hochwürdigsten Herrn Fürstbischofe Dr. Michael Napotnik in den Tagen vom 28. Sept. bis 2. Okt. 1896 in der St. Aloysiuskirche zu Marburg. Vom Synodallector und Ceremoniar. 8°. (96 S.) Marburg, Selbstverlag des Verfassers. 1896.

Die kleine Broschüre beschreibt nur den äußern Verlauf der Einberufung, Vorbereitung und viertägigen öffentlichen Feier; die Gesta et Statuta der Diöcesansynode sollen noch im Laufe dieses Jahres besonders veröffentlicht werden. Solche Bethätigungen des synodalen Lebens sind bei uns in der Gegenwart so zur Seltenheit geworden, daß man nur mit Interesse und Freude von diesem kurzen Berichte Kenntniß nehmen kann. Die in den öffentlichen Sitzungen behandelten Fragen sind ohne Zweifel sehr gut gewählt gewesen; allem Anscheine nach war der ganze Verlauf der Synode ein erhebender und allseitig wohlthuender. Mehr als jede diesbezügliche Versicherung bezeugt dies der jubelnde, zuweilen ans Panegyrische streifende Ton des Berichtes, der wohl zunächst bestimmt ist, den Theilnehmern der Synode an gemeinsam verlebte weihevolle Tage ein liebes Festandenken zu sein.

Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi in ihren vornehmsten Quellen und in ihren hervorstechendsten Typen. Dargestellt von Dr. Franz Kampers. Erste Vereinsschrift der „Görres-Gesellschaft“ für 1897. 8°. (120 S.) Köln, Bachem, 1897. Preis *M.* 1.80.

Es sind räthselhaft verschlungene Arabesken, welche hier aus der üppigen Sagenwelt des Alterthums und des Mittelalters aneinander gereiht werden. Man könnte sagen: es ist eine Auswahl der merkwürdigsten alten Sagendichtungen, welche in der Literatur der ältern Zeit durch alle Länder und Nationen hin eine besonders eingreifende Rolle gespielt haben. Dadurch, daß dieselben zu den Paradies- und Kreuzessagen in Beziehung gesetzt werden, ist ein gewisser Zusammenhang oder doch eine Reihe von Berührungspunkten hergestellt. Den anziehendsten Theil bildet jedenfalls die Darstellung der Kreuzessage, die ihren Abschluß findet in der finnreichen Erfassung dieses frommen Traumes der christlichen Völker durch den christlichen Dichterfürsten Calderon.

„Les Saints.“ 1. Sainte Clotilde, par Godefroy Kurth, Professeur à l'Université de Liège. 8°. (182 p.) Paris, Lecoffre, 1897. Preis *Fr.* 2.

2. **Saint Augustin,** par Ad. Hatzfeld. 8°. (XVI et 186 p.) Paris, Lecoffre, 1897. Preis *Fr.* 2.

Die beiden Bändchen eröffnen eine ganze Serie ähnlicher Einzelarbeiten, die zum Theil schon im Druck begriffen sind. Der Plan ist, an dem Leben solcher Heiligen, die in culturgeschichtlicher oder literarischer Hinsicht u. dgl. von besonderem Einfluß gewesen sind, alle Anforderungen der modernen Biographie zur Erfüllung zu bringen. Es soll alles ferngehalten werden, was katholischem Glauben und Denken zuwider ist, aber auch alles, was die historische Kritik nicht bestehen kann. Wissenschaftlicher Ballast soll ebenso vermieden bleiben wie größere Ausführlichkeit; doch soll mit der Kürze und Eleganz der Darstellung eine wirklich wissenschaftliche Auffassung sich verbinden. Eine Reihe achtbarer Gelehrter hat sich zur Mitarbeiterschaft bereit erklärt. Man darf sich also gut lesbare, kurze und lehrreiche Bio-

graphien versprechen, welche die gewöhnlichen Fehler vieler „Heiligenleben" vermeiden. Ob sie aber auch nach der positiven Seite hin der Seele des Lesers alles das bieten werden, was man so gern in einem „Heiligenleben" sucht, wird zum Theil von dem einzelnen Verfasser, zum Theil auch von den über den betreffenden Heiligen noch vorhandenen Nachrichten abhängen. Man wird nicht mehr verlangen dürfen als: eine „gute Lectüre".

1. Die Aufgabe konnte nach der wissenschaftlichen Seite hin unzweifelhaft in keine berufenern Hände gelegt werden. Es ist eine hübsche Biographie, bei welcher literarisches Geschick das zu ersetzen sucht, was die Kargheit des Quellenmaterials und die unerbittliche Kritik an Lücken übrig gelassen haben.

2. Das Leben des großen Kirchenlehrers wird auf knapp 92 Seiten abgemacht, aber recht ansprechend; das übrige gehört der Darlegung von Augustins Anschauungen als Theologe und Philosoph. Auch diese Darstellung ist klar und nett und erzwingt sich das Interesse, wie sie das Verständniß erleichtert. Auch wer nicht ganz jedem Wort zustimmt, wird dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe sehr glücklich gelöst hat. Zu leichter und angenehmer Orientirung über Leben und Lehre Augustins kann das Büchlein vorzüglich dienen.

Ein Tag im Kloster. Bilder aus dem Benedictinerleben von P. Sebastian v. Oer, Benedictiner der Beuroner Congregation. 8°. (280 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897. Preis *M.* 2.80.

Unter der Form eines Rundganges in einer musterhaften Benediktiner-Abtei an der Seite eines mittheilsamen Führers wird die klösterliche Einrichtung und Tagesordnung, wie sie gegenwärtig in der blühenden Beuroner Congregation besteht, bis ins kleinste beschrieben, die Erhabenheit des Ordensstandes gefeiert und mit Begeisterung das Glück geschildert, gerade zu dieser Weise des Ordenslebens berufen zu sein. Die Gefahr, die bei solchen Schilderungen nahe liegt, namentlich, wenn sie so ganz aus dem Herzen geschrieben sind, löbliche und fromme Einrichtungen gleich auch als das ausschließlich Richtige darzustellen, ist meistens glücklich vermieden worden. Die Darstellung ist sehr fromm, in contemplativ gehobener Sprache, die Ausstattung recht hübsch.

Die Jugend des Papstes Leo XIII. gemäß dessen bis jetzt unveröffentlichten Briefen, von Boyer d'Agen. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Dr. Ceslaus M. Schneider. Mit 55 Illustrationen und 6 Heliogravüren. 8°. (XVI u. 444 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897. Preis *M.* 10.

Als 1894 das umfassende Werk Le Pape Léon XIII des Msgr. de T'Serclaes erschien, zu welchem auch die Familienpapiere im Archiv der Pecci in Carpineto ausgiebigst herangezogen waren, schien es, als ob damit in der langen Reihe von Lebensbeschreibungen, welche dem glorreich regierenden Papste schon gewidmet worden sind, die höchste Stufe der Vollständigkeit und Authentie sei erreicht worden. Allein T'Serclaes hatte seinem Zweck entsprechend aus jenen Familienpapieren nur das Wesentliche herausgehoben und Blüthenlese gehalten. Aus dem, was übrig blieb, hat nun ein anderer ein ganzes Buch gemacht. Den Hauptinhalt dieses Buches bildet eine große Zahl von Briefen, welche der heranwachsende Vincenz Joachim Pecci zwischen seinem 7. und 27. Jahre an Eltern, Geschwister und Bekannte geschrieben hat, wie Stücke aus Briefen seiner Angehörigen, die auf seine Person

Bezug haben. Manches an diesen Briefen, namentlich den spätern aus Rom, ist ganz interessant, nicht nur in Bezug auf die große Persönlichkeit, von der sie herrühren und deren Geistesstempel sie tragen, sondern auch als Einblick gewährend in die wirklichen Zustände des päpstlichen Roms in jener Zeit. Zu den interessanten Briefstücken gesellen sich zahlreiche hübsche Illustrationen. Auch was über die Familie der Pecci, das Elternhaus zu Carpineto und dessen Umgebung und von mündlicher Ueberlieferung über die Jugendjahre Joachim Peccis irgend aufgetrieben werden konnte, hat der Verfasser fleißig gesammelt. In der Darstellung, welche die Briefe umrahmt, ist der leichte französische Plauderton vorherrschend, der dann zuweilen mit dem kühnsten Gedankenflug und den getragensten Kunstperioden wechselt. Beides hat trotz der anerkennenswerthen Sorgfalt der Uebersetzung für den deutschen Leser etwas Fremdartiges und nicht gerade Anmuthendes behalten.

Drei schlesische Landesheilige: der heil. Hyacinth, der selige Ceslaus und die selige Bronislawa. Von Dr. Johannes P. Chrząszcz, Pfarrer. Mit Approbation Sr. Eminenz des Hochw. Herrn Cardinals und Fürstbischofs von Breslau. Mit einem Bilde des heil. Hyacinth. 8°. (96 S.) Breslau, Aderholz, 1897. Preis *M.* 1.20.

Es ist ein gutes Zeichen für das kirchliche Leben eines Landes, wenn das Andenken an die heimischen Heiligen und deren Verehrung beim Volke rege sind. Die kleine Schrift, die hierzu für Schlesien etwas beitragen will, ist recht vortrefflich. Sie beschreibt das Leben von drei der gleichen Gegend und Familie wie derselben Zeit (dem 13. Jahrhundert) angehörigen Heiligen fromm und volksthümlich. Erwünschte Literaturangaben bietet der kurze Anhang. Besonders zu loben ist das Eingehen auf Localtraditionen wie auf bildliche Darstellungen und Oertlichkeiten, die zu dem Leben der betreffenden Heiligen in Beziehung stehen.

Fürstbischof Johannes Bapt. Zwerger von Seckau. In seinem Leben und Wirken dargestellt von seinem Hofkaplan Franz Freiherrn v. Oer, Domherrn des Seckauers Domcapitels. 8°. (VIII u. 464 S.) Graz, Moser, 1897. Preis *M.* 5.

Ein herrliches Erbauungsbuch, wahrhaft ein Lehrbuch priesterlichen Geistes ist dieses schöne, mit so viel Liebe gezeichnete Werk. Einer fleißigen und nachdenkenden Lesung, zumal der Priester und der Candidaten des Priesterthums, kann es nicht genug empfohlen werden. Es ist das innerste Leben einer heiligmäßigen Seele und zugleich das praktische Wirken des apostolischen Mannes unserer Tage, das hier aufgerollt liegt, reich an Lichtblicken und voll fruchtbarer Lehren für das priesterliche Leben in den allerverschiedensten Richtungen. Die Nähe der Vergangenheit, in welcher dieses große Leben sich abgespielt, brachte es von selbst mit sich, daß hinter dem verklärten Tugend- und Charakterbilde das Geschichtsbild etwas zurücktreten mußte. Gleichwohl werden Fürstbischof Zwergers hier zuerst veröffentlichte Aufzeichnungen aus der Zeit des Vaticanischen Concils jedem, der sich mit der Geschichte jenes großen kirchlichen Vorganges ernster beschäftigt hat, über manches Licht geben und von wirklichem Werthe sein. Auch kann der deutsche Leser über manche Seite des kirchlichen Wesens in Oesterreich aus diesem Werke gute Belehrung schöpfen. Aber allerdings wird der Hauptwerth desselben in Anregungen für das innere Leben und das Wirken auf das innere Leben anderer zu

suchen sein; man wendet sich von dieser Lesung, wie man ein schönes Gotteshaus verläßt, voll Ehrfurcht und Andacht. So hehre Gestalten wie einen Fürstbischof Zwerger oder die ihm befreundeten Mitbischöfe, einen Gasser, einen Rudigier, vermag nur die wahre Kirche Christi zu formen und zu beseelen. Darum sind Werke wie das vorliegende wahrhaft ein Zeugniß, eine Beglaubigung für die heilige Kirche. Dem hochw. Verfasser gebührt Dank, daß er mit diesem Ehrenkranz für das Grab des am 14. August 1893 verewigten Kirchenfürsten so rasch zur Stelle war, solange das Andenken desselben noch in der ersten Frische. Dank verdient es aber auch, daß trotz der prächtigen Ausstattung und der sechs sehr hübschen Bilder durch einen so bescheidenen Preis die Verbreitung des Werkes erleichtert worden ist. Es wird, wohin es kommt, nur Segen stiften.

Einige Kapitel aus dem Leben Philipp Melanchthons. Von Georg Evers. 8°. (86 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897. Preis M. 1.

Es ist nicht eine vollständige Lebensbeschreibung noch ein auf eigenen Quellenstudien ruhendes abgerundetes Bild, was der Verfasser bieten will. Es handelt sich für ihn darum, die Stellung nachzuweisen, welche Melanchthon als Freund und Gehilfe Luthers im Werk der sogen. Reformation eingenommen, den Einfluß, welchen er in Bezug auf das neugläubige Schulwesen wie auf die theologischen Controversen und Einigungsversuche ausgeübt hat. Melanchthon, unter den sogen. Reformatoren die stärkste wissenschaftliche Capacität und zugleich der schwächste Charakter, bietet für eine solche Untersuchung allerdings manche lehrreiche Seiten, und der Herr Verfasser war durch seine ausgedehnten Arbeiten über Luther und die Reformation zu einer solchen Untersuchung besonders wohl vorbereitet. Es finden sich nun zwar in der kleinen Schrift eine Reihe von historischen Urtheilen, denen durchaus nicht beizupflichten ist und die der Verfasser bei tieferem Studium gewiß nicht ausgesprochen hätte; es werden jedoch auch recht zutreffende Bemerkungen, namentlich aus Paulsen, beigebracht, und in Bezug auf Melanchthon werden in recht dankenswerther Weise manche interessante Punkte hervorgehoben. So kann die kleine Schrift ganz gute Dienste thun und von sonst Unterrichteten mit Nutzen gelesen werden.

Ioannis Wilmii de pastoratu Kempensi liber. Edidit Prof. Dr. Terwelp. (Wissenschaftliche Beilage zu dem Programm des königl. Gymnasium Thomaeum zu Kempen [Rhein]. Schuljahr 1896—1897.) 8°. (86 p.) Kempen 1897.

Professor Dr. Terwelp, welchem die Stadt Kempen bereits ein so artiges Geschichtsbild ihres 600jährigen communalen Lebens verdankt (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIX, S. 332), hat die von Joh. Wilmius († 1655) aus alten Urkunden, Rechnungen und Pfarrbüchern bis auf seine Zeit zusammengestellte Geschichte des Pfarramts Kempen nach der Urschrift und einem ausführlichen alten Excerpt zum erstenmal edirt. Die über Wilmius vorhandenen historischen Angaben sind aus dem Texte herausgehoben und in der Vorrede an die Spitze gestellt, was um so dankenswerther erscheint, da Wilmius noch durch andere handschriftlich erhaltene Werke für die Geschichtschreibung seiner Heimatsgegend nicht ganz ohne Bedeutung ist. Das veröffentlichte Werkchen selbst mit seinen zahlreichen Urkunden und auf Urkunden fußenden knappen Angaben ist von vielfältigem Interesse. Insbesondere

in das religiöse Leben der Gemeinde, vom Höhepunkt des Mittelalters, dem Beginn des 13. Jahrhunderts an, durch die Reformationswirren hindurch bis zum siegreichen Durchbringen der sogen. „Gegenreformation", gewährt es dem Kundigen einen guten Einblick, und die diesbezüglichen Nachrichten sind überwiegend von wohlthuender Art. Es versteht sich, daß in dem treuherzigen Kleingemälde für die Culturgeschichte manches abfällt. Die werthvollsten und verhältnißmäßig reichlichsten Nutz-Elemente bieten die detaillirten Angaben über die Leistung und Löhnung der Handwerker und Künstler, die in den verschiedenen Jahrhunderten für Kirche und Pfarrhaus beschäftigt waren, vom Fuhrmann und Maurer angefangen bis zum Glockengießer, Orgelbauer, Goldschmied, Maler und Bildschnitzer. Auch die Personengeschichte, abgesehen von der Familien- und Hauschronik des Städtchens selbst, kann hier manchen Gewinn machen. Die Nachrichten z. B. über die beiden Germaniker Anno Salm und Joh. Hartmann würden in Cardinal Steinhubers Geschichte des Collegium Germanicum I, 231 noch guten Platz gefunden haben. Der unter Heinrich VIII. hingerichtete englische Lordkanzler wird bereits von Wilmius (p. LVI) *beatus* Thomas Morus genannt. Die vom Herausgeber befolgte Edirungsmethode weicht zwar von dem heute in Mode stehenden Verfahren ab, dürfte aber nach Lage der Dinge als ganz verständig anerkannt werden.

Historisch-Topographisches Wörterbuch des Elsaß, bearbeitet von Joseph M. B. Clauß, Vikar in Herbitzheim. Lex.-8°. Lieferung I. 1895. (IV u. 64 S.) Lieferung II. 1896. (64 S.) Zabern, Fuchs. Preis jeder Lieferung *M.* 1.

Das vielversprechende, auf reichen Vorstudien beruhende Werk ist auf etwa 10 Lieferungen berechnet. In alphabetischer Ordnung werden Städte, Dörfer, Burgen, Klöster &c. &c. des schönen Elsaß eingehend beschrieben, ihre Geschichte skizzirt, ihre Kunstschätze, Merkwürdigkeiten, berühmten Männer u. s. w. namhaft gemacht. Auf die geschichtliche Orientirung ist der Hauptnachdruck gelegt, doch wird auch für Topographie und Statistik geleistet, was man nur verlangen kann; der Etymologie der Ortsnamen ist besondere Sorgfalt zugewendet. Soweit bis jetzt dem Nicht-Specialisten ein Urtheil möglich ist, bietet das Werk ganz außerordentlich vieles und mehr, als man erwartet. Schwerlich dürfte ein anderes Werk über eine beliebige sei es geschichtliche oder geographische oder selbst culturelle Frage in Bezug auf das Elsaß so leichte und ausgiebige Orientirung geben. Es ersetzt beinahe eine Bibliothek für elsässische Localgeschichte. Werke dieser Art, wenn sie dem Fleiß und Muth eines einzelnen privaten Forschers ihr Entstehen verdanken, verdienen besondere Unterstützung und Ermuthigung, zumal da bei allem Nutzen, den sie bieten, doch der Abnehmerkreis, auf welchen sie rechnen können, naturgemäß stets ein eng umgrenzter bleibt. Hoffentlich wird das trefflich Begonnene einen guten Erfolg und glückliche Vollendung finden. Es ist besonders hervorzuheben, daß überall auch die kirchlichen Verhältnisse und die kirchliche Vergangenheit verständnißvoll und fleißig berücksichtigt sind, wie man es nur von einem gelehrten katholischen Geistlichen erwarten kann. Von jeher hat die katholische Geistlichkeit um die Localgeschichte des Elsaß sich besonders verdient gemacht; es ist eine besondere Ehre für dieselbe, daß nun auch ein so großes zusammenfassendes, für das ganze Land bedeutsames Werk aus ihren Reihen hervorgeht. Möchte es nur etwas rascher voranschreiten!

Histoire et Description des Manuscrits et des Éditions Originales des Ouvrages de Bossuet avec l'indication des traductions qui en ont été faites et des écrits auxquels ils ont donné lieu à l'époque de leur publication, par H. M. Bourseaud, prêtre, licencié en théologie. Seconde édition, augmentée de l'inventaire des manuscrits du Grand Séminaire de Meaux. 8°. (XXX et 232 p.) Paris, Picard, 1897.

Es liegt hier nicht eine bloße Bibliographie der Schriften Bossuets vor, sondern vielmehr eine Geschichte seiner schriftstellerischen Arbeiten. Es werden nachgewiesen: die Manuscripte in ihrem gegenwärtigen Fundort und mit den Wandlungen, die sie durchgemacht, die verschiedenen Drucke mit ihren Vorzügen und Fehlern, die Gegenschriften und die Uebersetzungen. Auch der verloren gegangenen unter Bossuets Werken wie der fälschlich oder nur zweifelhaft ihm zugeschriebenen geschieht nach Möglichkeit und Bedarf Erwähnung. Bei einem anerkannten Klassiker von so hoher Bedeutung auf literarischem wie historischem Gebiete war ein solches Werk sehr wohl angebracht und verdient allen Dank. Es verschafft einen vorzüglichen Ueberblick über Bossuets geistigen Nachlaß und gibt zugleich eine Reihe werthvoller Anhaltspunkte zum Verständniß seines Lebens und seiner theologischen Richtung. Ob die äußere Einrichtung für ein solches, im wesentlichen doch vorwiegend bibliographisches Werk in allem glücklich gewählt sei, ließe sich bezweifeln; übersichtlich und bequem wird man sie kaum nennen können. Doch hat die Eintheilung von Bossuets zahlreichen Arbeiten in sieben nach sachlichen Gesichtspunkten geschiedene Klassen ihr Gutes. Jedenfalls ist die Schrift fleißig gearbeitet, vielfach recht interessanten Inhaltes und kann für vieles gute Dienste leisten.

Adémar de Chabannes. Chronique publiée d'après les Manuscrits par Jules Chavanon, Archiviste du Département de la Sarthe. (Collection de Textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire 20.) 8°. (LII et 236 p.) Paris, Picard, 1897. Preis *Fr.* 6.50; für Subscribenten *Fr.* 4.50.

Die Chronik des Ademar von Chabannes († 1034) ist für die Geschichte des alten Aquitaniens eine wichtige, und was Ademars eigene Zuthaten betrifft, recht zuverlässige Quelle. Stücke derselben sind von Labbe, Bouquet, Duchesne, Waitz, Migne u. a. veröffentlicht; eine Ausgabe der ganzen Chronik liegt hier zum erstenmal vor. Der Herausgeber steht ganz auf den Schultern von Waitz, den er auch in der Edirungsmethode nachahmt; doch ist er dabei in der Lage, die wissenschaftlichen Errungenschaften von weitern 50 Jahren verwerthen zu können, unter denen Delisles Untersuchungen über Ademars Original-Manuscripte (1896) obenanstehen. Der Herausgeber kann daher manches, und nicht Unbedeutendes, berichtigen oder ergänzen und hat überdies vor der Edition der Monumenta Germaniae die angenehme Handlichkeit seines Bändchens voraus. Auffallend ist, daß die von Holder-Egger im „Neuen Archiv“ VII, 630 f. mitgetheilten Urkundenexcerpte von Saint-Cybard, welche den Marginalnoten des Leydener Codex entnommen sind, zur Vergleichung, wie es scheint, nicht herbeigezogen wurden. Holder-Egger legt gerade deshalb Werth auf dieselben, weil sie „die uncontrollirbaren localgeschichtlichen Nachrichten Ademars theils bestätigen theils ergänzen“. Im übrigen ist die Ausgabe recht sorgfältig, auch mit gutem Register versehen. Durch solche interessante und vortreffliche Editionen gewinnt die Picardsche Collection de Textes — bis jetzt 20 Bändchen mit bedeutend ermäßigtem Subscriptionspreis — allmählich immer größere Bedeutung.

Die neuesten Richtungen der Malerei. Von Heinrich Reinhart. (Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Nr. 4.) 8°. (35 S.) Wien, Mayer & Co., 1896. Preis 80 *Pf.*

Aus den Leistungen der vorigen Jahrhunderte gewinnt der kundige Verfasser für seine Leser eine gesicherte Kenntniß des Wesens und der Hauptaufgaben der Malerei, dadurch aber auch einen zuverlässigen Maßstab zur Beurtheilung „der heutigen Production". Im Gegensatz zur Vorzeit sind Religion, Wissenschaft und Kunst losgerissen von den alten Grundlagen. Die eigentlichsten Vertreter moderner Malerei suchen eine „Kunst mit neuem Inhalte in neuer Form". Diese glaubten viele zu finden durch den Verismus, möglichst brutale Nachahmungen der Natur und des Lebens in der trivialsten Form, andere durch den Impressionismus, welcher nur darstellen soll, was in einem Moment der flüchtige Blick der Netzhaut einprägt. Dann wurde die Freilichtmalerei gepriesen, welche die unter freiem Himmel sich vollziehenden Vorgänge auch in freier Luft fertigstellen soll, oder ein Realismus, welcher bei „gesunder Sinnlichkeit" möglichst große historische Treue anstrebe. Im Symbolismus versuchte man irgend eine Vorstellung (Idee?) in räthselhafter, abgekürzter Form pikant anzudeuten, endlich durch novellistische Auffassung die erhabensten Personen der Geschichte und Religion in das Gewand der modernsten Mode zu kleiden und sie handeln zu lassen, wie es im 19. Jahrh. Sitte ist. Wenn auch in jeder dieser Richtungen ein gesunder Gedanke lag, ist er doch stets übertrieben worden; das Endergebniß blieb Cult des Häßlichen und Schädigung des Glaubens. Echte Blüthen der Kunst erwartet Reinhart nur von der Rückkehr zum Christenthum. Will man sie nicht, „dann mag die Malerei ihre Palette zerbrechen; denn im socialistischen Staatshaushalt ist für sie kein Platz".

Les Grandes Cathédrales du Monde Catholique. Par L. Cloquet, Secrétaire de la Revue de l'Art Chrétien. Volume illustré de 208 gravures, dont 5 hors texte. 4°. (380 p.) Bruges, Société de Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie, 1897. Preis *Fr.* 6.

Das Wort Cathédrales des Titels bezeichnet hier nicht lediglich bischöfliche Kirchen oder Kathedralen im engern Sinne, sondern überhaupt hervorragende und bedeutende Kirchenbauten. Der Verfasser hat aus der überreichen Menge solcher Schöpfungen kirchlicher Baukunst eine Reihe der vorzüglichsten ausgewählt, welche als Muster ihres Stiles und der in den verschiedenen Perioden herrschenden künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen gelten können. Indem er dieselben aber nach der Zeit ihrer Entstehung und unter Berücksichtigung ihrer wesentlichen Eigenschaften zu Gruppen vereinigt dem Leser in Wort und Bild vorführt und den einzelnen Abschnitten allgemeine, auf die Entwicklung und den Fortschritt der Bauthätigkeit bezügliche Bemerkungen vorausschickt, gestalten sich seine Ausführungen an der Hand der Monumente zu einer leicht verständlichen und populären Geschichte der kirchlichen Architektur. Mit besonderer Ausführlichkeit verweilt der Verfasser bei der Gotik, deren Schöpfungen für ihn das Endergebniß der fast tausendjährigen Fortbildung der Baukunst, der Höhepunkt der kirchlichen Bauthätigkeit und die glänzendsten Meisterwerke des christlichen Genies sind. Hier ist Cloquet ersichtlich in seinem Fahrwasser. Vor allem sind es die allerdings ungemein kraft- und lichtvollen Werke der französischen Frühgotik, mit denen er sich eingehend beschäftigt. Doch läßt er auch den andern Bauweisen und den ihnen entsprungenen Monumenten Gerechtigkeit widerfahren. Seine Schreibweise ist lebendig, leicht verständlich, anziehend und

ebenso unterhaltend wie belehrend. Eine große Anzahl zum Theil vortrefflicher Illustrationen verleihen dem Buche erst recht einen volksthümlichen Charakter. Die Ausstattung ist elegant und der Preis angesichts derselben in der That recht mäßig. Der gute Eindruck, den die Arbeit macht, hätte unzweifelhaft noch gewonnen, wenn der Verfasser unter Außerachtlassung verschiedener minder belangreicher französischer Baudenkmale gotischen Stiles ein wenig mehr die nicht französischen Monumente desselben berücksichtigt hätte, z. B. das Ulmer Münster, die Dome zu Freiburg, Xanten und Halberstadt in Deutschland, die Kathedralen von Salisbury und Exeter sowie das Münster von Beverley in England, die Kathedrale von Gerona in Spanien u. a.

Die Hügel von Jerusalem. Von Georg Gatt. Neue Erklärung der Beschreibung Jerusalems bei Iosephus, Bell. Iud. V, 4, 1 et 2. Mit einem Plane. 8°. (VIII u. 66 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis M. 1.50.

Die Frage, wo die in der Bibel und bei Flavius Josephus genannten Hügel von Jerusalem zu suchen sind, gehört mit zu den schwierigsten in der biblischen Ortskunde. Don Gatt hat sich schon lange mit derselben beschäftigt. Während seines mehr als 25jährigen Aufenthaltes im Heiligen Lande hatte er als Oberer der Erziehungsanstalt von St. Peter in Jerusalem und dann als Rector des österreichisch-ungarischen Pilgerhauses daselbst Gelegenheit, die Heilige Stadt gründlich kennen zu lernen. Er veröffentlichte schon 1877 eine eingehende „Beschreibung über Jerusalem und seine Umgebung" (396 S.), und hat seither, auch in seiner jetzigen Stellung als apostolischer Missionär in Gaza, eine Reihe von Artikeln in mehreren Zeitschriften über das biblische Jerusalem geschrieben. In der vorliegenden Schrift „Die Hügel von Jerusalem" behandelt er die Hauptstelle des Josephus über die Heilige Stadt. — Er zeigt an achtzehn verschiedenen Systemen, die man aufgestellt hat, daß die herkömmliche Erklärung der Stelle nicht haltbar ist. Deshalb gibt er selbst eine neue Erklärung dieser wichtigen Beschreibung des alten Jerusalem, durch die er zu einem befriedigenden Ergebniß gelangt. Er unterscheidet in den Worten des jüdischen Geschichtschreibers einen allgemeinen und einen besondern Theil, worauf man bisher nicht geachtet hatte. Der allgemeine Theil redet von den zwei großen Haupthügeln, auf denen die Heilige Stadt gebaut ist; ein tiefes Thal, Tyropoeon genannt, trennt diese Hügel voneinander, während andere tiefe Thäler dieselben von außen umgeben. Das Tyropoeonthal entspricht dem heutigen Wad, das die Stadt vom Damaskusthore bis zum Teich Siloë in vorherrschend süd-östlicher Richtung durchzieht; die Außenthäler sind das Thal Hinnom im Westen und Süden, das Thal Cedron im Osten. — Von den beiden Haupthügeln der allgemeinen Beschreibung erwähnt Josephus dann in dem besondern Abschnitt je zwei Theile als Sonderhügel: den Obermarkt- und den Akrahügel auf der westlichen, den Tempel- und Bezethahügel auf der östlichen Seite des Tyropoeon. Der vielumstrittene Akrahügel lag also auf dem Ausläufer des Calvarienberges. — Wenngleich auch diese Erklärung wohl nicht überall volles Licht und volle Klarheit verbreitet, so spricht doch sehr vieles zu ihren Gunsten. Jedenfalls bezeichnet diese Schrift einen großen Fortschritt zur Lösung der schwierigen Frage, wofür dem Verfasser alle Anerkennung gebührt und der Dank aller derer, die sich mit der biblischen Ortskunde beschäftigen.

Miscellen.

Kritisches über die Hirtenbriefe des hl. Paulus. Ein Aufsatz von A. Hilgenfeld in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" (1897, S. 1 ff.) bietet einen Ueberblick über die neuesten kritischen Bemühungen um die Briefe des hl. Paulus an Timotheus und Titus. Baur (1835) und seine Anhänger sprachen diese Schreiben rundweg dem hl. Paulus ab; die neuere Kritik hat diesen Standpunkt verlassen. Man unterscheidet jetzt auch auf rationalistischer Seite in den genannten Briefen ursprüngliche Bestandtheile und Stücke, die von einem Ueberarbeiter herrühren. Die ursprünglichen Theile wollen die Arbeiten von Hesse (1889) und Krenkel (1890) dem hl. Paulus zuweisen, während Hilgenfeld an dem spätern Ursprung der Schreiben festhält. Wie unhaltbar aber auch dieser neugewählte Standpunkt ist, zeigt ein einfacher Blick auf die Ergebnisse der verschiedenen Kritiker. Hätte man wirklich durchschlagende Gründe gegen die Echtheit einzelner Verse und Theile der fraglichen Briefe, so müßten doch diese Gründe auch andern als ihren ersten Erfindern und Entdeckern einleuchten. Nun aber sieht sich Hilgenfeld selbst S. 41 zu dem Satze veranlaßt: „Den ursprünglichen Paulus ad Titum findet Hesse gerade da wieder, wo ich vielmehr den Bearbeiter wahrnehme (1, 12. 13a), dann spricht er demselben ab, was ich ihm zuspreche (1, 13b—15), so daß wir nur über 1, 16 im Einklang sind." Wie wahr das gesagt ist, zeigt die folgende Tabelle, in welcher Hilgenfelds und Hesses Urtheile über den ersten Timotheusbrief zusammengestellt sind:

Kap. I.	nach Hilgenfeld:	nach Hesse:
V. 1—2	echt	echt
3—10	falsch	echt
11	falsch	falsch
12—17	echt	falsch
18—20	falsch	echt.
Kap. II.		
V. 1—6a	echt	falsch
6b—7	falsch	falsch
8	echt	falsch
V. 9—16	echt	falsch.
Kap. III.		
V. 1—16	echt	falsch.

Kap. IV.	nach Hilgenfeld:	nach Hesse:
V. 1—8	falsch	echt
9—16	echt	echt.
Kap. V.	echt, mit Ausnahme des Citates Luc. 19, 7 in V. 18 u. V. 23.	falsch.
Kap. VI.		
V. 1—2	echt	falsch
3a	echt	echt
3b—16	falsch	echt
17—19	echt	falsch
20—21	falsch, mit Ausnahme des Grußes am Ende.	echt.

Nur für ein einziges, etwas größeres Stück herrscht also Uebereinstimmung bei den beiden Kritikern, und diese ist zu Gunsten der Echtheit. Außerdem kommen sie, abgesehen von der Ueberschrift des Briefes, zu demselben Ergebniß:

In Kap. I in 1 Vers,
" " II " $1^1/_2$ "
" " III " 0 "
" " IV " 0 "
" " V " $1^1/_2$ "
" " VI " $^1/_2$ "

Fügen wir eine ähnliche Uebersicht noch für den kurzen Titusbrief hinzu:

Kap. I.	nach Hilgenfeld:	nach Hesse:	Kap. I.	nach Hilgenfeld:	nach Hesse:
V. 1 a	echt	echt	V. 16	echt	echt.
1 b	falsch	echt	Kap. II	echt,	falsch.
2	falsch	echt		mit Ausnahme dreier Worte V. 13.	
3 a	falsch	falsch	Kap. III.		
3 b	echt	falsch	V. 1—6	echt	echt
4—6	echt	echt	7—9	echt	falsch
7—11	echt	falsch	10—11	falsch	falsch
12—13 a	falsch	echt	12—13	echt	echt
13 b	echt	echt	14	echt	falsch
14—15	echt	falsch	15	echt	echt.

Ziehen wir wiederum das Facit. Lassen wir die Ueberschrift des Titusbriefes wiederum außer acht, so herrscht Uebereinstimmung zwischen den beiden Kritikern in Rücksicht auf größere Stücke wiederum nur zu Gunsten der Echtheit. Uebereinstimmend als falsch erklärt werden von beiden: in Kap. II drei Worte, in Kap. III zwei Verse. Und welches sind diese drei Worte und diese zwei Verse? In der Stelle Kap. II, V. 13: „erwartend die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Erlösers Jesu Christi", beseitigt Hilgenfeld die von uns gesperrten Worte, in welchen unumwunden Christi Gottheit bezeugt ist. Die beiden als unecht bezeichneten Verse in Kap. III aber lauten: „Einen häretischen Menschen meide nach ein- und zweimaliger Mahnung. Du weißt ja, daß ein solcher verkehrt und in Sünden ist, da sein eigenes Urtheil ihn verdammt." Warum solche Zeugnisse nicht überall gefallen, bedarf wohl keiner weitern Erklärung.

Wir sagten oben, nach Hilgenfeld sei der heutige erste Timotheusbrief erst nach dem Jahre 136 geschrieben, und es ist also wohl angemessen, auch den Grund anzugeben, auf welchen hin ein solch apodiktisches Urtheil in so schwerwiegender Sache gefällt wird. Der Grund liegt in den Worten des 2. Kapitels, in welchen der Apostel zum Gebet auffordert „für alle Menschen, für die Kaiser und für alle, welche hochgestellt sind". Also, meint Hilgenfeld, gab es zur Zeit, als der Brief geschrieben wurde, mehrere Kaiser im Römerreich, denn der Christ wird ja zum Gebet für die Kaiser ermahnt. Mehrere Kaiser aber gab es in Rom nicht vor dem Jahre 136. Also ist das Datum des heutigen Timotheusbriefes sonnenklar bewiesen. Es hieße unsere Leser beleidigen, wollten wir viel Worte zur Widerlegung dieses „Beweises" verschwenden. Weiß Hilgenfeld allen Ernstes nicht, daß auch Tertullian vom Gebet für das Wohl der Kaiser spricht (Apol. c. 30), obschon nur mehr der einzige Septimius Severus regierte, als er so schrieb? Weiß er nicht, daß schon Clemens von Rom den Gehorsam gegen die Herrscher und Vorsteher (ἄρχουσι καὶ ἡγουμένοις) empfiehlt und dann ausdrücklich diese Herrscher als mit königlicher (resp. kaiserlicher) Gewalt bekleidet bezeichnet? Und liefe ein Katholik von heute Gefahr, mißverstanden zu werden, wenn er sagte: es ist bei uns Sitte, für die deutschen Kaiser zu beten?

Solche „Beweise" beleuchten die Gründlichkeit gewisser angeblich wissenschaftlichen Richtungen.

Die künftige Hauptstadt Brasiliens. Es ist bereits geraume Zeit her, daß wir Bewohner der Alten Welt durch die Kunde überrascht wurden, die Nordamerikaner könnten jetzt ihre so- und sovielstöckigen Häuser von einer Stelle zur andern nöthigenfalls „walzen" lassen. Ein derartiger Familienumzug ist aber immerhin noch ein Kinderspiel gegen den in Brasilien geplanten Exodus aus der bisherigen Hauptstadt Rio de Janeiro in das Innere Südamerikas. Es handelt sich dabei nicht um den Transport der bisherigen Behausungen, die man auch großentheils besser zurückläßt. Auch sollen nicht, wie seiner Zeit in Italien, allein die Behörden mit ihren Beamtenstäben und Archiven etappenweise in bereits hergerichtete, bequeme Paläste übersiedeln. Vielmehr soll in einem eigens abgegrenzten Bundesdistrict eine neue Metropole erstehen.

Der Plan ist übrigens nicht so neu. Er stammt schon aus dem Jahre 1808. Damals wies nämlich J. da Costa Furtado Mendonça, Redacteur der Zeitung „Correio Brasiliense", auf die ungünstige Lage Rios als Landeshauptstadt hin. Weder vor dem fürchterlichen Fieber noch vor fremden Flotten könnte man sich gehörig schützen. Die Entfernungen von der Hauptstadt in die Provinzen seien außerordentliche. Es sollte also eine gesündere, mehr gesicherte, leichter erreichbare Lage gewählt werden.

Bald darauf schlug Dr. Joachim Alexander de Mello Moraes in dem Buche Affaires du Brésil einen Landstrich unter 15 ° südl. Br. oder nahe den Quellen des Rio São Francisco vor. 1834 bezeichnete dann der Visconte do Porto Seguro das Seendreieck der Lagoa Feia, Lagoa Formosa und Lagoa Mestre d'Armas, welche ihre Wasser in den Amazonas, São Francisco und La Plata entsenden, als die geeignetste Gegend. Und bei diesem Vorschlag blieb man stehen.

Das bezeichnete Gebiet liegt noch im Staate Goyaz nahe der Grenze gegen Minas Geraes, unter 15 ° südl. Br. und 47—48 ° westl. L., und wurde von Porto Seguro selbst noch 1887 bereist. Es ist die Mitte jener bekannten brasilianischen „Landinsel", auf welche man, von der Küstenstadt Porto Seguro aus in gerader Linie nach Westen ziehend, stößt, und von welcher die drei Stromsysteme Amazonas-Tocantins, San Francisco und La Plata-Paraná ihren Ausgang nehmen, so daß die Gegend des neuen Bundesgebietes auf der Karte beim ersten Blick in die Augen fällt.

Im Jahre 1890 wurde in die neue Verfassung der Republik ein Artikel über die Gründung eines Districto Federal aufgenommen und 1891 ein Credit zur Abgrenzung eines Gebietes von 14 400 qkm bewilligt. Im Juni trat die mit der Aufgabe betraute Commission von Rio aus ihren Forschungszug an. Es waren fast 40 Mann, worunter sich Astronomen, Ingenieure, Aerzte, Meteorologen, Apotheker, Geologen, Techniker befanden. Man führte über 180 Pferde und Maulthiere mit sich. Feldbetten, Zelte, Waffen, Instrumente und Lebensmittel wurden von der Regierung geliefert, welche für die Expedition 200 000 Milreis, d. h. 400 000 Mark, ausgeworfen hatte. Die Reise ging von Uberabá über Bagagem, Catalão nach Pyrenopolis. Von hier aus besetzte man in vier Abtheilungen die Ecken des als Rechteck gedachten Bundesdistrictes, um die Forschungen zu beginnen. Der Leiter der Expedition, Dr. Cruls, gab nun 1894

sein 370 große Quartseiten starkes Werk heraus: Relatorio da Comissão Exploradora do Planalto Central do Brazil, dem zahlreiche Tafeln und ein Atlas von 78 großen Blättern beigefügt sind.

Die Topographie des Districtes stammt von Dr. Pimentel. Dieselbe ist von Interesse, weil nach einem Briefe von Ernst Ule, der den Zug mitmachte, alle Karten über diese Gegenden überhaupt nichts weiter sind als willkürliche Zeichnungen im Kartennetze (Petermanns Mittheilungen 1893, S. 91). Von Westen nach Osten zieht eine hohe Bodenschwelle von Pyrenopolis nach Formosa. Sie ist die Wasserscheide zwischen Tocantins und Paraná, d. h. dem Stromgebiet des Amazonas- und des La Plata-Stromes. Die westlichen Theile dieser Schwelle bilden die kahlen Pyreneos, auf denen der Corumbá aus 36 Quellen entspringt.

Die bisher zu 3000 m angegebene Serra dos Pyreneos wurde auf 1385 m bemessen, was auch mit den neuen Angaben des Ingenieurs Tavares übereinstimmt. Ueber dem Orte Pyrenopolis beginnt eine 1000—1200 m steigende Hochebene, auf der sich dann erst die einzelnen Berggipfel abheben. Die Lagoa Mestre ist 4 km lang, 800 m breit, seicht, wasserarm, aber reizend mit reicher Palmenvegetation geschmückt. Die Lagoa Feia ist 5 km lang, 400—500 m breit; die Lagoa Formosa ist mehrere Kilometer lang, aber wasserarm und mit Wasserpflanzen bedeckt.

Von den Pyreneos durch ein Thal mit reicher Vegetation getrennt, liegt bei 1240 m Höhe das Plateau do Rasgão. Eine weite Hochfläche, welche von den Pyreneos nach Osten zieht und deren Südabhang eine reiche Vegetation besitzt, bildet die Wasserscheide zwischen dem Rio Verde im Norden und dem Rio Corumbá im Süden. Von Ponto Alto an folgen Höhen von 1000 m, und der üppige Pflanzenwuchs verdichtet sich an den Ufern des Rio Areias und Rio Macacos zu echten Urwäldern. In rascher Abwechslung treten dann plötzlich wieder die ödern Campos, welche in der Trockenzeit fast ganz abgebrannt werden, auf. Die Serra dos Macacos ist die Flanke eines 1100 m hohen Plateaus und steigt in Tres Barras bis 1240 m, und das Plateau von Gama erreicht sogar 1330 m. Die wichtigsten Flüsse dieses östlichen Theiles sind der Parnauá und der São Bartholomeu, welche ihre Wasser dem Rio Corumbá und damit dem La Plata zuführen. Die Richtung derselben ist meist von Nordwest nach Südost. Im Süden schließt sich im Gebiete dieser und der westlichen Flüsse Cachoeira, das Gallinhas, do Ouro, Congonhas, Corumbá, Carúrú, Capivary ein fruchtbares Land mit reichem Boden, vielem Wasser und geeignet zum Kaffeebau an. Im Südwesten des Corumbá kommt aus dem 1000 m hohen Plateau das Duas Oitaras der Rio das Almas. Weiter westlich beginnt die Zone der Urwälder in Goyaz und Matto grosso, deren Zeit durch rücksichtsloses Abforsten allerdings nur mehr kurz bemessen scheint. Die Gewässer laufen zu den drei Systemen des Corumbá-La Plata, São Francisco und Tocantins-Amazonas ab. 80 km südwestlich von Santa Cruz und dann noch unter 17° 15′ südl. Br. und 50° 30′ westl. L. finden sich 36—41° warme Quellen, welche indes schon seit 1777 bekannt sind.

In Goyaz wurde seit 150 Jahren Gold gegraben. Seitdem die Sklaverei aufgehoben, sind aber die Hauptarbeitskräfte verschwunden, und da andere Hilfsmittel nicht bis hierher vorgedrungen, ist das goldreiche Land fast ohne alle Minen. Gold kommt im Kies, in Flüssen, im Schutt der Berghänge und meist in Quarzgängen im Glimmerschiefer vor.

Wie bei Agua Suja im benachbarten Minas gibt es auch in Goyaz Diamanten, welche aber nicht ausgebeutet werden. Im Thonschiefer und Sandstein findet sich sehr reines, bis zu 70 % Metall enthaltendes Eisenerz.

Bezeichnend für das Bundesgebiet sind die weiten Grasflächen, über welche sich verkrüppelte Bäume, Zwergpalmen von 1—2 m Höhe oder kriechende Palmen erheben. Obwohl sich das alles von weitem gleich Wäldern ansieht, so ist doch beim Nähertreten der Eindruck eines dürftigen, verwilderten Obstgartens vorherrschend. Auf den Hochflächen gedeiht Weizen. Kaffee, Tabak und Zucker werden viel angepflanzt.

In dieses Rechteck also, dessen lange Seite 160, dessen kurze 90 km beträgt, soll die neue Hauptstadt kommen.

Nachdem aber einmal Brasilien als Ganzes eine neue Metropole plant, wollen nun auch die Einzelstaaten nicht mehr zurückstehen. Bereits hat der Staat Minas Geraes den Bau seiner neuen Hauptstadt begonnen und im Laufe des Jahres 1894 bei Bello Horizonte unter 19° 55′ 31″ südl. Br. und 4° 37′ 59″ westl. L. von Rio de Janeiro die Absteckung des Weichbildes und die ersten Erdarbeiten vornehmen lassen.

Ob es nun thatsächlich zu einem wirklichen Wechsel der Hauptstadt und der Hauptstädte kommen wird?

Den Handel z. B. wird man von Rio de Janeiro, welches dafür sehr günstig gelegen ist, nicht verlegen können. Die finanzielle Lage ist augenblicklich geradezu erbärmlich. Der Nation mangelt es an Beständigkeit, so daß der Plan eigentlich nichts ist als eine theuere Spielerei.

Man hat allerdings La Plata im Auge, das, 1882 gegründet, nach zehn Jahren 65 000 Einwohner gezählt haben soll. Aber diese erste künstlich hervorgerufene Fluth scheint rapid zurückzugehen, und Opfermuth, patriotische Begeisterung und Speculation betrachten gleichmäßig enttäuscht dieses traurige Schauspiel, welches sehr wahrscheinlich auch der künftigen Hauptstadt Brasiliens nicht erspart bleiben würde.

Der unlautere Wettbewerb und das Gesetz vom 27. Mai 1896.

Die ungebundene Concurrenz in Handel und Gewerbe hat unter der herrschenden Gewerbefreiheit und der immer noch steigenden Leichtigkeit des Verkehrs infolge der zunehmenden Gewissenlosigkeit Praktiken zu Tage gefördert, welche einestheils geeignet sind, Treue und Glauben im Wechselverkehr zu untergraben, anderntheils gewissenhaftere Geschäftsleute in ihrem Erwerbe tief schädigen und dem Ruin entgegentreiben.

Der Schutz, welcher bisher durch die in Kraft und Uebung stehenden Gesetze im Deutschen Reich gegen unredliche und bedenkliche Machenschaften in dieser Hinsicht gewährt wurde, war höchst mangelhaft.

Außer der nachweisbaren Schädigung durch Betrug waren es nur ganz bestimmte Auswüchse unredlicher Concurrenz, welche durch Gesetz und Richter konnten belangt werden. Diese sind gekennzeichnet durch das Firmenschutz-Gesetz im Handelsrecht, durch das Markenschutz-Gesetz (30. November 1874) oder vielmehr das später folgende, etwas weitergehende Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen (12. Mai 1894), das Patentgesetz (25. Mai bezw. 7. April 1891), die Gesetze betreffend das Urheberrecht (11. Juni 1870, 9. und 11. Januar 1876).

Allein theils waren diese Gesetze ungenügend für den beabsichtigten Rechtsschutz, theils waren es andere Auswüchse der Concurrenz, welche, obgleich bedrohlicher, dennoch straffrei fortwuchern konnten. Das hat nach vielfachen Berathungen und Debatten endlich zum Gesetz vom 27. Mai 1896 geführt, welches mit dem 1. Juli desselben Jahres in Kraft getreten ist, dem „Gesetz zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes".

Es ist sowohl von seiten der Regierung als auch von seiten des Reichstages ausgesprochen worden, daß man eine völlige Unterdrückung des unlautern Wettbewerbes von dem Gesetze nicht erwarte und nicht erwarten könne; die Findigkeit derer, welche, nicht wählerisch in der An-

wendung von Mitteln, ihr ganzes Sinnen und Trachten auf Ueberflügeln und Unterdrücken ihrer Concurrenten setzen, sei eben zu groß und unberechenbar, als daß sie nicht neue Mittel und Wege ersinnen sollten, durch welche sie den Strafgesetzen entschlüpften. Doch wurde für das häufige Auftreten solcher Fälle eine Ergänzung und Erweiterung der Gesetze und gesetzlichen Verbote in Aussicht genommen.

Ein berechtigter Vorwurf kann daher auch uns nicht treffen, wenn wir hier im weiteren Verlaufe neben den guten auch die schwachen Seiten des Gesetzes hervorheben. Von anderer Seite ist dies gleichfalls schon geschehen. Unter anderem rügt die jüngst erschienene Schrift „Hinter den Kulissen des modernen Geschäfts, von Paul Dehn (Berlin 1897)", daß weder gegen schwindelhafte Verkäufe, trügliche Concurse und Ausgleiche hinreichende Vorsorge getroffen, noch auch die richterliche Verfolgung von Gesetzesübertretungen genügend erleichtert sei. Wir haben nicht die Absicht, allen dortigen Ausführungen beizustimmen, können aber noch weniger alle daselbst vorgebrachten Beschwerden als unbegründet abweisen. Da es uns im folgenden vornehmlich darum zu thun ist, die ethische und rechtliche Seite des neuen Gesetzes zu beleuchten, so berühren wir die wirtschaftliche Seite desselben nur gelegentlich oder doch in untergeordneter Weise.

Den ganzen Wortlaut des Gesetzes hierher zu setzen, ist überflüssig; doch müssen wir den Hauptinhalt verzeichnen.

Die §§ 1—4 sind gegen schwindelhaftes Reclamewesen gerichtet. Die gerichtliche Klage geht auf Unterlassung, auf Schadenersatz und auf Bestrafung. Damit auf Unterlassung erkannt werde, genügt bei öffentlichen Ankündigungen, welche den Anschein günstigen Angebotes hervorzurufen geeignet sind, die Unrichtigkeit thatsächlicher Angaben über geschäftliche Verhältnisse im allgemeinen; damit Schadenersatz beansprucht werden könne, mußte die Unrichtigkeit dieser Angaben von dem, der sie gemacht hat, gewußt sein oder gewußt werden können. Bestrafung kann nur eintreten, wenn die unwahren Angaben sich auf genau bezeichnete und im Gesetz besonders hervorgehobene Verhältnisse beziehen.

Daß bezüglich der Forderung des Unterlassens falscher Ankündigung und der Forderung eventuellen Schadenersatzes das Gesetz die allgemeine Fassung „über geschäftliche Verhältnisse" erhielt und damit dem richterlichen Ermessen erheblicher Spielraum zugestanden wurde, ist das Verdienst des Antrags Roeren aus der Centrumsfraction. Wäre diese Verallgemeinerung nicht eingetreten, so wäre das Gesetz gegen schwindelhaftes

Reclamewesen fast ein Schlag ins Wasser gewesen. Bei der Strafverfolgung glaubte man sich an eine genaue Aufzählung der strafbaren Handlungen halten zu sollen, damit der Unsicherheit der Rechtsprechung in dieser Hinsicht der Boden entzogen würde.

Die §§ 6 und 7 verbieten und strafen in ähnlicher Weise falsche Behauptungen über die Waren oder gewerbliche Leistungen eines andern, welche geeignet sind, den Betrieb des Geschäftes oder den Credit zu schädigen, jedoch selbstverständlich mit der Erweiterung, daß nicht eine Verbreitung durch „öffentliche Bekanntmachungen oder Mittheilungen für einen größern Kreis von Personen" zu einer sträflichen Handlung erforderlich ist.

§ 8 erläutert den Firmenschutz in der Weise, daß im geschäftlichen Verkehr jene Benutzung eines Namens, einer Firma, besondere Bezeichnung des Geschäftes u. s. w. unerlaubt und ersatzpflichtig ist, welche darauf berechnet und geeignet ist, Verwechslungen mit andern Berechtigten herbeizuführen. — Man sieht, auch hier ist dem Ermessen des Richters ein großer Spielraum gelassen, da er darüber zu befinden hat, ob eine geringfügige Aenderung an einer fremden Firma u. s. w. genüge, eine Verwechslung nicht mehr wirksam herbeizuführen, oder nicht.

§§ 9 und 10 ordnen und beschränken die Pflicht zur Wahrung der Geschäftsgeheimnisse; die folgenden Paragraphen ordnen die Klageverjährung und einige formale Seiten des Strafverfahrens.

Nach dem französischen Gesetzbuch hat man in Frankreich ohne diese Reihe von Gesetzesparagraphen rascher und eingreifender den unlautern Wettbewerb zu bekämpfen gewußt, ohne eigentliche Strafverfolgung, durch bloße Verurtheilung zum Schadenersatz.

Wenn man den kurzen Gesetzesparagraphen sich ansieht, auf Grund dessen man in Frankreich jenes Ziel erreicht hat, so offenbart sich da eine gründliche, man möchte sagen grundsätzliche Verschiedenheit im Rechtsprechen seitens der Richter und in Auffassung der Rechtsgesetze.

Bekanntlich besteht in einem Theile Deutschlands das französische Gesetzbuch noch zu Recht; allein auch da hat die deutsche Rechtsprechung mit jenem Paragraphen nichts anzufangen gewußt gegen die unlautern Geschäftsschädigungen. Man hat im Reichstag und bei der Regierung ernstlich in Erwägung gezogen, ob man durch einen ähnlichen allgemeinen Gesetzesparagraphen, wie der des französischen Rechts ist, den erwünschten Zweck wirksam erreichen würde, und ist zur Ueberzeugung gekommen, daß das für Deutschland unmöglich sei. Wie erklärt sich das?

Zuerst wollen wir den wichtigen Paragraphen des französischen Gesetzbuches uns näher ansehen. Es ist art. 1382 des Code civil; er lautet: Tout fait quelconque de l'homme qui cause à autrui un dommage, oblige celui par faute duquel il est arrivé, à le réparer (Jede Handlung eines Menschen, welcher Art sie sein mag, die einem andern Schaden verursacht, verpflichtet denjenigen, durch dessen Schuld der Schaden entstanden ist, denselben zu ersetzen). Mit diesem Paragraphen hat die Praxis der Rechtsprechung in Frankreich jeden unlautern Wettbewerb ersatzpflichtig gegen den redlichen Geschäftsmann gemacht, welcher durch derartige unlautere, auf Täuschung berechnete Mittel in seinem Absatz und seiner Kundschaft geschädigt wird, und zwar in der Höhe richterlichen Ermessens.

Man geht dabei von dem richtigen Grundsatz aus, daß bei gesetzlicher Gewerbe- und Handelsfreiheit ein jeder das Recht habe, durch rechtliche Mittel Kunden an sich zu ziehen, daß er aber ebenso in diesem seinem Rechte geschädigt werde, wenn ihm durch trügliche Mittel Kunden entzogen und der Vertrieb geschmälert würde. Wer solche trügliche Mittel anwende, auf den habe der Gesetzesparagraph Anwendung, daß durch seine Schuld, sein Vergehen ein anderer geschädigt sei.

Die Grundsätze des natürlichen Rechts und der natürlichen Gerechtigkeit müssen dieser Anschauung insofern beistimmen, als es sich entweder um die Verletzung von schon erworbenen Rechten anderer handelt oder um Verhinderung gerechten Erwerbs durch trügerische Mittel, deren Trug gerade gegen andere und deren Erwerb gerichtet ist.

In der gegebenen Fassung halten wir indessen den französischen Paragraphen nicht gerade für ein Mustergesetz. Es ist immer mißlich, eine Ersatzpflicht über die Grenzen des natürlichen Rechts hinaus gesetzlich festzustellen, und doch kann dies nach Fassung dieses Paragraphen geschehen. Ein erworbenes Recht auf eine gewisse Kundschaft oder auf einen gewissen Warenabsatz hat kein Geschäft durch seine bisherigen Beziehungen erworben, da es jedem freisteht, zu kaufen, wo er will. Allein gegen irgend jemanden trügerische Mittel gebrauchen und dadurch jemanden in dem ihm gebührenden Vertrauen und infolgedessen in seiner Kundschaft schädigen oder durch trügerische Vorspiegelungen die Kunden anderer bethören, so daß diese nur scheinbar freiwillig, im Grunde gegen ihren bewußten Willen, dem frühern Betrieb ihre Kaufkraft und damit den zugedachten Gewinn entziehen: das heißt gegen andere Betriebsconcurrenten ungerecht schä-

digende Mittel anwenden und deshalb diesen gegenüber der Wiedererstattungspflicht verfallen.

Der angeführte Paragraph des französischen Gesetzbuches kann nun so angewandt werden, daß er auch eine nicht ungerechte Schädigung eines andern treffe, weil er von einem fait quelconque spricht, wodurch der Schaden eines andern verursacht werde. Zwar heißt es dann zur Bestimmung dessen, der zum Schadenersatz verpflichtet sei, celui par faute duquel il est arrivé; aber eine Schuld, ein Vergehen, ein Fehler kann vorliegen, ohne daß ein Fehler, ein Vergehen gegen die Gerechtigkeit vorliegt. Darum kann jener Paragraph sich in Gegensatz setzen zu den Forderungen des natürlichen Rechts, obgleich wir gerne zugeben, daß das nur selten eintreten wird und daß in den weitaus meisten Fällen, wenn ein Vergehen, eine Schuld (faute) constatirt ist, auch gerade das Begehen eines Unrechts, eine Verletzung der Gerechtigkeit vorliegen wird.

Wenn wir demnach der Fassung des besprochenen Paragraphen des französischen Rechts nicht unsere volle Sympathie entgegenbringen können, so scheint doch, daß die thatsächliche Handhabung, besonders gegenüber dem unlautern Wettbewerb, sich ganz auf dem Boden des natürlichen Rechtsgefühls zu bewegen pflegt. So sind wie mit einem Schlage das täuschende Reclamewesen, der Mißbrauch oder die täuschende Nachahmung fremder Firmen oder Geschäftszeichen und alle dergleichen irreführenden Machenschaften wirksam getroffen. Alle diese Praktiken gehen ja darauf aus, zu Ungunsten fremder Betriebe in trügerischer Weise Stimmung zu machen, indem sie dieselben direct herabsetzen oder die eigenen trügerisch heben und die fremden indirect und relativ herabdrücken. Ist einmal die Absicht zu täuschen klargestellt, so verfängt es bei der französischen Rechtsprechung sehr wenig, ob die Täuschung durch mäßige Vorsicht thatsächlich hätte vermieden werden können oder nicht; sie nimmt da durchgehends Stellung zu Gunsten des redlichen Betriebes gegen die unlautern Machenschaften und handelt dabei ganz in Uebereinstimmung mit der großen Masse des Volkes. Wir geben denn auch gerne zu, daß Gesetz oder richterliche Praxis in Auslegung des Gesetzes die Forderungen der natürlichen Gerechtigkeit einigermaßen erweitern darf. Wo es nach den Forderungen der letztern zweifelhaft oder selbst schwer annehmbar erscheint, daß eine trügerische Handlung Ursache und nicht vielmehr bloßer Anlaß der Schädigung anderer war, da kann mit Fug und Recht zum kräftigern Schutz der Redlichkeit dem trügerisch Handelnden die Ersatzpflicht auf-

erlegt werden, wenn auch kraft der natürlichen Rechtspflicht eine solche noch nicht besteht.

Die oben erwähnte Schrift von Dehn sagt S. 13 bezüglich nachgebildeter Firmen und Namen: „Besteht in Frankreich ein Gasthof ‚Zur Sonne‘ oder ein Gasthaus ‚Zum Papagei‘, so würde ein anderer Unternehmer, der in der Nähe einen Gasthof ‚Zur goldenen Sonne‘ oder ‚Zum grünen Papagei‘ aufmachen wollte, zu Schadenersatz verurtheilt werden.“ Nun, in einem solchen Falle wollen wir weder die angegebene noch eine entgegenstehende Praxis verwerfen: beide möchten sich je nach Umständen rechtfertigen lassen.

In einem andern Falle stellen wir uns indessen ganz auf Seite der französischen oder vielmehr belgischen Rechtsprechung (die in dieser Beziehung dieselben Grundsätze wie die französische befolgt); gleichwohl zweifeln wir, ob nach deutscher Rechtsprechung eine Verurtheilung des unlautern Gebahrens würde erfolgt sein. Wir finden den Fall mitgetheilt S. 16 in der Broschüre: „Wie ist dem unlautern Wettbewerb im Handel und Gewerbe zu begegnen? Von Jul. Bachem, Rechtsanwalt (Köln 1893).“ Es handelt sich um Herabsetzung geschäftlicher Leistungen. Klägerin war die Société Anonyme la Grande vinaigrerie nationale, welche ihr Erzeugniß unter der Bezeichnung vinaigre l'Etoile einführte. Sie klagte gegen einen Concurrenten, der seine Essigessenz folgendermaßen angepriesen hatte: „Man hat daher Grund, allem Essig zu mißtrauen, dessen Ursprung man nicht ganz genau kennt; denn fast immer ist man der Gefahr ausgesetzt, unter den phantastischsten Namen, wie vinaigre international, vinaigre des étoiles u. s. w., Mischungen von einfachen Essigessenzen zu erhalten, die man mit geringen Kosten selbst machen kann.“ Die deutsche Rechtsprechung würde in dieser Reclame wahrscheinlich nicht eine hinlänglich erwiesene Bezugnahme auf die vinaigrerie nationale und ihren vinaigre l'Etoile und deren Herabsetzung gefunden haben, weil die Ausdrücke sich nicht vollständig decken. Das belgische Handelsgericht jedoch hielt es für zweifellos, daß jene Reclame gegen die Klägerin sich richte und eine Herabwürdigung ihres Erzeugnisses bezwecke, und verurtheilte den Verklagten auf Grund des § 1382 wegen concurrence déloyale zum Schadenersatz, der nach richterlichem Ermessen auf 2000 Franken festgesetzt wurde. Die eingelegte Appellation des Verklagten fand kein Gehör; der Appellhof pflichtete den Erwägungen des ersten Tribunals bei und bestätigte dessen Urtheil.

Auf Grund eines andern in der erwähnten Broschüre Dehns (S. 86) mitgetheilten Falles wollen wir auch ihr nicht unrecht geben, wenn sie befürchtet, bei der deutschen Rechtsprechung könne überspanntes Festhalten an reiner Formalität über den Geist und richtigen Sinn auch des neuesten Gesetzes vom Jahre 1896 den Sieg davontragen. Der diesbezügliche Fall ist zu interessant, als daß er nicht mitgetheilt werden sollte.

„Im September 1896 kündigte ein Gasthofbesitzer in A. öffentlich an, daß sein Gasthof ‚das einzige Hotel in Geschäftslage und das beste und besuchteste Speiserestaurant am Platze' sei. Auf die Klage eines der dadurch beeinträchtigten Concurrenten entschied das Gericht, daß die Angabe ‚einziges Hotel in Geschäftslage' zu unterbleiben habe, dagegen die weitere Angabe ‚das beste und besuchteste Speiserestaurant am Platze' nicht zu beanstanden sei, weil die erstere Angabe thatsächlich unrichtig und geeignet, den Anschein eines besonders günstigen Angebots hervorzurufen, die zweite Angabe nach der Auffassung des Gerichts aber nur eine allgemeine Anpreisung, nicht eine thatsächliche Behauptung enthalte. In dem erwähnten Falle ist die gerichtliche Entscheidung durch den freigesprochenen Gasthofbesitzer selbst lächerlich gemacht worden, indem er seither nicht nur ankündigte ‚bestes und besuchtestes Speiserestaurant am Platze', sondern sich auch noch den Zusatz erlaubte ‚einziges Hotel in bester Geschäftslage'."

Daß dies unbeanstandet bleiben konnte, zeigt freilich, wie die Auslegung und Anwendung des Gesetzes dasselbe mangelhaft wirksam macht. Der Zusatz des Wörtchens „beste Geschäftslage" wird dem Leser gegenüber die Unrichtigkeit nur verdecken und die Anziehungskraft gewiß nicht abschwächen.

Hiermit sind wir auch auf einen Grund gekommen, weshalb man in Deutschland mit dem französischen Gesetzesparagraphen auch da, wo er Rechtens war, gegen den unlautern Wettbewerb nichts ausrichten konnte, und weshalb man es für unthunlich erachtete, in Deutschland durch eine ähnliche allgemeine Bestimmung in den Kampf gegen den unlautern Wettbewerb einzutreten. Die deutsche Rechtsprechung fußt eben gar sehr auf starrer Formalität. Das ist in gewisser Beziehung ein Vortheil, weil es eine zu große Verschiedenheit des Rechtsprechens verhindert; aber es kann auch den Nachtheil bringen, daß zu häufig der Spruch sich bewahrheitet: Summum ius summa iniuria. Was nicht genau fixirt im Gesetzesparagraphen steht, kennt der deutsche Richterstand nicht. Daher ward auch der Ausdruck des oben citirten Artikels des französischen Gesetzbuches par

faute von dem Schaden verstanden, der durch ungerechte Handlung verursacht sei; ungerecht im Sinne des Gesetzes galt aber nur, was das Gesetz zum Unrecht stempelt und verbietet. Solange daher nicht ein eigenes Gesetz bestimmte Handlungen im Wettbewerb als unrechtmäßige verboten hatte, blieb auch für den Bereich des französischen Rechtsgebietes jener Paragraph werthlos für die deutsche Rechtsprechung. Wie bei Inkrafttreten des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches darin Wandel eintreten muß, soll später unten noch berührt werden.

Es ist aber auch ein weiterer Grund aufgedeckt, weshalb allgemein gehaltene Bestimmungen für einen richterlichen Entscheid über die Rechtssphäre wirkungslos zu sein pflegen. Man ist zu sehr befangen in der rein positiven Auffassung des Rechts; darum gilt nur das für ungerecht, was den positiven Rechtsanordnungen widerspricht. Weil die moderne Rechtsanschauung kein Recht kennt, welches nicht von der öffentlichen Autorität dazu gemacht ist, kennt sie auch kein Unrecht und keine Rechtsverletzungen, wenn dieselben nicht im Gesetzbuch aufgeführt sind. Mit der altchristlichen und vernünftig philosophischen Auffassung steht das in Widerspruch. Diese anerkennt, daß es vor der öffentlichen Autorität und unabhängig von ihr Rechte und Rechtsgebiete gibt, welche mit der menschlichen Natur ihr concretes Dasein gewinnen und welche die öffentliche Autorität zu achten und zu schützen hat, deren einige sie unter Umständen näher bestimmen oder auch erweitern bezw. beschränken kann. Der Begriff der Rechtsverletzung, der schuldbaren Rechtsverletzung und der daraus folgenden Ersatzpflicht hängt danach nicht wesentlich von der Rechtscodificirung ab. Mag es daher noch so unangemessen bezw. unstatthaft sein, daß vom Richter eine Strafe verhängt werde wegen einer Handlung, der nicht vorher vom Gesetze diese Strafe angedroht war — eine Ersatzpflicht auszusprechen und deren Erfüllung zu erzwingen, kann ein Richter angewiesen werden infolge der allgemeinen Aufgabe der öffentlichen Gewalt, eines jeden Rechte zu schützen, nicht bloß die positiv codificirten, sondern auch diejenigen, welche die Natur selber jedem zuertheilt hat. Nur was über das Gebiet des natürlichen Rechts hinausgeht, kann nicht geschützt, seine Verletzung nicht geahndet werden, weder durch Strafe noch durch Ersatzauflage, wenn es nicht vorher durch die positive Gesetzgebung festgelegt ist.

Hieraus folgt nun, daß die katholische Geschäftswelt thatsächlich durch ein viel wirksameres Mittel geschützt ist, nicht gegen die Folgen einer unredlichen Concurrenz von seiten anderer, aber gegen die Anwendung un-

lauterer Concurrenzmittel; daß also auch die Geschäftswelt im allgemeinen gegen katholische Wettbewerber weit wirksamer geschützt ist durch ein anderes Rechtsinstitut, als sie durch die Paragraphen auch des Gesetzes vom 27. Mai 1896 geschützt wird.

Die Katholiken nämlich haben ein Rechtsinstitut, dem alle, die noch einigermaßen ihre heilige Religion ausüben, sich unterwerfen: es ist das Beichtgericht, welches vor Gott und dem Gewissen bindende Bestimmungen trifft und treffen muß. Vor ihm bedarf es keiner geschriebenen Rechte, damit auf eine Rechtsverletzung hin die Ersatzpflicht auferlegt werde. Daher wird dort in manchen Fällen, in welchen der staatliche Richter auch nach dem Gesetz von 1896 eine Rechtsverletzung und Ersatzpflicht nicht anerkennen wird, auf unlautern und ungerechten Wettbewerb und damit auf Ersatz erkannt werden. In einigen Fällen allerdings wird es aus sich da keine Ersatzpflicht aussprechen, wo das Gesetz und der staatliche Richter dieselbe aufstellt. Im bloßen Gewissensbereich muß daran festgehalten werden, daß eine persönliche Handlung, welche einen andern geschädigt hat, aus sich nur dann eine Ersatzpflicht mit sich bringt, wenn sie mit voller Schuld begangen worden ist; sonst kann diese Pflicht nur etwa auf besondern Vertrag oder auf Gesetz und Richterspruch gegründet sein. Was also der § 1 des Gesetzes vom Drucker, Verleger u. s. w. sagt: „Der Anspruch auf Schadenersatz kann gegen Redacteure, Verleger, Drucker oder Verbreiter von periodischen Druckschriften nur geltend gemacht werden, wenn dieselben die Unrichtigkeit der Angaben kannten", würde der Theologe von den Handlungen aller andern aus sich sagen müssen; doch für alle, auch Drucker und Verleger, mit dem Zusatze: „oder aus voller Schuld die Unrichtigkeit nicht kannten". Die weitergehende Ersatzpflicht muß er dem richterlichen Entscheid und dem positiven Gesetze überlassen; eine solche Erweiterung einerseits des Rechtsanspruches, andererseits der Ersatzpflicht aberkennt er diesen nicht.

Ein in die Augen springender Fall, welcher der Thatsächlichkeit entnommen ist, wird klar ins Licht setzen, wieviel unwirksamer das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs gegen Unrecht schützt, als es das katholische Beichtinstitut thun würde. Eine Geschäftsfirma war wegen schwindelhafter Anpreisung ihrer Waren unter Zuhilfenahme der Verbreitung unwahrer Angaben verklagt worden. Der beklagte Inhaber der Firma behauptete, nicht er, sondern sein Procurist habe jene Anzeige in die Blätter rücken lassen. Daraufhin wurde nur auf zu-

künftige Unterlassung der betreffenden Anzeige, nicht aber auf Schadenersatz gegen den Firmainhaber erkannt. Da würde doch das Beichtinstitut weit strenger verfahren sein. Die Vermuthung lag nahe, daß, falls der Procurist die Anzeige wirklich gemacht habe, dies mit Wissen und Willen des Geschäftsinhabers geschehen sei. Falls dies wirklich so war, so war dieser trotz der Verwendung der Mittelsperson für die Schädigung anderer haftbar; ja er wurde haftbar, selbst wenn gegen sein Wissen und Willen die Anzeige erfolgt war, er aber nach Kenntnißnahme die Anzeige ruhig weiter sich verbreiten ließ und sie als in seinem Namen geschehen acceptirte, falls nämlich die Anzeige ihre unwahren, trügerischen Behauptungen gegen andere Concurrenten auf deren verhältnißmäßige Herabwürdigung hin richtete.

Diesen letztern Zusatz machen wir aus dem Grunde, weil eine bloße übermäßige Anpreisung der eigenen Ware, falls keine relative Herabsetzung der Waren anderer darin liegt, wohl gegen die Käufer, nicht aber gegen die andern Wettbewerber eine Ungerechtigkeit enthalten kann. Naturrechtlich kann daher in einem solchen Falle nur auf etwaigen Ersatz an die Käufer, nicht auf Ersatz an andere Mitbewerber erkannt werden. Letztere können Rechtsansprüche nur aus dem positiven Gesetz und dessen bestehender Auslegung durch den Richter erlangen.

Wahrscheinlich würde bei Anwendung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches § 831 die Verurtheilung des Geschäftsinhabers ungefähr in derselben Weise erfolgen, wie sie auf rein naturrechtlichem Boden vor Gott und dem Gewissen zu erfolgen hat, weil nach demselben derjenige, der einen andern zu einer Verrichtung bestellt, für den von diesem angerichteten Schaden aufzukommen hat, es sei denn, daß er in Wahl der Person u. s. w. die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtete.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat denn auch bezüglich des Schadenersatzes, der beim unlautern Wettbewerb in Frage kommt, Bestimmungen getroffen, welche den betreffenden Paragraphen des neuern Gesetzes nach dieser Seite hin überflüssig machen werden. Ja man kann sich fast wundern, weshalb eine so genaue Einzelaufzählung unrichtiger Angaben in § 1 desselben durchaus gewollt wurde, da sich der betreffende Paragraph des Bürgerlichen Gesetzbuches, der mit dem Jahre 1900 gesetzkräftig wird, mit einem allgemeinen Ausdruck zufrieden gibt. Oder beabsichtigte man damit eine Einschulung des Richterstandes, auf daß er sich unterdessen gewöhne, den Inhalt eines allgemein lautenden Gesetzausdruckes auf alle darin beschlossenen Einzelfälle richtig anzuwenden? Einfacher wäre eine

Anticipation des § 826 des Bürgerlichen Gesetzbuches gewesen, der folgendermaßen lautet: „Wer in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einem andern vorsätzlich Schaden zufügt, ist dem andern zum Ersatze des Schadens verpflichtet."

Daß der Ausdruck „gegen die guten Sitten verstoßend" nicht gerade der glücklichste und deutlichste ist, daß da Rechtswandlungen möglich sind und eine gewisse Unsicherheit im Rechtsprechen, solange der Inhalt des Ausdruckes „gegen die guten Sitten verstoßend" nicht eine feste Abgrenzung erfahren hat, befürchten wir freilich; aber das kann niemand läugnen, daß alle die auf Unwahrheit und Täuschung beruhenden Praktiken des unlautern Wettbewerbes unzweifelhaft unter den Ausdruck „gegen die guten Sitten verstoßend" einbegriffen werden müssen, daß also jeder Geschäftsconcurrent, der durch solche Machenschaften geschädigt werden mag, kraft jenes Paragraphen auf Ersatz Anspruch habe und Klage erheben könne. Wenn aber vermöge dieses § 826 nicht auf Unterlassung einer derartig schädigenden Handlung sollte geklagt werden können, so finden wir darin von neuem ein Stück übertriebenen Formalismus in der Rechtsanschauung und Rechtspraxis. Und doch scheint es, daß eine derartige Klageforderung aus § 826 nicht gestellt werden kann. Denn ein jedenfalls zuständiger Beurtheiler der Rechtsgepflogenheiten in Deutschland, Oberlandesgerichtsrath und Mitglied des Deutschen Reichstags wie des Preußischen Abgeordnetenhauses, Herr H. Roeren, sagt in Heft 2 der „Socialen und politischen Zeitfragen", betitelt „Das Gesetz zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs vom 27. Mai 1896" S. 25 ganz ausdrücklich: „Das Gesetz gegen den unlautern Wettbewerb wird auch nach Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches seine Bedeutung behalten; von seinen civilrechtlichen Bestimmungen werden aber alsdann im allgemeinen nur noch die Vorschriften über die Unterlassungsklage praktisch zur Geltung gelangen, da das Bürgerliche Gesetzbuch hinsichtlich der Schadenersatzklage, wie erwähnt, weitergehende Satzungen enthält." Danach ist nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch eine Unterlassungsklage nicht zulässig.

Die praktische Bedeutung sowohl des § 1 des Gesetzes gegen den unlautern Wettbewerb als auch des § 826 des Bürgerlichen Gesetzbuches wird noch wesentlich von der Art und Weise abhängen, wie das Maß des zu erstattenden Schadens bestimmt werden wird. Wird in dieser Hinsicht ein genauer Nachweis seitens des Klägers gefordert und nicht ohne nähern Nachweis nach vernünftiger Muthmaßung sofort die Höhe des Schaden-

ersatzes festgesetzt: dann wird das Gesetz seine Wirkung vielfach verfehlen und der unredliche Wettbewerber manchmal es auf wiederholte Ersatzklagen ankommen lassen, wenn nicht zugleich der Strafparagraph 4 zur Anwendung kommen kann und, zumal vor Wiederholungsfall, abschreckt.

Mit dem schwindelhaften Reclamewesen hängt innig zusammen oder ist vielmehr als ein Theil desselben anzusehen der in so vielen Gestalten auftretende „Ausverkauf". Um Kunden anzuziehen und sie über möglichst billiges Angebot der Waren zu täuschen, wird unter den verschiedensten Vorwänden und Formen „ausverkauft", natürlich so lange und so viel, als die zudringenden Käufer „auskaufen" wollen.

Gegen wirkliche Ausverkäufe kann, zumal beim gesetzlichen Bestehen der Gewerbe- und Handelsfreiheit, ein Einwand nicht erhoben werden, selbst wenn zu Gunsten rascherer Verwirklichung der Warenpreis erniedrigt wird. Freilich kann und darf die öffentliche Autorität demselben zu Gunsten des allgemeinen Geschäftsbetriebes auch hier erhebliche Schranken ziehen; allein rechtfertigen läßt sich das doch nur, wenn man den Grundsatz der Handels- und Gewerbe*freiheit* preisgibt. Wir haben diese unbeschränkte Freiheit nie für richtig halten können. Um so mehr aber kann und darf die öffentliche Gewalt einschreiten gegen Scheinausverkäufe, welche darauf berechnet sind, das Publikum zu täuschen, und zunächst die Käufer entweder durch schlechte Ware oder unter Schleuderverkauf gewisser Artikel durch geschickte Vertheuerung anderer Warenartikel schädigen, indirect also auch den soliden Handels- und Gewerbestand durch trügerische Praktiken zu Schaden bringen.

Das Gesetz „gegen den unlautern Wettbewerb" wird nun durch § 1 einen Theil solcher Scheinausverkäufe treffen, nämlich solche, bei denen nachweisbar unrichtige Angaben gemacht werden, vorzüglich betreffs der Gründe des Ausverkaufs; fehlen aber solche, so wird auch ein Scheinausverkauf nicht gesetzlich oder richterlich anzufechten sein.

Nicht minder verfänglich sind die Scheinauctionen und die gemachten Gelegenheitsverkäufe. Leichtgläubige Käufer werden dabei am leichtesten übervortheilt; weil alles unter dem Schein von billigen Preisen geht, so gereicht das zugleich zum Druck und zum Schaden des ehrlichen Theils der Geschäftswelt. Wenn es wahr ist, daß solche Scheinausverkäufe in großem Maßstab täglich vorgenommen werden, so ist das ohne Zweifel ein Krebsschaden in der Geschäftswelt, und die öffentliche Autorität sollte da eigentlich schärfer eingreifen als durch Schaffung eines Gesetzesparagraphen, der

den interessirten Concurrenten das Recht gewährt, gegen unwahre thatsächliche Vorspiegelungen Klage zu erheben. Ein Einschreiten von Amts wegen würde nachhaltiger wirken.

Aerger noch und mit viel offenkundigerer Ungerechtigkeit schädigen das Geschäfts- und Erwerbsleben die vorsätzlich herbeigeführten oder trüglich ins Werk gesetzten Bankrotte oder Concurse. Die schon mehrmals angeführte Broschüre Dehns spricht förmlich von einer „Concurs- und Ausgleichsindustrie", von Advocaten und geschäftsgewandten Kaufleuten, welche als „Bücherrevisoren" ihre Dienste anbieten, um die Vortheile des Ausgleichsverfahrens klarzulegen und geschickt zu veranstalten. Es wird ein Fall erzählt aus ganz junger Zeit: „Das Geschäft bestand anderthalb Jahre und hatte einen Umsatz von 160 000 Thalern gemacht. Thatsächlich wurden alle Waren ohne Nutzen verkauft, man wollte eben um jeden Preis die Kundschaft an sich reißen und setzte alles sozusagen auf eine Karte. In der Masse dieser Firma lagen nur 15—20 %, die Gläubiger waren arg geschädigt, aber vielleicht noch empfindlicher die ehrlichen Concurrenten." Noch unverschämter lautet folgender Fall: „Ein gewisser H. hatte mit seinen Gläubigern einen Ausgleich zu stande gebracht und sie veranlaßt, ihre Forderungen um die Hälfte zu ermäßigen. Darauf zeigte er an: ‚Durch günstiges Uebereinkommen mit meinen Lieferanten bin ich jetzt in der Lage, den größten Theil meines Warenlagers um 50 % billiger zu verkaufen als bisher.'"

Begreiflich, daß man in geschäftlichen Kreisen nach Verschärfung der Concursordnung ruft. Es wird dies ein Punkt sein, den die Neuordnung des Handelsgesetzes jedenfalls zu berücksichtigen haben wird.

Allein bei all den vielen Gesetzen, welche die wirtschaftliche Lage der verschiedenen Kreise zu schützen oder zu bessern suchen, drängt sich einem ernsten Beobachter doch gar leicht die Frage auf, ob denn derartige geschäftliche Interessen nicht besser und wirksamer von den interessirten Kreisen selber wahrgenommen werden könnten und sollten. Die höchste Autorität kann nicht in alle Einzelheiten hinabsteigen, und sie ist nicht berechtigt, die Thätigkeit engerer Kreise zu unterbinden oder zu ersetzen. Es fehlen eben die in ihren nächsten Angelegenheiten autonomen Gesellschaftsglieder und Berufsstände. Freilich, wenn nicht diese ins Leben treten und die Gesellschaft nach ihnen organisch gegliedert wird, wird für die einzelnen Stände ein ausreichender und ergiebiger Schutz kaum zu erhoffen sein. Wünsche nach dieser Richtung sind schon in verschiedenen Kreisen laut

geworden. Auch in der Broschüre Dehns sind solche Ansätze vorhanden. Das Schlußkapitel bringt die beachtenswerthen Worte: „Für das deutsche Erwerbsleben ist die Unterdrückung des modernen Geschäftsschwindels eine Lebensfrage... Neue Mittel, neue Formen, neue Organe müssen zu diesem Zwecke gesucht und gefunden werden. Das neue Gesetz mag in Kraft treten, so wie es vom Bundesrath und Reichstag beschlossen wird. Was ich in Vorschlag bringe, soll Gesetzgebung und Rechtsprechung überall da, wo sie unzulässig sind, ergänzen. . . Ich denke an die Schaffung besonderer Ausschüsse für Städte und Bezirke, etwa unter dem Vorsitze eines Stadtrathes oder Bezirksrathes. Diese Ausschüsse hätten zunächst gewisse Aufgaben der Gewerbepolizei zu erfüllen, alle Verletzungen der bestehenden Gewerbegesetzgebung zur Kenntniß der zuständigen Gerichte zu bringen und aus eigener Befugniß da zu ahnden, wo entsprechende Bestimmungen noch nicht vorhanden sind. . . Und wie werden diese Ausschüsse zusammengesetzt sein? Aus Vertrauensmännern des Erwerbslebens. Zu wählen sind sie von Handelskammern, Innungen und sonstigen Corporationen, vielleicht auch freien Vereinen. . . Das neue Gesetz allein thut's nicht. Nach wie vor hat der geschäftliche Mittelstand in Stadt und Land empfindliche Schädigungen von den Trägern des modernen Geschäftsschwindels zu befürchten. Von der Börse wird er ausgeplündert, vom Großkapital und Großbetrieb erdrückt."

Ansätze zu einer Neuorganisation der Gesellschaft nannten wir diese Vorschläge. Bis zur richtigen Organisation selber dringen sie noch nicht vor. Alles steht noch zu sehr unter dem Bann der Allmacht der staatlichen Autorität, welche nicht nur die schützende Hand über alle engern Kreise der Gesellschaft halten muß — das ist in der That eine ihrer Hauptaufgaben —, sondern auch, wie man meint, das ganze gesellschaftliche Leben beherrschen, ja wecken soll. Diese übertriebene Ausdehnung der staatlichen Rechtsbefugniß muß theoretisch und praktisch fallen: dann erst kann das wirtschaftliche Leben der menschlichen Gesellschaft, sowie die Entwicklung des geistigen Lebens und dessen nothwendiger Elemente, Erziehung und Unterricht, wieder die richtige Grundlage finden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Der Buddhismus und die vergleichende Religionswissenschaft.

(Schluß.)

Wenn die Verfasser der Evangelien, wie behauptet worden ist, in ihrer Darstellung vom Leben und von den Lehren Buddhas beeinflußt waren, so mußte ihnen das buddhistische Bild zugänglich sein und zwar nicht bloß in den allgemeinsten Zügen, sondern in dem reichen Detail, das in seine Beschreibung verwoben ist. Das Bild Christi erscheint ja in Seydels Leben Jesu wie eine Copie Buddhas. Spätestens im 1. Jahrhundert nach Christus müßten die heiligen Schriften der Buddhisten in Alexandrien, Athen und Rom bekannt gewesen sein. Oder war diese Kenntniß einzig auf obscure Schriftsteller beschränkt, wie es die Evangelisten sein sollen? Merkwürdig, daß die Strahlen buddhistischen Lichtes gerade in diesen Kreis jüdischer Männer fielen, die für die Lehre Jesu Propaganda machten.

Es ist nun auf die Handelsbeziehungen hingedeutet worden, welche Indien mit Alexandrien unterhalten hat; bis nach Antiochien, nach Athen sollen indische Kaufleute vorgedrungen sein. Daß sich nach Alexanders Tod ein regerer Verkehr Indiens mit dem Westen entwickelte, ist bekannt. Aber wo zeigt sich im weitern Bereiche dieses Verkehrs buddhistischer Einfluß? Das in den Inschriften des Königs Açoka erwähnte Alassada ist das am Paropamisus gelegene Alexandrien, ein Centrum gräcoindischen Lebens. Erst unter den Kaisern tritt Indien in lebhaftern Verkehr mit den Metropolen der antiken Cultur. Was Windisch [1] über die buddhistische Versuchungsgeschichte schreibt, gilt auch für die übrigen Parallelen. „Man könnte höchstens vermuthen, daß die Māra-Legende in Palästina oder Syrien bekannt geworden sei und daß nun nach diesem Vorbilde eine ähnliche Geschichte für den historischen Jesus gebildet worden sei. Die Annahme würde voraussetzen, daß die Buddhalegende bereits im 1. Jahrhundert nach Christus bis nach Syrien und Palästina gekommen wäre. Davon wissen wir nichts. Da der Buddhismus sogar nach China erst im Jahre 67 nach Christus eingeführt worden ist, nach Tibet noch viel

[1] Māra und Buddha (Leipzig 1895) S. 218.

später, so ist jene Annahme höchst unwahrscheinlich.“ Und nun erinnere man sich, daß es sich in jenen vergleichenden Parallelen nicht um einige wenige Züge, nein, daß es sich um eine Fülle der verschiedenartigsten Ereignisse und Vorstellungen handelt. Christus erscheint wie ein religionsgeschichtliches Porträt des indischen Weltweisen. Wenn der Evangelist den Stammbaum Christi beschreibt, so schweben ihm Buddhas Vorgeburten vor Augen; wenn er den Engel Gabriel zur Jungfrau Maria sendet, denkt er an die brahmanischen Traumdeuter und an den weißen Elefanten, der sich mit der Mutter Buddhas verbindet. Die Grausamkeit des geschichtlichen Herodes ist dem Argwohn des Königs Bimbisāra nachgebildet, der Besuch der Weisen des Morgenlandes dem Kranze mythischer Könige, der Buddhas Erscheinen verherrlicht. Wenn Simeon das Jesuskind durch seine Prophetie verherrlicht, so wurde darin nur der Segensspruch des alten Asceten Asita jüdisch gedeutet, und wenn Joseph und Maria fliehen, so kommt es daher, daß die buddhistische Legende von einer Flucht Buddhas berichtet. Das nennt sich historische Glaubwürdigkeit der „vergleichenden“ Methode, die sich von der Wissenschaft der Religionskunde abgezweigt. Sie nimmt ein Maß von „Glauben“ für ihre Ergebnisse in Anspruch, das sie auch der leuchtendsten Wahrheit des Lebens Christi nimmer zugestehen würde. Es gewährt in der That einen eigenartigen Anblick, wie einerseits die Forderungen historischer Kritik nicht hoch genug emporgeschraubt werden können, um die Glaubwürdigkeit der Evangelien zu begründen, und wie andererseits die historische Wissenschaft so überaus bescheiden in ihren Forderungen wird, wenn es sich um die Glaubwürdigkeit der buddhistischen Ueberlieferung handelt. Wie überaus peinlich ist die Kritik gegenüber dem Berichte der Evangelisten! Auch der matteste Schein eines Widerspruchs, der schwächste Schatten einer Ungenauigkeit genügt, um die Evangelien in ihrem historischen Werth herabzudrücken. Nun gut! Die Kritik der Evangelien braucht vor keiner besonnenen Forderung zurückzuweichen; sie nimmt den Kampf auf gegen die schärfste und schneidigste Waffe, die in der historischen Schule gestählt wurde. Darf die „vergleichende“ Untersuchung der buddhistischen Ueberlieferung eine solche Fehde wagen? Es liegt keine Uebertreibung in der Behauptung, daß die historisch-kritische Erkenntniß des Lebens Buddhas auf einen berechtigten Triumph hinweisen dürfte, wenn sie auch nur den zehnten Theil der geschichtlichen Urkunden ermittelt hätte, in denen die Evangelien beglaubigt werden. Sie besitzt aber nicht einmal dieses bescheidenste Maß von Denkmälern. Und die indische Alterthumskunde gesteht das zu.

Was würde man von der Glaubwürdigkeit der Nachrichten über das Leben und die Lehre Christi halten, wenn sich die geschichtliche Bezeugung etwa auf folgende Urkunden einschränkte? Es ist gut, jene „Beweise“ einmal auf die Geschichte der Heiligen Schrift anzuwenden. Die ältesten Denkmäler des christlichen Glaubens wären in einer Handschrift aufbewahrt, von der die Textkritik im günstigsten Falle annimmt, daß sie aus der Zeit des Papstes Pius II. stammt, aus einer Epoche, in der das klassische Alterthum zu neuer Blüthe erwachte. Dies besagt uns, daß zwischen dem Lebenslauf des Mannes, von dem das Christenthum sich herleitet, und der ältesten textkritisch festen Gestalt des Lebens eine Kluft von 1400 Jahren liegt, ein Zeitraum, groß genug, um das Urbild in ein neues, dem alten sehr ungleiches Bild zu verkehren. Die Urkunde zerfällt in drei Theile: Lebensberichte über den Stifter und die erste Christengemeinde, Briefe und Belehrungen der Jünger an die Gemeinde, eine mystisch-prophetische Abhandlung über die zweite Wiederkunft des Meisters. Den Forscher fesseln in erster Reihe die Lebensberichte, die als Evangelien bekannt sind. Diese Schilderungen scheinen von dem Griffel eines Augenzeugen entworfen; einfach und anspruchslos stechen sie zwar vortheilhaft von andern, mit wunderlichen Begebenheiten erfüllten Erzählungen ab, die man Apokryphen nennt. Aber kein äußeres Merkmal deutet darauf hin, daß uns in den Berichten das Zeugniß eines den Ereignissen nahestehenden Mannes vorliegt. Doch wir sind in der glücklichen Lage, aus dem 10. Jahrhundert eine Geschichte bekehrter germanischer Stämme zu besitzen, die uns von den Versuchen erzählt, den Germanen den Inhalt der Evangelien zu übermitteln. Die Erzählung hebt an mit der Bekehrung der Ostgoten und schildert in den wunderlichsten Bildern und Ereignissen, in handgreiflichen Uebertreibungen die Entwicklung der Stämme und die Entfaltung des Christenthums. Es fällt überaus schwer, hier Geschichte und Sage zu scheiden. Aber wir erhalten einige nähere Angaben über den Ursprung und die Geschichte der ersten christlichen Schriften. Nach dem Tode des Meisters seien die Jünger zusammengetreten und hätten sich über die wichtigsten Lehren geeint, welche in das Leben des Meisters als entscheidende Norm eingewoben wurden. Hundert Jahre später führten Streitigkeiten und Spaltungen zu einer neuen Versammlung christlicher Gemeinden, in der das Leben und die Lehre Christi in drei Hauptgruppen geordnet wurde. In noch späterer Zeit wiederholten sich diese Versammlungen beim Ausbruch neuer Streitigkeiten, das eine Mal etwa unter Konstantin, das zweite Mal unter

Justinian. So der von Mythen und Legenden erfüllte Bericht über die Bekehrung der Germanen, welcher sich nicht selten in den tollsten und verwirrendsten Widersprüchen bewegt. Wie weit in ihm geschichtliche Ueberlieferung sich treu fortpflanzt, ist schwer erkennbar. Nur so viel ist klar, daß schon seit geraumer Zeit Schriften bestanden, die mit der heute vorliegenden „Heiligen Schrift des Neuen Bundes“ in den Gruppen und Abschnitten die gleichen Namen theilten, also auch jedenfalls einen verwandten Inhalt hatten. Aber damit wären wir dem Leben Christi höchstens um 3 Jahrhunderte näher gerückt. Welcher Wandel konnte nicht in einem Zeitraum von 6 Jahrhunderten bis hinauf zu Christi Tod in Lehre und Darstellung eingetreten sein! Wie vielen Factoren war die Ueberlieferung unterworfen, die neugestaltend und entstellend einwirkten! Doch wiederum kommen uns alte Denkmäler zu Hilfe. Auf den Säulen alter zerfallener Tempel, deren Ursprung sich zwar mit voller Sicherheit nicht ermitteln läßt, die aber ungefähr zur Zeit des Konstantin und seiner nächsten Nachfolger entstanden sein müssen, finden sich viele herrliche Inschriften und Sculpturen. Und zwei dieser Inschriften erwähnen ausdrücklich Evangelien, Episteln, Apokalypse. Danach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Sammlung heiliger Bücher des Neuen Testamentes Schriften dieses Namens enthielt. Nun wissen wir also, daß im 3. Jahrhundert Lebensbeschreibungen Christi, Briefe seiner Jünger vorhanden waren. In welcher Sprache, in welchem Umfang sie existirten, erfahren wir nicht. Daß sie einen verwandten Inhalt bieten, erhellt aus einzelnen Sculpturen, in denen legendenhafte Stoffe dargestellt sind. Darauf beschränkt sich das urkundliche Zeugniß für die Evangelien. Welchen Werth würde wohl die historische Kritik auf ein Leben Christi, auf die Ueberlieferung seiner Lehre legen, wenn sie einzig in diesen Urkunden beglaubigt wäre? Oder sollte es genügen, daß 3 Jahrhunderte nach Christus Bücher bestanden, die im allgemeinen vom Leben und von der Lehre Christi meldeten, um zu glauben, daß sie echt und mit unsern Evangelien schlechthin identisch wären? Wer gibt uns Bürgschaft, daß die aus dem 4. Jahrhundert nach Christus stammenden Berichte von aller Entstellung unberührt geblieben, und selbst wenn sie im wesentlichen gleichlautend geblieben sind, wer verbürgte uns ihre Glaubwürdigkeit? Ich denke, angesichts einer solchen urkundlichen Bezeugung würden sich im Streit um die geschichtliche Zuverlässigkeit des evangelischen Berichtes Freund und Feind bald versöhnend die Hand reichen.

Nun denn, die Fiction wird zur urkundlichen Wahrheit in der buddhistischen Ueberlieferung und zwar in jenem Zweige der Ueberlieferung, der den Ruhm geschichtlicher Treue in Anspruch nimmt.

Wir unterscheiden eine nördliche und eine südliche Ueberlieferung des Lebens und der Lehre von Buddha. Geographisch und linguistisch ist diese Unterscheidung wohl begründet. Während die eine Ueberlieferung sich in der klassischen Sprache Indiens nach Norden fortpflanzt, breitet sich die andere in der Volkssprache gegen Süden aus. Wurzelt die Unterscheidung auch in einer Ungleichwerthigkeit des geschichtlichen Charakters? Man behauptet es. In dem nördlichen Zweige haben Legende und Mythus die üppigste Blüthe der Phantasie entfaltet, in dem südlichen Zweige erhält sich die schlichte Gestalt ältester Ueberlieferung. Nördliche und Südliche scheiden sich in einem ebenso scharfen Gegensatz, „wie Apokryphen und Neues Testament“ [1].

Wohlan, so sehen wir uns einmal näher die historisch-kritische Unterlage der bis heute veröffentlichten heiligen Bücher des südlichen Buddhismus an. Die besten und zuverlässigsten Handschriften, auf denen die editio princeps ruht, sind kaum 500 Jahre alt; die meisten reichen selten über das 17. Jahrhundert hinaus. Die früheste Geschichte des Buddhismus liegt in der Erzählung von der Bekehrung Ceylons, im Dipavaṃsa, vor. Sie entstammt wohl dem 5. Jahrhundert nach Christus. Zwischen Buddha und der ältesten geschichtlichen Bezeugung in Form einer zusammenfassenden Darstellung liegen also fast 1000 Jahre. Wie sehr aber die „Geschichte“ des Dipavaṃsa von der wuchernden Legendenfülle überwachsen und durchflochten ist, zeigt sich auf jedem Blatte der in Pāli abgefaßten Erzählung. Der lautere Schimmer geschichtlicher Wahrheit dämmert so schwach hindurch, daß in der kritischen Ausbeute des Stoffes die höchste Vorsicht geboten. Aus dem 5. Jahrhundert werden wir unmittelbar zu Inschriften des 2. und 3. Jahrhunderts hinübergeleitet, in denen die Namen verschiedener Bücher der heiligen Sammlung genannt werden. Der Name bürgt für die Existenz eines ähnlichen Werkes, — auch desselben, das wir besitzen? Dies dürfte nur derjenige behaupten, dem es unbekannt, wie vielfach alte Namen und Titel von Sammelwerken sich in Indien auf neue Bücher übertragen, um ihnen die Weihe eines höhern Alters zu geben. Wie viele Vedas gibt es nicht, die ihre Weihe und Würde von den alten Trägern „des heiligen Wissens“ erborgt!

---

[1] Oldenberg, Buddha (2. Aufl., 1890) S. 76.

Und die bloße Erwähnung soll uns Grund genug sein für die Existenz des uns vorliegenden Canon der Schriften. Aber wenn wir auch einmal zugestehen, daß in den inschriftlich bezeugten Namen unsere heutige Literatur heiliger Bücher sich birgt, verbürgt dies auch die ungefälschte Reinheit der Ueberlieferung? In Indien selbst „unterlagen die buddhistischen Texte immer neuen Schicksalen“, in dem nördlichen Buddhismus „verschwanden die Erinnerungen der alten Gemeinde immer mehr hinter der Poesie und der Phantasterei späterer Generationen“ [1]. Warum sollte die südliche Literatur „von allen Neubildungen unberührt geblieben“ sein? Nein, auch von ihr „blieben relativ moderne Productionen nicht ausgeschlossen“. Das „Altüberkommene“, das „einfach schlichte Wort der Aeltesten“ wurde derart durch „jüngere Producte“ ergänzt und überwachsen, daß „der groteske Geschmack späterer Zeiten“ hier den gleichen gestaltenden und entstellenden Einfluß auf die alte Erzählung gewonnen hat. Was Oldenberg das „wüste und plumpe, dem ältern Buddhismus vollkommen fremde Mirakel- und Sensationstableau“ nennt, findet sich in dem einen wie in dem andern Zweige, so daß es wirklich die buddhistische Legende fortbilden heißt, wenn man von dem „geschichtlichen Charakter der Tradition“ spricht. Es ist ein Verdienst von Kern, in seiner jüngsten Arbeit über den Buddhismus hervorgehoben zu haben, wie die mythischen Züge des Lebens von Buddha, die phantastischen Mirakel und Zauberproductionen beiden Darstellungen gemein sind. Würde einem Erforscher mittelalterlicher Geschichte ein solches Document als einzige Quelle sich aufschließen, so würde er sich schämen, ihr überhaupt den Namen einer geschichtlichen Quelle im weitesten Sinne zu geben. Ernste Forschung wird auf solchem Boden nicht bauen. Und der Buddhaforscher sollte nicht vergessen, daß für ihn in diesen wenigen steinernen Resten die einzigen Denkmäler urkundlicher Bezeugung vorhanden. Gewiß schimmern aus der Legendenfülle einzelne Züge, die auf geschichtlichem Grunde ruhen, durch. Aber diese Züge fehlen ebensowenig dem nordbuddhistischen Bilde von Buddha. Nur das Licht archäologischer Forschung wird hier echte und falsche Züge scheiden können. Eben erst konnte der herrliche Inschriftenfund im nepalesischen Terai die alte Ueberlieferung von Buddhas Geburtsstätte in Kapilavastu bestätigen [2]. Sie gehört dem Norden nicht weniger an als dem Süden.

---

[1] Oldenberg, Buddha (2. Aufl.) S. 77.

[2] Siehe Georg Bühlers eingehenden Bericht hierüber in dem Anzeiger der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien 1897 Nr. 1 S. 1—7; *Barth,*

Aber nicht aus diesen wenigen geschichtlichen Zügen weben unsere modernsten Buddhaforscher das Buddhabild, das sie dem Christusbilde vergleichend gegenüberstellen; aus „der Poesie und den Phantastereien späterer Generationen", aus „den relativ modernen Productionen" zaubern sie mit seltener Kunst das „Mirakel- und Sensationstableau" hervor, welches vorbildend für den abendländischen Buddha gewesen sein soll. So erscheint Buddha in falschem Lichte. Und nichts rückt die Unwahrheit des Bildes in eine schärfere und grellere Beleuchtung, als die überraschende „Entdeckung" des Russen Notovich, die vor zwei Jahren die wissenschaftliche Welt in eine so seltsame Erregung setzte.

Schon früher war die Vermuthung gehegt worden, daß Christus der Herr die vielen Jahre seines zurückgezogenen Lebens, über welche die Evangelisten nichts zu berichten wissen, in einem buddhistischen Kloster zugebracht und daß er sich mit dem Leben und der Lehre Buddhas vertraut gemacht habe. Manche suchten dieses Kloster in der Nähe Alexandriens; denn es heißt ja: „Aus Aegypten werde ich meinen Sohn berufen." Und Alexandrien kehrt ja in dem Alassanda der Inschriften wieder. Hier blühte echt buddhistisches Leben. Andere ließen den Heiland eine Pilgerfahrt nach den Klöstern Indiens unternehmen[1]. Und wer die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer solchen Fahrt bestritt, dem wurde die überzeugende Thatsache entgegengehalten, daß jüdische Kolonien sich

---

Journal des Savants, Febr. 1897, p. 57 ss.; A. Weber, Sitzungsberichte der königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Sitzung vom 20. Mai d. J., S. 594 ff.

[1] „Ein Jahrhundert vor Christi Geburt waren die Jünger des Welterleuchters bereits nach Westen und Osten weit über die Grenzen Indiens vorgedrungen, und in der Stadt Alexandria in Baktrien lebten viele Brüder und weltliche Anhänger. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß Jesus von Nazareth, dessen Lehren mit denen des Buddhismus ja so viel innerliche Uebereinstimmung haben, von seinem zwölften bis zu seinem dreißigsten Jahre, während welcher Zeit die Evangelien nichts von ihm zu berichten wissen, ein Schüler der Buddhistenmönche war und unter ihrer Leitung die Arahâschaft erreichte. Dann kehrte er in sein Heimatland zurück, um seinem Volke die erlösende Lehre zu verkünden. Diese Lehre Jesu ist später verstümmelt und mit Irrthümern aus dem Gesetzbuche der Juden vermischt worden. Die Grundlehren des Christenthums aber, wie das ganze Auftreten des Stifters sind offenbar buddhistischen Ursprungs, und der liebevolle Nazarener, dem auch jeder Buddhist seine Verehrung zollen wird, war ein Arahâ, der das Nirwana erreicht hatte. Jetzt aber ist in Europa die Zeit wieder reif geworden, wo die westlichen Abkömmlinge der Arier die reine, unverfälschte Lehre des Buddha hören und erkennen können." Buddhistischer Katechismus von Subhadra Bhikshu (3. Aufl., Braunschweig 1892) S. 58 Anm.

tief in das baktrische Gebiet hineinschoben. Baktrien und die angrenzenden Gebiete aber waren seit langer Zeit der Sammelplatz von Karawanenzügen gewesen, die handeltreibend nach Indien vordrangen. So lag nichts Unwahrscheinliches in Jesu Reise nach Indien. Daß alle Evangelisten sich geflissentlich in Schweigen hüllen über die 18 Jahre nach dem Tempelbesuch, ist bezeichnend und verdächtig. Hätten sie auch nur eine leise Andeutung gegeben, so wäre ihrem „Meister“ der Ruhm einer neuen und selbständig gestalteten Lehre der Erlösung entzogen worden. Aber Jesu Größe und schöpferisch wirksame Kraft sollte ja gerade in der Neuheit seiner Erlösungslehre wurzeln. Jesu Lehre ein Plagiat der buddhistischen Heilslehre! So weit reichte schon die aus kleinen Andeutungen keimende Vermuthung.

Da überrascht der russische Reisende Notovich[1] die Oeffentlichkeit mit der Mittheilung, daß er in einem Kloster Nepals ein in Sanskrit abgefaßtes Leben Jesu entdeckt habe. Aus diesem Leben lasse sich die Gewißheit gewinnen, daß Jesus die Jahre der Verborgenheit, für welche die Evangelisten nur die diplomatische Andeutung des Gehorchens und des Wachsthums in Gnade und Weisheit hätten, in Indien zugebracht. Erregte schon die erste Nachricht Befremden, so wuchs das Staunen, als das „Leben Jesu“ in französischer und bald auch in deutscher Sprache vorgelegt wurde[2]. Da stand der Nazarener als Buddhajünger ja leibhaftig vor den Augen der gebildeten Welt, im Lichte der Centralsonne moderner Cultur. Wer konnte an der Glaubwürdigkeit des einzigartigen Denkmals zweifeln? Und doch, besonnene Forscher warnten. Aber die moderne Gefolgschaft Buddhas war stolz auf die geschichtliche Urkunde, die so überzeugend den buddhistischen Ursprung des Christenthums aus dem Bereiche ahnender Vermuthung in die Sphäre eindrucksvollster Wirklichkeit erhob. Freilich folgte dem ungeahnten Triumph gar bald die Enttäuschung. Englische Reisende verfolgten die Spuren des russischen „Bären“, und es

---

[1] *Notovich, Nicolas,* La vie inconnue de Jésus-Christ. II. édit. Paris 1894. — *Notovich, N.,* The unknown life of Christ, translated by *Violet Crispe.* London 1895.

[2] Notovitsch, Nic., Die Lücke im Leben Jesu. Aus dem Französischen. Stuttgart 1894. — *Hübbe Schleiden,* Jésus est-il bouddhiste? Traduit de l'allemand. Paris 1894. Die „Deutsche Revue“ nennt das Buch Bd. XIX, S. 124 „eine interessante und dankbare Veröffentlichung“!! Vgl.: Theol. Lit.-Bl. 1895 S. 58. Ostasiat. Lloyd VIII, 703—705. Alphonse Witz, Keine Lücke im Leben Jesu, Antwort auf die Schrift von Nik. Notovitsch. Wien 1895.

ergab sich, daß ein solches „Leben" nicht existirte, daß ein Herr Notovich nie das Kloster betreten, wo er die Entdeckung gemacht haben wollte, daß ein solcher Forscher in der Gegend überhaupt unbekannt war. Das vielgenannte „Leben Jesu" enthüllte sich als ein Betrug ärgster Art[1].

Wenn es nun richtig ist, daß jede emporsteigende Wissenschaft sich durch den Ruhm neuer Entdeckungen legitimirt, so hat auch die aufsteigende Macht des Buddhacultus sich in ihrer Art durch den Ruhm der „Entdeckungen" als das ausgewiesen, was sie ist. Ihre ureigensten Erfolge liegen auf dem Gebiete grober Täuschung. Daß ein Reisender es wagen darf, einen solchen Betrug mit kühner Stirne in das Licht der Oeffentlichkeit zu tragen, daß die offenkundige Täuschung Glauben und Bewunderung findet, daß selbst nach Aufdeckung des Truges dem Falsificat Werth und Bedeutung zuerkannt wird, zeigt, welche Strömungen den Buddhismus aus der Tiefe und dem Dunkel emporgetragen. Ihre Quelle liegt außerhalb des Bereiches der mit dem Adel wahrer Wissenschaft ausgezeichneten vergleichenden Religionskunde. Diese Art vergleichender Forschung steht nicht mehr auf dem Boden der Wissenschaft. Die Wissenschaft erstrebt und hütet die Wahrheit. Die Buddhaverehrung aber durchbricht den schützenden Wall echt wissenschaftlicher Forschung, sie sucht in dem Aufbau einer Weltreligion das stolze Ziel ihres Ringens zu erreichen. Aus der vergleichenden Religionswissenschaft hervorgehend, lenkt sie in einseitiger Richtung von dem hohen und berechtigten Ideal einer vergleichenden Darstellung des religiösen Glaubens der Menschheit ab. Und dadurch ist die wissenschaftliche Erforschung des buddhistischen Geisteslebens selbst gehemmt worden.

Wer die culturgeschichtliche Bedeutung von Buddha und Buddhismus ermessen will, darf den Maßstab nicht in der Parallele Buddha und Christus, Buddhismus und Christenthum suchen. So wenig äußerer Einfluß erkennbar ist, der die tiefe zeitgeschichtliche und geographische Kluft zwischen beiden Erscheinungen überbrücken könnte, so belanglos und dürftig ist auch das in den allgemeinsten Umrissen entworfene Bild innerer Aehn-

---

[1] Das Schreiben des Missionärs Shawe, in der Münch. „Allgem. Zeitung", Wissensch. Beil. Nr. 143 S. 7 mitgetheilt; vgl. „Frankfurter Ztg." 1894 Nr. 172, und besonders F. Max Müller in: Nineteenth Century XXXVI, 515—522, sowie neuerdings den interessanten Brief von A. Favre, früheren Ingenieurs der indischen Regierung in Kashmir, vom October 1896, mitgetheilt im Pastor bonus Jan. 1897, S. 45 ff.

lichkeit und Uebereinstimmung. Vor dem Widerschein des grellen Contrastes, der Buddhismus und Christenthum scheidet, schwindet der matte Schein der kleinen Aehnlichkeiten, die hie und da kaum wahrnehmbar hervortreten. Im Bilde des indischen Geisteslebens muß die culturgeschichtliche Stellung von Buddha erfaßt und ermessen werden. In indischem Boden ruhen die Wurzeln seines Wachsthums, seiner „Blüthe". In den Schöpfungen des indischen Culturlebens ruht der einzig giltige Maßstab für die Bewerthung des in Buddha aufkeimenden und erblühenden Lebens der Literatur und Kunst. Da wird die culturgeschichtliche Parallele gewonnen, in welcher sich Buddhas Werk und Wirken in unverfälschten Zügen erhellt. Aber wie steht es um diese echte kunst- und culturgeschichtliche Parallele? Vor der magischen Beleuchtung, in welche theosophische Begeisterung das Buddhabild gestellt, ist sie zurückgetreten, sie ist der Beachtung kaum werth gefunden worden. Und doch breitet sich von hier ein neues Licht über das indische Culturleben in der Eigenart seines Webens und Schaffens aus.

Wenn ich den Buddhismus in seinen religiösen und sittlichen, in seinen socialen und künstlerischen Idealen erfasse, so prägt sich mir die Eigenart seines Wesens erst im Rahmen der ario-indischen Cultur aus. Man forscht, wie weit die Blüthe christlicher Weltanschauung aus buddhistischen Idealen sprosse und knospe. Ich stelle dieser Frage eine andere Frage entgegen: Wieviel hat der Buddhismus der vorausschreitenden Cultur indischen Lebens entlehnt? Wie hat er diese Cultur weitergebildet?

In Büchern und Zeitschriften leuchtet uns die bestehende Parallele Buddha und Christus entgegen. Ich stelle ihr eine andere Parallele gegenüber: Buddha und Krishna. Diese vergleichende Parallele allein besitzt Berechtigung. Sie wird uns zur Quelle reichster Erkenntniß für das Religionsleben Indiens. Eben erst wurde es möglich, den Urtypus des buddhistischen Ideals der Glückseligkeit in dem philosophischen Ideal einer ältern und geistig höhern Weltanschauung wiederzufinden, Nirwana in Brahma-Nirwana[1]. Das buddhistische Ideal edelster Menschlichkeit, das in Buddha erstrahlen soll, ist nur der Abglanz des in Krishna verkörperten und verklärten Ideals der Sitte und des Rechts. Im epischen Krishna erhellt sich das beherrschende Ideal der philosophischen Schulen Indiens zu

[1] Jos. Dahlmann, Nirvâna, eine Studie zur Vorgeschichte des Buddhismus, Berlin 1896.

dichterischem Glanz. In der epischen Dichtung leuchtet die heldenhafte Erscheinung, als göttlich-menschliches Wesen gefeiert, in der Frühlingsblüthe jugendlicher Schönheit. Krishna als Verkörperung des Brahma bezeichnet hier den Mittelpunkt des gesamten Geisteslebens, wie es sich in den Gedanken über Gott, Seele, Jenseits widerspiegelt.

Schon Senart hat darauf hingewiesen, wie Buddha und Krishna in vielen Zügen einander geistesverwandt sind. Allein in Krishna suchte er nur den Sonnenmythus der Buddhalegende zu begründen. Ein Sonnenmythus hat sich in Buddha nicht entfaltet. Wohl aber ist das Buddhabild aus den mannigfachsten Zügen und Vorstellungen hervorgegangen, die dem Zeitalter des entstehenden Buddhismus in den religiösen und philosophischen Ideen das reiche Gepräge verliehen. Und die Strahlen dieses mystisch-philosophischen Ideals der indischen Denker sammeln sich in Krishnas idealer Persönlichkeit. Die Frage nach dem Ursprung des buddhistischen Nirwana beleuchtet nur einen Theil der buddhistischen Philosophie; sie enthüllt die Grundlage ihrer Weltanschauung nur zur kleinern Hälfte. „Das buddhistische Nirwana ist ein Torso, das Bruchstück eines fremden Systems. Nicht auf eigenem Boden ist das buddhistische Ideal erwachsen.“ Ihre wesentliche und erschöpfende Ergänzung empfängt die Frage in der Persönlichkeit von Krishna, in der Parallele Buddha-Krishna. Und wo findet sich die sichere Grundlage für diese Parallele? In Buddha und Krishna begrenzen sich zwei entscheidende Zeiträume des indischen Geisteslebens, die Zeit des entstehenden Buddhismus und des erstandenen Epos. Während im Osten Indiens der Träger des auszeichnenden Namens Buddha eine neue Schule aus dem Wirrwarr philosophischer Meinungen emporführte, hatte das westliche Indien sich in dem Riesenepos die großartigste Urkunde seines vielhundertjährigen Schaffens und Ringens gegeben[1]. Es schuf sich im Heldenepos ein Denkmal, das zwar nicht einen ererbten Schatz nationaler Thaten aufbewahrte, dafür aber das religiöse und gesellschaftliche Leben in der vielgestaltigen Ausbildung und Durchbildung zu einem wundersamen culturgeschichtlichen Gesamtbild aufrollte. Die Dichtung erblüht aus dem innersten Streben und Ringen nach dem Ideal der Sitte und des Rechts, das in Krishna sich als Dharma (Recht), als die höchste und reinste Erscheinung der Religion entfaltet. Was ein

[1] Vgl. des Verfassers Mahâbhârata als Epos und Rechtsbuch, ein Problem aus Altindiens Cultur- und Literaturgeschichte, Berlin 1895.

tüchtiges Volksthum, stolz und selbstbewußt nach hohen Zielen strebend, in Sitte und Recht errang, das gibt sich in Dharma, dem Inbegriff des erlösenden Wissens und Rechts, kund. In Dharma verkörpert sich die ganze Eigenart seines religiösen Denkens, seiner sittlichen und socialen Ideale. In ihm ruht der feste Pol des indo-arischen Culturlebens, „jene unüberwindliche conservative Macht, der feste, trotz allem Wechsel beharrende Kern", aus dem sich das vielgestaltige Wirken des culturell hochveranlagten Volkes immer erneuernd fortpflanzte. Die Religion (Dharma) gibt dem Culturleben des Epos seine eigenthümliche Färbung. Religion und Leben verschmelzen zu einem Sein, das sich auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft selbständig schaffend entwickelt. Nirgends tritt die innige Verschmelzung des religiösen und gesellschaftlichen Elementes schärfer hervor als in dem Epos, das die ganze Fülle des reichen Geistes und Lebens zu einem encyklopädischen Gesamtbilde vereinigt. Und nun die Verkörperung des höchsten Ringens ist Krishna, der mythische Held und Gott. Was in dem Idealbegriff von Nirwana als das vergeistigte Sein und Denken, als die kalte, krystallhelle Substanz von Brahma aufleuchtet, das gewinnt Leben und Wärme in der jugendschönen Heldengestalt von Krishna, in der sich das göttliche Wesen von Brahma entschleiert. Das körperlose Wesen scheint in die Schranken des Körperhaften gezogen. In Krishna versenkt sich des Menschen Geist in das geistige Wesen von Brahma. Indem der sinnende Yogin seine Persönlichkeit in Krishna aufgehen läßt, gelangt er zu jener mystischen Vereinigung und wesenhaften Verschmelzung mit Brahma, die den Höhepunkt indischer Religionsphilosophie bezeichnen soll, zu jener Einheit, welche in die Formel gefaßt ist: „Ich bin Brahma", oder „Du bist Brahma". Ihr parallel läuft Krishnas Wort, in welchem er seine und seines Freundes Arjuna geistige Einheit ausprägt: „Du bist ich, ich bin du."

Krishnas Bedeutung liegt also darin, daß jenes dunkle Ziel alles Strebens, Brahma zu werden, das Ideal des monistischen Idealismus, welches in so bizarre Vorstellungen gekleidet ist, in ihm sich als Bild schönster „Menschlichkeit" verkörpern soll. Es soll aus ihm die hoheitsvolle Majestät des Gottes und die Liebenswürdigkeit und der Edelsinn des Menschen strahlen. Im Lichte der christlichen Tugend ist dieser Krishna allerdings ein seltsamer Tugendheld, und selbst vor dem Sittenspiegel des sehr weiten indischen Rechts, das für die Götter einen andern Sittencodex hat, erscheint gar manche Heldenthat des Menschen Krishna wie

ein schwarzer Fleck am Sonnenglanz der übermenschlichen Thaten. Aber wir dürfen hier diese unerbauliche Seite des „göttlichen" Helden Krishna außer acht lassen. Für uns ist an dieser Stelle nur die religionsgeschichtliche Thatsache von Bedeutung, daß sich in Krishna dem Gotte ein Urbild menschlicher Tugenden, eine Verkörperung des in Brahma zu erreichenden Zieles darstellen soll, ein „Ideal" in jenem Zaubergewande des Mythos und der Legende leuchtet, welches dem Buddhabilde der nord- und süd-buddhistischen Ueberlieferung sehr verwandt scheint.

Welches tiefere Band verknüpft Buddha und Krishna? In dieser Frage eröffnet sich ein neuer Fernblick nach jener Seite des religions- und culturgeschichtlichen Lebens von Indien, mit dem der Buddhismus eng verwachsen ist. Hier muß die vergleichende Forschung ansetzen, wenn sich ihre Methode wahrhaft fruchtbringend für die Erkenntniß buddhistischen Geistes und Lebens erweisen soll. Denn die Entfaltung des buddhistischen Systems wurzelt mit allen Fasern in den Anschauungen und Sitten, in den Erfolgen vorausgehender Culturarbeit. Die ganze Eigenart buddhistischen Wesens hat ihre tiefgewurzelte, weitverzweigte Grundlage in dem Geistesleben des Zeitalters epischer Dichtung. So möge denn die vergleichende Erforschung des Buddhismus auf diesem ureigenen Grunde, dem heimatlichen Boden Buddhas, sich in neuen und bahnbrechenden Erfolgen als echte Wissenschaft legitimiren. Hier breitet sich ihr ein reiches Feld aus. Sie braucht nur den Spaten in die Erde zu stoßen, um mit jeder Scholle umgeackerten Culturbodens neue Schätze zu heben, die unser religions- und culturgeschichtliches Wissen von Indien bereichern. Es gilt in die Tiefen des indischen Lebens hinabzusteigen, um buddhistisches Leben in seiner ganzen Eigenart zu erfassen und aus dem noch ungehobenen Schatze unmittelbarer Beobachtung sich eine lebensvolle und wahre Gesamtidee des Buddhismus zu bilden. Der Buddhismus bietet ja nur ein Bruchstück dessen, was der wundersame Organismus des indischen Volkslebens in Religion und Recht, in Sitte und Gesellschaft, in Kunst und Wissen hervorgebracht hat.

Doch ich wollte die Frage beantworten, warum der Buddhismus in unsern Tagen so seltsame Verehrung gefunden. Quillt die Begeisterung einzig aus dem falschen Ideal vergleichender Wissenschaft, aus dem trügerischen Gedanken der neuen Weltreligion? Vielleicht finden sich tiefere Züge einer Seelenverbrüderung zwischen Buddhismus und modernen Culturbestrebungen, zwischen Idealen des einen und des andern. Da bietet sich

ein neues und verlockendes Object vergleichender Culturstudien, das um so höhern Reiz besitzt, als wir den Gang des Zeitgeistes, seine Wandlung mit eigenen Augen beobachten. Der Buddha-Enthusiasmus ist ein culturgeschichtliches Phänomen unseres Jahrhunderts. Die Bestrebungen, in denen er wurzelt, sollen sich noch deutlicher als ein unverfälschter Zug im Gesichte der modernen Cultur enthüllen.

Jos. Dahlmann S. J.

Friedrich Wasmann, Künstler und Convertit.

(Schluß.)

Nach der Rückkehr aus Rom, seit November 1835, verbrachte Wasmann vier Jahre in München; sie waren für ihn eine Zeit schwerer Buße. Er mußte jetzt wieder sein tägliches Brod selbst verdienen, aber mit dem Verkauf seiner Bilder hatte er wenig Glück, und das rauhe Klima drückte ihn zu Boden. Dreimal in dieser ganzen Zeit gelang es ihm, Gemälde vortheilhaft an den Kunstverein abzusetzen; es waren Augenblicke des Aufathmens aus schwerer Noth. Das Schlimmste war der Kampf, den er in seinem Innern auszukämpfen hatte auf dem Gebiete seiner Kunst. Er fühlte recht wohl, daß mit seinem ehrlichen Anschluß an die katholische Kirche nicht auch sofort der Künstlergeist zu einem ganz christlichen geworden war, und daß „noch ein gutes Stück Heidenthum in seinem Herzen Platz habe". Es konnte kaum anders sein nach der Entwicklung, die er bis dahin durchgemacht hatte. Aufzeichnungen von seiner Hand, theils gedruckt, theils handschriftlich vorliegend [1], gewähren in dieselbe einen Einblick.

---

[1] Ein Theil dieser Aufzeichnungen lag bereits dem mit F. Wasmann befreundeten Dr. K. v. Wurzbach vor, welcher sie in seinem „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich", 53. Theil (Wien 1886), S. 133—135 ziemlich wörtlich verwerthet hat. An weiterer Literatur über Wasmann citirt Wurzbach noch Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon (München 1839—1852) XXI, 112, und „Der deutsche Antheil des Bisthums Trient. Topographisch-historisch-statistisch und archäologisch beschrieben, herausgegeben von dem Verein für Archäologie in Bozen und Meran" (Brixen 1868), S. 244. — Unterdessen haben die Historisch-politischen Blätter vom April d. J. (CXIX, 561—581) in einem dem Grönvold-schen Wasmann-Buch gewidmeten Artikel aus der ungedruckten Correspondenz zwischen Wasmann und Overbeck mehreres zur Mittheilung gebracht, was mit Freuden nachträglich benutzt worden ist.

„Meine erste künstlerische Ausbildung im naturalistischen Sinne erhielt ich in Dresden, wo ich mich vier Jahre aufhielt. Von den Herrlichkeiten der dortigen Gemäldegalerie fesselten mich am meisten die Werke der Niederländer, besonders die kleinern Bilder von Ostade, unter den Landschaften die schwermüthigen Heidebildchen mit breiten Wolkenschatten, vor allem aber einige Porträte von Rubens und die Perlen der spanischen Schule, die Porträte von Velasquez." In dieser Neigung zur Naturmalerei machte auch der ernstgesinnte und idealgerichtete Professor Näke ihn keineswegs irre. „Er empfahl seinen Schülern dringend, die herrlichen Bilder von Paul Veronese zu betrachten und zu studiren wegen der unübertrefflichen Lebendigkeit der sinnlichen Darstellung und der Wahrheit des Colorits."

Einen Eindruck in anderer Richtung brachte auf Wasmann dann allerdings sein erster Aufenthalt in München 1829 hervor: „Dort hatte sich unter Cornelius die christliche romantische Schule in großem Glanze entfaltet. So sehr ich mich nun auch von dieser mächtigen Strömung begeistert und getragen fühlte, wagte ich doch nicht, allzuhoch zu fliegen, weil beständige Kränklichkeit meine Schwingen lähmte. Aber mit dem Ernste, der diese wunderbare Zeit charakterisirte, suchte ich, auch das Genre-Fach mit dem Geiste des Cornelius zu beleben." Allein der Aufenthalt in München währte kaum ein Jahr, und die Begeisterung, mit welcher der junge Maler in Rom dem Studium der heidnischen Kunst sich zuwandte, bedeutete eine verstärkte Rückkehr zum frühern naturalistischen Treiben. Er war bereits Katholik, als er wegen seiner Ueberschätzung der Antike, sogar in Overbecks Gegenwart, mit dem frommen Maler Flatz aus Tirol in Streit gerieth. Während er noch für seine Conversion in Unterricht stand, arbeitete er an der Vollendung eines großen Genre-Bildes: italienische Winzer, die nach der Weinlese in einem Garten sich mit Tanz erlustigen. Es paßte schlecht für einen Convertiten, nicht sowohl wegen des Gegenstandes als wegen der Auffassung; denn das Hauptbestreben war dabei, die Schönheit der antiken Körperformen in strenger Zeichnung auf das Bild hinüberzutragen. „Ich beendigte es oft unter Scrupeln, weil es meine frühere heidnische Anschauungsweise aussprach." Einige Monate später auf seiner Rückreise sah er in einem Palaste in Mantua ähnliche Bilder aus dem Leben, von der Hand Giulio Romanos, badende Männer, Jäger u. s. w., in denen ein kaum minder heidnischer Geist zum Ausdruck kam. Die frühern Scrupel hinderten ihn nicht, sich einiges daraus zu zeichnen; er fand hier „köstliche Vorbilder, wie man das Genre-Fach in jener naturfrischen Zeit behandelte".

Der hohe und adelige Begriff von seiner Kunst, den er sich dereinst in München gebildet hatte, war indes stets geblieben. Ein näherer Umgang mit Künstlern wie Overbeck und Cornelius, Koch und Erwin Speckter, der ihm in Rom drei Jahre lang reichlich zu theil geworden war, konnte ihn hierin nur befestigen. Aber seine Rückkehr zu Glauben und Christenthum hatte ihm die Kunst auch zur Gewissenssache gemacht. Ueber die Entwürdigung der Kunst, wie der moderne Naturalismus sie herbeigeführt, hat er von da an streng und ernst geurtheilt. Noch liegt eine Aufzeichnung von ihm vor aus dem Jahre 1868

oder 1869 über eine Scene, die er mehrere Jahre zuvor in dem Local des Münchener Kunstvereins beobachtet hatte: „Cornelius war fort und die Einwirkung seiner ernsten Schule und Auffassungsweise längst gelähmt. Man hatte von einem bekannten deutschen Maler, der in Rom lebte, ein Bild ausgestellt . . . [Es war ein Genre-Bild, ähnlich den obigen, nur im Gegenstande schlüpfriger.] Nichts in demselben, weder Zeichnung noch Farbe, erinnerte an den kräftigen Stil der alten Meister, mit welchem diese derlei sinnliche Gegenstände behandelt haben, und es war nur eine in hübschem Lichteffect gemalte Modellgruppe. Aber man hätte sehen sollen, welch lautlose Stille im Saale bei Betrachtung dieser Herrlichkeit herrschte. Man traute sich kaum aufzutreten oder sein Entzücken durch ein leise geflüstertes Wort kundzugeben und blickte andächtig, die hintenstehenden vorsichtig über die Schultern der vornbefindlichen Beschauer übergebeugt, auf das Bild. Es war, als ob der Leib des Herrn zur Anbetung auf dem Altar stehe, und fehlte nur die Beugung der Kniee, um den Cultus zu vervollständigen . . . Es hat sich bei der gebildeten Welt mit Hilfe der Kunst und Literatur eine verfeinerte Unsittlichkeit eingeschlichen, welche, gefährlicher als Ausbrüche der Roheit, die ganze Luft ansteckt und verpestet . . . Ich bitte Gott, meine Kinder vor dem Eintritt in den entweihten Tempel der Kunst zu bewahren."

Ueber die Eindrücke dieses selben Besuches in der Kunststadt schreibt er an anderer Stelle: „Etliche 30 Jahre später kam ich wieder nach München. Da hatte es ein anderes Ansehen bekommen. Die niedern Kräfte der Kunst waren ungebunden und schrankenlos, in beständigem Widerspruch untereinander und in offenem Kampf gegen ideales Streben." Es war die Zeit, da „man vom Preis-Courant der Bilder sprach" und der Werth eines Werkes sich bestimmte nach „der Höhe des Preises und dem Geschick, sich der Mode anzuschmiegen". Jetzt kam wieder die Art von Bildern empor, bei welchen man sich begnügte, das Höchste an anatomisch richtiger Zeichnung anzustreben, auf „höhere geistige Vorzüge aber verzichtete".

Ein Kampf, analog zu dem, welcher im Verlauf von einigen Jahrzehnten in der Münchener Kunstwelt diesen Wandel vollzog, bewegte auch die Brust des jungen Malers, als er Ende 1835 in jener gleichen Stadt sich niederließ, um dort sich Stellung und Namen zu erringen. Aber der Kampf bewegte sich in umgekehrter Richtung, und Friedrich Wasmann, eben wieder aus einem Heiden zum christlichen Maler geworden, war nicht der Meinung, bei seinen Schöpfungen auf „höhere geistige Vorzüge" verzichten und in die alte naturalistische Tendenz und den Cultus der Sinnlichkeit zurücksinken zu dürfen.

„Natur, Gewohnheit und die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, hielten mich beim Genre-Fach fest, und doch fürchtete ich, wieder in die alten Unordnungen zu gerathen, und hätte lieber die ganze Kunst aufgegeben, wenn sie nicht mit meinem Wesen verwachsen gewesen wäre." Er hätte seine reichen Erinnerungen aus Italien vielleicht mit Erfolg in manchem Genre-Bild verwerthen können; aber „alles schien ihm nicht streng genug zu sein"; er „achtete jetzt gering, was er früher angebetet hatte", und darum verlebte er oft traurige Tage, und mit der Kunst wollte es nicht voran. Umsonst versuchte der edle, fromme Over-

beck, dem er in zwei Briefen seinen Kampf und seine Unruhe geklagt, den 24. December 1835 ihn zu ermuthigen: „Fahren Sie doch fort in Ihrer so wahren und einfachen Weise; fürwahr Gott müßte nicht Gott sein, wenn er Sie nicht zum guten Ziele sollte gelangen lassen. Im übrigen, was ich Ihnen oft mündlich gesagt, das sage ich Ihnen auch jetzt: Es kann mir nicht einfallen, Sie zu einer andern Weise der Kunstübung hinüberziehen zu wollen. Es ist auch nichts daran gelegen, ob einer gerade Heiligenbilder male oder nicht; ein einziges Bild nur ist uns allen als Aufgabe fürs Leben zu malen gegeben, das Ebenbild Gottes in unserer Seele nach dem Vorbilde, das er uns vom Himmel herab in seinem Eingeborenen gesendet hat.... Darum meine ich nun, so einer von Gott die Gabe empfangen hat, daß er durch seine Kunst sich selber und andern zum Gelingen dieses einen Bildes förderlich werde, der thut nicht allein wohl daran, seine Gabe dazu zu verwenden, sondern er kann auch vielleicht schwerer Verantwortung entgegengehen, so er es verabsäumt; wer aber die Gabe nicht empfangen hat, kann auch nicht dafür verantwortlich sein und thut genug, wenn er mit seiner Kunstübung nicht sündigt, noch auch andern Anlaß zur Sünde gibt. Darum male ein jeder, wie er berufen ist, der eine so, der andere anders. Aber wie immer einer malen möge, so erhebe er sich nicht in thörichtem Dünkel, sondern preise im Gelingen Gott, der es gegeben, und verzage nicht im Mißlingen, das ebenfalls von Gott nach seiner Weisheit geordnet ist zu seinem Heil."

Ein Jahr später zwar, am 8. October 1836, glaubte Wasmann seinen Gönner in Rom versichern zu können, daß er sich jetzt „behaglich befinde in einer Sphäre, die seiner Natur zusage". Allein es „schien Gottes Wille nicht zu sein", den bisherigen Genre-Maler „in dieser Beschäftigung dauernd Ruhe finden zu lassen". Noch in spätern Jahren verbrannte Wasmann den gezeichneten Carton eines sehr gelungenen Genre-Bildes, eines Nachtstückes, das er vortheilhaft verkauft hatte, „um jede freiwillige Erinnerung an dasselbe zu tilgen". „Es gibt Nachtseiten der menschlichen Natur," fügt er erklärend bei, „die, in dunkeln Trieben träumerisch ihre Fäden spinnend, Stoff zu hübschen, effectvollen Bildern liefern; aber die Sonnenklarheit des Tages ist besser geeignet, die dürftige Kammer unseres Herzens zu reinigen." Nur der echte Künstler von Gottes Gnaden, der dabei ein wahrhaft christlicher Künstler ist, vermag diesen Kampf und diese Besorgniß im Innern des nunmehr aufrichtig katholischen Meisters zu verstehen.

Es war ein Glück für ihn, daß er nach vier Jahren sich entschloß, aus dem rauhen Klima und den bedrängenden Verhältnissen Münchens abermals in sein liebes Süd-Tirol zu flüchten. In Meran und Bozen erhielt er als Porträtmaler außerordentlich viel zu thun. Oft war eine ganze Reihe Porträte von Stadt-Honoratioren und Damen in seiner bescheidenen Wohnung zur Schau ausgestellt, und die gebildete Welt löste, treppauf, treppab, den ganzen Tag sich ab, die Kunstwerke zu betrachten. „Die rasche Auffassung der Aehnlichkeit", schreibt er hierüber, „und die schneidige Art der Ausführung waren dem dortigen Publikum eine Erholung und Abwechslung nach dem gewöhnlichen handwerksmäßigen Treiben vaganter Maler, und öffneten meinen Bildern die besten Häuser. Damals waren Daguerreotype noch nicht verbreitet, und ich zeichnete mit Geschick und Uebung

ganze Familiengruppen." Es war kein bloßer Augenblickserfolg, wie man ihn zuweilen dem Reize der Neuheit verdankt: „Die Bestellungen im Porträt-Fach dauerten unausgesetzt fort, und wenn zeitweise eine Lücke eintrat, füllte ich sie eifrig mit Entwürfen und Ausführungen von Genre-Bildern aus, in denen ich die Weise, wie Natur und Außenwelt sich in meinem innern Auge spiegelten, wiedergab."

Dem fleißigen Maler gelang es, nicht nur seine Schulden schon im ersten Winter fast ganz abzuzahlen, sondern auch ein kleines Vermögen sich zu sparen. Als angesehener Künstler und gemachter Mann kehrte er endlich nach 14jähriger Abwesenheit im Frühling 1843 nach Hamburg zurück. Vater und Mutter traf er noch am Leben; sein Bruder wirkte in der Stadt als angesehener Arzt. Die gute Gesellschaft von Hamburg und zumal die Künstlerkreise nahmen ihn trotz seiner Conversion in ehrenvollster Weise in ihrer Mitte auf. Die große Hansestadt zählte damals manche angesehene Convertiten, und auch unter den Protestanten hatten manche durch Lectüre und Nachdenken eine gewisse negative Erkenntniß der Wahrheit erlangt. Wasmann staunte jetzt, „wie viele derselben mit einer Art Unschuld des Verstandes in religiösen Dingen scharf und richtig urtheilten, solange nicht ihre Leidenschaften im Spiel waren". „Wie unvertilgbar der Stempel der alten Kirche noch den Völkern unseres nordischen Vaterlandes aufgeprägt ist, so daß sie ungeachtet der Verwüstung, welche die Negation unter ihnen angerichtet, gleichsam instinctmäßig auf ihren Ursprung zurückkehren, als schliefen sie nur und wären in einem bewußtlosen Zustande, vor dem Unglauben und der Verderbniß der gebildeten Stände geschützt, und redeten im Traum von vergessenen katholischen Tagen!"

Auch in Hamburg fehlte es dem Maler nicht an Arbeit; es kam eine Fluth einträglicher Bestellungen: „Ich hatte die letzte gute Zeit, noch vor der Verbreitung der Daguerreotypien, in Zeichnung und Anfertigung ganzer und großer Familiengruppen Virtuosität und Ruf erlangt." Da die Bestellungen allmählich nachließen, trug sich Wasmann bereits mit neuen Reiseplänen, als seine Verlobung seinem Leben eine andere Wendung gab. Der christliche Ernst, mit welchem er den neuen Verhältnissen entgegenging, zeigte besser als alles andere, wie wahr es ihm mit seiner Conversion gemeint gewesen. Während der Monate seines Brautstandes ließ er sich abermals in der Kunststadt München nieder, wo seine katholischen Freunde, vor allen der treffliche Windischmann, ihn anzogen. Nach der Vermählung im Mai 1846 ließ er sich in Meran häuslich nieder: auch die Mutter seiner Gattin folgte den Neuvermählten dahin. Mutter wie Tochter waren noch Protestanten, aber von dem katholischen Leben, mit dem sie in München und Meran zum erstenmal in Berührung kamen, wohlthätig berührt. Am 1. Juni 1847 trat Wasmanns edle Gattin aus freiester Entschließung zum katholischen Glauben über. Während der Zeit ihrer langen Vorbereitung, um Weihnachten 1846, war der Maler zu Tod erkrankt und mit den Sterbesacramenten versehen. Als letzten Wunsch hatte er dem Priester, der bei ihm die Nacht durchwachte, die Bitte ans Herz gelegt, den Unterricht seiner Gattin in der katholischen Religion bis zum glücklichen Abschluß durchzuführen. Im No-

vember 1847 erfolgte dann auch der Uebertritt der Schwiegermutter. Auch die Mutter Wasmanns, in hohem Alter noch voll Geist und Leben, die nach dem Tode ihres Gatten mehrere Jahre beim Sohne in Meran verlebte, kam der Wahrheit nahe und hatte wenigstens die Vorurtheile abgestreift; doch gewann die Macht des Altgewohnten wieder die Oberhand, und sie gelangte nicht zum letzten Schritte.

In Meran lebte nun Wasmann, zurückgezogen von dem Lärm der Welt, in geräuschloser Frömmigkeit und fleißigem Schaffen, nur mit wenigen Auserlesenen in näherem Verkehr. Er setzte seine Thätigkeit als Porträtmaler fort. Gleich anfangs kamen Bestellungen von Bozen; eine große Sterblichkeit, die im Frühling 1847 in Meran herrschte, veranlaßte eine Reihe von Aufträgen, die Bilder Verstorbener zu malen. Das Volk nannte den Künstler deshalb den „Todtenmaler“. Auch das Aufkommen der neuen mechanischen Porträtirungskünste brachte seiner Thätigkeit keinen Eintrag: „Die wunderbare Erfindung der Photographie hat unter den Malern gewaltig aufgeräumt und sie haufenweise außer Brod gesetzt. Mir diente sie zum Fortschritt in der Kunst, indem ich, durch dieselbe auf das einfache Wesen der Natur aufmerksam gemacht, zu einer deutlichern Formbildung gelangte. Mit dem treuen Spiegel der Natur neben mir wurden langweilige Sitzungen verkürzt oder überflüssig, und Bilder von Verstorbenen ermöglicht. Besonders in Bezug auf letztere dienten mir die Photographien zum größten Vortheil.“

In den ersten Jahren nach Wasmanns endgiltiger Niederlassung in Tirol hatte Decan Santner von Meran auf den religiös gesinnten Mann dahin einzuwirken gewußt, sich auch im kirchlichen Fache seiner Kunst zu versuchen. Schon im October 1836 hatte Wasmann aus München an Overbeck geschrieben, er habe seit seiner Conversion „oft weinend und mit Anrufung der Heiligen gewünscht, einem Historienmaler helfen zu dürfen, um sich dem kirchlichen Princip der Kunst zu nähern“. Aber es sei nichts daraus geworden, und so habe er sich „darein ergeben“. Ein solcher Uebergang zu einem völlig neuen Zweig der Kunst bot auch in der That für den Künstler Schwierigkeiten, deren Art und Größe der Laie in der Kunst nur dunkel zu ahnen vermag. „Ungeachtet meiner religiösen Gemüthsstimmung“, erzählt der Maler, „fiel es mir schwer, in vorgerückten Jahren bei dem Mangel an Mitteln und an Unterweisung mich in dieses mir bis dahin fremde Fach hineinzuarbeiten. . . . Ich that es anfangs mit Zagen, dann mit mehr Muth und Selbstvertrauen, indem ich viele meiner frühern Studien aus München und Italien anwenden konnte.“ Vereinzelte Male trifft man den Meister denn auch später noch im Interesse der neuen Thätigkeit auf einer Kunstreise, so 1867 in München, 1863 in Köln, wo Maler Ramboux, sein Bekannter aus Italien, ihn auf schöne alte Bilder der Kölner Schule aufmerksam macht. Daß die neue Art der Kunstbethätigung Wasmanns Interesse fesselte und ihn innerlich befriedigte, beweist ein Schlußsatz seiner Selbstbekenntnisse vom 15. Juni 1865: „Auch meine Kunst hat einen Abschluß erhalten, indem ich seit Anno 1848 mit allem Eifer mich in die kirchliche Kunst hineingearbeitet habe und das zu verwerthen suche, was ich in Rom und München erfahren, gesehen und gelernt habe.“ M. Howitt, die Lebensbeschreiberin Overbecks,

aber schildert nach persönlicher Bekanntschaft den Künstler an der Neige seines Lebens, wie er „in stiller Abgeschiedenheit den Rest seiner Tage der religiösen Malerei widme".

Bei dieser neuen Wendung seiner Kunstthätigkeit kam es dem Maler zu statten, daß er an dem ausgezeichneten Fürstbischof von Trient, Nepomuk v. Tschiderer († 1861), einen theilnahmsvollen Gönner fand, der ihm nicht wenige und oft bedeutende Aufträge verschaffte. Doch auch von außerhalb Tirols kamen manche erfreuliche und lohnende Bestellungen.

Ueber die Richtung, welche die religiöse Malerei bei Wasmann nehmen würde, konnte nach den Eindrücken, wie er sie in Italien so tief in sich aufgenommen hatte, kein Zweifel sein. Er hat sich auch in verschiedenen seiner Aufzeichnungen hierüber mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit ausgesprochen. So knüpft er eine längere Kunstbetrachtung an die Erzählung seines zweiten mantuanischen Aufenthaltes im Spätsommer 1835: „Mit Bequemlichkeit besah ich abermals den palazzo del Te, von Giulio Romano ausgemalt. Obwohl noch ein gut Stück Heidenthum in meinem Herzen Platz hatte, staunte ich doch über die Vermessenheit, mit welcher diese stolzen Geister, um Geld und Gunst der großen Herren zu erlangen und um selber große Herren zu werden, eine schrankenlose Sinnenlust mit allen Lastern des krassesten Heidenthums der Kunst einimpften. Diese, welche bis dahin mit der Kirche in gesetzmäßiger Verbindung gestanden und auf dem Boden der Tradition die schönsten Früchte getragen hatte, einst ein treuer Spiegel altchristlichen Volkslebens, sank nun, von der Kirche getrennt, zu einer gelehrten akademischen Form herab und stand, mit der Kirche gewaltsam in ein Bett zusammengepreßt, zu den frühern Begriffen in schreiendem Widerspruch. Anfangs erregte es große Stürme . . ., später aber wurde es als eine gleichgiltige Sache betrachtet, da die Bilder dem Volke unverständlich geworden, mehr für ein Museum als für Kirchen gemalt erschienen. Die Italiener, von jeher in ihrer südlichen Natur sinnlichen Lastern ergeben, fanden in dem neuen Aufschwung der Renaissance-Zeit Anreizung, Entschuldigung und Verherrlichung ihrer Fehler, gegen welche die ältere Kunst in ihrer einfachen Würde ein Damm gewesen war."

Diese ältere Kunst, auf die der Künstler wohl schon durch Cornelius in München hingewiesen worden war, hatte gleich bei seinem Eintritt in Italien auf sein damals noch heidnisches Herz einen machtvollen Eindruck ausgeübt, und Katholik geworden, konnte er es der klassischen Schule nicht verzeihen, daß sie ihre würdevollere Vorgängerin verdrängt habe. „Ich gerieth auch in den sogen. Gigantensaal des palazzo del Te," fährt er daher fort, „in welchem die carikirt gezeichneten Riesenleiber der Titanen, von den Blitzen der Olympischen niedergeschmettert; zwischen den Felsentrümmern ächzend liegen. Ist es Selbstironie eines Geistes, der mit trübem Blick in die Zukunft schaut und das Unglück, das er selber angerichtet, vorhersieht? Auf den Spitzen der Felsen sieht man Affen herumhüpfen, Zähne fletschend und die grimmigen Gebärden der Riesen nachmachend."

Es bedarf nicht viel, um den Gedanken des Schreibers etwas weiter spinnend, unter diesen geschäftigen Nachahmern die ihm zeitgenössischen Vertreter

der Classicität zu erkennen, wie es damals fast ausnahmslos die Italiener waren. Wasmann hat an andern Stellen diese Kunstrichtung charakterisirt: „Ihren künstlerischen Standpunkt beginnen sie von Raphael, alles vor demselben zur ‚gotischen Barbarei‘ rechnend, und selbst diesem Meister Incorrectheiten nachweisend. Ihn und seine Schule sehen sie nur als Sprossen der Leiter an, auf der man allmählich zur akademischen Höhe der idealen Humanität gelangt. Es fallen einem dabei die Kunststücke der japanesischen Jongleurs ein, die ebenfalls auf einer Leiter, die nirgends anlehnt, sondern die sie selber halten, hinaufklettern und von schwindeliger Höhe herab, ohne den Hals zu brechen, mit einem Freudengekreisch dem Publikum das Schauspiel einer unerhörten Virtuosität liefern.“

Wie ganz anders erschien ihm die Kunst des alten Italiens! „In Pisa“, so erzählt er von seiner Reise nach Italien 1832, „zeichnete ich einiges von den Fresken des Campo santo und bekam, ungestört durch andere Eindrücke, zuerst einen Ueberblick und Begriff von der altitalienischen Kunst. Ich sah vor mir in einer Reihe von Bildern den strengen Ernst der katholischen Anschauungen von Zeit und Ewigkeit, sah, wie auch schöne Menschen, wie sie dort vorgestellt sind, vom Himmel ausgeschlossen werden können und in zu später Reue vergeblich weinend die Hände ringen; daneben ist eine fröhliche Gesellschaft singend und scherzend in einer Gartenlaube, und oben drüber schwebt der Tod mit der Sense. Weiterhin nach der Ecke der Wand kommen glänzende Ritter und Frauen in ein Thal geritten, und die Pferde schnauben und schaudern zurück vor Särgen, in denen Leichname liegen. Dieser Gegensatz von irdischer Lust und Verwesung und der Pein des jüngsten Gerichtes, das Orcagna gemalt hat, wo Christus den Verworfenen seine Wundmale zeigt, machte mich sinnend und nachdenkend.“

Zwar schien dieser tiefe Eindruck bald wieder geschwunden, nachdem in Rom die sinnbestrickende Formschönheit der Antike Auge und Herz des Malers berauscht und gefesselt hatte. Aber ein Besuch in dem „wunderbaren Gotteshause“ des hl. Franciscus zu Assisi beim Abschied von Italien ließ denselben drei Jahre später mit doppelter Gewalt sich fühlbar machen, nachdem Herz und Geist des Künstlers für eine Einwirkung in solcher Art ungleich empfänglicher geworden war: „Zuerst betrat ich die obere Kirche und wurde von dem himmlischen Eindruck, den sie auf mich machte, so überrascht und bewältigt, als wäre ich in ein Paradies versetzt; das Ideal der heidnischen Götterwelt in ihrer kalten Vollendung erblaßte in meiner Seele bei diesem erhabenen Anblick. Die majestätischen Fresken von Giotto, Thaten aus dem Leben des hl. Franciscus vorstellend, die farbigen Fenster, durch welche das Sonnenlicht wie durch eine Blumenlaube dämmernd hereinbrach, die heitere gotische Architektur, von antiker Schönheit gemildert und getragen, so etwas hatte ich noch nie gesehen und empfunden. Die Figuren, obgleich außer dem gewöhnlichen Maß der Natürlichkeit, entsprachen in der feierlich ruhigen Haltung, in dem Ausdruck der Köpfe, in dem edeln Zug der Gewänder so ganz dem religiösen und traditionell geschichtlichen Hergang und Begriff, standen in Raum, Linien und einfacher Färbung in so harmonischem Verhältniß zur Architektur, daß man meinte, es könne nicht anders sein, um die höchste Wirkung zu erreichen. Hier ging mir die Idee des ältern

kirchlichen Stils, dessen religiösen Inhalt ich im Campo santo zu Pisa nur geahnt hatte, wie ein leuchtender Stern in der Seele auf. Ich blieb den ganzen Tag da, um zu betrachten und zu zeichnen, und vergaß Essen und Trinken."

Was der Künstler von jetzt an auf seinen Wanderungen durch die Städte Italiens noch sah, war nur geeignet, diese Hinneigung zu den altitalienischen Meistern in ihm zu bestärken, so vor allem in Florenz und Padua.

„Mir gefiel", bemerkt er zu den Fresken im Kloster S. Miniato zu Florenz, „bei Betrachtung der vorraphaelischen Meister die zarte, anmuthige Verschmelzung der christlichen Tradition mit der Schönheit der Antike, wie sie Dante anbahnt, indem er dem klassischen Heidenthum als einer edeln, bilderreichen Form und Vorschule des Christenthums den rechten Platz anweiset, ohne daß es, wie es später geschah, als üppige Schlingpflanze das Mark der christlichen Anschauung verzehren durfte."

Als daher zwölf Jahre später, anfangs mehr durch äußere Einflüsse bewogen, der Künstler sich dem kirchlichen Fache zuwendete, war die Wahl seiner Richtung schon von selbst gegeben. Als 81jähriger Greis hat er in der ihm eigenen Bescheidenheit darüber geschrieben: „Nur mit natürlichem Talent für das Porträt- und Genre-Fach begabt, bin ich erst später durch Lebensverhältnisse zur heiligen Kirche und zur historischen Kunst gekommen, in einer Periode, da ich, abgeschnitten von allem Verkehr mit Kunstgenossen, nur auf früher Gesehenes und Erlebtes beschränkt war. Was das Urtheil über kirchliche Bilder anbelangt, so unterliegt dasselbe überhaupt, da die Offenbarung darüber keine Regeln aufstellt, den wechselnden Ansichten der Menschen. Der Künstler kann deshalb, scheint mir, nichts besseres thun, als sich an die christliche Kunst-Tradition und die Werke alter Meister halten."

Unumwundener hatte er sich 20 Jahre zuvor ausgesprochen, da er noch mitten im eifrigsten Schaffen begriffen war: „Die strenge Richtung der [alt-] italienischen Schule, die ich in Italien kennen gelernt hatte, schien mir die geeignetste Norm, und ich suchte darum, in diesem Stile zu arbeiten." So hatte also der Maler, nur von seinen eigenen Erfahrungen und Studien geführt, ohne je des Cornelius Schüler gewesen oder ihm eigentlich nahe gestanden zu sein, den gleichen Weg für den richtigen erkannt, welchen dieser berühmte Meister seiner Schule gewiesen hat. Ueberall in seinen Aufzeichnungen spricht daher Wasmann auch mit der größten Hochverehrung von dem einst so viel Gefeierten. Begeistert nennt er ihn „den großen Mann, der durch seine riesigen Schöpfungen im Verein mit Overbeck das Verdienst hat, den durch Nachäffung der Antike und leere Formen entweihten Tempel der Kunst gereinigt und seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben zu haben". Dabei verschließt jedoch der greise Maler vor den Schwächen der durch diese Männer angebahnten Richtung, wie vor denen seiner eigenen Werke, das Auge nicht; er fährt fort: „Wenn viele ihrer Schüler, gleich mir, zu weit gegangen sind und den reichen, seit Jahrhunderten mühsam gesammelten Schatz von Erfahrungen im Bereiche der Technik als Zopf verachtet und verworfen haben, im Hochgefühl einer ganz neuen Zeit und über strenger Zeichnung das Colorit vergaßen, so lag das nicht in der Absicht jener edeln

Männer, sondern im jugendlichen Unverstand der Schüler, der manches schön Begonnene nicht zur Ausführung kommen und wie ein Meteor verschwinden ließ."

An Fruchtbarkeit auch im kirchlichen Fache hat es, trotz des späten Anfanges und der ungünstigen Umstände, Friedrich Wasmann nicht gefehlt, und dabei war dem frommen Manne der Trost beschieden, daß die Werke seiner Kunst nicht bestimmt waren, die Wände von Museen zu bekleiden, sondern im Heiligthum der Kirche die Andacht der Gläubigen zu wecken. Er selbst hat, 81 Jahre alt, 1885 einen Ueberblick über die Arbeiten seiner zweiten Lebensperiode aufgezeichnet:

„Mein erster Versuch im kirchlichen Fache war ein Vesperbild für die Englischen Fräulein in Meran, dem bald darauf eine größere Bestellung für die Pfarrkirche folgte im Auftrage des hochseligen Fürstbischofs Tschiderer, welcher fortan mein gnädigster Gönner und Beschützer wurde. Das zwölf Fuß hohe Bild stellt die Heimsuchung Marias vor und wäre, in der Zeichnung den altitalienischen Meistern nachgebildet, ein würdiger Anfang in der Kunst gewesen, wenn es ein besseres Colorit [1] gehabt hätte.

„Ein Bild des hl. Aloysius für das Johanneum in Bozen und die Stationen des heiligen Kreuzweges für das Kloster Maria-Steinach waren gleichfalls Bestellungen des hochw. Fürstbischofs. Letztere mußte ich für die Kirche des Dorfes Tirol nochmals malen und ebendaselbst auch einen hl. Joseph.

„Neben Anfertigung von Porträten für Kurgäste und Einheimische, meist von Verstorbenen, mit Hilfe von Photographien — auch das lebensgroße Bildniß des Grafen von Meran als 13jährigen Knaben in Schützentracht, das im hiesigen Rathhause hängt, ward von mir nach einer Photographie gemalt — beschäftigte ich mich von nun an hauptsächlich mit kirchlichen Bildern [2]. Ich nenne: die Schlüsselgewalt Petri, ein Altarbild für Lana; die Himmelfahrt Mariä für U. L. Frau in Schnals; ein großes Crucifixbild mit zwei Seitenbildern von Maria und Johannes für Ried in Oberösterreich; mehrere kleinere Heiligenbilder für die hochw. PP. Kapuziner; einen hl. Aloysius für die hiesige Pfarrkirche; die hl. Katharina von Siena für einen Seitenaltar im Kloster Maria-Steinach; die selige Margaretha Alacoque für ein Frauenkloster in Brixen und ein Brust-

[1] Das „Zurückbleiben im Colorit" wirft er sich schon bei einem seiner Genre-Bilder vor, an welchem er 1835 in Rom mit großer Anstrengung und Sorgfalt gearbeitet hatte. Im October 1836 schreibt er an Overbeck: „Ich mache [eben] ein kleines Bild fertig und suche mich mit Gewalt von der Grabesfarbe loszumachen, die meine frühern Arbeiten zerstört hat."

[2] Es war dies von Wichtigkeit für ihn auch in materieller Hinsicht; denn durch sein lebhaftes Eintreten für die Partei der Ordnung und für die Kirche in den Stürmen des Jahres 1848 hatte sich der Maler viele Gegner gemacht, wovon er auch in seiner Kunstthätigkeit die Folgen tragen mußte: „Ich zog mir dadurch den Widerwillen der Radicalen zu, und da diese an Consequenz und Energie die Conservativen weit übertreffen, hatte dies die Folge, daß ich als Künstler, soweit an ihnen lag, zurückgesetzt und endlich todtgeschwiegen wurde." (Aufzeichnung von 1868.)

bild derselben Seligen für das Kloster Thurnfeld in Hall bei Innsbruck; den hl. Franciscus von Assisi und St. Dominicus, beides Brustbilder für den hochw. Fürstbischof Vincenz Gasser von Brixen.

„Für eine Kirche auf einer Elbinsel bei Hamburg malte ich Christus schlafend im Schifflein, sowie zwei kleine Altarbilder, St. Johann Baptista und St. Johann Evangelista. Für die kleine katholische Kirche meiner Vaterstadt hatte ich schon früher, bei meinem letzten Aufenthalt daselbst [1849], ein Muttergottesbild gemalt [1].

„Inzwischen beehrten mich die PP. Benediktiner mit dem Auftrag, zwei ihrer hochwürdigen Prälaten kurz nach deren Ableben zu malen. Mehrere Jahre hindurch war ich fast ausschließlich für die PP. Jesuiten der deutschen Ordensprovinz in Holland beschäftigt, denen ich fünf Bilder malte. Zwei derselben waren Reproductionen [2] Düsseldorfer Meister, drei eigener Composition, nämlich das göttliche Herz Jesu, der hl. Aloysius und der sel. Canisius. Letzteres wurde für den Canisius-Verein in Deutschland photographirt. Im vorigen Jahre, dem 80. meines Lebens, malte ich das lebensgroße Bildniß meines hochverehrten Gönners, des hochseligen Fürstbischofs Tschiderer, was mir viel Ehre eintrug."

Ein kleineres Porträt von letzterem, zugleich die letzte Arbeit aus des Malers Hand, ist im Pfarr-Widum von Meran. Auch noch andere Arbeiten des Meisters müssen dieser Liste hinzugefügt werden. Zum Frühjahre 1846 erwähnt er ein Miniaturbild des Papstes Gregor XVI., „den ich persönlich gesehen und das ich mit dem größten Fleiße ausgeführt hatte"; dasselbe hatte ein eigenes Schicksal: „Für dieses war mir von der Cottaschen Kunsthandlung ein gutes Angebot gemacht; an dem Tag aber, da der Handel abgeschlossen werden sollte, langte die Nachricht von dem Tode des Heiligen Vaters an; nunmehr war der todte Papst außer Curs gesetzt." Ein ohne Bestellung sorgfältig ausgeführtes Gemälde, die Verkündigung Marias, kam nach Wasmanns Tod in das Kloster der Damen von Sacré Coeur in Chicago, und bei einer neuen Niederlassung dieser Ordensfrauen in San Francisco wurde dasselbe als Altarbild für die Klosterkapelle dahin überbracht. Dreier bevorzugter Werke hat der Meister in seinen Aufzeichnungen 1885 besonders gedacht:

---

[1] Es scheint dies jenes „kleine Altarbild für die katholische Kirche in Hamburg" zu sein, das Wasmann in einer andern Aufzeichnung erwähnt: „Ich hatte es in dem letzten halben Jahre [vermuthlich während des Aufenthaltes in Hamburg selbst 1849] gemalt, und weil ich [von Hamburg] abreisen mußte, ehe das Geld von der Gemeinde zusammengebracht war, diesem Menschen [N.] die Einkassierung der einzelnen Beiträge übergeben, der mich dann schmählich anführte und ganz ohne Nachricht ließ, bis ich nach einem Jahre durch einen Dritten die trostlose Auflärung erhielt [daß der unglückliche Mann ganz heruntergekommen, nach Amerika ausgewandert sei]."

[2] Es waren nicht Copien, sondern freie Nachbildungen nach eigener Auffassung. Das Copiren hatte Wasmann bereits im Anfang seiner künstlerischen Laufbahn besondere Schwierigkeiten gemacht; er schreibt schon über seine Uebungen an der Akademie in Dresden: „Das Copiren glückte weniger; ich konnte mich nicht in das Nachbilden der Farben finden."

„Zu gelungenen Arbeiten, besonders in Hinsicht des Effectes, mag ich wohl das Altarbild für den dritten Orden bei den PP. Kapuzinern rechnen, ferner ein für das Martha-Stift in Hamburg angekauftes Bild: Christus bei Martha und Maria. Das beste meiner religiösen Bilder mag wohl die vor einigen Jahren vollendete Mater dolorosa für das Kloster von Sacré Coeur in Chambéry sein, weil ich bei demselben mit großem Fleiße die gesammelten Erfahrungen meines langen Lebens zu verwerthen wußte."

In den Aufzeichnungen von 1868 hat Wasmann ohne Rückhalt die für ihn entmuthigende Beobachtung ausgesprochen, daß seine religiösen Gemälde dem Auge der an solch ernste Kunstauffassung nicht gewohnten Tiroler meist „unbekannt und fremd" vorkamen, so daß „wenige seiner Bilder Beifall und Anklang fanden". Ja, ein vertrauter Brief des Malers an Meister Overbeck vom 30. Oct. 1867 bringt die Klage: „Aus dem Munde Seiner Fürstbischöfl. Gnaden von Brixen, bei dem ich gestern Audienz hatte [und] der mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit meinem Wunsch nach Aufklärung entgegenkam, [habe ich] erfahren, daß diese meine Richtung wegen einer gewissen Steifheit und Unbeholfenheit der Figuren durchaus nicht anspreche. Daher ist es wohl gekommen, daß, nachdem ich mit Mühe und Fleiß, einsam und ohne Beihilfe manches gearbeitet, ich nun seit einem Jahre nicht das geringste mehr zu thun habe. . . . Ich ringe mit Gott, um nicht hier den schmerzlosen, aber langsamen Tod der Langeweile zu sterben, und hoffe, daß er diese Zeit der Buße gnädig annehmen und den verglimmenden Docht eines edlern Strebens nicht ganz auslöschen werde."

Das Gebet blieb nicht unerhört; die Zeit der Ebbe ging bald vorüber. Auch nach dem Tode seines Gönners, des Fürstbischofs Tschiderer von Trient, blieb der Meister noch volle 25 Jahre thätig für die christliche Kunst, und ehrenvolle Aufträge stellten sich, von jenem einen schlimmen Jahre abgesehen, in fast ununterbrochener Reihe ein.

Zur richtigen Abschätzung von Wasmanns Schöpfungen auf dem kirchlichen Gebiet darf wohl an erster Stelle ein Urtheil Overbecks in Betracht kommen. Wasmann hatte ihm im October 1867 die Photographie des Altarbildes zugeschickt, das er jahrs zuvor für die Versammlungen des dritten Ordens des hl. Franciscus in der Kapuzinerkirche zu Meran gemalt hatte. Der große Meister schrieb ihm darüber aus Rom den 12. Januar 1868: „An der Photographie nach Ihrem letzten Bilde habe ich aufrichtige Freude gehabt und sehe sie immer wieder mit Wohlgefallen an; denn eine gesunde Auffassung der Aufgabe, die selbstempfunden ausgesprochen ist, gilt mir mehr, vornehmlich an religiösen Darstellungen, als alle Kunstvortrefflichkeit, die mir sogar widerlich werden kann, wenn sie aufhört, bloßes Mittel zu sein. Dieses dürfen Sie überall als mein Urtheil aussprechen. Denn daß ein jeder, der nicht alle Ehrfurcht vor dem Zwecke eines religiösen Bildes verloren hat, gewiß alles thun wird, um auch den Ansprüchen auf Kunstausbildung nach besten Kräften zu genügen, versteht sich ja ohnehin von selbst."

In einem von dem in Meran erscheinenden „Burggräfler", Mai 1886 (Nr. 40), dem Künstler gewidmeten Nachrufe wird von ihm gerühmt: „Er hatte noch als Achtziger Schaffensdrang und Begeisterung für die hohe Kunst. Sein

Atelier birgt viele Skizzen und Zeichnungen und legt Zeugniß ab von seiner großen Thätigkeit und seinem frommen religiösen Sinn. In den religiösen Bildern ist ein stetes Fortschreiten unverkennbar, und sein letztes war nach seinem eigenen Urtheile sein bestes."

K. v. Wurzbach hat (1886) den Leistungen des Künstlers, wenigstens in ihrer Wirkung für Tirol, auch sonst eine größere Bedeutung beigemessen, indem er schreibt: „Wasmann . . . war in der ersten Hälfte seines Lebens vornehmlich im Genre- und Porträt-Fach, und zwar nicht ohne Erfolg, thätig; seine Bildnisse finden sich häufig bei südtirolischen Familien, vornehmlich in Bozen und Meran und deren Umgebung. Später erst, in den vierziger Jahren, als er convertirte und sich ihm in der Malerei auf kirchlichem Gebiete schöne Aussichten eröffneten, wendete er sich nicht ohne Glück dieser neuen Richtung zu und nimmt das Verdienst in Anspruch, die bis dahin im Schwung begriffene Bauernmalerei, welche in Tirol gerade gräßliche Dinge zu Tage förderte, verdrängt und der kirchlichen Kunst in Südtirol eine Richtung angebahnt zu haben, die mit dem weihevollen Stoffe, der sich in Hülle und Fülle ihr darbietet, in harmonischem Einklange steht und an die alten italienischen Meister anknüpft, von denen sich in Südtirol noch manche Perle echter Kunst bis heute erhalten hat."

Dem frommen Maler selbst fehlte bei aller Nüchternheit des Urtheils und einem seltenen Maße von Bescheidenheit das Künstlerbewußtsein nicht, daß er unter seinen religiösen Werken manches geschaffen habe, was wahren Werth in sich trug. Er vertraute, daß einst denselben noch eine gerechtere Würdigung werde zu theil werden. Indem er von dem im Auftrag des Fürstbischofs Tschiderer ausgeführten großen Bilde im Presbyterium der Kirche von Meran erzählt, fügt er bei: „Vielleicht wird eine spätere Zeit einiges Gute an diesem und andern meiner Bilder finden und eine gewisse Ordnung der Composition und der Zeichnung darin erkennen."

Sonst äußert sich der Künstler über sich selbst und seine Leistungen mit einer nur zu großen Anspruchslosigkeit. Er scherzt darüber, daß er von C. F. Chevé in Mignes Dictionnaire des conversions [1] „aus Artigkeit" un peintre distingué genannt werde, und auch unläugbare Erfolge ist er stets geneigt der „Mode" oder dem Einflusse wohlwollender Gönner zuzuschreiben. In einer seiner Aufzeichnungen äußert er sich ein Jahr vor seinem Tode: „Stets bin ich ein begeisterter Verehrer der heiligen Kunst gewesen, was sich durch meine Rückkehr zur katholischen Kirche noch steigerte. Ich kann jedoch keinen Anspruch erheben, als Vertreter und Autorität in derselben zu gelten, da ich mich erst in der zweiten Hälfte meines Lebens praktisch darin versucht habe. Tirol hat in neuerer Zeit bedeutende Künstler im kirchlichen Fache, denen ich mich nicht an die Seite zu stellen wage. . . . Doch wenn ich auch lange nicht erreicht, was ich gewünscht und was mir vorgeschwebt: ich habe das Bewußtsein, es gut und redlich gemeint und, menschliche Schwäche abgerechnet, Gottes Ehre und seine heilige Wahrheit im Auge gehabt zu haben."

---

[1] Paris 1852, col. 1406.

Dieser Gedanke tröstet ihn auch bei der Annahme, daß seinen Leistungen die Beachtung und Anerkennung, die er noch erhoffte, vielleicht niemals würde zu theil werden. „Sollte dieses auch nicht der Fall sein," schreibt er in seiner schlichten Frömmigkeit zum Abschluß seiner Lebenserinnerungen 1868, „so bin ich gewohnt, meine Schwäche und Armseligkeit nebst dem guten Willen, dessen ich mir bewußt bin, Gott zu opfern und ihn zu bitten, daß auch mein Mißlingen und der geringe Erfolg meiner Arbeiten zu seiner größern Ehre dienen möge."

Bei solcher Seelenverfassung hatte ehrgeiziges Streben oder Verbitterung wegen versagten Künstlerruhmes keinen Zugang in des Malers Herz. Nicht die äußere Anerkennung war es, worin er sein Glück suchte, so wenig wie die Berauschung seiner für schöne Formen so feinfühlenden Sinne. Auch als Künstler hatte er den Heiden ganz und völlig abgestreift und war wahrhaft zum katholischen Christen geworden. Was einst bei gastlichem Aufenthalt auf einem der vornehmen Landsitze auf dem Ritten bei Bozen im Sommer 1840 dem jungen Maler zum Bewußtsein gekommen war, das hat sein vierzigjähriges Stillleben in Meran später zur Wahrheit gemacht: „An einem schönen Morgen stand ich im Garten; vom Hause hinter mir tönte der weiche klagende Ton einer Physharmonika und löste die Seele in melancholische Andacht auf. Auf dem tief unter mir liegenden Bergabhang sah ich die Landleute, mit der Feldarbeit beschäftigt, pflügen und ackern, hell und klar von der Sonne beschienen, als könnte man die kleinen Figuren mit der Hand greifen. Mir ward bei dem Anblick ernst zu Muthe, als schaute ich in das innerste Geheimniß der göttlichen Harmonie, die nicht in süßen Wonneträumen, sondern in der ruhigen und vollkommenen Uebung der Pflichten, die Gott uns auferlegt, besteht, und wäre es auch nur, das Unkraut zwischen den Steinen auszuraufen, wie ein armer Laienbruder in einem Kloster thut. Ich erkannte, daß alle Entzückungen der Sinne auch der feinsten Art, wenn sie nicht mit Gott zusammenhängen, nur Schmerz hinterlassen, weil sie wie Rauch vergehen. Gott will nach der hohen Achtung, welche die Freiheit der Seele in seinen heiligen Augen hat, daß wir durch eigene bittere Erfahrung enttäuscht und gedemüthigt, nicht gezwungen, sondern freiwillig zu ihm zurückkehren."

Es war dem frommen Künstler eine Herzenssache, die vier von seinen Kindern, welche ihm am Leben erhalten blieben, von zartem Alter an für Gott zu erziehen. Vor seiner Verlobung hatte ihn selbst einmal für kurze Zeit blitzartig der Gedanke erfaßt, trotz seiner 40 Jahre sich noch einem geistlichen Orden anzuschließen, um unter dessen Gehorsam ganz für Gott zu leben. Es ward ihm nun die Freude, daß sein einziger, reichbegabter Sohn im frisch heranblühenden Jünglingsalter zum Eintritt in jenen selben Orden sich entschloß, für welchen der Vater von früh an ihn mit Liebe und Verehrung zu erfüllen gewußt hatte. Er sah noch die ersten Früchte von dessen wissenschaftlicher Thätigkeit und erlebte noch die ersten schönen Erfolge von dessen schriftstellerischem Fleiß. Zwei Jahre nach dem Sohn folgte auch die älteste der Töchter dem Rufe Gottes und wirkte seitdem am Werk der Jugenderziehung in der Reihe der Damen von Sacré Coeur. So konnte der achtzigjährige Greis ruhig und freudig das Ende erwarten. Er feierte den friedlichen Herbst eines langen Lebens, das reich war an Farben und Ge-

stalten, aber auch an Inhalt und Geist. So hatte er selbst einmal so schön es geschildert:

„Die letzten Tage des Herbstes brachten wir in dem anmuthigen Olevano zu. Es war November, aber das Wetter mild und schön. Ueber die in Farbenschmuck prangende Natur war eine feierliche Ruhe gegossen, wie über das Ende eines guten Menschen, der in wehmüthiger Andacht sehnsüchtig nach einem höhern Licht hinausschaut."

Am 10. Mai 1886 ist Friedrich Wasmann friedlich eingegangen in die makellose Klarheit dieses höhern Lichtes.

Otto Pfülf S. J.

Darwinismus und Schule in Oesterreich.

Von jeher wurde von Gegnern der christlichen Weltanschauung im Namen der Aufklärung und der Wissenschaft ein schwindelhaftes Spiel getrieben, um die leichtgläubigen Kreise des Volkes zu bethören. Bald war es dieses bald jenes Schlagwort, das ihnen zu jenem Zwecke dienen mußte. In den letzten Jahrzehnten ist es aber besonders eines, das immer und immer wiederholt wird: — der „Darwinismus". Im Gegensatze zu den Männern der Wissenschaft, die bereits längst zwischen der Abstammungslehre überhaupt und zwischen der Darwinistischen Selectionstheorie unterscheiden und insbesondere das von Haeckel erfundene philosophische Monstrum des „realistischen Monismus", diesen Darwinismus im vulgärsten Sinne des Wortes, keineswegs mit der Descendenztheorie identificiren, suchen die Gegner der christlichen Religion immer noch aus dem Worte „Darwinismus" Kapital zu schlagen. Und je geringer die naturwissenschaftlichen Kenntnisse dieser Leute sind, je unklarer ihnen selber der bunte Inhalt jenes Begriffes ist, desto begeisterter schwören sie zur Fahne des Darwinismus, desto kühner tragen sie dieselbe im Namen der Aufklärung voran. Zu diesen dreisten Bannerträgern der neuen Weltanschauung zählt auch ein nicht unbeträchtliches Häuflein von liberalen österreichischen Schullehrern (und Schullehrerinnen!), die im Darwinismus das beste Mittel erblicken, um gegen die „Verpfaffung der Schule" anzukämpfen. Eine gründliche philosophische oder naturwissenschaftliche Bil-

dung haben diese Volksaufklärer nicht genossen. Ihre Kenntnisse über die Entwicklungslehre und über deren Begründung aus den naturwissenschaftlichen Thatsachen stammen aus den seichten Preßerzeugnissen materialistischer Tendenzschriftsteller wie Vogt, Haeckel, Büchner, Dodel-Port u. s. w., die sich kein Gewissen daraus machen, unbewiesene Hypothesen als sichere Wahrheit auszugeben und diese Hypothesen dann in gewaltsamen Widerspruch mit der christlichen Offenbarung zu setzen, sowie sie andererseits vor tendenziöser Entstellung der Thatsachen oder auch vor wirklichen Fälschungen nicht zurückschrecken. Ein durch solche darwinistische Studien gebildeter Volksschullehrer fühlt sich dann zum Propheten der „neuen Weltanschauung" um so mehr berufen, da er von Amts wegen daran gewöhnt ist, als Orakel der Weisheit gegenüber Kindern und andern keines selbständigen Urtheils fähigen Personen aufzutreten. Durch die anmaßende Keckheit dieser liberalen Lehrer wird der Keim des Zweifels oder des Unglaubens in die Herzen der ihnen anvertrauten Jugend gesenkt, das Heil unzähliger unsterblicher Seelen in Gefahr gebracht, ja selbst die Fundamente der christlichen Gesellschaftsordnung in bedrohlicher Weise untergraben.

Was hier gesagt wurde, ist leider nicht aus der Luft gegriffen. Beweismaterial genug liefert eine soeben in Wien erschienene Schrift von Franz Stauracz: „Darwinismus und Schule. Ein Wort an das Volk, seine Lehrer und die gesetzgebenden Factoren". Die Broschürenserie, deren erstes Bändchen die genannte kleine Schrift bildet, hat vom Verfasser nicht ohne Grund den Titel erhalten: „Jammerbilder österreichischer Schulzustände". Es sind in der That wahre Jammerbilder, die sich uns hier entrollen.

Während die bedeutendsten Anthropologen Deutschlands, wie Johannes Ranke und Rudolf Virchow, es immer und immer wieder offen aussprechen und nachdrücklich darauf hinweisen, daß für die thierische Abstammung des Menschen keinerlei Beweis erbracht sei; während ferner ein so hervorragender Zoologe wie Rudolf Leuckart als Präsident der Deutschen Zoologischen Gesellschaft bei Eröffnung der ersten Generalversammlung dieser Gesellschaft [1] die jungen zoologischen Fachgelehrten vor Ueberschätzung der entwicklungstheoretischen Speculationen warnte und es als einen Irrthum bezeichnete, den Werth einer zoologischen Arbeit von diesem Stand-

---

[1] Am 2. April 1891. Verhandlungen der Deutschen Zool. Gesellsch. I (1891), 3 ff. Vgl. auch diese Zeitschr. Bd. XLI, S. 355.

punkte einseitig zu beurtheilen, marschiren die liberalen österreichischen Lehrerblätter munter im Gefolge von Haeckel und Dodel voran und machen darwinistische Zukunftsmusik in der Kinderstube. In einem „Darwinismus und Schule" betitelten Artikel der „Freien pädagogischen Blätter" Nr. 32, Jahrgang 1891, heißt es wörtlich:

„Was Darwin lehrte, ist längst als Wahrheit erkannt worden. Die Gelehrten streiten sich nicht mehr darüber, sondern beschäftigen sich einzig mit der Herbeischaffung von weitern Stützen und Beweisen für die Abstammungslehre. Diese Lehre von der aufsteigenden Entwicklung der Lebewelt ist zum Felsen geworden, auf dem alle Naturwissenschaft weiter zu bauen hat, und Darwin selbst hatte die Freude, den vollständigen Sieg seiner Lehre zu erleben und die ganze denkende Welt auf seiner Seite zu sehen. Professor Arnold Dodel-Port [1] erklärt: ‚Unter den Forschern, welche sich mit dem Studium der lebenden und todten Organismen beschäftigen, ist die Frage der Abstammung gar keine Frage mehr, und jeder, der noch darüber streiten wollte, ob Abstammung oder Wunderschöpfung im Sinne Mosis, würde auf einem Naturforschercongreß wie ein lebendes Fossil aus der Keuperzeit angeglotzt und mit mitleidigem Lächeln den Hypnotikern als „Versuchsthier" empfohlen werden. Solcher Art ist der Sieg der Abstammungslehre ein totaler geworden.' Und Professor Dr. E. Haeckel nennt diese Anerkennung der Lehre Darwins den glänzendsten Sieg des erkennenden Verstandes über das blinde Vorurtheil, den höchsten Triumph, den der menschliche Geist erringen konnte."

Weiterhin spricht derselbe Artikel des genannten Lehrerblattes ziemlich unverblümt vom Christenthume als „Lüge", „veraltetem Irrthum", „hinwegzuräumendem Schutt", „3500jährigem Mythus" u. s. w.

In der 62. Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 3. November 1891 sprach der Unterrichtsminister Baron Gautsch mit Beziehung auf den obigen Artikel der „Freien pädagogischen Blätter", über den er in einer Rede des Abgeordneten Kaltenegger interpellirt worden war, sich folgendermaßen aus:

„Ebenso stehe ich nicht an, von meinem Standpunkte auf die Verlesung des zweiten Artikels hin es auszusprechen, daß ich die in demselben

---

[1] Eine Autorität, die eines liberalen Volksschullehrers würdig ist. Seine Schrift „Moses oder Darwin", die bereits 1890 in dritter Auflage erschien, hat in dem „Antidodel" von Dr. G. Beck (Zürich 1890) die ihr gebührende Abfertigung erhalten.

entwickelte Art der Behandlung wissenschaftlicher Theorien entschieden mißbillige. Aber ich glaube, der Herr Abgeordnete mißt diesen Artikeln eine Bedeutung bei, die ihnen durchaus nicht zukommt. Ich will von diesem Platze aus nicht gegen diese Artikel polemisiren, schon aus dem Grunde, weil das ein Kampf mit ungleichen Waffen wäre; aber ich werde dafür Sorge tragen — beziehungsweise *unsere Gesetze und öffentlichen Einrichtungen tragen Sorge dafür* —, daß eine solche etwas phrasenhafte Auffassung wissenschaftlicher Probleme ihren Eingang in die Schule nicht finde. *Sollten es Lehrer unternehmen, diesen Geist in unsere Volksschulen verpflanzen zu wollen, dann wird die Unterrichtsverwaltung nicht anstehen, alle Mittel anzuwenden und nicht zu dulden, daß ein solcher Geist innerhalb unserer Volksschulen aufzukommen vermöge.* Dadurch, daß die Unterrichtsverwaltung ihre Pflicht thut, wird sie verhüten, daß die Jugend geschädigt wird."

Eine Gelegenheit zur praktischen Anwendung dieser schönen und sehr lobenswerthen Grundsätze des Unterrichtsministeriums ergab sich im folgenden von Stauracz (S. 18) berichteten Falle.

Dem Pfarrer Eigner hatten mehrere Eltern von Kindern, welche die vierte Klasse der Volksschule in Obritz besuchten, die Anzeige gemacht, daß der provisorische Unterlehrer N. N., welcher die Klasse leitete, die Kinder gelehrt habe, die Welt sei von sich selbst entstanden, und der Mensch stamme vom Affen ab. Auf die Beschwerde des Pfarrers beim k. k. Bezirksschulrathe Oberhollabrunn wurde eine Untersuchung des Falles zugesagt und angestellt. Bei derselben berief sich der genannte Unterlehrer unter anderem auf *Experimente*, die er gemacht habe, um den Kindern die Entstehung der Welt zu zeigen. Da der Pfarrer keine amtliche Nachricht über die Erledigung seiner Klage gegen den Unterlehrer erhielt, wandte er sich an den Bezirksschulrath Oberhollabrunn, mit dem dringenden Ersuchen um Antwort. Dieselbe erfolgte dann auch amtlich drei Tage später. Es wurde mitgetheilt, daß jener Unterlehrer angewiesen worden sei, „künftighin Excursionen in ein den Kindern wenig verständliches Wissensgebiet strenge zu vermeiden", widrigenfalls er die nachtheiligen Folgen der Nichtbeachtung dieser Weisung zu tragen haben würde. Herrn Pfarrer Eigner schien diese Entscheidung nicht zufriedenstellend, und er recurrirte gegen dieselbe an den k. k. niederösterreichischen Landesschulrath, wurde jedoch abschlägig beschieden und endlich zu 5 Gulden Geldstrafe wegen „beleidigender

Schreibweise" gegen die k. k. Bezirkshauptmannschaft Oberhollabrunn verurtheilt. Im übrigen blieb alles beim alten.

Schade bei der ganzen Geschichte ist nur, daß die Experimente, durch welche jener liberale Schullehrer den Kindern bewiesen, daß die Welt von selber entstanden sei, der denkenden Nachwelt nicht aufbewahrt worden sind. Sämtliche Atheisten der Gegenwart und Zukunft wären dem Herrn Unterlehrer für die Mittheilung dieses Geschäftsgeheimnisses zu unsterblichem Danke verpflichtet.

Mit welcher Weisheit die liberalen Schullehrer Oesterreichs ausgerüstet sind und wie bescheiden sie dieselbe vortragen, zeigen unter anderem auch die in der „Oesterreichischen Schulzeitung" (1893, Nr. 27. 28 ff.) erschienenen Artikel „Grundlagen der Erziehungslehre als Naturwissenschaft". Der Verfasser, ein Herr L. Arnhart, definirt daselbst (S. 453) die Entwicklungslehre folgendermaßen: „Die Lehre Haeckels nennt man, weil sie durch die Entwicklungsgeschichte alles beweist, die Entwicklungslehre." Der Herr Schullehrer hat hier in seiner Harmlosigkeit die Haeckelsche Entwicklungslehre vorzüglich charakterisirt; man hat sie von seiten denkender Naturforscher aus demselben Grunde auch mit einer Schnitzelbank verglichen, auf der man alles blank schnitzt. Diese Fertigkeit im Schnitzeln gereicht ihr allerdings in wissenschaftlichen Kreisen nicht sonderlich zur Ehre, wohl aber bei einem liberalen Volksschullehrer, der für seine wissensdurstigen Fachgenossen den Haeckelschen Stammbaum des Menschen von den Planäaden bis zu den Katarrhinen copirt, damit sie der ihnen anvertrauten Jugend „etwas Neues" bieten können. Derselbe Herr L. Arnhart, Bürgerschullehrer in Wien, erklärt in jenen Artikeln der „Oesterreichischen Schulzeitung" ganz offen: „Es geht nicht mehr an, die geistigen Vorgänge als etwas vom Körper Verschiedenes zu betrachten." Dieser nackt materialistischen Lehre stimmt auch die Lehrerzeitschrift „Bürgerschule" (Nr. 1, 1894) zu, indem sie die Lectüre jener Abhandlungen empfiehlt und dem Verfasser ein herzliches „Glückauf zur weitern Arbeit" zuruft.

Arnhart hat auch ein Exemplar seiner „Grundlagen der Erziehungslehre als Naturwissenschaft" an den von ihm hochverehrten „deutschen Darwin", Ernst Haeckel in Jena, gesandt; es wurde ihm von demselben hierfür ein Belobigungsschreiben Haeckels zu theil, welches Herr Arnhart in den Lehrerzeitungen abdrucken ließ. In den Kreisen liberaler Volksschullehrer mag dieses Lob Haeckels von großer Wirkung gewesen sein. In wissen-

schaftlichen Kreisen, selbst in denjenigen der deutschen Entwicklungstheoretiker, ist man dagegen schon seit langem der Ansicht, daß Haeckel durch seine phrasenhaften Tendenzschriften das Ansehen der Entwicklungslehre sowie dasjenige der von ihm so sehr mißbrauchten wissenschaftlichen Zoologie schwer geschädigt habe.

Im Anschluß an Haeckel hat ein anderer Bürgerschullehrer, Fritz Strobl in Wien, in Nr. 25, 26 und 27 des Jahrganges 1894 der „Oesterreichischen Schulzeitung" den Versuch gemacht, die Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens zu bekämpfen. Er läugnet dieselbe rundweg. Von „moralischer Freiheit oder Unfreiheit" kann nach ihm gar keine Rede sein; er bezeichnet dieselbe als „übersinnlichen Nebel" der Philosophen. „Der Wille ist nichts anderes als eine Naturerscheinung, welche nach Regel und Gesetz im Menschen oder Thiere auftritt." „Zwischen Handeln und Beweggrund ist aber das Wollen eingepreßt, welches mit Nothwendigkeit dem Motiv gehorcht und dem mit Nothwendigkeit ein bestimmtes Handeln folgt." Auch eine „Gewissensfreiheit" ist nach Herrn Strobl nicht vorhanden; daher auch keine „Verantwortlichkeit" im Sinne des veralteten Sittengesetzes. „Was jemand auch thun möge, er ist dazu gezwungen; da aber jede Handlung eine Wirkung ist und diese die Gegenwirkung hervorbringt, so darf es uns nicht wundern, daß trotz Schuldlosigkeit der Uebelthäter sich verantworten muß, was nichts anderes heißt, als daß über ihn die Gegenwirkungen seiner That kommen."

Solche Lehren untergraben die sittliche Gesellschaftsordnung; das braucht nicht weiter bewiesen zu werden. Der Verfasser dieser Artikel ist ein Zögling der modernen Lehrerbildungsanstalten und beruft sich auf die Lehrbücher Lindners, welche behördlich genehmigt sind und in den Lehranstalten verwendet werden.

Die gegen alle göttliche und menschliche Autorität gerichteten Folgerungen aus den vulgodarwinistischen Dogmen werden von staatlich angestellten Volksschullehrern in Oesterreich bereits mit derselben Unverfrorenheit gezogen wie von socialdemokratischen Parteiführern. Bei den folgenden Sätzen des „Oesterreichischen Schulboten" (1878, 10. Heft, S. 259) glaubt man fast Herrn Bebel zu hören: „Die Autorität der Kirche ist gebrochen, und mit ihr der Glaube an ihre Drohungen und Verheißungen. Fortan kann die Furcht vor ewiger Verdammniß und die Hoffnung auf ewige Glückseligkeit nicht mehr den Hebel einer gesunden

Sittenlehre bilden. Unser Volk bedarf einer kräftigern geistigen Nahrung, und diese will ihm der Materialismus bieten. Bei allen hochcultivirten Völkern manifestirt sich ihre Mündigkeit im Abstreifen religiöser Satzungen, das ist im Unglauben."

Aehnlich lauten auch die Worte des Lehrerführers Hans Hütter in der „Niederösterreichischen Schulzeitung" (1889, Nr. 35, S. 567): „Den Errungenschaften der modernen Naturwissenschaften muß das Recht zuerkannt werden, der Weltanschauung der zukünftigen Generation zu Grunde zu liegen. Jene Confessionen, welche nicht den Muth oder nicht den Willen haben, ihre Mythen als das gelten lassen zu wollen, als was die Wissenschaft sie erkannt hat, haben ihr ererbtes Recht, die Erziehung der kommenden Geschlechter zu beeinflussen, eingebüßt. Wir lassen uns nicht mehr auf das Jenseits vertrösten.... Der Glaube an das vergeltende und entschädigende Jenseits ist ins Wanken gerathen."

Daß durch derartige Lehren Socialdemokraten und Anarchisten gezüchtet werden, liegt auf der Hand. Und es sind an staatlichen Lehranstalten gebildete und staatlich angestellte Lehrer, die solche Ansichten in ihren Fachblättern vertreten und verbreiten dürfen. Daß sie dieselben auch den Kindern gegenüber verblümt oder unverblümt aussprechen, wo sich ihnen die Gelegenheit dazu bietet, wird man durch bloße Warnungen von seiten der Unterrichtsbehörde nicht verhüten können. Solange man mit der Heranbildung der Volksschullehrer im Geiste des „Liberalismus" fortfährt, so lange wird es kein wirksames Mittel gegen das Unheil geben, das durch diese liberalen Lehrer angerichtet wird. Es ist ein großes Verdienst des Verfassers der „Jammerbilder österreichischer Schulzustände", daß er durch seine Publikationen die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese schweren Schäden des österreichischen Schulwesens hingelenkt hat.

E. Wasmann S. J.

Flavius Josephus über Jesus Christus.

(Schluß.)

II.

In der Frage, ob Flavius Josephus wirklich jene Worte über Christus geschrieben hat, welche sich heute in seinen Jüdischen Alterthümern finden, haben wir zweierlei bisher gesehen: es sprechen starke Gründe für ihre Echtheit, und was man beibringt, um diesen Gründen ihre Beweiskraft zu nehmen, ist sehr wenig überzeugend. Die Thatsachen, auf welche die Einreden sich stützen, sind entweder unsicher, oder sie betreffen Kleinigkeiten, welche der ausgezeichneten Bezeugung unserer Stelle gegenüber nicht in die Wagschale fallen.

Was bei dieser Sachlage der Gegner unserer Stelle zu leisten hat, ergibt sich von selbst. Kann er die Beweise für die Echtheit der Josephusworte nicht beseitigen, so muß er sie übertrumpfen. Durch starke Gründe muß er die Unechtheit so wahrscheinlich machen, daß dieser Wahrscheinlichkeit gegenüber die starken Beweise für die Echtheit nicht mehr in Betracht kommen. Auf die Stärke der Beweise also kommt es an. Wir müssen vor allem fordern, daß die vorgebrachten Thatsachen durchaus sicher sind. Sie dürfen weiterhin nicht bloße Kleinigkeiten betreffen, wie sie der Vertheidiger unseres Kapitels ebensowohl als der Angreifer in den Kauf zu nehmen gezwungen ist. Endlich muß die Unechtheit unserer Stelle sich mit Nothwendigkeit aus der Wahrheit der vorgebrachten Thatsachen ergeben. Läßt eine Thatsache sich ebensogut zu Gunsten der Echtheit verwerthen, so ist sie ohne Belang für den Beweis der Unechtheit. Werthlos sind auch die Schlüsse aus irgend welchen Mängeln und Anstößen in unserer Stelle, wenn beim Fehlen dieser Mängel mit demselben Recht der gleiche Schluß gezogen werden könnte.

Prüfen wir nach diesen Kennzeichen die verschiedenen Einreden gegen unsere Stelle.

Von alters her wird als wichtiges Argument gegen das Christuskapitel geltend gemacht, es störe den Zusammenhang der Erzählung. Denn unmittelbar nach demselben fährt Josephus fort: „Um dieselbe Zeit wurden die Juden auch noch von einem andern Unfall betroffen.“ Nun ist ja in dem Abschnitt über Christus von Unfällen nicht die Rede, wohl aber

in den Worten, welche diesem vorhergehen; denn dort wird erzählt, wie die Juden unzufrieden sich zusammenrotteten und Pilatus viele von ihnen niederhauen ließ. Wenn man somit die Erwähnung Christi ausscheidet, so schließt sich unmittelbar an die Erzählung der ersten Unfälle der Satz an, welcher einen andern Unfall ankündigt. Der Zusammenhang wird dadurch klarer und straffer. Also, schließt man, wird die Christusstelle spätere Einschwärzung sein.

Zweierlei läßt sich gegen diese Einrede sagen. Erstens darf man fragen, ob es denn sicher ist, daß Josephus die Hinmordung Christi nicht als unglückliches Ereigniß bezeichnen konnte. Professor Niese scheint diese Frage nicht ohne weiteres bejahen zu wollen [1], und ein Zweifel ist jedenfalls wohl am Platz. Wenige Blätter vor der Erwähnung Christi, zu Anfang des 18. Buches, hatte Josephus klar genug den Gedanken ausgeführt, der von jetzt an seine Darstellung der Jüdischen Geschichte beherrscht; es ist der Gedanke, daß seit der Freiheitspredigt des Judas Galiläus Jerusalems Untergang mit Riesenschritten herannaht, indem Unglück der verschiedensten Art und ein Unglück nach dem andern über Palästina hereinbricht. Zu all dem Traurigen, das dort aufgezählt wird, rechnet Josephus auch, „daß die ersten Männer hingemordet wurden, dem Vorwand nach um der gemeinsamen Freiheit willen, in Wirklichkeit aber in der Aussicht auf Gewinn“ [2]. Wenn nun der heidnische Römer, für den Josephus schrieb, wenige Seiten später von der Geschichte Christi las, mußte er dann nicht auf den Gedanken kommen, Josephus wolle hier einen Beleg für den Satz geben, in dem kurz vorher die Hinmordung der ersten Männer als ein Unglück für Judäa war bezeichnet worden? Und war der Leser zu dieser Auffassung nicht um so mehr berechtigt, als Josephus von den Gerichtsverhandlungen über Christus so viel wie nichts darlegt, die Ursache oder den Vorwand zur Hinmordung Christi in dem einen Wort, daß er Anhänger sammelte, mehr andeutet als ausführt? Wie sollte diese Kürze besser sich erklären als dadurch, daß Josephus sich für diese einzelne Hinrichtung einfach auf das zurückbeziehe, was er über derartige Vorkommnisse kurz vorher gesagt hatte? Als Ruhm des Judenthums ist ja in unserer Stelle Christus dargestellt, wie Josephus das auch thun konnte in einer Zeit, da man auf heidnischer Seite die Christen noch als eine jüdische Secte betrachtete.

---

[1] De test. chr. p. IV not. [2] Ant. iud. XVIII, 1, 1.

Allein wenn man auch die vorgetragene Erklärung nicht gelten läßt, so wäre es doch noch zu kühn, auf den Satz mit der Ankündigung des „andern" Unfalls weittragende Schlüsse zu bauen. Es läge dann eben eine Unebenheit vor, wie es deren bei allen Schriftstellern manche gibt, und der Anstoß wäre nicht einmal bedeutend. Jeder Leser des Josephus hat zu Ende des Abschnittes über Christus noch im Gedächtniß, wovon unmittelbar vor demselben gehandelt war, und der Schriftsteller darf sich wohl noch darauf beziehen.

Außerdem fällt in die Wagschale, daß überhaupt in der ganzen Nachbarschaft unserer Stelle von einem streng gefügten Zusammenhang keine Rede ist. Ganz frei werden fast im Chronikenstil verschiedene Ereignisse zusammengestellt, die kein anderes Band zusammenhält, als die ungefähre Gleichzeitigkeit. Unmittelbar nach der Erwähnung Christi wird auf „den andern Unfall", den Josephus erzählen will, zwar hingewiesen. Die Erzählung desselben folgt aber unmittelbar noch nicht, sondern an ihrer Stelle eine Skandalgeschichte aus Rom, die mit dem Gegenstande der Jüdischen Alterthümer in gar keiner Verbindung steht.

Außer der Stellung unseres Kapitels im Zusammenhang der Erzählung wird auch die ganze Art der Darstellung in demselben gegen seine Echtheit ins Feld geführt, und zwar nicht nur die rein sprachliche Seite derselben, über die bereits gehandelt wurde, sondern auch der ganze Ton, in dem sie sich bewegt. Man sagt, die Christusstelle enthalte ganz gegen die Art des Josephus weniger geschichtliche Erzählung als Lobsprüche; man erfahre nichts über Jesu Geburtsort und Abstammung, nichts von seinen Thaten, nichts von der Ursache seines Todes[1]. Aber wenn denn Josephus wirklich eine weiter ausgeführte Erzählung gegeben hätte, würde man dann nicht aus der größern Ausführlichkeit eben dieselben Schlüsse ziehen können, die man jetzt aus deren Mangel herleitet? Am Schluß seiner Abhandlung bemerkt Professor Niese, die völlige Nichterwähnung Christi bei Josephus würde nicht verwunderlich sein, denn er erzähle nur, was durch Aufstand und Blutvergießen die Aufmerksamkeit erregt habe und in schriftlichen Quellen überliefert gewesen sei. Vermittelst dieses Satzes ließe sich gerade die größere Ausführlichkeit der Erzählung in eine Waffe gegen deren Echtheit verwandeln, und man möchte also bei derartigen Argumenten sich zur Frage versucht fühlen, wie denn überhaupt

[1] *Niese*, De test. chr. p. v.

ein Schriftsteller sich ausdrücken soll, damit er dem Kritiker keine Angriffspunkte bietet.

Doch gehen wir zum Ueberfluß näher auf den Einwurf ein. Wahr ist allerdings, daß der Verfasser unserer Stelle sich an der Geschichte des Todes Jesu scheu vorbeidrückt. Aber das ist leicht erklärlich, auch wenn man die oben schon gegebene Deutung dieser Thatsache nicht annimmt. „Josephus muß die Sache als ein höchst unliebsames Ereigniß angesehen haben", sagt v. Gutschmid [1], und über unliebsame Dinge macht man nicht gern viel Worte. Wenn man aber die Erwähnung des Geburtsortes Christi und seiner Genealogie vermißt, so ist zu antworten, daß z. B. Johannes der Täufer und Theudas nicht anders behandelt werden, und was Christi Thaten betrifft, so war darüber in kurzer Darstellung nicht mehr zu sagen, als daß er Lehrer und Wunderthäter war. Das umfaßt alles, und das sagt der jüdische Geschichtschreiber.

Mehr Werth möchte einer andern Schwierigkeit zukommen, welche aus der abgerissenen Form der Darstellung: „Der Christus war dieser", hergeleitet wird. Josephus, sagt man, hätte in dieser Kürze sich nicht ausdrücken können. Er hätte erklären müssen, was das Wort „Christus", d. h. der Gesalbte, bedeute. Denn vorher sei von der Messiasidee der Juden nirgends die Rede gewesen, und er habe für heidnische Römer und nicht für Juden geschrieben. „Deshalb konnte er über Christus nicht so handeln, als ob alle gewußt hätten, wer er sei." [2]

Indes in dem Einwurf wird vorausgesetzt, Josephus habe in dem fraglichen Sätzchen Jesus wirklich als den Messias bezeichnen wollen; er sinkt in sich zusammen, wenn einfach gesagt sein sollte: Dieser war derjenige, der allgemein unter dem Namen Christus bekannt ist. Letztere Deutung aber ist, wie später zu zeigen sein wird, die wahrscheinlichere. Daß Christus auch für die Heiden eine bekannte Persönlichkeit war, gibt auch Professor Niese zu, wo er die Erwähnung des hl. Jacobus in den Jüdischen Alterthümern bespricht. Diese Worte, sagt er, beweisen, „daß Jesus ein nicht unbekannter Mann war", und, setzen wir hinzu, daß er den Heiden vorzüglich unter dem Namen Christus bekannt war. „Ebensowenig braucht man Anstoß daran zu nehmen, daß der Beiname Christus nicht erklärt wird, denn ähnlich wird XVIII, 35 und 95 der Hohepriester Josephus mit dem Beinamen Kaiaphas erwähnt, ohne daß Bedeutung und

---

[1] Kleine Schriften IV, 352. [2] *Niese* l. c. p. v.

Anlaß des Beinamens erklärt wird. . . Es ist also nicht zu verwundern, wenn er ohne Erklärung von Jesus Christus spricht.“ [1]

Während die bisher besprochenen Beweisgründe schon seit Jahrhunderten gegen die Vertheidiger der Christusstelle verwandt wurden, kommt zwei Gegengründen, welche wir jetzt zu behandeln haben, der Vorzug der Neuheit zu; sie wurden nämlich erst von Professor Niese aufgestellt. In interessanter Vergleichung führt er aus, fast alles, was in den Jüdischen Alterthümern über die Ereignisse in Judäa berichtet werde, sei schon in den ersten Büchern des Jüdischen Krieges erzählt worden; nun aber habe Josephus in dem letzten Werk über Christus geschwiegen; also sei dasselbe auch von den Jüdischen Alterthümern vorauszusetzen. Allein die Antwort auf diesen Einwand ist leicht; Professor Niese selbst muß so viel Ausnahmen von dem Obersatz seines Argumentes zugeben, daß der Beweis alle Ueberzeugungskraft verliert. Es fehlen in dem Jüdischen Krieg die Abschnitte, in welchen der hl. Jacobus erwähnt wird, es fehlt die Erzählung über Theudas und den Procurator Tiberius Alexander, es fehlt der Bericht über Johannes den Täufer, d. h. es fehlen gerade die Ereignisse, welche mit der Geschichte Christi die nächste Verwandtschaft zeigen.

Den einzelnen Büchern der Jüdischen Alterthümer sind in Handschriften und Ausgaben kurze Inhaltsangaben vorausgeschickt, über deren Ursprung erst neuere Forschungen Licht verbreitet haben. Nach Professor Niese stammen dieselben zwar nicht von Josephus selbst, sind aber uralt und etwa in der Zeit der Antonine, im 2. Jahrhundert, von den Schreibern und Buchhändlern dem großen Geschichtswerke beigegeben. Es trifft sich nun, daß in diesen Inhaltsangaben ungefähr alles, was in den einzelnen Büchern von größerem Interesse ist und einen Käufer anlocken konnte, in irgend einer Weise kurz erwähnt wird. Der Name Christi aber fehlt in denselben, und daraus wird nun der Schluß abgeleitet, im 2. Jahrhundert habe man ihn auch im Text des Josephus noch nicht gelesen. Die Namen Johannes' des Täufers und Jacobus' des Gerechten vermißt man zwar ebenfalls in den Inhaltsübersichten. Aber, sagt man uns, des Josephus Erzählungen über diese beiden Persönlichkeiten sind als Theilberichte in andern eingeschlossen. Von der Christusstelle gilt ähnliches nicht. Also ist für deren spätere Einschwärzung ein Wahrscheinlichkeitsgrund gewonnen.

---

[1] *Niese* l. c. p. IX.

Durchschlagend ist aber dieser Grund gewiß nicht. Läßt sich das Schweigen der Inhaltsangaben gegen die Echtheit unserer Stelle verwerthen, so läßt es auch eine Folgerung zu, die ihr günstig ist. Daß die berührten Uebersichten vor den einzelnen Büchern von heidnischen Verfassern herrühren, möchte allerdings schon deshalb wahrscheinlich sein, weil die Namen der hll. Johannes und Jacobus darin übergangen werden. Wie nahe lag es nun in späterer Zeit, als Josephus nur mehr von Christen gelesen wurde, diese theuern Namen den Inhaltsangaben beizufügen! Eine Fälschung würde man ja eine solche Einfügung kaum nennen dürfen. Sie ist so natürlich, daß es ganz gewiß den Vertheidigern unserer Stelle nichts nützen würde, wenn der Name Christi wirklich in den Inhaltsverzeichnissen sich fände. Man würde ihnen entgegenhalten, ganz von selbst habe er dort Eingang finden müssen, nachdem er einmal in den Text hineingerathen sei.

Nun aber hat man trotzdem ihn nicht eingefügt, sondern fast sklavisch den Wortlaut der Summarien abgeschrieben, wie man ihn vorfand. Darf man nicht mit Fug und Recht diese Thatsache als Beweis für die Treue der Ueberlieferung verwerthen und daraus indirect auf die Echtheit unserer Stelle zurückschließen?

Und ferner, decken sich denn wirklich Inhaltsangaben und Text so genau, daß sichere Schlüsse sich auf die Uebereinstimmung bauen lassen? „In den Inhaltsangaben“, hat Professor Niese selbst früher gesagt, „wird vieles von Josephus Erzählte übergangen, einiges hinzugefügt, was sich bei Josephus nicht findet; mitunter geben sie die Thatsachen in anderer Ordnung als Josephus.“ [1] Steht es so, wird der Leser denken, so hat es mit dem Beweisen aus den Inhaltsangaben doch eine bedenkliche Bewandtniß. In seiner Abhandlung über das Christuszeugniß drückt der genannte Gelehrte sich allerdings zurückhaltender betreffs der Summarien aus und legt, um dem Leser ein Urtheil zu ermöglichen, eine Vergleichung zwischen Inhaltsübersicht und Text des 20. Buches der Jüdischen Alterthümer vor. Es schien uns näher zu liegen, denselben Vergleich am 18. Buch desselben Werkes anzustellen. Das Ergebniß desselben ist, daß auch solche Stücke in den Summarien nicht berücksichtigt wurden, welche als Theilberichte in andern nicht eingeschlossen sind und also Gegenstücke zu unserer Christusstelle bilden [2].

---

[1] Fl. Iosephi opp. I, p. LVII.

[2] Von Kap. I ist § 1 in der Inhaltsübersicht ausführlich in drei Sätzen gegeben, den §§ 2—6 dagegen wird nur ein Satz gewidmet. Von Kap. II sind § 1

Aus den bisher vorgelegten Beweisen geht jedenfalls so viel hervor, daß es den Gegnern unseres Kapitels an gutem Willen, es zu beseitigen, nicht gefehlt hat. Von allen Seiten sind Gründe gegen dasselbe vorgebracht worden, aus dem Charakter des Stils und der Darstellung, wie aus dem Zusammenhang und der äußern Bezeugung. Aber so zahlreich diese Gründe sind, so gering ist ihr Gewicht. Wir glauben nicht, daß mit Beweisen dieser Art in irgend einer andern Frage etwas sich ausrichten ließe, und so meinen wir, wenn es auf äußere Gründe allein ankäme, so stünde unsere Stelle so unerschüttert, wie nur irgend eine andere.

Doch der Haupteinwurf gegen unsere Stelle und eigentlich der einzige, der Erwähnung verdient, liegt nicht in den äußern Gründen, sondern im Inhalt des Christuskapitels. Wir haben über die auffallende Ausdrucksweise desselben schon vorher gehandelt. Aber jedem, der ohne Rücksicht auf das von uns zur Erklärung Beigebrachte das Zeugniß liest, muß es seltsam erscheinen, wie ein Josephus in solchen Ausdrücken von Christus reden kann, ohne Christ zu sein oder zu werden. Das ist denn auch der Grund, der an erster Stelle von den Bestreitern des Christuskapitels vorgebracht wird. „Man sollte billigerweise", sagt z. B. Schürer, „darüber einig sein, daß die Worte so, wie wir sie heute lesen, von Josephus nicht geschrieben worden sind. . . Entscheidend sind die innern Gründe. . . Was den Inhalt betrifft, so ist klar, daß wer die Worte: ‚Der Christus war dieser', geschrieben hat, einfachhin ein Christ war. Denn daß ‚war' nicht gleich ‚er wurde dafür gehalten' ist und nicht heißen kann: ‚er war der Christus des Volksglaubens', darüber ist kein Wort weiter zu verlieren." Ganz dieselben Gründe macht Professor Niese geltend, der außerdem noch auf die in der Josephusstelle erwähnten Weissagungen über Christi Tod und Auferstehung hinweist. Auch das habe nur ein Christ schreiben können [1].

Zweierlei fällt sofort an der Form auf, in welche der Einwand gekleidet wird. Man beweist und entwickelt nicht eigentlich, sondern behandelt die Sache als völlig evident, obschon sie doch früher großen Gelehrten durchaus nicht als augenscheinlich galt. Außerdem wird vorausgesetzt, daß

---

und 2 in je einem Satz, § 4 und 5 dagegen gar nicht erwähnt. Von Kap. III ist § 1 im Inhaltsverzeichniß berücksichtigt, § 2 dagegen fehlt, ebenso wie § 3 (die Christusstelle). Kap. IV § 3 und Kap. V § 2. 4 fehlen ꝛc.

[1] E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes I (1890), 457. *Niese*, De test. chr. p. IV.

nur jemand, der schon Christ ist, in Jesus von Nazareth den Messias erkennen konnte, während man doch bisher meinte, diese Erkenntniß müsse der Annahme des Christenthums vorausgehen. Woher diese auffallenden Thatsachen? Bevor wir auf den Inhalt des Einwurfes eingehen, ist es wohl angezeigt, eine Erklärung derselben zu versuchen. Die verschiedenen religiös-philosophischen Standpunkte der Beurtheiler spielen auch in Fragen hinein, in denen man ihren Einfluß nicht vermuthen sollte, und so auch in die unsere.

Nach dem modernen liberalen Protestantismus sind die Auferstehung Christi, seine Wunder, seine Messiaswürde nicht Wirklichkeiten, die unabhängig vom Willen und Gefühl des gläubigen Christen bestehen. Sie sind nicht Thatsachen, wie alle andern, die sich historisch feststellen lassen, und ihre Anerkennung ist auch nicht Grundbedingung des christlichen Glaubens, die somit der Annahme des Christenthums vorausgehen muß, sondern umgekehrt, in dem Glauben, daß Christus der Messias, daß er auferstanden sei, besteht die christliche Religiosität. Zuerst ist nach diesem System der Wunsch, die Sehnsucht vorhanden, daß z. B. Christus auferstanden sein möchte. Dann folgt auf Befehl des Willens dasjenige, was der moderne Protestant „Glaube" nennt, d. h. ein Festhalten von sogen. „beseligenden Thatsachen", ein Leben in denselben, das aber seine Stütze und seinen Halt nicht in äußern Thatsachen und Beweisen hat, sondern ausschließlich im Wünschen und Wollen des Gläubigen, besonders in der innern Erfahrung, daß dieses Festhalten und Glauben ihm innerlich wohlthut und ihn beseligt. Wir haben die innern Widersprüche dieses traurigen Systems hier nicht aufzuweisen. Aber so viel ist klar, daß ein Anhänger desselben alle äußern Zeugnisse für die Wunder und Messiaswürde Christi verwerfen muß. Nicht einmal die Zeugnisse der Evangelisten und des hl. Paulus können von dieser Schule anerkannt werden, um wieviel weniger also das des Josephus.

Wir wissen nun freilich nicht, zu welchen religiösen Standpunkten die Gegner unserer Josephusstelle im einzelnen sich bekennen, und brauchen es nicht zu wissen. Der Einzelne ist bewußt oder unbewußt beeinflußt von der Richtung der Zeit, und daß Voraussetzungen religiös-philosophischer Natur auch im Urtheil über unsere an und für sich so geringfügige Frage thätig sind, ist augenscheinlich. Denn wie soll man es sich erklären, daß die Gelehrten der ältern Zeit und die gläubigen Gelehrten überhaupt unsere Stelle meist annehmen, während sie unter der heutigen Herrschaft

des Liberalismus meist verworfen wird? Das ganze Material, nach welchem unsere Frage entschieden werden muß, lag vor zwei Jahrhunderten im wesentlichen ebenso vor, wie heute. Verstand und Urtheilskraft der Menschen haben sich seither ebenfalls nicht geändert. Woher also die Verschiedenheit im Urtheil? Daß ältere Gelehrte durch Gründe der Frömmigkeit und ihre Vorliebe für das Christenthum sich hätten bestechen lassen, wird vielfach behauptet. Wir haben diesen Satz hier nicht zu erörtern, aber jedenfalls bedarf er einer Ergänzung. Für das Christenthum ist es höchst gleichgiltig, was einem Josephus über Christus zu sagen beliebt oder nicht beliebt. Für den oben gezeichneten liberalen Standpunkt dagegen ist es consequent und nothwendig, gegen sein Zeugniß sich zu wehren. Somit folgt doch eines mit voller Sicherheit, daß nämlich die Unabhängigkeit des Urtheils auf gläubigem Standpunkt durchaus nicht am meisten gefährdet ist, und trotz des übereinstimmenden Verwerfungsurtheils auf protestantischer Seite, trotz der Versicherung, die Sache liege ganz klar und man brauche weiter kein Wort darüber zu verlieren, hat man gewiß allen Grund, in seiner Zustimmung zu solchen Urtheilen zurückhaltend zu sein und die Gründe für und gegen genau zu erwägen.

Wir fragen also zunächst: Ist es wirklich sicher, daß nur ein Christ die Worte schreiben konnte: „Der Christus war dieser", weil sie nur bedeuten können, Jesus von Nazareth sei der von den Propheten verheißene Messias? Sicher ist diese Deutung der fraglichen Worte gewiß nicht. Wahrscheinlicher ist es vielmehr, daß Josephus nur sagen wollte: Dieser ist derjenige, den ihr Römer unter dem Namen Christus kennt. Denn Josephus wollte so verstanden werden, wie seine Leser ihn voraussichtlich verstehen würden. Er schrieb aber nicht für Juden, sondern für Heiden, und diese wußten noch zu des Tertullian und Lactantius Zeit von dem Ursprung und der Bedeutung des Namens Christus sehr wenig, sprachen auch nicht einmal Christus, sondern Chrestus, so daß die Abstammung des Wortes ganz verwischt wurde [1]. Für die Heiden des 1. Jahrhunderts war Christus nichts weiter als der Name, mit dem man den Stifter der christlichen Religion bezeichnete. Mit andern Worten: Josephus gebraucht den Namen Christus ganz so, wie ein Katholik des ausgehenden 19. Jahrhunderts der Worte Culturkampf u. dgl. sich bedient. Man nennt eben die Dinge, wie sie im gewöhnlichen Leben bezeichnet werden, und denkt kaum noch an

[1] Vgl. Fr. Blaß im „Hermes" 1895 S. 465 ff.

den Ursprung der Bezeichnung [1]. Und wenn man auch der hier vorgetragenen Erklärung nicht zustimmen will, was folgt dann? Noch lange nicht, daß die ganze Christusstelle unecht ist. Es folgt nur etwas gegen den einen Satz: Der Christus war dieser. Ganz entfernen kann man ihn aus der Stelle nicht, denn es heißt am Schluß derselben, die Christen hätten ihren Namen „von diesem“, d. h. doch wohl von Christus, dessen Name also vorher genannt sein muß. Lautete aber das fragliche Sätzchen ursprünglich: „Der sogenannte Christus war dieser“, so ist die Schwierigkeit aus dem Christusnamen beseitigt.

Allein, könnte man sagen, bestimmt denn nicht der Verfasser unserer Christusstelle durch die folgenden Worte ganz klar den Sinn, in dem er das Wort Christus verstanden wissen will? Er sagt ja ausdrücklich, die Propheten hätten vieles von Christus vorausgesagt. Von wem aber redeten denn die Propheten, wenn nicht von dem Messias? Eine Schwierigkeit liegt hier offenbar vor. Aber wiederum dürfen wir nicht vergessen, welchen Leserkreis Josephus bei seiner Schriftstellerei im Auge hatte. Der jüdische Leser mußte freilich bei den Prophetenstimmen sofort an den Messias denken; dem heidnischen Römer aber, für den Josephus schrieb, lag diese Auffassung fern. Für ihn mochte Josephus die Weissagungen der grauen Vorzeit benutzen, um die Gestalt Jesu auf diesem geheimnißvollen Hintergrund um so romantischer hervortreten zu lassen [2], oder er mochte die „Vornehmsten seines Volkes“, welche den großen Lehrer der Wahrheitsbedürftigen ans Kreuz gebracht hatten, entschuldigen wollen, mit dem Hinweis, es sei nun einmal so vorausgesagt und also unausweichliches Geschick gewesen. Die Vermuthung ist auch ausgesprochen worden, Josephus habe den staatsgefährlichen Schein, der dem Vertrauen auf die Prophetenstimmen, der Erwartung eines künftigen großen Herrschers in den Augen des Römers anhaftete, von seinem Volke weg auf die Christen hinüberleiten wollen. Unmöglich also ist es nicht, daß Josephus die Weissagungen über Christus

---

[1] So sagt auch L. v. Ranke, die Worte: „Der Christus war dieser“, könnten zwar Anstoß erregen; „allein sie sind für den Zusammenhang nothwendig; sie bedeuten nichts weiter, als daß Jesus derselbe ist, von welchem die Christen sich Christen nennen.“ Weltgeschichte. Dritter Theil, zweite Abtheilung (Leipzig 1883), S. 41. Ueber das Christuskapitel urtheilt Ranke a. a. O.: „Die Echtheit der Stelle ohne die Interpolation scheint mir unanfechtbar.“ Als interpolirt aber bezeichnet er die Worte, welche auf die Auferstehung und die Prophezeiungen sich beziehen.

[2] Bole, Flavius Josephus S. 41.

erwähnte, und er hatte sogar einen starken Grund, von denselben nicht zu schweigen, weil man wußte, daß die Christen sich viel auf die Propheten beriefen und aus den Weissagungen ihr Existenzrecht bewiesen.

All diesen Erklärungen kommt freilich nur dann Berechtigung zu, wenn man den Josephus seine eigene Herzensmeinung verbergen und nach Geschmack seiner Leser seine Darstellung einrichten läßt. Aber mit dieser Annahme thut man dem jüdischen Geschichtschreiber kein Unrecht, wie wohl alle zugeben. Von dem Messias hat er in seinen Werken so wenig wie möglich und so gut wie gar nicht geredet, die Weissagungen auf ihn als dem Vespasian geltend ausgelegt. Daß letzteres seine wirkliche Ansicht gewesen sei, darf man stark bezweifeln, und sicher ist, daß er mehr von der Messiashoffnung wußte, als er den Römern und Griechen auszuplaudern für gut fand.

Wie gewagt ist es übrigens nicht, von vornherein bestimmen zu wollen, was in religiöser Beziehung jemand annehmen oder nicht annehmen kann, besonders wenn dieser Jemand ein so schwankender Charakter ist wie Josephus! Man erinnere sich an gewisse Erscheinungen unseres Jahrhunderts, an einen Joh. Friedr. Böhmer, der die Reformation als Deutschlands größtes Unglück verurtheilte und doch nie daran dachte, katholisch zu werden, an jene englischen Ritualisten, welche zugaben, die katholische Kirche habe Episkopat und Eucharistie bewahrt, die anglikanische Kirche beides verloren, und trotz solcher Ansichten Anglikaner blieben. Wenn es irgend einen Satz gibt, den man im Munde eines Protestanten für unmöglich halten sollte, so ist es die Anerkennung des Papstes als des Stellvertreters Christi. Und doch ist auch diese Anerkennung bei Protestanten schon gefunden worden. Der Pflicht des Anschlusses an die katholische Kirche entzogen sich die Betreffenden durch die Bemerkung, die Wiedervereinigung sei nicht Sache des Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinschaft, der er angehöre.. So wäre es auch an und für sich nicht unmöglich, daß Josephus wirklich in Christus den von den Propheten vorausgesagten Messias erkannt und sich der Pflicht des Anschlusses an ihn durch irgend eine Unterscheidung entzogen hätte. Wie leicht konnte er sich die Sache so zurecht legen, daß er wirklich annahm, Gott habe einen Messias für das Judenvolk bestimmt gehabt, in Christus hätten sich die Prophezeiungen erfüllen sollen, jetzt aber nach der Zerstörung Jerusalems, nach der Ermordung Christi sei alles zu spät und habe die Entwicklung in ganz andere Bahnen eingelenkt. Das Schweigen des Josephus beweist

gegen diese Möglichkeit nichts. Man schweigt über Dinge, die einem allzu fern liegen, als daß man sich dafür interessirte; man schweigt auch über anderes, das einen zu nahe angeht, als daß man das große Publikum ins Vertrauen ziehen möchte.

Die beiden bisher besprochenen Sätze enthalten die stärksten Schwierigkeiten, die man gegen unser Christuskapitel vorbringen kann. Was man sonst noch von Unmöglichkeiten in ihnen entdecken wollte, erfordert nur kurze Bemerkungen [1].

„Um jene Zeit lebte Jesus," beginnt unsere Stelle, „wenn anders man ihn einen Menschen nennen darf." Schon in dem letzten Glied des Satzes haben manche eine Schwierigkeit entdecken wollen, indem man behauptete, hier liege ein Bekenntniß der Gottheit Christi vor. Nach unserer Ansicht ist das reine Consequenzmacherei. Wie oft spricht man nicht von übermenschlichem Verstand, engelgleicher Tugend u. dgl., ohne daß man mehr als ein Hinausragen über die gewöhnliche Alltäglichkeit bezeichnen will. Josephus selbst bezeichnet die Tapferkeit des Kriegers Julian als übermenschlich, läßt die ägyptische Königstochter von der „göttlichen Gestalt" ihres Pflegekindes Moses reden [2]. Auch die Erwähnung der wunderbaren Thaten Jesu durch Josephus braucht nicht zu überraschen. Die Juden haben die Wunder Jesu nie geläugnet, und bei den Heiden stießen Wundererzählungen nicht von vornherein auf Unglauben. Aehnliches dürfen wir sogar von der Erwähnung der Auferstehung behaupten. Aus den Evangelien wissen wir, daß Herodes in dem Heiland den wiederauferstandenen Johannes den Täufer zu sehen meinte, und die Apostel sagen dem Erlöser, als er sie über die Meinungen in betreff des Menschensohnes befragt, man halte ihn für Johannes den Täufer, Jeremias, Elias [3]. Eine Vorstellung, vermöge deren man die Wiederkehr Verstorbener zum Leben für möglich hielt, war also den Juden geläufig, und von den Griechen und Römern gilt ähnliches [4]. Wenn ferner Christus bezeichnet wird als „Lehrer derjenigen, welche gern die Wahrheit aufnehmen", so hat Josephus wohl an die Sittenlehre Jesu gedacht. Ihr konnte er

---

[1] Vgl. Bole a. a. O. S. 30 ff.

[2] Bell. iud. VI, 1, 8. Ant. iud. II, 9, 7.

[3] Matth. 14, 2; 16, 14.

[4] „Es gibt ferner Beispiele von Menschen, die nach dem Begräbniß wieder gesehen sind, allein wir übergehen sie, denn unser Zweck ist, die Werke der Natur, nicht die Wunder kennen zu lernen." *Plinius*, Nat. hist. VII, 53 (übersetzt von Wittstein II [Leipzig 1881], 64).

von seinem deistischen Standpunkt das Zeugniß geben, daß sie Wahrheit enthalte und daß sie ihre Anhänger finde in dem Kreis der guten und schlichten Leute, welche Bedürfniß und Sehnsucht nach religiöser Wahrheit haben.

Schließen wir diese ohnehin schon zu lange Auseinandersetzung. Für die Echtheit unserer Stelle spricht namentlich die ausgezeichnete Ueberlieferung derselben, und dies Argument hat den Vortheil, daß es greifbar und faßbar ist. Gegen die Echtheit läßt sich anführen, daß die Stelle inhaltlich ein Räthsel bildet, dessen sichere Lösung wir nicht kennen, ohne es indessen als unlösbar bezeichnen zu dürfen. Demgemäß wird der Streit über das Christuskapitel wohl nie ein Ende nehmen, wenn nicht Entdeckungen, auf die man nicht rechnen kann, neues Licht über die Sache verbreiten. Die Ansicht, daß es ganz und gar gefälscht sei, hat unseres Erachtens wenig Aussicht, jemals allgemein zu werden. Von den Vertretern der beiden übrigen Hypothesen stehen diejenigen auf sehr schwankem Grunde, welche durch Ausscheidung von angeblichen spätern Zusätzen die echten Josephusworte herausschälen wollen. Denn was bleibt bei diesen Versuchen schließlich noch Bemerkenswerthes übrig? Am consequentesten scheinen uns deshalb diejenigen zu handeln, welche auf Grund der Ueberlieferung die Stelle als echt annehmen, wie sie vorliegt, und für die Räthsel, welche sie bietet, sich mit einer wahrscheinlichen Lösung begnügen.

Zu Zwecken der Apologetik, namentlich als Zeugniß für die Auferstehung Christi, sind die Josephusworte nie mit besonderem Eifer verwerthet worden, und es kommt ihnen ein bedeutenderer Werth in dieser Beziehung auch nicht zu. Wer den Aposteln und Evangelisten nicht glaubt, glaubt dem Josephus noch viel weniger und wird in den Schwierigkeiten der Stelle immer Anhalt genug für eine ablehnende Haltung finden. Dadurch soll natürlich nicht geläugnet werden, daß, auch abgesehen von der berühmten Christusstelle, Josephus für die älteste Geschichte des Christenthums seine Bedeutung besitzt. Er hat ganz sicher Christus erwähnt, zum wenigsten an der Stelle, da er von der Hinrichtung des hl. Jacobus spricht, und er hat dort bezeugt, daß man ihn allgemein „Christus" nannte, ihn also bei seinen Anhängern für den Messias hielt. Er hat außerdem indirect ein Zeugniß für Christus abgelegt, indem er von Johannes dem Täufer sprach, dessen Sendung von der Geschichte Christi sich nicht trennen läßt. Mag man also gegen das berühmte Christuszeugniß sich sträuben,

so bleibt dabei eines immerhin bestehen: wer nicht-christliche Zeugnisse über Christus verlangt, kann auch bei Josephus sie finden[1].

Jedenfalls ist in anderer Hinsicht die Geschichte unserer Stelle für den Apologeten lehrreich. Gegen die Auferstehung Christi wird von seiten des Unglaubens immer wieder eingewendet, man besitze ja Zeugnisse für dieselbe nur von seiten der Freunde Christi, keines von seinen Feinden oder von Gleichgiltigen. Die Antwort auf diesen Einwurf ist einfach. Die Beweise, welche der Erlöser für seine Auferstehung gab, sind genügend, und übergenügende Beweise zu verlangen, haben wir kein Recht. Zudem trägt das Zeugniß der Apostel jenen Charakterzug, welcher das Zeugniß eines Feindes werthvoll macht, daß er nämlich zu seinem eigenen Nachtheil Zeugniß ablegt. Denn das Zeugniß für die Auferstehung legte ihnen große Opfer und Entsagung auf. Und endlich, was versteht man unter den Feinden, die dem Herrn Zeugniß geben sollen? Versteht man darunter solche Gegner, welche später sich bekehrten und seine Anhänger wurden, so haben wir solche Zeugnisse: das des hl. Paulus und aller, welche am Pfingstfeste sich dem Christenthum anschlossen. Versteht man unter den Feinden aber jene, welche in ihrer Gegnerschaft verharrten und nun trotzdem gegen sich selber hätten aussagen sollen, so wäre ein solches Zeugniß für uns ohne allen Nutzen. Man würde sagen, derartige Aussagen seien eine psychologische Unmöglichkeit, sie könnten nur in späterer Zeit von christlicher Hand gefälscht sein; man würde Gründe suchen und finden, um von allen Seiten ihre Glaubwürdigkeit anzufechten und zu zerstören. Das lehrt uns die Geschichte der berühmten Josephusstelle über Christus.

---

[1] Cf. *G. Wilmers* S. J., De religione revelata (Ratisbonae 1897) p. 323 sq., wo auch über *Iosephus*, Ant. iud. XVIII, 3, 3 gut gehandelt wird.

C. A. Kneller S. J.

Der Tiroler Freiheitskampf im Lichte dramatischer Dichtung[1].

„Kein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue." So schließt Karl Domanig charakteristisch seine Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf". Treu waren die großartigen Volkshelden Tirols zu Anfang dieses Jahrhunderts; treu ihrem Glauben und ihrem Kaiser nicht minder als ihrer Freiheit, stellten sie sich kühn und siegreich dem Unbesiegten entgegen; treu ist ihnen aber auch ihr Volk geblieben im Laufe eines Jahrhunderts, in welchem wie in kaum einem andern die Untreue sich unter schönen Namen breit macht. Man weiß kaum, soll man das Volk mehr um seine Helden oder diese Helden um ihr Volk beneiden. Jedenfalls aber haben wir in diesen Helden und in diesem Volk die glücklichsten, vielleicht kaum noch ein zweites Mal vorhandenen Voraussetzungen für eine echte und wahre Volksdichtung höherer Art. Es konnte nur mehr eine Frage der Zeit sein, wann sich der Dichter derselben finden würde — kommen mußte er auf jeden Fall. Ob Domanig in dieser Dichtungsart das letzte und höchste Wort gesprochen hat, kann unmöglich behauptet werden; das Genie wird uns immer überraschen und selbst dort noch Schätze entdecken, wo ein außerordentlich glückliches Talent schon erstaunliche Reichthümer gegraben hat. Bis jenes Genie vielleicht kommt, soll uns aber nichts die helle und reine Freude an dem Talente verkümmern, und sein Werk soll uns so lange als das beste gelten, als ein besseres sich nicht an seine Seite stellt. Wer seine fremden Leser so für seine Helden und ihre Thaten und so für das Volk, dem diese Thaten galten, zu begeistern versteht, wie Karl Domanig, der hat sein Ziel in allem Wesentlichen erreicht, der wird vor allem seines Erfolges beim eigenen Volke sicher sein, solange sein Volk an den Idealen seiner Helden festhält. Und das scheint uns nicht an letzter Stelle eine Frucht dieser Dichtungen zu sein, daß sie dem Volk seine alten Ideale wieder verklärt und begeisternd nahe bringen und es so stählen und waffnen gegen die neue feindliche Invasion seiner Berge und Herzen, eine

---

[1] I. Karl Domanig, Der Tiroler Freiheitskampf. Vorspiel: Braut des Vaterlandes. Eine dramatische Scene. — Speckbacher, der Mann von Rinn. Schauspiel in fünf Acten. Zusammen in einem Bändchen. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung, 1895. Preis *M.* 1.60. — Joseph Straub, der Kronenwirt von Hall. Schauspiel in fünf Acten. Dritte Auflage. Ebd. 1886. Preis *M.* 1.60. — Andreas Hofer, der Sandwirt. Schauspiel in fünf Acten. Nachspiel: Andreas Hofers Denkmal. Eine dramatische Scene. Zusammen in einem Bändchen. Ebd. 1897. Preis *M.* 1.60. — II. P. Ferdinand v. Scala, Kapuziner, Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Volksbild aus den Tiroler Freiheitskämpfen im Jahre 1809. In vier Aufzügen. Brixen, Verlag des Kathol.-polit. Preßvereins, 1896. Preis 80 *Pf.*

Invasion, die zwar auch eine Tochter der Revolution ist, die aber diesmal nicht die politische, sondern die religiöse und sittliche Freiheit bedroht — den modernen Unglauben, der mit der sogen. Cultur sich ihm immer mehr nahen möchte.

Zugleich mit dem feingebildeten Literaten und längst bekannten Dichter tritt diesmal auch ein Kapuziner auf den Plan und greift denjenigen Theil des Stoffes auf, den Domanig nur episodenhaft behandelt hat, so daß beider Werke sich aufs schönste ergänzen und — was noch erfreulicher ist — ebenbürtig nebeneinander stehen.

Domanig versucht die Lösung seiner dankbaren und begeisternden Aufgabe in einer geschichtlichen Trilogie, der er ein Vorspiel und ein Nachspiel zufügt.

Das Vorspiel führt uns eine denkwürdige Begebenheit aus dem Beginn des Krieges (April 1809) unmittelbar vor Ausbruch des Aufstandes vor Augen. Wir machen darin gleich Bekanntschaft mit den drei Haupthelden der nachfolgenden Einzeldramen, Speckbacher, Jos. Straub und Andreas Hofer, als den Führern; in dem Thalerwirt von Schwaz aber, dessen Wirtshaus den Ort der Handlung bildet, sowie in dessen Tochter lernen wir bezeichnende Vertreter des Volkes kennen und dringen so in die Stimmung und die Absichten ein, welche Volk und Führer in dem aufgedrungenen Kampfe beseelten. Auf diese Art gleicht das Vorspiel durchaus einer Ouverture, die uns mit den Stimmungen und musikalischen Hauptmotiven des nachfolgenden Stückes bekannt macht und dadurch in die rechte Verfassung bringt, das Kunstwerk zu verstehen und zu genießen. Sehr schön und klar spricht gleich zu Anfang dieses Vorspiels der Dichter durch den Mund seiner Hauptpersonen den Grundaccord des Ganzen aus.

„Hofer: In Gottes Namen denn, laßt uns gehen! ... Herr Straub, es liegt mir schwer auf dem Herzen, ich sag' Euch, centnerschwer! ... Mein Gott, was wird das Ende sein? ... Eins getröstet mich: daß es der Herrgott selber ist, für den wir den Krieg unternehmen. ... Hätten sie uns bei unserer Religion gelassen, wenigstens unser heiligstes Recht geschont! Aber die Bischöfe einsperren, Geistliche verjagen, den alten Kirchenbrauch nur so abschaffen — wo soll das hinführen als endlich zum Heidenthum?!

Straub (ermuthigend): Und denkt, was der Kaiser Euch sagte. ... Er selber, unser angestammter Fürst, ruft uns auf gegen den Erbfeind Deutschlands, den Unterdrücker Oesterreichs, und will kämpfen Schulter an Schulter mit uns. Es ist für Gott und den Kaiser.

Speckbacher: Ho, ein wenig auch für die eigene Haut! (Zornig.) Müssen wir uns, meint Ihr, erdrücken lassen von den Lasten, die sie uns aufgehalst und fort und fort auf uns häufen? und es gutmüthig hinnehmen, wie sie das Land viertheilen und decretiren: Tirol hat aufgehört zu sein? Nein! wir wollen's ihnen hinwieder schriftlich geben (er macht eine Gebärde des Einhauens), daß der Tiroler noch immer ein Vaterland hat, für das er sogar zu kämpfen weiß.

Hofer (getröstet einfallend): Wohl, wohl, wir halten's auch nicht anders als unsere Väter: Für Gott, Kaiser und Vaterland! (Zögernd.) Und müssen's halt hinnehmen, was nachher kommt."

Das letzte Sätzchen enthält das tragische Mollmotiv, das von Zeit zu Zeit durch die lustigen oder ernsten Kriegsfanfaren hindurchtönt und dem Leser oder Zuschauer ins Herz greift.

Die tragische Verwicklung haben wir schon gleich zu Anfang des ersten Stückes der Trilogie, welches Speckbacher, dem Manne von Rinn, gewidmet ist. Es spielt einige Monate nach dem Vorspiel — Anfang August. „Und alles so nach Wunsch gegangen!“ so erklären die braven Leute dem kaiserlichen Oberstlieutenant Grafen Leiningen die Lage, der gekommen ist, sie — zu entwaffnen! „Auf den ersten Schuß, der im Unterlande fiel, hatte das Volk sich erhoben! Einzig bei der Volderer Brücke gab's einen härtern Strauß, bis sie Speckbacher in die Gewalt bekam; Hall wurde schier ohne Schuß genommen, die Garnison von Straub gefangen gesetzt. Und die Laufzettel des Sandwirts brachten das Wippthal und ganz Deutschtirol auf die Beine: am 13. April hatten wir den Feind am Berg Isel umringt und die ganze Macht, zwei Generäle, an 200 Offiziere, die gesamte Mannschaft mit allem Kriegsbedarf in unsern Händen. — Sie selbst, Herr Graf, sind damals ins Land gekommen, sahen unsere geordneten Zustände, waren Zeuge der Begeisterung eines Volkes, dem es um nichts anderes zu thun war als um die Erhaltung seiner heiligsten Güter; Sie selber haben uns den Dank des Kaisers verkündigt, der in überschwänglichen Worten die Haltung des treuen Volkes pries. — Und wir haben eine zweite, die härtere Probe bestanden: als die Feinde wiederkamen im Mai, racheschnaubend, sengend und brennend, mit erdrückender Heeresmacht; als wir uns maßen mit dem gewaltigen Wrede! Damals haben Sie mitgefochten am Berg Isel, und ich sah Sie, Herr Graf, sah Sie — erfreut über die Kriegsthaten der Tiroler Bauern.... Und nun — wie Schufte büßen wir dafür!... O sagen Sie's noch einmal, Herr Graf, damit ich's glauben könne: daß alles umsonst war! alles Blut umsonst geflossen, alle Opfer vergebens gebracht! unsere Hoffnungen vernichtet, unsere Siege nur noch Rechtstitel, damit man uns justificiren wird! Denn welche Zukunft, welche wartet unser!“

„Ist's wahr halt, Herr Graf, daß Waffenstillstand sei fürs ganze Reich und grad für unser Landl nicht? daß wir preisgegeben sind vom Kaiser, grad wir Tiroler, wir die einzigen?!“ Graf Leiningen hat auf das alles nur die eine Antwort: „Die Wahrheit ist, wir sind bei Wagram unterlegen. Das Heer ist geschwächt, zerstreut, die Finanzen vollends zerrüttet; und Hilfe nirgendwo, von keiner Seite zu hoffen. So kamen die Verhandlungen von Znaim; ohnmächtig stand der Kaiser einem Allmächtigen gegenüber. . . . Ihr wurdet ‚preisgegeben‘: was hatte der Kaiser noch zu geben? Er selbst behielt nur, was man ihm lassen wollte. . . . Ich führe nur noch die Nachzügler; hinter uns von allen Seiten brechen die Feinde ein mit wahrhaft erdrückender Macht: Marschall Lefebvre durch das Unterinnthal, die Bayern von der Scharnitz her; vom Pusterthal ist General Rusca und ein zweites Corps aus Ampezzo im Anzug; von Verona herauf Peyry . . .“ Aber das alles bricht nicht den Muth der Tiroler: „Haben wir uns zweimal des Feindes verwehrt ohne Oesterreich, es könnt', mein ich, ein drittes Mal auch gerathen! Aber das wohl hat man uns

zugesagt, daß wir Kanonen und Munition kriegen; so sei's der Wille des Erzherzogs Johann!" Allein auch diese Hoffnung wird ihnen genommen. Marquis Chasteller hat Contreordre gegeben. Die Oesterreicher verlassen mit Sack und Pack das Land. Indes was soll das alles — wenn nur die Tiroler, Volk und Führer, treu und einig zusammenhalten? Allein das ist es gerade. Eine Anzahl der Besten hat sich entschlossen, mit den Oesterreichern das Land zu verlassen — die übrigen wissen nicht, wo und wie sie daran sind. Was später einmal der Penser-Hauptmann ausspricht, ist eigentlich das Losungswort von allem Anfang an: „Was soll's nun wieder?! Bald so und bald so, daß man frisch nimmer weiß, wie man dran ist!" (115.) Nicht der übermächtige Feind, nicht der Abgang jeglicher Hilfe bilden den eigentlichen Conflict; nicht die kriegerischen Ereignisse stehen dramatisch im Vordergrund, sondern die Persönlichkeiten und Charaktere der Handelnden. Darin liegt eben der tragische Schwerpunkt, daß wir hier eine Reihe edelster Männer vor uns sehen, die alle selbstlos das Beste wollen, aber eben nicht wissen, was im gegebenen Augenblick die Pflicht von ihnen heischt, was sie dürfen und was sie sollen. Aus der Menge der Rathlosen ragt nun Speckbacher mit seiner ungestümen, aber von der Noth geforderten Thatkraft hervor; er glaubt zu wissen, was zu thun ist, und er will es thun, trotz des Widerspruchs von seiten derer, die eigentlich berufen sind, die Verantwortung zu tragen. Der Zuschauer fühlt und wird ungeduldig mit Speckbacher, und doch kann und darf er den andern Helden nicht zürnen; denn ihr Streben ist ebenso rein wie das des Speckbacher, und ihre Einwürfe und Bedenken haben, von ihrem Standpunkt gesehen, für sich die Gerechtigkeit nicht weniger als die Vernunft. Speckbacher unterliegt endlich ein erstes Mal dem Widerstand. Der arme, im Kampfe schwer verwundete Mann faßt den verzweifelten Entschluß, mit den Oesterreichern abzuziehen und ein Land zu verlassen, das er retten könnte, das sich aber nicht retten lassen will.

„Leiningen: Speckbacher, sagt, was ist? (Zum Feldscheer:) Ihm ist nicht wohl?
Speckbacher: Zum Sterben — laßt mich! Nein — oder nehmt mich mit!
Mich mit den andern. Fort, ja fort von hier!
Ich kann's nicht tragen, und ich soll's nicht ändern...
Leiningen (etwas zögernd):
Für Euch muß Platz sein. Wenn Ihr wollt, mein Freund!...
Speckbacher (tonlos):
Ja, außer Landes! Fort, so weit Ihr wollt!" (81.)

Recht dramatisch führt dieser Entschluß Speckbachers, der alles zu verderben scheint, gerade zur glücklichen Lösung. Auf der Reise trifft nämlich der freiwillig Verbannte mit Hofer zusammen, der auf das Gerücht von den Unternehmungen Speckbachers hin auf den Schauplatz der Kämpfe eilen wollte.

„Der Sandwirt schwankte. Auf dem Weg hierher,
Als ich erzählte von des Feindes Vorgehn,
Von den Depeschen, die man aufgefangen,
Wie man ihn selber vogelfrei erklärt —

Das griff ihn an. — Doch dann erst, als ich ihm
Erzählte, daß der Speckbacher in Mauls
Anstalten traf und er die Oberleitung,
Wenn man ihn ließe, übernehmen wolle —
Dann endlich ward er umgestimmt: ‚Der Speck,
Der richtet's,‘ sagt er; ‚jetzt in Gottes Namen!‘
Mit einem Male war er da entschieden.
Und nun geht's los.“

Hofer trifft in derselben Herberge ein, wo Speckbacher auf seiner Reise krank zurückgeblieben ist und sich verbinden lassen muß. Wir sehen hier zum erstenmal den Mann wieder, von dem das bisherige Stück schon voll ist, dessen Name und Geist über allem schwebt, allem zugleich Schwungkraft und Hemmung verleihend. Trefflich ist es dem Dichter gelungen, dieses erste Auftreten natürlich und doch charakteristisch zu gestalten. Hofers Begleiter, Kemenater, stellt ihm die Wirtstochter als seine Braut vor; Hofer legt dem Mädchen die Hand aufs Haupt:

„Gott segne Euch und lass' Euch bessre Zeiten
Als diese sehn! Jetzt, Mädchen, heißt es beten!

Maria: Nicht beten bloß, auch mitthun, Vater Hofer!

Hofer: Schau die an, schau! Wohl, jetzo kann es gehn!
Der Speckbacher, das ist der rechte Mann,
Kein anderer so wie der, just für die Gegend;
Die kennt er noch von Spinges her und ist
Halt einer wie im Land kein zweiter!“

Es ist ein häufig und mit Glück angewendeter Kunstgriff des Dichters, seine Hauptpersonen so durch einen andern der besten Helden charakterisiren zu lassen. Dramatisch geschickter als hier ist dem Dichter dieser Zug aber selten geglückt. Um so schlagender wirkt die folgende Scene: Hofer sieht den, auf den er sein letztes Vertrauen gesetzt hat, im österreichischen Offiziersmantel unter den Landesflüchtigen. Er traut seinen Augen nicht. Dann ruft er verzweifelt:

„So, dann ist's aus! Auch er! Es soll nicht sein! — —
Ich weiß genug, jetzt weiß ich mir genug!
Wenn so die Dinge stehn, daß gar der Speck . . .
Der Teimer ging, der Eisenstecken, Frischmann
Und so viel andere, die wir hart entbehren —
Und nun auch er! — Sag, ist es wahr, auch er? — —
O Gott, es ist vorbei! Jetzt fahren wir!
Ich will nach Schalders, über Pens nach Haus!

Kemenater: So wollt auch Ihr — auch Ihr uns denn verlassen?!

Hofer: Verlassen nicht. Verbergen muß ich mich.
Verbirg dich auch! Geht auseinander alle,
Es ist vorbei! (Im Abgehen sich nach Speckbacher hinwendend:) O Sepp,
auch du! auch du!“

So schön und ergreifend diese Scene auch ist, der Dichter hätte sie unseres Erachtens nicht zum Aeußersten durchführen dürfen. Es will uns in hohem Grade unwahrscheinlich dünken, daß die beiden Männer nicht direct ein Wort miteinander gesprochen haben sollten. Mit dem ersten Wort aus Hofers oder Speckbachers Munde aber hätte sich der Irrthum aufgeklärt. Hofer hätte eingesehen, daß Speckbacher nur deshalb gehen wollte, weil er glauben mußte, Hofer wolle nicht mehr kämpfen lassen; Speckbacher aber hätte das letzte und einzige Hinderniß weggeräumt gesehen, das ihn vom Handeln zurückhielt; beide Helden wären mit vereinten Kräften an die Aufgabe gegangen, und der Zwiespalt, der sich jetzt noch — bisweilen etwas verwirrend und ermüdend — bis zum Schluß des fünften Actes fortsetzt, wäre einer klaren und zielbewußten Handlung gewichen. Es stehen uns augenblicklich die nöthigen Monographien nicht zu Gebot, um zu sehen, inwiefern der Dichter sich hier von der Geschichte hat leiten lassen. Aber das ist auch nicht die Hauptsache; seine Aufgabe war es, uns die Entwicklung wahrscheinlich und glaubhaft zu machen; das aber ist ihm an dieser entscheidenden Stelle unseres Erachtens nicht ganz gelungen. Man vergißt indes diese Schwäche bald; so sehr weiß uns der Fortgang des Dramas wieder gefangen zu halten. Speckbacher will auf den Kriegsschauplatz zurück; ehe aber Hofer von der Sachlage und der Sinnesänderung Speckbachers unterrichtet ist und den Kampf neuerdings gutheißt, kommt es noch einmal zu einem tragischen Conflict zwischen den Führern. Der edle Peter Mayr will von den Plänen Speckbachers nichts wissen.

„Nein, ich kann, ich kann
Den Zweifel nicht, die Unruh' nicht ertragen!
Sonst stellt' ich meinen Mann, Ihr wißt es wohl;
Nun ängstet mich, nun schreckt mich jeder Schuß . . .
Wie sind wir diesmal in den Kampf getreten?!
Entgegen dem Befehle Hofers, *gegen*
Die bessre Einsicht, *gegen* unsern eignen
Erklärten Willen: nur gezwungen durch —
Ein Abenteuer!

Pichler: Dankend rühmt Ihr noch
Vielleicht den Mann, der diesen Zwang Euch anthat.

Mayr: Nicht der Erfolg, der plötzliche, entscheidet:
Nach unsrer Absicht richtet uns der Herr! . . ."

Sobald Mayr sich indes von der Richtigkeit der Sendung Speckbachers überzeugt hat, trägt auch er nicht das mindeste Bedenken, ihm das Obercommando abzutreten:

„O, Gott sei Dank! Und Dank auch diesem Manne!
Kurzsichtig war ich doch, da mir es graute
Vor seinem Weg, der nicht der meine ist!
Und hat doch jeder seinen eigenen Weg,
Und jeden Redlichen führt Gott ans Ziel!"

Nun, nachdem die Führer und das Volk mit Hofers Einwilligung sich unter Speckbachers Leitung gestellt haben, kann es der Dichter wagen, sein Stück

abzuschließen, indem er die Tapfern in den Kampf ziehen läßt. Das einzige Hinderniß des Sieges ist hinweggeräumt, Speckbacher steht an der Spitze, sein Kampfplan ist angenommen — alles übrige versteht sich nun eigentlich von selbst.

Vortrefflich versteht es der Dichter, in knapper Weise den heftigen, originellen Charakter seines Helden zu zeichnen. Hier nur eine Scene:

Kemenater ist vom Hauptquartier des Commandanten Peter Mayr an die Unterbefehlshaber an der Straße bei Mauls geschickt, um ihnen Rückzugsordre zu bringen, just nachdem Speckbacher ihnen Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Angriffes auf die Franzosen klar gemacht und sie beinahe überzeugt hat:

„Speckbacher (zu Kemenater): . . . Was also, sag,
Ist eigentlich hier dein Geschäft?

Kemenater: Von Mayr,
Von Haspinger und Gruber, unsern Führern
In Unterau, bin ich hierher geschickt . . .

Speckbacher: Den Auftrag wollt' ich wissen.

Kemenater: Sie zu sammeln,
Daß man in Ordnung retirire . . .

Speckbacher (lachend):
In Ordnung retirire — ja, wohin?

Kemenater (verlegen):
Seit Hofer seinen Auftrag widerrufen —

Wastl (mürrisch):
Wir müssen heim und tragen, was Gott schickt!

Speckbacher (mißt ihn verächtlich):
Aha, dein Buckel wäre groß genug!
(Zu allen, immer feuriger:)
Wer Ehre hat und eine Faust, der wehrt sich! —
Die Dinge sind im Gang, und so ist's gut.
Kein bessres Schlachtfeld weiß ich mir zu finden
Im ganzen Land als hier in dieser Enge.

Kemenater (schüchtern):
Verzeiht! Zuvor doch müssen wir den Führern
Bericht erstatten —

Speckbacher (unterbrechend): Wird geschehen, Freund,
Sobald es etwas zu berichten gibt;
Erst heißt es handeln. — Hört mich an jetzt Ihr!

Wastl (dummdreist):
Hoho, bei uns herinnen, weißt, thut man
So hitzig nicht, das muß wohl überlegt sein!

Speckbacher (faßt ihn kurzerhand an der Schulter und dreht ihn um):
Nicht deine Weisheit, deinen Buckel, Freund!
Geschieht dir nichts! Nur still gehalten! Hört!"

Und nun nimmt Speckbacher ein Stück Kreide und zeichnet auf dem breiten Rücken Wastls mit einigen Linien den Lauf der Eisack und Rienz, und erklärt daran ganz genau und anschaulich seinen Kriegsplan. „Hier steht der Feind, wir hier“ u. s. w. Die Sache leuchtet den Leuten ein.

„Hauptmann der Penser:
Wohl du, der weiß es, was er will.
Hauptmann der Pfitscher: Mein' Seel',
So lass' ich mir's gefallen, so! Dir folg' ich!
Erster Penser: Und wir!
Zweiter Penser: Hell auf! Speckbacher soll uns führen!
Hatzl (zu Kemenater):
Ich bin dabei; was sagst du, Kemenater?
Kemenater: Daß wir auf eigne Faust nicht handeln dürfen.
Speckbacher (gereizt):
Wohl! Thun wir's nicht, so ist der Augenblick
Dahin.
Kemenater: Nachdem der Sandwirt widerrufen —
Speckbacher: Wird man ihn zwingen, wieder mitzuthun!
Kemenater: Ich hoffe, daß es Zwanges nicht bedarf;
Man sucht ihn auf, man schildert ihm die Lage —
Speckbacher (ungeduldig):
Und wenn er bleibt bei seiner Weigerung?
Kemenater (mit mehr Nachdruck):
Zu Hofer steht das Volk; was Hofer will,
Das muß uns gelten als des Volkes Wille — —
(Treuherzig und warm:)
O seht, wie gerne folgt' ich Eurer Führung . . .
Doch Euch wie mir nicht ziemt es, über Krieg
Und Frieden zu entscheiden, Herrscherrecht
Uns anzumaßen —
Speckbacher (aufbrausend, stotternd): Wie?! Gelbschnabel du!
Anmaßung nennst du's, wo sich einer opfert?
Zähl meine Narben, Bürschlein, es sind mehr
Als Haar' auf deiner Lippe.
Hatzl: Hört, was ist? . . .
Hauptmann: Mein' Seel', seht her, gefangene Franzosen!
Hatzl (zu Speckbacher u. Kemenater):
O jetzt seid mäßig, Männer! Seid besonnen!
Ernst ist die Stunde, die Entscheidung drängt.
Speckbacher (erleichtert, mehr für sich):
Nun, Gott sei Dank, man kann nicht mehr zurück.“

Eine Ergänzung dieser Charakterstudie bietet uns Act III, Scene 1, in welcher wir den kranken, als österreichischen Offizier gekleideten Speckbacher finden, wie er auf den Wagen wartet, der ihn nach Bruneck bringen soll. „Bis Mittag“, sagt ihm Maria, die Tochter des Hauses und Braut Kemenaters, die ihn natürlich für einen abziehenden Oesterreicher hält,

„Bis Mittag könnt Ihr noch
Bequem nachfahren; und Ihr habt auch heute
Solch einen wunderschönen Tag. — Ihr seid
Nur immer gar so traurig, Herr! Geht Ihr
So ungern von Tirol? Ich hört's von manchen,
Daß sie das Land recht lieb gewonnen hätten. . . .
(Da Speckbacher eine tiefe Bewegung zeigt:)
Verzeiht, ich hab' Euch weh gethan! Seid Ihr
Wohl etwa selbst Tiroler? . . . Es sind sonst
Nicht viel' beim Militär. (Warm:) Ja, das müßt' hart sein,
Sein Vaterland, die Heimat zu verlassen. —

Speckbacher (im Innersten berührt, langsam):
Als unser Herr, wie arm er sei, wollt' zeigen,
Da sagt' er: Jeder Vogel hat sein Nest,
Der Menschensohn allein hat keine Heimat!

Maria (sieht ihn mitleidig an):
Es ist für alle eine schwere Zeit!
Weiß Gott, auch die im Lande bleiben, Herr!“

Und nun schildert sie ihm, wie man aus Furcht vor den Franzosen sich in die Berge geflüchtet habe. Das lenkt Speckbachers Gedanken ab; der Kriegsführer in ihm erwacht, und während Maria sehr beredt alles ausmalt, entschlüpft es Speckbacher:

„Von Vals und Mauls der Zugang läßt sich halten . . .
Sind Männer droben?

Maria (lebhaft): Leute ganz genug!
Wir Weiber haben ja auch mitgeholfen,
Posten gestanden und die Steinbatterien
Besorgt! — Denn einmal war es schon die höchste
Gefahr; da kam der Peter just und traf
Die Anstalt. — Kennt Ihr den Schabser Wirt?

Speckbacher (unangenehm überrascht):
Den Kemenater? Du bist seine Braut?

Maria: Das freut mich! (Neugierig:) Darf ich einen Gruß bestellen?

Speckbacher: Von mir? Ich kenn' ihn so genau nicht. — Ist
Das Fuhrwerk angespannt, der Feldscheer fertig?

Maria: Er wird Euch holen, sagte er. — (Traurig:) Ach ja,
Der Krieg hat manche Hoffnungen zerstört —
Vielleicht auf immer! Sei es, wie Gott will!

Speckbacher (ärgerlich, mehr für sich):
Das sagt der Mensch, sobald er selbst nicht will.
Maria: Man führt das Wort auch unbedacht im Munde,
Doch liegt wohl wahrlich aller Trost darin!
Speckbacher: Ein Trost, jawohl, der Feigheit und der Schwäche.
Maria: Und an den Werth des Leidens glaubt ihr nicht? . . .
Wo ohne Leiden wäre ein Triumph?
Speckbacher: Ha, ohne Thaten, wo? — Bei deinem Sprüchlein,
Bei ‚Wie Gott will‘ ging uns das Land verloren!
Maria: O ja, im Handeln auch ziemt uns Ergebung
In dessen Willen, der die Kraft uns lieh,
Der die Gelegenheit uns schafft zur That!
Das ist, so mein' ich's, wahrer Gottesdienst,
Und das der Menschen aller ihr Beruf,
Zu leiden und zu handeln, wie Gott will!
Speckbacher (getroffen):
Wie du so sprichst, — es könnte tröstlich sein!
Es könnte, — wär' ich fromm, wie du bist, Mädchen!
Maria: Was sagt Ihr doch? Scheint denn die Sonne nicht,
Leuchten die Sterne nicht jedwedem gleich?!
Speckbacher (sich langsam erhebend, mehr für sich):
Dem, der den Blick nach aufwärts trägt gerichtet —
Wie du mich lehrst, den meinigen zu richten,
Da er verzweifelnd an der Erde haftet.“

So hat uns denn dieses erste Stück der Trilogie in jene Zeit versetzt, welche den Höhepunkt des Kampfes bildet, in welcher das Land — nach einem Ausspruch Hofers — augenscheinlich wie nie die Führung und den Schutz des Himmels erfahren hat. Von übermächtigen Heeresmassen allerseits angegriffen, von Oesterreich abgetreten, steht das Tiroler Volk unschlüssig da, was es sollte und durfte; viele seiner Führer verlassen das Land, andere rathen zur Unterwerfung; Speckbacher sogar, der nie gezweifelt hatte an der Nothwendigkeit und dem Erfolg einer entschlossenen Gegenwehr, sieht seine Bemühungen vorläufig scheitern an der Bedenklichkeit der Freunde, die er zugleich durch sein Ungestüm beleidigt. Lahmgelegt und gebrochen an Geist und Körper, hat endlich auch er sich den abziehenden Oesterreichern angeschlossen. Da bewirkt denn die Begegnung mit Hofer seine Umkehr — er, der Ueberragende, hat sich wiedergefunden — er stürzt sich in den Kampf, er zwingt zugleich die Freunde und das Land zum Kriege und entscheidet so mit kühner Eigenmächtigkeit die zweifelhafte Lage. Mit dem Signal zum allgemeinen Angriff schließt das Schauspiel „Speckbacher“; es ist die Genesis des Entscheidungskampfes.

Mit dem folgenden Stück: „Der Kronenwirt von Hall“ (Jos. Straub), verlassen wir den Schauplatz des bisherigen Spiels, das Eisack- und Pusterthal, und wohnen im Unterinnthal der Entwicklung der Dinge unter Straubs Leitung bei. Die Zeit ist fast dieselbe wie im ersten Stück, die erste Hälfte des August 1809.

Auch dieses Spiel hebt damit an, daß die Leute Straubs wegen der vom Commandanten angeordneten Ruhetage, an deren Schluß er Nachricht und Ordre von Hofer erwartet, anfangen, an ihrem Führer irre zu werden — zu denken, ob auch er nicht damit umgeht, den abziehenden Oesterreichern zu folgen und sich beim Kaiser in Sicherheit zu bringen. Gerade aus diesem sehr geschickt abgetönten Verdacht der Unterführer lernt der Zuschauer bereits die Größe des Mannes kennen, um den es sich handelt. Nun tritt er selbst hervor und merkt gleich die Stimmung der Leute. Höchst dramatisch versteht er es, sie alle davon zu überzeugen und sie es auch aussprechen zu lassen, daß er in seiner Lage nicht anders handeln könne, als das Land zu verlassen. Und dann erst, wo sie alle ihm das Recht, ja nahezu die Pflicht zur Flucht zugesprochen, da tritt er mit seinem Entschluß hervor — und beweist, daß er ihn nicht erst jetzt faßt —, bei seinen Leuten zu bleiben, sie in den Kampf zu führen und es dem lieben Gott zu überlassen, ob der Franzose seine schreckliche Drohung gegen seine Frau und Kinder und ihn selbst ausführen kann. Denn so lautet die Forderung Lefebvres in Bezug auf Straub und die übrigen Führer:

„Wer sich nicht stellt im Hauptquartier zu Innsbruck
Bis zu dem zehnten des August, dem soll
Sein Haus zerstört, die Habe eingezogen,
Er selber dann, sein Weib und seine Kinder
Des Lands verwiesen sein auf ew'ge Zeiten;
Wo man ihn träfe auf tirol'schem Boden,
Soll ohne weitres er erschossen werden."

Der Haller Bürgerschaft droht um Straubs willen ebenfalls das größte Unheil. Einer Deputation, die um Gnade fleht, antwortet Lefebvre:

„. . . Mich lüstet eben zu erfahren,
Ob dieser Straub, der wackre Haller Bürger,
So festen Sinnes sei, wie man ihn rühmt;
Ob mir der Mann auch ins Gesicht zu trotzen
Versteht, der freche Schuft, der Hund!
Ihr also mögt es weislich überlegen:
Stellt sich der Straub, wie ich bestimmt, am zehnten
Bis vier Uhr abends beim Commando Hall,
So mag er selbst, was er verbrochen, büßen.
Im Gegenfalle steht ihr mir für ihn!
. . . Wenn Schlag vier Uhr sich
Bei ihm (dem Oberst) noch der Rebell nicht eingefunden,
Soll man sofort den Abbruch seines Hauses
Vornehmen; und zur selben Stunde wird
Der ehrenfeste Bürgermeister hier
Am Galgen baumeln! Der zuerst; nach ihm
An jedem nächsten Morgen je ein Ratsherr,
Und nach denselben je ein wackrer Bürger

(Wie deren Hall in großer Zahl besitzt),
Und das so fort, bis sich der Straub gestellt!"

Und daß es den Franzosen mit solchen grausamen Drohungen Ernst ist, das wissen die Tiroler und weiß auch Straub sehr gut. In furchtbarer Seelennoth steht nun der Aermste da: dem Vaterland untreu seine Leute verlassen und sich persönlich in den Rachen des Löwen stürzen darf er nicht, das allgemeine Wohl geht allem vor; — auf eigene Faust, wie günstig die Verhältnisse für ihn auch liegen mögen, den Kampf eröffnen und zur Entscheidung bringen, um so vor dem 10. August dem Feind jede Möglichkeit zu schaden zu nehmen — das darf er ebensowenig; erst muß der Bote zurück sein, der die Einwilligung Hofers und dessen Theilnahme einzuholen bereits mehrere Tage unterwegs ist. Wird dieser Bote zeitig genug zurück sein? Wird überhaupt Hofer bei der allgemeinen Lage der Dinge noch einen Kampf erlauben und unterstützen? Das ist die Frage, welche den Zuschauer in beständiger, mit der fortschreitenden Zeit stets wachsender Spannung hält. Schon ist's drei Uhr; der Bote ist noch nicht zurück.

„Straub: . . . Noch eine Stunde!
(Zu Luisl:) Geh hinter 's Haus! Siehst du das Zeichen —
Die Kirchthurmsfahne auf dem Thurm zu Ampaß —
So stoß in die Trompete! (Zum Pernlochner:) Du bleibst hier,
Und winkst den Gnadenwaldnern! Hast du
Das Tuch bereit? Es kann sich um Minuten
Jetzt handeln! . . . Wie verschieden ist der Werth
Der Zeit! Könnt' ich die Stunden jetzt verlängern,
Die ich mir kürzer oft gewünscht! Drei Uhr!
Jetzt müssen sie bei Hofer sein; er steht am Brenner.
Er wird nicht zaudern. Wenn der Seitz nur eilt. . . ."

Minute um Minute vergeht. Alles bleibt still. Straub commandirt endlich seine Leute zur Brücke nach Hall — kommt bis dahin Ordre vom Hofer, dann wird die Brücke gestürmt; ist zur Zeit diese Ordre nicht eingetroffen, dann wird Straub allein sich auf der Brücke dem Feind ergeben und nach Hall führen lassen. Noch einmal entwickelt sich nun in Straubs Seele ein hochdramatischer Conflict — die Freunde sind gar so getheilter Ansicht — zuletzt läßt ihm sogar noch seine eigene Gattin, die bis dahin so stark gewesen, sagen, er möge sich doch stellen. . . . Nun, die Stunde wird's entscheiden. — Als Straub zur Brücke gegangen, bleibt Peter Haider, der niemals der Ansicht war, daß Straub sich stelle, und dem Straub selbst im Grunde seines Herzens Recht gab, mit dem Trompeter allein zurück. Beide folgen gespannten Auges den Abziehenden. Schon steht Straub am Anfang des Städtchens.

„Trompeter: Dort, wo er steht, kann er den Schlag der Uhr
Erwarten, so ganz nahe steht der Feind.
P. Haider: Das ist der Mensch! So nahe seinem Ziele,
Erfaßt ihn jählings des Verderbens Tücke.
All seinem Wollen spottet seine Kraft.
(Er wirft den Morgenstern weg und läßt sich in dumpfer Verzweiflung links auf die Bank nieder.)

Fahr hin! Was soll's? was soll die Waffe, was?!
Mein Arm ist schwächer als des Knaben Finger,
Der mir das Blei durch beide Schultern jagt!
Ein Hohn, zu leben; lächerlich, zu sterben;
Unbeugsam, finster waltet das Verderben!
(Kurze Pause. Die Glocke der Stadtuhr beginnt zu schlagen.)

Trompeter: Es schlägt! O Himmel! Weh, er eilt davon!
Ist an der Brücke! Springt in weiten Sätzen
Hinüber! Ueberliefert sich dem Feind!
Sie treten ins Gewehr! Sie haben ihn!
(Trommelwirbel von unten.)

P. Haider: Weh dir! Weh uns!... Dreimal verhaßter Ton!
Weh mir! Ich seh' dich nimmermehr, du Stolz
Der Deinen, Trost des Vaterlands! (Laut weinend:) Weh mir!
O, all mein Hoffen, Freund, es stirbt mit dir!
(In diesem Augenblick — der Trommelwirbel ist noch nicht völlig verklungen — ertönt das schrille Signal der Trompete.)

Trompeter: Horch, die Trompete! 's ist die Ordre! Gott!

Luisl: Sturm, stürmen!... Stürmen, Peter, 's Fähnlein weht!

P. Haider: O Kind! umsonst! Es ist zu spät — zu spät!"
(Der Vorhang fällt.)

Während nun die Tapfern den Sturm auf die Franzosen eröffnen und sie auf verschiedenen Stellen zu Paaren treiben, sitzt Straub mit einigen andern Geiseln in Innsbruck; er soll demnächst nach Hall geführt und aufgeknüpft werden. Aber im letzten Moment entkommt er über den Inn, eilt schnurstracks auf den Berg Isel und verkündet als erster den Abzug der Franzosen. Mit Hofer und Speckbacher zieht er siegreich in Innsbruck wieder ein, und nun erst ist die Freude seiner Getreuen vollständig. Die ganze Haltung des Stückes ist gegen Ende immer ernster und feierlicher geworden, so daß der Abschluß mit einem feierlichen Tedeum nur sehr natürlich wirkt und den Zuschauer in religiös gehobener Stimmung entläßt. An sogenannten „Schlagern" ernster und heiterer Natur fehlt es in diesem Stücke ebensowenig als im „Speckbacher". Vielleicht ist der Ton, den die Helden anschlagen, ein oder das andere Mal etwas zu hoch für einfache Bauern oder Wirte, z. B. in der vorhin angeführten, bis auf den arg pessimistischen Beigeschmack sonst so schönen, die tiefste Tragik zum Ausdruck bringenden Stelle am Schluß des dritten Actes. So redet auch der „Alte" sehr edel:

„So sprecht mir endlich nimmer von Erbarmen,
Wie Weiber thun, und laßt das Klagen sein!
Was sind die Sterne, die die Welt regieren,
Wenn nicht Gerechtigkeit und Liebe?
Und unter ihnen wo ist Raum zur Klage?

Angerer: Du siehst die Dinge kühl und anders an.

Der Alte: Ich seh' sie an, wie mich mein langes Leben
Gelehrt. Jedwedem wird, was er verdient;

Doch willenlos, ein Tropfen in der Welle,
Die in dem Strom verschwindet, treibt der Mensch
In seinem Volk vorwärts den Lauf der Welt-
Geschichte, die im Ocean der Schlüsse,
Der unergründlichen, des Schöpfers mündet.
Siehst du den Tropfen rinnen in der Welle?
Hörst du ihn fallen in des Stromes Brandung?
Zemmer: Ein einziger lenkt oft das Schicksal vieler!
Der Alte: Dem Mächt'gen Heil, der uns die Freiheit schützt!...
Die Freiheit mein' ich, an das Ziel zu wallen,
Das in des Lebens Wirrsal jedem winkt." (99.)

Sehr schön ist auch der Monolog Straubs in seiner Innsbrucker Haft, bevor er zum Entschluß der Flucht kommt. Aus verschiedenen Anzeichen hat er die Ueberzeugung vom Sieg der Seinen über die Franzosen gewonnen:

„... O glücklich, wenn der Siegeslorbeer nicht
Vom Blute schwer die freie Stirne drückt!
Und doppelt herrlich, wenn Eroberer wie
Mit Ruthen weggestäubt, nicht mit dem Schwerte,
Heimschleichen in die stets zu enge Heimat!
Wie gönn' ich, stolzer Marschall, dir dein Leben
Und jene Stunde des Empfanges: — — ‚Sire!
Die Braven hier, bei Nacht und Nebel hab'
Ich sie den grimmen Bauern abgestohlen' ...
Die Völker hören's mit verhaltnem Lachen,
Das ihres Herzens wahren Sinn verräth,
Und unser Jubel von den Bergen schallt
Wie Frühlingsmorgengruß, und widerhallt
Als Schlachtenruf von einer halben Welt."

So könnte noch mancher einzelne Dialog oder die eine oder andere besonders glückliche Scene hervorgehoben werden — indes halten wir es für ein größeres Lob, daß sich das ganze Spiel auf der dramatischen Höhe des Gegenstandes hält und solcher „Schlager" zu einem durchschlagenden Erfolge nicht bedarf. Ohne Mühe können wir uns vorstellen, welchen die tiefsten und gewaltigsten Gefühle aufregenden Eindruck dieses Stück bei den verschiedenen Aufführungen auf ein Publikum von Tirolern, Söhnen und Enkeln jener Helden, nothwendig machen mußte, wenn es schon bei der Lesung selbst Fremde so gewaltig ergreift und begeistert. Und doch hat der Dichter es verstanden, für sein drittes Stück noch einen höhern, kräftigern Ton anzuschlagen, indem er uns endlich den Mann selbst vorführt, dessen Wort und Wille wie ein Geschick über all den andern Helden waltete und ihre Thaten beeinflußte.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

De Religione revelata libri quinque. Auctore *Guil. Wilmers* S. J. Cum approbatione Rev. Episcopi Ratisb. et Super. Ordinis. 8⁰. (686 p.) Ratisbonae etc., Pustet, MDCCCXCVII. Preis *M.* 8.

Der Name des Verfassers ist in theologischen Kreisen seit langem bekannt. Schon mehr als 40 Jahre hindurch zählt sein „Lehrbuch der katholischen Religion" zu denjenigen Büchern, welche von angehenden Theologen zur Aneignung einer tüchtigen dogmatischen Bildung und von den Geistlichen in der Seelsorge zur Verwerthung für Katechese und Predigt mit Vorliebe benutzt wurden. Uebersetzungen in mehr als eine der fremden Sprachen, zumal der kürzern auszüglichen Werke des Verfassers, haben denselben weit über Deutschland hinaus bekannt und seine Arbeiten der Kirche nützlich gemacht. Seine hervorragenden theologischen Kenntnisse wurden zuerst von dem Kölner Provincialconcil des Jahres 1860, dessen Decrete in Rom so hohe Anerkennung fanden, und später auf dem Vaticanischen Concil gerne zu Rathe gezogen und verwerthet.

Wenn nun dieser Mann am Abende seines Lebens mit einer neuen Veröffentlichung hervortritt, so rechnet man von vornherein darauf, daß dem Leser eine gereifte Frucht tiefen Studiums und reicher Erfahrung geboten werde. Diese Erwartung wird thatsächlich nicht getäuscht.

Der Inhalt entspricht genau dem Titel des Werkes. Ueber die Umgrenzung des Stoffes gibt der Verfasser selbst in der kurzen Vorrede Aufschluß und Begründung. Heutzutage zieht man oftmals in die Apologie der geoffenbarten Religion den Nachweis über das Dasein Gottes und über die Echtheit der Heiligen Schrift. Ob dies berechtigt ist, soll hier nicht erörtert werden. Der Verfasser unseres Werkes macht es anders. Er will keine voraussetzungslose Apologetik schreiben. Sollte mit jedem Gegner der Religion bis zum letzten Grunde der von ihm angezweifelten Wahrheit gegangen werden, so müßte eine Apologie des Christenthums einem Skeptiker gegenüber auch Logik und Philosophie umfassen. Betreffs solcher voraufgehenden Wahrheiten wird er mit Recht an andere Bücher gewiesen. Es war daher der Verfasser unseres Werkes jedenfalls in seinem Recht, wenn er noch mehr von jenen voraufgehenden und vorauszusetzenden Wahrheiten von seiner Behandlung ausschloß. Die rein philosophischen Fragen, der Nachweis des Daseins Gottes, der Unsterblichkeit der Seele, des natür-

lichen Sittengesetzes, werden vorausgesetzt, höchstens an geeignetem Orte berührt und zweckdienlich verwerthet: an Werken, welche diese Fragen gründlich behandeln, fehlt es nicht. Das Gleiche beobachtet der Verfasser bezüglich der Frage über die historische Wahrheit und Authenticität der heiligen Schriften, vor allem des Pentateuchs und der Evangelien. Da diese Frage in andern theologischen Fächern ausführlich behandelt zu werden pflegt, so konnte man mit Recht auf diese sich stützen und den Nachweis als erbracht ansehen.

In anderer Richtung geht der Verfasser in Behandlung seines Gegenstandes einen Schritt weiter, als es nach Gewohnheit in einem Werke über die geoffenbarte Religion oder der Apologie des Christenthums geschieht. Nachdem nämlich betreffs der Wahrheit der christlichen Religion der Beweis allseitig erbracht ist, wird auch sofort ein summarischer Nachweis der Wahrheit und Göttlichkeit jener concreten christlichen Religionsgesellschaft geliefert, die sich „katholische Kirche“ nennt. Zwar stellt der Verfasser einen zweiten umfangreichen Band in Aussicht, in welchem diese Frage und die ganze gottgewollte Einrichtung der katholischen Kirche ausführlicher soll behandelt werden. Aber einem praktischen wie theoretischen Interesse ist ohne Zweifel Rechnung getragen dadurch, daß auch dieser kürzere Weg gezeigt und damit die Apologie schon zu einem genügenden Abschluß gebracht wurde: es ist nichts anderes als die wissenschaftliche Entwicklung des Satzes des Vatican. Concils Sitz. 3, Kap. 3: „Ad solam catholicam Ecclesiam ea pertinent omnia, quae ad evidentem fidei christianae credibilitatem tam multa et tam mira divinitus sunt disposita. Quin etiam Ecclesia per se ipsa . . . magnum quoddam et perpetuum est motivum credibilitatis et divinae suae legationis testimonium irrefragabile.“

Einen allgemeinen Begriff von der Anlage und dem Inhalt des Werkes geben dem Leser die Titel der einzelnen Bücher: 1. De religione et revelatione generatim spectata; 2. De religionis christianae per religionem revelatam praeviam praeparatione; 3. De religionis christianae veritate demonstrata ex eiusdem per ipsum Christum Dei Filium institutione; 4. De religionis christianae veritate demonstrata ex eiusdem in orbem progressu; 5. De religionis christianae, quatenus in catholica Ecclesia exercetur, integritate motivis credibilitatis monstrata. Doch einen Einblick in die Reichhaltigkeit des Stoffes und die Gründlichkeit der Behandlung gewinnt man erst durch das Lesen des Buches selber. These an These reiht sich wie Glied an Glied bei einer Kette. Es ist ein wissenschaftlicher Genuß, diese Entwicklung zu verfolgen und zu sehen, wie allmählich aber unabweisbar der Vollbeweis für die Wahrheit des Christenthums und der katholischen Kirche erbracht wird. Dabei übersieht der Verfasser keine Schwierigkeit, keinen Einwurf aus alter und neuer und neuester Zeit. In eigenen Thesen wird als dem Christenthum gegenüberstehend der Islam behandelt und dessen Falschheit dargethan (lib. IV, c. 2, art. 5), noch eingehender aber der Ursprung und der Werth oder Unwerth des Heidenthums (lib. II, c. 3); auch die neuesten Versuche, das Christenthum mit dem Buddhismus zu vergleichen und gar demselben unterzuordnen, werden kürzer, doch gründlich abgewiesen (vgl. S. 428 ff.).

Sollte auf einzelne Partien näher eingegangen werden, so gäbe es eine ganze Reihe von Fragen, deren mustergiltige Behandlung hervorgehoben zu werden verdiente. Erwähnt sei besonders der Abschnitt lib. III, c. 3, art. 3: De Iesu Nazareno vero Deo proprioque Dei Filio. Gegen all die rationalistischen Deutungen des Ausdrucks „Sohn Gottes" wird dort die Bedeutung desselben in seinem vollen und eigentlichen Sinn, die wahre Gottheit Christi, aufs schlagendste nachgewiesen. Die Selbstbezeugung Christi über seine Gottheit wird auf sieben kurze Punkte zusammengedrängt und die Tragweite der einzelnen derselben klargestellt; alsdann die unumstößliche Wahrheit dieser Selbstbezeugung, ihre Besiegelung durch Wunder, besonders das der Auferstehung Christi von den Todten, ins Licht gesetzt.

Wir nehmen davon Abstand, auf anderes näher einzugehen, und begnügen uns damit, darauf hinzuweisen, daß das Werk, wie selten ein anderes, über seinen unmittelbaren Zweck hinaus werthvoll ist durch seine genauen Begriffsbestimmungen und die scharfe Abgrenzung der Beweiskraft der verwertheten Momente und Beweisgründe. Beispielshalber seien erwähnt die Erklärungen über „Gewißheit" (S. 99 ff.), „Wunder" (S. 150 ff.), „Geheimnisse" (S. 68 ff.), „Religionsbegriff" (S. 1—15. 32 ff.). In philosophischer Beziehung sowohl als in dogmatischer und exegetischer, überall erblickt man den Verfasser als Fachmann; ebenso zeigt sich, daß er über eine reiche Literaturkenntniß verfügt, von den heiligen Vätern angefangen bis auf die katholischen und akatholischen Schriftsteller unserer Zeit.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Die substantiale Form und der Begriff der Seele bei Aristoteles. Von Dr. **E. Rolfes.** 8°. (IV u. 144 S.) Paderborn, Schöningh, 1896. Preis *M.* 3.20.

Diese mit großem Fleiße und mit gediegener Sachkenntniß ausgearbeitete Monographie behandelt den Grund- und Eckstein der aristotelisch-scholastischen Philosophie. Ihr Schwerpunkt liegt, wie es der Titel andeutet, in der Klarlegung der Ideen des Stagiriten über die Wesensform in unbelebten und belebten Körpern auf Grund seiner eigenen Schriften. Beim Lesen der Schrift überzeugt man sich bald, daß der hochw. Herr Verfasser in den Werken des großen griechischen Philosophen wohl bewandert ist und über dessen Gedankengang und Redeweise durch gründliches Studium sich genau orientirt hat. Da er zudem bei der Wiedergabe der aristotelischen Auffassungen die maßgebenden Stellen in wörtlicher oder freier Uebersetzung mittheilt, sie objectiv interpretirt und zweckgemäß zusammenstellt, so verschafft er dem Leser ein zutreffendes und klares Verständniß über einen Gegenstand, der schon an und für sich schwer zu erfassen ist, aus den Darlegungen des Aristoteles aber nur von demjenigen richtig herausgelesen werden kann, der mit dessen eigenartiger Terminologie und Ausdrucksweise wohl vertraut ist.

Wenn der Verfasser es nun auch auf eine selbständige philosophische Begründung und Auseinandersetzung des Formprincipes nicht abgesehen hat, so unterläßt er es doch nicht, am Ende der einzelnen Erörterungen an den Aufstellungen und Beweisen eine ruhige und maßvolle Kritik zu üben und seine

eigenen Ansichten uns vorzulegen. Gleich in der Einleitung und auch im Laufe der Abhandlung werden außerdem die irrigen und schiefen Auslegungen der aristotelischen Worte zurückgewiesen.

Im einzelnen dürfte folgendes zur bessern Charakterisirung der vorliegenden Schrift hervorgehoben zu werden verdienen. — Nachdem der Verfasser die aristotelischen Beweisgründe für die substantiale Form in leblosen Dingen besprochen, gesteht er unumwunden zu, bei dem heutigen Stande unserer durch die Naturwissenschaft geläuterten Erkenntniß der Stoffwandlungen müsse eine Hauptstütze für die aristotelische Auffassung in Wegfall kommen, weil eine Verwandlung der Elemente in einander nicht mehr aufrecht erhalten werden könne. Auch die chemisch zusammengesetzten Stoffe scheinen Herrn Rolfes eine sichere Handhabe zum Nachweise einer Stoffverwandlung im Sinne des Aristoteles nicht zu liefern. So gelangt er zu dem Endergebniß, „daß abgesehen von jenen Gründen, die sich aus dem organischen Gebiet auch für das unorganische hernehmen lassen, kein Beweis von einiger Sicherheit für die substantialen Formen scheint geführt werden zu können".

Bezüglich der Lebewesen habe dagegen der Stagirite seine Principien der Natur richtig abgeleitet. Trotz der Errungenschaften der exacten Forschung müsse auch heute noch der lebendige Organismus als aus formloser Materie, der Hyle, und der substantialen Form zusammengesetzt betrachtet werden. Dieses führe aber nothwendig auch zur Annahme einer ebensolchen dualistischen Zusammensetzung des unbelebten Stoffes. Indessen wird auch diesem auf dem Umwege durch das Reich des Lebendigen gewonnenen Beweise für die Formen der unorganisirten Körper nur eine „annähernde Gewißheit" zuerkannt.

Mit lobenswerther Gründlichkeit wird der aristotelische Begriff von der höchsten der substantialen Formen, der Menschenseele, klargestellt, und zwar im engen Anschluß an den Commentar des hl. Thomas von Aquin, dessen Exegese zu dem ersten Kapitel des zweiten aristotelischen Buches von der Seele vom Verfasser für das Beste erklärt wird, was ihm darüber zu Gesicht gekommen sei.

Im Anschlusse hieran werden die Schwierigkeiten weitläufig erörtert, welche gegen diese Ansichten erhoben werden können, und es wird zugleich die Frage von dem Entstehen und dem Vergehen, bezw. der Fortdauer der Seele nach dem Tode, behandelt. Dabei wird nachgewiesen, wann, wie und warum Aristoteles den Menschenleib erst durch eine vegetative, dann durch eine sensitive und schließlich durch eine geistige, die Menschenseele oder den Nus belebt, und weshalb er die niedrigere vorausgehende Seele durch nachfolgende höhere verdrängt werden läßt. Der Nus, der auch die vegetativen und sensitiven Fähigkeiten dem Leibe mittheilt, tritt von außenher in den genügend vorbereiteten Organismus, er ist etwas Göttliches, d. h. von höherer Natur als das Materielle, nicht aus dem Stoffe entwickelt und auch nicht gezeugt. Es wird auch schlagend dargethan, daß Aristoteles die Präexistenz der menschlichen Seelen geläugnet hat. Nach dem Tode dauert der Nus fort als intellective Seele; seine niedrigen Vermögen, das vegetative und sensitive, erlöschen. Bekanntlich hat später die scholastische Philosophie diese Ansichten des Stagiriten zu den ihrigen gemacht. Erst in neuerer Zeit fing man

an, die Aufeinanderfolge dreier Seelen im Entwicklungsgange des Menschen fallen zu lassen.

Der Herr Verfasser pflichtet den aristotelischen Ansichten über die Menschenseele in allem voll und ganz bei. Nur ein Punkt bereitet ihm Schwierigkeit: die vollständige Vernichtung der sensitiven Seele beim Eintreten der geistigen. Es will ihm deshalb die Annahme nicht ganz unzulässig erscheinen, „daß die menschliche Seele bei ihrem Eintritt in den Leib die sensitive Seele nicht ganz verdrängt“. Diese Annahme soll auch gegen den von der Kirche definirten Charakter der menschlichen Seele nicht verstoßen. Denn auch bei dieser Annahme gebe die geistige Seele dem Leibe sein ganzes Sein, auch das vegetative und sensitive, aber sie gebe es ihm so, daß sie ihm das vorhandene nicht ganz nehme. Er denkt dabei an „eine Art Durchdringung der beiderseitigen Kräfte“. Diese Modification der aristotelisch-thomistischen Informationsidee scheint uns nicht glücklich zu sein. Wir begreifen nicht, was dieser Rest einer sensitiven Seele sein soll und was er nützen kann. Obwohl wir für unsere Person an einer Aufeinanderfolge dreier Seelen wenig Gefallen finden und der einmaligen Information des Leibes durch die Menschenseele den Vorzug geben, so halten wir es im Falle der Annahme einer stufenweisen Informirung für einfacher, besser und consequenter, diese im Sinne des Stagiriten und des Aquinaten anzunehmen, mit Ausschluß irgend einer Remanenz von einem frühern belebenden Formalprincip. Der Ausweg, den sich der Verfasser aus seiner Schwierigkeit zu verschaffen sucht, war uns um so befremdlicher, als er früher bei dem Nachweis des Formalprincips in den unorganischen Wesen die substantialen Formen der Nahrungsmittel anstandslos voll und ganz in der Assimilation verschwinden ließ. Denn nur unter dieser Voraussetzung konnte er aus der Thatsache der Assimilation einen Beweis ableiten für die Zusammensetzung des anorganischen Stoffes aus Materie und Form im Sinne des Aristoteles. Dieses vorgebrachte Bedenken kann aber selbstverständlich den hohen exegetisch-kritischen Werth der sehr lesenswerthen Schrift nicht abschwächen.

L. Dressel S. J.

L'Europe et le Saint-Siège à l'époque Carolingienne. Par *A. Lapôtre* S. J. Première Partie: Le Pape Jean VIII. (872—882). 8°. (XII et 372 p.) Paris, Picard, 1895.

Manche Abschnitte dieses ausgezeichneten Werkes hinterlassen dem Beurtheiler ein fast schmerzliches Bedauern. Es ist das Bedauern, daß es nicht mehr solcher Werke und nicht mehr solcher Historiker gibt, vor allem für die Geschichte jener dunkeln Zeit. Von den sechs Hauptabtheilungen, welche dieser Band enthält, einschließlich des kurzen Appendix über die Entstehung der Fabel von der Päpstin Johanna, ist nicht eine, die nicht reich wäre an neuen Ergebnissen der allerbedeutsamsten Natur.

Es befaßt sich, wie schon der Titel sagt, dieser Theil des Werkes mit dem Pontificate Johanns VIII. Die hohe Bedeutung dieses Pontificates und die hervorragenden Eigenschaften dieses Papstes sind längst anerkannt gewesen; aber auf

mehreren der wichtigsten Maßnahmen seiner Politik lag bis jetzt ein räthselhaftes Dunkel, das ja natürlich bei der Richtung, welche unserer modernen Wissenschaft einmal eigen ist, zur Verdächtigung und Verlästerung des Papstthums ausgebeutet werden mußte. Es läßt sich nicht läugnen, daß für fast alle diese dunklen Punkte P. Lapôtres gelehrte Arbeit die volle Klarheit bringt.

Der Verfasser geht aus von einer kritischen Untersuchung über das noch vorhandene Register Johanns VIII. Er führt den überzeugenden Nachweis, daß in demselben eine alte und nach Thunlichkeit getreue Abschrift des wirklichen officiellen Registers, und zwar nach dem Originale selbst, vorliege, wenigstens des spätern Theiles desselben, welchen absichtliche Zerstörung von dem ursprünglichen Registerband übrig gelassen und welchen eine eigenthümliche Fügung in die Klosterbibliothek von Monte Cassino gerettet hatte. Mit dieser scharfsinnigen, wahrhaft klassischen Untersuchung, welche zugleich die von Jaffé-Ewald getroffene Anordnung der Briefe Johanns VIII. völlig über den Haufen wirft, hat der Verfasser nicht nur recht wichtige Resultate ans Licht gebracht über das alte päpstliche Registerwesen überhaupt, sondern vor allem auch für seine eigenen Forschungen festen Boden gewonnen. Er verfügt damit über eine ergiebige Geschichtsquelle ersten Ranges und unzweifelhaftester Authenticität.

Was bis jetzt in Johanns VIII. Pontificat die unerklärlichste Seite geblieben war, seine weitgehende Nachgiebigkeit gegenüber einer so gefährlichen Persönlichkeit wie Photius, behandelt der Verfasser an erster Stelle. Indem er die Bedeutsamkeit der bulgarischen Frage und die Stellung der betheiligten Factoren ins rechte Licht rückt, findet er den Schlüssel nicht bloß zu des Papstes Photius-Politik, sondern überhaupt zu einer Reihe von Verwicklungen, welche verhängnißvoll weiterwirken sollten im Orient wie im Occident.

Von hier wendet sich die Untersuchung in natürlichem Uebergang der nahe verwandten Angelegenheit der beiden Mährenapostel zu. Die authentischen Schreiben des Papstes in der Hand, kann der Verfasser zeigen, daß Johann VIII. trotz frühern gegentheiligen Verbotes den von Hadrian II. gutgeheißenen Gebrauch der slavischen Liturgie den Mährenaposteln wirklich und ausdrücklich gestattet habe. Dabei gelingt es ihm aber, dank einer umsichtigen Verwerthung sicher gegebener Daten, die Erklärung dafür beizubringen, wie es geschah, daß ein anderer Papst, Stephan V., nur fünf Jahre später eine solche Gestattung öffentlich in Abrede stellen und mit Berufung auf frühere Kundgebungen Johanns VIII. den Gebrauch des Slavischen als Kirchensprache streng verbieten konnte.

Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Libellus de imperatoria potestate in Urbe Roma, einer Parteischrift aus Italiens frühem Mittelalter, mit welcher sich die deutsche Forschung schon viel beschäftigt hat. Indem dieselbe die Entstehung der Schrift dem 10. Jahrhundert zuwies, wo diese den Verhältnissen sich nirgends passend einfügen ließ, war sie zu dem Resultate gelangt, den Angaben der Schrift jeden historischen Werth abzusprechen. Der Verfasser hingegen weist der Entstehung dieses Schriftstücks einen ganz eng umschriebenen Zeitraum gegen Ende des 9. Jahrhunderts an, findet dasselbe der gegebenen Situation in allem durchaus entsprechend und gewinnt auf diese Weise aus dem Partei-

pamphlet, dem er seine wahre Bedeutung wieder gegeben hat, eine Reihe zeitgenössischer Angaben von großem Werth und von nicht zurückzuweisender Zuverlässigkeit.

Die folgende Hauptabtheilung dürfte wohl diejenige sein, welche des Verfassers Interesse am meisten auf sich concentrirt und fast wie Krone und Endziel der übrigen Untersuchungen sich darstellt. Sie behandelt die Politik Johanns VIII. gegenüber dem abendländischen Kaiserthum und weist überzeugend die bisherige Auffassung zurück, als sei es dem großen Papste im Interesse der eigenen Machtstellung um ein möglichst kraftloses Kaiserthum zu thun gewesen. Das Gegentheil ist wahr. Gerade weil Johann ein starkes Kaiserthum wollte und für nothwendig hielt, hat er die Herrschaft Ludwigs II. aufs loyalste unterstützt und nach dieses Kaisers Tod dem tüchtigsten der damaligen Karolinger, Karl dem Kahlen, die römische Krone aufs Haupt gesetzt. Bei der wegwerfenden Schilderung, welche voreingenommene deutsche Chronikenschreiber jener Zeit von diesem Herrscher der Westfranken zu geben pflegen, mußte natürlich der Verfasser auch in Bezug auf diese keineswegs unbedeutende Persönlichkeit der Wahrheit wieder zur Ehre verhelfen, und dieses dürfte ihm auch zur Genüge gelungen sein.

Was endlich im „Anhang" in Bezug auf die Päpstin Johanna über die Döllingersche Forschung hinaus noch geltend gemacht wird, ist so trefflich und verräth so richtigen Blick, daß es wohl bei den meisten Beifall gewinnen wird.

P. Lapôtre ist in der von ihm behandelten Periode völlig zu Hause. Jede seiner Aufstellungen ist voll Klarheit und Sicherheit; er liebt nicht die Conjectur, sondern scheint Freude daran zu haben, mit Beweisen zu überwältigen. Nicht nur die französische, sondern auch die italienische, die englische und vor allem die deutsche Fachliteratur beherrscht er in seltenem Maße. Nebenbei soll besonders hervorgehoben werden, daß unter fast zahllosen Citaten deutscher Werke kaum jemals auch nur ein geringes Druckversehen sich findet. Es steht hier ein echter Historiker vor uns von gründlichem Wissen, seltenem Scharfblick und großem, weitem Horizont. Gegen Voreingenommenheiten der Art bemüht er sich, auf der Hut zu sein. Er wendet sich sogar mit specieller Rüge gegen confessionelle Beeinflussung auf katholischer Seite, wiewohl im großen Ganzen eine solche Rüge bei den Gegnern der katholischen Sache in ungleich bedeutenderem Maßstabe angebracht und begründet wäre. In seinen wissenschaftlichen Untersuchungen verfährt er denn auch mit voller Voraussetzungslosigkeit, und es sind nur wenige Punkte in seinen Ausführungen, bei welchen andere Einflüsse als die der wissenschaftlichen Erkenntniß sich Geltung verschaffen.

Dabei sind auch die formellen Vorzüge dieses Werkes nicht gering anzuschlagen. Im laufenden Text wie in den zahlreichen Noten verräth sich so imponirende Klarheit und Bestimmtheit, solches Ebenmaß in der Anordnung, so treffende Kürze, solche Eleganz und Feinheit nicht nur des Ausdrucks, sondern auch des Gedankens, daß Referent nicht ansteht, manche Ausführungen geradezu als klassisch zu bezeichnen.

Trotzdem ist es nicht möglich, dem gelehrten Verfasser in allem einfach beizupflichten.

Wenn von S. 319—327 die Beeinflussung der deutschen Forschung und Geschichtschreibung durch nationale Voreingenommenheit des weitern erörtert wird, stehen dem Verfasser ohne Zweifel berechtigte Momente zur Seite, und deutsche Geschichtsforscher werden gut daran thun, eine Lehre daraus zu entnehmen. Auch kann eine solche Erörterung an dieser Stelle nicht als ganz ungehörig betrachtet werden, da es dem Verfasser, um seine Resultate sicher zu stellen, angelegen sein mußte, nicht nur wissenschaftliche Gründe, sondern auch Vorurtheile aus dem Wege zu räumen, die einer Anerkennung derselben hinderlich waren. Gleichwohl dürfte auch hier eine jener blitzartigen geistreichen Bemerkungen, mit welchen der Verfasser an andern Stellen so meisterhaft seine Darstellung zu würzen versteht, völlig genügt und vielleicht mehr Wirkung erzielt haben. Diese lange Erörterung aber inmitten einer streng wissenschaftlichen Entwicklung der geschichtlichen Ereignisse des 9. Jahrhunderts, welche doch nicht als ihr naturgemäßer Platz bezeichnet werden kann, hat, abgesehen von andern Schattenseiten, die ihr anhaften, den Fehler, eine wichtige Unterscheidung außer acht zu lassen. Es ist ein Unterschied zwischen der gerechten Schätzung der französischen Nation, ihrer Vorzüge und Leistungen, ihrer Helden und geistigen Führer, und zwischen dem Urtheil über die Natur und Wirkung des französischen Einflusses in der Geschichte Deutschlands oder des Papstthums. Mancher Historiker, welcher auf Grund seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung den letztern als in vielen Fällen unheilvoll erkennt, ist weit entfernt von jeder Ungerechtigkeit in ersterer Richtung.

In Bezug auf des Verfassers augenscheinlich abfällige Beurtheilung des Lehenswesens (p. 280/281) darf der Kürze halber hingewiesen werden auf die trefflichen Ausführungen bei P. Michael (Geschichte des deutschen Volkes I.) im gegentheiligen Sinne.

Der Erklärung für die Scheidung der Ehe Karls des Großen mit der Tochter des Longobardenkönigs, welche p. 186 dem Verfasser zu genügen scheint, vermag Referent nicht beizustimmen und noch weniger der für diese Erklärung beigebrachten Bekräftigung durch den Brief Johanns VIII. an die Wittwe Sophonesta (*Loewenfeld*, Epistolae Pont. Rom. ineditae p. 27). Es handelt sich dort um ein vom Papste im voraus ausdrücklich aufgestelltes trennendes Ehehinderniß (impedimentum dirimens) und um ein an diese kirchliche Gesetzgebung sich anschließendes gerichtliches Verfahren der weltlichen Macht. Im Briefe Stephans III. an Karl den Großen aber ist ein solches Hinderniß weder ausgesprochen noch als bestehend erwähnt. Die besondern Verhältnisse, welche für die Lösung des Zusammenlebens mit der longobardischen Prinzessin bei Karl dem Großen entscheidend ins Gewicht fielen, werden wohl nie mehr mit Sicherheit aufgehellt werden können; aber sicherlich liegt hier ein ganz anderer Fall vor wie bei den römischen Frauen unter Johann VIII.

Am wenigsten befriedigt P. Lapôtres Auffassung von dem durch Papst Leo III. neu begründeten abendländischen Kaiserthum (p. 233 ss.). Es scheint, daß der Verfasser hier nicht allen Momenten gerecht geworden ist. Nur so läßt sich erklären, wie er dahin kommen konnte, zu bestreiten, daß die Auffassung des Kaiserthums von seiten Barbarossas eine andere gewesen sei als die bei den Karo-

lingern. Nur die inadäquate, fast geringschätzende Anschauung von dem Wesen und der Bedeutung der alten Kaiserwürde, welche doch an erster Stelle eine religiöse Würde, die eines Schirmherrn der Kirche war, erklärt es, wie der Verfasser es als beschränkten Eigensinn der Deutschen belächeln kann (p. 317), daß sie bis zur großen Napoleonischen Katastrophe an dem Römischen Reiche als einem heiligen Vermächtniß ihrer Väter festgehalten haben, und wie er dazu kommt, es als Zeichen einer höhern politischen Einsicht zu feiern, daß die Franzosen die eitle Ehre des Kaiserthums hochsinnig verschmäht hätten. Auch was den scharfen Unterschied in der Auffassung der Kaiserwürde betrifft, welchen der Verfasser (p. 279) bei einem Johann VIII. einerseits und Innocenz III. oder Gregor VII. andererseits hervorheben zu müssen glaubt, kann man ihm kaum völlig beistimmen. Der Unterschied besteht wohl nur darin, daß die letztern Päpste, um die Erfahrung von mehreren Jahrhunderten reicher, sich nicht wie Johann VIII. einem ohnmächtigen und hilfsbedürftigen, sondern einem übermächtigen und anmaßenden Kaiserthum gegenüber befanden. Es ist ein durch neue Uebel und Gefahren für die Kirche gebotener Unterschied der praktischen Maßnahmen, aber keineswegs ein solcher in der theoretischen Auffassung vom Kaiserthum, und schwerlich dürfte der Verfasser es sich selbst glaubhaft machen können, daß ein Papst wie Johann VIII. an der Stelle eines Innocenz oder Gregor im wesentlichen anders gehandelt haben würde als diese.

Im übrigen sei jedoch diese Anzeige geschlossen mit der wiederholten hohen Anerkennung für die ausgezeichnete Leistung, welche in diesem Werke vorliegt. Es ist eine wahre Freude, hierbei zugleich bemerken zu können, daß P. Lapôtre eine Fortsetzung des Werkes in Aussicht stellt, welche die düstere und wilde, aber hochinteressante Zeit des Papstes Formosus behandeln soll, ebenso eine neue, völlig umgestaltete Ausgabe des Registers Johanns VIII. Nach einer solchen Probe hervorragender Leistungsfähigkeit wird jedes neue Werk des Verfassers im voraus aufs lebhafteste und freudigste willkommen geheißen.

Otto Pfülf S. J.

Die Cathedrale in St. Gallen. Text und Oberleitung von Dr. **Adolf Fäh,** Stiftsbibliothekar von St. Gallen. Herausgegeben von **Moritz Kreutzmann,** Zürich. Photographisch aufgenommen von **C. Umiker,** St. Gallen. Lichtdruck der Société Anonyme des Arts Graphiques, Genf. 31 Großfolio-Lichtdrucktafeln in eleganter Mappe. Zürich, Kreutzmann, 1897. Preis *Fr.* 45.

Zu den vielen vortrefflichen Publicationen, welche die Monumente der Kunst in Lichtdruck wiedergeben, gesellt sich im vorliegenden Prachtwerke „Die Kathedrale in St. Gallen" eine neue. Auf 31 Großfolio-Tafeln, die in ihrer Ausführung als vorzüglich bezeichnet werden müssen und ein beredtes Zeugniß für den Grad der Vervollkommnung ablegen, zu dem die vervielfältigende Kunst sich aufgeschwungen hat, wird der Bau in Gesamt- und Einzelansichten zur Darstellung gebracht. Bilder des Kirchenäußern und des Kircheninnern, Abbildungen der ungemein mannigfaltigen Rokoko-Ornamente des ehemaligen St. Othmars-

chores, des Schiffes, zumal seiner Gewölbezwickel, seiner Kuppel und des Chores, wechseln mit Wiedergaben von Stuckreliefs, welche Scenen aus dem Leben des hl. Gallus darstellen, sowie spielender, oft phantastisch bewegter Puttengruppen, des Chorgestühls und der Beichtstühle samt deren Einzelheiten, des prächtigen schmiedeeisernen Portals des Chorgitters, eines Deckengemäldes und sonstiger Details in buntester Folge. Mit kundigem Auge und sachverständigem Urtheil aus der großen Menge des Abbildungswürdigen ausgewählt, gewähren die Darstellungen ein anschauliches und treues Bild des in seiner Weise großartigen Gotteshauses und namentlich seiner sehr reichen Ausschmückung, welche das betrachtende Auge über die Schwächen des Baues selbst zum Theil hinwegsehen läßt. Ein guter Gedanke war es, die Auslese der zur Darstellung zu bringenden Einzelheiten so einzurichten, daß möglichst alle Meister, die an der Erbauung und Ausstattung der Kirche betheiligt waren, in ihren Werken irgendwie berücksichtigt wurden. Die Publication stellt sich in der That als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des Rokokostiles und somit zu derjenigen der Kunst überhaupt dar. Die Kunstgeschichte hat ja den Faden in der Entwicklung derselben durch alle Jahrhunderte hindurch zu verfolgen und die Werke des künstlerischen Schaffens aller Zeiten mit gerechter Werthung und liebevollem Verständniß unter Berücksichtigung der jeweiligen Verhältnisse und Anschauungen, unter denen dieselben entstanden, zu durchdringen und darum auch die Schöpfungen des Rokoko, die letzten Ausläufer einer Kunstrichtung, welche einst wähnte, in ihren auf der Antike fußenden Bildungen Besseres, Vollkommeneres an die Stelle der hoheits-, macht- und kraftvollen Kunsterzeugnisse des Mittelalters zu setzen, in den Bereich ihrer Betrachtung zu ziehen.

Gewiß wird niemand, der für die Pflege echt kirchlicher Kunst begeistert ist, die Zeit dieses Stiles wieder herbeiwünschen; wir möchten nicht einmal, daß dieselbe von neuem ihre Einkehr in die Profankunst halte. Allein nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß auch das Rokoko beachtenswerthe Kunstwerke geschaffen hat. Ein Blick auf die vorliegende Publication beweist das zur Genüge. Ein Kind ihrer Zeit, leidet die ehemalige Stiftskirche und nunmehrige Kathedrale von St. Gallen allerdings an allen Schwächen und Mängeln, welche der kirchlichen Bauthätigkeit im vorigen Jahrhundert anhafteten. Wer indessen die Abbildungen der 31 Tafeln durchmustert, wird gestehen müssen, daß manche ihrer Einzelheiten von wirklicher Bravour, von hervorragendem technischen Können, großer Gestaltungsgabe und sprudelnder, unerschöpflicher Phantasie ihrer Meister Kunde geben, und er wird das Bedauern theilen, das Fäh gelegentlich in die Worte kleidet: „Trotz der vollen Anerkennung, die wir dem Künstler — F. J. Feuchtmayer, dem Verfertiger der Chorstühle — zu theil werden lassen, gedenkt man nicht ohne Wehmuth der Resultate, welche diese Mittel unter glücklichern Verhältnissen erzielt hätten" (S. 15).

In dem die Tafeln begleitenden Text wird dem Leser die Baugeschichte der Kathedrale und zugleich eine Werthung ihrer ästhetischen und künstlerischen Bedeutung geboten. Nach einer vielleicht etwas zu knappen Einleitung, welche das Bild der Stiftskirche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnet,

werden im ersten Abschnitt die Vorbereitungen zum Neubau geschildert. Hierbei sucht der Verfasser insbesondere den gegen die Erbauung des neuen Gotteshauses gerichteten Vorwurf, dieselbe sei „ein Postulat der Prunksucht des vorigen Jahrhunderts" gewesen, wenigstens für den Neubau des Schiffes, durch welches die alte Michaelskirche verdrängt wurde, zu entkräften, indem er denselben auf Grund der Verhandlungen einer Kapitelsversammlung vom 14. April 1749 als ein Werk der Nothwendigkeit hinstellt (S. 6). Indessen scheint dessen Dringlichkeit nach einem auch von Fäh mitgetheilten Gutachten des Ingenieurs Bär aus Konstanz (S. 7) nicht gar so groß gewesen zu sein, und so werden, wie sicher auf die spätere Herstellung des neuen Chores, so auch schon auf diejenige des Schiffes der eigenthümliche Geschmack und die Prunkliebe der Rokokozeit, denen die alte Michaelskirche, ein Bau des 14. Jahrhunderts, nicht mehr zugesagt haben dürfte, keinen geringen Einfluß ausgeübt haben. Die Zerstörung des 1439—1479 errichteten östlichen Chorbaues war in keiner Weise durch Baufälligkeit veranlaßt und begründet (S. 12).

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Erbauung des Schiffes und des westlichen St. Othmarschores, sowie mit der Thätigkeit Christian Wenzingers, den Fürstabt Cölestin II. für die Ausführung des plastischen und malerischen Schmuckes des Neubaues gewonnen hatte. Der Aufführung des jetzigen Ostchores, seiner Ausstattung und der Errichtung der Ostfassade, welche die zweite Bauperiode der Kirche bilden, ist der dritte Abschnitt gewidmet, welcher zugleich manche werthvolle Notizen über die Beschaffung des Kirchenmobiliars gibt. Die letzte Bauperiode, welche der Stiftskirche im Innern eine Reihe von nicht immer glücklichen Veränderungen brachte, behandelt der vierte Theil.

So interessant die zahlreichen Einzelheiten sind, welche in den vier Abschnitten dem Leser über die Baugeschichte der jetzigen St. Galler Kathedrale gegeben werden, so beachtenswerth sind die denselben eingeflochtenen Urtheile über den Werth bezw. die Fehler des neuen Baues und seines bildlichen und ornamentalen Schmuckes. Voll Interesse für die Schöpfung des hochgesinnten Prälaten, deren Vorzüge überall gebührend hervorgehoben werden, ist Fäh keineswegs blind für ihre architektonischen und decorativen Mängel, auf die er ebenso offen wie auf die guten Seiten hinweist. So urtheilt er beispielsweise über die plastischen Arbeiten Wenzingers: „In der Kleinplastik wahrt unser Meister das Erbe des Rokoko: viel Humor, ungebundene Freiheit, wenig Ernst und kein Zug frommen Glaubens begleitete ihn" (S. 10).

Zum Behufe bessern Verständnisses sind dem Texte verschiedene Illustrationen beigegeben worden. Gewünscht hätten wir, es wäre den Ausführungen auch ein Längen- und ein die Kuppel durchziehender Querdurchschnitt in geometrischem Aufriß eingefügt worden. Dieselben hätten unzweifelhaft das Erfassen von einzelnen minder klaren Stellen und namentlich einen Ueberblick über den ganzen Bau erleichtert. Warum der Idealplan des 9. Jahrhunderts (S. 17) in den Text aufgenommen wurde, ist nicht recht ersichtlich; thatsächlich wird nirgends auf ihn Bezug genommen, obschon er doch die Gelegenheit zu einem interessanten Vergleich geboten hätte. Die Ausstattung des begleitenden Textes und der zu

seiner und der Tafeln Aufnahme bestimmten Mappe ist vornehm und entspricht durchaus der Vorzüglichkeit der Lichtdrucke. Die Publication ist der Beachtung der Kunstfreunde werth und vermag auch kunstgewerblichen Zwecken gute Dienste zu leisten.

J. **Braun** S. J.

Kirchenmusikalisches Jahrbuch 1897. Herausgegeben von Dr. **Franz Xav. Haberl.** Lex.-8⁰. (IV u. 44 u. 144 S.) Regensburg, Pustet. Preis *M.* 2.60.

Das kirchenmusikalische Jahrbuch erscheint jetzt im 12., und als Fortsetzung des Cäcilienkalenders schon im 22. Jahrgang. Das schöne und gewiß zeitgemäße Unternehmen des Herrn Dr. Haberl hat sich also auch als durchaus lebenskräftig erwiesen. Die bisherigen Jahrgänge, die einzeln zu besprechen diese Zeitschrift begreiflicherweise sich versagen mußte, bergen in der That eine solche Fülle von kunstgeschichtlichen, bibliographischen, ästhetischen Arbeiten, daß sie auch der Fachmann nicht mehr ignoriren kann. Die Inhaltsangaben aller vorhergehenden Jahrgänge, welche in jedem derselben zu lesen sind, und Personen- und Sachregister, sowohl für die zehn Jahre des Cäcilienkalenders als auch des Jahrbuches, werden jeden, der sie näher durchgeht, davon überzeugen. Die musikalischen Beilagen sind bei dieser Werthbestimmung nicht zu vergessen, da sie des Schönen und Brauchbaren reichlich geliefert haben. Die Ausstattung war von Anfang an eine lobenswerthe und hat auch mit dem Fortschritte des Inhaltes das richtige Tempo eingehalten. Von den gelungenen bildlichen Darstellungen haben manche auch für den Kunsthistoriker Interesse.

Der vorliegende Jahrgang scheint die guten und vorzüglichen Eigenschaften seiner Vorgänger alle vereinigen und zur Achtung gebietenden Darstellung bringen zu wollen. Unter den Abhandlungen und Aufsätzen steht an erster Stelle die Arbeit eines hervorragenden Fachmannes: „Der Mensural-Codex des Magister Nikolaus Apel von Königshofen, aufgefunden (in der Leipziger Universitätsbibliothek) und beschrieben von Dr. Hugo Riemann." Die Wichtigkeit dieses Fundes kennzeichnet Dr. Riemann selbst mit den Worten: „Es handelt sich bei meinem Funde nicht um eine immerhin auch werthvolle Sammlung alter Handschriften von anderweit bekannten und seither durch Druck vervielfältigten Werken, sondern der Codex bedeutet eine ganz wesentliche Bereicherung unseres Besitzstandes an Denkmälern der contrapunktischen Kunst vor 1500" (S. 1 c. 2). Ein Facsimile in Lichtdruck, $^3/_4$ der Originalgröße, gibt ein anschauliches Bild der Schreibweise des Codex, eines stattlichen Bandes, dessen Handschrift heute noch in demselben Zustande ist wie Anno 1504, als der Band auf Kosten des Magisters Nikolaus Apel von Königshofen in Holzdecken mit starkem, breitem Lederrücken und mit der Zeit defect gewordenen Schließen gebunden wurde. Eine genaue Inhaltsangabe, ein alphabetisches Verzeichniß der Texte, sowie eine Vergleichung mit einem ähnlichen, jedoch der Abstammung nach nicht verwandten Codex der kgl. Bibliothek in Berlin gewähren einen auch für die eingehendere Forschung genügenden Einblick in den kostbaren Fund.

An zweiter Stelle gibt Dr. Haberl selbst „im Interesse der Specialgeschichte und zur Förderung des Forschertriebes“ ein Verzeichniß jener alten Componisten, von welchen „die sechs Trienter Mensuralcodices“ unter Angabe ihres Namens Werke enthalten. Diese für die Musikgeschichte des 15. Jahrhunderts sehr wichtigen Codices fand Dr. Haberl vor etwa 12 Jahren im Archiv des Domkapitels von Trient. Im ersten Hefte seiner „Bausteine für Musikgeschichte“ hat er über diesen Fund ausführlich berichtet. Jahrelange Studien, schrieb er dort, seien nothwendig, um diese Reichthümer zu heben und der Musikgeschichte ganz und voll nutzbar zu machen. Das österreichische Cultusministerium wollte einen solchen Schatz nicht in fremde Lande kommen lassen, erwarb die sechs Codices käuflich und ließ sie nach Wien bringen. Dort sollten sie unter Verschluß bleiben, bis ein in gelehrten Kreisen wohlbekannter Professor durch eine Specialschrift ihren Inhalt der Allgemeinheit vorstellen wird (S. 24 c. 2). Das ist nun bislang nicht geschehen. Der Herr Professor will vielleicht beweisen, daß es zur gedeihlichen Lösung seiner Aufgabe wirklich, wie eben gesagt wurde, „jahrelanger Studien“ bedarf.

„Beiträge zur Geschichte des katholischen Orgelspieles“ überschreibt Herr Ernst von Werra, Chordirector am Münster zu Konstanz, seine biographisch-bibliographische Abhandlung über sechs hervorragende katholische Organisten des vorigen Jahrhunderts und ihre Werke. Es sind: Franz Anton Maichelbek, Präbendar der Münsterkirche in Freiburg i. Br., den der Liber mortuorum dieser Kirche als organista maxime virtuosus feiert († 1750); sodann der Augsburger Octavian Panzau, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Decan des Augsburger Chorherrenstiftes zum heiligen Kreuz, wo in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch der Chorherr P. Ludwig Zöschinger lebte, der ebenfalls Werke für Orgelspiel edirte. Die übrigen vier waren Benediktiner, darunter Marian Königsperger aus Roding in der bayrischen Oberpfalz, ein Laienbruder der Abtei Prüfening (1708—1769); Georg Pasterwiz (1730—1803), Conventual von Kremsmünster und der „größte Musiker des dortigen Stiftes“; Karlmann Kolb, Conventual der Benediktiner-Abtei Aspach. Herr v. Werra schreibt über ihn: „Wir haben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts keinen katholischen Orgelmeister, der neben Gottlieb Muffat, J. Ferd. Fischer und Murschhauser gestellt werden könnte, als P. Kolb.“ Möchte Herr v. Werra auch den von ihm angegebenen äußern Zweck dieser seiner interessanten Mittheilungen erreichen, nämlich kundige und tüchtige Mitarbeiter zu begeistern, welche seine Bemühungen theilen wollten, um einzelne Werke, Meister, Epochen des katholischen Orgelspieles selbständig zu bearbeiten!

Das traditionelle Musikprogramm der sixtinischen Kapelle nach den Aufzeichnungen von Andrea Adami da Bolsena, welches Dr. Haberl im vorliegenden Jahrbuche im Auszuge mittheilt, ist ein neuer, sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte dieses merkwürdigen und ehrwürdigen Kunstinstitutes, das drei Jahrhunderte hindurch inmitten der tiefstgreifenden musikalischen Revolutionen den reinen Vocalgesang, die kirchliche Polyphonie, den Palestrinastil bis in unsere Zeit hinein gerettet hat. Die ausgesprochen conservative Stellung der päpstlichen

Kapelle in ihrer künstlerischen Thätigkeit, das zähe traditionelle Festhalten dieser Körperschaft, welches auch durch ihr Programm und dessen Durchführung bekundet wird, werfen unseres Erachtens auch ein Schlaglicht auf die Choralfrage. Der Cantus planus oder firmus nimmt nicht den kleinern Theil ihrer Leistungen in Anspruch und war bei diesen Sängern in täglicher Uebung. Auf ein Pünktchen hin ist festgesetzt, was die Einzelnen dabei zu übernehmen haben, als gälte es, heiligste Rechte zu wahren. Da ist es nun schwer zu glauben, daß Leute von solchen Auffassungen und Gewohnheiten es lautlos hingenommen hätten, wenn bei einer neuen Redaction der althergebrachten Gesangsweisen willkürlich die wesentlichsten Veränderungen angebracht worden wären. Auf persönliche Motive, welche bei dieser Künstlerschar gerade nicht zu den Seltenheiten gehörten, wollen wir gar nicht Rücksicht nehmen, obwohl diese den conservativen Geist derselben gewiß nicht geschmeidiger gemacht hätten. — Das traditionelle Musikprogramm der Sixtina räumt den Meisterwerken Palestrinas einen nicht zu verkennenden Ehrenvorrang ein. Von Meßcompositionen des Meisters abgesehen, welche ohne Zweifel auch zum Repertorium zählten, gehörten 26 seiner Kirchencompositionen, darunter gerade die großartigsten, zu den jährlich an bestimmten Tagen als Einlagen benutzten Tonwerken.

Anziehend und belehrend ist auch der Aufsatz „Zur Geschichte der Singknaben-Institute“. Schon frühere Jahrgänge haben zu dem gleichen Thema reichliche Beiträge geliefert. — Es folgt nun die Abhandlung „Joseph Victor von Scheffel über Erhart Oeglins Liederbuch von 1512“. Im Jahre 1880 erschien, herausgegeben von der Gesellschaft für Musikforschung, eine Neuausgabe dieses alten Liederbuches, welcher eine von Julius Joseph Maier († 21. Nov. 1889), Conservator der „enorm reichen musikalischen Abtheilung der Münchener Bibliothek“, nach dem Originaldruck hergestellte Partitur zu Grunde gelegt worden war. Eine der werthvollsten Handschriften der Bibliothek Maiers, welche von Dr. Haberl für die Regensburger königliche Musikschule erworben wurde, bildet ein Autograph des Dichters Joseph Victor von Scheffel († 1886), der Maier als altem Studiengenossen und Landsmann bekannt war und von ihm die Anregung empfing, sich mit den Texten des Oeglinschen Liederbuches zu beschäftigen. Das Resultat davon bietet das Autograph, welches die sämtlichen Texte, nur zwei ausgenommen, von Scheffels Hand enthält. Eine längere Einleitung, welche der Dichter seinen Textrevisionen vorausschickte, hat besonderes Interesse, und ihre Veröffentlichung wird als werthvoller Beitrag zu des Dichters literarischer Thätigkeit auch dem Literaturhistoriker willkommen sein. Maier selbst wünschte diese Veröffentlichung, wenn er auch die Scheffelsche Arbeit noch nicht genügend fand und deshalb die endgiltige Revision einem Germanisten, Dr. Alexander J. Vollmers († 1877), überließ.

Die beiden Sterne erster Größe aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, Joh. Seb. Bach und G. Fr. Händel, sind durch die großartigen Biographien von Spitta und Chrysander in so intensive Beleuchtung gerückt worden, daß man die übrigen, wenn auch kleinern Sterne am musikalischen Himmel jener Zeit, besonders aber die katholischen Componisten des 17. Jahrhunderts in Deutschland,

nahezu nicht mehr beachten zu müssen glaubte. Und doch hatten manche dieser Männer compositorische Studien in Klöstern, an Kathedral- und Stiftskirchen in ausreichender Weise gemacht und war auch ihre allgemeine Bildung eine gute gewesen. Einer von diesen Männern, deren Schaffen und Wirken bis heute nur in geringem Maße gewürdigt wurden, ist Abraham Megerle, der leibliche Vetter oder Oheim des bekannten Augustinermönches und Wiener Hofpredigers P. Abraham a Santa Clara († 1709), welcher mit seinem Familiennamen Johann Ulrich Megerle hieß und sich wahrscheinlich zu Ehren und Andenken seines Verwandten beim Eintritt in das Kloster nach diesem nennen ließ, dem er auch aus Dankbarkeit, weil er ihm zum Studiren verholfen, das väterliche Erbe von 150 Gulden verschrieben hat. — Obwohl Abraham Megerle dereinst als musurgus nostri aevi celeberrimus gepriesen wurde, gehörte er doch zu den Vergessenen, bis man in neuerer Zeit wieder auf ihn und seine zahlreichen Werke aufmerksam wurde. Für seine Lebensschicksale ist die sicherste Quelle ein Büchlein, welches er einige Jahre vor seinem Tode (1672?) auf eigene Kosten drucken ließ und zwar ohne Angabe einer Jahreszahl. Dafür gibt es als Zeit seines Erscheinens an: anno et die quo valedixit mundo — nämlich sein Verfasser. Es ist eine in wunderlicher Fiction vom Todten selbst aus dem Grabe heraus seinen Freunden und Gönnern erzählte Selbstbiographie, in welcher der musurgus celeberrimus auf lateinisch und deutsch über seine Erlebnisse, Werke und Thaten berichtet. Allzugroße Bescheidenheit hemmt ihn dabei nicht, doch findet er mit dem Salomonischen Vanitas vanitatum den richtigen, allversöhnenden Abschluß. Megerle war von Kaiser Ferdinand III. geadelt worden; sein Wappen ist auch im Speculum abgebildet. So war ihm der Weg zu einem einträglichen Canonicat offen, das er wirklich 1665 in Altötting erhielt. Papst Alexander VII. ernannte ihn zum Protonotarius apostolicus. Doch gestalteten sich die letzten Lebensjahre des Canonicus nicht erfreulich. Seine literarische und musikalische Thätigkeit, auch seine große Mildthätigkeit, hatten ihn in Schulden gebracht. Außerdem hatte ihn ein Augenleiden befallen. Er starb 29. Mai 1680. S. 90 wird die Abbildung seines Grabdenkmales in der Stiftskirche zu Altötting gegeben.

Unter den „Anzeigen, Besprechungen und Kritiken" steht obenan ein mit meisterhafter Klarheit abgefaßtes, ausführliches Referat von P. Utto Kornmüller aus Metten über das für die Choralkunde hochwichtige Werk von F. A. Gevaert: La mélopée antique dans le Chant de l'Église latine. Dieser Theil allein gibt dem Jahrbuche 1897 einen mehr als gewöhnlichen Werth. Wer sich kurz und bündig und doch nicht bloß oberflächlich über die Resultate eines unserer berufensten Choralforscher orientiren will, greife also zum Kirchenmusikalischen Jahrbuch, wo er die reichste Belehrung finden wird.

„Alter und neuer Choral" überschreibt Herr Edmund Langer, der Herausgeber der „Christlichen Akademie" in Prag, eine Abwehr auf Angriffe, die gegen ihn auf einen kleinen Artikel in Nr. 6 und 7 der „Christlichen Akademie" hin erfolgt waren. Hinter seinen ritterlichen Schild müßten sich übrigens noch manche andere Leute stellen, die das nämliche zu denken und sogar zufällig fast mit denselben Worten zu schreiben wagten. Den Standpunkt, welchen der

Verfasser in seiner Schlußbemerkung einnimmt, wird jeder Vorurtheilsfreie theilen. Uebrigens darf auch der Schluß jener Besprechung im ersten Augusthefte der Historisch-politischen Blätter 1896 nicht übersehen werden, gegen welche sich der Verfasser wendet. Daß die compositorische Thätigkeit der Meister, welche die gregorianischen Melodien nach den Regeln schufen, wie die Paléogr. music. und Professor Wagner sie uns vorlegen, eine andere sein mußte, als wir sie heutzutage uns vorstellen, versteht sich von selbst, und wem vielleicht das Wort „Schablone" anstößig wird, der kann ja die kleinen Tongebilde, aus welchen sie ihre Melodien zusammensetzten und welche uns die Neumen repräsentiren — Modelle nennen. Es ist jedenfalls zu bedauern, daß in die gewiß berechtigte Richtung der Choralforschung der gelehrten französischen Benediktiner sich ein aggressiver Zug gegen jene gemischt hat, welche von der kirchlichen Autorität gutgeheißen wurde.

Die „Kirchenmusikalische Jahreschronik" bildet schon seit mehreren Jahren einen der schätzenswerthesten Theile des Jahrbuches und wurde bislang von einem der eifrigsten Mitarbeiter desselben, Dr. Anton Walter, besorgt, den aber am 1. October 1896 der Tod heimgerufen hat. Daß die Jahreschronik immer reicher wird, beweist, daß die literarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Kirchenmusik einen sehr erfreulichen Fortschritt macht, wofür übrigens das Jahrbuch selbst das beste Zeugniß liefert.

Theodor Schmid S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Glück, katholisch zu sein. Von L. v. Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. kl. 8°. (IV u. 166 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1897. Preis *M.* 1.20.

Meist mit den Worten verschiedener Convertiten, aber trefflich ausgewählt und gruppirt, sind vom Verfasser die verschiedenen Seiten des Seelenfriedens und Glückes gezeichnet, welche der Katholik als Kind der Kirche und Theilnehmer ihrer reichen Gottesschätze in ebenso hohem Maße genießt, wie er sich als wahrer Katholik bethätigt. Die Klarheit und Ueberzeugung, welche sich in allen Schriften des Verfassers zeigt und dieselben in weite Kreise getragen hat, begegnet uns auch hier wieder. Die schlagende Abfertigung, welche S. 143 dem Einwurf zu theil wird, als ob der Katholicismus die freie wissenschaftliche Forschung hemme, und die Aufdeckung der Thorheit und Lächerlichkeit dieses Einwurfes ist schon allein eine kräftige Empfehlung dieser neuen Schrift. Dabei vermeidet der Verfasser alles Gehässige und Verletzende. So unerbittlich er auch die Wahrheit sagt und dieselbe ungeschminkt dem Leser vorführt, so rücksichtsvoll ist er gegen die Personen, welche außer der Wahrheit stehen. Der Zweck des Büchleins ist kein anderer, als die Katholiken in der Treue zu ihrem heiligen Glauben und in der Liebe zu demselben zu befestigen, die Andersgläubigen der Wahrheit und ihres Glückes theilhaftig zu machen.

Vernünftiges Denken und katholischer Glaube. Erwägungen für die gebildete Welt von Christian Hold, Dekan und Pfarrer. Mit Approbation des hochw. bischöfl. Ordinariates Augsburg. kl. 8°. (VIII u. 234 S.) Kempten, Kösel, 1897. Preis *M.* 2.40.

Das schöne Buch enthält S. 229 eine bedenkliche Stelle; ein paar andere Ausdrücke rechnen wir zu kleineren Versehen. Diese zu beanstandende Stelle ist jene, an welcher der Herr Verfasser sich über das ewige Los derer äußert, welche sonst ihrem Gewissen gefolgt sind, zu welchen aber die Glaubensbotschaft nicht gedrungen ist. „Diese Botschaft werden sie aber in der Ewigkeit vernehmen und sich ihr voller Freude gläubig unterwerfen, und das wird ihre Begierdetaufe sein.“ Hiergegen ist zu betonen, daß diese Begierdetaufe noch in einen Zeitpunkt des irdischen Lebens fallen muß; in der Ewigkeit gibt es keine Begierdetaufe mehr. Sonst hat das Buch des Anregenden und Belehrenden, des Tröstenden und Ergreifenden so vieles, ist in einer so edeln Sprache geschrieben, bietet eine solche Fülle theologischen Wissens und weiß dieses in einer so gefälligen, gar nicht ermüdenden Weise vorzubringen, daß es dem Leserkreise der Gebildeten eine mächtige Schutzwaffe in die Hand gibt gegenüber den Anfeindungen unserer heiligen Kirche, und daß es geeignet ist, manchen Akatholiken die Vorurtheile und die Abneigung gegen eine Reihe katholischer Lehren zu nehmen. Von dem Gottesbeweis und den Gottesoffenbarungen in Christus und der Kirche an bis zur Beicht, Eucharistie, Heiligenverehrung, alleinseligmachenden Kirche finden die Hauptlehren des Katholicismus eine anziehende Behandlung.

Theologia Mariana juxta probatissimos auctores concinnata, ad normam P. Sedlmayr O. S. B. in sua scholastica Mariana, cura et opere C. H. T. Jamar, auctoris libri cui titulus „Marie, Mère de Jésus“. 8°. (IV et 177 p.) Lovanii, apud C. Fonteyn, 1896. Preis *Fr.* 3.50.

Die Theologie hat sich heutzutage im Kampfe gegen den Unglauben so viel mit den apologetischen Fragen zu beschäftigen, daß nicht so viel mehr gedacht wird an den positiven Ausbau der Glaubenslehren über die übernatürliche Verklärung, welche der Menschheit durch Christus gebracht ist und an welcher in erster Linie und in hervorragender Weise die seligste Gottesmutter theilnimmt. Und doch bietet die speculative Durchdringung dieser Lehren dem gläubigen Verstande ein weites Feld tiefer und anregender Forschung und dem Herzen eine reiche Quelle edeln Genusses. Unter dieser Rücksicht schon begrüßen wir mit Freuden diese Theologia Mariana, welche eine größere marianische Schrift des vorigen Jahrhunderts auszüglich wiedergegeben und sie dem heutigen Stande der Theologie angepaßt hat. Der Leser findet in ihr all die einzelnen Gnadenvorzüge und Auszeichnungen der seligsten Jungfrau, vor ihrer göttlichen Mutterschaft, als Mutter Gottes in ihrem sterblichen Leben und in ihrer ewigen Verherrlichung, in scholastischer Weise erklärt und begründet. Wir möchten jedoch den Wunsch äußern, daß bei jeder aufgestellten These auch der ihr zukommende Grad von Gewißheit angegeben würde, und daß die abweichenden Ansichten und deren Gründe eine eingehendere Darstellung erhielten. Denn daß einige Beweise und auch einige Sätze des Buches, besonders über Erbschuld und Prädestination bezüglich der seligsten Jungfrau, anfechtbar seien, läßt sich nicht läugnen. Vielleicht verdienen solche Wünsche bei einer folgenden Auflage Berücksichtigung.

ΑΝΑΣΚΕΥΗ ΤΗΣ ΔΙΔΑΣΚΑΛΙΑΣ ΤΗΣ ΕΚΚΛΗΣΙΑΣ ΑΝΑΤΟΛΙΚΗΣ ΔΙ ΕΑΥΤΗΣ ΤΗΣ ΙΔΙΑΣ. **Argumenta contra orientalem ecclesiam** eiusque synodicam encyclicam anni MDCCCXCV. Fere unice hausta ex libris eius confessionalibus aliisque ipsius scriptoribus atque auctoribus a P. Ioanne Bapt. Baur Ord. Cap. a Sterzinga alumno provinciae Tirolis septentrionalis lectore s. Theologiae in Apostolico Instituto Orientali. Cum approbatione ecclesiastica. 8°. (98 p.) Oeniponte, Rauch, 1897. Preis 1 *fl.* österr.

Der Verfasser, Professor der Theologie zu Budjah bei Smyrna, hat schon früher eine Artikelreihe „Die heutige griechisch-schismatische Theologie und Controverse" geschrieben, welche bei Gelegenheit der päpstlichen Encyklika an die Orientalen in der (Salzburger) „Katholischen Kirchenzeitung" 1895 erschien. Der Hauptinhalt derselben findet sich in dem vorliegenden Schriftchen in mehr systematischer Ordnung zusammengestellt, wobei die officielle Erwiderung der „orthodoxen Synode" auf die päpstliche Encyklika immer besondere Berücksichtigung erfährt. Das Schriftchen stellt sich demgemäß als eine Controversschrift gegen die griechisch-schismatische Kirche dar. Der erste Theil: „Ueber die Kennzeichen der Kirche", wendet die von den Griechen als Merkmale der Kirche Christi aufgestellten Kennzeichen auf die griechisch-schismatische und die katholische Kirche an. Der zweite Theil: „Ueber die Neuerungen, welche die Encyklika von Konstantinopel der römischen Kirche zum Vorwurf macht", untersucht im einzelnen die Vorwürfe des Ostens gegen Rom. Der Hauptwerth des interessanten Schriftchens liegt darin, daß es fast ausschließlich auf officielle Schriften der griechischen Kirche selbst sich stützt, welche im Abendland schwer zugänglich sind, namentlich auf den Rechtscodex der orientalischen Kirche, das sogenannte Pidalion, auf den officiell bestätigten Gymnasialkatechismus des Konstantin Vasides, auf die in der Theologenschule von Chalki eingeführte Kirchengeschichte des Philaret Vasides. Die Widersprüche und die Inconsequenz der griechischen Theologie werden dabei von dem hochwürdigen Verfasser in ein oft überraschendes Licht gesetzt. Nicht selten vermag er nachzuweisen, daß die Encyklika der „orthodoxen Synode" läugnet, was in den Schulbüchern zugestanden wird, und umgekehrt. Auch sonst erhält man über den heutigen Standpunkt der griechischen Theologie manchen willkommenen Aufschluß, so daß sich P. Baur nicht nur um die Missionäre des Orients verdient gemacht hat, sondern auch auf den Dank aller rechnen kann, welche sich bei uns für die religiösen Fragen des Orients interessiren.

Directorium Viae sanctae Crucis. A P. Petro Mocchegiani a Monsano, Ex-Definitore Generali Ordinis Min. ac S. Indulg. C. Consultore, concinnatum et auctoritate Rmi P. Aloysii a Parma, totius Ordinis Min. Ministri Generalis, editum. 12°. (VIII et 174 p.) Ad Claras Aquas 1897. Preis 75 *Pf.*

Der hochwürdige Verfasser hat soeben ein werthvolles größeres Werk über die Ablässe herausgegeben. Aus diesem hebt er die Abtheilung über den Kreuzweg besonders aus und bietet sie dem Leser in obigem Büchlein. Man findet darin alle auf den Kreuzweg und das mit den Kreuzweg-Ablässen versehene Crucifix bezüglichen Verordnungen und Ablaßverleihungen recht klar und übersichtlich zusammengestellt bis auf die Decrete neuesten Datums hin. Für jeden, der sich über diesen Gegenstand orientiren will, ist es ein sehr willkommenes Hilfsmittel. Der

Verfasser tritt der in jüngster Zeit verbreiteten Ansicht entgegen, nach welcher die Kreuzweg-Ablässe nicht mehrmals im Tage gewonnen werden könnten; er behauptet nicht mit Unrecht, daß es an durchschlagendem Beweise für diese Beschränkung fehle. — Als Beilagen gibt das Büchlein am Ende die Gebete und Formeln zur Errichtung des Kreuzweges, die Formulare für die verschiedenen diesbezüglichen Documente und schießlich eine Kreuzweganbacht; letztere ist kurz und einfach, aber höchst anregend und erbaulich gehalten.

Konkordanz der Biblischen Geschichte und des Katechismus, worin dem Katecheten gezeigt wird, welche biblischen Beispiele und Aussprüche beim Katechismusunterrichte beigezogen werden können. Von Dr. Friedrich Justus Knecht, Weihbischof von Freiburg i. B. (Sonderabdruck aus der fünfzehnten Auflage des „Praktischen Kommentars zur Biblischen Geschichte" von demselben Verfasser. gr. 8°. [XIV u. 798 S. u. 4 Lektionspläne.] *M.* 6.40.) gr. 8°. (30 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis 40 *Pf.*

Was die vorliegenden Blätter enthalten, sagt der Titel deutlich genug. Zu jedem Abschnitt des Kölner Diöcesankatechismus sind Verweisungen auf die Biblische Geschichte des hochwürdigsten Herrn Verfassers angemerkt, so daß dem Katecheten ein reiches Material von Erzählungen und Aussprüchen der Heiligen Schrift an die Hand gegeben wird, mit dem er den Unterricht beleben und die Kenntniß des Evangeliums in den Kindern fördern kann. Des Verfassers längst allgemein geschätzte Arbeiten auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes bedürfen unserer Empfehlung nicht, und es genüge daher diese kurze Anzeige.

Ontologia. Metaphysica generalis. Auctore P. Carolo Delmas S. J., philosophiae professore. Cum Superiorum facultate. 8°. (XXXVI et 882 p.) Parisiis, Retaux, 1896. Preis *Fr.* 8.

Diese neue „Ontologie" erweist sich bei näherer Prüfung als die reife Frucht der eindringendsten Speculation, einer großen Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur und einer hervorragenden Lehrgabe. Der ganze Lehrgehalt der allgemeinen Metaphysik liegt hier, bis in die dunkelsten Tiefen ergründet und höchst übersichtlich in seine Theile gegliedert, in einer so klaren Darstellung vor, daß auch der Anfänger im Studium der Philosophie den Darlegungen unschwer zu folgen im stande ist. Um bei der Auswahl der Lehrmeinungen möglichst sicher zu gehen, sieht der Verfasser, wie er ausdrücklich erklärt und wie es das ganze Buch bezeugt, den englischen Lehrer und den Doctor Eximius als seine zwei Hauptführer an. Für die hohe Autorität des letztern, den Papst Leo XIII. in einem Sendschreiben an die Bischöfe Spaniens (1893) vir cum paucis comparandus nennt, beruft sich P. Delmas auch auf den Ausspruch des Dominikaner-Cardinals Zephyrinus Gonzalez: „Philosophia Suarezii una prorsus eademque est cum scholastica: melius dixerim ipsam esse S. Thomae philosophiam, quem Suarez singulis suorum operum paginis citatum sequitur ... In metaphysica non secus ac in theodicea, in morali non minus quam in psychologia, Suarez Angelici Doctoris vestigiis generatim insistit, doctrinamque ab eo conceptam lucidissime exponit, commentatur, evolvit." — Sollten wir hier diejenigen Partien des Werkes nennen, die als vorzüglich gelungen zu bezeichnen wären, so wüßten wir nicht, wo anfangen und wo enden. So sind z. B. die dunklen und schwierigen Fragen betreffs der Relationen aufs lichtvollste behandelt, und bezüglich der vielumstrittenen Definition

der Schönheit ist es dem Verfasser unseres Erachtens gelungen, in den Widerstreit der Meinungen durch die Definition des hl. Augustinus eine gewisse versöhnende Einheit zu bringen. Die großen Vorzüge dieser scholastischen Ontologie legen den Wunsch nahe, daß der gelehrte Verfasser die von ihm in Aussicht gestellte Kritik der modernen metaphysischen Systeme recht bald möge folgen lassen.

Hildesheims Domgruft und die **Fundatio Ecclesie Hildensemensis.** Nebst Beschreibung der neuentdeckten Confessio des Kreuzaltares, der Gräberfunde der Domgruft und des nielloartigen Chorfussbodens. Von Dr. Adolf Bertram, Domkapitular. Mit 19 Abbildungen. gr. 8°. (483 S.) Hildesheim, Lax, 1897. Preis *M.* 4.50.

Der Verfasser, welcher sich in letzterer Zeit durch die großartig angelegte, mit Beifall aufgenommene Geschichte der Bischöfe von Hildesheim (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 430 f.) verdient machte, bietet hier eine werthvolle Darlegung der Funde, die sich 1896 bei der Restauration der Domgruft in Hildesheim ergaben. Es waren Gräber der Bischöfe der ältesten Zeiten, wichtige, bis dahin unter Verputz und anderer Bekleidung verborgene Bautheile und eine äußerst interessante Confessio mit ihrem alten Altare. Die um das Jahr 1100 verfaßte Fundatio Ecclesie Hildensemensis erhält durch jene Funde neues Licht. Sie erscheint darum hier in einer sorgfältigen, mit Varianten und Noten versehenen Ausgabe, sowie mit einer Uebersetzung. Den Schluß bildet eine Beschreibung des Fußbodens, womit früher der Chor der Oberkirche verziert war, „eines der wichtigsten Denkmäler, die uns aus dem Mittelalter geblieben sind". Die im Text und auf drei Tafeln gebotenen guten Abbildungen tragen wesentlich dazu bei, das Schriftchen in Form und Inhalt doppelt interessant zu machen.

„Les Saints." 3. **St. Augustin de Canterbury et ses compagnons.** Par le R. P. Brou S. J. 12°. (XII et 212 p.) Paris, Lecoffre, 1897. Preis *Fr.* 2.

4. **Le Bienheureux Bernardin de Feltre.** Par E. Flornoy. 12°. (194 p.) Paris, Lecoffre, 1897. Preis *Fr.* 2.

Nicht das Lebensbild eines einzelnen Heiligen liegt in der ersten Schrift vor, sondern die geschichtliche Darstellung der von Gregor dem Großen ausgehenden, von den heiligen Augustin und Paulin durchgeführten Christianisirung der angelsächsischen Heptarchie. Die geschichtlichen Quellen sind fleißig benutzt, aber auch Legenden, Localtraditionen, Archäologie und Kunstgeschichte sind recht geschickt der Aufgabe dienstbar gemacht worden. Auf verhältnißmäßig geringem Raum wird viel geboten, und das Buch ist gut geschrieben. Manche eingestreute Reflexionen und wiederholte Zurückweisung protestantischer Vorurtheile und Abgeschmacktheiten könnten den Eindruck zuweilen stören und wären vielleicht mit Vortheil unterdrückt worden. Wenn S. 119 die gegensätzliche Stellung der britischen Hierarchie zu den römischen Missionären kurz mit den Worten präcisirt werden soll: „Rassenstreit, nicht Ritenstreit", ebenso wenn S. 185 die endliche Versöhnung der beiden Kirchen gerade dem persönlichen Einfluß des „französischen Bischofs St. Felix" zugeschrieben wird, so dürfte an beiden Stellen eine Einschränkung am Platze sein. Das Werkchen ist eine hübsche geschichtliche Monographie, aber nicht ein Heiligenleben im Sinne eines Erbauungsbuches.

Das zweite Schriftchen ist die kurze aber lehrreiche Biographie eines großen Predigers, eines echten Menschenfreundes und eines praktischen Socialpolitikers, man möchte sagen, eines Universalgenies auf dem Gebiete der Charitas. Dabei handelt es sich um einen berühmten Träger des kirchlichen Gedankens, dessen Ende († 28. September 1494) von dem Ausbruch der Reformation nur um wenige Jahre entfernt liegt, und um einen Seligen, dessen Heiligsprechungs-Proceß gegenwärtig noch im Gange ist. Das Werkchen bietet also außerordentlich interessante Seiten, vor allem ein wahres Bild der italienischen Kanzel in vorreformatorischer Zeit, wie einen Gradmesser des religiösen Lebens im 15. Jahrhundert; es führt ein in das so wenig gekannte Empyreum der Heiligen der Renaissance-Zeit. Dann aber zeigt es auch in dem Begründer der „Montes pietatis“ (Volks-Leihanstalten) den Lehrmeister jenes echten und wirklich heilbringenden Antisemitismus, welcher, die Weisheit der Kirche athmend, die Kraft und Klugheit einer entschlossenen Volksvertheidigung entfaltet, ohne auch nur einen Finger breit von der Gerechtigkeit abzuweichen.

Leben und Wirken des sel. Petrus Canisius. Gedächtnißrede, gehalten bei der Feier des 3. Centenariums seines Todes am 30. Mai 1897 in der Studienkirche zu Dillingen von Dr. Thomas Specht, k. Lycealprofessor. 8°. (14 S.) Dillingen, Keller, 1897.

Frisch, gehaltvoll und übersichtlich, ist diese Gelegenheitsrede auch für den Kenner des Canisiuslebens angenehm zu lesen; solchen, die bei gleicher Gelegenheit zu sprechen haben, kann sie nützliche Anregung bieten.

Werdener Annalen. Von Dr. P. Jacobs. 8°. (240 S.) Düsseldorf, Schwann, 1896. Preis *M.* 4.

Der ehemalige Conventuale der Reichsabtei Werden, F. C. Ludwig Meyer, klagt in seiner „Werdenschen Chronik“ 1825, daß die „Werdenschen Annalen“, die er kennzeichnet als eine „lautere Quelle“ und „eine von mehreren gleichzeitigen, an den Begebenheiten Theil genommen habenden Schreibern nach und nach verfertigte Sammlung aller wesentlichen Begebenheiten des Stiftes“, ausgewandert und, aller Nachforschungen ungeachtet, nirgends aufzutreiben seien. Er erwähnt außerdem „einige Fragmente von Handschriften“ und ein Verzeichniß aller seit 1474 der Abtei angehörigen Mönche, wie aller Stifter und Wohlthäter als in Werden noch vorhanden. Die genannten Annalen, soweit solche wirklich existirt haben, glaubt der um die Geschichte des Werdenschen Ländchens bereits anderweit wohlverdiente Verfasser hier bieten zu können. Sie bestehen aus den von ihm neu aufgefundenen Aufzeichnungen des Abtes Heinrich Duden (1573–1601), aus einem in einer Berliner Handschrift sich findenden Katalog der Aebte, als deren Verfasser der in Essen ansässige Dominikaner Heinrich Saldenberg († 1608) mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wird, und aus den bekannten handschriftlichen „Annales“ des Gregor Overham († 1687). Daran schließt sich der bis 1697 reichende Abtskatalog des Bernhard Roskamp, der von mehreren gleichzeitigen Schreibern bis 1803 fortgeführt ist. Das im Werdenschen Pfarrarchiv vorhandene Verzeichniß sämtlicher Conventualen seit 1474 und 8 andere für die Geschichte der Abtei bedeutungsvolle Actenstücke bilden den Schluß. Der Herausgeber glaubt damit „das gesamte Werdener chronikalische Material, und zwar jeweils, soweit es ging, aus erster Hand“, zusammengestellt zu haben und hat überdies auch aus jüngern Berichten das Beachtenswerthe in den Anmerkungen beigefügt. Auf Grund seiner fleißigen Arbeit hält er

es für unwahrscheinlich, daß auch bei etwaiger Auffindung weiterer Handschriften sich noch „einigermaßen werthvolle Nachrichten" herausstellen könnten, welche bis jetzt noch unbekannt wären. Mit Rücksicht auf weitere Leserkreise ist den „Annalen" eine deutsche Uebersetzung an die Seite gegeben, die freilich nicht immer ganz einwandfrei ist und für das fehlende Register einen geringen Ersatz bietet. Das Buch bildet ein recht inhaltreiches und interessantes Ganze und kann gute Dienste leisten.

La Faculté des Arts de l'Université d'Avignon. Notice historique accompagnée des statuts inédits de cette Faculté par J. Marchand, Docteur en Lettres, Inspecteur d'Académie de Vaucluse. 8°. (60 p.) Paris, Picard, 1897. Preis *Fr.* 2.

Bei dem regen Interesse, das man in unsern Tagen der Geschichte der alten Universitäten mit Recht entgegenbringt, kann eine solche auf Grund neuer Quellenpublicationen und mehr noch ungedruckter handschriftlicher Documente aufgebaute Special-Untersuchung nur mit Dank begrüßt werden. Da die ursprüngliche Artistenfacultät der Universität Avignon geringe Spuren ihres Daseins zurückgelassen hat, so dreht sich der Hauptinhalt dieser Schrift eigentlich nur um drei Punkte: um die fortwährenden Differenzen des alten Universitätskörpers mit dem mächtig aufblühenden Jesuitencollegium, um die Neuerrichtung eines philosophischen Lehrstuhls an der Universität durch den Dominikaner-Erzbischof de Marinis 1666 und um die Restauration der Artistenfacultät an der Universität durch den Dominikaner-Erzbischof H. Libelli. Was beigebracht wird, ist recht interessant und brauchbar; doch kommen eben die Quellen nur von der einen Seite zu Wort, gleichsam nur als Klageacte gegen die bösen Jesuiten, deren erfolgreiches Wirken als Lehrer die Bedeutung des veralteten Universitätsorganismus zu schmälern schien. Mit der größten Unbefangenheit der Welt scheint der Verfasser von vornherein als selbstverständlich vorauszusetzen, daß überall und in allem das Unrecht ganz und allein auf seiten der Jesuiten sei. Doch ist der Verfasser sonst nicht bösartig und enthält sich jeglicher Verunglimpfung; sein Material ist reichhaltig genug, um den vorurtheilslosen und tieferblickenden Historiker den Dingen etwas besser auf den Grund sehen zu lassen.

Maupertuis et ses Correspondants. Lettres inédites du grand Frédéric, du prince Henri de Prusse, de La Beaumelle, du Président Henault, du Comte de Tressan, d'Euler, de Kaestner, de Koenig, de Haller, de Condillac, de l'abbé d'Olivet, du maréchal d'Écosse etc. etc. Par M. l'abbé A. Le Sueur, curé d'Érondelle. 8°. (448 p.) Paris, Picard, 1897. Preis *Fr.* 6.

Die ausgewählte Correspondenz des einstigen Präsidenten († 1759) der von Friedrich II. neu gebildeten Berliner Akademie der Wissenschaften mit hervorragenden Vertretern der damaligen Gelehrtenwelt hat der Herausgeber wohlgeordnet in einem Schlosse aufgefunden, auf welchem der Erbe von Maupertuis' handschriftlichem Nachlaß einst längere Zeit bei Verwandten verweilt. Die bedeutendern Correspondenten sind im Titel aufgezählt; von Maupertuis selbst finden sich verhältnißmäßig wenige Briefe, da solche auf seinen Wunsch hin zerstört werden mußten. Nur ganz vereinzelte Stücke dieser interessanten Sammlung sind bis jetzt in Bruchtheilen, verstümmelt und mit unrichtigen Daten bekannt gewesen, so daß die Ausgabe vieles Neue bietet. Der Einblick in die geistige Atmosphäre der damals „modernen"

Gelehrtenkreise ist allerdings kein erhebender, vielmehr wieder ein handgreiflicher Beweis, wie wenig Wissenschaft allein genügt, um den Menschen zu veredeln. Doch erscheinen auch hier einzelne achtbarere Gestalten, wie z. B. Albrecht von Haller. Besonderes Interesse gewährt die Correspondenz zwischen Maupertuis und La Beaumelle, welche sich sozusagen ausschließlich um ihre gemeinsame tödliche Feindschaft gegen Voltaire und um dessen Bekämpfung dreht. Abgesehen von der grausamen Mißhandlung mancher wohlbekannten deutschen Namen, ist die Herausgabe eine wohl besorgte. Eine ausführliche Einleitung faßt den wesentlichen Inhalt im voraus recht gut zusammen; zahlreiche treffliche Anmerkungen erklären den Text, und auch ein Personenregister fehlt nicht. Für die Kenntniß des „Zeitalters Fiedrichs II.", soweit es die Gelehrtenwelt Norddeutschlands und Frankreichs angeht, wird dieses Werk gute Dienste leisten.

Zur Geschichte der deutschen Volksschule, insbesondere im Kurfürstenthum Mainz. Von Dr. K. A. Heinrich Kellner, o. ö. Professor der kathol. Theologie an der Universität zu Bonn. 8°. (28 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis 60 *Pf.*

Auf einige Momente in der Geschichte der Volksschule wird hier die Aufmerksamkeit hingelenkt, die sonst weniger beachtet werden, wie die auf die Schulen bezüglichen Bestimmungen des IV. Lateranconcils oder die betreffenden Verdienste Bartholomäus Holzhausers. Den pädagogischen Bestrebungen der Aufklärungsperiode, in welcher die rheinischen Kurfürsten dem josephinischen Oesterreich nacheiferten, könnte es scheinen, sei mehr Werth beigemessen, als ihnen zukommt, und deren bedenkliche Seite nur allzu schüchtern angedeutet. In diesen Bestrebungen die vereinzelten richtigen Gedanken von dem unheilvollen Gesamtsystem abzulösen, dazu bedürfte es wohl einer eindringendern Untersuchung.

Dr. Lorenz Kellner. Ein Gedenkbuch für seine Freunde und Verehrer. Von Leineweber und Görgen. 8°. (VIII u. 332 S.) Heiligenstadt (Eichsfeld), Cordier, 1897. Preis *M.* 3.

Es ist ein schönes Zeichen für den Geist, den ein namhafter Theil der deutschen Lehrer sich noch immer bewahrt hat, daß das Andenken ihres vor 5 Jahren hingeschiebenen Altmeisters so treu und heilig in Ehren gehalten wird. Es bedeutet dies nicht, wie unserer Zeit sonst so gebräuchlich, das Weihrauchstreuen an einen Tagesgötzen, sondern den dankbaren Aufblick zu einem voranleuchtenden großen Führer und damit zugleich ein freudiges Sich-bekennen zu den echten Idealen des Lehrerberufes und dem Gesamtinhalt des positiven Christenthums. Hieraus ermißt sich Bedeutung und Werth des vorliegenden „Kellner-Buches", das zugleich die Festschrift bilden sollte zu der am 8. Juni d. J. vollzogenen Einweihung des von den katholischen Lehrervereinen Deutschlands dem verewigten Pädagogen gewidmeten Denkmals. Erklärt letzterer Umstand einiges, was man vielleicht als kleine Schwächen des Buches bezeichnen könnte, so spricht es zugleich auch die Vorzüge desselben aus. Kellners persönliche Geschichte und Entwicklung wird auf Grund seiner „Lebensblätter" in der Weise skizzirt, daß die letztern recht werthvolle Ergänzungen und in Wort und Bild mannigfache Beleuchtungen erfahren. Seine schriftstellerische Thätigkeit wird eingehend besprochen; eine ausführliche Charakterschilderung, eine Würdigung seiner Verdienste wie seines Nachruhmes schließen sich an; eine gut getroffene Blumenlese aus Kellners pädagogischen Schriften bildet den Schluß.

Für christliche Lehrer und Lehrerinnen — und für solche ist es ausschließlich geschrieben — wird das Buch eine recht liebe und zugleich heilsam anregende, wahrhaft nutzreiche Gabe sein. Es wäre rathsam, einen gut gemeinten, aber leicht mißdeutbaren kleinen Abschnitt S. 243 umzugestalten, im Falle das Werk eine zweite Auflage erlebt. Eine solche sei demselben von Herzen gewünscht.

Die Weisheit auf der Gasse. Neue Sprüchwörter-Sammlung. Herausgegeben von Heinrich Leineweber. kl. 8°. (XVI u. 232 S.) Paderborn, Schöningh, 1897. Preis *M.* 1.60.

Die Sammlung ist so veranstaltet, daß sie sowohl für Schulzwecke wie zur Lectüre dienen kann. Der erste Theil verzeichnet die eigentlichen Sprichwörter nach ihren verschiedenen Hauptbegriffen, nach Sinnesverwandtschaft oder gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten übersichtlich zusammengeordnet. Unter 82 Nummern werden zu einzelnen dieser Sprüche Erklärungen gegeben, die in „kurze", „volksthümliche" und „schulgerechte" geschieden sind, so daß manchmal dasselbe Sprichwort in verschiedener Bearbeitung sich findet. Nur zum Theil rühren diese Erklärungen vom Verfasser selbst her. Der zweite Theil gibt kurze Erklärungen von 315 „sprüchwörtlichen Redensarten". Die Erklärungen überhaupt sind von sehr verschiedenem Werth, aber die Sammlung als Ganzes ist brauchbar.

Spiegelbilder. Fabeln, Parabeln und Sprüche. Von Peter Sömer. Mit vielen Illustrationen. 16°. (132 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1897. Preis *M.* 1.75.

„Spiegelbilder" nennt der Verfasser sein Büchlein, weil in den Bildern aus dem Leben der Natur oder Geschichte der Leser sich selbst erkennen soll, um sich seiner eigenen Dummheit und Fehler zu schämen und das Gute nachzuahmen. Ohne eigentlich literarischen Werth kann das Büchlein doch Kindern und einfachen Lesern wegen seiner nützlichen Lehren empfohlen werden. Wir lassen eine der besten Fabeln zur Charakteristik des Ganzen folgen:

Auf einem Bild ein Jüngling stand,
Der, ohne Waffen in der Hand,
Mit einem großen Löwen rang
Und ihn mit starkem Arm bezwang.
Das kam dem Löwen zu Gesicht;
„Ei," sprach er höhnisch, „sieh' mal an,
Wie schön der Wunsch doch malen kann
Ein Löwe war der Maler nicht." (62)

Die Martyrin von Sicca. Christliches Drama in vier Akten. Nach Cardinal Newman's Roman „Kallista" bearbeitet von J. Grach. 16°. (92 S.) Köln, Bachem, 1897. Preis *M.* 1.

Das Stück ist in Sprache und Anlage außerordentlich volksthümlich und einfach. Um jede schwierigere Verwicklung und Exposition fernzuhalten, tritt in naiver Weise wiederholt der „Prolog" auf und erzählt in höchst schlichter Art, was seit der jeweilen beendeten Scene und der nächstfolgenden sich ereignet hat. Eigentlich kann man das schon nicht mehr Kunst nennen, und wir wissen auch nicht, ob das heutige Publikum selbst auf dem Lande noch „mittelalterlich" genug ist, solche Aushilfe zu würdigen. An die Aufführung selbst werden für den Noth-

fall sehr wenig Ansprüche gestellt, wenn auch für gewöhnlich ein reicherer scenischer Apparat vorgesehen ist und den Eindruck jedenfalls erhöhen wird. Am meisten wird zu einem Erfolg noch die musikalische Zugabe beitragen, welche unter dem Titel: Musik zu dem Drama „Die Martyrin von Sicca", Hermann Kipper geliefert hat (Verlag von J. P. Bachem. Partitur Preis 1 Mark).

Franz von Wenden. Novelle von Marga Brechten. 8°. (189 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1897. Preis 75 *Pf.*

Einige Ueberschwänglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, eine gut erfundene und in gewählter Sprache gebotene Erzählung. Manche Beschreibungen sind vorzüglich gelungen. Auch die Charaktere sind im ganzen gut durchgeführt. Nicht ohne Interesse folgt man dem jungen Ehepaar in den schweren Prüfungen, die über dasselbe hereinbrechen, und freut sich, daß das durch Eifersucht verlorene Glück endlich wieder gefunden wird. Die Erzählung ist durchaus sittenrein und darf in dieser Beziehung unbedingt empfohlen werden.

Liederbuch für katholische Schulen. Von Hugo Löbmann, Lehrer an der kathol. Bürgerschule, Organist und Chordirigent an der St. Trinitatis-Pfarrkirche zu Leipzig. 8°. I. Theil. Unterstufe. (VIII u. 66 S.) II. Theil. Oberstufe. (VIII u. 120 S.) Leipzig, Pflugmacher (ohne Jahreszahl). Preis 30 u. 40 *Pf.*

Vorliegendes Werkchen ist eine sorgfältige und gediegene Auswahl des Schönsten, was auf dem Gebiete des Volksliedes, soweit es in die Volksschule gehört, zu finden ist. Von den 235 Liedern, die es enthält, ist eine ziemliche Anzahl vom Herausgeber selbst zum erstenmal singbar gemacht worden, und zwar in recht sinniger und geschickter Weise. Darunter befinden sich einige, die es durchaus verdienen würden, Volkseigenthum zu werden. Die zahlreichen treffenden methodischen Bemerkungen, die diesem Liederbuche beigefügt sind, dürften seinen Werth um ein bedeutendes erhöhen.

Miscellen.

Die Palästinafahrt des Herzogs Nikolaus Christophorus Radziwill. Zur Erfüllung eines Gelübdes unternahm Nikolaus Christophorus Radziwill in den Jahren 1582—1584 eine Pilgerfahrt ins Heilige Land. Er beschrieb selbst diese an Beschwerden wie an Abenteuern reiche Wallfahrt in vier interessanten Sendschreiben. Ursprünglich polnisch geschrieben, wurden dieselben „auß polischer Sprach in Latein versetzt und zum ersten Mal in Druck verfertiget durch den Achtbarwürdigen und Wohlgelehrten Herren Thomam Treterum, des hohen Tumbstiffts zu Frawenburck Custodem. Jetzundt aber auß lateinischer Sprach inn Teutsch verfasset durch Laurentium a Borkav, Nobil. Prutenum. Gedruckt in der Chur-

fürstlichen Stadt Meyntz bei Balthasar Lippen im J. 1603". Der Titel dieser Pilgerschrift lautet: „Jüngst geschehene Hierosolymitanische Reyse und Wegfahrt des Durchleuchtigen und Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herren Nicolai Christophori Radzivili, Hertzogen in Olika und Nyeswiesz, Grafen in Szydlowiec und Myr ꝛc. Welche in vier Sendtschreiben begriffen, darinn sehr nützliche, lustige und seltzame Ding im Heiligen und Egyptischen Land, in vielen Inseln, auff dem Meer und Nilo, von den Christen, Türcken, Arabiern und anderer allerhand jetziger Zeit Sachen zu lesen."

Der Uebersetzer, Laurentius a Borkav, oder Borkowsky, wie er sich am Ende der Dedicatio unterschreibt, hebt mit Recht die Bedeutung dieser herzoglichen Pilgerfahrt für die damalige Zeit hervor, da „zu jetzigen unseren betrübten Zeitten, auß Anstiften der Sektischen vnnd von sich selbsten gewachsenen Predikanten daß gen Jerusalem Wallfahrten an vielen Orten in vnuerschuldte verachtung gerahten", obwohl es „nicht wider, sondern mit GOTTes Wort ist", wie solches „beym Roberto Bellarmino weitleuffig vnnd ausführlich tracttert vnnd abgehandlet wird" (S. II).

Doch auch jetzt noch ist die Beschreibung von Werth. Man folgt nicht nur gerne dem frommen Waller auf seiner langen Fahrt und erbaut sich an seiner rührenden Andacht; man lernt bei ihm auch manches über das Heilige Land und die Sitten und Gebräuche der Bewohner, sowie von den damaligen Ueberlieferungen über die heiligen Orte und den Zustand derselben. Der innig fromme Pilger ist eben zugleich ein aufmerksamer Beobachter, der alles getreulich in seinen Bericht aufgenommen hat.

Am 16. September 1582 verließ der Herzog sein Schloß Nyeswiesz und wanderte nach Venedig. Von Papst Gregor XIII. erhielt er ein sehr huldvolles „Schreiben und Patent" (vom 22. Januar 1583) und zugleich einen geistlichen Begleiter in der Person des Pater Leonardus Pacificus der Societät Jesu. Nach langem Warten konnte er endlich am 16. April 1583 von Venedig abfahren. Die Reise ging zuerst an der Küste von Istrien und Dalmatien entlang, dann an den Inseln Corcyra, Cephalonia, Zakynthus vorbei zur Küste des Peloponnes und weiter nach Kreta. Auf der Insel Zakynthus wurde den Pilgern „im Barfüßer Kloster Ciceronis Grabstein gezeigt, auf welchem griechische Buchstaben gehawen; man sagt auch, es werde in einem steinern Sarg allda sein Asch aufbehalten" (S. 22). Die Ausfuhr von dieser Insel betrage „alljährlich 200 000 Fässer von kleinen Rosinnen und 30 000 Fuder roth und weißen Weines" (ebd.). Nach fünftägigem Aufenthalt auf Kreta fuhren sie weiter über Rhodus nach Cypern, wo sie in Lernika ein anderes Schiff (Caramusanum) mietheten. Dabei machten die frommen Waller erstmals die Bekanntschaft mit türkischen Gepflogenheiten. „Da der türckische Caddi aus einem Griechen, welcher vor wenigen Jahren zum Mammeluken geworden, vernommen, daß wir den Caramusanum gedingt hatten, hat er uns von Stundt an das Sägel beneben den Schifffeylen hingenommen, auf daß wir nicht schiffen könndten, ehe man ihm etwas verehrte. Dann die Türcken dieses Ortes pflegen sich nur mit rauben und betriegen von den Christen zu ernähren. Derohalben da dieser Mammeluck an unser Schiff kam, haben wir

ihn freundlich empfangen und begabet, darauf er gleich von dem Caddi erhalten, daß uns unsere abgenommenen Sachen wieder zugestellt wurden" (S. 27).

Von Cypern gings dann nach Joppe, wo aber „wegen heftigen Westwindes Africus" (und wohl auch wegen des schlechten Hafens) die Landung nicht möglich war. So mußten die Reisenden, ähnlich wie es auch heute noch geschehen kann, weiter nordwärts fahren. Bei Tripolis (nördlich von Beirut) konnten sie endlich ungefährdet am 8. Juni ans Land steigen.

Für die Fortsetzung der Pilgerfahrt zu Lande traf es sich gut, daß schon am folgenden Tage eine Schar „Janiczaros des Lemir von Jerusalem" zu ihrem Herrn zurückkehren mußte. Um Geld und gute Worte erlangte der Herzog die Erlaubniß, mit dieser Schar als Bedeckung den Weg nach Jerusalem machen zu dürfen. Es wurde ihm dadurch ermöglicht, mit sicherem Geleit das ganze Heilige Land von Nord bis Süd zu durchziehen.

Zunächst ging es quer durch die Berge des Libanon und Antilibanus nach Damaskus, ungefähr auf demselben Wege, den ein Reisender mit seinem Bädeker heutzutage von Tripolis nach Damaskus einschlagen würde. In dem herrlich gelegenen Kloster S. Mariae de Canobin besuchte der Herzog den Patriarchen der Maroniten, der dort, wie seine Nachfolger zeitweilig noch heute, seine Residenz hatte; er bemerkt, daß die Maroniten in römischen Meßgewändern ihren Gottesdienst halten, und daß Papst Gregor XIII. ihnen „den Pater Johannem Baptistam Elianum der Societet Jesu" mit kirchlichen Gewändern und Gefäßen nach Damaskus gesandt habe. Nicht weit vom Kloster „da wir früe von Ehda auszogen, sahen wir nit weit von der Straßen vierundzwentzig Cederbäum, welche nit abhawen werden, dieweil keine mehr in der Gegent zu finden" (S. 30). Auf dem auch heute noch berühmten „Cedernberge" (Djebel el-Arz), nicht weit von dem Dorfe Ehden, findet man jetzt noch sieben von den uralten Bäumen, dabei aber eine jüngere Generation von etwa 400 Stämmen. Ueber Baalbeck kam die Truppe dann am sogen. Grabe Abels und der Stätte seines Mordes (Abila) und an einer maronitischen „Kapelle der sieben schlaffenden Brüder" auf dem Berg Chrizoroa (Chrysorrhoas, Goldstrom, hieß bei den alten Griechen der Fluß Barada bei Damaskus) vorüber nach Damaskus. Von den „türckischen Kriegsknecht", die ihnen unterwegs begegneten, bemerkt der Herzog: „sie haben die Freiheit, daß so oft sie von dem Keiser in ein Zug fortgeschickt werden, alle Pferde, die jnen gefallen, mögen sie ohne bedencken mitnehmen" (S. 37), gerade wie es noch heute türkischer Soldaten Brauch ist. Der Schutz der Janitscharen kam unsern Reisenden da gut zu statten.

In Damaskus „haben wir das Hauß Judä besuchet, deßgleichen den Brunnen, dorinn der hl. Paulus getaufft worden und jetzt auf offentlicher Straßen stehet" (S. 39); heute zeigt man diesen Brunnen Pauli im Hause des Judas an der Via recta. „Item das Haus Ananiä, darin man durch etliche Stiegen muß hinabsteigen. Vnd das Haus des hl. Joannes Evangelisten, in welchem die Maroniten vorgeben (weis ich nit aus was grundt), das er geboren sei" (S. 40). Vielleicht war dieses Vorgeben aus einer Verwechslung mit dem Haus des hl. Johannes Damascenus entstanden. In der Stadtmauer wurde schon damals,

wie heute, neben einem Thurm das Fenster gezeigt, wo St. Paulus in einem Korbe herabgelassen worden war. Nicht weit davon, in der Nähe eines Heiligthums des hl. Georg, sah man „eine Höhel unter der Erden, da St. Paulus sich verborgen". Es ist die Stelle auf dem alten Friedhof, wo heute die Stätte der Bekehrung des Apostels verehrt wird. Vor 300 Jahren fand unser Pilger die Fixirung der Begebenheit an dieser Stelle noch nicht vor; vielmal scheint damals noch die ältere und richtigere Ueberlieferung Geltung gehabt zu haben, welche die Stätte des denkwürdigen Ereignisses in einiger Entfernung von der Stadt am Wege nach Jerusalem bezeichnete. „Den 20. Junij vmb Mittag, wie wir von Damasko abreyseten vnd etwan ein groß Meil wegs fortgerückt, seynd wir an das Ort der Bekehrung des hl. Pauli kommen: von dannen man gar herrlich Damaskum beschawen kan. Nit weit daruon ist ein großer Stein, bey welchem der Apostel, da er von dem Pferde geschlagen, auff der Erden gelegen ist. St. Helena hat allda ein Kapell auffgerichtet, dessen man jetzt schwerlich ein Zeichen oder Fußstapfen erkennen kann" (S. 42). Diese Stätte dürfte wohl in einer Anhöhe bei dem Dörfchen Kōkab zu suchen sein. Dieselbe liegt am Wege nach Jerusalem; bei gutem Wetter kann man von oben „gar herrlich Damaskum beschawen" mit seinen weißen Häusern mitten in dem üppigen Grün seiner Gärten. Die Entfernung, etwa 13 km von den ersten Häusern der Stadt, könnte zu der Angabe „etwan ein groß Meil wegs" stimmen, namentlich da diese „groß Meil" zu Pferde gerechnet wurde. Nicht weit von der Höhe, unten unmittelbar am Wege, liegen, mit Erde bedeckt, die Trümmer eines alten Gotteshauses, doch so, daß man ohne Nachgrabungen „jetzt schwerlich ein Zeichen oder Fußstapfen davon erkennen kann". Bei einem Besuche am 26. August 1895 fand ich dort gerade einen Landmann damit beschäftigt, einen schönen behauenen Stein, den er aus dem Schutt hervorgezogen, zu zerschlagen, um ihn zur Kalkgewinnung in den Ofen zu werfen. Wie viel von den ehrwürdigen Ruinen aus alter Zeit mag hier wie anderswo schon denselben Weg gewandert sein! Unter dem Schutte konnte ich mit einiger Mühe noch die Reste alter Säulen, einige kleine Skulpturen (Akanthusblätter, Eierstab) und behauene Steine unterscheiden. Besonders beachtenswerth ist aber ein Umstand, der an dieser Stätte noch für die alte Ueberlieferung zeugt: die Anhöhe heißt bei den umwohnenden Landleuten noch heute Tell Mār Būlos, Hügel des hl. Paulus. Diese Stelle dürfte daher wohl mehr Anspruch darauf haben, Zeuge der Bekehrung des Völkerapostels gewesen zu sein, als der Platz auf dem alten Friedhof, und auch als die Ruinen in Dārēya, die etwa 7 km von Damaskus gleichfalls am Wege nach Jerusalem liegen.

Die Pilger zogen dann auf der alten Via maris weiter über die „Carvaseria Sasa" (Sa'sa'), das Castell Tanaitera (wohl El-Quneitra) und die „Brücke des Patriarchen Jakob", neben welcher noch „das Häuschen, wo er gewohnt", zu sehen war, zur „Carvaseriam beim Elbir Joseph", dem heutigen Chan Djubb Jūsef (Josephsbrunnen), nicht weit vom See Tiberias. Von dort ging es über Bethsaida, des hl. Petrus Geburtsort, am Berg Tabor vorbei zum „Castell Jynin" (Djenīn), dann über Sichar am Brunnen Jakobs und einem „Brunnen Mariä mit einer verfallenen Kirche der hl. Helena" (el-Bīre) vorüber

zur heiligen Stadt, wo sie am 25. Juni wohlbehalten ankamen. Die treuen Janitscharen hatten unterwegs den Herzog und seine Begleiter wiederholt vor räuberischem Gesindel behütet.

Beim Castell Zynin machte der Pilger noch eine eigenartige Beobachtung: „Ob aber den Türcken ihre Religion vorschreibet, daß sie keinen Wein trincken sollen, so halten sie doch es so lang, bis jnen kein Gelegenheit desselbigen Trancks gegeben wirdt: welches wir in demselbigen Castell augenscheinlich erfahren, da zu uns ein vornehmer aus des Sengiaci (Präfecten) Dienern, der mit unsern Janiczarn Kundtschafft hatte, kommen war. Wir waren eingekehrt, wie dies gebräuchlich, in einen sehr stinckenden Stall; derhalben, wie wir umb ein ander Ort angesucht und gemeldter Türck uns denselben zuwegen gebracht, und für seine Mühe wir ihm ein Trunck Malvasier (dessen ich etliche Fäßlein für unsere Janiczarn allzeit bey der Hand hatte) dargebotten, nam er denselbigen mit zusammengelegten Händen und gen Himmel aufgehobenen Augen so begierig zu sich, daß er nit hat andächtiger beten können. Da er doch gar vol Weins war, ermaneten uns die Janiczarn, daß wir jn nit aus dem Stall sollten gehen lassen, auf daß seine Trunckenheit nit an den Tag käme. Denn dieweil allda solchs geträncк nicht zu kauff, hat man leichtiglich erforschen können, wo er sich vol gesoffen hette, und hetten wir mit dem Gelde und Gefengniß müssen sein Schuldt bezahlen. Derhalben ob wir schon in ein ander Hauß oder auf die Bühne desselben Hauses (dann die Bäwe dieser Gägen haben kein Dach, und den Gesten wird allein dieser Ort vergünnet) hetten können ziehen, haben wir dennoch vier Stunden müssen warten bis er die Trunckenheit hette außgeschlaffen: welchen wir mit unsern Kleidern bedecket, auf daß sein Trunckenheit von den fürübergehenden Türcken nicht möcht erkant werden. Wie er dermal eins erwachte, stund er auff und leschet die Hitze des Muskatellen Weins mit Wasser ab, das Haupt aber, wie anzusehen, war jm zimlich schwer“ (S. 48 f.).

Zu Jerusalem wurden die Pilger von den Söhnen des hl. Franciscus aufs gastfreundlichste aufgenommen. Als fromme Waller besuchten sie mit großer Andacht das heilige Grab und die übrigen heiligen Stätten. Ganz besonders rührte den Herzog der wiederholte Besuch der Heilig-Grabkirche „dieweil dieser hochheiliger Orth diese Eigenschaft in sich hat, daß er auch die gröſesten Sünder, dafür ich mich dann auch erkenne, durch eine sonderbare weise, mit entsetzung aller Sinnen, Gott dem Allmächtigen für die unzahlbare Gutthaten, so er dem menschlichen Geschlecht bewiesen, zu dancken erwecket: und sonderlich auch hefftig den Menschen anzündet, zu betrachten, durch was bitter Leiden und todtes Schmertzen an diesem Ort Christus unser Seligmacher das Werck unserer Erlösung hat wollen verrichten“ (S. 116).

Der fromme Edelmann wurde nach alter Gewohnheit zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen und theilt uns das „Diplom der heiligen Ritterschaft“ mit (S. 69). Als Zeichen seiner Dankbarkeit machte er für das heilige Grab eine fromme Stiftung und hinterließ demselben werthvolle Geschenke.

Wie billig, besuchte er auch die heiligen Stätten der Umgegend, zunächst Bethanien und Bethlehem; nach Hebron zu gehen war wegen der gefährlichen Wege

nicht möglich. Deshalb pilgerte er von Bethlehem über Bethagil (wohl Bēt Djala), wo „kein Beschnittener bis in den dritten Tag leben kann", am Philippsbrunnen vorüber ('Ain el-Hanīye; die ältere Tradition suchte die Quelle des hl. Philippus in 'Ain el-Dirwe, 1½ Stunden nördlich von Hebron) zu der Wüste des hl. Johannes Baptist und zur „Stadt Judam" ('Ain Karem), dem Orte der Geburt des Vorläufers Jesu und der Heimsuchung Mariä. Von hier ging er über das Kloster des heiligen Kreuzes, „wo der Ölbaum gestanden, so zu dem Kreutz Christi genommen", nach Jerusalem zurück.

Beschwerlicher wurde ihm der Besuch des Jordan und des Todten Meeres, namentlich bei der Hitze des Juli. Er mußte sich, genau wie heute, durch die türkische Obrigkeit einen „Arabier" (Beduinen) zum Begleiter geben lassen. „Der Öberste, der des Sengiachi (Präfecten) Statt vertrat, nam hundert Kronen, dingte uns einen Arabiern, welchem er nicht mehr als fünff Cecchinen, so da zehen Gülden thun, und ein wüllenes Hembdt gabe, das ander Geld für sich behielte: dieweil ohne sein Erlaubniß nicht zugelassen wird, den Lohn mit den Arabiern zu treffen" (S. 93). Der Begleiter mußte aber vor dem Obersten einen feierlichen Eid schwören, daß er die Reisenden treulich führen wolle. „Zur Bestettigung seines Eyds aße der Arabier hertzhafftig Saltz und Brot. Wann sie solches mit lust und Frewd thun, kann man jnen sichern Glauben geben: rumpffen sie aber die Stirn, und essen das Saltz und Brot nit hurtig, ist es eine gewisse Anzeygung, daß sie nichts guts im Sinn haben" (S. 94). Der biedere Sohn der Wüste brachte denn auch unsere Pilger glücklich wieder heim, obwohl es nicht an Gefahren fehlte. Der Weg führte, wie zumeist noch heute, über St. Saba an das Todte Meer, dann zum Jordan und über Jericho wieder zurück.

Von St. Saba wird bemerkt, daß „die Münch umb Mitternacht ein Zeichen mit einer Tafel oder Klapper zur Metten gaben; dan die Glocken seynd allenthalben unter den Türcken verbotten" (S. 96). Obwohl dies Verbot seit etwa 50 Jahren wenigstens praktisch aufgehoben ist, wird dem Besucher von St. Saba auch heute noch die alte, ehrwürdige „Klapper" gezeigt: in dem Gange neben der Kirche hängen nebeneinander ein großes, nicht sehr breites Eisen und ein starkes Brett; um ein Zeichen zu geben, nahm der „Glöckner" in jede Hand einen Hammer und schlug zu gleicher Zeit und mit gleicher Kraft auf das Eisen und das Holz. So hat diese ehrwürdige „Glocke" schon jahrhundertelang das Leben des Gehorsams in der stillen Klostereinsamkeit geregelt, bis sie dies ehrenvolle Amt zwei besser tönenden Schwestern abtreten mußte.

Am Todten Meere suchte der Wanderer vergebens nach den sogen. „Sodomsäpfeln", von denen Josephus redet (Bell. Iud. IV, 8, 4 [ed. Niese n. 484 sq.]) und auf die man auch zwei Stellen der Heiligen Schrift (5 Mos. 32, 32. Weish. 10, 7) beziehen kann. „Die Früchte am toten Meer seynd von mir nicht gesehen worden, sintemalen sie nicht mehr verhanden, wie auch die Saltzseul, in welche des Lots Haußfraw verendert, nirgends zu dieser Zeit zu finden ist" (S. 97). Das letztere wird man gerne zugeben; dagegen sind in der Gegend des Todten Meeres verschiedene Pflanzen vertreten, die wenigstens einigermaßen, wenngleich nicht ganz, der Beschreibung, die Josephus von den Sodoms-

äpfeln gibt, entsprechen (Solanum sanctum, Calotropis procera, Citrullus colocynthis).

In Bezug auf naturwissenschaftliche Beobachtungen sind noch interessant, wenn auch nicht ganz zutreffend, die Bemerkungen des Pilgrims über das Chamäleon, das er wiederholt im Klostergarten zu Jerusalem sah. „Allhier gibts Gelegenheit, daß ich etwas merdlicheres von dem Thier Chamäleon genennet sagen muß. Es hat ein Figur unnd Größe wie ein Heyder, beist aber nit, sintemalen es kein Maul hat, lebt auch nicht von Essen oder Trincken, sondern allein von der Lufft. Jedoch hat es ein klein Löchlein, so groß wie ein klein Pfefferkörnlein, durch welches es den Lufft hinein lasset; es hat kein Gift, hat einen so langsamen Gang, daß es den ganzen Tag kaum ein Elen lang kriechet, und so man es auf ein Handt setzet, bewegt es sich kaum, bis so lang es wieder wird abgesetzet. . . . Bisweilen verendert es die Farb und nimbt die an, so es am nächsten berührt, außbenommen rothe oder gelbe Farb, welches ich zum offtermal versucht hab. . . . Die Augen, so rundt und fröhlich sein, stehen jhm weit herauß, mit einem siehet es über sich, mit dem andern under sich. Es kann auch nicht weniger hinder sich, als fur sich zugleich in einem Augenblick sehen. So es auff ein Farb gesetzt wirdt und ein ander Underschidliche Farb oben darüber gehalten, schawet es die beyde Farben zugleich an, und welche es am schärpffesten ansieht, die nimbt es an und in einem Vatter unser lang hat es sichs Augenscheinlich gantz und gar darein verwandelt. . . . Sintenmal es allenthalben zu und beschlossen ist, brauchts auch weder Essen noch Trincken" (S. 119).

In Jerusalem besuchte der fromme Waller nochmals die heiligen Stätten. Er hätte wohl gerne auch den alten Tempelplatz betreten; aber dies war damals noch nicht möglich, trotzdem der Kadi von Jerusalem „ob er schon ein Türck, doch ein guter Mann und dem Geitz, welcher den Türcken sonst angeboren, nicht so hefftig ergeben ist" (S. 117). Der Grund, weshalb die Christen auf den heiligen Tempelplatz nicht kommen sollen, entspricht ganz den mohammedanischen Begriffen: „Dan dieses halten die Türcken für gewiß, daß nicht allein der Tempel sondern auch der Vorhoff des Tempels die Freiheit und das Privilegium habe, daß Gott der Herr dem König Salomon vom Himmel gegeben, er wollte die alle erhören, so da an diesem Ort, für welche Sache sie wollen, würden beten. Es möchte vielleicht, sagen die Türcken, ein Christ hierinnen Gott bitten, daß er die Türcken wollte heraussstoßen, und diese heiligen Örter wieder den Christen in die Händte geben, und so einer also gebettet, würde jhn Gott ohn allen Zweiffel erhören" (S. 118).

Nach etwa dreiwöchentlichem Aufenthalt verließ der Herzog mit seinen Begleitern die heilige Stadt und begab sich auf den Heimweg. Ueber Joppe ging es zuerst wieder nach Tripolis, dann über Cypern nach Aegypten, wo in Kairo etwas länger Halt gemacht wurde. Außer mancherlei andern Andenken nahm der Herzog auch eine Mumie in Stücken mit, um daraus „die Arznei, Mummia genannt", bereiten zu lassen. Nachdem er dieselbe nicht ohne Schwierigkeit aufs Schiff gebracht — denn die Ausfuhr solcher Raritäten mochte der Türke schon damals nicht leiden — mußte er sie schließlich doch noch ins Meer werfen, weil

sie nämlich als Ursache der großen und heftigen Stürme bezeichnet wurde, die das Schiff auf der Fahrt zu bestehen hatte. Allerdings gab es auch nach diesem Jonasopfer wieder Sturm; aber schließlich glückte ihnen doch die Landung in Hidrunt in Süditalien, nachdem sie Kreta, Zakynthus, Corcyra wieder berührt hatten. Nach der stürmischen Fahrt zog es der Herzog jedoch vor, den Weg zu Lande fortzusetzen, und so wanderte er über Lecce, Bari, Ancona nach Venedig. Dabei mußte er allerdings die Erfahrung machen, daß auch eine Landreise, zumal in Italien, ihre Gefahren haben kann: er wurde mit seiner Reisegesellschaft von einer Räuberbande überfallen und regelrecht ausgeplündert, was ihm selbst bei den Türken noch nicht passirt war. In Ancona hatte er dann anfangs große Mühe, das nöthige Reisegeld sich zu borgen; schließlich gelang ihm aber auch dies, und so konnte er dann endlich über Venedig wieder heimwärts ziehen. Nach fast zweijähriger Pilgerfahrt langte er am 7. Juli 1584 wohlbehalten wieder in Nyeswiesz an. L. F.

Eine neue Controverse über den Opiumkrieg. Man hat bekanntlich gegen England oft den Vorwurf erhoben, es habe in der Mitte dieses Jahrhunderts einen Krieg unternommen ohne Rücksicht auf die großen daraus erwachsenden Uebel, um das unglückliche China zu nöthigen, dem Opiumhandel Thür und Thor zu öffnen. Namentlich auch sind die Nordamerikaner mit diesem Vorwurf nicht karg gewesen. Es ist darum auffallend, wenn in neuester Zeit in Amerika der Versuch gemacht wurde, Englands Ehre in besagtem Punkte rein zu waschen. David A. Wells weist in der North American Review (CLXII, 759) auf die Untersuchungen eines amerikanischen Staatsmannes, des Präsidenten John Quincy Adams hin. Dieser veröffentlichte im Jahre 1841 im Geschichtsverein von Massachusetts eine Studie über den Ausbruch des Krieges; ihr Endergebniß lautete, im Opiumkriege sei das Recht auf seiten Großbritanniens gewesen. Nicht die Opiumfrage sei die Ursache des Krieges gewesen, sondern die stolze und unerträgliche Anmaßung der Chinesen, welche im Handelsverkehr nicht auf gleicher Rechtsstufe mit andern Völkern stehen wollten, sondern für sich die Stellung eines Lehensherrn seinen Vasallen gegenüber beanspruchten.

Manchen Engländern mag dies Urtheil recht angenehm klingen, allein andere Engländer sind durchaus nicht damit einverstanden. So fühlt sich der Secretär der Gesellschaft zur Unterdrückung des Opiumhandels, Joseph G. Alexander, bewogen, diese Vertheidigung der englischen Politik entschieden zurückzuweisen (North American Review CLXIII, 381). Die genannte Gesellschaft arbeitet schon seit einem halben Jahrhundert dem Opiumhandel entgegen und hat auch im Kampfe mit der eigenen Landesregierung einige günstige Erfolge errungen.

Alexander stellt das stolze Selbstgefühl Chinas andern Mächten gegenüber nicht in Abrede; allein nichts sei offenbarer, so meint er, als daß nicht die unbegründete Ueberhebung der Chinesen, sondern die Beschlagnahme von eingeschmuggeltem Opium die unmittelbare Ursache des Krieges gewesen sei. Das habe auch der britische Bevollmächtigte bei den Verhandlungen, welche 1842 zum Vertrage von Nanking führten, Sir Henry Pottinger, ausdrücklich erklärt.

Die Verantwortlichkeit der Engländer für die Nachtheile des Opiumverbrauches läßt sich nach Alexander nicht dadurch auf die Chinesen abwälzen, daß man sagt, letztere hätten schon vor dem Kriege und weit mehr noch nach demselben den Mohn, aus dessen Fruchtkapseln das berüchtigte Betäubungsmittel gewonnen wird, im eigenen Lande angepflanzt. Auch an dieser Anpflanzung trägt nach dem Zeugnisse anglikanischer Missionare die englische Regierung Schuld. So erhielt Alexander vor einigen Jahren einen Brief von einem Missionar, Dr. Griffith John, der über 40 Jahre in China thätig war; unter anderem schrieb derselbe: „Uns (die Engländer) trifft die Verantwortlichkeit nicht nur dafür, daß wir den Chinesen Gift in ungeheurer Menge aus Indien verschaffen, sondern auch dafür, daß der Anbau der Giftpflanze weit und breit in China überhandnimmt. . . . Der Opiumkrieg gab einen Anstoß dazu, und seitdem der Handel erst gesetzlich anerkannt worden ist, hat sich der Mohn gleich einem schädlichen Unkraut wie im Fluge über das ganze Land verbreitet.“ Das Verbot der Opiumeinfuhr konnte nicht auch zugleich das Verlangen nach dem Genusse des Giftes beim verführten Volke ersticken; hält es ja bekanntlich sehr schwer, dem Reize des Opiumgenusses wieder zu entsagen, nachdem derselbe einmal geweckt worden ist. So genügte denn den Chinesen nicht mehr der Mohnsaft aus der Fremde; er reizte sie vielmehr noch zur reichlichern Gewinnung desselben in der eigenen Heimat.

Wer ohne Voreingenommenheit die Berichte aus der Zeit des Krieges liest, bemerkt Alexander weiter, der wird dem Urtheile beistimmen, das ehedem Dr. Arnold von Rugby fällte, „der Opiumkrieg sei eine nationale Sünde von möglichst denkbarer Größe gewesen“. Nicht anders dachte Mr. Gladstone, als er seiner Zeit im Unterhause bei der Debatte über den Krieg die Worte sprach:

„Ich kenne keinen Krieg und habe von keinem gelesen, der in seinem Ursprunge ungerechter und mehr berechnet gewesen wäre, um unser Land mit ewiger Schmach zu bedecken. Die Herren von der Gegenpartei sprachen von der britischen Flagge, die glorreich in Canton wehe. Diese Flagge ist zum Schutze eines schändlichen Schleichhandels aufgezogen, und würde sie nie anders aufgehißt, als sie jetzt an der Küste von China aufgehißt ist, so würden wir bei ihrem Anblick vor Abscheu zurückweichen. Wenn die Chinesen sich auch ohne Zweifel thörichter Prahlerei schuldig machten und einige Ausschreitungen begingen, so ist doch meiner Ansicht nach die Gerechtigkeit mit ihrer Sache; und während sie, die Heiden, die halbcivilisirten Barbaren, die Gerechtigkeit auf ihrer Seite haben, verfolgen wir erleuchtete Christen Ziele, welche nicht minder der Gerechtigkeit als der Religion widersprechen.“

Bis auf unsere Tage läßt England von dieser seiner Versündigung an China nicht ab, während die Vereinigten Staaten Nordamerikas einen Vertrag geschlossen haben, der ihren Unterthanen den Opiumhandel mit jenem Lande untersagt. Einige Millionen Kilogramm Opium werden jährlich statistischen Berichten gemäß von Ostindien mit reichem Gewinn nach dem Reiche der Mitte ausgeführt. So wird noch immer die Sittlichkeit dem materiellen Nutzen, das höhere Gut dem Mammon des Reichthums rücksichtslos zum Opfer gebracht.

Die ungarischen Zigeuner. Zu den merkwürdigsten Elementen der europäischen Bevölkerung gehören ohne Zweifel die Zigeuner. Infolge eines Mongolensturmes, wahrscheinlich seit Timur 1399 Delhi eroberte, aus der indischen Heimat vertrieben, wanderten sie in Europa ein und verbreiteten sich namentlich von 1417—1426 ungemein schnell über den ganzen Erdtheil. Im Westen, wo sie über ihre Heimat keine Auskunft geben wollten, später vielleicht auch nicht mehr geben konnten, wurden sie Böhmen oder auch Aegypter genannt. Noch heute nennt sie der Franzose Bohémiens, der Engländer Gipsies, der Spanier Gitanos. Aus dem slavischen Cygani, welch eigenthümlichen Namen sie sich bei ihrer Ankunft wahrscheinlich selber beilegten, stammt das italienische Cingari und unser „Zigeuner".

Von der halben Million Zigeuner, die in Europa sich aufhalten, kommt die größere Hälfte auf Ungarn. Dort findet man sie noch mit ihrem stark südländischen Typus, mit der dunkeln Hautfarbe, den schwarzen Augen und Haaren, dem schlanken, geschmeidigen Körper und einer fast unbezwinglichen Abneigung gegen feste Wohnsitze.

Schon seit längerer Zeit erröteten die Volksbeglücker Jung-Ungarns beschämt, wenn sie an die Mausefallenhändler und Kesselflicker als ihre Volksrepräsentanten im fernen Westen dachten, und man versuchte, Ordnung unter die Zigeuner zu bringen. So begann denn im December 1892 zunächst die statistische Aufnahme sämtlicher in Ungarn aufzufindenden Zigeuner; nur die in Budapest blieben ausgenommen. Bereits am 31. Januar 1893 war die Zählung durchgeführt. Das Material wurde von Dr. J. v. Jekelfalusy, Director des kgl. ungarischen statistischen Bureaus, und dem bekannten Zigeunerforscher Professor Dr. A. Hermann bearbeitet und großentheils in den Mittheilungen der Wiener Geogr. Gesellschaft, 1896, S. 447—528 zugänglich gemacht.

Im ganzen leben in Ungarn in runder Zahl 280 000 Zigeuner. Davon sind nach der Zählung beständig ansässig 243 432. Zeitweilig bleiben an einem Orte 20 406. Wanderzigeuner gibt es noch 8938.

Während in Rumänien unter allen Staaten die Zigeuner sich in relativ höchster Zahl vorfinden, scheint im ungarischen Gebiet Siebenbürgen mit 5 Procent der Gesamtbevölkerung ihr klassisches Land zu sein. Unter den Nationalitäten Ungarns finden sie sich besonders in den von Walachen bewohnten Gegenden, bei den Slowaken und auch bei den Serben. Unter den Ruthenen gibt es nur wenige, und mit den Deutschen kommen sie herzlich schlecht aus.

Ungarn zählt 12 693 Gemeinden. In 7962 (52 %) derselben sind Zigeuner überhaupt, und in 7220 (40 %) angesessene Zigeuner nachgewiesen. Diese angesessenen Zigeuner wohnten in 3750 Gemeinden abgesondert, in 2874 unter der übrigen Bevölkerung und in 596 zum Theil abgesondert, zum Theil gemischt. In Siebenbürgen sind die gemischt bewohnten Gemeinden in großer Mehrzahl; auf dem von Slowaken bewohnten Hochland überwiegen die gesonderten Kolonien.

Für die Seßhaftigkeit ist Grundbesitz eine Hauptbedingung. Es besitzen 3439 ständig angesessene Zigeuner 3176 $^{3}/_{8}$ Joch Feld und 3876 zusammen

677 1/4 Joch Gartenland. 1685 Zigeuner haben 1433 7/8 Joch Feld und 1088 Zigeuner 150 1/4 Joch Garten in Pacht. Es bebauen also 10 088 (3,7 %) Zigeuner etwa 5238 Joch. Dieses Areal beträgt nicht mehr als 0,011 % des productiven Bodens von Ungarn, während die Anzahl der Zigeuner selbst sich auf mehr als 1,8 % der Gesamtbevölkerung beläuft. Diese „Neubauern“, wie sie officiell genannt werden, sind geschickt und fleißig. Nebenbei flechten sie zierliche Körbchen, schnitzen Löffel, Teller und Mulden aus Holz, flechten Decken, flicken Schuhe und suchen sich nützlich zu machen, wo es angeht. Von ihren wandernden Stammesgenossen werden sie übrigens als Abtrünnige von der Väter Art verachtet.

Zum Entsetzen der Schulfreunde zeigte sich, daß von den 58 747 Zigeunerkindern im Alter von 6—14 Jahren 40 624 die Schule überhaupt nicht besuchten. Man findet das um so bedauerlicher, da die jungen Cyganis sich als geistig sehr geweckt erweisen.

In 2399 Gemeinden wurden Zigeuner getroffen, welche dort nicht seßhaft waren, aber länger verweilten. In 632 Gemeinden betrug dieser Aufenthalt über ein Jahr, in 383 6—12 Monate, in 659 nur 1—6 Monate, in 167 nur einen Monat.

Von den 8938 als Wanderzigeuner Bezeichneten wurden 8002 als Mitglieder von 1026 Karawanen aufgeschrieben. Das richtige Gebiet dieser unstäten Gesellen ist der Osten des Theiß-Maros-Beckens und das Hauptnest das Komitat Krasso-Szöröny. Dort hielten sich 22 % der wirklichen Wanderzigeuner, nämlich 1969, auf, und von ihnen reisten 1961 in Karawanen. Es entfallen auf eine solche Karawane acht Mitglieder, welche mit ihrem Fuhrwerk und einem Zelte sich auf den Weg machen. Manchmal gibt es aber auch Gesellschaften von 86 und mehr Theilnehmern. Dabei üben sie dann ihre Kunst als Schmiede, Kesselflicker, Thierärzte, Musiker. Die Frauenzimmer betreiben das Tanzen und Wahrsagen, die Kinder betteln, und alle stehlen, wenigstens Geflügel und Kleinigkeiten. Im ganzen sind die wandernden Ziegeuner bei den Magyaren nicht ungern gesehene Gäste. Die Ankunft einer Zigeunerbande gibt Gelegenheit zur Ausbesserung aller Schäden an Haus- und Ackergeräthen, wozu der Magyare selbst weder Lust noch Geschick besitzt. Außerdem kommt durch Musik, Tanz und Zechen etwas Leben in die tödliche Landeinsamkeit. Im Winter bleiben diese Abtheilungen womöglich in der Nähe eines volkreichen Ortes und suchen in Erdhöhlen, so gut es gehen will, Schutz vor der Kälte. In der Nahrung sind sie nicht wählerisch. Mit dem gleichen Appetit verzehren sie einen gestohlenen Kapaun, einen gefangenen Igel oder ein Schenkelstück von einem gefallenen Pferd, und Schreiber dieser Zeilen hat Karawanen von 30—40 Mitgliedern getroffen, welche eine beträchtliche Zahl Igel wahrscheinlich weniger für den Fall der Noth denn vielmehr als Leckerbissen mit sich führten.

Der Confession nach gehören 39,26 % zur römisch-katholischen, 20,28 % zur griechisch-katholischen, 26,81 % zur griechisch-orientalischen Kirche. 0,76 % bekennen sich zur Augsburger Confession, 11,82 % sind evangelisch Reformirte, 0,93 % Unitarier, und 1,14 % vertheilt sich auf die noch übrigen Religionsgesellschaften.

Als ihre Muttersprache reden 104 750 magyarisch, 82 405 die Zigeunersprache, 2396 deutsch, 9857 slowakisch, 67 046 walachisch, 2008 ruthenisch, 306 kroatisch, 5861 serbisch und 311 andere Idiome.

Unter allen Beschäftigungen sagt der Ackerbau dem Zigeuner am wenigsten zu. Es haben sich ihm nur 2518 (2399 Männer und 119 Frauen) im Hauptberuf ergeben. 1031 befinden sich im Dienste. 115 Männer und 5 Frauen sind im Berg- und Hüttenwesen thätig. Mit Vorliebe und großer Geschicklichkeit bearbeiten sie das Eisen. 36,5 % der gewerbetreibenden Zigeuner sind Schmiede. Ihnen zunächst stehen die wohlbekannten Kesselschmiede und Kesselflicker. Dann kommt die Abtheilung der Holzarbeiter. In Ungarn beschäftigen sich über 11 000 mit Lehmarbeiten.

Die Frauen fertigen aus Hanf Seile und verarbeiten Thierhaare zu Bürsten, treiben Spitzenklöppelei, spinnen, weben, fertigen Cigarren und sammeln und reinigen mit Gewinn Bettfedern.

Jeder Zigeuner ist musikalisch, wenn auch seine Fidel nur aus einer Kürbisschale und dem Pelikanschnabel zusammengebunden ist. 17 000 gehören zu den eigentlichen Musikern. Sie bilden die vornehmste, intelligenteste und deshalb bedeutendste Klasse der ungarischen Zigeuner.

Daß die Zigeuner im modernen Ungarn nicht zum besten gelitten sind, braucht kaum gesagt zu werden. Man hört es nicht gerne, daß in ihnen „ein volkswirtschaftliches Deficit“ lebendig im Lande herumlaufe, daß sie mehr verzehren als produciren, daß sie überhaupt ihre Kräfte nicht für das Gemeinwohl, sondern sozusagen zum Kampf gegen die Gesellschaft verwenden.

Nun, ob man einmal dann, wenn die braunen Söhne des geheimnißvollen Zigeunervolkes für das Gemeinwohl ihren Kreuzer beisteuern und wenn sie aus Analphabeten zu eifrigen Lesern liberaler Zeitungen geworden sind, ob man dann im Lande der Pußten beiderseitig sehr viel glücklicher sein wird, kann uns ja die spätere Zukunft noch lehren.

Die Lohnfrage in der Praxis.

Wenn es wahr ist, daß die sociale Frage in ihrem bedrohlichen Ernste durch Mißachtung der Gerechtigkeit heraufbeschworen wurde, dann wird sie auch nicht anders gelöst als dadurch, daß wiederum die Gerechtigkeit als das Princip der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens zur allseitigen Geltung gelangt. Der Einzelne muß seine irdischen Privatinteressen in der richtigen Weise dem Wohle der Gesamtheit unterordnen, wie es die legale Gerechtigkeit erfordert. Die Regierung soll ihrerseits bei Vertheilung der öffentlichen Lasten die Leistungsfähigkeit der Bürger und bei Zuwendung der Staatswohlthaten ihre Bedürfnisse und ihre Verdienste der distributiven Gerechtigkeit gemäß berücksichtigen. Das Verhältniß der das Staatsganze bildenden Personen untereinander muß nach den Forderungen der stricten, ausgleichenden Gerechtigkeit geregelt, allen gegeben und belassen werden, was ihnen gebührt. Die Liebe endlich bildet die überall ergänzende, vermittelnde, abschließende Kraft — unentbehrlich, wenn auch nicht als „Fundament der Reiche", so doch als Princip der Vollendung des gesellschaftlichen Lebens.

Das ist in den weitesten Umrissen der Plan einer socialen Reform im Sinne der christlichen Gesellschaftslehre. Es bleibt dabei aber die doppelte Frage:

Erstens: wie hat sich jedes *einzelne* Verhältniß zu gestalten, wenn ich das allgemeine Princip der Gerechtigkeit auf den speciellen Fall anwende?

Zweitens: *in welcher Weise* kann dem Princip der Gerechtigkeit, sowie den Folgerungen aus dem Princip für das einzelne sociale Verhältniß, *praktische* Geltung verschafft werden?

Die erste Frage ist noch theoretischer Art. Sie sucht Belehrung darüber, wie z. B. das Versicherungswesen, das Bank- und Börsengeschäft u. s. w. beschaffen sein muß, um nicht gegen die Gerechtigkeit zu verstoßen.

Die zweite Frage dagegen tritt in unmittelbaren Contact mit der Praxis. Gerade darum bedarf es bei ihrer Erledigung in hohem Maße der Klugheit, damit man die passendsten Mittel ausfindig mache und ergreife, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Nicht umsonst haben die Gottesgelehrten die Klugheit Führerin der Tugenden, auriga virtutum, genannt. Das scheinbar Beste kann nur zu leicht zum Feinde des Guten werden, und ein stürmischer Eifer schadet oft nur, wo Hilfe bitter Noth thäte. Man wird vor allem in der praktischen Durchführung einer richtigen Theorie die gegebenen concreten Verhältnisse berücksichtigen, an Vorhandenes, wo möglich, anknüpfen und sich mit einer allmählichen Verwirklichung des richtigen Princips begnügen müssen, wenn der unmittelbaren, vollständigen Verwirklichung gewichtige Bedenken oder unübersteigbare Hindernisse entgegenstehen. Ganz besonders verderblich wäre es aber, wollte man unter Mißachtung und Verletzung anderer für das gesellschaftliche Leben und das Volkswohl unentbehrlicher Güter sein Ziel erreichen. Das rasch Gewonnene würde ebenso schnell zerrinnen, und die letzten Dinge wären vielleicht schlimmer als die ersten.

Diese Grundsätze wird man in unserer leidenschaftlich erregten Zeit ganz besonders vor Augen haben müssen, wenn es sich um die wichtige Frage der praktischen Bestimmung des Arbeitslohnes handelt. Interessen stehen hier Interessen gegenüber, die Interessen der Unternehmer den Interessen der Arbeiter. Das Interesse aber trübt gar sehr das Urtheil der Menschen, und man wird nur zu leicht geneigt sein, das gerecht zu nennen, was einem Vortheil bringt. Die einen möchten die Lohnfestsetzung ganz in ihrer Hand behalten, die andern scheuen selbst vor socialistischen Maßregeln nicht zurück, um eine Verbesserung ihrer materiellen Lage zu erzwingen. Da erwächst für die christliche Socialpolitik die ernste und bedeutsame Aufgabe, unparteiisch die Grundsätze der Gerechtigkeit in der Lohnfrage zu verkünden, und mit Festigkeit, aber auch mit Klugheit, deren praktische Durchführung zu erstreben.

Bereits früher[1] haben wir die theoretische Bestimmung des Arbeitslohnes versucht. Das Endergebniß war die Forderung, daß der Lohn dem Werthe der Arbeit entsprechen müsse. Dabei bemaßen wir den Werth der Arbeit theils unmittelbar nach ökonomischen Gesichtspunkten, theils leiteten wir aus der natürlichen Bestimmung der menschlichen Arbeitskraft den

---

[1] In dieser Zeitschrift Bd. LII. S. 491 ff.

Grundsatz ab, daß der gerechte Entgelt für die Arbeit unter normalen Verhältnissen auf seiner Untergrenze noch die Kosten einer angemessenen Lebenshaltung des Arbeiters und seiner Familie decken könne und müsse. Wir wenden nunmehr unsere Aufmerksamkeit der Bestimmung des Arbeitslohnes in der Praxis zu.

Thatsächlich vollzieht sich bei uns die Regelung der Lohnfrage für den einzelnen Industriezweig oder für den speciellen Fall im großen und ganzen noch immer nach dem sogen. „Gesetz von Angebot und Nachfrage". In manchen Fällen geschieht es dann aber, daß der so vereinbarte Lohn keineswegs ausreicht für den menschenwürdigen Unterhalt des Arbeiters, geschweige denn der Arbeiterfamilie. Man entschuldigt dies, indem man vorgibt, der Lohn könne eben nicht anders bestimmt werden; aus „Angebot und Nachfrage" gehe die einzig mögliche und zugleich richtige Lohngestaltung schon von selbst hervor. Mit Recht tritt Prof. Ad. Wagner jener Behauptung entgegen: „Ich halte diese Auffassung", sagt er[1], „vom ‚Gesetz von Angebot und Nachfrage' für zu günstig. Es ist auch nicht richtig, daß dieses ‚Gesetz' ein unabänderliches ‚Naturgesetz' sei, sonst müßte es immer zur Anwendung kommen. Das ist aber nicht der Fall. So sehen wir, daß im öffentlichen Dienste, bei Staat und Gemeinde, die Gehalte der Beamten — das sind doch auch ‚Löhne' — nicht nach diesem ‚Gesetz', sondern in anderer Weise, mit Rücksicht auf den nothwendigen und gesellschaftlichen (‚standesgemäßen') Bedarf und auf Bedeutung und Werth der Arbeitsleistung, auf die Wichtigkeit des Amtes u. s. w. geregelt werden. Bloß nach ‚Angebot und Nachfrage' könnte der Staat, z. B. unser preußischer, viel billiger wegkommen, die Beamtengehälter sehr herabsetzen. Freilich kann die private Industrie nicht so vorgehen wie der Staat. Denn dieser kann seine Geldbedürfnisse zur Zahlung der Gehalte u. s. w. nöthigenfalls durch Steuern decken. Ein solches Ausgleichungsmittel hat die Privatindustrie natürlich, und gottlob, nicht. Aber daraus folgt noch nicht, daß das Verhältniß von Nachfrage und Angebot den Arbeitslohn rein mechanisch bestimmen muß. Daß dies heutzutage vielfach geschieht, ist gerade der Uebelstand. Denn dabei ist der Arbeiter nicht gesichert, Löhne zu erhalten, mit denen er zu leben im stande ist, weil sie seinen Bedarf, auch bei mäßigen Ansprüchen, häufig nicht genügend decken. Darin, in dieser oft rein mechanischen Wirksamkeit des Ge-

[1] „Unternehmergewinn und Arbeitslohn" (2. Aufl., Göttingen 1897) S. 6 f.

setzes von Angebot und Nachfrage, welche dem isolirten, daher im Concurrenzkampfe schwächern Arbeiter nachtheilig ist, liegt der Krebsschaden, den es zu heilen gilt. Deswegen muß gerade in der Privatindustrie die Anwendung dieses Gesetzes in die richtigen Wege geleitet werden, so daß es dem Arbeiter sicherer möglich wird, einen Lohn zu erreichen, der seinem Bedarf und dem Werthe seiner Leistung besser entspricht." Vielleicht dürfte es sich empfehlen, daß die Nationalökonomie in Angebot und Nachfrage auch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch lediglich eine „Ursache", aber nicht einmal die einzige und die allein entscheidende Ursache der Preisbildung anerkännte, eine Ursache, die zwar nach den Gesetzen der praktischen Vernunft überall zu berücksichtigen ist, ohne jedoch für sich selbst den Charakter eines die menschliche Entscheidung völlig beherrschenden „Gesetzes" in Anspruch zu nehmen. Die Entscheidung steht hier ja in der That vernünftigen, freien, durch das Sittengesetz verpflichteten Menschen zu, keineswegs willenlosen und verantwortungsfreien „Naturgesetzen" wirtschaftlicher Ordnung.

Man hat nun verschiedene Vorschläge gemacht, um die betrübenden Wirkungen des „Gesetzes von Angebot und Nachfrage" zu mildern, oder gar seine brutale Alleinherrschaft zu beseitigen. Es lassen sich dieselben hauptsächlich auf drei Propositionen zurückführen:

1. Das Heilmittel gegenüber einer etwa unzureichenden Löhnung muß in freiwilligen Subventionen des Arbeitgebers oder in dauernden patronalen Einrichtungen erblickt werden, die nicht den Anstrengungen und den geleisteten Diensten, sondern den veränderlichen Bedürfnissen der Arbeiterfamilie proportional sind[1].

2. Andere fordern vom Staate die gesetzliche Feststellung eines Minimallohnes.

3. Wieder andere endlich erwarten die der Gerechtigkeit mehr entsprechende Gestaltung der Lohnverhältnisse von einer umfassenden Organisation der Arbeiter in berufsgenossenschaftlichen Verbänden, in Gewerkvereinen, oder wie man es nennen will, so zwar, daß nicht mehr die in der Isolirung schwachen Arbeiter, sondern die durch Vereinigung starken Verbände das Interesse der Arbeiter in der Lohnfrage und in den sonstigen Arbeitsbedingungen gegenüber den kapitalistischen Unternehmern mit Aussicht auf Erfolg vertreten sollen.

[1] Vgl. *J. B. Maurice Vignes*, La Science Sociale d'après les principes de *Le Play* et ses continuateurs. Tome second (Paris 1897), p. 283.

Wir werden diese verschiedenen Vorschläge und Forderungen der Reihe nach prüfen und beginnen mit derjenigen, welche insbesondere von Mitgliedern der *Le Play*schen Schule vertreten wird.

Erstens: Wenn in jener Auffassung etwa vorausgesetzt werden sollte, daß der dem geleisteten Dienste wirklich proportionale Lohn auch unter normalen Verhältnissen zur Bestreitung der ordnungsgemäßen Bedürfnisse einer gewöhnlichen Arbeiterfamilie nicht ausreiche und darum regelmäßig zur Gewinnung dieses *nothwendigen* Zieles die *freiwillige* Liebesthätigkeit des Patrons in Anspruch genommen werden müsse, so würde sich die in Frage stehende Ansicht auf den ersten Blick als theoretisch und praktisch absolut unhaltbar erweisen. Soll aber nur behauptet werden, daß der Arbeitgeber, der Patron, durch das Gesetz der Liebe verpflichtet sei, in *außerordentlichen* Fällen eines gesteigerten Bedürfnisses der Arbeiterfamilie helfend einzugreifen, so wäre damit für die Lösung der vorliegenden Frage, wie sich die concrete Lohnbestimmung allgemein in der Praxis zu regeln habe, offenbar noch viel weniger gewonnen.

Die volle Arbeitskraft eines gesunden Arbeiters muß wenigstens unter normalen Verhältnissen ausreichen, um ihrer natürlichen Bestimmung zu genügen. Jene Bestimmung aber ist die Ernährung des Arbeiters und seiner Familie. Zur Selbsterhaltung und zur Erhaltung der Familie verpflichtet die Natur den Arbeiter. Sollte sie ihn, um diese Pflicht zu erfüllen, von vornherein, ohne weiteres und allgemein, auf die Gaben einer freiwilligen Liebesthätigkeit oder gar auf den Bettel angewiesen haben? Ganz gewiß nicht; vielmehr hat sie ihm ohne Zweifel die Kraft verliehen, durch redliche Arbeit den Lebensunterhalt für sich und die Seinigen wirklich zu verdienen. Daraus ergibt sich aber mit aller nur wünschenswerthen Klarheit die Folgerung, daß unter normalen Verhältnissen der dem geleisteten Tagesdienst proportionale Lohn wenigstens die Kosten einer wahrhaft menschenwürdigen Lebenshaltung während eines Tages decken muß.

An dieser unbestreitbaren Wahrheit sollte man mit großer Entschiedenheit festhalten, und man darf sie nicht durch noch so schöne Worte über Patronage und Liebesthätigkeit verdunkeln lassen. Damit wird die Liebe keineswegs außer Dienst gestellt. Sie ist unentbehrlich im gesellschaftlichen Leben, unentbehrlich auch für eine allseitig gesunde und befriedigende Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Aber sie darf die Gerechtigkeit nicht ersetzen wollen. Was dem Arbeiter von Rechts wegen gebührt, das soll ihm nicht unter dem Titel freiwilliger patronaler

Liebesthätigkeit zugetheilt werden. Erst wenn der Gerechtigkeit vollkommen Genüge geleistet ist, kommt die Liebe zur richtigen Geltung. Sie ist nicht, wie oben gesagt wurde, gleich der Gerechtigkeit, das Fundament der socialen Verhältnisse, wohl aber die überall ergänzende, vollendende Kraft, die Krone aller gesellschaftlichen Beziehungen.

Immer klarer tritt es ferner zu Tage, daß die Arbeiterklasse selbst mit der auf freiwilliger Liebesthätigkeit des Arbeitgebers beruhenden Ergänzung eines in sich unzureichenden Lohnes unter normalen Verhältnissen nicht mehr zufrieden ist. Der kranke und arbeitsunfähige Arbeiter wird gebührend dankbar sein müssen für die ihm freiwillig gespendete Hilfe; aber der gesunde Arbeiter will seinen Lebensunterhalt verdienen. Was er an erster Stelle fordert, ist, daß ihm der Gerechtigkeit gemäß ein dem Werthe seiner Leistungen proportionaler Lohn zu theil werde. Man wird vielleicht das Mißtrauen, das weite Kreise der Arbeiterschaft gegenüber patronalen Einrichtungen beseelt, als übertrieben und in vielen Fällen geradezu als ungerecht bezeichnen dürfen. Die Thatsache, daß jenes Mißtrauen besteht, läßt sich aber damit nicht aus der Welt schaffen, und eben darum schon wird eine beide Theile wirklich befriedigende Lösung der Lohnfrage praktisch auf einem andern Wege gesucht werden müssen als auf dem Wege charitativer Ergänzung des unzureichenden Lohnes.

Endlich darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Hochherzigkeit und Liberalität keineswegs gemeinsame Vorzüge aller Unternehmer bilden. Selbst wenn aber auch die Zahl der Arbeitgeber, die erfüllt sind von praktischer Liebe zu ihren Arbeitern, eine viel größere wäre, so würden gar manche dennoch beim besten Willen nicht in der Lage sein, auf charitativem Wege viel für ihre Arbeiter zu thun. Wer für den Weltmarkt producirt und genöthigt ist, um der Concurrenz gegenüber standzuhalten, seine Waren möglichst billig zu verkaufen, der wird, sofern ihm nicht andere Hilfsmittel in reichlichem Maße zur Verfügung stehen, seiner Liberalität ziemlich enge Grenzen ziehen müssen. Der Vorschlag, die beim freien Walten des „Gesetzes von Angebot und Nachfrage" unter dem Niveau einer würdigen Lebenshaltung der Arbeiterfamilie bleibenden Löhne durch die freie Liebesthätigkeit der Patrone zu ergänzen, vermag also jedenfalls zu keiner für die ganze Arbeiterklasse befriedigenden Lösung der Lohnfrage zu führen.

Zweitens: Man hat darum gemeint, von einer Intervention des Staates das Heil erwarten zu sollen, und die allgemeine gesetzliche Einführung eines Minimallohnes gefordert.

Da es sich bei der Festsetzung des gebührenden Lohnes um eine Frage der Gerechtigkeit handelt, so dürfte an und für sich die principielle Zulässigkeit einer in sich geeigneten staatlichen Intervention zum Schutze des Rechtes, insbesondere der schwächern Contrahenten, nicht ohne weiteres bestritten werden können. Wie dem aber auch immer sei, es stehen der gesetzlichen Festlegung eines Minimallohnes so gewichtige Bedenken entgegen, daß praktisch genommen diese Maßregel sich als unausführbar erweist. So urtheilt auch Leo XIII. in dem Rundschreiben über die Arbeiterfrage[1]: „Damit in dieser (Lohnfrage) und ähnlichen Fragen, wie diejenige der täglichen Arbeitszeit und diejenige der Schutzmaßregeln gegen Gesundheitsgefahr und Unfälle, zumal in Fabriken, die öffentliche Gewalt sich nicht in ungehöriger Weise einmische, so erscheint es in Anbetracht der Verschiedenheit der zeitlichen und örtlichen Umstände durchaus rathsam, jene Fragen vor die Ausschüsse zu bringen, von denen Wir unten näher handeln werden, oder einen andern Weg zur Vertretung der Interessen der Arbeiter einzuschlagen, je nach Erforderniß unter Mitwirkung und Leitung der Behörden."

Ein doppelter Grund wird hier gegen einen gesetzlichen Minimallohn angeführt, und niemand dürfte das Gewicht dieser Bedenken bestreiten können.

Ohne ungebührliche, für die Betheiligten und die ganze Volkswirtschaft schädliche Eingriffe der Staatsgewalt, ohne zahlreiche bureaukratische Belästigungen könnte ein derartiges gesetzliches Lohntarifsystem kaum verwirklicht werden.

Sodann wird es bei der überaus großen Verschiedenheit der zeitlichen und örtlichen Bedingungen der Production und des Lebensunterhaltes moralisch unmöglich sein, daß eine Regierung allgemein giltige Minimallohntarife für alle Arten menschlicher Arbeit aufstellt und überwacht.

Man kann hinzufügen, daß eine gesetzliche Festlegung des Minimallohnes nur dann dem Arbeiter mit Gewißheit nützen könnte, wenn der Staat zugleich die Preise der Producte, deren die Arbeiterfamilie bedarf, bestimmen und somit den ganzen Markt beherrschen und regeln würde. Einem solchen Vorgehen des Staates stehen aber die bereits angeführten Bedenken in noch viel höherem Maße entgegen als einer gesetzlichen Fixirung des Minimallohnes für sich allein genommen.

---

[1] Vgl. Encyklika Rerum novarum. Officielle (Herder'sche) Ausgabe S. 62 (63).

Ferner, würde es [1] den Unternehmern infolge des gesetzlichen Minimallohnes nicht zustehen, im Falle einer Geschäftsstockung u. dgl. den Lohn zeitweilig unter die Minimalgrenze herabzusetzen, so könnten dieselben sich dann vielleicht veranlaßt sehen, ihrem Geschäfte einen geringern Umfang zu geben, dasselbe gar zu schließen und die Arbeiter ganz oder theilweise zu entlassen. Die Arbeiter selbst würden in diesem Falle also schwerer Schädigung ausgesetzt sein [2]. Desgleichen könnten weniger gewissenhafte Arbeitgeber sich gerade des gesetzlichen Minimallohnes als einer willkommenen Waffe bedienen, um jede durch den Stand der Industrie mögliche und durch die Gerechtigkeit geforderte Erhöhung des Lohnes über die Minimalgrenze hinaus wirksam zu bekämpfen.

Schließlich muß heutzutage fast jede Industrie die ausländische Concurrenz mit in Rechnung ziehen. Der internationale Minimallohn aber bleibt ein praktisch unerreichbares Ziel, schon allein wegen der ungeheuern Verschiedenheit der Lebens- und Productionsbedingungen.

Damit soll jedoch das directe Eingreifen der Staatsgewalt in die Lohnfrage nicht für alle Fälle ausgeschlossen sein. Chrétien Antoine [3] z. B. — wie sehr er auch der ungebührlichen Einmischung des Staates in das Wirtschaftsleben des Volkes entgegentritt — empfiehlt die directe gesetzliche Bekämpfung der Hungerlöhne, die dem Sweating-System eigenthümlich sind.

Auch hat sich die Fixirung eines Minimallohnes für die im Dienste des Staates, der Provinzen, der Gemeinden verrichteten Arbeiten vielfach bewährt. Der Staat Neu-Mexico setzte als Minimallohn für seine Minenarbeiter 4 Dollars für den Tag fest, der Staat New York 2 Dollars für die öffentlichen Arbeiten per Tag oder 25 Cents per Stunde für die Stundenarbeiter. Ein ähnliches Gesetz gilt in Portugal für die Tabakfabrikation. In Belgien haben einzelne Provincialbehörden denselben Weg beschritten, ebenso ein Theil der Municipalvorstände in

[1] Vgl. *Chr. Antoine* S. J., Cours d'Economie Sociale (Paris 1896) p. 591 s.

[2] *Vignes* l. c. p. 281 sagt sogar ganz allgemein: C'est que si cette mesure était adoptée, le patron, n'ayant plus intérêt à occuper de travailleurs, la plupart seraient renvoyés et tomberaient dans un entier dénûment. La loi *ne peut intervenir que dans les industries déjà riches, et où les salaires suffisent à la subsistance de l'ouvrier.* Ainsi, le salaire minimum est impraticable dans les industries où il serait utile aux ouvriers, il est inutile aux ouvriers dans les industries où il serait praticable.

[3] L. c. p. 592.

England (150 Städte), Holland und Belgien. Es läßt sich nicht verkennen, daß die öffentlichen Behörden in der Behandlung und Löhnung der im Dienste des Gemeinwesens beschäftigten Arbeiter den Privatunternehmern mit gutem Beispiele vorangehen sollen, wie andererseits die bessere und gerechtere Bezahlung der öffentlichen Arbeiten schon an und für sich indirect auf die allgemeine Hebung der Löhne in der betreffenden Branche einwirken muß.

Indirect kann der Staat ferner zur Erhöhung der Löhne dadurch beitragen, daß er das Steuersystem auf der Grundlage der distributiven Gerechtigkeit aufbaut und der geringen Leistungsfähigkeit des proletarischen Arbeiters entsprechend für denselben die Beiträge zu den gemeinschaftlichen Lasten vermindert. Insbesondere wird es die Aufgabe einer klugen Staatsregierung sein, jeder Vertheuerung der nothwendigen Mittel des Lebensunterhaltes, soweit es ihrerseits unter dem Gesichtspunkte des Gemeinwohles geschehen kann, nach Kräften vorzubeugen.

Zur materiellen Verbesserung der Lage des Arbeitsstandes trägt ebenfalls der Schutz bei, mit welchem das Staatsgesetz die Lohnzahlung und den gezahlten Lohn umgibt. Hierhin gehört die Bekämpfung des Trucksystems, d. i. der Zahlung des Lohnes in Waren (England, Rußland, Deutschland, Schweiz, Oesterreich, Belgien, Norwegen), ebenso das Verbot einer ungebührlichen Verzögerung der Lohnzahlung (Amerika, Deutschland[1], Rußland, Belgien, Oesterreich, Schweiz), sodann die Beschränkung der Lohneinhaltungen zur Leistung von vereinbarten Conventionalstrafen[2], die gesetzliche Privilegirung der Lohnforderungen, die Erschwerung von Cession oder Beschlagnahme und der Ausschluß derselben wenigstens für einen Theil des Lohnbetrages. Um der Familie den Lohn zu erhalten, wird zuweilen der Frau das Recht verliehen, die Lohnzahlung in Empfang zu nehmen, wie auch die Zahlung des Lohnes minderjähriger Arbeiter un-

---

[1] Ein von dem Abgeordneten Hitze eingebrachter Antrag, daß achttägige Löhnung oder doch Abschlagszahlung für Fabriken vorgeschrieben werden solle, wurde abgelehnt, dagegen in § 119 a, Abs. 2 der G.-O. angeordnet: „Durch statutarische Bestimmung einer Gemeinde oder eines weitern Communalverbandes kann für alle Gewerbebetriebe oder gewisse Arten derselben festgesetzt werden, daß Lohn- und Abschlagszahlungen in festen Fristen erfolgen müssen, welche nicht länger als einen Monat und nicht kürzer als eine Woche sein dürfen."

[2] Um die Unternehmer gegen den Vorwurf zu schützen, sie benutzten die Conventionalstrafen zu ihrer eigenen Bereicherung, hat man es mancherorts so eingerichtet, daß die Conventionalstrafen in die Arbeiterkasse fließen.

mittelbar an die Eltern oder Vormünder — in Deutschland ortsstatutarisch — vorgeschrieben werden kann.

Drittens: Allein mit all diesen Verordnungen und Gesetzen wird der wichtigste Bestandtheil der Arbeiterfrage, die Lohnfrage, keineswegs befriedigend gelöst. Es tritt hier wie im ganzen Bereiche der socialen Frage klar zu Tage, daß die Ueberwindung der vielen durch die liberale Epoche geschaffenen Mißstände ohne eine berufsgenossenschaftliche Organisation der Betheiligten nicht gelingen will. Sie ist zwar nicht das letzte Ziel, welches die Socialreform erstrebt. Dieses Endziel muß in der strengen und allseitigen Durchführung der Gerechtigkeit im staatlichen und gesellschaftlichen Leben erblickt werden. Aber um dieses Ziel in befriedigender und der Freiheit entsprechender Weise zu erreichen, dazu ist die berufsgenossenschaftliche Organisation das unentbehrliche Mittel. Das gilt nun insbesondere auch von der Arbeiterfrage.

Solange die Arbeiter isolirt den Unternehmern gegenüberstehen, kann von einer eigentlichen Regelung des Arbeitsangebotes, von einem wirksamen Einfluß der Arbeiterschaft auf die Lohngestaltung keine Rede sein. Alles bleibt mehr oder minder der Willkür der ohne große Schwierigkeit sich untereinander verbindenden Unternehmer oder, wenn man will, dem „Gesetz von Angebot und Nachfrage" überlassen. Daß die Arbeiter mit einem solchen Zustande der Dinge nicht zufrieden sind, daß sie sich nach kräftigen Organisationen sehnen, darf ihnen niemand verargen. Sie wollen fürderhin als Menschen anerkannt werden und nicht mehr ihren „Werth" taxiren lassen, wie man den Tauschwerth einer Ware bemißt. Sie verlangen nach einem gerechten Lohn und nach gerechter Behandlung. Man hat nun allerdings gegen die Forderung einer Organisation der Arbeiter das Bedenken erhoben, daß dadurch der Socialdemokratie Vorschub geleistet werde. Die Besorgniß wird indessen von Prof. Adolf Wagner treffend widerlegt: „Gerade wenn die nichtsocialdemokratischen Arbeiter sich für ihre wirtschaftlichen Bestrebungen frei organisiren können, kommen sie nicht so leicht in Versuchung, sich der Socialdemokratie anzuschließen. . . . Das Fehlen anderweiter, nichtsocialdemokratischer Arbeiterorganisationen leistet der Socialdemokratie Vorschub, denn so erscheint diese Partei leicht dem Arbeiter als die einzige, welche das Arbeiterinteresse richtig vertritt, und deswegen strömt ihr die Arbeiterwelt zu." [1]

---

[1] A. a. O. S. 8 f.

Daß sodann die berufsgenossenschaftliche Organisation dem Arbeiterstand auch die factische Gleichberechtigung mit dem Stande der Unternehmer verschafft, darüber darf man um so weniger klagen, da man im Princip, in der Theorie diese Gleichberechtigung bereits lange anerkannt hat und im politischen Leben auch thatsächlich durchgeführt zu haben vorgibt. Uebrigens wird die zum Wesen der Dienstleistung gehörige Unterordnung des Arbeiters unter den Herrn, als den Leiter der Production, keineswegs beseitigt. Die Unterordnung besteht für den Vollzug des Dienstes voll und ganz zu Recht, wenn auch der das Dienstverhältniß begründende Vertrag auf dem Boden gesetzlicher und factischer Gleichberechtigung geschlossen wurde. Verschafft man dem Arbeiterstande das Recht und die Fähigkeit, als ein wirklich machtvoller Factor dem andern Contrahenten gegenüber zu treten und sich von demselben nicht einfach die Arbeitsbedingungen dictiren lassen zu müssen, dann werden die Arbeiter sehr bald inne werden, welch hohes Gut die ihnen auf diese Weise gewährleistete Freiheit und Selbständigkeit ist, und sie dürften ganz gewiß die Lust verlieren, jenes Gut wieder zu opfern, um sich einem absoluten Alleinherrn — der socialistischen Zukunftsgesellschaft — in die Arme zu werfen.

Endlich wendet man ein, die Organisation des Arbeiterstandes würde den Kampf zwischen Kapital und Arbeit befördern und zu einem dauernden machen. Jener Kampf ist gewiß etwas sehr Beklagenswerthes, ja geradezu Unnatürliches, da Kapital und Arbeit wesentlich aufeinander angewiesen sind. Insbesondere der Strike schädigt nicht nur die Unternehmer, sondern in schwerer Weise, moralisch und materiell, auch die Arbeiter. Wenn in einem bürgerlichen Gemeinwesen die Strikes in größerem und größtem Umfange zu einer dauernden Einrichtung werden sollten, dann fürwahr wäre es recht schlimm um jenes Gemeinwesen bestellt. Der alte Satz: Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur, würde dort gar bald eine neue Bestätigung finden. Aber die Arbeiterorganisationen haben eben ihren naturgemäßen Zweck nicht im Kampf, sondern im Frieden zwischen Kapital und Arbeit[1]. Die trüben

[1] Die amerikanischen „Ritter der Arbeit" (Knights of labor) bezeichnen ausdrücklich im Statut als einen ihrer Zwecke: „die Unternehmer dazu zu bewegen, alle Uneinigkeiten zwischen ihnen und ihren Arbeitern friedlich beizulegen in der Weise, daß Bande der Sympathien zwischen ihnen geschlungen und Arbeitseinstellungen unnöthig gemacht werden".

Erfahrungen, die beide Theile mit den Leiden und Opfern einer längern Arbeitseinstellung gemacht haben, werden sie nach und nach dazu führen, im Strike wirklich nur das letzte, äußerste Mittel zu erblicken. Die Fonds der mit Corporationsrechten ausgestatteten Coalitionen wirken dann schließlich nur noch wie ein Heer, das man für den Krieg bereit hält, welches aber eben dadurch den Frieden schützt.

Sehr weise sagt der Heilige Vater, Papst Leo XIII., in seiner Encyklika über die Arbeiterfrage[1]: „Zur Erledigung gegenseitiger Beschwerden zwischen beiden Parteien sollten Ausschüsse aus unbescholtenen und erfahrenen Männern gebildet werden mit entscheidender Geltung ihres Schiedsspruches; es wäre sehr wünschenswerth, daß diese Schiedsgerichte Vertreter der Arbeitgeber wie der Arbeiter in ihrem Schoße hätten, und daß kraft der Statuten die Mitglieder der Arbeitervereine gehalten wären, sich an dieselben zu wenden." Ja, das ist unser Ziel, dem wir zustreben müssen; aber erreicht wird es nicht ohne die umfassende berufsgenossenschaftliche Organisation der verschiedenen Arbeitergruppen. Das englische Gewerkvereinsgesetz vom Jahre 1871, welches die Organisation der Arbeiter begünstigt, war die Frucht der Ueberzeugung, daß „Einigungsämter"[2] nur unter der Voraussetzung umfassenderer Ar-

[1] Officielle (Herder'sche) Ausgabe S. 78 (79).

[2] Die Einigungsämter als solche bezwecken nur eine Vereinbarung in betreff des dem Arbeitsvertrag zu gebenden Inhaltes.

Die Gewerbegerichte als solche dagegen beurtheilen Streitigkeiten, die aus einem bereits bestehenden Arbeitsverhältniß hervorgehen.

Die Arbeiterausschüsse sind Vertretungen der in einem industriellen Etablissement oder in einem Bergwerke beschäftigten Arbeiter, mit denen der Unternehmer sich über gewisse Punkte der Arbeitsordnung u. dgl. zu berathen pflegt.

Die deutsche Gesetzgebung will, daß die Gewerbegerichte auch als Einigungsämter fungiren sollen. In England waren umgekehrt zuerst die Einigungsämter als solche in Thätigkeit, haben dann aber auch die Streitigkeiten aus bestehenden Arbeitsverhältnissen ihrer Entscheidung unterworfen. Wilhelm Stieda schreibt die geringen Erfolge der deutschen Gewerbegerichte in ihrer Eigenschaft als Einigungsämter vornehmlich dem Umstande zu, daß bei mangelnder berufsgenossenschaftlicher Organisation der Arbeiter denselben die rechte Vertretung im Einigungsamte fehlt (Handw. der Staatsw. III, 94. — Erster Supplementband S. 277).

England hat ein doppeltes System von Einigungsämtern: das von Anthony John Mundella M. P. begründete und dasjenige, welchem der Grafschaftsrichter Rupert Kettle den Namen gab. Beide Arten von Einigungsämtern werden aus Vertretern der Unternehmer und der Arbeiter in gleicher Zahl zusammengesetzt. Kettle ließ von beiden Seiten je sechs, Mundella je zehn Mitglieder wählen. Nach Mundellaschem System wählen die Mitglieder des Einigungsamtes einen Vor-

beiterorganisationen zu einem wirksamen Mittel werden können, um den Frieden zwischen Unternehmer und Arbeiter nach Möglichkeit zu sichern. Handelt es sich um einen individuellen Streitfall aus dem bestehenden Arbeitsvertrage, dann bedarf es allerdings nicht der Organisation des ganzen betreffenden Berufszweiges für einen größern Bezirk. Gerichte mit sachverständigen Beurtheilern genügen für die Erledigung derartiger Streitsachen. Stehen aber allgemeine Fragen zur Erörterung, wie z. B. die Frage der Lohnhöhe, der Arbeitszeit u. dgl., dann genügt für die Sicherung des socialen Friedens und die machtvolle Geltendmachung berechtigter Ansprüche nur ein solches Einigungsamt, in welchem neben den vereinigten Unternehmern auch die ganze Arbeiterschaft des betreffenden Berufszweiges

---

sitzenden, der bei Stimmengleichheit die Entscheidung trifft. Das System Kettle dagegen überträgt diese eventuelle Entscheidung einem von den Mitgliedern des Einigungsamtes gewählten Unparteiischen, der als 13. Glied dem Amte beitritt. Der Entscheidung des Einigungsamtes können sowohl die Bedingungen neu abzuschließender Arbeitsverträge als auch die Streitigkeiten aus bestehenden Arbeitsverhältnissen unterbreitet werden. Zunächst wird in beiden Systemen vor dem sogen. *Board of Conciliation* (Untersuchungs- oder Einigungsausschusse, in Mundellas System aus vier, in Kettles aus zwei Mitgliedern des Einigungsamtes bestehend) der in Frage stehende Streitpunkt durch gemeinsame Erörterung wo möglich beigelegt. Gelingt das nicht, dann tritt das ganze Einigungsamt als *Board of Arbitration* in Thätigkeit und entscheidet die Frage. Wenn auch in beiden Systemen die Unterwerfung der Parteien unter den Schiedsspruch vorausgesetzt wird, so kennt das Kettlesche Verfahren noch eventuell eine zwangsweise Durchführung der Entscheidung des Einigungsamtes durch die staatlichen Organe. Die Erfolge, welche die Einigungsämter als Mittel zur Sicherung des socialen Friedens erzielten, haben dieselben in England rasch eingebürgert. Im Jahre 1893 beantragte der Präsident des Handelsamtes, Mundella, eine Bill, der zufolge die Initiative zur Errichtung von Einigungsämtern nicht mehr dem Belieben der Privaten überlassen, sondern dem Handelsamte übertragen werden solle. Die englische Gesetzgebung entsprach diesem Antrage im März des Jahres 1895. Welchen Einfluß die Einigungsämter auf die Lohnbestimmung gewinnen können, zeigt z. B. eine Einrichtung im englischen Färbereigewerbe. Die Arbeiterorganisationen der Färber einerseits und die Vereinigung der Färbereibesitzer in West-Yorkshire andererseits schufen nämlich durch Vertrag ein Schiedsgericht, welches eine Tabelle von Minimalpreisen für Färbereien und von Minimallöhnen für Arbeiter aufzustellen und von Zeit zu Zeit zu erwägen hat, ob Aenderungen dieser Preise bezw. Löhne erforderlich sind.

Auch in andern Ländern finden die Einigungsämter mehr und mehr Anklang, wenn auch die Systeme und die Form ihrer Einrichtung verschieden sind. Es wird überall ohne Zweifel noch mancher Erfahrungen bedürfen, um das für die betreffenden Verhältnisse Zweckmäßige zu finden. Vgl. Handw. der Staatsw.: Stieda, Art. „Einigungsämter“ III, 39 f. Erster Supplementband S. 276 ff. — Staatslexikon der Görres-Gesellschaft: Bachem, Art. Gewerbegerichte II, 1403 ff.

in gebührender Weise vertreten ist. Nur so kann die rein mechanische Wirkung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage beseitigt, nur so der ganze Arbeiterstand vor ungerechter Behandlung bewahrt, nur so endlich auch der gewissenhafte Unternehmer, der gerne seinen Arbeitern den gebührenden Lohn geben möchte, gegenüber dem Druck der Concurrenz geschützt werden [1].

Thomas Carlyle hat einmal gesagt, daß der menschliche Wille individualistisch und social motivirt sei; die erstern Motive überwögen in Zeiten der Auflösung, die letztern in Zeiten socialen Aufbaues. Wo sind demnach heute die Feinde der gesellschaftlichen Ordnung zu suchen, dort, wo man der socialen Organisation aller Stände und ganz besonders auch

[1] Ueber einen in letzter Hinsicht sehr belehrenden Fall berichtete neuerdings die Presse (vgl. „Neues Mannheimer Volksblatt", Nr. 151, 8. Juli 1897): Der Verein der Handschuhfabrikanten in Oberlungwitz (Sachsen) hat von den Arbeitern in einem Circular verlangt, für die Aufrechterhaltung der im vorigen Herbst vereinbarten Löhne einzutreten. Veranlaßt ist das Schriftstück durch den Umstand, daß einige Unternehmer sich nicht an die Abmachungen hielten und die Löhne reducirten. Es lautet:

„Auf Anregung eines Vereinsmitgliedes ist eine Ausschußsitzung des Fabrikantenvereins abgehalten worden, um über die Lohnfrage zu berathen, da nachweislich einige Fabrikanten den Beschlüssen zuwider jetzt weniger Lohn zahlen. Da wir nun keine Mittel an der Hand haben, die Fabrikanten zu zwingen, die Löhne einzuhalten, noch die Arbeiter zu bewegen, nicht für einen billigern Preis zu arbeiten, ist folgender Beschluß gefaßt worden: Jeder Fabrikant ersucht seine Arbeiter, daß dieselben auf die andern Arbeiter einwirken, nur zu den bestimmten Lohnsätzen, welche vergangenen Winter vereinbart worden, zu arbeiten. Geschieht dies nun aber nicht, und die Arbeiter arbeiten für die betreffenden Fabrikanten billiger fort, so sehen wir uns gezwungen, sofort nach dieser Bekanntmachung und deren Erledigung, welche im Laufe dieser Woche noch geschehen soll, für Flor-Handschuhe à Dutzend 40, für bessere 50 Pfennig weniger Arbeitslohn zu zahlen; denn wir können nicht zugeben, daß uns die betreffenden Fabrikanten die Ordres wegnehmen, und wir theures Lager machen lassen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß die Fabrikanten ihre Arbeiter nicht gehen lassen, auch wenn sie den alten Preis bezahlen müssen, und sollte es der Fall sein, so haben sich einige von uns sogar bereit erklärt, einige neue Arbeiter anzunehmen. Sie sehen hieraus, daß wir alles thun, was in unserer Macht steht, um den Arbeitslohn zu halten, und erwarten nun von unsern Arbeitern, daß sie dahin wirken, ihrerseits dasjenige dazu beizutragen, was erforderlich ist, ihre und unsere Existenz zu sichern. Auch müssen die Arbeiter mit aller Strenge dahin wirken, daß auch die Fabrikanten, welche nicht zum Vereine gehören, keine billigern Löhne zahlen dürfen."

Dieser Aufforderung können die Arbeiter mit gutem Erfolge nur entsprechen, wenn sie in kräftiger Organisation zu gemeinschaftlichem Handeln und zu gleichem Verhalten unter sich verbunden sind.

des Arbeiterstandes das Wort redet, — oder auf seiten derjenigen, welche die Arbeitermassen in ihrer Atomisirung belassen wollen, um die hilflose, ohnmächtige Menge mühelos zu bezwingen? Für uns besteht kein Zweifel darüber, sowohl vom Standpunkte einer philosophischen Beurtheilung des Gesellschaftslebens wie unter dem Gesichtspunkte der historischen Erfahrung. Wir sehen, wie in England die planlosen Erhebungen des Arbeiterstandes, welche die ersten Decennien dieses Jahrhunderts mit Schrecken erfüllten, aufgehört haben. Andere Ziele, als etwa die Zerstörung der verhaßten Maschinen, hatten sie nicht verfolgt und nicht erreicht. Auch die social-revolutionäre Arbeiterpartei, die den Namen Chartismus trug, hat durch die Entfesselung wilder Volksleidenschaft schließlich nur die Sehnsucht nach dem socialen Frieden bei den Unternehmern und den Arbeitern erweckt. Als Friedrich Engels in seinem Werke über die Lage der englischen Arbeiter noch im Jahre 1848 den vernichtenden Kampf der Armen gegen die Reichen fürs Jahr 1852 oder 1853 prophezeite, fing der social-organisatorische Gedanke bereits an, in der englischen Genossenschaftsbewegung und in den die Elite der englischen Arbeiterschaft umschließenden Gewerkvereinen das Gesellschaftsleben der individualistischen Auflösung zu entziehen. Neue sociale Gestaltungen treten als Mittelglieder zwischen Staat und Individuum und geben den breiten Massen in neuer Form die verlorene Organisation zurück[1]. Diese Bewegung ist noch nicht zum Abschluß und zur Ruhe gekommen. Zahlreiche Schwierigkeiten bleiben zu überwinden. Die richtigen Formen sind noch keineswegs für alles und für die Dauer gefunden. Ja die Wogen des Kampfes erheben sich zuweilen noch in erschreckender Höhe. Allein der richtige Weg, der allmählich zum dauernden Frieden führen wird — so weit in irdischen Verhältnissen überhaupt ein Friede möglich ist —, dieser Weg ist auch für uns in der englischen Entwicklung einigermaßen vorgezeichnet. Die organisirten Arbeiter werden um ihre Rechte streiten, aber aufhören, die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens in Frage zu stellen.

[1] Vgl. Schulze-Gävernitz, Zum socialen Frieden I (Leipzig 1890), 291 ff.

Heinrich Pesch S. J.

Buddhismus und Pessimismus.

Der Buddhismus leuchtet grell wie eine Satire auf zwei falsche Strömungen unserer Zeit. Wir gewahren in dem Bilde des Zeitalters einen tiefdüstern weltschmerzlichen und einen heitern, dem Ideal edelster Menschlichkeit zugekehrten Zug, Pessimismus und ethische Cultur; dort trostloser Jammer und verzweifelnde Klage über die Jämmerlichkeit des Daseins, hier jugendfrohes Ringen nach Entfaltung aller im Menschen schlummernden Kräfte.

Dort erscheint nur ein düsterer Schleier über die Erde ausgebreitet, ein trostloses Dunkel, das des Menschen Ursprung und Ziel verhüllt. Was ist der Mensch? Ein Wesen, das zum Leben und Leiden verurtheilt ist. Nur der Tod bringt ihm Erlösung in der gähnenden Leere des Nichts. In unserer Mitte gärt und wächst die Unzufriedenheit mit allem Bestehenden. Kein Strahl versöhnenden Lichtes leuchtet. Nirgends findet der Pessimist eine tröstende Zuversicht, die ihn über die Kämpfe des Lebens erhebt. Jener stolze Muth, „der das Leben liebt und ehrt", ist der dumpfen Verzweiflung gewichen. Das ist die *eine* Seite.

Auf der andern Seite regt sich ein kühnes Streben, das die höchste Blüthe der Humanität in der vollen Harmonie des *menschlichen* Daseins zu gewinnen sucht. Wohl ist dieses Ideal tausend Störungen unterworfen; aber der Mensch nähert sich ihm um so mehr, je weiter er sich von dem Tummelplatz der sich befehdenden religiösen Parteien entfernt. Die ethische Cultur sucht höchste Entfaltung der Sittlichkeit und Tugend, der Gerechtigkeit, des Friedens, der Versöhnung. Es ist kein Ideal religiösen Glaubens, sondern das Ideal einer kämpfend und ringend aufsteigenden Philosophie des Guten, Wahren und Schönen. Das Menschheitsideal ist ihr Gottesbild; das Gesetz edler Sitte bezeichnet das „göttliche" Gesetz ihres Strebens.

Diese beiden Strömungen nun, Pessimismus und ethische Cultur, beleben in weiten Kreisen das Interesse für den Buddhismus. Es ist, als schaue das Jahrhundert der Entdeckungen dem Zeitalter des entstehenden Buddhismus ins Antlitz und entdecke einen tiefen Zug der geistigen Verwandtschaft in den Anschauungen, die vor ferner Zeit, in fernen Landen zu einem wunderlichen Gewebe ausgesponnen wurden. Es gibt *äußer*-

lich kaum einen größern Gegensatz; aber innerlich sind Buddhismus, Pessimismus, ethische Cultur in vielen Zügen einander so geistesverwandt, stehen sich in ihren Idealen so nahe, daß es erklärlich wird, wie gerade im Centrum modernen Lebens die wachsende Bedeutung des Buddhismus wurzelt. Der Buddhismus vereinigt in seinem Wesen entgegengesetzte und widersprechende Züge. Den Widerspruch verhüllt ein Schein idealen Strebens, sittlichen Ringens und Kämpfens. Ein paar Ideen von Brudersinn und Opferliebe, von Heldenmuth und Entsagung werfen einen Strahl in das Dunkel und erheben äußerlich den Buddhismus über andere Religionen des fernen Ostens empor. Dieses Ideal der Humanität besticht und weckt Sympathie auch in solchen Kreisen, durch die selbst ein tiefer Riß, ein klaffender Gegensatz und Widerspruch des religiösen und sittlichen Lebens geht. Sie suchen jenen Riß hier durch das Ideal des Pessimismus, dort durch das Ideal ethischer Cultur zu verdecken. Im Buddhismus leuchtet ihnen die „Wahrheit" der modernen Culturanschauungen.

Zuerst freundete sich die pessimistische Weltauffassung mit den vermeinten Idealen des Buddhismus an. Schopenhauer, der Prophet des modernen Pessimismus, fand das Lied vom Leben und Leiden in der buddhistischen Spruchweisheit mit überraschender Deutlichkeit vorgebildet. Bewunderung und Sympathie ergriffen ihn für ein System, das den Grundgedanken des eigenen Bekenntnisses mit so volksthümlicher Kraft und Wärme schon vor mehr als zweitausend Jahren im fernsten Osten entwickelt hatte. Hier hatte der Pessimismus im Gewande des Buddhismus seinen ungeahnten Triumph gefeiert, hier seine bezaubernde Kraft und Gewalt zum erstenmal bekundet. Und so wurde ein System der Philosophie, das nur den Freund und Forscher morgenländischer Cultur gefesselt hätte, mit dem Strom des modernen Pessimismus zu weiten Kreisen emporgetragen. Oder welchen Reiz besäße sonst die Jammergestalt des weltschmerzlichen Buddhisten, welchen Zauber die kahle Allgemeinheit des Indifferentismus, so öde und verödend, wo jeder geistige Aufschwung gebrochen ist, wo nur eine düstere Gleichgiltigkeit gegen alles höhere Leben besteht? Nichts weckt des Buddhisten Interesse und Theilnahme. Er sinnt und spinnt sich in ein Gewebe, das ihn von jeder geistesfrischen Kraft und Bewegung abschließt und das in ihm geradezu den Stumpfsinn gegen alles höhere Interesse fördert. Schwächlich, marklos, krankhaft, das ist die allgemeine Physiognomie des Buddhismus. Aber gerade darin liegt sein Zauber für den modernen Culturmenschen. Der Buddhismus stellt ein zum System

erhobenes Mißbehagen an allem dar, die Verzweiflung am Leben und Streben [1]. Es ist ein echt pessimistisches Interesse, das unsere Zeit für den Buddhismus hegt; es wiederholt sich derselbe Zug, der uns in der Kunst vielfach entgegentritt. Auch hier geht ja die pessimistische Strömung hoch. Mit Vorliebe sehen wir in Romanen, Novellen, Schauspielen den Jammer, die Noth, das Unbefriedigende des Lebens gezeichnet. Und je härter die Dissonanzen sind, welche das Bild durchschneiden, je unversöhnter die Gegensätze, um so fesselnder wirkt dieses künstlerische Ideal.

Da entwickelt nun der Buddhismus ein Bild vom Unwerth des Lebens, wie es uns in keiner andern Philosophie des Alterthums entgegentritt. „Dem gesamten Gedankenkreise des Buddhismus liegt als die überall sich hindurchziehende Voraussetzung die Anschauung vom Leiden alles Daseins hienieden zu Grunde. Die vier heiligen Wahrheiten der Buddhisten handeln vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens, vom Wege zur Aufhebung des Leidens: immer ist es das Wort Leiden, das den Grundton des buddhistischen Denkens angibt. . . . Alles Leben ist Leiden: dies ist das unerschöpfliche Thema, welches immer wieder, bald in den Formen der begrifflichen Erörterung, bald im Gewande poetischer Spruchweisheit, aus dem Schriftthum der Buddhisten uns entgegenklingt. . . . Es sind nicht Schatten nur, nicht Wolken, die Leiden und Tod über das Leben wirft, sondern Leiden und Sterben haftet untrennbar an allem Dasein. Soviel Liebes es für dich in der Welt gibt, soviel Leiden gibt es. Hinter dem leidenvollen Jetzt liegt eine unermeßliche leidenvolle Vergangenheit und dehnt sich ebenso unabsehbar durch die endlosen Fernen, welche der Seelenwanderungsglaube der grauenerfaßten Phantasie erschließt, eine Zukunft voller Leiden, aus für den, welchem es nicht gelingt, die Erlösung zu erringen, dem Leiden ein Ende zu machen." [2]

Was Wunder, daß der moderne Pessimismus sich mit Befriedigung der Betrachtung eines Bildes zuwendet, in dem sich nur das eigenste Wesen und Streben aufs treueste widerspiegelt! Und so hat uns denn keiner eine treffendere Charakteristik des buddhistischen Pessimismus entworfen als der modernste Herold des pessimistischen Gedankens, Eduard v. Hartmann. Der Philosoph des Unbewußten [3] ist sichtlich bemüht, dem öden Bilde Leben

[1] Vgl. die treffenden Ausführungen L. v. Schröders in „Buddhismus und Christenthum" (Reval 1893) S. 27 ff.

[2] Oldenberg, Buddha (2. Aufl.) S. 225.

[3] Das religiöse Bewußtsein der Menschheit (2. Aufl., Leipzig 1888) S. 318 ff.

und Wärme zu geben. Er sieht in Buddha „einen Reformator, der darauf ausging, die esoterische Erlösungslehre des Brahmanismus zum Gemeingut aller Völker zu machen". „Die esoterische Weltanschauung des Brahmanismus mußte aus der Stubenluft der priesterlichen Schulgelehrsamkeit als gemeinfaßliche Erlösungsbotschaft hinausgetragen werden unter alle Kasten und alle Völker; dann erst konnte sich zeigen, was der abstracte Monismus für die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses zu leisten vermöge, was nicht. Diese That vollbrachte Gautama Çakyamuni, der Erleuchtete, der Buddha." Der Ausgangspunkt des Brahmanismus war antiquirt. „Desto dringlicher wurde die Hervorhebung und Ausmalung des weltlichen Jammers, um die Erlösungssehnsucht des religiösen Bewußtseins zu wecken und zu schärfen auch in solchen, die bisher dem Erlösungsgedanken der brahmanischen Priesterkaste ferner gestanden." Der Buddhismus mußte, so meint Hartmann, um universelle Erlösungsreligion zu werden, zunächst in allen Menschen „das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit nähren". Dies that er „durch Mittheilung der Ueberzeugung von dem allgemeinen Elend des Daseins. Wie tief der Schmerz über das Jammerlos aller lebenden Wesen und das tiefe Erbarmen mit dem Elend der Creatur in der Seele des prinzlichen Reformators den Anstoß gab zum Beginne seines großen Reformwerkes, so ist die Ausmalung des Elendes aller Geschöpfe in ihrem Kreislauf von Geburt, Alter, Krankheit und Tod der Hauptgegenstand der buddhistischen Predigt". Hartmanns Begeisterung wächst. „Wenn von jeher die Noth des unbefriedigten Bedürfnisses, das Leid der ungestillten Glückessehnsucht die psychologische Wiege der Religion war, so tritt hier zum erstenmal die Lehre von dem eudämonologischen Unwerth des Lebens im Sinne einer allgemeinen principiellen Wahrheit, d. h. der Pessimismus als Grundpfeiler der Religion auf. In der Wahrheit des Pessimismus liegt die unwiderstehliche Ueberzeugungskraft, die welterobernde Macht des Buddhismus, der einzigen unter den drei propagandistischen Religionen, welche niemals aus Herrschsucht, sondern immer nur aus Mitleid verbreitet wurde, welche niemals Zwang und Waffengewalt zu ihren Siegen benutzte und welche trotzdem noch heute die größte Bekennerzahl unter allen Religionen besitzt. Jeder Mensch, der nur aus naivem Instinct dem Optimismus huldigt, muß der Evidenz des Pessimismus Eingang gewähren, sobald ihm einmal die Reflexion über den eudämonologischen Werth des Lebens nahegelegt wird." Das ist also das Geheimniß des Buddha-Enthusiasmus. Der größte Reformator des Ostens enthüllt den „eudämono-

logischen Unwerth des Lebens". Armer weltfreudiger Glaube, dem der Anblick der Lenzespracht noch zur Ahnung eines ewigen Frühlings wird, der einen frohen Muth im Entsagen, Stärke im Unglück, Demuth im Glücke zeigt, ja der alles Leid als einen Quell des Heiles für sich und andere erkennt! Ein solcher Glaube soll sich nur bei Menschen finden, „deren unbefangenes Urtheil schon vorher durch optimistische Illusionen eines anderweitigen religiösen Glaubens gefälscht ist". Nur sie „können sich gegen die unmittelbare Selbstverständlichkeit der pessimistischen Argumente verschließen", die der Buddhismus so anschaulich vor Augen stellt. Wie weit steht ihre Auffassung hinter der Cultur des Buddhismus zurück! „Wo der Buddhismus einen bisher im Naturalismus befangenen Volksstamm von der Wahrheit des Pessimismus zu überzeugen vermochte, da wurde auch sein Erlösungsweg als der nächstliegende und einzig sich darbietende bereitwillig angenommen. Kein zum Buddhismus bekehrtes Volk hat jemals sich durch Lehre und Ueberzeugung von seinem Glauben wieder abspänstig machen lassen."

Im Buddhismus, so führt Ed. v. Hartmann weiter aus, liegt „ein Fortschritt des Gedankens, das vom Brahmanismus versäumte Ziehen einer Consequenz, welche aber nothwendig einmal in der Geschichte gezogen werden mußte, indem er offen aussprach, was die Philosophie von Brahma sich durch eine künstlich aufrecht erhaltene Illusion gewaltsam verschleierte, daß nämlich das abstracte Eine nichts sei. „Wenn dem Brahmanismus der Weltproceß als der wüste Traum eines trunkenen Gottes galt, so liegt es doch nahe, den Traum selbst an die Stelle eines Gottes zu setzen, der nichts kann als träumen. Die Illusion ist wesentlich Traum, ein Traum ohne Träumer, ein Traum, der über dem Nichts schwimmt; sie ist nicht ein Gott zu nennen, da sie nicht einmal ein Wesen oder Subject ist und sogar eine Function nur zu sein scheint. Aus diesem Traum der Illusion gibt es natürlich kein Erwachen zum klaren Bewußtsein, sondern nur ein Versinken in das Nichts des traumlosen Schlafes der Bewußtlosigkeit. Der Traum ist wüst und quälend, drückend und angstvoll, und darum das Versinken in einen traumlosen Schlaf eine Erlösung zu nennen. Daß Träumer da seien, welche den Traum träumen, gehört mit zu den Illusionen des Traumes; in Wahrheit gibt es zu diesem Traume weder viele Träumer noch einen, und selbst die Existenz eines Buddha und seiner Seelenzustände gehört zum Reihe der Illusion." Hartmann meint, es sei begreiflich, „daß im absoluten Illusionismus die Trauer um die Nichtig-

keit der Welt um so viel tiefer ist, als diese Nichtigkeit selbst tiefer und vorbehaltsloser gefaßt ist als im Akosmismus mit positivem Hintergrund". „Wenn der Pessimismus die Basis ist, auf welcher der Buddhismus sich erhebt, so empfängt er zugleich rückwärts aus dem absoluten Illusionismus eine Vertiefung und eigenartige Färbung, wie sie in gleicher Weise weder vorher noch nachher in der Geschichte vorgekommen ist. Wo das Individuum die Scheinwelt nur deshalb in Trümmer schlägt, um zu dem durch sie behinderten Aufblick zu dem einen, wahrhaft göttlichen Sein zu gelangen, da bleibt das beseligende positive Ziel die Hauptsache, und die Nichtigkeit der Welt nur die unvermeidliche Kehrseite dieser, da wird der empirische Pessimismus zum aufgehobenen Moment in einem mystischen Optimismus der Einswerdung mit Gott herabgesetzt. Anders, wo dieses positive Ziel wegfällt und als einziges Ziel der negative Contrast mit dem Elend des Daseins übrig bleibt; da muß dieses Elend ungleich tiefer und schwerer empfunden werden, weil jedes Gegengewicht göttlicher Wesenhaftigkeit und positiver Seligkeitshoffnungen fehlt, und darum ist der Weltschmerz im Buddhismus noch viel trauriger und schwermüthiger als im Brahmanismus und nimmt nicht bloß eine weit bevorzugtere Stelle, sondern auch einen viel breitern Raum ein. Das geflissentliche Versenken in den Weltschmerz bildet hier den einen Theil und zwar den Haupttheil des Cultus und tritt mit seiner leidenden und mitleidenden Passivität an die Stelle der activen Ascese des Brahmanismus." Das nennt der Philosoph des Unbewußten entsagungsvolles Dulden; er sieht im Buddhismus „den weiblichen Heroismus kampflosen Duldens, der noch weit größere Selbstüberwindung fordere als der männliche des Ringens mit der Welt". Ein speciöses Wort, hinter dem sich nur die ganze Jämmerlichkeit des Pessimismus versteckt, die Trostlosigkeit einer Weltanschauung, der jede schöpferische Kraft mangelt. Der Pessimismus ist der Feind der Cultur. Vor seinem eisig kalten Hauche erstarrt alles Leben, verwelkt jede Blüthe, verwittert jeder Glanz künstlerischer Schönheit. Im Pessimismus werden die stolzesten Triumphe menschlichen Denkens und Schaffens zu Grabe getragen. Und wenn man hier noch von Leben reden will, so ist es nur das Leben des modernden Leichnams.

Das gibt der moderne Pessimist nicht zu. Und darum erhob sich auch lauter Widerspruch gegen jenen künstlerischen Gedanken, der in Buddha das Symbol zerstörender Macht darstellte. Das Bild ist bekannt. In grellem Feuerschein leuchtet hier die typische Buddhagestalt, umflossen von einer Wolke düstern Rauches, der aus der Tiefe emporsteigt. Unten

wogt ein Feuermeer, das sich gegen Westen ausbreitet und seine Culturheiligthümer bedroht. Angstvoll blicken Europas Völker gegen Osten; in ihren symbolischen Gestalten erläutert sich der Spruch: Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!

Diese künstlerische Auffassung traf die moderne Buddha-Begeisterung ins Herz. Bisher war Buddha als ein friedsames, hoheitsvolles Wesen erschienen, Symbol der stillen, beschaulichen, sich in das Nichts versenkenden Betrachtung. Man entgegnete, es hieße die Dinge geradezu auf den Kopf stellen, wenn man in sinnbildender Darstellung von Buddha zerstörende Feuersmacht ausgehen lasse. Aus dem milden Zuge seines Wesens leuchte vielmehr ein versöhnendes Licht, das lebenspendend sich über Asien ausgegossen hat. In dem „Erleuchteten" künde sich die Morgenröthe einer neuen Culturepoche Indiens an, unter dem befruchtenden Hauche seiner Lehre habe sich das indische Geistesleben in seinen sittlichen und künstlerischen Idealen verjüngt. Die symbolische Darstellung erschien manchen als ein Zerrbild des geschichtlichen Buddha, eine Caricatur seiner culturgeschichtlichen Mission.

Und doch leuchtet in dem düstern Scheine das culturgeschichtliche Bild Buddhas und seiner Ideale weit treuer als in dem magischen Zauber, mit dem der moderne Pessimismus das Porträt umgibt. Je kräftiger die sinnbildende Darstellung im Buddhismus die culturfeindliche Macht vor Augen stellt, um so näher kommt sie der culturgeschichtlichen Wahrheit seines Wesens und Wirkens. Der Name Buddhismus kündet Zerstörung an. Zwar braucht sich die abendländische Cultur gegen Buddha und sein System nicht zu hüten und zu schützen; die Gefahr eines übermächtigen Vordringens wird nie kommen. Was aber zerstörende Macht bedeutet, das sind die Ideale, welche die modernsten Strömungen und Strebungen, vorab der Pessimismus, im Buddhismus feiern und verherrlichen. Der Durchbruch der pessimistischen Weltanschauung, wie sie in Buddha verkörpert, im modernen Pessimismus als erlösende Idee verherrlicht wird, würde mit zerstörender Macht die abendländischen Culturheiligthümer bedrohen, die heiligsten Interessen gefährden. Und strebt nicht die aufsteigende Fluth des Pessimismus dahin, aus dem Zusammenfluß des buddhistischen Pessimismus mit christlicher Moral die neue Religion der Zukunft emporzutreiben? Der Buddhismus, so meint Eduard v. Hartmann, bedarf bloß der Reform. „Es ist schwer zu glauben, daß eine Religion, welche an Bekennerzahl allen andern voransteht und durch manche ihrer Ideen aller künftigen Religionsentwicklung zum Vorbilde dienen muß, zu blasser Stagnation oder

gar zum dereinstigen Untergang ohne Rest bestimmt sein sollte, während sie doch durch ihren gänzlichen Mangel an geoffenbarten Dogmen und heteronomen Geboten einer sachgemäßen Reform einen so geringen Widerstand wie keine andere entgegensetzt." ... Der Buddhismus stellt ihm eine der höchsten Entwicklungsstufen des religiösen Bewußtseins dar. Und der Gedanke scheine nicht fern zu liegen, „daß wie die künftige gemeinsame Weltcultur sich auf dem Austausch der occidentalischen und orientalischen Culturerrungenschaften erbauen muß, so auch die künftige Weltreligion aus einer Synthese der bleibenswerthvollen religiösen Ideen im Buddhismus und Christenthum entspringen muß". Und welches ist die „bleibenswerthvollste" Idee des Buddhismus?

„Am wenigsten hätte der Buddhismus nöthig, das A und O seiner Weltanschauung, den Ausgangspunkt und Endpunkt seiner Gedankenwelt, die pessimistische Basis und das negative Endziel einer solchen Reform preiszugeben. Die Wahrheit des Pessimismus im weitesten und ausnahmslosesten Sinne bliebe nach wie vor die unverrückbare Grundlage seines Standpunktes, welche alle optimistischen Illusionen und eudämonistischen Hoffnungen schlechterdings ausschließt, also auch jedes andere Endziel des Processes als ein rein negatives Nirvana im universellen Sinne eines Erlöschens der gesamten Phänomenalität unmöglich machte. Nur dieser unbedingte eudämonologische Pessimismus, welcher die optimistische Zuversicht auf die endliche Erlangung des bestmöglichen eudämonologischen Zustandes des Alls (Nirvana) nicht aus-, sondern einschließt, kann ihm jene eigenthümliche Hoheit der Selbstverläugnung und Freiheit von egoistischem Eudämonismus sicherstellen, durch welche er sich jetzt schon vor allen andern Religionen auszeichnet und welche er in noch höherem Grade besitzen würde, wenn er auf die Seelenwanderungslehre verzichten wollte." Der höchste Standpunkt der neuen, im pessimistischen Sinne aufgebauten Weltreligion ist der absolute Indifferentismus, Freiheit gegen alles Sein, die Macht, sich von dem empfundenen Schmerz als von einer Realität nicht imponiren zu lassen. Das ist „die höchste und letzte praktische Consequenz des Illusionismus". Der Buddhismus „weckt den Träumer jeden Augenblick aus seiner illusionistischen Verstiegenheit und erregt den so natürlichen Wunsch in ihm, das ihm immanente Nichts doch endlich in Ruhe genießen zu können und ohne die Nöthigung, von dem sich aufdrängenden Schmerz beständig gewaltsam abstrahiren zu müssen". Da gibt sich die bestechende Grundvorstellung zu erkennen, welche den modernen Pessimismus so mächtig

zum Buddhismus hinzieht, absoluter Indifferentismus an Stelle alles dessen, „was die Erlösungssehnsucht noch jenseits suchte“.

Ein solches System bezeichnet nur den verwitternden Abfall einer bestehenden Cultur, indem es alle widerstrebenden und verneinenden Elemente zu einer neuen Schule der Zukunft zusammenführt. Der Pessimismus zeigt nur die widerspruchsvollen Elemente eines trübe aufgärenden Neubildungsprocesses. Er verkörpert die Verneinung und Auflösung der alten Cultur, und darum ist Buddha, als Prophet der pessimistischen Weltauffassung, das treffendste Bild einer culturstörenden und culturzerstörenden Macht. In ihm wirkt thatsächlich eine zerstörende Potenz unter der Maske eines Ideals edler Sitte und Menschlichkeit. Ja die tiefste Wurzel seines verneinenden und auflösenden Einflusses ruht nicht so sehr in dem Richtigkeitsgefühle seines Pessimismus als in dem atheistischen Charakter seiner Sittlichkeit.

Auch der moderne Pessimist gibt zu, daß die Idee des Leidens im Buddhismus keinen Reichthum neuer Gedanken an Wissen und Kunst entfaltet hat. „Die reichhaltige Literatur des Buddhismus bewegt sich nur in wenigen, verhältnißmäßig dürftigen Gedanken, die durch ihre endlose Wiederkehr ermüden; zieht man die Buddha-Legenden, die Disciplinarvorschriften für fromme Genossenschaften und die Phantasien über Himmel und Hölle ab, so bleiben als Kern nur die Lehren von der Nichtigkeit der Welt, die Klagen über das Elend des Daseins, und die Sittenregeln übrig, wie solche in kurzgefaßten Denksprüchen schon in der Geburtszeit des Buddhismus von Wanderpredigern vorgetragen und in Steine und Säulen eingemeißelt wurden.“ Aber der tiefste Grund des im buddhistischen Pessimismus anziehenden Zaubers liegt in seiner autonomen Moral, einer Moral ohne Gott und Richter, ohne Jenseits und Vergeltung. Diese Vorstellung ist das Tröstendste und Verlockendste. Es ist „geradezu der bedeutsamste Zug am Buddhismus, daß er seinem metaphysischen Nihilismus und erkenntnißtheoretischen Illusionismus zum Trotz als höchstes religiöses Princip eine sittliche Weltordnung aufstellt, welche die Sühne jeder Schuld fordert“, und es ergebe sich der eigenthümliche Zusammenhang, „daß die buddhistische Sittlichkeit gerade dadurch zur vollständigen Autonomie gelangt, weil sie sich auf einem atheistischen Boden erhebt, dem sie eigentlich widerspricht, während die übrigen Religionen durch ihren Götterglauben gehindert werden, die heteronome Form von ihrer Religion abzustreifen“.

Da entschleiert uns der pessimistische Denker das Räthsel der buddhistischen Sphinx, eine Sittlichkeit ohne Gott. Der „Pessimist“ will beileibe

nicht „schlecht" sein; nein, Optimist im ethischen Sinne. Und den Pfad zu seinem ethischen Optimismus zeigt ihm schon in dunkler Vorzeit der indische Buddha. „Im Buddhismus ist nicht nur die Erlösungssehnsucht und der religiöse Heilsproceß des Individuums autonom, sondern auch die Moral, welche als grundwesentlicher Bestandtheil des Heilsprocesses in die esoterische Weltanschauung hineinbezogen ist. . . . Er will grundsätzlich nichts anderes sein als die Religion des gesunden Menschenverstandes und die Moral des natürlichen Gefühls. So ist hier auf dem atheistischen Boden einer bloß illusorischen Verschiedenheit der Individuen die große geschichtliche Aufgabe der Menschheit, zu einer autonomen Moral zu gelangen, thatsächlich gelöst, wenn auch nur in einer sehr beschränkten Sphäre einseitiger Gefühlsmoral." Das nennt Hartmann eine „Verstärkung und Vertiefung des sittlichen Bewußtseins". „Durch den Bruch mit dem erträumten Jenseits" gelangt der Buddhismus dazu, sich mit praktischerer Lebensweisheit in das Diesseits zu vertiefen. „Der Buddhist schöpft aus seines Nichts durchbohrendem Gefühle die Demuth, unendlich viel weniger und schlechter als das Nichts zu sein, und seine Hoffnung baldiger Erlösung läßt ihn nur mit um so wehmüthigerer Trauer auf die Unzahl seiner der Erlösung noch ferner stehenden Brüder blicken." Und die Blüthe dieser atheistischen Moral entfaltet sich in der allgemeinen Menschenliebe. „Der Buddhismus ist die erste Religion, die allgemeine Menschenpflichten kennt. Die Bruderschaft im Nichts reicht sogar weiter als die menschliche Gestalt; das Mitleid trägt soweit, wie der Schmerz reicht, d. h. es umfaßt alle lebenden und empfindenden Wesen, die Pflanzen so gut wie die Thiere." Die metaphysische Einheit aller Individuen „legt eine Solidarität auf, welche im Mitleid ihren gefühlsmäßigen Ausdruck findet". Diese Einheit aller Wesen ist „dasselbe Nichts, aus dem alle entsprungen sind und in das alle zurückkehren sollen; es ist dieselbe Illusion, der alle ihr Scheindasein verdanken. Darum ist es auch derselbe Weltschmerz, der alle Brüder im Nichts verbindet". Der Buddhismus reißt sich von Gott als einer illusorischen Vorstellung los. „Die Stelle des Gottes vertritt die immanente sittliche Weltordnung." Der Begriff der Erlösung „wird aus der natürlichen in die ethische Sphäre erhoben, aus einem eudämonistischen pseudomoralischen in einen autonomen sittlichen emporgeläutert; der Buddhismus ist nicht nur eine Weltanschauung der sittlichen Autonomie, sondern er kennt zugleich die autonome Sittlichkeit nur als eine specifisch religiöse, den sittlichen Proceß des Individuums nur als religiösen Heils- und Erlösungs-

proceß". Die Grundlage der sittlichen Autonomie ist die Einheit und Bruderschaft im Nichts. Dadurch kennzeichnet sich der Buddhismus als Nihilismus der Sittlichkeit. „Der Buddhismus braucht zur Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses weder Gott noch Götter", weil er die sittliche Freiheit „in seinem absoluten Illusionismus besitzt". In diesem Zuge liegt der tiefste Grund der Seelenverbrüderung zwischen Buddhismus und modernem Pessimismus. Diese Seite zieht ja am meisten an; denn sie läßt auch das Schuldbewußtsein im Nichts aufgehen. Alles ist Illusion. Das Nichts ist „das wahrhafte und eigentliche Absolute des Buddhismus" und des modernen Pessimismus. Und die zerstörende Macht des pessimistischen Gedankens bekundet sich darin, daß er den Boden der sittlichen Weltanschauung unterwühlt und zu einer unüberbrückbaren Kluft auseinanderreißt.

Der buddhistische Pessimismus birgt einen wahren Abgrund sittlicher Fäulniß; sein Grundgedanke bezeichnet eine tiefe religiöse und sociale Unsittlichkeit, welche die Gesellschaft vergiften würde, wenn er in den buddhistischen Strömungen der Gegenwart sich einen siegreichen Durchbruch erkämpfte. Er zerstört das religiöse Heiligthum. Und in der freventlichen Zerstörung des Glaubens werden Sitte und Cultur in ihrem innersten und kräftigsten Nerv getroffen. Das ist die Gefahr, welche in den pessimistischen Strömungen des Tages den Cultus- und Culturheiligthümern des Westens droht, jenen Strömungen, die sich in der von Osten einfluthenden Buddha-Begeisterung stärkt und hebt. Nicht die sagenhafte Erscheinung der Persönlichkeit Buddhas bedeutet Gefahr, wohl aber die Anschauung, die sich in seinem Namen verkörpert. Buddha, ein Symbol zerstörender Macht — dieser Gedanke erfaßt am tiefsten und wahrsten den Kern des Buddhismus, sein Wesen und Wirken. Der Buddhismus wurzelt im krassesten religiösen Indifferentismus, in der spröden Abkehr von allem, was einen Schimmer religiösen Glaubens ausstrahlt. Und dieser religiöse Indifferentismus ist der Erbfeind des christlichen Sittengesetzes, der christlichen Cultus- und Culturheiligthümer. Er ist die treibende Kraft, die das unserer Weltanschauung so fremde System des Buddhismus künstlich emporhebt. Tritt dies schon in dem verwandtschaftlichen Zug zwischen Pessimismus und Buddhismus hervor, so zeigt sich das noch ungleich packender in den Bestrebungen für ethische Cultur, die den buddhistischen Cult hegen und pflegen.

Jos. Dahlmann S. J.

Der Tiroler Freiheitskampf im Lichte dramatischer Dichtung.

(Schluß.)

Das letzte der drei Stücke Domanigs ist unzweifelhaft auch das beste. Es könnte auf den ersten Blick befremden, wie kühn hier der Dichter mit seinem Helden verfahren ist. Wer Hofer nur aus diesem einen Drama kennte, müßte nothwendig daran zweifeln, ob er wirklich ein rechter und echter tragischer Held sei. Im Verfolg der Handlung thut Hofer eigentlich kaum etwas, was ihm unsere Achtung besonders gewinnen könnte. Wir sehen ihn Fehler über Fehler begehen — ja einmal streift der Dichter sogar haarscharf die Linie, welche das tragische Mitleid von der Verachtung trennt. Und doch, Hofer ist der Held, der am Schluß wieder in reiner Glorie vor uns steht und uns nicht einmal mehr Thränen des Mitleids, sondern der Bewunderung entlockt. Domanig konnte sich das Wagniß erlauben, uns seinen Helden menschlich so nahe zu bringen, weil eben die beiden vorherigen Stücke so ganz und gar von dem idealen Hofer erfüllt waren. So tritt denn der Zuschauer schon mit dem nöthigen Vorrath an Hochschätzung und Kenntniß der hohen Eigenschaften Hofers in dies neue Spiel hinein; was er da sieht und hört, kann diesen Vorrath nicht erschöpfen, wirkt aber dann um so kräftiger auf das tragische Mitleid hin.

Wir befinden uns vor dem Posthause in Schönberg. Drinnen sitzen Andreas Hofer, Haspinger, von Kolb und andere Führer und berathen, ob man sich an den Friedensschluß halten und mit Bayern unterhandeln soll — oder ob alles, was man von Frieden sagt und liest, nur Lug ist, um den Tirolern die Waffen aus der Hand zu locken. Vor dem Hause steht eine Alte, die den eben heraustretenden Secretär Hofers anredet und ihn bittet, bei Hofer um Entlassung ihres Sohnes Raffl einzukommen. „Ja, wenn junge Leut' ein' Begriff hätten, wie so einer Mutter ums Herz ist! Wenn sie's sieht, wie's kommen wird, wie's kommen muß: abwärts! gradaus abwärts! In keine Kirch nimmer gehn, nichts als raufen, trinken und spielen, und jetzt noch — daß Gott erbarm — das Weibsbild!

Sweth: Hm, hätt's nicht gedacht das vom Raffl, nicht gedacht! Muß etwa in schlechte Kameradschaft kommen sein, nicht?

Alte (lebhaft): Kameradschaft? Die schlechteste ist wohl der Krieg! Sie verwildern ja gählings alle! Ich kenn' sie alle nicht mehr! Zuerst ist wohl eine Zucht und Ordnung gewesen, aber je länger, wie ärger wird's . . ."

Sweth: . . . Ich red' mit dem Sandwirt. Aber nicht jetzt — schau, da kommt er grad daher! — jetzt nicht, nein, o ich kenn's ihm an, jetzt ist die Zeit nicht zu so was. Müßt ihn auch in Ruh' lassen jetzt, Mutterle! Es werd' schon ich machen!

Alte: O mein, ermachen, wenn Ihr's thätet!"

Hofer tritt wirklich aus dem Hause und schickt mit bittrem Hohn seinen Secretär hinauf zu den andern: „Geh aufi, Döninger, sie brauchen ein' Schreiber! ... Mich laßt Ihr einmal in Ruh', grad einmal ein bißl in Ruh'!"

Dieses wehmüthige Ruhebedürfniß des bisher so thatkräftigen Mannes zieht sich bis zum Schluß in immer steigender Heftigkeit durch das ganze Stück. Bald, wie gleich jetzt, äußert es sich als Heimweh nach Weib und Kindern, nach friedlicher Arbeit in der Wirtschaft, bald genug aber ist es ein Ruhebedürfniß — „daß man sterben könnt', bloß um auszuruhen".

Wie uns die Alte das zunehmende Verwildern unter den jüngern Landstürmern vorgeführt, ein Verwildern, dem Hofer vielleicht in der letzten Zeit nicht energisch genug entgegengetreten, so vertritt der Postmeister Lias denjenigen Theil des Volkes, der sich nach dem Frieden sehnt und durch ruhiges Entgegenkommen gegen Bayern aus dem angebotenen Frieden soviel herausschlagen möchte als möglich. Im Grunde ist Hofer ihrer Ansicht — aber wer weiß, was die Gescheiten drinnen beschließen; er will sich in alles fügen — Hofer ist mehr noch von der Verantwortung und dem ewigen Hin- und Herdenken, ob Frieden, ob Krieg geboten, müde als von den Strapazen, er befindet sich in jener Stimmung, wo ihm alles recht ist. Sehr drastisch spricht sich dies in dem Dialog zwischen ihm und dem Postmeister aus.

„Postmeister: Darf ich einspannen lassen, Ander?

Hofer: Einspannen kannst.

Postmeister: Die Schimmel — vom Grafen Arco, wo du einmal g'red't hast? ...

Hofer: Spann ein! Ob's auswärts geht oder einwärts, wird man sehen!

Postmeister (zögernd): Noch alleweil nichts Gewisses, Sandwirt? ... Ich wollt', es ging auswärts [d. h. Hofer führe nach Innsbruck, mit den Bayern Frieden zu schließen]! Hat der Herr von Stoß nicht auch dazu gerathen?

Hofer: Lias, sie disputiren grad drüber, mit dem Kapuziner und dem Kolb. Mich haben sie vertrieben mit ihrer G'scheitheit ...

Postmeister: Ander — ich kann's nicht lassen: die zwei, der Kapuziner und der Kolb — halbverrückt sind sie beide, und von einer Herrschsucht und einer Rechthaberei, sie könnten dem Teufel die Höll' abstreiten. Darfst auf deiner Hut sein!

Hofer: Ja, ja, Lias! Laß mich grad ein wenig rasten, es wird wohl herauskommen, was sein soll! (Zum Büblein des Postmeisters:) Hansele, her da!

(Hofer setzt sich auf die Bank vor dem Haus, den Knaben auf die Kniee nehmend, und sieht hinaus auf die Felder. Nach einer Pause:)

Hast die Küh' schon lang von der Alm? (Während des sich nun entwickelnden Gesprächs, das uns Hofer als Hausvater zeigt, vernimmt man ein Hirtenlied.)

Hofer (weich): O mein, ist das schön! Hab' ich eine Weile solches G'sangl nicht mehr gehört — ein Friedensg'sangl! — O Lias! Wenn ein End' herging'! Wenn ich heim könnt', Lias, zu der Andl, zu den Kinderlen heim! Da, wo ich hingehör', wo ich hingehör'! (Voll Ueberdruß:) Da nicht, Lias, ich gehör' nicht her da!

Postmeister: Nein, Sandwirt, in einer Hinsicht doch sicher!

Hofer: O mein, geh! ... Bis vorgestern, ganze zehn Wochen hab' ich jetzt g'lebt in der Innsbrucker Hofburg ... ein P'seirer Wirt in den Zimmern des Kaisers! G'hört sich das, frag' ich, schickt sich das? Auf den Parquetböden, vor den Spiegelgläsern — nicht sehen kann ich mich! Und schon das: Alles verstehn wie man soll! G'setz' herausgeben, das Militärische besonders soll alles ich besorgen! Gar Zwanziger hab' ich schlagen lassen — accurat wie ein Fürst, ich kann nicht anders sagen, wie der Kaiser selber! Nein, Lias, da gehört ein anderer dazu, der dazu gemacht ist, nicht ich!

Postmeister: Mit der Zeit Frieden schließen, Ander, Frieden schließen! Und Zeit würd' jetzt die richtigste sein. Weißt, Ander, der Bayernprinz ist ein rechtschaffener Herr, hat die Tiroler gern — ich weiß es, hab' selber oft schon g'red't mit ihm — und kann den Napoleon nicht ausstehn, so wenig wie wir. Ander, er hat dich eingeladen, daß du ihn in Innsbruck heimsuchest, mit ihm die Sachen zu einem Austrag bringest, und wirst sehen, sobald ihm gegenüberstehst, sobald ihn nur reden hörst, den Prinzen Ludwig, hast Vertrauen zu ihm."

Zu den verschiedenen Gründen, die so zum Frieden mahnen, kommt nun noch obendrein eine Botschaft vom Erzherzog Johann, der ebenfalls im Hinblick auf die Lage des Kaisers dem Führer der treuen Tiroler den Rath gibt, Frieden zu schließen. Nun kennt Hofer kein Bedenken mehr. Er gibt Befehl, die Schimmel einzuspannen — Innsbruck zu. Aber er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die beiden Fanatiker, Haspinger und Kolb, bringen es wirklich noch einmal zu stande, den Obercommandanten trotz allem und allem umzustimmen und ihm aus Gründen der Politik und des Gewissens die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Kampfes klar zu machen. Hofer läßt daraufhin die Schimmel wieder wenden — es geht „einwärts" nach Steinach, d. h. zu erneutem Kampf. Der Alten, die ihn im letzten Augenblick bittet, ihren Sohn zu entlassen, sagt er kurz angebunden:

„Heimschicken jetzt, dein' Buben? Nein! Wo wir
Die Leut' jetzt etwa wohl am meisten brauchen!
Und just den Raffl — nein, der bleibt bei uns!"

Die alte Mutter: „Sandwirt, wer weiß, ist das dein eigen's Glück!" Mit diesem prophetischen Vers schließt der Act. So hoch wir den Helden haben schätzen lernen, so tief unser Mitgefühl für ihn sein mag, wir können ihn einer gewissen Schuld der Nachgiebigkeit gegen die Kriegspartei und einiger Härte gegen die alte Muhme nicht ganz lossprechen. Das ist seine tragische Schuld, die er mit dem Tode sühnt.

Im zweiten Act wird uns die steigende Verwilderung mancher Leute, das Abgehen der Besten und auch eine bedeutende kriegerische Schlappe vorgeführt. Hofer wird immer bedenklicher, ob er auch recht gethan, dem Kolb und Haspinger zu folgen: „O selb', wenn ich dran denk', Peter, wie die Leut' doch jetzt anders sind! Wenn's so fort geht, der Krieg verdirbt noch die mehrsten. ... Es ist schon kein Trauens mehr — bald den Besten darfst nicht mehr glauben! Der Hormayr, gelt, hat's ang'fangen das Lügen, und der Chasteller. Was haben uns die

nicht alles vorg'macht! Krieg und Frieden, Sieg und Niederlag', grad wie sie's braucht haben — wie wenn's Lügen zum Geschäft gehört'. Hat mir selber einmal g'sagt, der Hormayr: Das geh' nicht anders in der Diplomatie! Und die Unsrigen haben's ihm fein abg'schaut. Weißt, wenn ich nachdenken möcht', sein thut mir's alleweil doch, als wenn er mich drangekriegt hätt', der Kapuziner! ..." Bald genug soll Hofer die gewünschte Sicherheit erhalten, daß man ihn wirklich betrogen. Ein französischer Oberst wird gefangen; aus seinen Depeschen geht deutlich hervor, daß der Brief des Erzherzogs echt war, daß Friede ist, und man den Tirolern vollsten Pardon und Freiheit geben will. Sofort ist Hofer entschlossen, die beiden Deputationen nach Innsbruck und Bozen abzusenden. Er selbst will heim. Der Krieg ist aus. Aber bei den Franzosen sowohl als bei den Landsleuten gibt es einige, die den Frieden nicht wollen, weil er ihnen nicht paßt.

Und so stehen wir im dritten Act wieder mitten im Kampfe. Dieser dritte Act ist das stärkste Wagniß des Dichters. Er hat uns, wenn er der Geschichte treu bleiben wollte, seinen Helden in einem Zustande zu zeigen, der jedem Zuschauer das Herz zukrampft; der hochedle, ideale Hofer ungerecht und grausam gegen seine besten Freunde — Hofer unter dem Einfluß eines Raffl und Consorten! Wie hat aber der Dichter auch Sorge getragen, diese schlimme Lage vorzubereiten, zu begründen und ihr gleichsam den giftigsten Stachel zu nehmen! Zuerst führt er uns nach Bozen in das Boudoir der Gräfin Baraguay, in welchem außer ihr noch anwesend sind ihr Gemahl, General Baraguay, und ihr Neffe, derselbe Oberst, den Hofers Leute gefangen und später auf Befehl des Commandanten mit allen Ehren freigelassen hatten. Diese drei Franzosen unterhalten sich über die Tiroler und besonders über Hofer, und wissen des aufrichtigsten Lobes kein Ende. Der Oberst z. B. sagt: „Gräfin, ein tapferes Volk [die Tiroler], das wußten wir ja; geborene Krieger, das erfuhren wir; aber die Biederkeit dieser Leute, der Rechtssinn, den ich bei ihnen gefunden, hat mich allerdings in Erstaunen gesetzt.... Der Sandwirt, das ist nun meine Erfahrung, wird von uns gewöhnlich nicht verstanden; und zwar nur darum, weil wir nicht Gelegenheit hatten, seinesgleichen kennen zu lernen" u. s. w. Der französische General kann seinerseits sein Bedauern nicht unterdrücken, daß bei allem guten Willen des Vicekönigs nicht der richtige Weg eingeschlagen wird, so edle Herzen, so ehrliche Seelen wie die Tiroler für die neue Herrschaft zu gewinnen. Man spricht und verspricht viel von französischer Seite, aber man handelt nicht danach. Das Volk ist so oft getäuscht worden, daß es auf Worte nichts mehr gibt und Thaten sehen will, die nicht zum Vorschein kommen. Wie um die Richtigkeit der Ansicht des Generals zu bestätigen, schickt ihm eben General Rusca von Meran das Ansuchen, auf alle Fälle ein Bataillon mit Geschütz nach Jenesien zu senden. General Rusca läßt nämlich von Sterzing ein Regiment über den Jausen marschiren, durchs Passeier nach Meran! Und das kaum nach der Friedensproclamation! Die Tiroler müssen das als eine Herausforderung empfinden: „Denken Sie die Stimmung der Tiroler, die Stimmung der Unsern! Der geringste Uebergriff eines Einzelnen — wer kann ihn verhüten? —, eine bloße Unklugheit, ein leidiger Zufall wird, muß zur Attaque führen, die Attaque zum Kampf!" General

Baraguay, der dies alles einsieht, kann doch nicht umhin, die verlangte Deckung zu senden; zugleich aber beordert er den Neffen, so rasch als ein Pferd ihn zu tragen vermag, zu Rusca zu eilen und ihn wo möglich zu einer Aenderung seines Planes zu bringen. Inzwischen aber ist das Gefürchtete schon geschehen. Im Passeier, nahe bei dem Gasthaus am Sand, ist es zu einem blutigen Scharmützel zwischen Franzosen und Bauern gekommen. Hofer, der anfangs, treu seinem Worte, nicht mitthun wollte, ist von Schnapphähnen wie Poldl und Consorten unter Androhung des Erschießens zum Kampf gezwungen worden. Nun kommen sie alle als Sieger, mit Beute beladen, in das Haus des Sandwirts, Hofer freilich an der Spitze, aber das große Wort führen doch Leute wie Poldl und Raffl. Die Gattin Hofers und sein treuer Secretär Sweth sind gar nicht begeistert; ihr stummes, zurückhaltendes Wesen trotz des eben erfochtenen Sieges zeigt nur zu deutlich, daß sie mit dem Kampf selbst nicht einverstanden waren. Dies verdrießt nun Hofer wieder aufs bitterste, eben weil er ihnen innerlich recht geben muß. Er ist durstig und trinkt in die Erregung hinein, so daß er immer mehr die Zügel seiner Leidenschaftlichkeit aus den Händen verliert. Durch allerhand falsche Nachrichten, die bestochene Boten bringen, läßt er sich von dem Gelichter immer tiefer in eine tolle Kampfslust hineinreden. Als die von ihm selbst abgesandte Deputation vom Vicekönig zurückkehrt und die Stimmung der Franzosen als eine friedliche schildert, geräth er so in Wuth, daß er beide Boten zum Tode verurtheilt, was ihm natürlich die schmachvollste Belobigung des Gesindels einbringt. Er sieht noch immer nicht, wie gröblich man ihn mißbraucht; kein ehrlicher Freund wagt es, ihn zu warnen. Schließlich merkt Hofer, der mit Raffl allein geblieben ist, denn doch etwas von seiner moralischen Verlassenheit: „Hat mich die Geschicht' jetzt gen herg'nommen! ... den Wein hab' ich auch ein bißl zu schleunig trunken — thu ein Stubenfenster auf, mir ist ganz übel ... Kommt jetzt die Andl gen gar nicht? Kann sie sich nicht sehen lassen? Grad das auch noch! Das eigene Weib gegen Einen! Bist jetzt wohl du der Einzige, Franz [Raffl], grad du, der bei mir bleibt? ... Ja, bleib bei mir, ich bitt' dich. Verlaß mich nicht auch noch!

Raffl: Zum Lachen! Ha, selb, Sandwirt, auf mich wohl kannst du dich verlassen, auf mich! Du hast dem Raffl sein Wort und sein' Handschlag!"

Ueberaus tragisch hebt sich dieser Schluß gegen eine Scene des vorigen Actes ab. Dort haben freilich die politischen Freunde und Mitstreiter, Straub, Speckbacher 2c., den Commandanten auch schon aufgegeben und ihn Freunden wie Haspinger und Kolb überlassen. Hofer aber tröstet sich und darf sich trösten, der Idealmensch Peter Mayr steht ihm noch zur Seite; in der Achtung und Liebe dieses edeln Vaterlandsfreundes findet er Halt und Ersatz: „Grad weil du mir treu blieben bist, daß ich doch ein'n noch hab', auf den ich mich verlassen kann!

P. Mayr: Sandwirt! Im Leben und im Sterben, wir zwei, wir halten zusammen!"

Mayr ist leider im entscheidenden Augenblick nicht um den Freund; jetzt vertritt Poldl, der Schuft, seine Stelle und verspricht dem irregeführten Helden treues Beisammenbleiben. Wie er dies verstanden hat, zeigt uns der folgende Act.

Die Franzosen haben auf allen Punkten gesiegt. Hofer hat sich mit seiner Familie und dem treuen Sweth in eine Berghütte geflüchtet; aber auch dort ist er nicht mehr sicher. Ein hoher Preis ist auf seinen Kopf gesetzt. Seine Gattin und Sweth rathen dringend zur Flucht — sie haben beide Verdacht auf Raffl, der viel mit den Franzosen verkehrt und der einzige ist, welcher um Hofers Aufenthalt weiß. Hofer aber will von einer Flucht ebensowenig als von dem Verdacht hören. Er wird ungeduldig, als seine Frau ihm noch einmal damit kommt: „So ein paar Sachen habt ihr, der Sweth und du, alle beide: den Verdacht auf den Franz und wegen dem Fortgehen! Jetzt thu dir's aber einmal merken: ich will nichts hören, vom ein' nicht und nicht vom andern. Laßt mich in Ruh' — o grad einmal in Ruh'! — — Mutter, bin ich denn jetzt nicht zuerst müd genug, daß Ihr mich alleweil so plagt? Ja müd wohl — grad zum Sterben! Schau, auf der Gamsjagd ist mir einmal so gewesen: wie wir in Nebel gerathen sind — ich bin noch ganz jung gewesen damals, und nicht heimg'funden haben wir ein vierzehn Stund' lang —, dort ist mir auch so gewesen, accurat so wie jetzt öfter: daß ich mich hätt' hinlegen mögen und sterben, grad nur, um rasten zu können."

Was ihm in dieser Einsamkeit am meisten nachgeht, ist seine Uebereilung bei Verurtheilung der beiden Deputirten zum Tod. Er weiß jetzt, daß sie unschuldig und keine Verräther waren; aber er weiß nicht, was aus ihnen geworden ist, ob wirklich ihr unschuldiges Blut auf seiner Seele lastet. Weder seine Gattin noch sein treuer Secretär können ihm darüber Kunde geben. Da schleicht sich zum Schrecken der Gattin Raffl durch die Abenddämmerung heran und wird von Hofer mit der ganzen Freundlichkeit eines verdachtlosen Gemüthes aufgenommen. Raffl weiß ihm nun zu melden, daß die Deputirten mit Hilfe von Freunden sich aus dem Gefängniß befreit haben, in das Hofer sie bis zu ihrer Execution hatte einsperren lassen. Sie sind also am Leben; an Hofers Händen klebt dieses unschuldige Blut nicht. Wie eine furchtbare Last fällt es von seinem Herzen; fast vergißt er seine eigene schreckliche Lage aus Freude über ihre Rettung. Nun ist ihm Raffl, der ihm diese Freudennachricht gebracht, noch einmal so lieb; er muß ihn belohnen und holt gar von den goldenen Dukaten, die der Kaiser ihm geschenkt und die bis dahin unberührt dagelegen hatten. Raffl weiß geschickt alles über die Einrichtung der Hütte, etwaige Bewaffnung u. s. w. zu erfahren und zieht sich zurück. Hofer und die durch Raffls Erscheinen von tausend Aengsten geplagte Gattin setzen sich nun noch zu einem trauten Geplausch vor die Hütte. Dessen Gemüth müßte sonderbar gefügt sein, der die nun folgende Unterhaltung der beiden Eheleute ohne Rührung und Thränen lesen oder hören könnte. Alles so einfach und doch so tief, so rein und fromm, so bieder und so stark, so demüthig und so groß und vor allem so wahr und menschlich! Und der Zuschauer fühlt oder weiß es, es ist die letzte Unterhaltung der beiden — der Verräther ist nahe; jetzt tritt er schon mit den französischen Häschern vor — Andreas Hofer ist ein Gefangener der Feinde, verkauft und verrathen von seinem eigenen Pathenkind, das ihm Treue geschworen hatte bis zum Tod.

In Bozen (V. Act) erwartet man die Gefangenen. Da man dem General Baraguay nicht recht zu trauen scheint, hat man Hofer selbst seiner Jurisdiction entzogen, er soll nur über die Mitgefangenen Sweth, Holzknecht u. s. w. urtheilen. Sehr geschickt eröffnet der Dichter diesen Aufzug mit dem Schicksal des Verräthers, dessen Weib beim General um Paßvisirung für sich und ihren Mann vorspricht. Poldl hat seinen Judaslohn in bar und eine kleine Stelle an der Mauth in München erhalten — obendrein freilich noch die Verachtung aller Edeldenkenden selbst unter den Franzosen. Der Zug der Gefangenen langt an. Die Gräfin bittet ihren Gatten, doch ja kein hartes Urtheil über dieselben zu fällen — die Gesetze sind dehnbar.

„Baraguay: Und ich hätte sie nicht schon gedehnt? (Zum Oberst:) Kann man mehr thun, als ich eben heute für den Wirt an der Mahr [Peter Mayr] gethan habe? Und wissen Sie aber, was ich erreicht habe? Kennen Sie die Antwort, die er mir geben ließ?

Gräfin: ‚Ich will mein Leben nicht mit einer Lüge erkaufen!'

Baraguay: Ist das wohl Bauerntrotz, was? Oder wie nennen Sie's?

Gräfin: O mein Gemahl, die Sprache eines Martyrers!

Baraguay: Ergründe wer dies Volk! Es ist zu tapfer, um zu heucheln; zu gescheit, um für mißbraucht zu gelten . . . Gutmüthig auch und edel — warum muß sich dieses Volk empören?

Gräfin: Warum? Mein Gemahl, es hört uns niemand; — die Empörung hat nicht Tirol, die haben wir gemacht!

Baraguay: Das ist zu kühn, Madame!

Gräfin: Wenn wir dem Volke entreißen, was sein Eigenstes ist! Und nun nennen wir sie Räuber, da sie das Ihrige vertheidigen, nennen sie treulos, da sie die Treue mit ihrem letzten Blute bezeugen.

Baraguay (tadelnd): Das ist die Sprache einer Französin!" — —

Aber das ist eben das Erhebende — es wird nicht lange dauern, und Baraguay selbst wird in Gegenwart des „Rädelsführers" Hofer dieselbe Sprache wie seine Gattin führen. Und die Gräfin hat recht, wenn sie zum Schluß noch sagt: „. . . Aber die Zeit wird kommen, wo man den Kindern Frankreichs sagen wird, General, wo man Ihren Enkeln es sagen wird: Liebt Euer Vaterland, wie diese Tiroler das ihrige, übet Treue, werdet Helden, wie diese Tiroler!"

Bevor auf Wunsch des Generals Hofer allein vorgeführt wird, berichtet der Adjutant noch, wie auf dem Transport bei Gelegenheit eines Brandes Hofer statt zu fliehen zwei französische Offiziere gerettet hat.

„Baraguay (allein): Er konnte fliehen, o ganz gewiß! . . . Er konnte sich unserer Gewalt entziehen und wollte nicht? Wollte nicht — warum? Wie rechnet dieser Mann?"

Und nun tritt Hofer herein; der Adjutant entfernt sich; Hofer und Baraguay sind allein. Letzterer betrachtet die Erscheinung Hofers und geht ihm einen Schritt entgegen: „Andreas Hofer!

Hofer (bescheiden): Ja, Herr General!

Baraguay: Man erzählte mir von dem Zwischenfalle in Vilpian; daß Ihnen das Leben zweier französischer Offiziere zu danken sei. (Er reicht ihm seine Rechte:) Ich danke Ihnen dafür!

Hofer (überrascht): Ja, jetzt das! Zu danken ist da nichts. Das hat mich wohl gefreut, Herr General!

Baraguay (blickt ihn forschend an, nach einer Pause): Wie kam es aber, daß man Ihnen — so viele Freiheit ließ? (Lächelnd:) Sie konnten entfliehen ...

Hofer: In der Verwirrung, Herr General! Und Nacht ist's gewesen! Da muß man den Soldaten wohl kein' Vorwurf draus machen, das verdienen sie nicht. (Treuherzig:) Herr General, wir sind Ihnen ja so auch eing'liefert worden.

Baraguay: Aber Sie konnten entfliehen?

Hofer: Können, können würden wir ja wohl am End' haben!

Baraguay: Und Sie haben es nicht gethan?

Hofer: Jetzt dasselb' wär' uns doch nicht eing'fallen: davonlaufen, wo man sieht, daß die Leut' brennen müssen! Und wir ihnen helfen können!

Baraguay (zurückhaltend): Es war schön gehandelt von Ihnen. (Nach einer Pause:) Andreas Hofer, Sie wissen, daß Ihre Angelegenheit nicht in meiner Hand liegt? Sie haben sich vor dem Kriegsgericht in Mantua zu verantworten.

Hofer: Das weiß ich; das hat man mir in Meran schon g'sagt.

Baraguay: Und wie wird, sagen Sie mir, Ihre Verantwortung lauten?

Hofer (überrascht): Ja, jetzt auf das bin ich wohl nicht gefaßt! — Verantwortung — werd' ich wohl überhaupt nur unserem Herrgott allein schuldig sein! Dem Gericht werd' ich's halt sagen, wie's gewesen ist."

Und nun sprechen die beiden Männer nicht als Feinde oder als Richter und Angeklagter, sondern nahezu wie Freunde über das Geschehene. Im Verlauf sagt Hofer, zu den letzten Angriffen sei er „gezwungen" worden.

„Baraguay (lebhaft): Wie war das? Das ist ein wichtiger Umstand, den Sie hervorheben sollten!

Hofer: Wie das gewesen ist? Ja, lieber nicht dran denken, Herr General! ... den geladenen Stutzen hat mir einer vorg'halten: ‚Ander, du mußt!' Und auf eine solche Weis', sehen Sie, wär' ich gestorben nicht gern. So unvorbereitet, ohne Geistlichen und erschossen von einem Tiroler — nein, da hab' ich nachgeben. Und nachher aber ist's halt auch gleich wieder so g'wesen, daß kein Mensch mehr glaubt hat an den Frieden, und wir unsere Deputirten für Spion' und Lügner g'halten haben.

Baraguay: Sie befanden sich also in einem Irrthume —

Hofer: Dasselb' will ich zugeben, Herr General! O mein! g'wiß wahr, was ich oft geben hätt', wenn ich's gewußt hätt', wem glauben, und was eigentlich ist, — Krieg oder Frieden."

Baraguay bringt jetzt, um Hofer zu sondiren, auch die Sprache auf Peter Mayr, ohne indes zu sagen, was dieser schon geantwortet hat. Aber Hofer besteht die Probe: „Ja, meinen Sie, der Peter würd' sich hinauslügen? Feierlich, vor Gericht! Nein, das thut der Mahrerwirt nicht, das gewiß nicht — und ich auch nicht, so Gott will! Mit einer Lug' möcht' ich mir's Leben wohl nicht erkaufen!

Baraguay (nach einer Pause, seine Bewunderung nicht mehr verbergend): Andreas Hofer! Ihre Vertheidigung wird Ihnen eines sichern: die Achtung, die Bewunderung des Gegners! (Nach einer Pause:) Haben Sie noch einen Wunsch, den ich zu erfüllen im stande bin — nennen Sie ihn!"

Und so bittet denn Hofer für sein Weib und seine Kinder um Freilassung; ebenso verbürgt er sich, daß keiner seiner Mitgefangenen schuldig ist.

„Baraguay: Sie verbürgen sich mit Ihrem Wort dafür?

Hofer: Ja, wie denn anders!"

Und auf dieses einfache Wort eines Mannes, „der um sein eigenes Leben keine Lüge spricht", schenkt der General den übrigen, die man ihm zu richten überlassen hat, sofort die Freiheit. Sweth will Hofer nicht verlassen. „Im Leben und Sterben, Vater, ich bleib' bei Euch!"

Und nun noch der Abschied, bei dem Hofer sich so steif als möglich hält, um das Scheiden nicht noch härter zu machen — dann stehen der General und Hofer sich wieder allein gegenüber:

„Baraguay (heftig bewegt): Die Hände sind mir gebunden, nicht der Mund. Hören wird man mich! Denn auch der Vicekönig denkt wie ich.... Herr Obercommandant! Man wird Ihnen Gelegenheit bieten, die Dienste Frankreichs zu nehmen, in einem Ihrer Stellung entsprechenden Range. Und wird Ihnen zugleich die Bürgschaft geben, verstehen Sie wohl, daß Sie niemals gegen Ihr Vaterland und Ihren frühern Souverän verwerthet werden. So, ich hoffe es, sind Sie gerettet! (Indem er Hofer beide Hände reicht:) Und Sie werden den Tausch nicht zu bedauern haben: Frankreich weiß Helden zu würdigen!

Hofer (nach einer kurzen Pause, lächelnd):

Ist das Ihr Ernst? Ich unter Frankreich dienen?!
Der Sandwirt ein Soldat Napoleons?!
Herr General, nein, daraus wird wohl nichts!
Der Herrgott meint's mir besser; wohl, Er nimmt,
Das seh' ich jetzt, Er nimmt mein Opfer an.
Ja, recht mit Augen seh' ich's, wie es kommt:
Zu Mantua erfüllt sich mein Geschick!" —

Es hätte sich unserer Ansicht nach empfohlen, mit diesem Vers das Stück zu schließen, statt die folgenden neun prophetischen, unter Harfenbegleitung gesprochenen Zeilen noch anzufügen; sie scheinen zu sehr auf den Effect gemacht und stechen gegen die realistische Natürlichkeit des übrigen Stückes etwas ab.

Die verschiedenen Leitmotive der Trilogie klingen, wie sie in einem Vorspiel angeschlagen waren, in einem Nachspiel „Andreas Hofers Denkmal" sehr glücklich aus. Pichler, der Student, jetzt k. k. Major in der Armee, führt im Jahre 1834 seine Gattin, die Thalerwirtstochter des Vorspiels, und seine beiden Buben, Franz und Andreas, in die Franziskanerkirche zu Innsbruck vor das eben beendete Denkmal Andreas Hofers, „neben dem Grabmal Maxens! Neben dem treuesten Fürsten er, der die Treue des Volkes verkörpert".

Zum Schluß fragt der zwölfjährige Franz den Vater: „Vater, was etwa jetzt die Franzosen und die Bayern sagen, wenn sie hierher kommen?

Pichler: O Kind, verstummen muß der Haß! Wie anders
Sieht nun der Sohn, der Enkel seine Zeit! . . .
Die Menschen gehn; des Tages Stimmung wechselt,
Des Himmels Sterne wechseln; nur allein
Die Pole dauern, denen Er gefolgt. (Zeigt auf Hofer.)
Er steht ein Bild, ein Vorbild seinem Volke:
O daß sich Hofers Geist in uns erneue —
Kein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue!"

Wer Domanigs Trilogie mit empfänglichem Gemüthe gelesen und in sich aufgenommen hat, wird nothwendig einen tiefen Eindruck davon empfangen haben. Es ist ja nicht des Dichters Verdienst, daß seine Helden und ihre Gesinnungen, Worte und Thaten uns anmuthen wie frische duftige Höhenluft den aus dem Qualm moderner Städte aufsteigenden Wandersmann. Die Geschichte hat ihm die Leute und den Stoff und wohl oft auch die Worte geliefert. Aber des Dichters Verdienst ist darum nicht kleiner, weil er es verstanden hat, aus den geschichtlichen Ueberlieferungen diese drei Charakterstücke voll Kraft, Leben und Porträtähnlichkeit zu bilden. In tactvoller Weise hat er es verschmäht, seinen Stoff in eine streng schulgerechte Tragödie einzuschnüren, für die er nicht paßte, weil er oft das Beste hätte opfern müssen. Seine Stücke sind „Historien" in Shakespeares Geist, Stücke, die bei aller Freiheit der Bewegung doch des raschen, einheitlichen Fortschreitens nicht entrathen und echt künstlerisch ausgestaltet sind, so daß alles auf ein Ziel hin strebt und jede Wirkung oft von langer Hand vorbereitet ist.

Wenn es schwer hält, die drei Stücke im einzelnen auseinanderzuhalten und ihrem Inhalt im Gedächtniß gerecht zu werden, so liegt das am Stoff, der im großen und ganzen so ziemlich derselbe ist: Zusammenstoß der Pflichten; man muß sich eher noch wundern, wie es dem Dichter gelungen ist, diesen gleichen Stoff so verschieden und charakteristisch im einzelnen auszugestalten. Irreführend ist in dieser Beziehung der Name „Trilogie", insofern unter demselben gewöhnlich eine große geschlossene Handlung verstanden wird, die sich in drei Einzelhandlungen einheitlich entwickelt und eine Persönlichkeit zum Helden hat. Was Domanig wirklich bringt, sind drei Episoden des einen großen Befreiungskampfes oder noch besser drei Charakterbilder der Hauptführer dieses Kampfes. Daß indes die Bezeichnung Trilogie nicht ganz gegenstandslos ist, beweist die Thatsache, daß jedem einzelnen der drei Stücke etwas Merkliches abgehen würde, wenn es, von den andern losgelöst, für sich allein bestehen sollte.

Daß Domanig seiner Aufgabe gewachsen war, beweist nicht bloß seine Herrschaft über Charakter und Schicksal seiner Helden, sondern auch seine Behandlung der Sprache. Da ist keine Spur von sogen. papierenem Stil, von kaltem Pathos und gesuchter Blumistik — die Leute aus den Bergen reden, wie sie es verstehen und auch im Alltagsleben zu thun pflegen; mit dem Gegenstand hebt und senkt sich die Rede, meistens frei in kräftiger, malerischer Prosa dahinfließend, ein Mittelding zwischen Hochdeutsch und Dialekt, bisweilen aber auch wie natürlich in die Schranken des Verses sich einschließend und im Vollton des

Schriftdeutschen einherwogend. Gerade dieses dialektartig gefärbte Hochdeutsch des vorwiegenden Dialogs scheint uns ein besonders glücklicher Griff des Dichters. Abgesehen davon, daß er dadurch seinen Stücken einen weitern Leserkreis sichert, als wenn er im Dialekt selbst geschrieben, ist gerade dieses Dialektdeutsch vorzüglich geeignet, uns einerseits in die kraftvolle Eigenart der Leute einen Einblick zu gestatten und doch wieder das Ganze in eine gewisse höhere Sphäre zu erheben, ein Erfolg, dessen sich die Einheimischen wohl deutlicher bewußt werden als die Ausländer. Ohne daß wir gerade eine, im Munde dieser Helden übelangebrachte Glätte des bisweilen auftretenden Verses wünschten, scheint uns doch eine erneute Durchsicht derselben Verse nicht ganz überflüssig.

Und so können wir denn dem Dichter nicht weniger als dem edeln Volk der Andreas Hofer, Speckbacher, Straub und Mayr nur Glück wünschen zu dieser vaterländischen Trilogie Domanigs und dem bereits erwähnten, die Trilogie ergänzenden Stück des Kapuzinerpaters Ferdinand von Scala über Peter Mayr, den Wirt an der Mahr. Der Geist ist in diesem Stücke derselbe wie in denjenigen Domanigs, die sprachliche Form dagegen insoweit verschieden, als hier der unverfälschte Brixener Dialekt zur Verwendung kommt. Noch ein leiser Unterschied ist uns in der Darstellung des Helden aufgefallen. Wo Peter Mayr in der Trilogie auftritt, umgibt ihn eine lichte Atmosphäre der Feierlichkeit, heiligen Ernstes, etwas Priesterliches, die sich mehr noch in dem Verhalten der übrigen Personen als in der Redeweise des Helden offenbart. Er ist immer der „Herr Mayr". In dem Drama, das seinen Namen trägt, verschwindet dieser etwas feierliche Zug; der besonnene, fromme Wirt, Führer und Vater tritt uns mehr auf ebener Erde entgegen. Inwieweit die beiderseitige Behandlung sich enger an die Geschichte anlehnt, wissen wir nicht; künstlerisch hat uns die Domanigsche Charakteristik sehr angemuthet, weil sie etwas ausgesprochen Individuelles hat; die Darstellung P. Ferdinands hat aber für seinen Zweck insofern einen Vorzug, als der Ausgang des Dramas um so wirkungsvoller hervortritt, je unauffälliger von Anbeginn sein Held gestaltet wurde.

Das Spiel von Peter Mayr hebt ebenfalls mit der unglücklichen Friedensproclamation vom 14. October 1809 an, welche der Herr von Lichtenturn dem Mahrerwirt in sein Haus gebracht hat, indem er auf Grund derselben nachdrücklichst zum Niederlegen der Waffen von seiten der Tiroler mahnt. Peter Mayr kann sich nicht leicht darein finden; er sieht nicht ein, warum es jetzt Rebellion sein soll, sich gegen Napoleon auch ohne den Willen des Kaisers zu vertheidigen. Er wird sogar bitter: „O, ihr Herrischen, wenn's euch paßt, dann ist alles recht; aber jetzt, weil ihr glaubt, wir sind euch nicht mehr nutz, jetzt werden wir Rebellen sein!"[1] Lichtenturn besiegt aber allen Widerstand Mayrs durch die Kunde, daß auch Hofer sich unterworfen habe. Darauf weiß Mayr keine Antwort mehr: „Wenn sich der Anderl unterworfen hat, und der Friede wirklich geschlossen ist — in Gottes Namen! . . . o mein armes, armes Vaterland, meine

[1] Hier wie im übrigen haben wir uns erlaubt, den Dialekt leicht ins Schriftdeutsche zu übertragen.

liebe Heimat!“ Lichtenturn überreicht dem Gebrochenen noch eine Abschrift des Friedensvertrages und verläßt das Haus. Während Mayr seinen Knaben, die ihn weinend betroffen haben, den Grund seiner Trauer erklärt, treten mehrere Bauern und Führer in die Wirtsstube. Als auch diese von dem Kommen Lichtenturns und seiner Botschaft hören, gerathen sie in Zorn, und erst als Mayr sagt, auch Hofer habe sich unterworfen, wie Lichtenturn versichert habe, da rufen zwei Führer zugleich: „Dann ist der Lichtenturn ein Schurk und ein Lump und ein Spion. . . .“ Einer von ihnen gibt dann einem Knaben den Zettel zu lesen, worin der [gleichfalls irregeführte] Hofer die Leute aus dem Eisackthal aufruft: „Ihr werdet vernommen haben, absonderlich der Herr Peter Mayr, Mahrerwirt, daß zwischen Oesterreich und Napoleon ein Frieden sei geschlossen worden. Laßt euch nicht täuschen, wie ich mich hab' [anfangs] täuschen lassen: vom Frieden ist nichts; der Donay und der Sieberer sind Spion' gewesen. . . . Drum, liebe Brüder Eisackthaler, dreingeschlagen! Andere Hofer, Obercummandant.“ Noch hat Mayr sich nicht von der Ueberraschung erholt, die dieser Zettel ihm bereitet hat, so weist ihm ein anderer Führer die Botschaft vor: „Eiligst! Herzog Johann steht mit 6000 Mann bei Sachsenburg. Rusca ist in Lienz und will ins Eisackthal einrücken. Stellt ihm euch bei Mühlbach an der Klaus entgegen. J. M. von Kolb.“ — Peter Mayr steht eine Zeitlang unschlüssig da: „Ich kenn' mich nimmer aus!“ Aber die andern drängen auf ihn ein, der Lichtenturn sei ein Spion des Napoleon gewesen, die Abschrift des Contractes sei nicht einmal trocken gewesen u. s. w., bis schließlich auch er sich ihrer Meinung ergibt und fast freudig ausruft: „Also doch dreinschlagen!“ Nur einer der Bauern meint, es sei doch schließlich gleich, ob man österreichisch oder bayerisch sei. Was hätten sie denn besser unter dem Kaiser Franz? Da läuft's aber dem Mahrerwirt über: „Die Religion ist frei! Verstehst mich, Pichler! Keine Patres werden mehr drangsalirt, kein Bischof mehr verbannt, keine Geistlichen mehr geschlagen! Das (zieht einen Rosenkranz heraus und hält ihn Pichler vor die Augen), das dürfen wir wieder ungenirt beten, hörst, Pichler!“ — Auch die andern setzen dem Pichler scharf zu, bis dieser ärgerlich erwidert: „Was ich sagen will? Narren seid ihr. Mit dem Rosenkranz hab' ich nicht gegessen, und kein Bischof gibt mir etwas, und die Kapuziner können mir auch daheim bleiben — sind doch meist Faulenzer!“ Das ist zu viel: „Was sagst, du Schnapslump!“ fährt Mayr auf. „Außi mit dir aus meinem Haus! . . . Außi mit dir! 's könnt' der Segen Gottes weichen, wo du bist.“ Pichler weicht, aber im Gehen droht er dem Mahrerwirt mit seiner Rache. Man achtet jedoch seiner nicht weiter, da man genug zu thun hat, den Landsturm so rasch als möglich zu sammeln, um nach Mühlbach zu ziehen und Rusca den Eingang zu verlegen.

Beim Beginn des zweiten Actes treffen wir den Mahrerwirt auf einem Berg neben einer Höhle, die ihm als Zuflucht dient. Es ist Nacht. Es stürmt, als „ob die Kanonen schössen, just auch so wie bei Mühlbach. Ja, bei Mühlbach! Wie haben wir uns nicht gewehrt dort! Dem Rusca habe ich eins auf den Pelz geben, daß er grad gepurzelt ist, und hätten nicht seine Orden die Kugel angehalten, nachher hätt's geheißen: Herr, gib ihm die ewige Ruhe! Und

gezwungen hätten wir ihn, wenn nicht so ein Lump, der Pichler, den Franzosen einen Steig gezeigt hätte. Und so sind wir halt umgangen worden und haben verspielt, und ich hab' fliehen müssen, und jetzt sind wir die Rebellen, und auf meinen Kopf ist ein Preis gesetzt. 's ist halt gar so ein billiges Wort, Rebell ..." Der Verräther Pichler hat endlich den Schlupfwinkel Mayrs ausgekundschaftet und will sich den Preis verdienen, indem er die Franzosen zu dem Flüchtling führt. Während die Verwandten des Mahrerwirts diesem Lebensmittel und die Trauerbotschaft von der Gefangennahme Hofers bringen und Mayr selbst sich endlich entschlossen hat, ihrem Drängen nachzugeben und übers Gebirg nach Oesterreich zu fliehen, naht der Judas mit seinen Häschern und nimmt Peter Mayr und die Knaben gefangen. Pichler höhnt den Wirten: „Gelt, der Schnapslump kann auch etwas!" Aber Mayr bleibt gefaßt: „Ich verzeih' dir's, Pichler! Mög's dir auch unser Herrgott verzeihen!"

Der dritte Act führt uns in das Cabinet des Franzosengenerals Baraguay, der sich mit seinem Adjutanten über den Zug gegen Mayr unterhält. Der Adjutant Armand tritt bewegt und begeistert für die Tiroler ein, die ihm nicht bloß ein Kernvolk scheinen, das man ehrlicher behandeln sollte, sondern die er auch deshalb achtet, weil ein Tiroler ihm das Leben gerettet und die Freiheit geschenkt hat, „da Tiroler nicht gegen Wehrlose kämpfen". Auch der General läßt trotz aller Diplomatie durchfühlen, daß er mit dem Kampf gegen das edle Bergvolk nicht einverstanden ist; aber Befehl ist Befehl, und das Wort ist geschrieben: Wer nach dem Friedensschluß mit den Waffen in der Hand betroffen wird, wird erschossen. Als nun Peter Mayr vor den General geführt wird, erkennt Armand in ihm seinen Lebensretter. Er fällt vor dem General auf die Kniee und bittet unter Beschwörung und Thränen, er möge dem Gefangenen das Leben schenken. Die Lage des Generals geht schließlich sogar dem Mahrerwirt ans Herz:

„Macht's dem Herrn nicht schwer, Herr Offizier! Was ich für Euch gethan habe, ist Christenpflicht gewesen. Auch der Herr General hat seine Pflicht, macht's ihm nicht schwer!

Baraguay: Ihr habt recht, Mayr. Steh auf, Armand, steh auf. Warum habt Ihr Euch auch nicht früher gerettet! Nun muß ich dem Gesetz freien Lauf lassen.

Mayr: Ich weiß es. In Gottes Namen! Laßt mich halt erschießen, aber seid gnädig meinem Weib und meinen Buben. Die haben nicht mitkämpfen können. Das Weib ist krank — und (lächelt) die Buben sind zu klein.

Baraguay: Ihr habt also mehr Kinder?

Mayr: Fünf, gnädiger Herr, und wir hoffen bald ein sechstes.

Baraguay: Warum mußtet ihr auch rebelliren?

Mayr: Rebelliren? Nein, Herr General, das haben wir nicht gethan. Wir haben redlich gekämpft, bei den ersten Kämpfen, weil Bayern seinen Frieden mit Oesterreich nicht gehalten hat; bei den letzten, weil wir alle getäuscht worden sind. Daß der Kolb lügt, haben weder ich, noch der Anderle, der Sandwirt, glaubt. Deswegen haben wir losgeschlagen, dem Kaiser zulieb."

Baraguay sagt's dem Mayr gerad heraus, daß er leider kein Mittel wisse, vom Kriegsgericht ein mildes Urtheil zu erlangen. Für die Frau und die Kinder will er Sorge tragen. „Darüber könnt Ihr unbesorgt sein. Ich wünsche nur, daß Ihr Euer hartes Schicksal wie ein Mann traget.

Mayr: Mit Gottes Hilf wird sich's nicht fehlen.“ —

Als Gegenstück zu dieser Scene, wo der Feind dem Feinde die höchste Achtung abzwingt, folgt nun der Auftritt, wo der Verräther erscheint, um seinen Lohn zu erlangen. Eine leichte komische Zugabe mildert das Widerwärtige und Gehässige der Erscheinung. Außerordentlich glücklich ist dann der Auftritt des Knaben erfunden und ausgeführt, der trotz aller Schildwachen sich bis zum General wörtlich durchbeißt, um für das Leben seines Vaters zu bitten. Baraguay kann dem Kleinen Hoffnung geben; denn Armand glaubt ein Mittel gefunden zu haben, den inzwischen gefällten Spruch des Kriegsgerichtes aufheben zu lassen. Das Gesetz lautet wörtlich: „Wer nach Bekanntgabe des Friedensschlusses mit den Waffen betroffen wird u. s. w.“ Man hat das Zutreffen dieser Bedingung bei Mayr vorausgesetzt; wie, wenn der Gefangene läugnen könnte oder läugnete, daß ihm der Friedensabschluß bekannt gegeben wurde?! Sein Schicksal liegt also auf des Mahrwirts eigener Zunge.

Die höchste dramatische Höhe ersteigt der Dichter mit dem Beginn des vierten Actes. Armand erscheint bei Mayr im Kerker und meldet ihm, er habe das Mittel gefunden, ihn zu befreien; dabei zieht er ein Actenstück aus der Tasche.

Mayr: „Also begnadigt! O Gott sei Dank!

Armand: Nicht ganz, Herr Wirt; es hängt die ganze Sache von Euch ab.

Mayr: Soll ich etwa auch französischer Soldat werden? — Nein, nein, Herr Hauptmann, das thu i nit. — Lieber sterben.

Armand: Alles nicht. Es braucht nichts weiter, als daß Ihr unter dies Schriftstück Euren Namen setzt. Ich habe alles Nöthige mitgebracht. Also vorwärts, und in einer halben Stunde seid Ihr frei.

Mayr: Das begreif' ich nicht. Laßt's einmal schaun . . . (Liest:) ‚Der Unterzeichnete, seinerzeit an den Novemberkämpfen der aufständischen Bauern im Eisackthal betheiligt, recurrirt hiermit gegen das gegen ihn gefällte Urtheil . . ., indem er die Erklärung abgibt, daß er von dem Friedensschlusse . . . keine Kenntniß hatte.‘ Ist ja nicht wahr! Ich hab's ja gewußt, daß Friede geschlossen sei, aber nit geglaubt hab' ich's! (Reicht Armand das Papier zurück.)

Armand: Je nun, was thut das? Die Unterschrift, und Ihr seid frei!

Mayr (sehr ernst): Was das thut? Fürs erste wär's gelogen. Nachher ist Lüge ein' Sünd'. Fürs dritte ist ein' Sünd' eine Beleidigung Gottes. 's heißt aber im Katechismus, man soll lieber den Tod leiden als Gott mit einer Sünde beleidigen.

Armand: Aber, Herr Wirt, Gott hat ja auch keinen Nutzen von Eurem Tod! Denkt doch an Euer Weib und an Eure Kinder!

Mayr (schweigt eine Weile still, schmerzlich): Ihr setzt mir hart zu, Herr Hauptmann! Ja mein armes Weib und meine armen Kinder! Aber es heißt in der Heiligen Schrift, und der Heiland hat's gesagt: ‚Wer Vater oder Mutter mehr

liebt als mich, ist meiner nicht werth!' Das wird auch wohl von Weib und Kind gelten, mein' ich. Und hat auch unser Herr keinen Nutzen durch meinen Tod — so hätt' ich doch den Schaden durch die Sünd'."

Armand setzt ihm wieder von neuem zu; auf alle Antworten Mayrs hat er ein Aber. Endlich sagt Mayr sehr bestimmt: „Herr Offizier! Da gibt's kein Aber, wo es sich ums Gewissen handelt. Hätt' ich's nicht für eine Gewissenssach' gehalten, für den Kaiser Franz gegen euch zu ziehen, so hätt' ich mich nicht so oft in Lebensgefahr gewagt. 's Leben ist süß — ich fühl's erst jetzt, wo ich sterben soll. — Aber es ist ein' Gewissenssach', daß ich nicht lüge. Deswegen darf ich's nicht, und wenn man mich auch erschießt!"

Armand gibt sich noch immer nicht verloren. Als er sieht, daß er allein nichts ausrichten kann, verläßt er anscheinend erzürnt das Gefängniß und kehrt bald mit den Kindern und Freunden Mayrs zurück. Nach den ersten Begrüßungen des Wiedersehens tritt er wieder vor und sagt:

„Armand: Es liegt nur an Euch, Herr Wirt, es [das Wiedersehen] zu einem freudigen zu gestalten. Ein Federzug — und Ihr kehrt, aller Sorgen ledig, heimwärts!

Kemenater u. s. w. (erstaunt): Wie, was?

Franz: Ja, Vater, warum schreibst nachher nit?

Mayr (lächelnd zu Armand): Nun, so gebt's halt den Wisch her!

Armand (freudig): Wie, Ihr wollt? (Zieht Papier, Feder und Tinte heraus.) Hier, nur geschwind, die Zeit drängt.

Mayr (ruhig): Laßt Euch nur Zeit! Zuerst muß ich den Leuten vorlesen, was ich unterzeichnen soll. So hört denn! (Liest wie oben; reicht das Papier Armand zurück.) So wohl. Und jetzt, Franzel, und jetzt sagt's mir aus dem Katechismus auf, was im achten Gebot verboten wird.

Franz (während Armand ganz erstaunt dasteht): Durch das achte Gebot wird verboten: falsches Zeugniß, falsche Anklage, alle Lügen, auch Scherz- und Nothlügen, Verleumdung, Ehrabschneidung, falscher Argwohn, freventliches Urtheil, Ohrenblasen.

Mayr: Brav, mein Büble. (Zu den übrigen:) Habt's ihr gehört?"

Aber auch die Freunde und die Kinder treten jetzt auf Armands Seite und drängen zur Unterschrift. Endlich läßt Mayr sich das Papier noch einmal reichen und zerreißt es: „Da, jetzt hab'n wir uns entschieden!

Armand (erschreckt): Was habt Ihr gethan?

Mayr: Was ich thun mußt'. Pfui, wenn ein Tiroler lügen thät'! Ich will mein Leben durch keine Lüge erkaufen."

Jetzt hat das „Recht" seinen Lauf. Der Wirt wird abgeführt zum Tode; die Freunde mit den Kindern bleiben auf der Scene. Kaum hat sich der Trommelwirbel etwas entfernt, als auch der Verräther auf die Bühne stürmt, um Mayr um Verzeihung zu bitten. Entsetzlich sind die Ausdrücke seiner Verzweiflung, als er den Gesuchten nicht findet. Mitten in sein Gejammer tönen die Flintenschüsse des Standrechtes. Nach einiger Zeit tritt General Baraguay ein: „Ich suchte dich, Armand. Tröste dich, Mayr starb wie ein Held, unverbundenen Auges. Seine letzten Worte waren: Hoch Kaiser Franz, hoch Tirol!"

Das ist das Spiel von Peter Mayr, dem Wirt an der Mahr. Anziehend und dem Zuschauer congenial im Stoffe, volksthümlich und anheimelnd in der Sprache, einfach und durchsichtig in seinem Aufbau, fast wie ein altgriechisches Drama, rasch und natürlich in seiner Entwicklung und veredelnd in seiner Tendenz, bildet dieses Stück des Kapuzinerpaters ein Volksspiel in der besten Bedeutung des Wortes. Von der patriotischen Seite abgesehen, verdient auch die ethische Seite im engern Sinne besonders hervorgehoben zu werden. Wir lesen in den Martyreracten ja hundertmal dasselbe, was uns hier vorgeführt wird, daß edle Seelen lieber in den Tod gingen, als mit einer Sünde ihr Gewissen zu beflecken. Allein nicht nur, daß Peter Mayr uns zeitlich und den Tiroler Zuschauern auch landschaftlich näher steht als die Martyrer alter Zeiten oder fremder Länder, auch die ganze weltliche Umgebung, der natürliche vaterländische Charakter des Stückes sowie die Schlichtheit und Alltäglichkeit des ganzen Gehabens beim Helden tragen dazu bei, daß seine Seelengröße, seine ganze christliche Erhabenheit um so heller hervorleuchten und uns ergreifen. Ein solches Beispiel muß nothwendig auf den Zuschauer wirken und ihm die höchste Achtung vor der Wahrhaftigkeit einflößen. Dies um so mehr, als der Dichter mit feinem Tact jedes überflüssige Moralisiren und Predigen vermieden hat, ja sogar im ernstesten Moment vor einer humoristischen Beigabe nicht zurückgescheut ist.

So reiht sich denn des Kapuziners „Peter Mayr" würdig an die Trilogie Domanigs; nicht ganz so reich an Charakteren und poetischen Einzelschönheiten wie diese, hat das Stück wieder seine eigenen Vorzüge echter Volksthümlichkeit und wird für den verdienten Nachruhm des heldenhaften Mahrerwirtes dasselbe thun, was Domanigs Spiele für Hofer, Speckbacher und Straub leisten.

Möchten nun auch nur die Bühnen im „schönen Land Tirol" das Ihrige thun, die vier nationalen Volksdichtungen dem Volke vorzuführen und in der Enkel Herzen die Gesinnungen der großen Ahnen aufleben und wirken zu lassen!

W. Kreiten S. J.

Brun von Querfurt, Bischof der Heiden.

Das Jahr 1897 sah erhebende kirchliche Festlichkeiten zu Ehren des hl. Adalbert, jenes wunderbaren apostolischen Mannes aus dem Slawenstamme; am 23. April wurden es 900 Jahre, seit er sein Blut vergossen hat, um den heidnischen Preußen das Christenthum zu bringen und durch seinen Tod Zeugniß zu geben dem nie ersterbenden apostolischen Berufe der katholischen Kirche. Mit dem Andenken dieser auserwählten

Erstlingsfrucht des slawischen Christenthums ist der Name eines edeln deutschen Mannes innig verknüpft, der jedoch in deutschen Landen über das Bereich geschichtsforschender Büchergelehrsamkeit hinaus nur selten genannt wird.

Zwar soll die Stadt Braunsberg von ihm ihren Namen tragen, und auf der Eselswiese in Querfurt wird noch jetzt alljährlich der Ostermarkt gehalten, der Brunos Kapelle und Wallfahrt die Entstehung verdankt. Alte Chroniken wissen zu erzählen von seiner Heiligkeit und seinem Martertod, und selbst ein Heiliger und Kirchenlehrer wie Petrus Damiani hat zu seinem Lobe die Stimme erhoben [1]. Aber dem Gedächtniß und der Andacht des gläubigen Volkes ist diese herrliche Blüthe einer glaubensfrohen Zeit in ganz auffallender Weise entschwunden. Sein Name wäre wohl längst völlig verschollen, besäßen wir nicht aus seiner Hand drei Schriften von hohem historischem Interesse, von welchen zwei erst im Laufe der letzten 40—50 Jahre aus dem Dunkel der Vergessenheit unerwartet wieder aufgetaucht sind. Sie gestatten manchen belehrenden Einblick in eine merkwürdige Zeit, aber mehr noch in die heilige und liebenswürdige Seele ihres Verfassers.

Der junge Adalbert hatte eben die Domschule von Magdeburg verlassen; sein gefeierter Lehrer Ortrich, der „Cicero des Nordens", war an den kaiserlichen Hof nach Italien gezogen, um mit Gerbert von Aurillac zu disputiren und höhern Ehren nachzujagen, da wurde ein Knabe von kaum sechs Jahren dem gelehrten Erzbischof Adalbert von Magdeburg zur Erziehung anvertraut. Es war Brun (Bruno) aus dem edeln Geschlechte

---

[1] Die alte Lebensbeschreibung, Liber gestorum Brunonis veraci relatione conscriptus, ist verloren, scheint jedoch den Verfassern der Gesta episcoporum Magdeburgensium wie auch der Halberstadensium vorgelegen zu haben (vgl. Neues Archiv 1894, S. 362; Hirsch, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich II. II, 262, Nr. 2). Das Beste über Bruno bietet Bischof Thietmar von Merseburg, sein Verwandter und gleichalteriger Studiengenosse, in seinem Chronikon (Mon. Germ. III, 833). Damiani erzählt 60 Jahre später nach dem Hörensagen. Ein Bericht über Brunos Ende, angeblich von seinem Schüler Wipert als einzigem überlebenden Zeugen, aus einer dem 11. Jahrhundert angehörigen Handschrift des Klosters Tegernsee gedruckt bei Pertz (M. G. IV, 579), hat trotz seines Alters nur geringen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Zahlreiche und zuverlässige Nachrichten über Bruns Persönlichkeit bieten dagegen seine eigenen Schriften: Vita Sti. Adalberti (M. G. SS. IV, 596 sq.), Vita quinque Fratrum (M. G. SS. XV, 716) und sein Brief an Heinrich II., gedruckt bei Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit II (2. Aufl.), 648; in den Mon. Pol. hist. I, 224 etc. Aus diesen Schriften ist das Nachfolgende fast ganz geschöpft.

der Herren von Querfurt, aus reichem und angesehenem Stamm, seiner Mutter Liebling. Nicht unwahrscheinlich ist, was manche Geschichtschreiber melden, daß seine Familie dem sächsischen Kaiserhause blutsverwandt war. Seinem Bruder Gebhard war es bestimmt, durch den Sohn Großvater eines Erzbischofs von Magdeburg, durch die Tochter Großvater eines römischen Kaisers zu werden. Bruns Schwester Elisabeth soll, spätern böhmischen Nachrichten zufolge, Aebtissin im St. Georgen-Kloster in Prag geworden sein. Auch der Knabe Brun schien zu Großem bestimmt. Zwar starb Erzbischof Adalbert schon vor Ablauf eines Jahres (20. Juni 981), gleichwohl aber blieb das Kind unter der Zucht des frommen und gelehrten „Philosophen" Geddo an der Magdeburger Schule. Der verstorbene Erzbischof, ehemals Mönch in St. Maximin in Trier, ein eifriger Förderer gelehrter Studien, hatte dieselbe zu Blüthe und Ruhm gebracht. Das Domstift erfreute sich einer reichhaltigen Bibliothek, und von allen Seiten strömten Schüler herbei. Unter ihnen kam einige Jahre nach Brun auch sein Verwandter und Altersgenosse Thietmar, Graf von Walbeck, der spätere treffliche Chronist und Bischof von Merseburg; er hat nachmals die Erinnerungen an seine Mitschüler der Nachwelt überliefert. Bruno war ein sittsames, frommes Kind, dabei sehr strebsam. Wiewohl von zärtlichen Eltern reichlich mit allem bedacht, was das Leben eines jungen Edelmannes in jenen Tagen wünschenswerth erscheinen ließ, wandte er sich mit Ernst und Eifer den Studien zu. In der Firmung, wie es scheint, war ihm nach der Sitte jener Zeit noch ein anderer Name beigelegt worden, dessen er sich in spätern Jahren fast ausschließlich bediente. „Brun, mit dem Beinamen Bonifatius" nennen ihn deutsche Geschichtsquellen; Petrus Damiani kennt ihn nur als Bonifatius. Ein Knabe noch, erhielt er ein Canonicat an der Domkirche zum hl. Mauritius in Magdeburg, eine viel begehrte Auszeichnung in jenen Tagen. Es war kaum das Ansehen der Eltern allein, was ihn dazu empfahl, sondern ein leuchtend reiner Wandel und ein die Altersgenossen überragendes hohes Streben.

In Magdeburg lernte Kaiser Otto III. ihn kennen, der, 15 Jahre alt, eben mündig erklärt worden war. Der kaiserliche Knabe gewann den 19jährigen Domherrn lieb und zog ihn an den Hof in seine nächste Umgebung. Es war eine eigene Gabe, die jenes „Wunderkind" auf dem Kaiserthrone besaß, seelische Vorzüge mit raschem Blick zu erkennen und zu schätzen. Brun selbst hat später diesen „fürstlichen Zug" in Ottos Charakter gerühmt. Diese Gabe „ließ ihn stets darauf bedacht sein, gute

Menschen mit Liebe auszuzeichnen, und dies um so mehr, je höher die Vorzüge, durch welche einer geziert war". „Wiewohl er", schreibt Brun ein andermal, „bei der Unerfahrenheit seiner Jugend auch eitle und weltlich gesinnte Menschen zuweilen lieb gewann, so pflegte er doch wahrhaft gute Menschen weit mehr zu lieben und suchte jedem nach dem Maße seiner Tugend Liebe zuzuwenden, mochten es Laien oder Cleriker sein, aber ganz besonders, wenn es Ordensleute waren."

Brun erhielt vom Kaiser manche Zeichen persönlicher Huld; auch später noch, bei veränderten Lebensverhältnissen, wußte man, daß er auf des Kaisers Entschließungen nicht ohne Einfluß war. Aus seinen Schriften läßt sich erkennen, daß er diese Zuneigung des kaiserlichen Herrn dankbar erwiderte, wenn er auch als Geschichtschreiber dessen Fehler und Jugendirrungen weder verschweigt noch beschönigt.

Brun von Querfurt ist ganz ein Kind der Ottonischen Zeit; in ihren Bestrebungen und Anschauungen ist er groß geworden. Das Ideal des Herrschers ist ihm Otto I. der Große: „Leider ist er nicht mehr, der fromme Otto, Otto der Strenge, der es verstand, diese unruhige Welt zu regieren. Seufzend gedenkt seiner goldenen Tage jetzt die Kirche, da sie, von Uebeln bedrängt, auf allen Seiten die Feinde sich erheben sieht. Der zwei spätern Ottonen vergessend, gedenkt sie nur Ottos des Alten, den Spruch auf den Lippen: ‚Glücklich einstens die Zeit, da Otto das Scepter noch führte.'" Aber auch in Otto II. erkennt Brun neben dem sich überstürzenden Ungestüm und der ununterbrochenen Kette von Mißgeschick die großen Eigenschaften und den redlichen Willen. Von seinem jugendlichen Gönner Otto III. aber klagt er wehmüthig: „Wäre es ihm vergönnt gewesen, zur Reife des Alters zu gelangen, so glaube ich in der Ueberzeugung nicht zu irren, daß er ein tüchtiger und hochgefeierter Kaiser geworden wäre, wie niemals die Welt einen bessern gesehen." Aber auch so schildert er ihn mit unverkennbarer Liebe, der, „wenn auch als Jüngling zuweilen in Irrung verstrickt, doch ein überaus gütiger Herrscher war, unvergleichlich leutselig als Kaiser". „An Frömmigkeit stand er keinem nach", ein „Liebhaber der Tugend", ein „Freund der Religion". Mit Begeisterung schildert Brun den Augenblick der Kaiserkrönung, den er selbst mit angeschaut, wie er „dastand, der im Purpur geborene Knabe Otto III., nach der heiligen Salbung, über dem himmlisch schönen Angesicht die Krone der Welt, als Imperator Augustus, die edle Brust geschwellt vom lautersten Wollen". Brun gedenkt mit Wehmuth „jener herrlichen Gestalt, geadelt

von kaiserlicher Schönheit", die man „nicht genug anschauen konnte", die „auch nur anzublicken eine Wonne war". Er rühmt an ihm große Herzensdemuth, zuverlässige Treue und fürstliche Freigebigkeit und über alles dies wahrhaft übernatürlichen Sinn: „Der Welt gegenüber ein Imperator, wandelte er im Innern des Herzens vor Gottes Auge wie ein Mönch." Brun feiert seinen jungen Kaiser als „das Kind der Demuth und Milde", den „lautern Diener der Religion und des theuern Glaubens", reich am besten Willen, dem tugendhaften Verlangen nach aber arm, der auch in seinem jugendlichen Fleische die Sünde überwand, „ein Vater der Mönche, wie eine Mutter gegenüber den Bischöfen".

Im Gefolge dieses herrlichen Jünglings schickte der junge Magdeburger Domherr sich zur Romfahrt an. Im Februar 996 sammelte sich das Heer in Regensburg. Glänzende Ritterscharen, mächtige Bischöfe zogen dem Kaiser zur Seite. In Pavia, wo zum Osterfest die Fürsten Italiens huldigend sich einfanden, schaute ihn Brun im vollen Glanze weltlicher Herrlichkeit. Von hier ging es nach Ravenna; es war etwas an diesem Ort, was den Kaiser fesselte. Hier lebte in abgeschiedener Einöde ein Mann von wunderbarer Geistesmacht, hochbetagt und als Heiliger weithin verehrt, der hl. Romuald [1]. Der Kaiser setzte ihn zum Abt über das Kloster St. Apollinaris in Classe. Es waren denkwürdige Tage, jener erste kaiserliche Aufenthalt in Ravenna; hier schenkte Otto der Kirche den ersten deutschen Papst, auch einen Bruno, den jugendlich kräftigen Gregor V. Auch für Brun von Querfurt war der Aufenthalt ein denkwürdiger. Wie der Kaiser, so erfuhr auch er die Gewalt, welche Romuald über die Geister übte. Er selbst hat ihn später geschildert als „jenen Abt Romuald, der, selbst während er von Ort zu Ort unstät umherzieht, dennoch in der Kraft Gottes ohne Unterlaß Jünger an sich zu ziehen weiß". Zu diesen Jüngern gehörte schon nach kurzem auch der junge Herr von Querfurt, welcher den Hof und alle glänzenden Aussichten der Welt verließ, um in der rauhen Schule Romualds die Wonnen der Kreuzesliebe zu kosten.

Als Kaiser Otto anfangs Juni von Rom aus den Heimweg nach Deutschland antrat, führte er in seinem Gefolge einen Mönch mit sich,

---

[1] Die Angabe Peter Damianis, wonach Romuald 1027 im Alter von 120 Jahren gestorben wäre, somit damals bereits 90 Jahre gezählt hätte, ist vielfach bestritten und Romualds Alter auf 60 Jahre herabgedrückt worden; allein Brun selbst weist wiederholt auf Romualds sehr hohes Alter hin. Er spricht von senectus et longa virtus, nennt ihn senex und mit Emphase bonae aetatis.

welchen er fast mit Gewalt dem Kloster der hll. Alexius und Bonifatius auf dem Aventin hatte entreißen müssen. Es war der gottesfürchtige Erzbischof von Prag, jener Adalbert, welchen die in seinem Sprengel herrschende Zuchtlosigkeit schon zweimal in die Einsamkeit des Klosters nach Rom getrieben hatte. Auf Befehl von Papst und Kaiser kehrte er nun abermals zurück, seinem blutigen Martertod entgegen. An seiner Statt blieb Brun von Querfurt als Jünger Romualds in Italien zurück. Noch im Laufe des Jahres 997 kam die Nachricht von Adalberts glorreichem Ende. Unter diesem Eindrucke mag es gewesen sein, daß in Brun jener mächtige Gedanke erwachte, von welchem Peter Damiani zu erzählen weiß. Als er in Rom das Kloster des hl. Bonifatius des Martyrers vor sich sah, in welchem Adalbert fünf Jahre seines heiligen Lebens zugebracht hatte, soll er ausgerufen haben: „Siehe, auch ich heiße Bonifatius; warum sollte nicht auch ich ein Martyrer Christi werden?“

Es beruht wohl auf Irrthum, wenn aus dieser Erzählung manche herauslesen wollen, es sei Brun damals in diesem Kloster Mönch geworden. Gewiß aber ist, daß er bei seinem Aufenthalt in Rom in diesem Kloster öfter verkehrte. Er liebte es, daselbst den Abt Johannes Canaparius aufzusuchen, um sich mit ihm über göttliche Dinge zu unterhalten. War doch dieser ein großer Geistesmann und ein naher Freund des gemarterten Adalbert. Bei einer solchen Gelegenheit war es auch, daß Canaparius ihm von einem geheimnißvollen Traumgesicht erzählte. Er sah, wie zwei blendend weiße Bahrtücher vom Himmel auf die Erde sich herabließen, das eine, um die Gebeine des hl. Adalbert emporzutragen. Wozu das andere bestimmt war, das wollte Canaparius troß allen Drängens nicht verrathen. Brun sann viel darüber nach; er vermochte es aber nicht mit Sicherheit zu enträthseln. Aber in ihm erwachte seit Adalberts Tod ein glühendes Verlangen nach dem Apostolat unter den Heiden und dessen Krönung durch das Martyrium. „Du lehrst es uns deutlich,“ so redet er Adalbert, sein erwähltes Vorbild, einmal an, „daß es unter dem Himmel nichts Schöneres gibt, nichts Süßeres, als das süße Leben hinzugeben für den süßesten Christus . . . Andere Heilige, mag ihr Leben vor Gottes Auge auch noch so fleckenlos und dufterfüllt erscheinen, können doch nicht ohne Zagen dieses Gehäuse der Sünde verlassen. Unaussprechliches Bangen leiden sie, wenn das letzte Stündlein kommt, da sie nicht wissen, ob ihr Leben, wie rein auch immer, würdig befunden werde in den Augen dessen, vor dem alles außer ihm unrein ist. Das Martyrium aber steht ganz

für sich da, eine Glorie ganz eigener Art. . . . O wie selig, o wie glorreich, so zu sterben, daß jede Sünde verschwindet, abgewaschen in der Taufe, ausgetilgt im Martyrium!"

Ein gutes Stück Martyrium konnte Brun indes schon in der Schule Romualds finden; denn dieser war vor allem der Mann des Kreuzes. Voll Milde und Erbarmen für das Volk und dessen Nöthe, stählte er die Seelen seiner Jünger mit Strenge. Brun verstand wohl den „ganz himmlischen Sinn" dessen, den er selbst einen „rauhen Lehrmeister" genannt hat. „Romuald, ganz ein Mann der Beschauung, wahrhaft ein Diener Gottes, hatte das Eigenthümliche, daß er förmlich darauf aus war, das Mißfallen der Menschen auf sich zu ziehen. Er glaubte dann, daß es gut um ihn bestellt sei, und daß er mit Sicherheit den Schatz seiner Tugend hegen könne, wenn er, bei gutem Gewissen vor Gott, im äußern Handeln so verfuhr, daß er vor den Menschen Schande, Schmähung und Verleumdung auf sich zog." Ganz in diesem Geiste wurden auch seine Jünger erzogen. „Mit solcher Unerbittlichkeit", schreibt von ihm Damiani, „handhabte er für sich und seine Schüler die ganze Strenge des Eremitenlebens, daß es allen, die davon hörten, wie ein Wunder vorkam." Und doch hatten die meisten dieser Schüler vorher den vornehmsten Kreisen des Hofes angehört, von Jugend auf an Luxus und Wohlleben gewöhnt. Neben den Söhnen italienischer Adelsgeschlechter und den Rittern vom Hofe der Ottonen lebte hier unter andern auch ein Sohn des Herzogs Boleslaw von Polen. Brun selbst erzählt, wie Romuald „mit Vorbedacht darauf ausging, Fehler seiner Jünger aufs schärfste zu rügen und zu geißeln, für Nachsicht völlig unzugänglich". „Jetzt sah man sie (die vornehmen Herren)", schreibt Damiani, „mit einer rauhen Kutte zufrieden, eingesperrt in ihre Zelle, barfuß, ungekämmt, vom Fasten abgezehrt. Alle mußten Handarbeit thun: die einen hölzerne Löffel schnitzen, die andern nähen, andere Netze stricken."

Brun wetteiferte mit allen an Strenge. Nicht selten kam es vor, daß er, außer am Sonntag und Donnerstag, die ganze Woche ohne Nahrung blieb. Kam er an Stellen, die mit Nesseln und Disteln dicht bewachsen waren, so liebte er es, den abgezehrten Leib in denselben wund zu wälzen.

Romuald, die irdischen Sorgen fliehend, welche die vom Kaiser ihm aufgenöthigte Abtswürde mit sich brachte, und ermüdet durch den Widerstand, welchen seine eiserne Strenge bei einigen im Kloster lebenden Mönchen

scheint gefunden zu haben, legte bei des Kaisers nächster Ankunft (gegen Ende 999) die unerwünschte Würde wieder zu des Kaisers Füßen nieder. Es drängte ihn nun, für einige Zeit die Umgebung Ravennas zu verlassen, und von seinen Getreuen begleitet, zog er nach Monte Cassino, um in jener hochberühmten Abtei den Mönch Johannes, einen der ausgezeichnetsten Jünger seines Geistes, zu besuchen und mit ihm über himmlische Dinge wieder einmal seine Erfahrungen auszutauschen. Aber mit dem Nahen des Herbstes erkrankte er hier zum Tode. Unter aufopfernder Pflege seiner Schüler kaum genesen, zog er nach Rom. Hier traf er den jungen Kaiser; denn schon bald nach der Wallfahrt zu den Reliquien des hl. Adalbert in Gnesen hatte dieser seine dritte Romfahrt angetreten. Als nun während des Octobers der Kaiser Tibur belagerte, entschlossen zu strenger Rache für mörderischen Aufstand, erschien Romuald mit seinen Jüngern vor der belagerten Stadt. Den Kaiser stimmte er zur Milde, die trotzigen Tiburtiner aber zur Nachgiebigkeit; bald war der Friede geschlossen, ehrenvoll für beide Theile.

Auch diese Wanderungen führten dem großen Lehrmeister der Eremiten neue Jünger zu. Zwei von des Kaisers nächsten Vertrauten schlossen sich ihm in Rom an. Schon in Monte Cassino war ein junger Priester aus Benevent an ihn gefesselt worden, der bald einer seiner ausgezeichnetsten Schüler werden sollte. Es war Benedikt; Brun, den in kurzem eine ganz himmlische Freundschaft mit dem gleichgesinnten und gleichalterigen Jüngling verband, ist sein Lebensbeschreiber geworden. Er schildert Benedikts Jugend: „Vom Knabenalter an vermählte er sich fleckenloser Enthaltsamkeit, mit ängstlicher Sorgfalt wachend über die jungfräuliche Tugend. Wußte er doch, daß im Himmel ein ganz besonderer Lohn ihr vorbehalten. Da es nun aber Gott gefiel, ihn zum Mönchsstande zu berufen, da fand er im St. Salvator-Kloster am Meeresstrande die Mutter der Klosterregeln (d. h. die Regel des hl. Benedikt). Ihrem schweren Gebote und sauern Dienste beugte er gerne den Nacken, und dies um so lieber, je mehr er diese Nähramme der Diener Gottes kennen lernte aus den ihr entströmenden Tröstungen."

Mit Erlaubniß seines Abtes hatte Benedikt nach einiger Zeit dem Einsiedlerleben sich geweiht. In Monte Cassino, beim Mönche Johannes, wo er mit Vorliebe geistliche Belehrung sich zu holen pflegte, hatte er von Romuald gehört, und als dieser selbst zu Gaste im Kloster erschien, sich ihm völlig angeschlossen. Dieser aber brach, wohl noch im November des

Jahres 1000, mit seinen neuen Schülern wieder nach Ravenna auf, um in der Einöde des Pereum, auf einer Insel mitten unter Sümpfen, das strenge und doch so selige Einsiedlerleben von ehemals jubelnden Herzens wieder aufzunehmen. „Wieder", so erzählt Brun, „begann in jener Wüste die Wissenschaft der Heiligen emporzusprießen, und unter dem Thau des Heiligen Geistes begannen die Herzen der Brüder sich mit Blüthen zu bedecken und in der Furcht des Herrn Blätter der Tugenden und Früchte der Heiligkeit hervorzubringen." Das Glück war zu groß, es erregte den Neid des bösen Feindes.

Otto III., durch die Empörung des undankbaren Römervolkes ernstlich bedroht und kaum der höchsten Gefahr entronnen, suchte Ravenna wieder auf, um vom 15. Februar bis zum 12. Mai 1001 hier zu verweilen. Die Folgen für die nahe Einsiedelei schildert Brun: „Wie konnte der Kaiser es sich versagen, unsere Einöde aufzusuchen, er, in dessen Herzen die Weltverachtung schon so lange Wurzel gefaßt und bei dem die Liebe zu Gott mehr Kraft und Werth besaß als bei irgend einem Mönch! So kam er denn die Einsiedler besuchen, bald mitten in der Nacht, bald am hellen Tag, doch stets in der Verschwiegenheit Gottes, in der allein geistliche Dinge gedeihen. Wie schwer auch die Reise eines Königs verborgen bleibt, so wußte es doch die theuere Seele — pretiosum animal nennt er seinen Kaiser — durch Auflegung strengen Stillschweigens so einzurichten, daß außer den wenigen, welche er selbst zur Begleitung sorglich auswählte, nicht leicht jemand im Palaste davon erfuhr. Allein es ist ein alter Spruch: Wo es Fleisch gibt, da sammeln sich die Adler. Ein König mag noch so gerne verborgen bleiben, er vermag es nicht zu hindern, daß die Menge sich ihm anhängt. Mit unserem beschaulichen Leben wurde es nun recht bunt. Bald war der Kaiser bei uns, bald wurden wir zu ihm berufen. Mit unserer Einsiedelei war es am Ende, und mit der Ordnung der geregelten Lebensweise war es aus."

An diese Besuche des Kaisers knüpften sich jedoch denkwürdige Momente. Brun, allem Anschein nach als Augenzeuge, weiß zu berichten: „Es war des Königs fester Vorsatz, der Krone und all ihrer Herrlichkeit, welche er trug, ohne sie zu lieben oder sich an ihnen zu erfreuen, aus Liebe zu Jesus Christus freiwillig zu entsagen. Die schweren Schläge des Mißgeschickes jedoch, die ihn getroffen und die sonst Menschen auf heilsame Gedanken zu bringen pflegen, bildeten hier gerade noch das Hinderniß. Er begnügte sich deshalb, gemäß dem alten Satze: ‚Ein Wort, vor

zwei oder drei Zeugen gesprochen, hat Bestand', vor verlässigen Zeugen, im Angesichte Gottes und der Engel den lang gehegten Vorsatz aufs bestimmteste auszusprechen: ‚Von dieser Stunde an gelobe ich Gott und seinen Heiligen, daß ich nach Ablauf von drei Jahren, während welcher ich die Fehler meiner bisherigen Regierung wieder gutmachen will, einem Manne, der tüchtiger ist als ich, die Herrschaft übergeben, mein mütterliches Vermögen vertheilen und, entblößt von allem, mit ganzer Seele Christus nachfolgen will.' Darauf versetzte Romuald, denn hohes Greisenalter und lang bewährte Tugend gaben ihm ein Recht zu reden, und die zwei anwesenden von seinen Jüngern drängten ihn dazu: ‚Bleibe bei diesem Willen, König. Sollte auch bei der Unsicherheit des menschlichen Lebens die Zeit für die Ausführung dir nicht mehr gegönnt sein, so hast du doch das Opfer vollbracht vor den Augen desjenigen, dem allein die Zukunft offen liegt, und der das äußere Thun und Handeln richtet nach dem, was vorgeht im Innersten des Herzens.'"

In dieser frommen Stimmung geschah es auch, daß Otto die Absicht kundgab, einige der eifrigsten von Romualds Schülern zur Ansiedelung in das Land der Slawen zu schicken. Die Christianisirung und Kolonisirung des Oder- und des Elbgebietes war eine der schönsten Culturaufgaben der Ottonischen Zeit. Nicht ohne Schweiß und Blut, nicht ohne Krieg und schwere Verluste war der Kampf gegen das Heidenthum in den fernen Ostmarken bis dahin geführt worden. Otto III. selbst war schon als sechsjähriges Kind mit den thüringischen Heerhaufen ins Wendenland gezogen. Fast Jahr für Jahr hatte dieser rauhe Ritt in den Osten sich später wiederholt; 995 sah der junge Kaiser dabei die Herzoge von Böhmen und Polen in seinem Gefolge; 997 war er Zeuge glänzenden Sieges. Wichtiger war die Arbeit des Friedens, um das Errungene für das Reich zu sichern, aber auch für das himmlische Vaterland daraus jene Früchte zu reifen, welche ein lebendiger Glaube den kaiserlichen Jüngling hoch über allen irdischen Gewinn zu stellen lehrte. Es war nun Ottos Gedanke, wie es scheint, auch mit Herzog Boleslaw vereinbart und von diesem gewünscht, daß Romualds Schüler in einer Waldeinsamkeit an der heidnischen Grenze, doch auf bereits christlichem Boden ein Kloster gründen sollten. Ein solches versprach, wie der Kaiser meinte, drei Vortheile: „Für solche, die den Weg des Herrn erst suchen und gerade frisch aus der Welt kommen, ein trautes Ordenshaus; für schon fortgeschrittene, nach dem lebendigen Gott dürstende Seelen die kostbare Einöde; denen aber, die sich

sehnen, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein, das Apostolat unter den umwohnenden Heiden.“ Romuald, den der Kaiser ersuchte, einigen seiner Schüler diese Mission zu übertragen, weigerte sich indes, zu einem so schwierigen und gefahrvollen Unternehmen jemanden durch den Gehorsam zu bestimmen. Im ungewissen darüber, was in dieser Sache der Wille Gottes sei, wollte er eine Entscheidung dem freien Entschlusse der Einzelnen anheimgestellt wissen.

Weniger Schwierigkeit bot ein anderer Plan des Kaisers. Auf dem Pereum, in der Nähe der Einöde, in welcher Romuald mit den Seinigen lebte, dachte er zu Ehren des hl. Adalbert ein Kloster zu errichten. Die Kirche war bereits im Bau begriffen, eine prächtige Rotunde mit marmornen Säulen. Zwar verließ Otto am 12. Mai 1001 Ravenna, um seinen kriegerischen Unternehmungen nachzugehen, aber im September kehrte er wieder und wollte nun der Einweihung der Adalbertskirche persönlich beiwohnen. Des Kaisers Absicht, über das neue Kloster wie über die umwohnenden Einsiedler Romuald als Abt zu setzen, wollte jedoch diesem Heiligen durchaus nicht gefallen. Er war fest entschlossen, sich ausschließlich auf die Seelenleitung für seine Einsiedler zu beschränken; die Regierung als Abt über die Mönche des neuen Klosters hatte er dagegen Bruns theuerstem Freunde zugedacht, dem eifrigen jungen Priester aus Benevent. „Wie Romuald in der Abschätzung von Personen überhaupt ganz vom Geiste Gottes geleitet war,“ schreibt Brun, „so fand er für diese Würde keinen bessern als Benedikt, auf den wahrlich das Wort Anwendung findet: ‚in dessen Herzen heilige Gedanken die Stadt Gottes aufgebaut, in dessen Sitten die Tugenden für Gott die Herrschaft führten‘. Schwerlich glaube ich, daß man, was glühenden Eifer für Jesus Christus angeht, unter den Auserwählten Gottes einen finden wird, der diesen Benedikt erreicht, gewiß niemals einen, der ihn übertrifft. Niemand war, dem er in seinem Leben zu gefallen suchte, außer Gott dem Herrn allein. Für ihn gab es nicht Ruhe noch Rast, bis er, soviel an ihm lag, mit vollster Hingebung durchgeführt hatte, was ihm den Augen Gottes wohlzugefallen schien, mochte es auch noch so hart, noch so schwierig sein.“ Selbst Romuald, der greise, strenge Seelenführer, war voll Bewunderung für diesen jungen Mönch. „Im Fasten und Nachtwachen“, sagte er über ihn zu Brun, sei er „unüberwindlich wie ein Fels“; wegen kindlichen Gehorsams und fleckenloser Herzensreinheit stellte ihn Romuald allen als Muster vor, wie ein Wunder Gottes. Brun selbst nennt den Freund eine „Zierde des Jünglingsalters, der im über-

großen Verlangen nach einem höhern Leben das Reich Gottes Gewalt leiden ließ, alles Gute mit ganzer Kraft erstrebend". Vor heiliger Sehnsucht schien der Freund gar nicht mehr zu wissen, was bitter und hart sei, im innersten Mark von Gottesliebe durchglüht.

Alle Brüder freuten sich, einen solchen Gottesmann zum Abt zu erhalten; aber Benedikt in seiner Demuth war davon aufs äußerste bestürzt. Er machte seine Jugend geltend und den Mangel an Erfahrung. Heimlich wandte er sich zugleich aber auch an Brun von Querfurt, dessen persönlichen Einfluß auf Otto III. er wohl kannte, und beschwor ihn als Freund, die Absicht Romualds beim Kaiser zu hintertreiben.

Seit der Rückkehr in die Einöde des Pereum im November 1000 hatte Romuald Benedikt mit Brun gemeinsam eine Einsiedelei zur Wohnung angewiesen, wie Brun sich ausdrückt, „damit ich an seiner Brust das Himmlische verstehen lernte". Zwischen den beiden Dienern Gottes hatte sich bald ein schönes Vertrauensverhältniß ausgebildet; es war Brun später eine theuere Erinnerung, daß Benedikt ihn „mein Bruder" anzureden pflegte als Zeichen besonders herzlicher Zuneigung. Noch nicht lange hatten indes Romualds Schüler ihr strenges Leben in den Sümpfen begonnen, als einer nach dem andern erkrankte. Viele wurden unfähig zur Handarbeit, andere konnten nicht mehr fasten, manche waren nicht mehr im stande, auch nur des Sonntags sich zur heiligen Messe zu schleppen, um die heilige Communion zu empfangen. So ging es das ganze Jahr. Buße thun, Geduld üben und einem baldigen Tod entgegenharren konnte man so freilich. Aber unter solchen Umständen regte sich mit erneuter Macht Bruns altes Verlangen nach Apostolat und Martyrium, wie Adalbert ihm das Vorbild bot. Dies wurde nun auch in freien Augenblicken seine Lieblingsunterhaltung mit Benedikt. Diesen drängte er, als Glaubensbote in das Land der Slawen zu ziehen; auch er wollte mitgehen. „Lieber, als hier in diesen Sümpfen hinsterben, wollen wir dahin ziehen, wo wir außer der Uebung der Geduld noch anderes Gute thun können. Wenn wir hier, da wir diese Lebensweise aus eigenem Willen wählten, vor dem Tode uns nicht fürchten, so wollen wir, wo die Sache Gottes es verlangt, uns auch nicht davor fürchten, bei der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden für Christus das Leben zu lassen."

So war denn in Benedikts Seele der Entschluß bereits der Reife nahe gekommen, sich dem Apostolate unter den heidnischen Slawen zu

widmen. Dies war auch, als er von der Absicht des Kaisers und Romualds erfuhr, ihn zum Abt zu machen, neben den Gründen der Demuth das eigentlich entscheidende Moment, weshalb er die Würde von sich wies. Auf diesen Grund hin konnte auch Brun die erbetene Vermittlung bei Otto III. nicht verweigern. Der Kaiser gab nach und ernannte einen andern Mönch, der sich nachmals freilich der Stellung weniger gewachsen zeigte. Romuald aber hatte bald herausgebracht, durch wen die Sinnesänderung des Kaisers bewirkt worden war, und er zürnte sehr. Mit entblößtem Rücken mußten Benedikt und Brun vor der Versammlung aller Mönche und Einsiedler die Geißelstrafe über sich ergehen lassen.

Und doch war dieser strenge Romuald das einzige Band, das die beiden apostolischen Männer noch an die Einöde des Pereum gefesselt hielt. Die Vorsehung griff ein, um auch dieses Hinderniß zu heben. Die Adalbertskirche, welche der Kaiser auf dem Pereum hatte bauen lassen, war so weit vollendet, daß noch vor seiner Rückkehr nach Rom die Einweihung stattfinden konnte. Unter Betheiligung zahlreicher Bischöfe verlief dieselbe aufs feierlichste. Beobachtungen jedoch, welche der Kaiser bei dieser Gelegenheit und wohl schon früher gemacht, veranlaßten ihn jetzt zu einer Verfügung, zu welcher Romuald nur sehr ungern seine Einwilligung gab. Die sämtlichen Einsiedler deutscher Zunge [1] sollten unter den Gehorsam des neuen Abtes gestellt und viel weiter aus der Umgebung der Stadt in eine noch entlegenere Wildniß versetzt werden. Romualds Leitung waren sie hinfort so gut wie entzogen. Dieser empfand das tief und beschloß, die Gegend ganz zu verlassen und nach Istrien überzusiedeln.

Benedikt, fieberkrank, saß in seiner Einsiedelei im Waldesdickicht; er war nicht zur Einweihungsfeier gekommen und wußte nichts von allem, was vor sich ging. Brun aber war bewegt und beunruhigt. Er sah ein, daß die Verhältnisse, wie sie sich seit des Kaisers vielen Besuchen auf dem Pereum ausgebildet, für schwache Brüder ihr Bedenkliches haben konnten, und daß des Kaisers Verfügung, aus den edelsten Motiven hervorgegangen, sachlich nicht unbegründet war; und doch machte er sich wieder

---

[1] In die ganze Erzählung Vita quinque fratrum c. 3 (M. G. SS. XV, 720, 26) läßt sich nur dadurch Sinn und Zusammenhang bringen, daß man statt suae linguae *duobus* alumnis liest omnibus oder cunctis alumnis. Es handelt sich ganz offenbar um eine Abtrennung der sämtlichen Deutschen, Brun selbst eingeschlossen, während die Einsiedler italienischer Zunge noch ferner unter Romuald standen.

Vorwürfe darüber, daß er in die Loslösung von seinem verehrten Meister eingewilligt habe. Er eilte in den Wald zur gemeinsamen Zelle, wo er den kranken Freund vor der Thüre am Feuer sitzend fand; er erzählte ihm alles. „Du hast einen gefährlichen Sprung gethan, mein Bruder," erwiderte dieser vorwurfsvoll, „und da wir beide doch nur ein Herz und eine Seele sein sollten, hast du, ohne mir ein Wort zu sagen, eine so folgenschwere Entscheidung getroffen, daß du von deinem Lehrmeister dich trenntest. Einen zweiten wie ihn wirst du nie wieder finden." Allein wenn beide gingen, Romuald nach Istrien und Brun mit den übrigen deutschen Einsiedlern, wollte auch Benedikt nicht länger bleiben. „Ist denn von unserem gemeinsamen Sehnen, ist von unserem frühern Verlangen denn gar nichts mehr übrig?" rief er in seiner Rathlosigkeit aus. Er meinte damit die Mission unter den Slawen, und Brun griff den Gedanken sofort begierig auf: „In der That ist es des Kaisers innigster Wunsch, daß du ihm in das Reich der Slawen vorausziehen sollst. Du kennst seinen Plan; derselbe steht noch fest wie früher. So Gott mir das Leben gibt, werde ich dir folgen; sei gewiß. Für jetzt hält der unerbittliche Wille des Kaisers mich noch zurück. Er verlangt, daß ich in der Nähe bleibe, um zu sehen, wie für ihn selbst die Dinge sich wenden."

„Bei diesen Worten", erzählt Brun, „machten wir uns auf, um zusammen aus dem Walde nach der neuen Kirche zu gehen. Wir fanden den Kaiser, der soeben von der Tafel sich erhoben hatte. Mit gewohnter Herablassung ging derselbe sogleich, um mit Romuald über die Sache Rücksprache zu nehmen, obgleich dieser wegen der Hinwegnahme seiner Jünger noch gekränkt war. Aber wider alles Erwarten erreichte er es, daß der gute Einsiedler Johannes und, soweit menschliches Urtheil reicht, der noch ungleich bessere Benedikt für die Mission in das Slawenland bestimmt wurden." Dem Entschluß folgte unverzüglich die That. Alsbald ging es zu Schiff stromabwärts nach Ravenna, die Mönche im Geleite des Kaisers. „Mit großer Sorgfalt und Liebe traf Otto hier die Vorkehrungen für die Reise, ließ sie mit allem Nothwendigen versehen und wies dann dem heiligen Brüderpaar, wie es auf Erden kein zweites mehr gibt, den Weg über die Alpen in das Land der Slawen." Unter dem, was der Kaiser den beiden Mönchen geschenkt, war besonders die Ausrüstung für die Feier der heiligen Messe und ein Vorrath von nützlichen Büchern — missaticum paramentum cum libris optimis. Für Brun galt es jetzt noch einen schweren Abschied von dem, der ihm „theurer war als das eigene Leben":

„Da, als die Nacht einbrach — nicht ohne Thränen kann ich es erzählen — noch in der Abenddämmerung, machte ich mit ihm, den ich so innig geliebt, noch einmal einen weitern Rundgang im Freien. Süß war mir diese Unterhaltung in meinem Schmerze, ich gestehe es. Sonst hatte er zum Zeichen seiner Liebe die Anrede ‚mein Bruder‘ für mich gebraucht; jetzt, wie im Geiste vorausahnend, was meine Sünden über mich bringen würden, nannte er mich oft und oft mit demselben Ausdruck der Liebe ‚Herr Bischof‘ . . . So schritten wir denn, er und ich Aermster, die Arme umeinander geschlungen, in heiligem Friedenskuß den ganzen Weg nebeneinander. Der Gedanke, daß es zum letztenmal sei, gab uns vieles zu sprechen ein, aber ein Wort unter allen bleibt meinem Herzen aufs tiefste eingeprägt: ‚Süßester Bruder,‘ sagte ich, ‚bei unser aller Hoffnung auf Jesus Christus, den Sohn der Jungfrau, flehe ich dich an, vergiß nicht unseres gemeinsamen Anliegens. Wenn du betest oder psallirest, so bitte und flehe doch unablässig zum lebendigen Gott, er möge das gemeinsame Verlangen, das er uns beiden eingegeben, um seines Namens willen auch zur Erfüllung bringen, auf daß wir nicht eher sterben, bis du und auch ich elender Sünder durch Gottes Barmherzigkeit den seligen Tag begrüßen, die Austilgung aller Sünden im Heiligen Geiste durch die freiwillige Vergießung unseres Blutes für Gottes Sache.“

So trennten sich die Freunde. Brun versprach, den Brüdern nachzueilen, sobald der Kaiser es gestatte. Vom Papst sollte er für sich wie für sie die Erlaubniß und Vollmacht zur Missionirung der Heiden erwirken. Einstweilen wollten die Brüder im Lande der Slawen, Brun aber in Italien die slawische Sprache erlernen.

Die Reise der Mönche ging glücklich von statten. „In Polen“, so erzählt Brun, „fanden sie den Herzog Boleslaw. Dieser, der einzige von allen Fürsten unserer Zeit, der würdig war, den Martyrer Adalbert, jene auserwählte Seele, für die Mission auszurüsten und nach dessen Tod ihn ehrenvoll innerhalb seines Reiches beizusetzen, nahm, wie er zu thun pflegt, die Diener Gottes mit herzlichster Freude und großer Liebe bei sich auf, erwies ihnen jede Zuvorkommenheit, ließ ihnen in abgelegener Einöde mit freigebiger Hand die Wohnung bauen, so wie sie selbst dieselbe für ihre Lebensweise als zweckmäßig erachten, und wies ihnen ohne Schwierigkeit alles an, was zu ihrem Leben nothwendig war.“

Bald blühte die kleine Niederlassung auf. Mehrere Jünger, auch solche von slawischem Stamm, schlossen sich den fremden Mönchen an, die

nach vieler Mühe die Landessprache ziemlich geläufig erlernten. Mitten in der Wildniß bebauten sie das Land, und alles nahm guten Fortgang. Nur die Sehnsucht, den Heiden das Evangelium zu predigen und für deren Rettung den Martertod zu erleiden, ließ Benedikt nicht zur Ruhe kommen. Ohne Vollmacht von Rom konnten und durften sie nicht beginnen; mit Ungeduld wartete man daher auf Brun, welcher versprochen hatte, die Erlaubniß beim Apostolischen Stuhle auszuwirken und in eigener Person ins Slawenland zu bringen.

Allein seit dem Abzug der beiden Mönche aus den Sümpfen von Ravenna hatte sich vieles geändert. Kurz nach ihrem Weggang hatte auch Otto III. die Stadt verlassen, um das Weihnachtsfest 1001 mit Papst Sylvester II. in Todi zu feiern. Eine Versammlung von Bischöfen trat dort zusammen, um deutsche Kirchenangelegenheiten zu berathen. Dann war der Kaiser anfangs Januar 1002 auf der Burg Paterno am Soracte eingetroffen, wo er schon im vorigen Sommer sein Hauptquartier gehabt hatte. Neue Truppenverstärkungen kamen eben aus Deutschland an. Allein noch immer war des Kaisers Heeresmacht für seine Lage zu schwach; er litt mit seinem Gefolge am Nöthigsten Mangel. Da erkrankte er. Am 23. Januar 1002 hauchte der kaiserliche Jüngling in den Armen des Papstes die herrliche Seele aus. Er hatte sein 22. Jahr noch nicht vollendet.

Brun war aufs tiefste erschüttert. „O der bittere, o der allzufrühe Tod!“ klagt er. „Soviele Blüthen er damals auch auf dem ganzen Erdenrund gepflückt, eine schönere Blume als diese hat er nicht geknickt!“ Brun verdankt man denn auch über die letzten Tage des Kaisers wohl den ausführlichsten Bericht: „Ein großes Gedränge von geistlichen und weltlichen Großen erfüllte das Haus. Der feste Entschluß, Mönch zu werden, den er, dem Sterben nahe, vor ihnen allen kundgab, und ein aufrichtiges Bekenntniß seiner Sünden sühnten da die Irrungen seiner Jugend und wuschen seine Seele weißer als Schnee. Rings um sich her hatte der Kranke Reliquien der Heiligen aufstellen lassen, unter diesen auch ein großes Stück des lebenspendenden Kreuzes, an welchem Jesus, der Sohn Gottes, gelitten hat. Dem Sterbenden strömten reichliche Thränen aus den Augen, und alle Umstehenden mußten mit ihm weinen. Mit Ehrfurcht und Wonne zugleich empfing er das Fleisch und Blut des Herrn. Er wußte wohl, daß an dieses heilige Sacrament gleichsam das ganze Heil geknüpft sei; deshalb hatte er, seitdem die Krankheit eine ernstere

Wendung genommen, frommen Sinnes dafür gesorgt, daß ihm täglich die Eucharistie gereicht würde. Endlich ist er, klaren Geistes bis zum letzten Augenblick, zur Trauer für viele und zum tiefsten Schmerze für seine Umgebung, in der Barmherzigkeit des Erlösers, auf die er stets gehofft, mit einem sanften Athemzug entschlummert."

Dem unerwarteten Tode des Kaisers folgte in Deutschland und noch mehr in Italien eine allgemeine Verwirrung. Ueberall Fehde, Krieg, Aufstand. Nicht Weg und Steg war mehr sicher. Nur die heidnischen Grenznachbarn im hohen Nordosten hatten nichts mehr zu fürchten. Brun blieb trauernd in seinen Sümpfen bei Ravenna. Er hielt es für aussichtslos, ja tollkühn, unter solchen Umständen den Weg nach Rom und die Missionsreise zu den Slawen auch nur zu versuchen. Aus seinem trüben Hinbrüten scheuchte erst einige Monate später eine Schreckensnachricht ihn auf. Einer der deutschen Einsiedler, der Mönch Rudolf, der noch vor kurzem mit Brun als Ordensmann zusammengelebt, ein überaus gewandter und welterfahrener Mann, hatte sich in der Noth der Zeit für den Dienst des Reiches wieder gebrauchen lassen und wurde vom kaiserlichen Logotheten, Bischof Leo von Vercelli, in wichtigen politischen Geschäften verwendet. „Er war meinem Herzen überaus theuer," schreibt Brun von ihm, „wenngleich er gegen die Regel für weltliche Geschäfte sich gebrauchen ließ; und da er auch mir in gleicher Liebe zugethan war, so hoffte ich noch, bei guter Gelegenheit einmal ihn ganz für Gott zu gewinnen." Nun vernahm er plötzlich, daß bei einem Aufstand in Rimini der Pöbel über diesen Mönch hergefallen sei und nach grausamer Verstümmelung an Händen und Füßen ihn mit thierischer Wuth in Stücke gerissen habe. Da erwachte in Brun wieder übermächtig der Gedanke an jenen edlern Tod, den er seit Jahren für sich auserfehen hatte, und nun hielt keine Furcht ihn mehr zurück. Begleitet von den Ermahnungen und Rathschlägen seines Abtes, machte er sich auf nach Rom; es war um die Mitte des Jahres 1002. Sylvester II. empfing ihn liebevoll, verlieh ihm die Vollmacht zur Heidenmission für sich und seine Gefährten und bestimmte ihn zum „Erzbischof unter den Heiden". Er sollte also die bischöfliche Würde erhalten, wenn auch ohne bestimmten Sitz, und zugleich die Vollmacht haben, andere zu Heidenbischöfen zu weihen und auszusenden. So geschah es oft in jenen Zeiten. Dementsprechend gab ihm der Papst auch sogleich das Pallium mit, wies ihn aber in Bezug auf die Weihe und die Bekleidung mit dem Pallium an den Erzbischof von

Magdeburg, seinen Diöcesanbischof, dem auch die Slawenmission besonders anvertraut war, damit in allem die gute Ordnung gewahrt werde.

So brach denn Brun zur Reise über die Alpen auf, als das Jahr 1002 zum Ende neigte. Der Winter war streng und der Weg beschwerlich, auch die politischen Verhältnisse nichts weniger als ermuthigend. Die Frage der Thronfolge war allerdings bereits geordnet. Heinrich II. war am 7. Juni 1002 in Mainz gekrönt worden; zu Merseburg und Aachen hatte er sich huldigen lassen; zu Anfang 1003 war er allgemein anerkannt. Wenig nachher konnte Brun ihn schildern als den „König Heinrich, der weit und breit des Rechtes und Gesetzes waltend jetzt die Welt erzittern macht".

Eben jetzt hatte Boleslaw von Polen sich Böhmens bemächtigt und in Prag Residenz genommen. Brun, auf dem Weg von Italien her in Regensburg ausrastend, hätte leicht zu ihm gelangen können. Bei ihm, dem Freunde Adalberts und dem Wohlthäter aller Slawenmissionäre, war er dem Ziele seiner Wünsche nahe. Hätte er ahnen können, daß um eben jene Zeit auch der Mönch Benedikt, sein Freund und Berufsgenosse, bei Boleslaw in Prag verweilte! Von glühender Sehnsucht nach der Heidenmission getrieben, hatte dieser es nicht über sich gebracht, länger zu warten. Allein war er aufgebrochen, um Brun in Italien zu suchen oder nöthigenfalls auch selbst beim Papst die gewünschte Vollmacht zu erlangen. Boleslaw hatte ihn zu diesem Zweck reichlich mit Reisegeld versehen. Als jedoch Benedikt von Prag weitereilen wollte, herrschte überall Krieg und Unsicherheit. Boleslaw verbot die Reise. Ein anderer Bote wurde nach Rom entsandt; Benedikt kehrte trauernd in sein Kloster zurück; er sollte Brun nicht wiedersehen. Am 11. November desselben Jahres 1003 wurde er mit seinen vier Gefährten während der Nacht von Räubern überfallen und meuchlings ermordet. Die Leichname und das Grab der Getödteten wurden bald durch Wunder verherrlicht und zu einem Anziehungspunkte für die Andacht und das Vertrauen der Gläubigen. Als in spätern Jahren Brun erfuhr, was vorgefallen, schrieb er seufzend dazu nieder: „Für sich haben sie das Alleluja genommen, uns aber haben sie das Kyrie eleison hinterlassen."

An eine Reise nach Prag war im Frühjahre 1003 für ihn noch nicht zu denken. Vom Papst war er an den Magdeburger Erzbischof und an den König gewiesen. Zuerst mußte er die Bischofsweihe empfangen und mit dem Pallium bekleidet werden. Unterdessen aber wogte der Krieg.

Heinrich II. zog gegen Boleslaw nach der Oberlausitz, dann nahm Italien ihn in Anspruch. Brun mußte geduldig harren, bis der Augenblick gekommen wäre. Auch fern von der Einsiedelei und dem Kloster setzte er sein strenges Leben fort mit Fasten und Nachtwachen. Einen Theil seiner Zeit füllte die Ueberarbeitung der Lebensbeschreibung des hl. Adalbert aus, die Abt Johannes Canaparius 999 in Rom vollendet hatte. Brun arbeitete selbständig genug, um seiner Schrift den Stempel des eigenen Geistes aufzuprägen. „Das Buch", urtheilt Pertz, der protestantische Herausgeber [1], „athmet die glühendste Liebe zu Christus und läßt in dem Verfasser nicht bloß den Mönch, sondern auch den Martyrer erkennen."

Endlich schienen die Hindernisse zu weichen. Am 2. Februar 1004 wurde der neue Magdeburger Erzbischof Tagino zu Merseburg consecrirt; am 6. Februar das unter Otto II. aufgehobene Merseburger Bisthum wieder errichtet und einer von des Königs Kapellanen noch am gleichen Tage zum Bischof von Merseburg geweiht. In dieser festlichen Zeit, da Heinrich II. selbst mit seinem Hofe in Merseburg verweilte und rings im Merseburger Lande der größte Jubel herrschte, empfing auch das Landeskind Brun von Querfurt die bischöfliche Weihe als „Apostel der Heiden". Der neugeweihte Erzbischof von Magdeburg war es, der ihm die Hände auflegte und ihn mit dem Pallium zierte, das der Papst in Rom ihm mitgegeben. König Heinrich hatte in alles eingewilligt und das letzte Wort dazu gesprochen.

Allein als nun Brun alsbald sich aufmachen wollte, um wirklich ins Land der Preußen zu ziehen, stieß er bei dem König auf Widerstand. Dieser warf dem jungen Bischof vor, daß er nutzlos sein Leben aufs Spiel setzen wolle, und daß sein Verlangen nach dem Martyrium eine religiöse Ueberspanntheit sei. Dann aber meinte er, Brun könnte bei seiner politischen Unerfahrenheit leicht von andern Fürsten als politisches Werkzeug mißbraucht werden. „Das waren die Gründe," schreibt Brun einige Jahre später an den König, „weshalb du bei meiner Abreise erzürnt erschienest und noch, nachdem ich weggegangen war, vor den umstehenden Großen über mich und meine Pläne dich lustig gemacht hast."

Wie sehr indes Brun nach dem Martyrium verlangte, tritt doch nirgends in seiner Handlungsweise etwas Unbesonnenes oder in seinen Anschauungen etwas Ueberspanntes hervor. Er selbst sagt über jenes

[1] M. G. SS. IV, 577.

Verlangen in einer seiner Schriften: „Sich selbst ins Martyrium stürzen durch Tollkühnheit und Unvorsichtigkeit ist voll von Gefahr, aber im Gebete darum flehen, ist heilig und heilsam.“ Dem König aber hielt er brieflich entgegen: „Zu deiner Beruhigung sei es gesagt: Solange der heilige Gott sich meiner erbarmt auf die Fürbitte des hl. Petrus hin, ist es mein Wille nicht, zu Grunde zu gehen; denn so elend und schlecht ich aus mir auch bin, so möchte ich doch mit der Gnade Gottes thun, wie es recht ist.“

Allein den eigentlichen Grund, weshalb Heinrich den Missionsplänen Bruns abgeneigt war, sollte dieser erst später erkennen. Nach Verabschiedung vom Hofe blieb er noch einige Zeit zu Querfurt. Hier, nicht weit von Merseburg, lebte sein Vater; hier wollte er auch seine Vermögensverhältnisse letztwillig ordnen. Er verfügte über das, was er sein nannte, hauptsächlich zu Gunsten eines Mönchsklosters. Schon jetzt verbreitete sich der Ruf seiner Heiligkeit unter dem Volke; an seinen Auszug aus der Heimat knüpfen sich liebliche Legenden. Unter anderem sollen die Fußspuren seines Reitthieres dem Felsen sich eingeprägt haben und auch später sichtbar geblieben sein.

Der Weg führte Brun zunächst nach Regensburg, wohl um von hier den Polenherzog in Böhmen aufzusuchen und dann über Prag ins Land der Preußen zu ziehen. Aber nicht lange, nachdem er in Regensburg angelangt war, mußte er erfahren, daß zwischen Heinrich II. und Boleslaw blutiger Krieg ausgebrochen sei. Heinrich hatte seine Absichten ins tiefste Geheimniß gehüllt und unter anderem Vorwand im Norden Truppen gesammelt, bis er im August 1004 plötzlich mit der ganzen Heeresmacht wider Böhmens Hauptstadt marschirte.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Nansens Polarfahrt 1893—1896.

(Hierzu eine Uebersichtskarte.)

Mehr als jede andere geographische That hat im letzten Jahre die denkwürdige Polarfahrt Nansens das Interesse von ganz Europa in Anspruch genommen. Wer die Berichte der Polarforscher auch nur oberflächlich durchgesehen, kann die zwei Bände „In Nacht und Eis“ [1] nicht ohne das Gefühl des Staunens aus der Hand legen. Staunenswerth ist die kühne Idee, mit demselben Meeresstrom, welcher die Ueberreste der unglücklichen Jeannette-Expedition von den Neusibirischen Inseln am Pol vorbei nach Ostgrönland herabgetragen, sich ebenfalls treiben zu lassen. Staunenswerth ist die Klarheit und Bestimmtheit, in welcher diese Idee im Augenblick, als Nansen aus dem „Morgenbladet“ im Herbste 1884 zufällig von der Eisscholle mit den Jeannettereliquien Kenntniß erhielt, im Geiste des Forschers aufleuchtete. Staunenswerth ist die eiserne Hartnäckigkeit, mit welcher Nansen alle Gutachten erfahrener Polarreisenden, alle bittern und hämischen Einwände der Kritiker zweiten Ranges auf die Seite legte und an seinem Plane festhielt. Bewundernswerth ist die Klugheit und Umsicht in der Vorbereitung der ganzen Expedition. Geradezu verblüffend wirkt aber der Bericht über die Reise selbst. Wie auf Vorausbestellung hat sich das ganze Programm abgewickelt. Man wäre fast versucht, an eine geographische Mystification zu denken.

Erinnert man sich, wie die Leiter der österreichischen Expedition von 1872 nach allen Richtungen ausgreifen, um die Farben zur Schilderung ihres Elendes in der Polarnacht und im ewigen Eis genügend zu Handen zu bekommen, so erscheint einem das Leben auf der „Fram“ nicht nur gemüthlich, sondern geradezu luxuriös. Man muß die armen Oesterreicher bemitleiden, kann sich aber nur freuen über den ungeheuern Fortschritt, den die Polarforschung auch nach der rein technischen Seite hin durch die eine That Nansens gemacht hat.

Versuchen wir, als nothwendige Ergänzung zu unserer frühern Studie „Hundert Jahre Polarforschung“ [2], eine Uebersicht über den Plan, die Reise und die Erfolge Nansens aus dessen Buch und dessen Vorträgen zu geben.

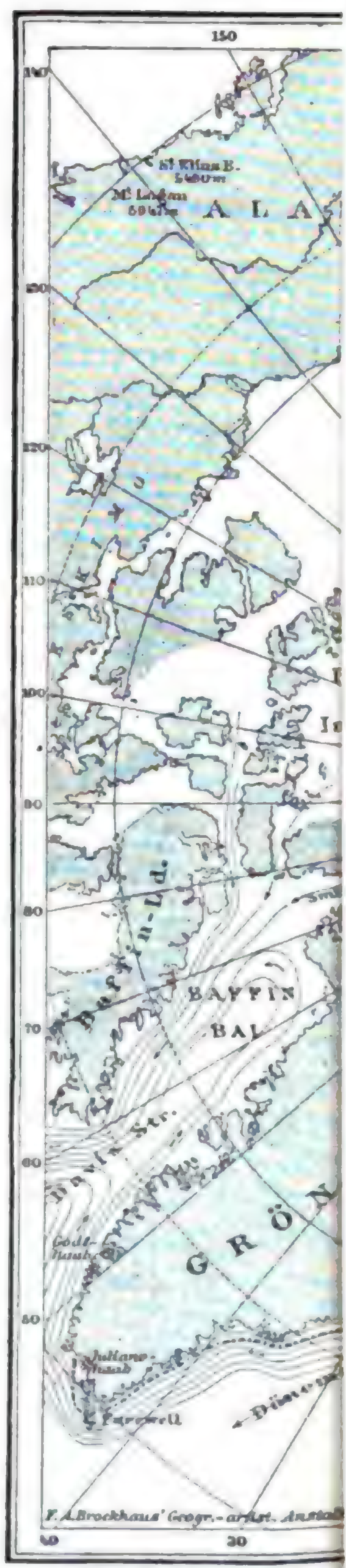
Wie stand es mit der Erforschung des Nordpols, als Nansen auftrat?

Es hatte Jahrhunderte gebraucht, um überhaupt nur eine allgemeine Idee der Polargegenden zu gewinnen. Mercator hatte vor dreihundert Jahren noch den abenteuerlichen Gedanken, daß sich vier große Ströme in einem abgründigen

---

[1] In Nacht und Eis. Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896. Von Fridtjof Nansen. Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup, 207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. 8°. (X u. 527 S., VIII u. 507 S.) Leipzig, Brockhaus, 1897. Preis: Elegant gebunden *M.* 20, oder in 36 Lieferungen à 50 *Pf.*

[2] Bd. LI, S. 140 ff. 288 ff. 375 ff.



- - - - Drift der Jeannette-Gegen
- - - - Weg der „Fram“ im offene

Digitized by Google

Wirbel am Nordpol verlören. Später kam die Theorie Maurys von der offenen Polarsee. Die neueste wissenschaftliche Ueberzeugung verlangte ein seichtes Polarmeer und nördlich von den Franz-Joseph-Inseln Land von mehr oder weniger bedeutender Ausdehnung.

Die geographischen Thatsachen haben sich den wissenschaftlichen Gutachten gegenüber nicht nur wenig entgegenkommend, sondern, langsam zwar, aber für die Propheten peinlich genug, als das Gegentheil bisheriger Annahmen erwiesen. Nur Schritt für Schritt wurden diese Resultate erreicht. Folgende Zusammenstellung zeigt uns, wie bedächtig der Vormarsch gegen den Pol voranging, bis Nansen einen Schritt machte, der weiter war als alle in den vorhergehenden 120 Jahren zusammengenommen.

Phipps	1773	. . .	80° 48′			
Scoresby	1806	. . .	81° 30′	Fortschritt	0° 42′ =	78 km
Parry	1827	. . .	82° 45′	„	1° 15′ =	139½ „
Markham	1876	. . .	83° 20′	„	0° 35′ =	65 „
Lockwood	1882	. . .	83° 24′	„	0° 04′ =	7½ „
Nansen	1895	. . .	86° 14′	„	2° 50′ =	316½ „

Der gesammte Fortschritt in der Breite beträgt somit seit 1773 607 km, gleich der Entfernung von Winterthur bis Bremen. Als Nansen am 14. November 1892 vor der Königl. Geographischen Gesellschaft in London seinen Plan entwickelte, hatte man ungefähr folgende Kenntniß der Nordpolargegenden.

Schon lange war bekannt, daß eine Strömung im Osten Grönlands schweres Meereis gegen Süden herunterführt. Langsam, aber immer bestimmter waren im Laufe der letzten 270 Jahre die Umrisse des Spitzbergischen Archipels eingetragen worden. Man hatte sogar nördlich davon große Tiefen gelotet. Einige Arme des warmen Golfstromes reichten bis an die Westküste Spitzbergens, und ihre wohlthätige Temperatur hatte man auch ostwärts bis Nowaja-Semlja wahrgenommen. Die Küste von Sibirien war bekannt, das verhältnißmäßig leichte Eis mit seinen vielen Rissen und Wasserstraßen beobachtet worden. Man hatte gefunden, daß die amerikanische Polarsee von der sibirischen sehr verschieden ist. Collinson hatte das schwere alte Packeis von der Beringstraße bis zur Franklinbay und dazwischen nur einen schmalen offenen Kanal gefunden, den die Strömung des Mackenzie offen hielt. M'Clure verfolgte dasselbe schwere Eis, die ganze Westküste von Banksland entlang. Mecham beschreibt es an der Westküste von Patrickland als „großartig schrecklich". Parry traf auf dieses Eis, als er von der Melville-Insel westwärts ziehen wollte, und er fand es durch den Mc. Clintock-Kanal nach Südosten bis zu König-Wilhelm-Land hinströmen. Auf dieses Eis stießen Osborn und Hamilton, und es hielt auch die Schiffe von J. Franklin von der Nordküste Amerikas ab. Nares kam in den Eisgürtel, der auf etwa 500 km die Nordküste von Grantland und von Grönland mit Blöcken von 30 bis 50 Fuß Höhe umsäumt. Alles deutete darauf hin, daß von dieser Stelle aus gegen Norden zu kein Land sich finden, und daß Grönland selbst sich nicht viel weiter gegen den Pol hin erstrecken könne. Es war ferner nicht unbekannt, daß diese Linie schweren Packeises von der Beringstraße bis nach

dem Norden Grönlands reiche. Die Entdeckung von Franz-Joseph-Land machte uns bekannt mit Inseln aus derselben geologischen Periode, der auch Spitzbergen angehört. Südöstlich von Jan Mayen wurde eine Meerestiefe von fast 4000 m, zwischen Spitzbergen und Grönland von 5000 m und nördlich von Spitzbergen bis zu 2500 m gefunden. Es wäre ein erlaubter Schluß gewesen, auch im Norden von Franz-Joseph-Land noch Tiefsee anzunehmen. Doch wurde dieser Schluß nur von wenigen gezogen. Endlich wurde auch angenommen, daß durch die Masse des wärmern Flußwassers der sibirischen Ströme und durch die starken Stürme eine Strömung über den Pol oder nahe daran vorbei bewirkt werden könnte. Die im Osten Grönlands nach Süden treibenden mächtigen Eisfluren bestanden aus einem Pack- und Geschiebeeis, welches in einer langen Drift zusammengehalten sein mußte.

Das war in großen Zügen unser geographisches Wissen über die Polargegenden, als Nansen mit seinem Plane auftrat. Sobald Nansen mit der Polarforschung sich näher vertraut gemacht hatte, war es ihm klar, daß man auf den bisher versuchten Wegen von der Nordküste Grönlands, von Spitzbergen und auch von Franz-Joseph-Land aus nach dem Pol nicht werde vordringen können. Weil eben die ganze Eisdrift gegen Süden herabkommt, wird das Schiff schon früh aufgehalten, und werden Schlittenexpeditionen, statt voranzukommen, eher zurückgetrieben. Des Räthsels Lösung sah Nansen in der Möglichkeit, den mächtigen Eisstrom von der Beringstraße her zu erreichen und mit ihm über den Pol weg gegen Spitzbergen sich herabtreiben zu lassen. Klar stand auf einmal dieser Gedanke in der Seele des muthigen Mannes, als 1884 Professor Mohn darauf hinwies, daß die eben aufgefundenen Gegenstände der Jeannetteexpedition wahrscheinlich diesen Weg zurückgelegt hätten. Wenn das der Fall war, so mußte auch ein Schiff innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit die Reise machen können, vorausgesetzt, daß es die Eispressungen überstehen würde.

Es bleibt immer interessant, wie sich jetzt Nansen über die wirkliche Existenz, die Richtung und die Stärke der Polarströmung zu vergewissern suchte.

Dr. Rink hatte bei Godthaab in Westgrönland ein Wurfbrett erhalten, welches unter Treibholz angeschwemmt lag. Die Form und noch mehr die Verzierung des Brettes mit chinesischen Glasperlen mußten annehmen lassen, daß es aus der Gegend von Port Clarence in West-Alaska stamme. Dort allein sind derartige Bretter im Gebrauche. Das Brett ist also, schloß Nansen, von dem Eisstrome mit und zwischen dem Pol und Franz-Joseph-Land irgendwodurch nach Grönland herabgetrieben worden.

Denselben Weg muß auch das sibirische Treibholz machen. Die zweite deutsche Nordpolexpedition 1869/70 hatte an der Ostküste Grönlands unter 25 Stücken Treibholz 17 sibirische Lärchen, 5 nordische Kiefern, 2 Erlen und 1 Pappel gefunden, welche Holzarten alle in Sibirien vorkommen. Woher kommt dieses Holz? Aus Sibirien und zwar nördlich an Franz-Joseph-Land vorbei. Es ist in Sibirien gewachsen. Man hat solches Treibholz nördlich der Neusibirischen Inseln und nördlich von Spitzbergen gefunden. Nach den bekannten Meeresströmungen kann es auch nicht auf einem andern Wege befördert worden

sein. Es muß also nicht weit vom Pol das Eismeer durchfahren haben. Die Lieferung kommt auch jedes Jahr so getreulich in Ostgrönland an, daß die Strömung eine regelmäßige und die Dauer des Transportes zu berechnen sein muß.

Einen weitern Beweis verschaffte sich Nansen bei Gelegenheit seiner Grönlandreise im Jahre 1888. Dort sammelte er den Staub und Schlamm vom Treibeise und legte Proben davon dem Geologen Törnebohm zur mikroskopischen Untersuchung vor. Ohne daß Törnebohm von der Absicht Nansens etwas wußte, gab er sein Gutachten dahin ab, daß dieser Staub von einem ausgedehnten Schwemmland, wahrscheinlich von Sibirien, kommen müsse. In den Erdproben fanden sich Diatomeen, d. h. einzellige Algen, deren Zellwandung großentheils aus Kieselerde besteht und eine sehr feine Structur besitzt. Es sind deren über 2000 Arten bekannt. Professor Clare fand die Diatomeen Nansens am meisten übereinstimmend mit denjenigen, welche die schwedische Vega-Expedition vom Kap Wankarema in der Nähe der Beringstraße gesammelt hatte. Das deutete wieder auf einen direkten Verkehrsweg zwischen dem Beringsmeer und Ostgrönland hin.

Alle diese Gründe faßte Nansen in einem Vortrage, den er im Februar 1890 vor der Geographischen Gesellschaft zu Christiania hielt, zusammen und erklärte, daß der einzig richtige Weg nach dem Nordpol von der Beringstraße aus mitten durch die arktische See führe. Nansen war entschlossen, diesen Weg zu betreten. Freilich betrachtete er von Anfang an es nicht als seine Hauptaufgabe, den mathematischen Punkt, in welchem unsere Erdachse nach Norden zu abschließt, zu finden, sondern vielmehr die dem Pol nahe liegenden Gegenden möglichst genau zu durchforschen. Zur Verwirklichung des Planes war ein den Eisverhältnissen entsprechendes Schiff zu bauen. Mit Recht bemerkt Nansen, daß es geradezu erstaunlich sei, wie wenig bisher bei arktischen Fahrten auf die Construction des Schiffes gesehen worden ist. Man nahm irgend ein Fahrzeug, das gerade zu kaufen war, besserte es aus, suchte es vielleicht noch durch doppelte Planken zu schützen und fuhr damit ins Packeis hinein. Nansens Plan war, ein Schiff zu bauen, das durch seine Ausrundung von dem schiebenden und pressenden Eis gehoben, aber nicht zerquetscht werden sollte.

Der Gedanke scheint sehr einfach, seine Ausführung aber um so schwieriger zu sein. Es ist interessant, die Urtheile hervorragender Mitglieder der Geographischen Gesellschaft von London zu hören, welche im November 1892 bei Gelegenheit der Besprechung von Nansens Reise gerade über das Schiff gefällt worden sind [1].

Der Admiral Mc. Clintock nahm an, daß das Schiff verloren sei, wenn es sich einmal dem unbarmherzigen Polareis anvertraut habe. Admiral Nares meinte, daß die Form des Schiffes keinerlei Bedeutung habe, wenn es einmal eingefroren sei. Sir Allen Young sagte, das Schiff müsse zerdrückt werden, aus was immer es gebaut sein möge. Der berühmte Botaniker J. Hooker bemerkte, daß zwischen Schollen und Eisbergen, bei den Pressungen und den Stößen des Packeises die Form des Schiffes nicht die geringste Bedeutung habe, sondern daß

[1] Geographical Journal 1893 I, 22 ff.

dieses der Vernichtung geweiht sein würde. Sehr scharf drückte sich General Greely, der Leiter der unglücklichen Expedition von 1881/84, aus: „Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß nicht zwei von jenen Männern, die bedeutende arktische Erfahrung haben, an die Möglichkeit von Nansens Gedanken glauben, ein Schiff zu bauen, das in dem schweren Eise ausdauern werde." Ueberhaupt waren damals die Sympathien für Nansen durchaus nicht groß. Greely schrieb sogar, die Polarforschung habe genug zu verantworten bei der bis jetzt eingehaltenen Forschungsweise; sie brauche sich nicht auch noch die Bürde der thörichten Selbstvernichtung des Dr. Nansen aufzuladen.

Nansen ließ sich aber nicht mehr abschrecken. Es war ihm gelungen, bei der norwegischen Regierung und beim König Unterstützung zu finden. Die Abrechnung der Expedition stellte sich bei der Abreise 1893 auf 444 339,36 Kronen. Die dazu fehlenden 19 862,50 Kronen wurden durch Heiberg, E. Dick und Nansen selbst gedeckt.

Es handelte sich nun um das Schiff. Es wurde ihm mehr Sorgfalt gewidmet, als wohl irgend einem Fahrzeug, das die arktischen Gewässer durchfurchte, je zu theil ward. Der norwegische Schiffsbaumeister Colin Archer lieferte Entwurf auf Entwurf, bis endlich die Idee Nansens völlig zur Ausführung gelangen konnte. Die „Fram" d. h. „Vorwärts" wurde nicht lang, aber dafür um so breiter. Die Schiffsseiten waren ohne hervorstehende Kante, möglichst glatt, und es wurde versucht, jede ungebogene Fläche zu vermeiden, damit das Eis keinerlei Angriffspunkte finden könne. Glatt wie ein Aal sollte die „Fram" aus der Umarmung des Eises gleiten. Die Schiffsseite hatte im ganzen eine Stärke von 70—80 cm und bestand aus einer soliden, wasserdichten Holzmasse. Um sie noch zu verstärken, wurden innen alle möglichen Stützen angebracht, so daß man sich in einem wahren Spinnengewebe von Balken, Stützen und Streben befand. Alles wurde untereinander durch schwere Kniee und Eisenverbände befestigt. Das Ganze ist dadurch zu einer einzigen zusammenhängenden Masse geworden. Sehr gut hat sich auch die Einrichtung der Wohnräume bewährt. Dort waren die innern Seiten des Schiffes zunächst mit getheertem Filz bedeckt, darauf folgte Korkfüllung, dann eine Vertäfelung aus Tannenholz, hierauf eine dicke Filzlage, luftdichtes Linoleum und schließlich wieder eine Täfelung. Die Decken des Salons und der Kajüten setzten sich zusammen aus Filz, Luft, Tannenholz, Linoleum, Rentierhaarfüllung, Täfelung, Linoleum, Luft und nochmals Täfelung. Auf den Fußboden wurden zunächst eine 15 bis 18 cm dicke Korkfüllung, dann dicke Holzplanken und schließlich Linoleum gelegt. Bei den frühern Polarreisen war eine der größten Schwierigkeiten die Feuchtigkeit der Wohnräume, so daß Kleider und Matratzen zu Eisklumpen gefroren. Durch die eben angegebene Einrichtung entging Nansen völlig dieser Unannehmlichkeit. Im Salon und in den Kajüten blieb alles trocken. Die „Fram" führte auch elektrische Beleuchtung, wozu im Eismeer eine Windmühle die Kraft lieferte. Die größte Sorgfalt wurde auf die Verproviantirung verwendet. Jedes einzelne Nahrungsmittel wurde chemisch untersucht und alles, selbst Brot, in Zinkkisten eingelötet, um es gegen Feuchtigkeit zu schützen. Nansen nahm Fleisch von allen

Sorten, Fischconserven, Kartoffeln, conservirtes Gemüse, Obst, Marmelade in großer Menge, condensirte Milch, conservirte Butter, getrocknete Suppen verschiedener Art und viele andere Dinge mit. Das Getränk war Chokolade, Kaffee und Thee.

Völlig gelungen war auch die wissenschaftliche Ausrüstung mit Thermometern, Barometern, Aneroiden, Psychrometern, Hygrometern, Anemometern u. s. w.

Sobald der Expeditionsplan Nansens bekannt gegeben war, liefen aus allen Himmelsgegenden, aus Europa, Amerika, selbst aus Australien Hunderte von Gesuchen ein von Personen, die mitzureisen wünschten. Nansen wählte nur zwölf aus der ganzen Schar für das große Unternehmen aus.

Am 24. Juni 1893 war endlich alles fertig. Nansen berichtet: Grau und traurig brach der Tag herein; nun hieß es Abschied nehmen — unwiderruflichen Abschied. Einsam ging ich zum letztenmal vom Hause durch den Garten nach dem Strande hinab, wo an der Bucht das Boot der „Fram" unbarmherzig wartete. Hinter mir lag alles, was ich im Leben lieb hatte. Was lag vor mir? Was hätte ich in diesem Augenblick nicht alles gegeben, umkehren zu können? (I, 60.)

Am 26. Juni stachen wir in See. Archer mußte selbst das Steuer eine Zeit lang führen. Dann wurden die Hände zum allerletzten Abschied geschüttelt; der Worte gab es nicht viele. Sie stiegen ins Boot, Archer, meine Brüder und mein Freund, während die „Fram" in schwerfälliger Fahrt vorwärts glitt — die Bande waren zerrissen. Ein seltsam wehmüthiges Gefühl, diese Letzten aus der Heimat zu sehen, dort in dem kleinen Boot auf der großen blauen Fläche. Lange standen sie und sahen uns nach, wie wir dahinfuhren. (I, 70.)

Am 21. Juli 1893 verließ die „Fram" Vardö, den letzten norwegischen Hafen, und hielt auf Nowaja-Semlja zu. Bald zeigte sich das Eis, so daß man Chabarowa in der Jugorstraße erst am 29. Juli erreichen konnte. Hier wurden 34 Hunde für die geplanten Schlittenfahrten an Bord genommen. Am 4. August fuhr die „Fram" in das gefürchtete Karameer ein. Bald traf man hier so schweres Eis, daß schon jetzt die ganze Expedition in Frage zu kommen schien. Es zeigte sich zwar eine Durchfahrt; aber am 6. August saß die „Fram" bei der Jalmalhalbinsel ziemlich fest, und erst am 13. konnte sie sich gegen einen steifen Nordostwind langsam durchzwängen. Im Nordwesten der Jenissei-Mündung wurde unbekanntes Land entdeckt, welches den Namen Sverdrup-Insel erhielt. Am 19. August kam die „Fram" bis zum Dickson-Hafen. Dort hätten Nachrichten über die bisherige Fahrt für die englische Jenissei-Expedition niedergelegt werden sollen. Die Zeit war aber zu kostbar, und Nansen segelte weiter. Auf der ganzen folgenden Strecke wurden nach Nordosten hin, die Küste Sibiriens entlang, eine große Zahl kleiner Inseln aufgefunden. Die ganze Strecke machte auf die Reisenden einen ganz andern Eindruck, als sie nach der bisherigen Darstellung auf der Karte erwartet hatten. Nansen spricht von einer an Fjorden reichen Küste, vor der sich ein Gürtel von Felsen und Inseln hinziehe, so daß eine gewisse Aehnlichkeit mit der Westküste Norwegens oder Schottlands auffällt, ohne daß natürlicherweise die Berge so hoch und die Fjorde so scharf ausgeprägt wären. Von Jalmal bis Kap Tscheljuskin fanden sich überall die Zeichen einer

bedeutenden Vergletscherung Nordsibiriens, Moränen, Gletscherschliffe und erratische Blöcke. Unter ständigem Kampfe gegen Wind und Eis erreichte die „Fram“ endlich am Abend des 18. September Bjelkoffland, die westlichste der Neusibirischen Inseln. Am 20. September lag die Kante des Polareises lang und compact vor dem Schiff. Man segelte gegen Nordwesten hinauf. Am 22. September wurde das Schiff an einem großen Eisblock festgemacht und war bald von allen Seiten vom Eise eingeschlossen, aus dem es erst nach fast 3 Jahren wieder loskommen sollte.

Jetzt mußte es sich zeigen, ob Nansens Berechnungen der Strömung über den Pol gegen den Atlantischen Ocean stimmten oder nicht. Und in der That, schon die ersten Tage zauberten die herrlichsten Hoffnungsbilder vor die Vorstellungskraft der kühnen Männer. Stetig führte die Eisdrift nach Norden. Am 29. September hatte die „Fram“ bereits den 79. Grad nördl. Breite überwunden. Aber ganz so einfach sollte es doch nicht vorangehen. Die Eismassen waren hauptsächlich vom Winde abhängig, und so begann ein Zickzackweg, der sich selbst auf der Karte kaum genau einzeichnen läßt. Das war eine Zeit der geistigen Qual, des ewigen Schwankens zwischen Erfolg und Mißerfolg, zwischen freudiger Ausgelassenheit und düsterer Trauer, je nachdem die „Fram“ nach Norden voran oder nach Süden zurück geführt wurde.

Am 8. November war das Schiff fast gerade wieder an der Ausgangsstelle vom 22. September. Da setzte starker Südwind ein, und nun ging es rasch nach Norden.

Wie bewährte sich nun die „Fram“ im Eise? Schon im October 1893 hatten die Eispressungen begonnen. Dieselben hingen zunächst mit Ebbe und Fluth zusammen. Dann kam die ganze Eisdecke in Aufruhr. Plötzlich wurde das schwere Schiff mehrere Fuß hoch gehoben und sank ebenso plötzlich wieder zurück. Das Eis stürmte auf die „Fram“ los, schob sich unter ihr her, häufte sich an ihren Seiten auf und stürzte über ihr zusammen. Das Heulen und Brüllen der gepreßten Massen war derartig schrecklich, daß man sich durch Worte nicht mehr verständlich machen konnte. Kein anderes Schiff hätte nach Nansens Ansicht diese Proben ausgehalten. Aber die „Fram“ bewährte sich; keine Rippe, keine Planke brach im Schiff. Anfangs allerdings war der Schrecken der Mannschaft nicht gering, wenn sie die kolossalen Eisschollen in fürchterlicher Wucht auf- und niederwogen sahen. Bald aber fühlte man sich auf der „Fram“ sicher wie in einer unüberwindlichen Festung.

Das Leben an Bord war ein äußerst gemüthliches. Wer nicht wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen oder zu arbeiten hatte, fand Gelegenheit zur Unterhaltung in der ausgewählten Bibliothek, in Spielen, bei der Musik auf einer Ziehharmonika oder auf dem Harmonium. Der Einbruch der ersten Polarnacht machte auf die Reisenden einen tiefen Eindruck:

Es gibt nichts so wunderbar Schönes wie die arktische Nacht. Es ist ein Traumland, in den zartesten Tönen gemalt, die man sich denken kann; es ist in Aether verwandelte Farbe. Ein Schatten verschmilzt in den andern, so daß man nicht weiß, wo der eine endigt und der andere beginnt, und doch sind sie alle vorhanden. Keine Formen; alles ist schwache, träumerisch gefärbte Musik,

eine weit entfernte, lang gezogene Melodie auf gedämpften Saiten. Der Himmel gleicht einer großen Kuppel, die im Mittelpunkt blau ist und sich abwärts in Grün, dann in Lila und Violett an den Rändern abschattirt. Ueber den Eisfeldern lagern kalte violettblaue Schatten mit hellern blaßrothen Tinten, wo hier und da ein Grat den letzten Widerschein des entschwindenden Tages auffängt. Oben im Blau der Kuppel scheinen die Sterne, die den Frieden verkünden. Im Süden steht ein großer rothgelber Mond, umgeben von einem gelben Ring und leichten goldenen Wolken, die vor dem blauen Hintergrunde schweben. Jetzt breitet das Nordlicht über das Himmelsgewölbe seinen glitzernden Silberschleier aus. Nun verwandelt er sich in Gelb, nun in Grün, nun in Roth. Er breitet sich aus und zieht sich wieder zusammen in ruheloser Veränderung. Er theilt sich in wehende vielfarbige Bänder von blitzendem Silber, und wellenförmige, glitzernde Strahlen schießen darüber hin. Da verschwindet die Pracht. Im nächsten Augenblick erschimmert sie in Flammenzungen gerade im Zenith, dann fährt wieder ein heller Strahl vom Horizont gerade empor, bis das Ganze im Mondscheine fortschmilzt. Es ist, als ob man den Seufzer eines verschwindenden Geistes vernehmen würde. Hier und dort sind noch einige wehende Lichtstrahlen, unbestimmt wie eine Vorahnung — sie sind der Staub von dem glänzenden Gewand des Nordlichtes. Aber jetzt nimmt es wieder zu, es fahren neue Blitze empor. Das endlose Spiel beginnt aufs neue. Und während der ganzen Zeit herrscht eine Todtenstille. (I, 190.)

In einer unentwirrbaren Zickzacklinie trieb die „Fram“ weiter gegen Nordwesten. Es kam der Weihnachtstag 1893 und das neue Jahr 1894. Diese Feste wurden mit besonders gut ausgestattetem Küchenzettel gefeiert. Darauf waren vorgemerkt: Ochsenschwanzsuppe, Fischpudding, Renthierbraten mit Erbsen, Moltebeeren mit Sahne, Kuchen und Marzipan, Kaffee mit Ananas-Confect u. s. w. Während man also im fernen Europa den Entbehrungen, welche die Reisenden in der trostlosen Eisregion zu ertragen hatten, mitleidige Seufzer widmete, lebten dieselben in großer Behaglichkeit an Bord der vortrefflichen „Fram“.

Langsam, für Nansens Unternehmungsgeist viel zu langsam, ging es voran. Am 18. Juni 1894 hatte man 81° 52′ erreicht. Aber die Nordwinde trieben das Schiff bald wieder, und zwar für den ganzen Sommer, nach Süden herab. Erst am 21. October kam man bis zu 82°. Am Weihnachtsabend 1894 wurde 83° und wenige Tage später 83° 24′ gewonnen, die höchste nördliche Breite, bis zu welcher Lockwood 1882 im Norden Grönlands vorgedrungen ist. Am 4. und 5. Januar 1895 kam die stärkste Eispressung über die „Fram“. Das Schiff war in eine mehr als 6 m dicke Scholle eingefroren. Darüber her schob sich das Eis mit unwiderstehlicher Gewalt. Zuerst vernimmt man, schreibt Nansen, in der großen Wüste ein Geräusch wie das Donnergebrüll eines weit entfernten Erdbebens, dann hört man es, immer näher und näher kommend, an mehreren Stellen. Die schweigende Eiswelt widerhallt vom Donner, die Riesen der Natur erwachen zur Schlacht. Auf allen Seiten hört man Klirren und Heulen. Im Halbdunkel sieht man das Eis in hohen Ketten sich aufthürmen. Schollen von drei, vier und fünf Meter Dicke bersten und werden wie Glassplitter übereinandergeworfen. Nun brechen

die Eisklötze über einen herein. Man eilt fort, um sein Leben zu retten; aber plötzlich spaltet sich das Eis vor uns, ein schwarzer Abgrund öffnet sich, aus dem das Wasser hervorsprudelt. Man wendet sich nach einer andern Seite. Allein durch die Dunkelheit kann man eben noch sehen, daß ein neuer Wall von Eisblöcken auf einen zukommt. Rund umher Donnern und Brüllen wie von einem ungeheuern Wasserfall, Explosionen wie Geschützsalven. Immer näher kommt es heran. Die Scholle, auf der man steht, wird kleiner. Das Wasser strömt darüber weg. Es gibt kein Entkommen, als daß man über die rollenden Eisblöcke klettert, um auf die andere Seite des Packeises zu gelangen. (I, 209 f.)

Am 4. Januar 1895 rückte ein mächtiger Eishügel gerade der „Fram" in die Seite und drohte, sie zu erdrücken oder zu begraben. Kaum einer glaubte, daß man diesem Schicksal entgehen würde. Alles Nothwendige wurde auf das Eis herausgeschleppt und alle schliefen in voller Ausrüstung, um jeden Augenblick zum Abzug bereit zu sein. Aber die „Fram" war stärker als der Glaube ihrer Bemannung an sie. Als die Pressung am stärksten einsetzte und zum erstenmal die Balken zu krachen anfingen, brach das Schiff los und hob sich langsam aus dem eisigen Bett, in dem es bis jetzt gelegen hatte. Die „Fram" hatte sich ihrer Lage gewachsen gezeigt.

Nach dieser Pressung trat eine längere Ruhe ein, und die Drift ging stetig nach Nordwesten.

Unterdessen war bei Nansen ein neuer Plan zur Reife gelangt. Nach seiner Ansicht mußte die „Fram" bald ihren nördlichsten Punkt erreicht haben, und man mußte daran denken, im nächsten Sommer die Rückfahrt anzutreten. In der Zwischenzeit wollte er selbst eine Schlittenreise nach Norden versuchen. Die Vorbereitungen wurden mit äußerster Sorgfalt gemacht. Nansen wollte nicht mehr zum Schiff, sondern nach Franz-Joseph-Land und Spitzbergen zurück. Am 14. März 1895 verließ Nansen in Begleitung von Johansen mit 28 Hunden und 3 Schlitten die „Fram". Das Eis war anfangs so günstig, daß schon am 22. März 85° 10′ erreicht wurde. Von da wurde der Marsch schwierig. Das Eis war schlecht, mit Rinnen und Ketten durchsetzt, so daß man fast gar nicht vorwärts kommen konnte.

Nansen berichtet: Diese Rinnen mit den auf beiden Seiten aufgethürmten Eisblöcken bringen uns zur Verzweiflung; es ist gerade, als ob man über lange mächtige Geröllhalden führe. Erst verliere ich viel Zeit mit dem Wegesuchen und dann mit dem Durchkommen. Es ist ein fürchterliches Stück Arbeit, nur einen der Schlitten über die Eisblöcke wegzubringen, von den Eisrücken gar nicht zu reden. Gestern fiel Johansen ins Wasser. Ein solches Bad ist jetzt kein Vergnügen. Die Kleider gefrieren, und man muß in einem Eispanzer gehen, bis sie wieder am Körper aufthauen. (II, 58.)

Das Eis war weithin in ständiger Bewegung und schob sich unter Donnern und Brüllen hin und her. Am 3. April wurde 85° 59′ und am 4. April 1895 86° 3′ erreicht.

Am 8. April schrieb Nansen in sein Tagebuch: Nein, das Eis wird immer schlechter. Nichts als Eisblöcke. Wir müssen den Schlitten fast die ganze Zeit

hindurch tragen. Schließlich wurde es mir zu arg. Selbst von den höchsten Hügeln herab erblicke ich immer nur dasselbe Eis. Es ist ein wahres Chaos von Eisblöcken. Es hat keinen Sinn, noch weiter vorzudringen. Wir opfern die kostbare Zeit und erreichen nichts. Ich beschloß daher, umzukehren und unsern Curs auf Kap Fligely zu richten. (II, 61 ff.)

So kehrte Nansen bei 86° 13,6′ um. Wir haben keinerlei Nachricht, daß jemals ein Mensch dem Nordpol näher gekommen ist. Auf dieser ganzen Fahrt wurde kein Zeichen von Land nach irgendwelcher Richtung hin erblickt. Das Eis trieb vor dem Winde wie auf einer ganz freien See, so daß auf dieser Seite des Nordpols sich sehr wahrscheinlich kein zusammenhängendes Land befindet.

Der Rückmarsch war nicht minder beschwerlich. Im Verein mit den Hunden wurde der Schlitten den ganzen Tag über vorangezogen. Die Reisenden waren so müde, daß sie im Weitergehen förmlich einschliefen und oft plötzlich aufwachten, wenn sie auf den Schneeschuhen vornüber stolperten. Sobald man gegen Abend etwas Schutz gegen den Wind fand, wurde Halt gemacht, das Zelt aufgerichtet und das sehr frugale Abendessen gekocht. Darauf kroch man in den Schlafsack. Das war aber auch keine angenehme Lage. Die Kleider waren zu einem richtigen Eispanzer zusammengefroren und sie scheuerten bei Nansen selbst tiefe Wunden in den Arm und das Handgelenk. Im Schlafsack lagen die Reisenden eine oder zwei Stunden mit klappernden Zähnen. Dann erst wurden die Kleider etwas warm, thauten auf, wurden naß und schmiegsam, aber nur, um morgens, einige Minuten, nachdem man aus dem Sack gekrochen war, wieder steif zu gefrieren. Der Tag vor Ostersonntag wurde mit heißem Molkenwasser, gedämpften Preißelbeeren und Citronensaft gefeiert.

Gegen Süden wurde das Eis langsam besser. Auch merkte man etwas wie Frühlingswärme: 30. April. Es war warm (— 20° C.!), und im gleißenden Sonnenlicht lagen weite Strecken von schönem, flachem Eise. Aber o weh! wer dachte an die gräßlichen, dunkeln Spalten, welche sich jetzt überall öffneten und quer über unsern Weg liefen. Aber so ärgerlich es auch ist, mitten auf dem schönen Eise durch eine Rinne aufgehalten zu werden, so ist es doch unläugbar ein wundervolles Gefühl, das offene Wasser vor sich und die Sonne auf den vom Winde bewegten kleinen krausen Wellen spielen zu sehen. Die Hunde beginnen immer mehr kraftlos zu werden. (II, 76 f.) Je weiter Nansen nach Süden kam, desto unangenehmer wurden die Wasserrinnen. Sie waren gewöhnlich mit Treibeis gefüllt oder mit einer dünnen Eiskruste bedeckt, so daß man weder zu Fuß noch auf dem schwachen Eskimoboote hinüberkonnte; die Rinne mußte also umgangen werden, was oft einen halben Tag in Anspruch nahm. Der Proviant ging bedenklich auf die Neige. Für die Hunde war fast gar kein Futter mehr da. Es blieb kein anderer Ausweg, als die schwächsten unter ihnen zu tödten und sie ihren Genossen vorzuwerfen. Anfangs weigerten sich die Thiere, ihre Gefährten zu verzehren. Aber der Hunger war so stark, daß sie sich bald daran gewöhnten, und von dem erschlagenen Hund war nach ein paar Minuten nur mehr ein Häuflein Haare und der Schädel übrig.

Die Lage wurde nun immer schwieriger: Freitag, 24. Mai. Gestern war der schlechteste Tag, den wir gehabt haben. Nach dem Frühstück trabte ich fort, um über die mächtige Rinne, welche vor uns lag, einen Uebergang zu suchen. Drei Stunden war ich unterwegs. Aber die Schollen mahlten aneinander mit reißender Geschwindigkeit. Es war nahezu hoffnungslos. (II, 100 ff.) 5. Juni. Immer noch auf derselben Stelle. 11. Juni. Alles in allem ein einförmiges Leben, so einförmig, wie man es sich nur denken kann, Monat auf Monat sich an dieselbe mühselige Quälerei über das Eis zu machen — immer in der Hoffnung, das Ende zu sehen, aber immer vergeblich hoffend, immer derselbe eintönige Eishorizont, nichts als Eis. Nach keiner Richtung ein Zeichen von Land, kein offenes Wasser. Wir wissen weder, wo wir sind, noch wissen wir, wie das enden soll. Unsere Vorräthe schwinden von Tag zu Tag, und die Zahl der Hunde verringert sich in bedenklicher Weise. Werden wir überhaupt Land erreichen? Bald wird es uns unmöglich sein, gegen dieses Eis und den Schnee noch weiter anzukämpfen. Es ist schwer, die Hoffnung aufrechtzuerhalten, wenn wir das Eis vor uns betrachten, ein hoffnungsloses Gewirr von Ketten, Rinnen, Schlammeis und ungeheuern Blöcken. Es kommen Augenblicke, in denen es unmöglich scheint, daß Geschöpfe, die nicht mit Flügeln ausgestattet sind, noch weiterkommen könnten, und sehnsüchtig verfolgt man den Flug einer vorüberziehenden Möve. Und doch — laßt die Sonne nur einen Augenblick durch die Wolkenbank brechen und die Eisflächen in ihrem glänzenden Weiß funkeln, und das Leben erscheint trotz allem schön und des Kampfes werth. (II, 131.)

Es sind Augenblicke der höchsten Sorge, wenn man von einem Hügel herab über das Eis blickt und fortwährend sich fragen muß: Haben wir Proviant genug? (II, 135.) Die Hunde werden immer erschöpfter. Der letzte meines Gespannes kann kaum mehr gehen, von Ziehen ist keine Rede. Er taumelt wie ein Betrunkener. Heute soll er getödtet werden. (II, 142.) Unsere Rationen und die der Hunde wurden auf das geringste Maß herabgesetzt. Nun sind wir alle hungrig und müde vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Am 18. Juni setzte starker Wind aus Westen ein. Vermuthlich treiben wir dahin zurück, woher wir gekommen sind. (II, 149.) Hier liege ich. Das Leben ist wieder ganz Sonnenschein. Wir haben einen Seehund geschossen. Selten haben auf dem Treibeis Menschen gehaust so zufrieden wie die beiden, welche an diesem Morgen in ihrem Sacke saßen und Seehundsfleisch, Speck und Suppe schmausten, solange sie noch Platz im Magen hatten. 23. Juni. Noch immer sitzen wir hier auf dem Treibeise, kochen und braten uns Seehundsspeck, essen Seehundsfleisch, bis uns der Thran vom Leibe tropft. Vielleicht haben wir noch einen Winter vor uns. Am allerwenigsten hätte ich geglaubt, daß wir jetzt hier sein würden. (II, 156 f.) 30. Juni. Hier liegen wir oben im Norden, wie zwei schwarze, rußige Räuber, und rühren den Suppenbrei im Kessel herum. Auf allen Seiten umgibt uns Eis, Eis und nichts als Eis, glänzend in all seiner Reinlichkeit, die uns so fehlt! Zwei Monate haben wir jetzt auf Land gewartet. (II, 164.) 24. Juli. Endlich hat das Wunder sich ereignet. Land, Land, nachdem wir unsern Glauben daran schon beinahe

aufgegeben hatten! Schneeweiß wölbt es sich über dem Horizont wie ferne Wolken, von denen man fürchtet, daß sie im nächsten Augenblick verschwinden könnten. Wir schlugen unser Zelt auf und nahmen ein der Gelegenheit entsprechendes Festmahl: lange aufgesparte Kartoffeln, Pemmikan, getrocknetes Bären- und Seehundsfleisch und Bärenzungen, alles durcheinander gehackt. Dann kamen Brodkrumen in Bärenfett gebacken und schließlich ein Stück Chokolade. Aber es sollten noch 13 Tage vergehen, bis wir ans Land kamen. (II, 177.) Es war, als ob ein Riese ungeheure Blöcke kopfüber, kopfunter hinabgeschleudert und dazwischen nassen Schnee mit Wasser ausgestreut habe, in welchem wir bis über die Kniee einsanken. Es war eine Quälerei über Berg und Thal, auf und nieder über Block hinter Block, über Rücken hinter Rücken. Dazu herrschte ein Nebel, daß wir keine hundert Meter weit sehen konnten. (II, 183.) 7. August. Endlich stand ich am Rande des Eises. Vor mir lag die dunkle Meeresfläche mit treibenden Eisschollen, in der Ferne stieg die Gletscherwand des Landes jäh aus dem Wasser auf. Freude ergriff uns. Hinter uns lagen alle Sorgen, vor uns der Wasserweg in die Heimat. Die Kajaks wurden für die Seefahrt aufgetakelt. Bequem glitten wir vor dem Winde dem Lande zu. (II, 189.)

Die Reisenden betraten das Land unter 81° 38′ n. Br. und 63° ö. L. Es waren vier ganz mit Gletschern bedeckte Inseln. Im Norden zeigte sich offenes Wasser, so daß Nansen gegen Westen weiterfahren konnte. Als am 12. August der Nebel sich langsam hob, tauchte plötzlich in der Ferne eine Kette kleiner Inseln auf. Davon war auf der von Payer angefertigten Karte des Franz-Joseph-Landes nichts bemerkt. Die Sache wurde dadurch bedenklich. Sollte dort der von Payer bezeichnete Austria-Sund sein? Dann mußte man jetzt gerade am Wilczek-Land und dem Dove-Gletscher vorübersegeln. Außer den vier kleinen Inseln war aber in dieser Gegend nichts zu sehen. Und auch später zeigte sich nichts vom Austria- oder vom Rawlinson-Sund. Die beiden Forscher wußten nur den einen Rath, nach Süden oder Südwesten sich durchzuarbeiten. Dort mußten sie schließlich Spitzbergen finden. Bald im Wasser, bald über das Eis wurde der Weg fortgesetzt. Am 18. August jagte ein heftiger Sturm die beiden Kajaks an die Küste und hielt sie dort eine Woche lang gefangen. Das war eine harte Probe auf einem Marsche, wo jeder Tag und jeder Kilometer von der größten Bedeutung ist. Kaum frei geworden, wurden die Reisenden durch erneute Stürme festgehalten. Dies geschah am 26. August bei ungefähr 81° 13′ n. Br. und 55½° ö. L.

Der Herbst war nun soweit vorgeschritten, daß Nansen es für unmöglich erachtete, auf Spitzbergen noch ein Schiff zu treffen oder dort für Proviant behufs einer Ueberwinterung zu sorgen. Er beschloß also, an der letzten Landungsstelle den Winter zu überstehen.

Mit einem Worte müssen wir hier den Ereignissen vorgreifen. Unmittelbar nach der Rückkehr Nansens wurden in verschiedenen, auch wissenschaftlichen Zeitschriften ebenso prompte als verletzende Urtheile über Payer und seine Karte des Franz-Joseph-Landes gefällt. Es ist erfreulich, wie nobel sich Nansen selbst bezüglich dieser Frage in einem von ihm gehaltenen Vortrag vor der Kgl. Geo-

graphischen Gesellschaft zu London geäußert hat[1]: „Ich habe viel darüber nachgedacht, wie dieser Irrthum (daß Payer nach Norden zu Land einzeichnet) sich einschleichen konnte, da doch Payers Karte sich im ganzen als sorgfältig und allen Anforderungen, die man an eine unter solchen Umständen erfolgte Aufnahme zu stellen berechtigt ist, genügend ausweist. Wenn man die Skizzen Payers betrachtet und seine Reisebeschreibung liest, so erhält man den Eindruck, daß es leicht war, einen derartigen Irrthum zu begehen, der für uns allerdings nicht allein unangenehm war, sondern auch sehr folgenschwer hätte werden können. Was Payer im Norden wirklich gesehen hat, waren nach meiner Annahme Wolken und Nebelbänke, welche bei leuchtendem Sonnenschein über dem Eis eine täuschende Aehnlichkeit mit fernen Gletschern haben können. Ich kann das um so leichter verstehen, da ich auf ein Haar denselben Irrthum begangen hätte. Als ich durch den ‚Britischen Kanal' nach Süden fuhr, meinte ich ständig, im Westen Gletscher zu sehen. Erst am 11. Juni hoben sich die Nebel, und wir entdeckten so den Irrthum. Wäre das nicht geschehen, und hätte ich eine Karte dieser Gegenden entworfen, so würde ich denselben Fehler begangen haben, der sich bei Payer findet. Ich tadle ihn deshalb nicht. Dr. Copeland ist augenblicklich mit der Sichtung der von Payer ihm zugestellten Aufnahmen beschäftigt, und ich habe im übrigen diese Aufnahmen als äußerst verlässig gefunden." Dieses Urtheil, welches beide Theile ehrt, würde auch von andern Stellen aus guten Eindruck gemacht haben. Doch kehren wir zu Nansens Bericht zurück:

Nun kam der Winter. Das Quartier auf der „Fram" war doch eine ganz andere Sache als das Leben unter freiem Himmel, wobei wir auf die Erträgnisse der Jagd angewiesen waren. Zunächst wurde eine Hütte gebaut, und dann begann die Verproviantirung. Die Walrosse mußten den Speck zur Feuerung liefern. Aber zwei Mann konnten ein solches Ungethüm nicht ans Land bringen. Es wurde also im Wasser abgehäutet und soviel Speck davongeschnitten, als man erreichen konnte. Es war eine ekelhafte Arbeit, da draußen im Wasser auf den Thieren zu liegen. Wir ließen es uns gefallen, naß zu werden, weil man mit der Zeit wieder trocken wird. Schlimmer aber war, daß wir vom Kopf bis zu den Füßen von Speck und Thran und Blut durchzogen wurden. Die Kleider waren fürchterlich. Schwere, fettige Lumpen! Wie Leim klebten sie am ganzen Körper. Sie schabten und rissen die Haut ab, bis alles blutig und wund war. Wasser übte auf diese Schmiere keinen Einfluß aus; besser war es, sich mit Moos und Sand zu scheuern. Wir ließen auch Haar und Bart vollständig wachsen. Es war ebenso rauchschwarz wie unser Gesicht. (II, 238 u. 279.)

Das Dach der Hütte wurde mit Walroßhäuten hergestellt und darüber Schnee gelegt. Da man für den durchaus nothwendigen Kamin Steine nicht losbrechen konnte, so wurde derselbe aus Eisklötzen errichtet und mußte deshalb öfter erneuert werden. Der Schlafsack kam auf den steinigen, unebenen Boden zu liegen. Den ganzen Winter über konnten die beiden Einsiedler den Boden nicht glatt bekommen, und es handelte sich schließlich immer nur darum, nicht

[1] Geographical Journal 1897 I, 484.

gar zu hart von der felsigen Unterlage gedrückt zu werden. Innerhalb der Hütte stieg infolge der ständig qualmenden Thranlampen die Temperatur bis auf den Gefrierpunkt. Freilich an den Wänden hing immer das Eis in den prächtigsten Krystallen. Bei einiger Vorstellungskraft konnte man sich leicht, wenn das Licht so verloren herumirrte, in einen Marmorpalast versetzt denken. Die Eisbären hatten sich zahlreich eingefunden, und so war ein bedeutender Proviant Bärenfleisch eingelegt worden. Der lange Winter, die arktische Nacht war angebrochen. Höchstens konnte man jetzt eine Stunde vor der Hütte zubringen. Oft stürmte es so, daß es besser war, auch diesen Versuch zu unterlassen.

Dienstag, 24. December. Heute ist also Weihnachtsabend. Wie einsam ist es! Nun läuten zu Hause die Glocken das Christfest ein. Ich höre den Glockenklang sich vom Kirchthurm durch die Lüfte schwingen. Jetzt werden die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet, die Kinderschar wird hereingelassen, und in Freude und Jubel tanzen sie um den Baum herum. Auch wir mit unsern ärmlichen Mitteln feiern ein Fest. Johansen hat sein Hemd gewendet; ich habe dasselbe gethan. Dann hatten wir zum Abendessen Maismehl mit Thran gebacken und zum Nachtisch in Thran geröstetes Brod. (II, 269.)

So kam das Jahr 1896, und langsam machte sich auch dort oben der Frühling bemerklich. Am 19. Mai erfolgte der Aufbruch gegen Süden. Unter tausend Mühen kamen die beiden Reisenden langsam voran. Sie freuten sich jeden Tag mehr, je weiter der Weg nach Südwesten, Spitzbergen zu, führte.

Noch einmal kam ein Kampf auf Leben und Tod. Um sich nach dem Wege umzusehen, waren Nansen und Johansen auf einen Eishügel geklettert. Unterdessen lösten sich die Kajaks und trieben fort. Nansen sprang sofort ins Wasser und schwamm nach: Dort trieb unsere ganze Hoffnung! Alles, was wir besaßen, befand sich an Bord; wir hatten nicht einmal ein Messer bei uns. Ob ich untersank oder ob ich ohne die Kajaks zurückkam, würde auf dasselbe hinauskommen. Als ich müde wurde, drehte ich mich um und schwamm auf dem Rücken. Ich fühlte, daß mir die Glieder steifer wurden, und hatte alles Gefühl verloren. Aber jetzt war es nicht mehr weit. Wenn ich es nur noch ein wenig länger aushalten könnte, würden wir gerettet sein — und ich schwamm weiter. Endlich konnte ich die Hand nach einem oben liegenden Schneeschuh ausstrecken. Ich ergriff ihn, zog mich bis an den Rand des Kajaks — und wir waren gerettet. Ich suchte mich hinaufzuziehen, aber der ganze Körper war so steif, daß es mir nicht möglich war. Einen Augenblick dachte ich, daß es trotz allem zu spät sei. Endlich gelang es mir, ein Bein auf den Rand hinaufzuschwingen und mich nachzuarbeiten. Da saß ich nun in meinem dünnen nassen Hemd. Wenn die Windstöße kamen, meinte ich, daß sie direct durch mich hindurchgehen. Die Zähne klapperten mir. Endlich kroch ich ans Land. Eine heiße Suppe half mir über alle schlimmen Folgen hinweg. (II, 322.)

23. Juni. Was ist geschehen? Ich kann es noch immer nicht fassen. Wie unerschöpflich sind die Wechselfälle dieses Lebens! Vor einigen Tagen im Wasser um das liebe Leben kämpfend — und jetzt ein Leben des civilisirten Europäers. Es war kurz nach Mittag des 17. Juni, da schlug plötzlich ein

Laut an mein Ohr, der dem Bellen eines Hundes so ähnlich war, daß ich auffuhr. Ich holte meine Schneeschuhe. Ich ging voran voll wunderlicher Gedanken. Wieder traf der Laut eines bellenden Hundes mein Ohr. Plötzlich glaubte ich den Ruf einer menschlichen Stimme zu hören. Wie mir das Herz klopfte, wie mir das Blut zum Kopfe schoß, als ich auf einen Hügel hinaufrannte und mit der ganzen Kraft meiner Lunge schrie! Bald hörte ich wieder rufen und sah von einem Eisrücken herab eine dunkle Gestalt, die landeinwärts zwischen den Hügeln sich bewegte. Es war ein Hund; aber weiter entfernt kam noch eine Gestalt, und das war ein Mensch. Es war Jackson, der Leiter der englischen Expedition nach dem Franz-Joseph-Land. Rasch näherten wir uns. Da standen wir uns gegenüber. Auf der einen Seite der civilisirte Europäer, in einem karrirten englischen Anzug und hohen Gummistiefeln, ordentlich rasirt, frisirt und den Duft parfümirter Seife verbreitend, auf der andern Seite der Wilde, bekleidet mit schmierigen Lumpen, schmutzig von Oel und Ruß, mit langen, ungekämmten Haaren und zottigem Barte, schwarz von Rauch, mit einem Gesicht, aus dem warmes Wasser, Moos, Lumpen und schließlich das Messer die dicke Schichte von Fett und Ruß vergeblich zu entfernen gesucht hatten. Kein Mensch konnte mich so wiedererkennen. Jackson: „Freue mich riesig, Sie zu sehen.“ — „Danke, ich gleichfalls.“ — „Haben Sie ein Schiff hier?“ — „Nein, mein Schiff ist nicht hier.“ — „Wie viele sind Sie?“ — „Ich habe nur einen Gefährten draußen am Eisrand.“ — Plötzlich blieb Jackson stehen, blickte mir voll ins Gesicht und sagte rasch: „Sind Sie nicht Nansen?“ — „Ja, das bin ich.“ — „By Jove, es freut mich närrisch, Sie zu sehen. Ich gratulire Ihnen von Herzen.“ (II, 329 ff.)

Bald wurde auch Johansen nach der sehr hübsch und wohnlich eingerichteten Hütte der Engländer gebracht. Nun war alles überstanden. Nansen hatte sich entschlossen, den Dampfer „Windward“, welcher im Sommer nach Kap Flora kommen sollte, abzuwarten. Am 7. August fuhren die beiden Polarforscher endlich ab. Am 13. August glitt die „Windward“ still und unbeobachtet mit wehender Flagge in den Hafen von Vardö. Sofort eilte Nansen zur Telegraphenstation: Dort legte ich ein mächtiges Bündel auf den Tisch und sagte, es seien Telegramme. Es waren ihrer beinahe hundert, darunter zwei von je ein paar tausend Worten. Der Chef blickte mich forschend an. Als aber sein Blick auf die Unterschrift des obersten Telegramms fiel, drehte er sich kurz herum und ging zur Telegraphistin, die am Tische saß. Und dann begann der Apparat zu klappern und zu klappern und in das Land und in die Welt hinein die Nachricht zu schicken, daß zwei Mitglieder der norwegischen Polarexpedition wohlbehalten zurückgekehrt seien, und daß ich die „Fram“ im Laufe des Herbstes zurückerwarte. (II, 371.)

Aber die „Fram“? Am Morgen des 20. August kam der Chef des Telegraphenamtes von Hammerfest, wohin sich Nansen unterdessen begeben hatte, persönlich zu ihm und überreichte ihm ein, wie er sagte, sehr wichtiges Telegramm. Mit zitternden Händen riß er dasselbe auf:

„Fridtjof Nansen. ‚Fram‘ heute in gutem Zustand angekommen. Alles wohl an Bord. Gehe sofort nach Tromsö. Willkommen in der Heimat!

Otto Sverdrup." Mir war, als sollte ich ersticken, und alles, was ich sagen konnte, war: „Fram" ist angekommen. (II, 377.)

Der Erfolg der Expedition war ein großartiger. Der Weg der „Fram" war wie vorausberechnet. Unmittelbar nachdem Nansen und Johansen das Schiff verlassen hatten, blieb die Drift träge. Aber gegen Ende April ging es stark nach Westen. Am 22. Juli 1895 kam Sverdrup auf 84° 50′, wurde aber dann wieder nach Osten zurückgeschlagen. Am 16. October 1895 erreichte die „Fram" die höchste auf ihr beobachtete Breite 85° 57′. Dann kam die Ueberwinterung. Im Juli 1896 handelte es sich allen Ernstes darum, aus dem Eise loszukommen. Man würde sonst mit dem schweren Eise die langwierige Fahrt an Ostgrönland hinab machen und vielleicht noch einmal haben überwintern müssen. Glücklicherweise gelang es, freies Wasser zu erreichen. Während der ganzen Fahrt von den Neusibirischen Inseln bis nach Spitzbergen war die „Fram" beständig den Eispressungen ausgesetzt. Dieselben waren namentlich im Juni 1896 ebenso stark als wegen ihrer Eigenart sonst noch gefährlich. Damals lag das Fahrzeug in einem Kanal, der sich täglich zweimal öffnete und schloß. Jedesmal wurde die „Fram" gefaßt und ganz in die Höhe gehoben. Aber der ganze breite Bau hob und senkte sich mit dem von Ebbe und Fluth bewegten Eise, ohne einen Laut hören zu lassen. So fanden Schiff und Mannschaft glücklich den heimischen Hafen: Das Wiedersehen werde ich nicht zu beschreiben versuchen. Ich möchte wissen, ob einer von uns mehr fühlte als das Eine: nun sind wir wieder alle beisammen, nun sind wir wieder in Norwegen, und die Expedition hat ihre Aufgabe erfüllt. (II, 378.)

Welche Resultate hat Nansen erzielt?

Es war bis dahin die vorherrschende Ansicht, daß die Grundsohle des Meeres nach Norden zu sich schrittweise hebe. Diese Ansicht half vorzüglich dazu, Vergletscherungs- und Eiszeittheorien zu stützen, und ist auch von Nordenskjöld befestigt worden. Auch Nansen theilte diese Meinung und glaubte nur, daß eine tiefe Meeresrinne die ganze Polarsee durchsetze. Aber seine Lotungen ergaben ein anderes Resultat: 3000 bis 4000 m. Das will in mathematischen Begriffen der ebenen Fläche ausgedrückt sagen: Der Abstand zwischen Sohle und Oberfläche entspricht der Entfernung von einer halben geographischen Meile.

Wie weit erstreckt sich diese Tiefsee? Nach der Meinung Nansens ist dieselbe eine Fortsetzung der tiefen Rinne des Atlantischen Oceans zwischen Spitzbergen und Grönland, welche sich dann gegen den Pol hin und nach Osten erweitert.

Das Meer in der unmittelbaren Nachbarschaft des Poles ist also nicht seicht und nicht mit Land und Inseln besetzt, sondern es ist ein tiefes Becken, und *in diesem Becken liegt auch der Pol selbst.* Am Nordpol werden wir also ein stetig wanderndes, aufgebrochenes Treibeis finden.

Zum Ersatz für das aus dem Polarbecken ausströmende Wasser dringt warmes nordatlantisches Wasser aus dem Golfstrom in das arktische Meer ein. Es ist dieses jetzt durch die Tiefseethermometer nachgewiesen. Unter der kalten und verhältnismäßig salzarmen Oberfläche fand Nansen bei 4—500 m Tiefe 1° C. Darauf sank die Temperatur, nahm aber gegen den Meeresgrund hin wieder zu.

Unter den eigentlich geographischen Entdeckungen ist die wichtigste die, daß im Osten des Polarbeckens sich kein Land befindet. An der sibirischen Küste wurde eine Reihe Inseln entdeckt. Die Küste selbst ist auf unsern Karten ziemlich ungenau gezeichnet. So muß der Westen der Samojeden-Halbinsel um einen halben Grad nach Osten geschoben werden. Die Taimyrbucht hat eine ganz andere Gestalt, als sie auf der Karte erscheint. Ueberall fand die Expedition erratische Blöcke, Moränen, Lehmgeschiebe, auch einigemal klare Gletscherstreifen. Die Tscheljuskin-Halbinsel zeigt ausgedehnte Ebenen von Geschiebelehm, über welche große Granit-, Porphyr- und andere Felsblöcke zerstreut liegen. Dadurch wird die Beobachtung des Barons v. Toll, daß das Unter- oder sog. Steineis Ostsibiriens der Ueberrest einer inländischen Eisdecke sei, bestätigt.

Ueberraschend sind die Nachrichten über Franz-Joseph-Land. Dasselbe ist nichts als eine Gruppe von Eilanden von so geringer Ausdehnung, wie vielleicht es keiner für möglich gehalten hätte. Die Inselchen sind Basaltkuppen, die in der Regel nicht bis zu 600 m ansteigen. Auf der Südseite liegt unter dem Basalt eine mächtige Thonschicht, die sich bis 150 und 180 m erhebt und zur Juraformation gehört. Man findet hier zahlreiche Fossilien, besonders Ammoniten und Belemniten, die über das Alter keinen Zweifel lassen. Auch wurden eine Menge fossiler Pflanzen entdeckt, die wahrscheinlich noch jünger sind als Jura.

Die Temperatur blieb im Polarbecken auch im Sommer gewöhnlich unter dem Gefrierpunkt. Daher war die Feuchtigkeit gering und herrschte den ganzen Winter und Frühling ein ungewöhnlich ruhiges, klares Wetter, im Spätsommer dagegen dichter Nebel. Regen war eine große Seltenheit. Man kann daraus abnehmen, daß der eigentliche Kältepol nicht zu weit vom mathematischen Pol entfernt ist. Das Entscheidende ist die niedrige Sommertemperatur des innern Polarmeeres, wo das Mittel auch der wärmsten Monate fast sicher unter dem Gefrierpunkt liegt.

Blicken wir nun zurück auf die Jahrtausende alte Vergangenheit des Polarbeckens, so ist es sicher, daß auch hier großartige Revolutionen stattgefunden haben müssen. Der Spitzbergen-Archipel ist mit Einschluß des Franz-Joseph-Landes nur der gebrochene Küstensaum eines Continentes, der in der Juraperiode, bedeckt mit Wäldern der verschiedensten Holzarten, aus wärmern Strömungen sich erhob. Heute gehen die Eisberge über ihn weg. Der Gewölbeschub der alternden Erde hat diese Theilstrecke der Erdrinde sinken lassen, um anderswo andere Festländer aus den Tiefen der Weltmeere zu Licht und Luft emporzuheben.

Was bleibt nun noch in Zukunft zu thun für die große arktische Forschung? Cl. Markham, der Präsident der Kgl. Geographischen Gesellschaft zu London, gab folgende Weisung: Eine Expedition sollte den Jones-Sund hinaufgeschickt werden, um die 400 Meilen zwischen der Prince-Patrick-Insel und Aldrichs äußerstem Punkt zu verbinden und die Linie des alten Eises in dieser unbekannten Region zu untersuchen. Eine zweite Truppe müßte den Norden Grönlands erforschen. Eine dritte Abtheilung sollte Nansens Reise wiederholen, aber dieses Mal über den eigentlichen Pol zu kommen suchen. — Es läßt sich nicht läugnen, daß für unternehmende Leute noch genug zu thun bleibt. Abgesehen von den unbesuchten

Gegenden im Süden der Nansenschen Reiselinie ist die völlig unbekannte Arktis noch immer so groß als das europäische Rußland.

Von Stanley, der 1877 von seiner Kongofahrt zurückkehrte, bis auf den heutigen Tag hört man die hochtrabende Phrase, daß nun in Afrika die Zeit der großen Durchquerungen und Entdeckungen vorbei und der Augenblick der Detailarbeit gekommen sei. Man fabelt von ausgetretenen Pfaden, von längst bekannten Gegenden, wenn einmal ein fieberkranker Europäer sich schleunigst durch ein Land hat transportiren lassen. Dieselbe geographische „Vornehmheit" folgt Nansen auf dem Fuße.

Sehr richtig bemerkt indes Supan[1]: „Stanleys und Nansens Leistungen lassen sich bis zu einem gewissen Grade in Parallele setzen. Nachdem viele Jahre hindurch vergebliche Anstrengungen gemacht worden waren, dort das Räthsel des äquatorialen Innerafrikas, hier das Räthsel der innern Polarwelt zu lösen, haben beide Entdecker mit einem einzigen Schlage das Dunkel erhellt. Nur daß Nansen wissenschaftlich viel höher steht als Stanley, und daß er seine Siege nicht bloß durch Muth und Entschlossenheit, sondern auch durch kluge Berechnung und Anwendung neuer Forschungsmethoden errungen hat. Aber wenn auch seine Route den arktischen Centralkern beträchtlich einschränkt, so ist dieser doch noch immer nicht ausgefüllt. Nichts wäre verkehrter, als jetzt die Hände in den Schoß zu legen, anstatt die unschätzbaren Erfahrungen Nansens zu neuen Forschungszügen zu verwenden."

[1] Petermanns Mittheilungen 1897, S. 17.

Joseph Schwarz S. J.

Recensionen.

Geschichte der christlichen Eschatologie innerhalb der vornicänischen Zeit. Mit theilweiser Einbeziehung der Lehre vom christlichen Heile überhaupt. Von Dr. **Leonhard Atzberger,** o. ö. Professor der Dogmatik und Universitätsprediger in München. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (XII u. 646 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 9.

Der hochw. Herr Verfasser, der uns früher schon mit dem Werke „Die christliche Eschatologie in den Stadien ihrer Offenbarung im Alten und Neuen Testamente" beschenkte (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIX, S. 430—435), setzt in dem vorliegenden Bande seine Studien fort, indem er nunmehr auch die eschatologischen Lehren der Kirchenväter in den Bereich der Darstellung zieht. Wie der Titel sagt, beschäftigt sich der vorliegende umfangreiche Band, dem sich andere anschließen sollen, nur mit der vornicänischen Zeit; aber dem Umfang des Bandes entspricht auch der Reichthum des Inhalts. Wohl alles einschlägige Material, das sich aus den schriftlichen Quellen wie Monumenten der Katakomben, rechtgläubigen wie häretischen Autoren, Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern erheben ließ, findet sich in dem Buche mit großem Fleiß zusammengetragen. Ausgeschlossen wurde nur weniges, wie namentlich die noch immer herrenlosen Schriften im Anhang zu den Werken Cyprians. Sonst aber haben nicht nur die bedeutendern neuen Funde, wie z. B. Hippolyts Danielcommentar, Berücksichtigung gefunden, sondern auch kleinere Veröffentlichungen, wie die Gwynnschen Cajus- und Hippolytusfragmente und mehreres von Cardinal Pitra Entdeckte. Wenn der Herr Verfasser für die Blüthezeit der Patristik eine Arbeit liefert, wie er sie im vorliegenden Band für die ersten drei Jahrhunderte geleistet hat, so wird für die eschatologischen Dogmen das Beweismaterial aus der kirchlichen Ueberlieferung in einer Vollständigkeit vorliegen, wie für wenige andere.

Zeigt Professor Atzbergers Werk in Rücksicht auf den Stoff Verwandtschaft mit den ältern Schriften eines Petavius oder Thomassinus, so weicht es doch in der Art der Behandlung von den ältern Vorbildern nicht unwesentlich ab. Der Herr Verfasser will als Geschichtschreiber, nicht als Dogmatiker auftreten. In chronologischer Anordnung werden demnach in 16 größern und kleinern Abschnitten die vornicänischen Schriftsteller einzeln oder in Gruppen zusammengefaßt vorgeführt, und nach bestimmten, immer wiederkehrenden Kategorien ihre Aus-

sagen über die „besondere Vollendung“ des Einzelnen und die „allgemeine Vollendung“ des Weltganzen zusammengestellt. Hat der Herr Verfasser in seinem ältern Werke gezeigt, wie die eschatologischen Dogmen allmählich mit immer wachsender Klarheit geoffenbart wurden, so zeichnet er nunmehr die Geschichte des allmählichen Verständnisses dieser Dogmen in der ältesten patristischen Zeit. Denn von einer allmählichen Vervollkommnung dieses Verständnisses kann man sehr gut reden. In den hauptsächlichsten Grundwahrheiten herrschte freilich von Anfang an Klarheit und Uebereinstimmung, und es ist gewiß eine der größten Wohlthaten des Christenthums, daß es der Unsicherheit rücksichtlich der Ewigkeit und des Lebens nach dem Tode ein Ende machte. Daß aber in manchen Nebendingen und Einzelheiten in den ersten Jahrhunderten noch manche Unklarheit und Dunkelheit herrschte, ist den Theologen bekannt. Man fragte sich, ob die zweite Ankunft Christi als nahe bevorstehend zu denken sei; man wußte nicht zu sagen, ob die verschiedenen Namen des Himmels in der Heiligen Schrift, wie Schoß Abrahams, Paradies, Stadt Gottes u. s. w., ebenso viele verschiedene Orte im Jenseits für verschieden Vollkommene bezeichneten. Und was wichtiger ist, auch manche Kirchenväter von der Größe eines Justin und Irenäus nahmen ein tausendjähriges Reich Christi auf Erden an und dachten sich infolgedessen auch den Zustand der Gerechten bis zum Weltgericht als einen Zwischenzustand zwischen dem Erdenleben und der endlichen Beseligung.

Am wenigsten Schwierigkeit macht unter diesen zum Theil überraschenden Meinungen jedenfalls die zuerst genannte; denn auch in noch sehr viel spätern Jahrhunderten dachte man sich das Weltende als nahe bevorstehend, und zudem ist der Herr Verfasser, unseres Erachtens mit Recht, der Ansicht, daß gerade den apostolischen Vätern in dem erwähnten Punkt ein Vorwurf nicht gemacht werden kann. Wenn sie die „letzten Zeiten“ als schon angebrochen bezeichnen, so ist dieser Ausdruck vollkommen richtig. Denn das Christenthum ist die letzte Periode der Heilsgeschichte, es wird nicht mehr durch eine neue höhere Religionsform ersetzt werden, und in eben demselben Sinne kann man auch vom „baldigen“ Eintritt des Weltgerichtes reden, besonders da für jeden Einzelnen der Augenblick nahe ist, in welchem für ihn das Urtheil gesprochen wird. Was den Chiliasmus angeht, so spricht der Herr Verfasser mit Ausnahme des Papias alle apostolischen Väter, auch Barnabas und Hermas, von diesem Irrthum frei und rechnet auch Hippolyt nicht zu den eigentlichen Vertretern der Lehre vom tausendjährigen Reich. Daß der hl. Justin die Gegner des Chiliasmus trotzdem als rechtgläubige Christen gelten läßt, wird ebenfalls hervorgehoben und die Stellung des Apologeten dahin präcisirt, daß er an dem Chiliasmus festhält „als an einem Lehrstücke, das er bei einem Theile der Christen (den Judenchristen) findet; er hält daran fest, mehr aus Connivenz gegen die Juden und um persönlich ja vollkommen rechtgläubig zu sein, als wegen der innern Bedeutung und Tragweite der Lehre. Das ganze Lehrsystem Justins fordert keineswegs den Chiliasmus . . .“ (S. 143). Die Lehren derjenigen, welche bis zum Weltgericht die Seelen der Gerechten zum Himmel noch nicht eingehen lassen, sind durch Unsicherheit und Widersprüche gekennzeichnet. Denn auch bei ihnen, wie z. B. bei Hippolyt und Tertullian, finden sich Stellen,

welche klar die gewöhnliche kirchliche Lehre vorauszusetzen scheinen. Zudem bleibt manchmal die Möglichkeit offen, daß sie vor dem Weltgericht den verstorbenen Gerechten den Eingang in den endlichen Ort der Seligkeit allerdings absprechen, die wesentliche Seligkeit aber, die Anschauung Gottes, damit nicht antasten wollen.

Einen Einwand, den man gegen seine Darstellung voraussichtlich erheben würde, hat der Herr Verfasser selbst vorausgesehen und abzuwehren gesucht: den Einwand nämlich, daß er allzuviel in seine Darstellung einbeziehe. In der That macht sich in manchen Punkten ein Ueberfluß an Reichthum bemerkbar. Dem Abschnitt über die eschatologische Ueberlieferung der unmittelbar nachapostolischen Zeit sind zehn Seiten Einleitung vorausgeschickt, welche über die Schriften der apostolischen Väter orientiren und in den Anmerkungen eine förmliche Bibliographie enthalten. Ebenso werden wir S. 112—115 über die Schriften der Apologeten, wieder mit reichen bibliographischen Angaben, unterrichtet, und in ähnlicher Weise verbreitet sich der Verfasser über die Gnostiker, die Alexandriner u. s. w. Die Lehre vom christlichen Heil ist fast ganz in die Darstellung der Eschatologie einbezogen. Auf S. 51 entschuldigt sich der Herr Verfasser beinahe, daß er nicht auch noch die ganze Christologie der nachapostolischen Zeit behandelt. Es mag allerdings manchmal des Guten etwas zu viel geschehen sein. Wer sich für Dogmengeschichte interessirt, muß die gewöhnlichen Kenntnisse aus der Patrologie besitzen und für Literaturangaben mit den gebräuchlichen Handbüchern ausgerüstet sein. Indes: quod abundat non vitiat, und wenn die Lehre vom Heil in dem Buche zum Theil behandelt wurde, so ist das von vornherein auf dem Titel des Buches angekündigt, und jeder hat das Recht, sein Thema sich zu stellen, wie er will. Die Frage wird sich allerdings wohl manchem nahe legen, wie der Herr Verfasser wohl zu Ende kommen will, wenn er in der versprochenen Fortsetzung des Buches im gleichen Stile weiter arbeitet? Uebrigens gehören gerade die Abschnitte über die Rechtfertigungslehre der vornicänischen Väter zu den interessantesten des Buches. So reichhaltig und genau wie hier wird man die ältesten Zeugnisse der Tradition gerade über diese wichtigen Punkte nirgends gesammelt finden.

Eine ausführliche Einleitung (S. 1—39) ist dem Buche vorausgeschickt, in welcher der Herr Verfasser zunächst seinen katholischen Standpunkt in der Auffassung der Dogmengeschichte darlegt, um dann ausführlich zu begründen, daß auch vom Protestanten dieser Standpunkt als wissenschaftlich berechtigt anerkannt werden müßte. Die bezüglichen Auseinandersetzungen enthalten viel Schönes. Ihre eigentliche Adresse dürften sie freilich kaum erreichen. Auf principielle Auseinandersetzungen läßt man sich auf protestantischer Seite nicht ein, weil man seine Inferiorität auf diesem Gebiet dort recht wohl fühlt. Unseres Erachtens liegt gerade in diesem dunkeln Bewußtsein der Grund, weshalb man Geschichte, Philologie 2c. bei den Protestanten so sehr in den Vordergrund stellt, obwohl, wie der Herr Verfasser sehr richtig bemerkt, auf dem Gebiete der Geschichte als solcher zur Ausgleichung principieller Gegensätze „wenig oder nichts" zu erreichen ist (S. 26).

Wir stehen nicht an, unser Gesamturtheil über das vorliegende Buch dahin abzugeben, daß es für den katholischen Dogmatiker und Dogmenhistoriker in Zukunft unentbehrlich sein wird. **C. A. Kneller** S. J.

Distinguo. Mängel und Übelstände im heutigen Katholizismus nach Prof. Dr. Schell in Würzburg und dessen Vorschläge zu ihrer Heilung. Ein Wort zur Verständigung von Dr. C. **Braun**, Dompfarrer in Würzburg. Mit bischöflicher Approbation. Zweite Auflage. gr. 8⁰. (87 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis *M.* 1.20.

Neben den andern Berichtigungen, die in verschiedenen Zeitschriften betreffs der bekannten Schrift des Dr. Schell erschienen sind, wird man auch dieses „Wort zur Verständigung" mit großem Nutzen lesen. „Meine Absicht ging dahin, dem Leser zum eigenen Urtheil über einen Theil der von Schell berührten Gegenstände die nöthigen Voraussetzungen zu bieten. . . . Die Leser der Schellschen Schrift sind durch die Berufung auf Fortschritt, Freiheit, Selbstprüfung u. s. w. und durch den erregten Ton, welcher durch die ganze Schrift hindurchklingt, zu der Meinung gekommen, als ob schwer verkannte Wahrheiten oder längst unterdrückte Grundsätze nun mit Gewalt wieder in ihre Rechte eingesetzt werden müßten. Die Vermuthung, was alles zu bessern sei und nun zu geschehen habe, hatte bei der Unbestimmtheit der Schellschen Aussprüche und Andeutungen einen großen Spielraum, welchen die Phantasie des Einzelnen auszufüllen sich beeilte. Dem gegenüber wollte ich darauf hinwirken, daß man mit nüchterner Stimmung und festem Blick die angekündigten Gefahren betrachte und die Geschichte zu Rathe ziehe ohne Verdunklung durch zufällige und gelehrte Streitigkeiten. Deshalb habe ich auf solche kirchliche Actenstücke und Schriften hingewiesen, welche von einem allgemeinern und höhern Gesichtspunkte aus die gleichen Gegenstände bereits früher behandelt haben" (S. 87). Dieser Hinweis ist ebenso zeitgemäß als zweckmäßig angebracht.

In hohem Grade berichtigend und ergänzend sind die Ausführungen des Herrn Verfassers über die Ursachen der sogenannten Inferiorität. Er bemerkt: „Der ganze Streit über den Grund der Inferiorität der Katholiken beruht eigentlich auf einer verkehrten Fragestellung. Es handelt sich dabei gar nicht um den Bildungsgrad und die Leistungsfähigkeit, sondern um die Beliebtheit der Grundsätze, der Lebensgewohnheiten" u. s. w. Für brauchbarer im Dienste der Ministerien habe man allerdings die Protestanten gehalten, aber nicht wegen ihrer größern wissenschaftlichen Bildung: „Für die am Ruder befindlichen Herren war es unbequem, neben sich Männer zu haben, welche vorkommenden Falls andere Richtpunkte geltend machen konnten, als die jeweiligen staatsklugen Erwägungen ausschließlich erwarten ließen" (S. 20). Und in Bezug auf eine andere hohe Lebensstellung wird richtig hervorgehoben: Die Professoren der Universität befürchten bei Katholiken den Mangel an zuvorkommender Anerkennung der jeweiligen und wechselnden Ergebnisse der sogenannten freien Forschung . . . sie verlangen Annahme ihrer oft rasch entwertheten Theorien, wenigstens collegiale Duldung derselben, sicherlich keine Bedenken oder gar Widerspruch aus religiös feststehenden Gründen (S. 21. 22). Sodann wird zur Erklärung der Minderzahl der Gelehrten unter den Katholiken noch besonders hingewiesen auf die Furcht der Katholiken, daß ihre Söhne an Glauben und Sitten Schaden nähmen, wenn man sie auf höhere Schulen schicke. Ferner komme bei der Schulflucht in

Betracht die geringere Aussicht auf Fortkommen und Vorrücken in höhere Stellungen und die größere Gefahr von Gewissensconflicten. Insbesondere fragt der Verfasser: „Sollen katholische Eltern ihre Söhne auf den Offizierstand sich vorbereiten lassen trotz bestehenden Duellzwanges?“ „Es darf doch auch nicht übersehen werden, mit welcher Zähigkeit und Ausschließlichkeit der Liberalismus die wissenschaftlich gebildete Welt bislang beherrschte und daß der Katholicismus der erklärte Gegner der liberalen Weltanschauung ist; mit welchen Anstrengungen und Opfern der Katholicismus allein dagegen in die Schranken trat und wie theuer er die Ueberwindung desselben bezahlte. Alles, was Staatsgehalt bezog und mit den maßgebenden höhern Kreisen Fühlung suchte und fand, mußte entweder in die Reihe der Liberalen treten oder doch die Reihen der Katholiken nicht bloß in den Wahlkämpfen, sondern sogar in gesellschaftlichen näheren Beziehungen meiden. Das weiß nun freilich die jüngere Generation nicht, und die ältere will auch nicht mehr gerne daran erinnert werden. Aber das katholische Volk hat bei allen Wahlen und vielen öffentlichen feierlichen Anläßen deutlich sehen können, daß man die Katholiken um jeden Preis auf die Seite drücken möchte. . . . Der bisherige Schulunterricht über Gott und Gnade, die Mängel in der Auffassung der Aseität und des Molinismus haben dies sicherlich nicht verschuldet“ (S. 18—20).

Hier ist des Beachtenswerthen gar manches geboten. Und was die Fortschritte auf materiellem Gebiete anbelangt, so wird vom Herrn Verfasser mit vollem Rechte betont, daß diese „eine Reihe natürlicher Voraussetzungen haben, die weder der Protestantismus noch der Katholicismus schaffen kann, sondern die das Endergebniß von Entwickelungen sind, welche mit den von Schell zur Erklärung herbeigezogenen philosophischen und theologischen Schultheorien und Streitigkeiten der Gelehrten schlechterdings nichts zu schaffen haben“ (S. 22).

In betreff der innern Gründe, welche Dr. Schell für die Verdrängung der Katholiken — abgesehen von der Minderzahl der Studirenden — anführt, erklärt der Herr Verfasser geradeaus: „Sie scheinen mir durchaus falsch angegeben. Nicht ein fehlerhafter Gottesbegriff oder andere fehlerhafte Auffassungen der christlichen Lehre tragen meines Erachtens die Schuld, sondern im Gegentheil gerade das entschiedene Eintreten für die christlichen Ideen, die Geltendmachung religiöser Grundsätze, die Hereinbeziehung gläubiger Anschauungen in die Fragen des öffentlichen und privaten Lebens, die stete und allseitige Verknüpfung des Uebernatürlichen mit dem Natürlichen, die Betonung des christlichen Ideals gegenüber den rein natürlichen Gedankenbildern, die Bezugnahme auf das Ewige bei Abschätzung des Zeitlichen, — gerade all dies, was Schell als Heilmittel der Inferiorität wünscht, scheint mir der Grund der Zurücksetzung der Katholiken zu sein“ (S. 23); denn „wer an der Verwirklichung des Staates ohne Gott, der Bildung ohne Gott, der Herrschaft der Vernunft mit Ausschluß des Glaubens arbeitet, wird unter allen religiösen Bekenntnissen zunächst die Katholiken fern halten. Dadurch wird nun allerdings das Uebel ihrer Inferiorität der Zahl nach erzeugt, es gereicht ihnen aber, vor dem Richterstuhle des Glaubens betrachtet, nicht zur Unehre“ (S. 24). Man vergesse doch nicht, welch schweren Kampf die Katholiken seit der französischen Revolution für die Existenz des

Christenthums führen mußten; „in der unerschütterlichen Ueberzeugung und in der Bereitwilligkeit, daß für die Freiheit der Kirche jedes Opfer gebracht werden müsse, und daß hierin die Grundlage und die Sicherung einer zulässigen socialen Gleichberechtigung und der politischen Freiheit liege, verdienen die Katholiken sicherlich nicht den Vorwurf der Inferiorität; hierin sind wir allen übrigen Confessionen weit voraus, und man sollte nicht verkennen, welcher Reichthum von richtiger Philosophie, Weltanschauung, geistiger Reife, Werthschätzung des Natürlichen, Kraft der Ueberzeugung, Klarheit des Urtheils, Sinn für das Gemeinwohl, Einsicht in den richtigen Gottesbegriff, in das Wesen der Gnade und den Werth der Offenbarung darin liegt, und welche Wohlthat gerade die Katholiken und fast sie allein der ganzen Culturentwicklung erwiesen haben, daß sie ein Jahrhundert lang gegen die Verstaatlichung der Religion und der Bildung gekämpft haben. Die fabelhafte Urtheilslosigkeit und Leichtgläubigkeit, mit welcher ein großer Theil der nichtkatholischen Bevölkerung die ältesten Märchen von Papst und Jesuiten für wahr hält, alle Lügen und Verleumdungen und Verhetzungen des evangelischeu Bundes, alle Meisterstücke politischer Heuchelei und Verdrehungskunst glaubt und immer wieder glaubt, überwiegt den Hereinfall in die Taxilschen Betrügereien, ist noch weit unentschuldbarer und inferiorer" (S. 24).

Der Herr Verfasser schildert in einigen Strichen diesen Kampf gegen Aufklärung, Indifferentismus, Liberalismus — und schließt mit der Frage, ob diese Kämpfe und Siege Zeichen der Inferiorität seien. „Hat dazu der Katholicismus in den bisherigen Lehranschauungen keine Waffen gefunden? . . . Haben sich die von Schell erfundenen und empfohlenen neuen Waffen auch nur auf einer schulmäßigen Felddienstübung, geschweige denn auch nur in einem Scheingefechte erprobt?" (S. 29.)

Sehr verdienstlich ist es, daß der Herr Verfasser die Aufzeichnungen des Cardinals Manning oft wörtlich nach Purcell mittheilt; eine Vergleichung dieser mit den Angaben bei Schell ist manchmal recht interessant. „Die Art, wie Schell mit seinen Gedanken die Auszüge aus Manning durchwoben hat, geben den Manningschen Aufzeichnungen eine Bedeutung und eine Bedeutsamkeit, die ihnen meines Erachtens nicht zukommt. . . . Warum dieses specifisch englische Heilpflaster so hervorragenden Werth haben soll, nachdem ganz gleichartige Gedanken viel besser und brauchbarer in Deutschland schon oftmals ausgesprochen wurden, ist nicht recht ersichtlich" (S. 60). Und S. 67 kann mit Recht u. a. gesagt werden: „Sicherlich wurden diejenigen, welche den Manningschen Text nicht vor sich haben, durch Schell in die Irre geführt." Zur Richtigstellung dienen gleichfalls S. 51 bis 56 die Angaben des Verhaltens Mannings gegen die Jesuiten.

Dr. Schell hat gegen P. Gruber den schweren Vorwurf erhoben, daß er durch Uebersetzung der Taxilschen Schrift Les frères trois points dem Schwindel Thür und Thor bereits im Jahre 1886 geöffnet habe. Nun aber wurde diese Schrift Taxils von freimaurerischer Seite als Indiscretion, nicht als Unwahrheit bezeichnet (S. 33). Wenn also Dr. Schell bereits 1886 das als Schwindel erkannte, was Freimaurer nur Indiscretion nannten, dann mußte er schon damals einen Warnungsruf ergehen lassen! Er schreibt jetzt freilich: „Als akademischer

Lehrer warnt man im Colleg wie in den Büchern" u. s. f. — aber was der Herr Verfasser S. 37 f. dazu beibringt, lassen diese Worte in einem ganz sonderbaren Lichte erscheinen. Es ist ungerechtfertigt, „jenen Hereinfall auf eine philosophisch-theologische Weltanschauung, auf den Mangel eines vernünftigen Gottesbegriffes, auf die Veräußerlichung des Gottesbegriffes, auf eine ganze theologische Geistesart und Schulrichtung, auf die theologische Schule des Jesuitenordens zurückzuführen. . . . So viel steht fest, daß es Männer jener von Schell verurtheilten Schule waren, welche die Unechtheit der Taxilschen Enthüllungen nachgewiesen haben; eben diese haben auch erklärt, daß die dabei zu Tage getretene Leichtgläubigkeit eine unverzeihliche sei, da Vernunft und gesunder Menschenverstand einen solchen aberwitzigen Teufelsspuk als Gaunerei hätten erkennen lassen. Für diesen Theil des Taxilschen Betruges bedurfte es nicht der Entlarvung Batailles; aber den Beweis, daß die Bekehrung der Miß Vaughan und ihre ganze Existenz u. s. w. erlogen ist, aus innern Gründen, auf Grund eines bessern Gottesbegriffes, bleibt Schell dem Jesuiten Gruber und Mjgr. Baumgarten und Mjgr. Gratzfeld sicherlich für alle Zeiten schuldig" (S. 39). Auch das hebt der Herr Verfasser hervor: „Die Jesuiten leiten mehr als zwanzig theils streng wissenschaftlich, theils mehr populär gehaltene Zeitschriften; was will man gegen den Orden daraus beweisen, wenn da ein Jesuitenpater in der einzigen italienischen Zeitschrift der Glaubwürdigkeit der Taxilschen Enthüllungen das Wort redet? Auch die Schrift eines Missionsbischofs hat für den Orden als solchen keinen nennenswerthen Einfluß" (S. 57). Und da kann ich beifügen, daß gerade das Buch des Erzbischofs Meurin, so groß auch des seeleneifrigen Prälaten Verdienste um die Missionen sind, bei den deutschen Jesuiten großes Mißfallen erregte; umsonst auch suchte er bei ihnen und bei den englischen Jesuiten eine Uebersetzung seines französisch geschriebenen Buches zu veranlassen.

Die Schriften Dr. Schells wurden auch von Jesuiten gelobt (S. 43. 44); allerdings machten diese auch neben Lob und Anerkennung Ausstellungen, behaupteten von mehreren Ansichten, sie seien gegen die große Mehrzahl, gegen fast alle Theologen u. dgl. m. (S. 45. 46). Man wird nicht sagen können, daß diese Kritik ungerechtfertigt war. Uebrigens macht auch Schell in ausgiebiger Weise von der Kritik gegen Andersdenkende Gebrauch. „Man kann sich der Forderung Schells, daß eine Fortbildung und allseitigere Ausgestaltung der Lehre von Gott in unsern Tagen nöthig sei, anschließen; aber man wird doch auch zugeben müssen, daß die neuen Darstellungen nur dann nützlich sind, wenn sie sich als wahr und richtig bewähren; wenn sie falsch oder auch nur schief sind, dann bleibt für Schell immer noch die Genugthuung, das Beste mit dem besten Willen versucht zu haben, und sicherlich wird ‚sein Bestes' auch von den Theologen aufgenommen und verwendet werden. Aber solange die von ihm ersonnenen Speculationen noch Beanstandungen erfahren, die in solchem Maß berechtigt sind, kann man Schells Tadel über die Beibehaltung des bisher größtentheils giltigen Gottesbegriffes nicht für berechtigt halten und nur bedauern, daß er für eine ganze Schar von wirklichen und möglichen Uebeln die Männer bei dem Publikum

verantwortlich macht, welche der alten Schule folgen. Kann man vielleicht mit ruhigem Gewissen die Schellschen Speculationen als Heilmittel für die Uebel unserer Tage preisen und gebrauchen, solange er sie nicht von den anhaftenden Mängeln und Gefährlichkeiten gereinigt hat?" (S. 46—47.) Zu beachten ist gleichfalls die Mahnung, die in folgenden Worten liegt: „Neu ist mir wenigstens und wahrscheinlich auch meinen Altersgenossen nur jener Terrorismus, welcher in jeder Kritik eine Verdächtigung sieht und jeden Fehler auf ein falsches Princip, verkehrtes philosophisches System, inferiore Bildung zurückführt. Wir sind auch gelehrt worden, daß man Ruhe, Bescheidenheit und Artigkeit mit der ‚deutschen Offenheit' verbinden müsse" (S. 49—50).

Zur richtigen Beurtheilung und Würdigung mancher Erscheinungen und Aeußerungen gibt Licht eine Ausführung auf S. 11 f., die ihrer Wichtigkeit wegen der Hauptsache nach hier noch eine Stelle finden möge: „Es gibt Aufstellungen, Ansichten, Erklärungsweisen, Gedankenverknüpfungen, Systematisirungen, welche von demjenigen, was bisher gang und gäbe war, abweichen. Es wird auch von ihren Urhebern der Versuch nicht gemacht oder sogar direct abgewiesen, zwischen ihren neuen und den bislang herrschenden Erklärungen eine Verwandtschaft nachzuweisen. Bleibt nun die Richtigkeit dieser neuen Lehrversuche aus innern oder äußern Gründen unbewiesen oder unbeweisbar, oder kann man sich über das Gewicht der Gründe und die Sicherheit der Voraussetzungen nicht klar werden, dann urtheilt man mit Recht über ihre Verwendbarkeit nach ihrer größern oder geringern Verwandtschaft und Annäherung an die bereits bewährte und erklärte Wahrheit und Lehre. Das größere und geringere Bestreben, mit dem kirchlichen Lehrkörper und den von ihm gebilligten, empfohlenen oder benutzten gelehrten Richtungen und Ergebnissen im Einklang zu bleiben, bestimmt die kirchliche Gesinnung eines Gelehrten. Dieselbe hat also eine objective Unterlage und beruht keineswegs auf ‚Gefolgschaften' persönlicher Art, auch nicht auf der guten Absicht und dem guten Willen allein. Der Fall ist denkbar, daß ein Gelehrter für die Kirche arbeiten will und thatsächlich zu ihrem Nutzen etwas leistet, aber er meidet die Gemeinsamkeit, die Fühlung, den Zusammenhang mit der Vor- und Mitwelt; er bleibt mit seinen Forschungen dem Ideen- und Gedankenkreise und den anerkannten Lehren früherer und jetziger Zeit fremd, oder er entfernt sich bis an die Grenze des von den Gegnern der Kirche behaupteten Lehrbegriffes; dann entsteht in ihm von selbst die Befürchtung, für unkirchlich gesinnt gehalten zu werden, bevor noch jemand dieses Wort gesprochen hat. Beschwerden und Klagen über die Gefahr, für unkirchlich gehalten zu werden, Anschuldigungen gegen andere Gelehrtenschulen, daß sie die Kirchlichkeit ausschließlich für sich und ihre Gefolgschaften in Anspruch nehmen, helfen da nichts; man beweise die Richtigkeit der neuen Speculationen, und wenn dies nicht möglich ist, wenigstens ihre Verwandtschaft mit der bewiesenen Wahrheit und den definirten Lehren. Dies muß man hervorheben, damit Schells Aeußerungen über die Gefahr einer Schädigung des Forschergeistes infolge eines fehlerhaften Verhaltens der kirchlichen Behörden oder der übrigen Theologen nicht mißverstanden werden."

Dr. Schell schreibt: „Man mache sich doch nicht lächerlich, indem man immer auf die Jesuiten als das Non plus ultra in allen Wissenschaften hinweise.“ Und dazu bemerkt der Herr Verfasser: „Die Jesuiten werden selber diesen Satz unterschreiben; es ist der einzige, welchen ich in den Schellschen Urtheilen über die Jesuiten für unantastbar halte“ (S. 59). Auch da können sich die Jesuiten trösten; sie sind nicht die einzigen auf Gottes Erdboden, die von gar zu wohlwollenden Freunden über Gebühr und Verdienst belobt werden; und wenn einige die Jesuiten zu sehr loben, so lassen andere keinen guten Faden an denselben. Es ist also schon gesorgt, daß die Jesuiten nicht übermüthig werden. Und dazu beachte man noch, was der Herr Verfasser S. 51 sagt: „Ich habe an Selbstlob ein solches Maß in einigen Vorreden zu nichtjesuitischen Werken gelesen, daß meine Verwunderung darüber nur noch übertroffen wurde durch die geradezu verblüffende Geringschätzung, mit welcher darin von Leistungen anderer aus früherer und jetziger Zeit gesprochen wird.“ Schreibt man also sich selbst das Non plus ultra zu?

Der Herr Verfasser verfehlt auch nicht, hervorzuheben, wo und inwiefern er mit Dr. Schell sich in Uebereinstimmung befinde (S. 1 f. 15. 41 f. 58. 70. 74 f. u. s. w.), so daß also das Distinguo zu seinem vollen Rechte kommt. Uebrigens hat Dr. Schell so viele der wichtigsten und grundlegenden Fragen gestreift, daß, wie der Herr Verfasser sagt, „man nicht daran denken könne, in einer kleinen Schrift darüber Ausreichendes zu sagen; man kann nur seinen Andeutungen andere Hindeutungen entgegenstellen“ (S. 87). Und das ist in diesem „Worte zur Verständigung“ in recht verdienstvoller und würdiger Weise mit weitausschauendem Blicke, ohne Voreingenommenheit, unter Zuhilfenahme einer reichen Erfahrung geschehen.

Jos. Knabenbauer S. J.

Les Pensées de Pascal, disposées suivant l'ordre du cahier autographe. Texte critique . . . précédé d'une introduction, d'un tableau chronologique et de notes bibliographiques. Par *G. Michaut.* gr. 4°. (XC et 478 p.) Fribourg (Suisse), Librairie universelle, 1896. Preis *Fr.* 20.

Wiederum eine neue Ausgabe der Pascalschen Pensées — und zwar eine solche, von der man (mirabile dictu!) sagen muß, sie habe uns wirklich gefehlt. Wir haben früher ausgeführt, wie es mit den verschiedenen Editionsprincipien der Pensées beschaffen war; die einen folgten der Ordnung und Reihenfolge, wie solche von den ersten Herausgebern von Port-Royal eingeführt worden war, die andern suchten sich aus dem durch Périer uns aufbewahrten, von Pascal mündlich mitgetheilten Plan des Werkes einen Rahmen zu schaffen, in dem sie dann die einzelnen Bruchstücke mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit und glücklichem Erfolg unterbrachten. Beide Gruppen gingen von dem Gedanken aus, ein Buch zu schaffen, das so viel als möglich sich einer geordneten, und zwar von Pascal geplanten Apologie des Christenthums nähere, das aber jedenfalls ein Buch sei, in welchem zur Bequemlichkeit des Lesers Gleichartiges zusammengestellt

und als Zusammengehöriges geordnet wäre. So nützlich die von solchen Grundsätzen getragenen Ausgaben für den alltäglichen Gebrauch der Leser im allgemeinen auch sein mögen: wissenschaftlich kann man den Grundsatz doch kaum nennen. In welchem Grade er dem Subjectivismus Thür und Thor öffnet, beweist die Anzahl und Verschiedenheit der Ausgaben, die sich auf ihn zurückführen. Man muß sich daher mit Recht wundern, daß es so langer Jahre bedurfte, ehe die Pascal-Philologie, die doch sonst so Erstaunliches leistete, auf den so naheliegenden Gedanken kam, in der Weise eine wirklich objective wissenschaftliche Ausgabe der „Gedanken" für gelehrte Zwecke herzustellen, daß man den Bruchstücken jene Reihenfolge ließ, welche sie in dem Originalband haben, in dem sie uns aufbewahrt sind. Nicht als ob diese Ordnung irgend welche logischen Vorzüge oder eine Spur von Wahrscheinlichkeit der Authenticität habe — im Gegentheil, sie ist so unlogisch und unauthentisch wie möglich, sie ist eine wahre Buchbinderordnung, die wohl auf die Größe und Form des Zettels, nicht aber auf den Inhalt Rücksicht genommen hat. (Wir dürfen hier die Kenntniß vom Zustandekommen dieses Originalcodex aus unsern Artikeln über Pascals „Gedanken" wohl voraussetzen. Vgl. diese Zeitschrift Bd. L, S. 158 ff.) So kraus und bunt indes die Aufeinanderfolge der Fragmente auch sein mag, sie ist einmal die einzige, welche uns überkommen ist und mit welcher der Gelehrte zu rechnen und zu beginnen hat. Alle andern Gruppirungen mögen noch so geistreich, ja noch so wahrscheinlich sein, zu rein wissenschaftlichen Zwecken sind sie nicht zu gebrauchen. Sie legen nur zu leicht Schlüsse nahe, die aus einer logischen Reihenfolge gezogen werden könnten, als ob diese Reihenfolge von Pascal wäre. Angesichts der Buchbinderordnung ist an eine Schlußfolgerung aus der Zusammenstellung nicht zu denken; hier spricht jeder Satz für sich. Daß dadurch manche Unklarheit, vielleicht auch manche falsche Auffassung entsteht, soll nicht geläugnet werden; aber sie fällt dann dem Erklärer und nicht dem Text zur Last. Es ist daher ein wirklicher Fortschritt auf dem Gebiet der Pascal-Literatur, wenn dank dem guten Einfall und den Bemühungen des Herrn G. Michaut endlich jedem Interessenten das Studium des Originalcodex ermöglicht ist, ohne daß er darum die Reise nach Paris und die Mühe des Entzifferns auf sich zu nehmen braucht. Aus den Händen der eigentlichen Leser wird diese neue Originalausgabe die bisherigen systematisirten Ausgaben zwar nicht verdrängen, aber der Gelehrte wird doch künftig nur die Michautsche Veröffentlichung seinen Studien zu Grunde legen können.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie genau der gelehrte Herausgeber das Originalmanuscript und die beiden alten Copien der Nationalbibliothek mit den klassischen Ausgaben auf Varianten verglichen und untersucht hat. Höchst dankenswerth ist die Concordanz am Schlusse des Bandes, die auf 44 Seiten Rechenschaft gibt über das Verhältniß der Reihenfolgen im Originalmanuscript zu den Copien 9203 und 12496 sowie zu den Ausgaben von Port-Royal 1670, von Bossut 1779, von Faugère 1844, von Havet 1852—1887 und von Molinier 1877—1879. Mit Hilfe dieser Concordanz ist es leicht, die Stelle aufzufinden, welche irgend ein „Gedanke" in den einzelnen Sammlungen und Ausgaben einnimmt. Außerdem zeigt uns diese Concordanz, welche Bruchstücke in dieser oder jener Sammlung

oder Ausgabe fehlen, kurz, wir können uns jetzt klare Rechenschaft über den Bestand und Zustand der Fragmente Pascals geben. Bei all der Mühe, die Herr Michaut sich bei Herstellung des Textes hat kosten lassen, und bei all dem aufgewendeten Benediktinerfleiß in Bearbeitung des kritischen Apparates muß es einigermaßen wundernehmen, daß er trotz allem den letzten Schritt auf dem Wege philologischer Akribie nicht gethan hat. Er gibt uns nämlich die neue Orthographie statt der ursprünglichen des Manuscripts. Nach deutschen Begriffen wäre so etwas kaum denkbar gewesen, besonders da Molinier in seiner Ausgabe bereits mit einem so guten Beispiel vorangegangen war. Michaut nennt diese Moliniersche Ausgabe immer eine édition paléographique; aber da Michaut nun einmal wissenschaftliche Zwecke verfolgte, hätte er die Paläographie nicht unberücksichtigt lassen sollen, besonders da die Orthographie hier mehr als bei andern Manuscripten in Frage kommt, weil nicht alle Fragmente von Pascals Hand sind, sondern theils von seinem Diener, theils von andern unter seinem Dictat geschrieben wurden.

Als Einleitung in den Text bringt Michaut zuerst eine Abhandlung „Les époques de la pensée de Pascal“, welche nichts mehr und nichts weniger ist als eine vortreffliche kurze Pascal-Biographie vom Standpunkt der innern philosophischen und religiösen Entwicklung. Bis auf einige mehr oder minder nebensächliche Kleinigkeiten können wir dem sehr ruhig urtheilenden Verfasser durchgehends zustimmen. Ueber einzelnes läßt sich streiten. Sehr willkommen ist ferner das Tableau chronologique der Lebensdaten, Schriften 2c. Pascals. Darauf folgt dann das eigentliche Avertissement, in welchem der gelehrte Herausgeber sich principiell mit seinen Vorgängern auseinandersetzt und Rechenschaft von seinem eigenen Editionsprincip und dessen Anwendung auf den nachfolgenden Text gibt. Er wird ohne allen Zweifel den Beifall jeden unparteiischen Lesers finden.

Ein äußerst willkommener Theil der Vorstudien sind sodann die unter Nr. III folgenden „Bibliographischen Noten“, welche unter A die Hauptausgaben der Gesamtwerke Pascals und im besondern der Pensées und der Provincialbriefe bringen, während unter B die „Documente, Studien und größern Arbeiten“ aufgezählt werden, die auf Pascal Bezug haben. Eine so vollständige Aufzählung der wirklich in Betracht kommenden Pascal-Literatur und ihrer Hilfsmittel ward bisher noch von niemand geboten. Mit Genugthuung sehen wir im besondern, daß auch die deutschen Veröffentlichungen die gebührende Rücksicht gefunden haben.

Die Ausstattung des Buches ist eine dem wissenschaftlichen Charakter desselben entsprechende, einfach vornehme. Zwei Bilder bringen je eine Vorder- und Seitenansicht der Todesmaske Pascals. So gereicht denn diese Arbeit Michauts den Collectanea Friburgensia (Commentationes academicae universitatis Friburgensis Helv.), deren VI. Fascikel sie bildet, in jeder Beziehung zur Ehre, und wir können dieselbe als ein außerordentlich geeignetes Hilfsmittel beim Pascal-Studium nur auf das beste empfehlen.

W. Kreiten S. J.

Das höhere katholische Unterrichtswesen in Indien und die Bekehrung der Brahmanen. Ein Beitrag zur Frage: Wie kann Indien katholisch werden? Von **Sigismund Freiherrn von Bischoffshausen.** Mit 9 Abbildungen. Der Ertrag dieser Schrift wird zur Förderung des Werkes der Brahmanenbekehrung verwendet. gr. 8⁰. (86 S.) Freiburg i. B., Herder, 1897. Preis *M.* 2.

Unsere katholische Missionsliteratur in Deutschland ist noch recht arm an guten Einzeldarstellungen aus dem weiten Missionsfelde unserer heiligen Kirche. Schon aus diesem Grunde heißen wir die vorliegende sorgfältig gearbeitete Monographie freudig willkommen. Wen könnte aber auch die Frage: „Wie kann Indien katholisch werden?" unberührt lassen? Ob die Völker und somit auch die Missionen Afrikas, welche gegenwärtig so stark im Vordergrunde des Missionsinteresses stehen, eine bedeutende Zukunft haben, ist doch recht fraglich. Ein großer Theil der schwarzen Stämme wird voraussichtlich das Los der rothen Rasse theilen. Ganz anders ist es mit dem alten Culturvolk des sonnigen Indiens. Hier hat die Kirche wohl noch eine große Rolle zu spielen.

Wie wird die religiöse Zukunft im Lande der Brahmanen sich gestalten? Die vorliegende Schrift sucht diese Frage wenigstens theilweise zu beantworten. Sie beschränkt sich auf die Mission von Madura, jenem südöstlichen Theil Vorderindiens, der vom Kap Comorin bis Karikal an der Koromandelküste und landeinwärts bis an die Ost-Ghats sich erstreckt. Hier haben ein hl. Franz Xaver, ein P. de' Nobili, ein sel. Johannes de Britto einst ihre schönsten Erfolge errungen, und auch die neue Mission von Madura, die seit 1836 in den Händen französischer Jesuiten ruht, ist mit ihren 200000 Christen die blühendste in Vorderindien. Mittelpunkt der Mission ist das große St. Josephscolleg von Tritschinopoli, neben dem Franz-Xaver-Colleg in Bombay die bedeutendste katholische Erziehungsanstalt des ganzen Landes. Was derselben aber eine ganz besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß sie nicht weniger als 1200 junge Brahmanen unter ihren Schülern zählt. Erwägt man nun, daß bei dem alles beherrschenden Einfluß der Brahmanenkaste, die wie der Riese Atlas das ganze religiöse und selbst sociale Gebäude der indischen Gesellschaft auf ihren Schultern trägt, von ihrer Stellungnahme für oder gegen das Christenthum die Bekehrung Indiens in erster Linie abhängt; erwägt man ferner, daß der höhere Unterricht das einzige Mittel ist, um mit dieser stolzen Kaste in Berührung zu treten und auf sie einzuwirken: so ergibt sich, daß „in der wichtigen Frage der Brahmanenbekehrung dem St. Josephscolleg von Tritschinopoli eine hervorragende, vielleicht die erste Rolle unter allen höhern katholischen Lehranstalten Indiens" zukommt.

Auf Grund genauer Informationen und eines reichen statistischen Materials entwirft nun Freiherr von Bischoffshausen ein sehr ansprechendes Bild dieser ganz eigenartigen Anstalt, ihres wissenschaftlichen und religiösen Lebens, ihrer glänzenden Leistungen und ihres bedeutsamen Einflusses, den sie mehr und mehr auf die zahlreiche Brahmanenbevölkerung des Südens ausübt. Freilich „diese hoch-

begabte Kaste, deren Adelsstolz auch die Lumpen des Bettlers nicht zu verhüllen vermögen, auf dem Wege eigener Ueberzeugung zu den Füßen des gekreuzigten Gottes zu führen, ist ein Unternehmen, so schwierig, daß es alle menschliche Kraft übersteigt, aber auch ein Werk, so recht würdig des Christenthums und der wahren Kirche". Sehr gut und treffend schildert der Verfasser, wie die Missionäre langsam, aber stätig dem hohen Ziele näher zu kommen suchen. „52 Jahre sind seit Gründung des St. Josephscollegs verflossen; seit 30 Jahren nimmt dasselbe auch heidnische Jünglinge auf, und seit 14 Jahren gehört die Mehrzahl derselben der Brahmanenkaste an, und noch um die Mitte des Jahres 1894 gab es in der ganzen Präsidentschaft von Madras keinen einzigen katholischen Brahmanen." Da endlich brach das Eis. Ende 1894 wurden die Erstlinge der jungen Brahmanenzöglinge getauft, und heute stellen zwölf Brahmanenfamilien den Kern einer christlichen Brahmanengemeinde dar. Die ergreifende Geschichte dieser Bekehrungen, der Sturm, den sie entfesselt, die freudigen Hoffnungen, die sie für die Zukunft begründen, bilden das prächtige Schlußkapitel der ebenso lehrreichen als hochinteressanten Schrift, die wir allen Missionsfreunden aufs angelegentlichste empfehlen.

A. Huonder S. J.

Christliche Ikonographie. Ein Handbuch zum Verständniß der christlichen Kunst. Von **Heinrich Detzel.** Freiburg, Herder, 1894—1896.

Erster Band: Die bildlichen Darstellungen Gottes, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der guten und bösen Geister und der göttlichen Geheimnisse. Anhang: Die Weltschöpfung. — Die Sibyllen. — Die apokalyptischen Gestalten. — Judas Iskariot. Mit 220 Abbildungen. gr. 8°. (XVI u. 584 S.) Preis *M.* 7.

Zweiter (Schluß-) Band: Die bildlichen Darstellungen der Heiligen. Mit 318 Abbildungen. gr. 8°. (XVIII u. 713 S.) Preis *M.* 9.

Das Gebiet, mit dem sich die christliche Ikonographie zu beschäftigen hat, ist ungemein weit. Dasselbe ist so ausgedehnt wie das Feld der Offenbarung mit seiner unerschöpflichen Fülle an wunderbaren Ideen, tiefen Wahrheiten und großen Gottesthaten, da ja alles dies in den Kunstwerken, welche die christliche Ikonographie nach ihrem Inhalt darzustellen sucht, Gestalt, Körper und Leben gewonnen hat; ja in gewissem Sinne ist es noch umfangreicher als selbst dasjenige des Glaubens, weil ja dieselbe Idee, dasselbe Dogma, dasselbe Geheimniß im Laufe der Zeit symbolisch, typisch, allegorisch oder realistisch die mannigfaltigste Wiedergabe gefunden hat. Es leuchtet ein, daß es unter solchen Verhältnissen kein geringes Unterfangen ist, eine allgemeine christliche Ikonographie zu schreiben, wenn anders dieselbe nicht in einer bloß trockenen, schematischen Aufzählung der heiligen Bilder nach Orten, Perioden u. dgl. bestehen soll. An ein Handbuch der christlichen Ikonographie wird man die Anforderung zu stellen haben, daß es in verständnißreicher Weise den ganzen großen Bilderkreis in seiner Entstehung, seiner Erweiterung und dem Wechsel, den er in der Flucht

der Jahrhunderte unter dem Einfluß der jeweiligen Zeitanschauungen, Lebensgewohnheiten, künstlerischen Gepflogenheiten, dem Stande des religiösen Lebens und sonstiger Factoren erlitt, schildere und dadurch, daß es ein lebendiges Bild seines Werdens und seiner Ausgestaltung nach Grund und Veranlassung entrollt, zugleich in die innerste Gedankenwerkstatt des mit der künstlerischen Verkörperung der christlichen Ideen sich abmühenden Menschengeistes einführe und in demjenigen, welcher den christlichen Kunstwerken gegenübersteht, ein Verständniß für deren hohe Bedeutung und tiefen Sinn vermittele. Eine solche christliche Ikonographie setzt offenbar ein nicht gewöhnliches Wissen, einen nicht alltäglichen Geschmack, ein nicht geringes Schaffen und Beobachten und, wir dürfen hinzufügen, nicht wenig Liebe und Eifer für die Sache voraus. Denn ein derartiges Werk abzufassen, ist nicht gerade allerwegen eine dankbare Aufgabe, besonders dann nicht, wenn man dabei von wahrhaft christlicher Grundlage ausgeht und von katholischem Denken und Fühlen getragen wird. Wer sich auf diesen Standpunkt stellt, muß sich von vornherein sagen, daß er nicht nach dem Geschmack der modernen Kunstanschauungen arbeitet.

Hiernach hat der Verfasser der christlichen Ikonographie, deren Besprechung diese Zeilen gewidmet sind, gewiß eine anerkennenswerthe That unternommen, als er sich an die Abfassung seines Handbuches begab. Es gebührt ihm dafür unzweifelhaft der Dank aller, die es mit der Pflege wahrhaft christlicher und religiöser Kunstübung ernst meinen, und zwar um so mehr, als es bislang an einer allgemeinen christlichen Ikonographie gebrach, die auf dem Boden unserer heiligen Kirche stehend zugleich den Anforderungen und Errungenschaften der modernen Forschungen auf diesem Gebiete in hinreichender Weise Genüge geleistet hätte.

Uebrigens dürfen wir dem Verfasser das Zeugniß geben, daß nicht bloß sein Unternehmen an sich, sondern daß auch seine Arbeit, die Frucht seines Fleißes, durchaus Anerkennung verdient. Dieselbe erfüllt die Anforderungen, welche wir an eine gute christliche Ikonographie stellen müssen, und ist in der That geeignet, alle, nicht ins Endlose hinaufgeschraubten, sondern mit den thatsächlichen Verhältnissen und der Schwierigkeit des Gegenstandes rechnenden Ansprüche zu befriedigen. Der Verfasser hat aus dem übermäßig reichen Schatze des christlichen Bilderkreises die Hauptsachen mit Sorgsamkeit und rechtem Verständniß hervorgehoben, die einzelnen Erscheinungen desselben nach ihrem Inhalt, in Bezug auf Ursprung und Entwicklung, soweit es der Rahmen der Schrift zuließ, im allgemeinen ausreichend gewürdigt und in ansprechender und übersichtlicher Weise zu einem Gesamtbilde der christlichen Kunstideale zu vereinigen gewußt.

Der wegen seiner Reichhaltigkeit kaum zu bewältigende Stoff ist auf zwei Bände vertheilt. Im ersten werden einleitungsweise kurz, aber klar die ikonographischen Zeichen und Symbole, die Thierfabel in der christlichen Kunst, die symbolischen Zahlen und der Nimbus behandelt. Von den sechs Kapiteln hat das erste die Ikonographie Gottes und der drei göttlichen Personen, das zweite die der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, das dritte jene der guten und bösen Geister zum Gegenstande. Das vierte, naturgemäß längste Kapitel

beschäftigt sich mit den Darstellungen der göttlichen Geheimnisse und führt des Herrn Kindheit, öffentliches Leben, Leiden, bittern Tod und Verherrlichung, soweit alles das im Bilde Ausdruck und Verkörperung gefunden hat, in ebenso vielen Abschnitten vor. Ein fünftes Hauptstück ist der Ikonographie des Todes und der Verherrlichung Marias, ein sechstes den bildlichen Darstellungen des jüngsten Gerichtes gewidmet. In einem Anhang, welcher dem ersten Bande beigegeben ist, kommt die Ikonographie der Weltschöpfung, der Sibyllen, der apokalyptischen Gestalten und des Judas Iskariot zur Behandlung.

Der zweite Band beschäftigt sich mit den Bildern der Heiligen Gottes im Alten und Neuen Testamente. Die Anlage desselben ist die rein lexikalische; die einzelnen Heiligen werden in alphabetischer Ordnung besprochen. Bevor der Verfasser die bildliche Darstellung derselben behandelt, schickt er allemal in zweckmäßiger Weise eine kürzere oder längere Lebensskizze, je nachdem es die Umstände nützlich erscheinen lassen, voraus. Der Ikonographie der einzelnen Heiligen des Alten Bundes hat er, wo es am Platze war und eine geeignete Gelegenheit sich darbot, die Besprechung der Darstellung verschiedener Begebenheiten des Alten Testamentes eingeflochten, welche als Schatten des Zukünftigen und Vorbilder Christi, seines Wirkens und der Geheimnisse seines Reiches in der christlichen Kunst zu aller Zeit sich hoher Werthschätzung und häufiger bildlicher Wiedergabe erfreuten. Der reiche Inhalt dieses Bandes erhellt aber aus der Thatsache, daß ca. 1000 Heilige, darunter manche recht ausführlich, in demselben in ikonographischer Rücksicht zur Besprechung gelangt sind.

Dies in kurzem über den Inhalt der neuen „Ikonographie", welche ebensoviel Eifer und Fleiß als Sachkenntniß und Sinn für die herrlichen und ideenreichen Schöpfungen christlicher Kunstübung verräth. Kunstfreunde wie ausübende Künstler können recht viel Gutes aus ihr lernen. Sie ist in der That geeignet, das Verständniß der prächtigen Blüthen, welche die Kunst auf dem Boden des Christenthums sich im Laufe der Zeiten hat entfalten lassen, zu vermitteln, zu befördern, zu vertiefen. Zugleich zeigt sie aber auch der christlichen und religiösen Kunst unserer Tage Wege, Regeln und Vorbilder, welche allein dieselbe befähigen, wahrhaft große, gedankenreiche und dabei würdige und erbauliche Werke zu schaffen. Im Interesse der christlichen Kunst wünschen wir ihr recht weite Verbreitung und eine baldige zweite Auflage.

Für eine solche möchten wir uns einige kleine Bemerkungen gestatten. Vor allem, meinen wir, hätte der Entwicklungsgang verschiedener Themata in seinen einzelnen Stadien wohl klarer und schärfer gezeichnet werden können. Dann ist uns aufgefallen, daß die liturgischen Darstellungen, welche der Verfasser selbst in der Einleitung zum Gegenstand der christlichen Ikonographie rechnet, in dem Handbuch keine Besprechung gefunden haben. Es scheint, dieselben sollten doch nicht ganz übergangen werden. Auch hätten wir eine zusammenhängende Besprechung des um seines typischen Charakters willen so bedeutungsvollen alttestamentlichen Bilderkreises erwartet. Ob es weiterhin nicht möglich gewesen wäre, statt der bloß lexikalischen Anlage des zweiten Bandes demselben etwa in Anlehnung an die von der Kirche adoptirten Gesichtspunkte: Patriarchen, Propheten u. s. w.,

eine etwas mehr systematische Eintheilung zu geben? Eine solche Anordnung hätte insbesondere auch Gelegenheit zu interessanten allgemeinen Bemerkungen betreffs der einzelnen Gruppen geboten. Auch glauben wir, es könnten aus der großen Anzahl der Heiligen unbedenklich eine Reihe ausgeschieden und am Schluß in knapper Uebersicht mit ihren Symbolen aufgeführt werden. Der so ersparte Raum würde die Möglichkeit gewähren, die für die Ikonographie belangreichern Heiligen in ausgiebigerem Maße zu behandeln. In einer neuen Auflage dürfte ferner wohl das eucharistische Gefäß in Lammesform aus dem liturgischen Silber- und Goldschatz des Cav. de Rossi (I, 21) verschwinden müssen; desgleichen wäre unseres Erachtens in ihr (I, 25) auch die sogen. Consecrationsscene in San Callisto nicht mehr als solche zu behandeln. Wir vermögen in dieser Darstellung den eucharistischen Opferact nicht zu erkennen. Auch Wilpert gibt ihr in seiner Fractio panis (S. 82, Note 1) nicht mehr diesen Charakter. Endlich aber hätten wir gar sehr gewünscht, daß der Verfasser, der doch zunächst für Deutsche seine Ikonographie schrieb, die herrlichen und ideenreichen Schöpfungen der deutschen Vorzeit in seiner Arbeit etwas ausgiebiger verwerthet hätte, wenn nöthig, selbst unter minderer Berücksichtigung der italienischen Kunstwerke. Bei der Höllenfahrt Christi (I, 459 ff.) ist beispielsweise nur die Darstellung derselben am Taufstein zu Freckenhorst (nicht Streckenhorst, wie S. 465 und 583 — ähnlich I, 98 Ethelwold oder Aethelwold, nicht Oethelwold, und II, 39 Gerona, nicht Gevona —) erwähnt, obwohl doch gerade die spätmittelalterliche religiöse Kunst Deutschlands dieses Thema oft und zwar in einer in ikonographischer Beziehung sehr beachtenswerthen Weise behandelt hat.

Was die Ausstattung des Werkes anlangt, so hat die Verlagshandlung in richtiger Erkenntniß für eine reiche und wohlgelungene Illustration gesorgt, wiewohl besonders in Wahl der Bilder eine Vervollkommnung möglich bleibt.

Joseph Braun S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Reich Gottes im Licht der Parabeln des Herrn wie im Hinblick auf Vorbild und Verheißung. Eine exegetisch-apologetische Studie von Dr. Jakob Schäfer, Assistent am bischöflichen Seminar in Mainz. 8°. (XVI u. 288 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis *M.* 3.50.

Diese wissenschaftliche „Studie“ ist zugleich ein praktisch verwerthbares, ein geistig und religiös anregendes Werk. Hat vielleicht der Herr Verfasser auch zunächst an theologische und seelsorgerliche Kreise gedacht — wir sind überzeugt, auch in der gebildeten Laienwelt wird es mit großem Nutzen und nicht ohne Genuß gelesen werden. Die Parabeln des Evangeliums, welche vom Reiche Gottes, der Kirche Christi, handeln, kommen hier zu einer eingehenden und zusammenhängenden

Erklärung. Der Verfasser weist sehr sinnig nach, wie jede neue Parabel eine neue Eigenschaft an der Kirche Christi hervorhebt, wie sie den Jüngern Christi gegenüber eine neue und vollkommenere Beleuchtung des Gottesreiches bedeutete und von Stufe zu Stufe deren Vorurtheile und Schwierigkeiten schwinden machte. Er versäumt dabei nicht, des nähern darzulegen, wie nur an der katholischen Kirche sich jene Züge finden und finden können, durch welche der Heiland selbst mit göttlicher Meisterschaft das Bild seiner Kirche entwarf. Zugleich aber werden in belehrender und anregender Weise die Pflichten und Aufgaben nicht nur der Draußenstehenden gezeichnet, sondern auch der der Kirche Angehörigen, damit sie von dem Geist und der Lebenskraft der Kirche sich durchdringen lassen und so in sich die Idee verwirklichen, welche Christus in seinen auserwählten Gliedern verwirklicht sehen will und als Bedingung der schließlichen Angehörigkeit zum Gottesreiche fordert. Hiermit haben wir nun den Inhalt des allerdings größern zweiten Theils vorliegender Schrift angegeben. Der erste, einleitende Theil gibt in großen Zügen die Geschichte des Gottesreiches vom Sündenfall und der Verheißung des Messiasreiches, der Gründung der vorbildlichen Synagoge, ihres Verlaufes bis zum Auftreten und der Vollendung Christi des Herrn. Die heiligen Väter sowie ältere und neuere Exegeten, zumal die Erklärer der Evangelien, sind mit großer Belesenheit und kritischer Würdigung benutzt.

Catena Evangeliorum sacerdoti meditanti proposita. gr. 8°. (610 p.) Lovanii, Istas, 1897.

Der auf dem Titel nicht genannte, aber am Schluß der Praefatio unterzeichnete Verfasser ist L. Delplace S. J. Er bietet in dieser Catena den Gesamtinhalt der vier Evangelien nach der Zeitfolge geordnet, die man mit gutem Grunde als die wahrscheinlichste bezeichnen kann. Der evangelische Text ist die Grundlage für die 295, je in drei Punkte eingetheilten Betrachtungen. Diese selbst geben zuerst eine gediegene Erklärung des Textes, an die sich sodann kurze Winke für den Betrachtenden anreihen, nämlich, welche Anmuthungen, welche Lehren, Entschlüsse aus den erklärten Worten und Handlungen zu ziehen seien. Auf diese Weise wird zugleich die Art und Weise der Betrachtung gelehrt und sind recht dankenswerthe Fingerzeige gegeben nicht bloß für eine fruchtreiche Betrachtung, sondern auch für nutzbringende Verwendung des evangelischen Textes in Homilien und Predigten. In der Texterklärung schließt P. Delplace sich meistens an den Cursus Scripturae sacrae und den Commentarius in ev. Ioan. von P. Corluy S. J. an. Er ist aber zu bescheiden, wenn er in der Praefatio sagt: Illis auctoribus . . . acceptum referatis fere quidquid interpretationis et testimoniorum adduco. Denn es ist vieles in der That sein Eigenthum; es sind erhebende Gedanken, die vorgelegt und durch zahlreiche passende Stellen der Heiligen Schrift beleuchtet und gestützt werden. Die Einrichtung des Buches selbst ist sehr zweckmäßig; man mag das Buch beliebig aufschlagen, man hat stets auf den zwei sich darbietenden Seiten eine Betrachtung, und diese Einrichtung ist für die 295 Betrachtungen genau eingehalten. Recht brauchbar sind die Indices: so index II. meditationum in evangelia de tempore, de festis; index IV. rerum (et personarum). Druck und Ausstattung sind recht gut. Die Kopfüberschriften geben kurz das Stichwort für den Gegenstand der Betrachtung, die betreffenden Citate der Evangelien und den Hinweis auf das Jahr des öffentlichen Lebens Jesu. Durch verschiedenern Druck hebt sich der Text der heiligen Bücher von den übrigen Ausführungen kenntlich ab. Tolle, lege — vielmehr meditare! Und die Betrachtung hat der hochw. Verfasser allen leicht gemacht.

Der Verlorene Sohn. Aus dem Nachlasse des hochw. Herrn P. Fr. Peters C. ss. R. Mit kirchlicher Approbation. 12°. (VIII u. 152 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis *M.* 1.

Die kleine Schrift empfiehlt sich als eine ausführliche Betrachtung über die Parabel des Heilandes vom verlorenen Sohn, in der Form einer Reihe von Ansprachen oder Lesungen. Sie zeichnet in schlichter, aber eindringlicher Sprache das tiefe Unglück derer, die sich durch den Leichtsinn des Lebens und die Leidenschaften des Herzens vom Wege der Tugend abdrängen und auf den Pfad des Lasters hinreißen ließen, und die Nothwendigkeit und das Glück der Rückkehr zum Vaterhause Gottes. Jünglingen, sowohl solchen, die sich noch rein erhalten, aber in den Jahren der Entscheidung stehen, als auch denjenigen, deren Tugend schon Schiffbruch gelitten haben mag, kann sie besonders empfohlen sein. Möge sie für manche in der Hand Gottes ein Werkzeug der Rettung vor der Gefahr und aus der Gefahr werden!

Institutiones Theologiae dogmaticae: 1. Tractatus de Gratia divina. 8°. (VIII et 210 p.) 2. Tractatus de Deo uno et trino. 8°. (VIII et 209 p.) Auctore Petro Einig, S. Theologiae et Philosophiae doctore, ejusdemque S. Theologiae in seminario Trevirensi Professore. Cum approbatione Ordinarii. Treveris, ex officina ad S. Paulinum, 1896—1897. Preis je *M.* 2.80.

Als vor mehreren Jahren von demselben Herrn Verfasser der theologische Tractat De SS. Eucharistiae mysterio erschien, hat derselbe wegen seiner Klarheit, Schärfe und relativen Reichhaltigkeit allseitige Anerkennung gefunden. Die beiden hier vorliegenden Bände verdienen gleiches Lob und gleiche Anerkennung. Wohl mag man bedauern, daß man über einige Fragen, welche als zu subtil von der Behandlung ausgeschlossen worden, nicht das abschließende Urtheil des Verfassers vernimmt; allein mit Rücksicht auf den begrenzten Umfang der Schriften sind diese doch sachlich recht reichhaltig zu nennen. Gerade diejenigen Fragen, welche zum gründlichen Verständniß des Dogmas von Belang sind, haben eine eingehende Behandlung gefunden. Man sieht überall das Bemühen, den Sinn der jeweiligen Lehrpunkte und die verschiedenartige Auffassung derselben seitens der verschiedenen Schulen oder der Glaubensgegner klar zu machen, die Beweise sowohl aus den Glaubensquellen als aus den theologischen Gründen nicht bloß anzudeuten, sondern zu entwickeln und sie gegen die gewöhnlichern und schwierigern Einwürfe zu vertheidigen. Alles das ist dem Herrn Verfasser trefflich gelungen. Bei den Beweisen aus den Glaubensquellen wird selbstverständlich in erster Linie die Heilige Schrift verwerthet, so daß die Beweiskraft der vorzüglichern Schriftstellen ins Licht tritt; der Beweis aus den heiligen Vätern mußte auf eine summarische Angabe ihrer Lehre und auf die Wiedergabe der einen und andern klassischen Stelle beschränkt werden. Wir müssen es uns versagen, auf Einzelheiten einzugehen; wir begnügen uns mit dem allgemeinen Urtheil, daß der Verfasser den bewährtesten und zuverlässigsten Ansichten sich anzuschließen pflegt. Doch sei hervorgehoben, daß in der zweitgenannten Schrift S. 200—203 gegen die neue Construction der Trinität, wie Professor Dr. Schell sie aufgestellt, Stellung genommen und dieselbe kurz, aber schlagend widerlegt wird, so zwar, daß damit auch dem Hauptdogma Schells, von Gott als der causa sui, ein schwerer Stoß versetzt ist. Jedenfalls hat Schell in Zukunft sich mit diesen Entgegnungen, welche ihm, wie es scheint, unbekannt

geblieben sind, auseinanderzusetzen, vielleicht auch damit, daß Professor Einig troß des Schlages: „Mögliche Personen können keine Entscheidung treffen, auch nicht in der Idee; damit fällt die scientia media des Molinismus“ (Schell, Gott und Geist. Grundfragen S. 63), diese scientia dennoch nicht für gefallen hält (De gratia S. 120, De Deo uno S. 62 ff.).

Großes Herz-Jesu-Buch für die christliche Familie. Von Franz Hattler, Priester aus der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Regensburg und Erlaubnis der Ordensobern. Regensburg, Pustet, 1897. 1. Heft. gr. 4°. (48 S.) Preis per Heft 60 *Pf.*; das complete Buch *M.* 9.60.

Die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu hat in den letzten Jahrzehnten von seiten der höchsten kirchlichen Autorität eine solche Förderung und im katholischen Volke eine solche Verbreitung gefunden, sowie in alle Schichten desselben einen solchen Segen getragen, daß es kaum mehr eine Gemeinde gibt, welche nicht auffallende Gnadenerweise des göttlichen Herzens zu verzeichnen hätte, kaum eine Familie, in welcher nicht auf die eine oder andere Weise diese Andacht geübt würde. Es ist darum ein recht glücklicher Gedanke gewesen, ein Familienbuch zu schaffen, das dazu dienen kann, diese segensreiche und trostvolle Andacht in der Familie zu nähren, zu vertiefen, sowie von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben und auszubreiten. Als ein solches Familienbuch wird sich, nach dem eben erschienenen 1. Heft zu urtheilen, das Buch des als Volksschriftsteller rühmlichst bekannten P. Hattler trefflich eignen. Dasselbe, volksthümlich und mit Wärme geschrieben, will ausführlich belehren über das göttliche Herz selber und dessen Bedeutung, über die Andacht zum göttlichen Herzen, über die Geschichte dieser Andacht und über die verschiedenen Uebungen derselben, und verspricht somit ein treuer Wegweiser betreffs dieser Andacht für alle Glieder einer katholischen Familie zu werden. Die innige und eindringliche Empfehlung des hochw. Herrn Bischofs von Regensburg stellt der Trefflichkeit des Werkes das rühmendste Zeugniß aus. Die Ausstattung und insbesondere die reiche und geschmackvolle Illustration ist eine des hehren Gegenstandes würdige. Der Preis ist verhältnißmäßig gering.

De Voti natura, obligatione, honestate commentatio theologica, quam scripsit Dr. theol. C. Kirchberg, Presb. dioec. Paderborn. 8°. (222 p.) Monasterii Guestf., Aschendorff, MDCCCXCVII. Preis *M.* 3.60.

Diese Erstlingsarbeit des jungen Priesters zeugt nicht bloß von emsigem Fleiß und großer Belesenheit, sondern nicht weniger von speculativer Durchdringung des behandelten Stoffes und Schärfe des Urtheils in Lösung der Einzelfragen. Wir stehen nicht an, die Schrift als eine recht gediegene Monographie über das Gelübde zu empfehlen, welche über die ethische und kirchenrechtliche Seite des Gelübdes nach allen Richtungen hin orientirt und die einschlägigen moraltheologischen Fälle klar und sicher entscheidet. Der Ordensstand wird nur insoweit zur Behandlung herangezogen, als die Rücksichtnahme auf seine Gelübde es erheischt; besonders wird seine sittliche Güte und Würde vertheidigt. Es sind nur sehr wenige Punkte, in denen wir dem Verfasser nicht beipflichten möchten; niemals übrigens stellt er seine Ansichten fest, ohne auf Gründe und Gegengründe einzugehen. Rühmend hervorheben wollen wir noch außer der erwähnten sittlichen Rechtfertigung der Gelübde im

allgemeinen und der Ordensgelübde im besondern die lichtvollen Begriffsbestimmungen über Wesen und Gegenstand der Gelübde, sowie über Dispens- und Irritationsbefugniß.

Hilfsbüchlein zum kleinen Katechismus zunächst der Diöcese Paderborn. Von J. Schröder. 8°. (VIII u. 228 S.) Paderborn, Junfermann, 1897.

„Den Kleinen das Brod brechen" ist eine ebenso schwierige wie heilige Pflicht des Katecheten. Und je kleiner und unentwickelter die Katechumenen sind, um so schwieriger ist diese Aufgabe zu lösen, und um so willkommener wird dem seeleneifrigen Katecheten jedes Hilfsmittel sein. Die vorliegende Schrift nun macht ihrem Namen voll und ganz alle Ehre; sie ist ein vortreffliches Hilfsmittel, welchem der hochw. Bischof von Paderborn außer der Druckerlaubniß eine warme Empfehlung mit auf den Weg gegeben hat. Es erleichtert dem Lehrer wesentlich die schwere Kunst, mit den Kleinen zu denken und zu sprechen und so auch zu ihrem Verständniß und zu ihrem Herzen zu sprechen.

Arbeitergeistliche. Eine socialtheologische Studie von Dr. W. Ph. Englert, a. ö. Professor der Apologetik an der Universität Bonn. 8°. (100 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz), 1897. Preis 60 *Pf.*

Diese interessante Schrift schlägt die Errichtung einer besondern kirchlichen Institution vor zur Behebung der Uebel im Arbeiterstande und zur Herbeiführung eines gesunden und befriedigenden Verhältnisses desselben zur Kirche und zu den andern Ständen der menschlichen Gesellschaft. Die in Frage stehende kirchliche Institution wird als Orden oder als eine den Orden analoge Genossenschaft von Priestern gedacht, welche sich die Seelsorge der Arbeiter in besonderer und den gegenwärtigen Bedürfnissen des Arbeiterstandes entsprechender Weise zur Aufgabe gemacht haben. Die seelsorglichen Eigenschaften müssen sich hier natürlich mit einer genauen Kenntniß der die Zeit bewegenden Fragen, wie andererseits auch der mannigfachen Theorien verbinden, durch welche der Socialismus die Arbeiter der Religion entfrembet und in Gegensatz bringt zu den Grundforderungen der gesellschaftlichen Ordnung. Jeder, der die Schrift mit Sorgfalt liest, wird von der edlen und großen Liebe des hochw. Herrn Verfassers für den Arbeiterstand aufs wohlthuendste berührt. — Bei dieser Gelegenheit sei auf eine bereits bestehende Congregation aufmerksam gemacht, deren Regeln im großen und ganzen die Ziele verwirklichen wollen, welche Professor Englert einer Genossenschaft von Arbeitergeistlichen vorsteckt. Es ist die Congregation der frommen Arbeiter (Calasantiner), deren Mutterhaus sich in Wien XV, Tellgasse 7, befindet. Zwar beschäftigt sich die religiöse Genossenschaft, die aus Priestern und Laien besteht, vorderhand noch vorzugsweise mit der Pflege der jugendlichen Arbeiter und Lehrlinge. Das Institut der Calasantiner nimmt aber auch die Sorge für erwachsene Arbeiter in Aussicht, sobald genügende Kräfte vorhanden.

Protestantische Geschichtslügen. Ein Nachschlagebuch von Dr. Jos. Burg. I. Historischer Theil. Achte, vermehrte Auflage. 8°. (VIII u. 432 S.) Essen, Fredebeul und Koenen, 1897. Preis *M.* 3.

Ueber eine Anzahl geschichtlicher Fragen, welche mit Vorliebe zu confessionellen Angriffen oder Disputen herangezogen zu werden pflegen, ist hier ein reiches Material nebst den einschlägigen Literaturangaben zusammengetragen. Die Darstellung liest

sich flott, und der Inhalt ist meist allgemein interessant. Im ganzen sind zwölf Abhandlungen geboten, die jedoch vielfach in mehrere Unterabtheilungen mit eigenen Ueberschriften zerlegt sind. Dies wie das beigegebene Register erleichtert einigermaßen ein rasches Auffinden etwa benöthigter Gegenstände, aber allerdings nicht in dem Grade, wie dies bei einem „Nachschlagebuch“ wohl erwünscht wäre. Ueberhaupt dürfte es praktischer sein, nicht ein Vielerlei von polemisch verwerthbaren Momenten in längern Abhandlungen zu häufen, sondern Berichtigungen landläufiger geschichtlicher Unwahrheiten oder Festnagelung gewisser gern ignorirter Wahrheiten in zahlreichern kürzern Einzelnummern nebeneinander zu stellen. Von der ersten Auflage (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIX, S. 329) unterscheidet sich die Schrift in jetziger Gestalt durch ein handlicheres Format und bedeutende Bereicherung, zum Theil an recht gangbaren Stoffen, wie die Salzburger Austreibungen, Galilei, Giordano Bruno, Melanchthon u. s. w. Zu belehrender Lectüre wie zu rascher Orientirung kann diese volksthümliche Zusammenstellung ganz gute Dienste leisten.

Die Freimaurerei Oesterreich-Ungarns. 12 Vorträge, am 30. und 31. März und 1. April 1897 zu Wien gehalten. gr. 8°. (VIII u. 388 S.) Wien, Herder, 1897. Preis *M.* 3.50; geb. *M.* 5.20.

Von einer Anzahl bekannter, angesehener Persönlichkeiten wurden im Frühling dieses Jahres zu Wien vor einer auserwählten Versammlung von Notabilitäten der höchsten und einflußreichsten Kreise über Geschichte, Wesen und Ziele der Freimaurerei mit besonderer Berücksichtigung Oesterreich-Ungarns eine Reihe von Vorträgen gehalten, deren Wortlaut in diesem prächtig ausgestatteten Bande vorliegt. Dieselben erscheinen als ein leuchtendes Bekenntniß treuen Feststehens zum positiven Christenthum und zur Autorität des Statthalters Christi, wie zu Monarchie und Kaiserhaus. Ein solches Bekenntniß, offen vor aller Welt abgelegt von so hochstehenden Männern, ist eine erhebende und bedeutungsvolle Thatsache. Nicht minder ist das, was an principiellen und historischen Wahrheiten in den einzelnen Vorträgen niedergelegt wurde, aller Beachtung werth. Die Redner waren bemüht, an das Thatsächliche und Feststehende sich zu halten; Nüchternheit und Gerechtigkeit im Urtheil wurden sichtlich erstrebt. Auch hielten die Sprecher meistens darauf, Quellenangaben oder Berichten aus dem Schoße des Freimaurerordens selbst zu folgen. Dabei ist das schwer zu behandelnde und schwer zu überblickende Gebiet in recht geschickter Weise nach Zeitabschnitten und Ländern vertheilt und alles in eine schöne natürliche Ordnung zusammengefügt worden. Wo immer die Verhältnisse dazu drängen, das Feld der Antifreimaurerei auch schriftstellerisch zu bebauen, kann dies nicht leicht nach verständigern und noblern Grundsätzen geschehen, als wie solche hier maßgebend gewesen sind. Eine nie völlig zu überwindende Schwierigkeit bleibt für die Darstellung der Geschichte der Maurerei im einzelnen stets die Uncontrollirbarkeit der Quellen. Der Forscher ist auf Freimaurer-Berichte angewiesen, aber für deren Verlässigkeit hat er keinen oder doch keinen ausreichenden Maßstab. So gut Namen und Thatsachen in den officiellen Berichten unterdrückt werden können, so gut können zum Zwecke der Irreleitung oder selbst zur Prahlerei unwahre Thatsachen aufgenommen sein. Selbst der freimaurerische Geschichtschreiber sieht sich ältern Berichten gegenüber kaum im stande, nach Bedarf Kritik zu üben. Wenn daher z. B. die eine oder andere Maurerliste den Dichter Michael Denis unter die Mitglieder zählt, so ist damit dessen wirkliche Zugehörigkeit noch keineswegs ausgemacht. Was P. Duhr (Jesuiten-Fabeln S. 342 Anm.) aus Denis'

eigenem Testament dagegen beigebracht hat, wird durch die Angabe einer Freimaurer-Liste nicht erschüttert. Täuschen aber die Listen in diesem einen Fall, wie sie es ohne Zweifel thun, so bieten die bloßen Listen-Angaben auch für andere Fälle nicht genug Sicherheit. Wenn indes in der Geschichte der Maurerei dem Forscher mehr als anderswo Fallstricke gelegt sind, so bietet vorliegendes Werk doch eine Reihe von Arbeiten, deren Grundlinien auf festen Fundamenten ruhen und welche reiche Belehrung gewähren. Mehrere der Vorträge sind geradezu hochinteressant zu nennen und sollten zum richtigen Erfassen der gegenwärtigen Verhältnisse, namentlich in Ungarn, allgemein gekannt werden. Möge das von den besten Absichten eingegebene, verdienstvolle Werk namentlich dazu beitragen, die noch grundsatzfesten und kaisertreuen Elemente des Beamtenstandes und des Militärs der habsburgischen Monarchie heilsam zu warnen.

Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II. Sein Leben und Einfluß auf die literarische Cultur Deutschlands. Rede, gehalten bei der feierlichen Inauguration als Rector Magnificus der K. K. Karl-Franzens-Universität in Graz am 4. November 1896. Mit 149 bisher ungedruckten Briefen aus dem Autogr.-Codex Nr. 3389 der K. K. Wiener Hof-Bibliothek, sowie einem Anhange. Herausgegeben von Prof. Dr. Anton Weiß. Der Reinertrag ist dem Freitisch-Institute der Universität gewidmet. 8°. (IV u. 298 S.) Graz, Moser, 1897. Preis *M.* 6.

Die ersten 84 Seiten enthalten die um einen wahren Schatz von Belegen und Erläuterungen bereicherte Rectoratsrede. In würdiger Weise behandelt dieselbe einen würdigen Gegenstand: Enea Silvio als Charakter, als Humanist und Schriftsteller, als Diplomat und Papst, mit besonderer Hervorhebung seiner Beziehungen zu Deutschland. Die schöne Rede mit ihrem reichen Apparat könnte fast eine neue Biographie ersetzen. Die rhetorische Form bietet den Vortheil, daß sie die Hauptzüge des Bildes kräftiger und anschaulicher hervortreten läßt und packender wirkt. Dagegen hat sie auch den Nachtheil, daß einzelnes, was einer genauern Abwägung bedürfte, nur eben vag angedeutet, anderes durch die dem Redner unentbehrliche Steigerung der Töne über die strenge Linie historischer Thatsächlichkeit leicht etwas emporgehoben wird. Gewiß z. B. ist Enea Silvio auf den Humanismus in Deutschland von großem Einfluß gewesen; daß er aber als der erste demselben in Deutschland Eingang verschafft und für die ganze spätere „deutsche Wissenschaft" den „ersten Anstoß" gegeben habe (S. 82), erscheint doch mehr rhetorisch wirksam als historisch zutreffend. Mit ebensoviel Recht wie Verdienst hat der Herr Verfasser die niedrigen Mißdeutungen zurückgewiesen, welche der Charakter Pius' II. bei solchen gefunden, die katholisches Denken nicht zu verstehen und bei Beurtheilung katholischer Größen die Unbefangenheit zu bewahren nicht im stande sind. Den zweiten Theil der Schrift bilden 149 bisher ungedruckte Briefe, welche Enea Silvio von Deutschland aus, vom 6. April 1453 bis 10. Februar 1454, geschrieben hat, gerade um jene für sein späteres Pontificat so bedeutungsvolle Zeit, da die Kunde vom Fall Konstantinopels die Welt erschütterte. Es war ursprünglich ein localgeschichtliches Interesse, was den Verfasser bewog, den 43 von Graz aus datirten Briefen dieser Sammlung die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Glücklicherweise hat er sich nachträglich entschlossen, die sämtlichen ungedruckten Briefe derselben mitzutheilen. Dies erklärt, weshalb in einem eigenen Appendix die localgeschichtliche Ausbeute aus jenen 43 Briefen zusammengefaßt, sonst aber zur Ausnützung der Briefe jede

Erleichterung vermißt wird. Weder Personen- oder Sachregister, noch vorausgedruckte kurze Inhaltsangaben, noch alphabetisches oder chronologisches Verzeichniß der Adressaten, noch Hervorhebung der Eigennamen im Drucke darf man sich versprechen, sondern nur den diplomatisch genauen Abdruck des Textes; zwei fremde Briefe sind zur Erläuterung beigedruckt. Die Briefe selbst aber sind hochinteressant und reich an werthvollen Notizen, Urtheilen, Personalangaben u. s. w. der mannigfachsten Art. Es erhalten keineswegs bloß österreichische, ungarische, böhmische, italienische Verhältnisse in diesen Briefen nähere Beleuchtung: die ganze damals bekannte Welt scheint sich in denselben zu spiegeln.

Dogmenhistorischer Beitrag zur Geschichte der Waldenser. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Chrysostomus Huck, Geistl. Lehrer am Großherzogl. Gymnasium zu Baden-Baden. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 88 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 2.

Auf ein Versäumniß in der Erforschung des mittelalterlichen Sectenwesens hinzuweisen, Lücken auszufüllen, Unrichtiges richtig zu stellen, ist der Zweck, den diese Schrift verfolgt. Bei den Forschern, die bisher dem Waldenserthum ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, war es üblich, sich fast nur auf die bezügliche Literatur der Waldenser selbst zu stützen. Da jedoch diese gesamte Literatur aus verhältnißmäßig später Zeit und ganz veränderten innern und äußern Verhältnissen hervorgegangen ist, so betont der Verfasser mit Recht, daß die alten katholischen Autoren als Zeitgenossen der emporwachsenden Secte, ja als Augen- und Ohrenzeugen an erster Stelle zu hören und sorgsam zu vergleichen seien. Nachdem die wichtigsten dieser Zeugen im einzelnen angeführt und charakterisirt sind, wendet sich der Verfasser der Aufgabe zu, aus den von Gretser zuerst edirten, das Waldenserthum behandelnden katholischen Schriftstellern, Peter von Pilichdorf, Eberhard von Béthune, Bernhard von Font-Caud und Ermengard, die bisher zum Theil nur wenig, zum Theil gar nicht beachtet wurden, die heutigen Kenntnisse von der Lehre und dem Wesen der Waldenser zu revidiren. Es ergeben sich dabei zahlreiche Gelegenheiten, nicht nur, von Scharfsinn, Fleiß und Wissen treffliche Proben abzulegen, sondern auch, modernen Forschern, wie Preger, Dieckhoff, Ebrard, Harnack und zuweilen auch dem besonnenern und billigern K. Müller, Irrthümer nachzuweisen. Die Schrift bietet daher mehr als ein ganz neues Resultat. Dabei ist sie klar, bündig und in der Anordnung sehr verständig. Wer sich mit der Geschichte der Waldenser befaßt, wird sie nicht übersehen dürfen. Die katholische Herzhaftigkeit in einigen Auseinandersetzungen wird dem Verfasser von gewissen Seiten keine Lobsprüche eintragen; das wird aber nichts daran ändern, daß die Arbeit ein Werk von wissenschaftlichem Werth und wahrem Verdienste ist.

Die Reform des Schulwesens im Kurfürstentum Mainz unter Emmerich Joseph (1763—1774). Nach ungedruckten amtlichen Acten dargestellt von Dr. August Messer, Lehrer am Großherzogl. Gymnasium zu Gießen. 8°. (XII u. 174 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis *M.* 2.50.

Es ist eigentlich nur der Versuch einer Reform, dem kaum mehr als drei Jahre zur Bethätigung belassen waren und der, obgleich auf das gesamte Unterrichtswesen des Mainzer Kurstaates berechnet, doch fast nur auf dem Gebiete der Volksschule praktisch ins Leben getreten ist. Gleichwohl bietet die vorliegende Schrift sehr interessante Seiten. Ein geistlicher Kurfürst, der, vom Strom der Aufklärung

getrieben, die pädagogischen Mode-Liebhabereien seiner Zeit mit ungewöhnlicher Energie umklammert und, indem er das Beste anzustreben glaubt, der erste wird, den bis dahin treu katholischen Sinn des Mainzer Volkes in seinen Wurzeln zu gefährden, ist schon eine merkwürdige Erscheinung, und kaum minder sind es seine Hauptrathgeber. Auch die Bestrebungen selbst, soweit sie Volks- und Realschule betreffen, enthalten manches, was Aufmerksamkeit verdient. Die Auslieferung der Schule an den Staat, verbunden mit der Einführung des Schulzwanges und mit der staatlichen Abrichtung der Schullehrer im Geiste der Aufklärung, läßt zum Theile die Kehrseite der Sache errathen. Was vorliegender Schrift besondern Werth verleiht, ist die Vollständigkeit des wohlverarbeiteten Actenmaterials, welche die Schulverhältnisse der Stadt Mainz und eines großen Theils des Kurstaates bis in die kleinsten Einzelheiten überblicken läßt. Die Natur der Sache bringt es einigermaßen mit sich, daß der Verfasser den von ihm geschilderten Reformversuchen im ganzen sympathisch gegenübersteht, wenigstens darauf aus ist, alle irgend berechtigten Momente derselben möglichst ans Licht treten zu lassen. Dem Verständniß und Scharfblick des Lesers bleibt es überlassen, der Mißgriffe, die bei jenen Versuchen begangen wurden, sich selbst bewußt zu werden. Doch bei einem Gegenstande, der zu tendenziöser Behandlung nach verschiedenen Seiten hin so große Versuchungen bot, muß der besonnenen und wirklich noblen Art, mit welcher der Verfasser sich seiner Aufgabe entledigt hat, Anerkennung ausgesprochen werden. „Meiner Sinnesart entspricht es," so erklärt er S. 161, „mich hier des Lobes und des Tadels gleichmäßig zu enthalten, dagegen den Versuch zu machen, die Erscheinungen in ihren Gründen und in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten zu verstehen." Daß dieses keine leere Versicherung ist, stellt die in dieser Schrift niedergelegten Untersuchungen hoch über viele Literaturerzeugnisse ähnlicher Art, nicht nur an Vornehmheit des Tones, sondern auch an sachlichem Werth und Nutzen. Das zusammenfassende Schlußkapitel ist sehr lehrreich, und die ganze Schrift verdient, auch über die Interessensphäre Hessen-Darmstädtischer Geschichtsforschung hinaus, Beachtung.

Lebenslüge und Lebenswahrheit. Von Johannes Jörgensen. Aus dem Dänischen übersetzt von H. H.-L. 8°. (IV u. 74 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis 80 *Pf.*

Es ist kein gewöhnliches Büchlein, welches hier dem Leser in reicher Ausstattung geboten wird. Ein angesehener dänischer Schriftsteller, der vor kurzem in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen wurde, übergab, noch vor dem letzten Schritt seiner Conversion stehend, der Oeffentlichkeit dieses Bekenntniß seines Lebenslaufes, nicht so sehr die äußere Geschichte seines Lebens, als vielmehr den Gang der innern Täuschungen und Enttäuschungen, welche ihn schließlich in die Arme der Wahrheit trieben. Die Schrift, die sich an reifere Leser richtet, ist höchst originell und geistreich abgefaßt. Der Verfasser, möchte man sagen, gefällt sich in Ausdrücken und Behauptungen, die den Widerspruch des Lesers herausfordern und ihn um so gespannter und neugieriger machen auf den Versuch des Nachweises solcher Behauptungen; doch muß er sich befriedigt fühlen, wenn er sieht, wie der Verfasser es geschickt verstanden hat, der befremdenden Behauptung eine richtige Seite abzugewinnen. So z. B. wird jeder staunen, wenn er S. 17 liest: „Eben weil ich Darwinist war, wurde ich Christ." Der Verfasser erläutert das aber so, daß dies Anbequemungs- oder Anpassungsprincip, auf den Geist angewendet, diesen zur Wahrheit führen müsse; denn nur in der Wahrheit finde der Geist schließlich Ruhe

und Glück. So habe auch er sich allen möglichen Theorien und Thorheiten anzupassen gesucht, aber keine Ruhe gefunden, bis er sich angeklammert habe an der Wahrheit des Christenthums. Dessen Princip für das geistige Leben — heißt es dann S. 67 — stimme überein mit den Gesetzen der Biologie über die organische Entwicklung. „Das übernatürliche Leben, welches von der Gnade getragen wird und auf dem Glauben beruht, und dessen Wesen die Liebe ist, besteht und ernährt sich durch die Entsagung und den Untergang unserer egoistischen Natur. Aber was ist dieser Proceß anderes, als was sich jedesmal ereignet, wenn ein lebendes Wesen entsteht? Die Pflanze kann nicht wachsen, ohne daß die unorganischen Stoffe in ihr aufgesogen und auf neue Art gebildet werden. Das Thier kann nur dadurch leben, daß es die Pflanze verzehrt, und so ist alles höhere Leben durch den Untergang niedrigerer Formen bedingt. Aber das Leben des Geistes im Menschen — das dem Menschengeiste von Christus ertheilte ewige Leben — fordert zu seinem Wachsthum das Absterben des zeitlichen Lebens. Die Natur ist die Fruchterde, die aufgesaugt und umgeformt werden muß zum Blumenflor Christi. Der alte Adam ist die Nahrung, welche der neue Mensch in uns tödtet und verzehrt. Und so, lieber Freund, siehst du, wie mein ‚Darwinismus', meine biologischen Voraussetzungen mir dazu verholfen, die Grundwahrheit des Christenthums, daß Jesus Christus sich hat kreuzigen lassen und gestorben ist, damit wir, mit ihm gekreuzigt und gestorben, mit ihm in Herrlichkeit auferstehen können, zu fassen und festzuhalten." Das kleine Buch hat im Dänischen in einem halben Jahre fünf Auflagen erlebt; es kann in seiner deutschen Uebersetzung auch den deutschen Lesern recht empfohlen werden.

Aus der Mappe eines alten Lehrers. Von Th. N. Faßbinder, Seminarlehrer in Trier. Erster Theil. 8°. (206 S.) Düsseldorf, Schwann, 1897. Preis *M.* 2.50.

Mag die Herkunft „aus der Mappe eines alten Lehrers" auch poetisches Gewand sein, die durch Erfahrung und Beobachtung gereifte Weisheit eines „alten Lehrers" spiegelt sich in der Schrift ganz gewiß. Dieselbe bietet zum Theil kleine Skizzen aus dem Schul- und Lehrer-Leben, in welchen wichtige pädagogische Grundsätze und Winke im allgemeinen niedergelegt werden, zum Theil pädagogische Lehrstücke (Muster-Lectionen), die durch eine Erzählung oder in der Form einer Unterredung eingeführt werden. Letztere sind geschickt so vertheilt, daß der größte Theil des Elementarunterrichtes: Religionslehre, Biblische Geschichte, Lesen, Rechnen, Singen, Heimatskunde, Anschauungsunterricht, umspannt wird. Ueberall ist die Schrift gehaltvoll, lehrreich und auch in der Form gefällig. Allerdings erscheint zuweilen, namentlich in den Dialogen, die Sprache etwas zu gekünstelt und getragen; die Citate aus Goethe und Jean Paul stehen zu den kleinen Dorfidyllen, an deren Spitze sie gestellt sind, in gar zu fremdartigem Gegensatz. Doch diese wie andere kleine Schwächen sind verschwindend gegenüber den hohen Vorzügen der wirklich ausgezeichneten Schrift. Möge der Geist, der uns hier entgegenweht, in vieler Lehrer Herzen leben und durch diese Schrift, deren zweiter Theil hinter dem ersten hoffentlich an Gediegenheit nicht nachstehen wird, noch mehr verbreitet und bestärkt werden.

Seeber's Ewiger Jude. Studie über die neueste Ahasver-Dichtung. Von Joseph Gaßner. gr. 8°. (48 S.) Frankfurt a. M., Fösser Nachfolger, 1896. Preis 50 *Pf.*

Dem Zwecke einer weitern Verbreitung und eines „ziemlich allseitigen Verständnisses" von Seebers „Ewigem Juden" will die vorliegende Studie dienen.

Sie gliedert sich in drei größere Abschnitte: Inhaltsangabe (S. 3—17), Gehalt des Gedichtes (S. 17—40) und Form desselben (S. 40—48). Der Schwerpunkt der Abhandlung liegt in der Darlegung des Gehaltes, indem der Verfasser zu zeigen versucht, wie „Seeber die großen treibenden Ideen, Gegensätze und Kämpfe unserer Zeit, des Zeitalters seit 1789, nach vorwärts in die letzten Zeiten der Menschengeschichte projicirt und sie idealisirend und individualisirend zu künstlerischer Darstellung bringt". Die genaue Durchführung dieses Gedankens kann wirklich eine Studie genannt werden. In Professor Gaßners Auffassung wird die Anlage des Gedichtes verständlicher, die Einheit desselben tritt lichtvoller hervor, die Abweichungen von der alten Ahasver-Legende verstehen sich leichter, das ganze Epos wird uns näher gebracht, indem es uns nicht mehr als Dichtung der Zukunft erscheint, sondern die wirkliche Gegenwart abspiegelt. Nur ist das Bestreben, auch die allerjüngsten, noch unabgeklärten Zeitereignisse in die Deutung des Epos aufzunehmen, vielleicht etwas zu weit getrieben. Im übrigen enthält das Schriftchen auch für einen ganz wissenschaftlichen Commentar so ziemlich alle Hinweise. Ihren Zweck wird die sorgfältige Studie sicher erreichen und dem Seeberschen Gedichte neue Freunde gewinnen.

Ratisbonne. Ein Epos von J. J. Krieg. 16°. (232 S.) Fulda, Nehrkorn, 1896. Preis *M.* 3.

Die ganz moderne Geschichte der Verirrungen, Bekehrung und christlichen Thätigkeit des P. Ratisbonne in ein episches Gedicht zu kleiden, halten wir für verfehlt. Eine noch so gut versificirte Biographie ist doch noch lange kein Epos. Dazu hat der Verfasser es auch noch versucht, in einem ersten Gesang die Erzählung in das übersinnliche Gebiet zu spielen, was sich seltsam genug ausnimmt. Legen wir aber den streng künstlerischen Maßstab beiseite, so müssen wir dem Büchlein das Zeugniß geben, daß es recht anregend geschrieben ist und sich angenehm liest. Der mehr noch Heine als Scheffel abgelauschte vierfüßige Blankvers ist zwar bisweilen mit genialer Nachlässigkeit oder auch prosaischer Steifheit behandelt. Allein man sieht nicht so genau zu; denn die Sache selbst interessirt bisweilen so, daß man nur an sie denkt. Das Büchlein kann dementsprechend immerhin weitern Kreisen als eine leicht unterhaltende und erbauende Lesung empfohlen werden.

Nomeda, die Braut des Preußenfürsten. Dichtung von Ad. Jos. Cüppers. 8°. (75 S.) Baden-Baden, Weber. Preis *M.* 1.25; geb. *M.* 2.

In sehr sorgfältig gebauten, flott und natürlich dahineilenden, sehr oft glücklich geprägten Versen erzählt uns der Dichter eine Episode aus den Kämpfen der Deutsch-Ordens-Ritter mit den alten heidnischen Preußen. Wir werden sowohl mit dem Leben der Heiden im Walde als der Ritter in ihrem festen Schloß bekannt gemacht, und der Dichter hat es verstanden, uns auf beiden Seiten Licht und Schatten gewahren zu lassen. Der Hauptinhalt der Erzählung dürfte sich dahin zusammenfassen lassen, daß uns die Charakterentwicklung der von den Rittern gefangenen und in der Burg eingeschlossenen edlen Braut des Preußenfürsten vorgeführt werden soll. Das Stichwort dieser Entwicklung lautet dahin, daß Nomeda, durch die Worte des Comthurs belehrt, eine Ahnung der höchsten Gottesminne empfängt: „Die höchste Liebe sucht sich nur im Opfer." Leider scheint uns die Erzählung auf halbem Wege stehen geblieben zu sein. Ueber eine Liebe zum Comthur selbst kommt Nomeda doch nicht hinaus. Auch der Epilog bildet mehr ein Ende als einen Schluß. Im ganzen aber erhebt sich die Dichtung merklich über das Mittelmaß und wird

gerne gelesen werden. Beanstanden möchten wir die Antwort des Comthurs S. 36: „Wer darf sich Sieger nennen u. s. w." Sie stimmt nicht ganz zu den Regeln der christlichen Vorsicht.

Fabiola oder die Kirche der Katakomben. Von Sr. Eminenz Nicolaus Cardinal Wiseman, Erzbischof von Westminster. Mit Genehmigung Sr. Eminenz übersetzt von Prof. Dr. F. H. Reusch. Fünfundzwanzigste (Jubel=) Auflage. Mit 10 Kunstdruckbildern nach Zeichnungen von O. Maehly und den englischen Original=Holzschnitten. 8°. (463 S.) Köln, Bachem, 1897. Preis: in Original=Salonband *M.* 4.

Wisemans „Fabiola" gehört unstreitig zu den besten Erzählungen religiösen Inhalts, die jemals geschrieben worden sind. So viele sich auch bemühten, in ähnlicher Weise Bilder aus der Kirchengeschichte zu entwerfen — Wisemans Meisterwerk ist seither von keinem unserer Erzähler erreicht worden. Wieviel Gutes mögen die 24 Auflagen der Bachemschen deutschen Ausgabe gestiftet haben, die seit 1855 ins Land gingen! Wie viele Tausende und Tausende von Lesern haben sich an einem Sebastian und Pancratius, einer Agnes und Syra und all den übrigen christlichen Heldengestalten erbaut und begeistert, die uns der englische Kirchenfürst so lebendig vor die Seele zaubert! Dazu kommt der große apologetische Werth des Buches, welches erzählend und schildernd den Beweis führt, daß die Lehren und die Sacramente der römisch=katholischen Kirche heute dieselben sind wie in den Zeiten, da sie in den Katakomben lehrte und die Gnadenmittel spendete. Mit Freuden begrüßen wir deshalb diese Jubelausgabe eines in jeder Hinsicht so vorzüglichen Buches. Der Verlag hat dieselbe würdig ausgestattet; mit den zehn Kunstdruckbildern, die gut gewählt und sauber ausgeführt sind, und dem stilvollen Einbande ist diese 25. Auflage ein prächtiges und nicht theures Geschenkbuch, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen.

Isidor, Bauer in Ried. Eine Geschichte für das Landvolk wie auch für unsere Bürger in Märkten und Städten. Verfaßt von Dr. Joseph Huber, Pfarrer in Au und dann in Ebersberg. — Jubiläumsausgabe, veranstaltet vom Centralausschuß des katholischen Büchervereins in München. 8°. (XII u. 212 S.) München, Lentner, 1897. Preis geb. *M.* 1.60.

Als vor hundert Jahren dieses Buch erschien, „eine der ältesten und merkwürdigsten Dorfgeschichten", schrieb ihm Dr. Joh. Michael von Sailer eine Vorrede, in der er es „den Bürgern in Städten und Märkten und den lieben Landleuten" angelegentlich empfahl. Der erste Grund, den der spätere fromme Bischof von Regensburg als Empfehlung anführt, lautet: „Weil es die Wahrheiten, die es lehrt, auf eine unanstößige Weise vorträgt. . . . Es darf auch die Unschuld, die dieses Buch liest, nie erröthen, es ist alles mit besonderer Ehrerbietung gegen Jugend und Unschuld geschrieben, und das ist bei Erzählungsbüchern etwas Seltenes." In der That — und namentlich bei „Dorfgeschichten", die sonst gerade in diesem Punkte gefährlich genug zu sein pflegen! Die weitern Gründe Sailers sind „die nützlichen Wahrheiten", die das Buch enthält, und daß es diese „Lehren von Führung des Hauswesens, von Erziehung der Kinder, von Geduld im Leiden, von dem Glauben an die Vorsehung u. s. w. nicht kalt und trocken, nicht kurz und nur im Vorbeigehen andeutet, sondern in eine Geschichte einkleidet". Hubers „Isidor" ist

denn auch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes geworden und hat gewiß unter dem Bauern- und Bürgerstande in Süddeutschland viel Gutes gestiftet. Auch heutzutage mag es in den Kreisen, für die es geschrieben ist, noch immer vortrefflich wirken, und es war deshalb ein guter Gedanke des Centralausschusses des katholischen Büchervereins in München, eine Jubelausgabe des „Bauers in Rieb" zu veranstalten. Allerdings hat sich der Geschmack seit der ersten Ausgabe bedeutend geändert, und auch unsere Landbevölkerung dürfte heute manches zu trocken und lehrhaft finden. Man hat daher gut daran gethan, nicht nur im Stile einige Aenderungen vorzunehmen, sondern auch manches zu kürzen oder ganz auszuscheiden. Vielleicht hätte man darin mit Nutzen noch etwas weiter gehen können. Aber dabei bleibt heute nach 100 Jahren bestehen, was Bischof Sailer bei der vierten Auflage nach 31 Jahren bemerkt: „Es ist heute der Geist des ganzen Buches noch so gut und das Wahre der einzelnen Lehren noch so wahr als vor 31 Jahren. Aber eines ist anders geworden, und das thut mir leid, sehr leid: unter Bauern und Bürgern sind die Isidore und die Christinen seltener geworden!"

Großmutter erzählt. Märchen, Erzählungen, Gedichte von Hedwig Kiesekamp. gr. 8°. (166 S.) Münster i. W., Aschendorff, 1897. Preis geb. *M.* 4.

Das Buch macht in Text und Bildern einen etwas bunten Eindruck. Wie die Clichés sind auch die Erzählungen nach Inhalt, Ton und Stil sehr verschieden. Besonders fällt uns im allgemeinen auf, daß die Verfasserin eigentlich recht „unkindlich" verfährt, indem sie mehr schildert als erzählt. Man glaubt sie in ihrer außerordentlich bewegten Weise sprechen zu hören, wie ein Ausruf den andern drängt und wie jedenfalls der rasch wechselnde Tonfall der Stimme und die Handbewegungen zum Eindruck mithelfen müssen. Die Erzählung hat Sprünge, lyrische Intermezzi u. s. w. — alles Dinge, die wir an einer Großmutter als Märchenerzählerin nicht gewohnt sind. Wenn irgend eine Dichtung, so muß das Märchen objectiv gehalten sein. Diese Lust zu schildern hat die Verfasserin denn auch zu einem eigenthümlichen Stil verleitet. Neben verlorenen Klängen aus den alten ruhigen Volksmärchen der Gebrüder Grimm hören wir manchmal deutlich den naiv modernen Andersen, finden uns aber noch häufiger gestört durch das falsche Pathos Dahns oder das artikel- und fügungslose Stammeln der jungen Impressionisten. Bisweilen begegnen wir wirklichen Satzungeheuern und Ausdrücken, die an Abstractheit schon das Märchenmögliche überschreiten. Wir wissen nicht, ist diese sprachliche Einkleidung bei der Erzählerin neue Manier oder alte Gewohnheit und zweite Natur; auf jeden Fall sollte es uns leid thun, wenn sie es nicht zu einem ruhigen, natürlichen, objectiv erzählenden Ton bringen könnte oder wollte. Sie hat eine unverkennbare Erfindungsgabe, wie besonders das freilich etwas langgerathene Märchen von der Frau Weide und das andere schöne von der Sonnen-Anna beweist. Auch die Märchen von der Waldmühle und von Meister Igo enthalten einen trefflichen Kern. Anderes ist für Kinder viel zu hoch oder sonst nicht ansprechend. Von den Erzählungen „Aus der Kinderzeit" hat uns der Besuch beim Großvater am besten gefallen; manche der übrigen Stücke haben zu wenig epischen Inhalt. Auch die eingestreuten Gedichte sind weniger für ein Märchenpublikum bestimmt und geeignet.

Miscellen.

Die neuen „Sprüche Jesu“. Vor einigen Monaten ging die Nachricht durch die Zeitungen, man habe bei Ausgrabungen in Aegypten das berühmte Werk des Papias von Hierapolis wiedergefunden. Der Fund wäre natürlich einer der kostbarsten unseres entdeckungsreichen Jahrhunderts gewesen; denn Papias war ein Apostelschüler, sein Name ist vielgenannt in den Fragen der Evangelienkritik, noch im Mittelalter scheint sein Werk „Erklärung der Aussprüche des Herrn“ vorhanden gewesen zu sein, und an Bemühungen, dieser berühmten Schrift wieder auf die Spur zu kommen, hatte es nicht gefehlt. Welch eine Entdeckung also, wenn das Buch, nach dem man in dem Tiroler Kloster Stams so eifrig forschte, auf einmal in Aegypten zum Vorschein gekommen! Leider wurden die Erwartungen schon bald durch einen genauern Bericht in den „Times“ vom 29. Mai 1897 enttäuscht. Man erfuhr, daß es sich nicht um Papias handle, sondern um ein einziges Papyrusblättchen, beschrieben mit Sprüchen in griechischer Sprache, die dem Heiland in den Mund gelegt sind. Die Entdecker, B. Grenfell und A. Hunt, haben unterdes ihren Fund mit Uebersetzung und Commentar in einer 20 Seiten starken Broschüre der Oeffentlichkeit übergeben: Λόγια Ἰησοῦ, Sayings of Our Lord from an early Greek papyrus, by B. Grenfell and A. Hunt. London, by H. Frowde, 1897. Das erwähnte Blatt stammt aus einem Buche, nicht einer Rolle, ist 15 × 9 cm hoch und breit, auf beiden Seiten beschrieben und wurde unter einer Menge anderer Papyrusblätter aus dem 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. gefunden bei dem jetzigen Dorfe Benehsa, wo einst das alte Oxyrhynchos stand. Den Schriftzügen nach möchten die Herausgeber es etwa kurz nach dem Jahre 200 ansetzen. In Uebersetzung lauten die „Sprüche Jesu“ wie folgt:

„1. . . . und dann sieh zu, daß du herausziehest den Splitter, der in dem Auge deines Bruders ist.

2. Es spricht Jesus: Wenn ihr nicht fastet in Bezug auf die Welt, so werdet ihr das Reich Gottes nicht finden, und wenn ihr den Sabbat nicht feiert, so werdet ihr den Vater nicht schauen.

3. Es spricht Jesus: Ich trat auf inmitten der Welt, und im Fleisch erschien ich ihnen, und ich fand alle trunken, und keinen unter ihnen fand ich dürstend, und Schmerz durchdringt meine Seele über die Söhne der Menschen, weil sie blind sind in ihrem Herzen. . . .

4. Es spricht Jesus: Wo sie auch sein mögen, da sind sie nicht ohne Gott, und gerade wie einer allein ist, so (ebenso sicher) bin ich bei ihm; richte den Stein auf, und dabei wirst du mich finden, spalte Holz, und auch ich bin an demselben Ort.

5. Es spricht Jesus: Nicht ist ein Prophet angesehen in seiner Vaterstadt, und auch der Arzt wirkt nicht Heilungen bei seinen Bekannten.

6. Es spricht Jesus: Eine Stadt, die auf der Spitze eines hohen Berges gebaut und gefestigt ist, wird nicht fallen oder verborgen bleiben können.“

Zwischen dem dritten und vierten Spruch fehlt vielleicht eine Zeile. Von Spruch 4 sind in der ersten Hälfte nur einige Worte erhalten; die obige Uebersetzung folgt dem Herstellungsversuch von A. Harnack (Ueber die jüngst entdeckten Sprüche Jesu [Freiburg 1897] S. 16). Von einem siebenten Spruch ist vollständig nur das Anfangswort ἀκούεις oder ἄκουε Ἰσ.. erhalten, wobei man vielleicht an Marc. 12, 29 denken kann.

Woher nun diese Sprüche stammen, was sie sollen, welcher Art das Buch war, aus dem nunmehr ein herausgerissenes Blatt vorliegt, darüber ist den Vermuthungen der freieste Spielraum gegönnt. Der äußern Form nach stellt sich unser Papyrus dar als eine Sammlung von Aussprüchen Christi, die aus dem Zusammenhang herausgenommen und zu einem nicht bestimmt erkennbaren Zweck zusammengestellt sind. Inhaltlich kann das Blatt gerade so gut zu einer katholischen als zu einer häretischen Schrift gehört haben. Eine bestimmte Sonderrichtung tritt nicht zu Tage; denn der zweite Spruch braucht nicht judaistisch verstanden zu werden, da von Sabbathaltung im geistigen Sinn die Rede ist, und ebensowenig fordert der vierte Spruch eine pantheistische Deutung nach Art einiger Sätze in den gnostischen Evangelien. Harnack läßt unsere Sprüche aus dem sogen. Aegypter-Evangelium stammen, das bei Enkratiten, Sabellianern &c. im Gebrauch war und von Origenes als häretisches Product bezeichnet wird. Mit Sicherheit wird man darüber nichts sagen können, denn man kennt auch aus dem Aegypter-Evangelium mit voller Sicherheit nur einen einzigen räthselhaften Ausspruch über die Zeit des jüngsten Gerichtes.

Auf keinen Fall wird die ungläubige Bibelkritik mit unsern Sprüchen viel anfangen können, indem sie Splitter und Reste des so schmerzlich gesuchten Urevangeliums in ihnen erkennt und aus ihnen eine Vorstufe unserer Evangelien baut. Zu solchem Zweck sind Sätze, in welchen die Gottheit Christi klar und deutlich ausgesprochen ist, gewiß am allerwenigsten tauglich; denn wenn irgend etwas, so muß das Bekenntniß der Gottheit Christi von ungläubiger Seite in den ältesten christlichen Schriften möglichst verwischt und beseitigt werden. Christi Gottheit ist aber im vierten und namentlich im dritten Spruch so deutlich enthalten, daß Harnack S. 14 f. meint, letzterer gehe in dieser Beziehung sogar über das hinaus, was selbst das Johannes-Evangelium biete. Der Einleitungsgedanke des dritten Spruches, sagt er, „entspricht dem Glauben des Paulus, des Johannes und 1 Tim. 3, 16 ...; allein daß dieses Glaubensbekenntniß hier in den Mund Jesu gelegt und zugleich in einer stark rhetorischen Weise (ἔστην ἐν μέσῳ τοῦ κόσμου) ausgesprochen wird, geht über die alten Evangelien hinaus. Johannes hat doch nicht gewagt, so bestimmt das, was er im Prolog dem Evangelium voranschickt, in den Mund Jesu zu legen (!), ... hier aber spricht Jesus als göttliches Wesen. Das Evangelium, aus welchem dieser Spruch genommen ist, muß wirklich ein ‚Logos-Evangelium' gewesen sein ..."

Daß im Johannes-Evangelium der Heiland sich nirgend als „göttliches Wesen" bezeichne, ist unrichtig. Wir erinnern nur an die beiden Stellen: „Ehe Abraham war, bin ich" (Joh. 8, 58), und: „Philippus, wer mich sieht, sieht den Vater" (Joh. 14, 9. 12). Aber immerhin haben als altchristliche Parallelen zum

Johannes-Evangelium und als Bekenntniß des wichtigsten christlichen Glaubenssatzes aus altchristlicher Zeit unsere Sprüche ihre Bedeutung, mögen sie nun aus was immer für Kreisen stammen.

Kleine Beiträge zur Moralstatistik. Das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich" 1897 weist in seiner Uebersichtstabelle über die Zahl der Selbstmorde im ganzen eine leichte, doch erfreuliche Besserung, aber auch noch immer die beachtenswerthe Erscheinung auf, daß durchschnittlich in protestantischen Ländern deutscher Zunge jene traurige Verirrung ganz ungleich häufiger hervortritt als in überwiegend katholischen. Der Umstand, daß die zahlreichen Selbstmorde von Militärpersonen in Preußen und Bayern nicht mitgerechnet sind, erschwert allerdings eine vollständig zutreffende Abschätzung; allein auch so verdienen die Zahlen immerhin Beachtung, und der Vergleich der preußischen Landestheile unter sich spricht noch laut genug.

In der Periode von 1886—1895 entfielen auf 100 000 über zehn Jahre alte Einwohner desselben Geschlechtes:

Selbstmorde	männl. Personen.	weibl. Personen.	Selbstmorde	männl. Personen.	weibl. Personen.
Schwarzburg-Sondershausen	87,6	23,6	Posen	21,4	5,2
Sachsen-Altenburg . . .	86,9	21,0	Westfalen	23,2	4,8
Sachsen-Coburg-Gotha . .	86,4	24,0	Rheinland und Hohenzollern	23,6	5,0
Reuß jüngerer Linie . . .	78,8	21,4	Bayern (rechtsrheinisch) . .	27,0	6,8
Hamburg	73,4	21,0	Elsaß-Lothringen	27,2	5,6
Braunschweig	70,3	19,3	Westpreußen	28,4	6,5

Eine rühmliche Ausnahme bildet unter den überwiegend protestantischen Territorien das kleine Fürstenthum Lippe, das auch in Bezug auf den Ueberschuß an Neugeburten über die Sterbefälle für 1895 eine auffallend günstige Ziffer aufweist. Um so schlimmer steht es mit den übrigen. Auf 100 000 Einwohner kommen:

Selbstmorde	männl. Personen.	weibl. Personen.	Selbstmorde	männl. Personen.	weibl. Personen.
Fürstenthum Lippe . . .	24,2	6,1	—	—	—
Sachsen-Weimar	69,3	16,1	Bremen	65,7	20,6
Königreich Sachsen . . .	68,7	17,5	Anhalt	65,1	19,3
Preußisch Sachsen . . .	67,1	17,5	Schleswig-Holstein . . .	64,9	18,0
Sachsen-Meiningen . . .	66,8	17,2	Brandenburg	64,5	16,9

Eine Merkwürdigkeit bietet Oldenburg, welches zwar in Bezug auf Selbstmorde im allgemeinen so ziemlich in der Mitte steht, aber weitaus den stärksten Procentsatz *weiblicher* Selbstmorde im Vergleich zu den männlichen aufzuweisen hat, und dies constant seit 1883. Schlesien und Berlin, die sonst keineswegs günstiger stehen, bieten doch weit günstigere Verhältnißzahlen für die weibliche Bevölkerung. Wohl am günstigsten steht in dieser Beziehung das Verhältniß der weiblichen Bevölkerung zur männlichen in Elsaß-Lothringen:

Auf 100 000 über zehn Jahre alte Einwohner desselben Geschlechtes kommen für 1886—1895:

Selbstmorde	männl. Personen	weibl. Personen	Selbstmorde	männl. Personen	weibl. Personen
Oldenburg	54,7	19,1	Elsaß-Lothringen . . .	27,2	5,6
Schlesien	58,0	12,6	Berlin	57,4	17,2

Dieselben deutschen Gebiete, welche in Bezug auf die Selbstmordstatistik am vortheilhaftesten sich auszeichnen, stehen auch in Bezug auf die Zahl der Geburten und den Ueberschuß an Neugeburten über die Todesfälle den andern Gebieten weitaus voran. In diesen letztern Beziehungen nimmt jedoch Berlin unter allen Gebieten des Deutschen Reiches eine auffallende Sonderstellung ein. Es hatte wenigstens 1895 einen ungeheuern Vorsprung in Bezug auf Eheschließungen, steht aber dabei in erschreckendem Abstand von allen übrigen deutschen Ländern in Bezug auf die Zahl der Geburten, wie auf den Ueberschuß der Neugeburten über die Sterbefälle. Das Königreich Sachsen, welches in Bezug auf Eheschließungen der Reichshauptstadt noch am nächsten kommt, hat doch wenigstens unvergleichlich mehr Geburten aufzuweisen. Auch in dieser Beziehung lohnt sich ein Vergleich mit den vorwiegend katholischen Gebieten.

Auf je 1000 Einwohner kamen im Jahre 1895:

	Eheschließungen	Geburten	Ueberschuß		Eheschließungen	Geburten	Ueberschuß
Berlin	10,3	29,3	8,1	Posen	7,8	44,6	20,6
Königreich Sachsen	9,0	40,3	14,8	Westfalen . . .	8,0	40,9	20,0
Hamburg . . .	8,8	35,1	15,0	Westpreußen . .	8,0	44,1	18,1
Bremen	8,7	31,3	12,2	Rheinland . . .	7,6	38,0	16,3

Am wenigsten geheiratet wurde 1895 in Hohenzollern, Waldeck und Lübeck; den geringsten Ueberschuß an Neugeburten über Sterbefälle haben, abgesehen von Berlin, Elsaß-Lothringen und Hohenzollern aufzuweisen, wie folgende Zahlen erkennen lassen.

Auf je 1000 Einwohner kamen im Jahre 1895:

	Eheschließungen	Geburten	Ueberschuß		Eheschließungen	Geburten	Ueberschuß
Waldeck	6,8	31,1	13,0	Lübeck	6,9	32,5	14,2
Hohenzollern . .	6,8	33,1	9,3	Elsaß-Lothringen .	7,2	31,2	8,9

Um aus solchen Zahlen Schlüsse ziehen zu können, müßte allerdings eine längere Reihe von Jahren miteinander verglichen werden. Doch finden sich ähnliche Verhältnisse der verschiedenen Ziffern schon früher. So stellt sich die obige Tabelle z. B. für das Jahr 1883:

	Eheschließungen	Geburten	Ueberschuß		Eheschließungen	Geburten	Ueberschuß
Berlin	9,80	39,78	10,93	Posen	7,45	41,94	14,37
Königreich Sachsen	8,64	43,38	13,84	Westfalen . . .	7,86	40,12	15,85
Hamburg . . .	8,81	38,62	13,13	Westpreußen . .	7,66	42,84	15,14
Bremen . . .	7,42	36,53	13,58	Rheinland . . .	7,31	39,80	13,74

An Heiratslust stand also schon damals Berlin ganz bedeutend voran, an Bevölkerungszuwachs stand es aber doch weniger übel als 1895; in letzterer Beziehung hatten damals Westfalen und Westpreußen bei weitem den Vorsprung vor allen übrigen deutschen Gebieten. In Bezug auf Eheschließungen waren auch zu jener Zeit Hohenzollern und Elsaß-Lothringen stark im Rückstand, wurden jedoch von Württemberg und Baden, die sich inzwischen etwas emporgearbeitet haben, noch übertroffen.

Zur Geschichte der Kreuzwegandacht. Den Ursprung der Kreuzwegandacht pflegt man bekanntlich mit dem sel. Dominikaner Alvarus von Cordova, gest. 1420 (oder 1430, nach *Bened. XIV.*, De can. II, c. 24, § 52), in Verbindung zu bringen. Von ihm berichtet das Dominikanerbrevier zum 19. Februar, er habe aus Andacht zum Leiden Christi Palästina besucht und, um das Andenken an die einzelnen Stätten des Leidens allezeit gegenwärtig zu haben, in seinem Kloster eine Reihe von Kapellen errichtet, von welchen jede der Verehrung einer bestimmten Scene aus Christi Leiden geweiht gewesen; dieser fromme Brauch habe sich dann in andere Klöster verbreitet: Singulari ac praecipuo studio erga Christi passionem agebatur affectu. Quamobrem loca sancta Palestinae eius mysteriis conspicua summa devotione lustravit; utque eorum monumenta aliqua in extructo a se coenobio perpetua exstarent, varia in eo oratoria disposuit, in quibus redemptionis nostrae mysteria certis distincta stationibus exhiberentur, quam subinde piam institutionem alia coenobia adoptasse perhibentur (Analecta iuris Pontificii III [Romae 1858], 757). Welches die Anzahl dieser Stationen war, welche Scenen sie darstellten, scheint nicht näher bekannt zu sein; jedenfalls ist in beiden Beziehungen die Entwicklung erst ziemlich spät zum Abschluß gekommen. Der bekannte Nürnberger Kreuzweg von Adam Krafft († 1509) zählt sieben Stationen, die von den heute gebrauchten sehr verschieden sind. Eine von Dr. Paulus im „Katholik“ 1895 I, 329 bekannt gemachte Schrift aus dem Jahre 1521 will 1 Scenen aus dem Leiden Christi der Andacht der Gläubigen vorgestellt wissen; d e erste davon ist Christi Abschied von seiner heiligen Mutter in Bethanien, die letz.e die Grablegung. Erst bei Adrichomius, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, treffen wir die heutige Anordnung, jedoch ohne die be.den letzten Stationen, an.

Bei diesem Stand unseres Wissens dürfte Kreuzwegen des beginnenden 16. Jahrhunderts, welche mit den heute gebräuchlichen wenigstens die Anfangsstation gemeinsam haben und 15 Scenen des Leidens darstellen, von den heutigen also sich nicht allzuweit entfernen können, Anspruch auf Beachtung zukommen, besonders wenn sie nicht unwahrscheinlich zugleich die ersten Kreuzwege sind, welche mit päpstlichen Ablässen ausgestattet wurden. Solche aber finden sich erwähnt in den von Cardinal Hergenröther herausgegebenen Regesten Leos X. unter n. 14237. 14238. In den schönen Arbeiten von Professor P. Keppler und Dr. N. Paulus, denen wir unser Wissen über die Geschichte der Kreuzwege verdanken, wurde das genannte Regestenwerk begreiflicherweise nicht herangezogen.

Die beiden genannten Ablaßbreven sind datirt vom 25. Februar 1515 und gerichtet an Cyprian von Serentem (?) und seine Gattin Dorothea. Das erste derselben legt zunächst die Gründe dar, welche den genannten Cancellarius des Kaisers Max I. zu seiner Stiftung bewogen. In der Erwägung, heißt es, daß unter den verdienstlichen Werken keines heilsamer sei, als die andächtige Betrachtung des Leidens unseres Herrn Jesu Christi, aus Ehrfurcht vor dem heiligen Kreuz, zum Andenken an die klägliche Wegführung unseres Herrn Jesu Christi aus dem Hause des Pilatus zum Calvarienberg, bei welcher er gezwungen war, das schwere Holz des heiligen Kreuzes auf seinen eigenen Schultern zu tragen, habe das genannte Ehepaar beschlossen, in der Pfarrkirche zum hl. Petrus in Schwaz (bei Innsbruck) eine Kapelle zu errichten und in der Nähe der genannten Kirche 15 verschiedene Bildwerke, welche den Leidensweg Christi zur Anschauung brächten und in bestimmten Abständen aufgestellt wären, aufstellen zu lassen. Der dargelegte Plan wird vom Papst gebilligt und mit Ablässen begnadet.

Dasselbe fromme Ehepaar beabsichtigte, in Seefeld (ebenfalls bei Innsbruck) einen ähnlichen oder den gleichen Plan auszuführen. Eine Kapelle in der dortigen Oswaldskirche sollte wiederum als erste Station das Haus des Pilatus bezeichnen. In einer bestimmten Entfernung davon würde dann ein Bild des kreuztragenden Heilandes stehen, und so der Reihe nach 15 Scenen aus dem Leidenswege zur Darstellung kommen, deren letzte der Calvarienberg sei.

Ein drittes Ablaßbreve (Reg. Leonis X. n. 14627) weiß zwar nur von sechs Stationen, ist aber von Interesse, weil es dieselben nennt und ihre Entfernung voneinander angibt. Es handelt sich um einen von Kaiser Max I. zum Andenken an seine Siege in Italien zu errichtenden Kreuzweg zu Toblach. Wiederum soll eine Kapelle in der dortigen Pfarrkirche zum hl. Johannes an das Richthaus des Pilatus erinnern. Der Reihe nach sollen dann errichtet werden: etwa 1200 Schritt von der Kapelle ein Bild des kreuztragenden Erlösers, später nach etwa 60 Schritt, eine andere Darstellung, dann wiederum nach ungefähr 20 Schritt andere Figuren an der Stelle, wo die Mutter Christi mit dem hl. Johannes von ferne stand und das Kreuz und ihren daran hängenden Sohn schaute, und endlich nach etwa 94 Schritt andere Bilder und Figuren zur Bezeichnung des Ortes, wo Christus zwischen den Räubern gekreuzigt wurde. Den Abschluß des Ganzen soll eine zweite Kapelle nach dem Vorbild des Grabes des Herrn bilden.

Wie wenig Einheit noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts in der Uebung unserer Andacht herrschte, zeigt ein Kreuzweg von 34 Stationen zu Romans in der Diöcese Valence, der ebenfalls von Leo X. mit Ablässen ausgestattet wurde (P. *Mocchegiani a Monsano*, Collectio indulgentiarum [Ad Claras Aquas 1897] p. 503).

Wie in Tirol, so sind auch in den Niederlanden die Kreuzwege ziemlich alt. Ob sie aber mit den heutigen allzuviel Aehnlichkeit hatten, darf man bezweifeln. Ein uns vorliegendes Büchlein vom Jahre 1650 verspricht, „die verschiedenen Stationen, welche in den größern und kleinern Städten Belgiens so be-

kannt sind", aufzuzählen, und es folgt dann ein Leidensweg, der aus 19 Stationen besteht, von denen die erste der Oelgarten ist. Erst an achter Stelle folgt die Kreuztragung, dann der erste Fall unter dem Kreuz, darauf die heutige Reihe der Leidensscenen, unter welchen nur die vorletzte fehlt (*J. Andries*, Novus libellus supplex . . . [Coloniae 1650] p. 140). Die beiden letzten Stationen scheinen auch längere Zeit nach Adrichomius noch nicht allgemein in den Kreuzweg einbezogen worden zu sein. Noch 1720 schreibt ein Franziskaner, man zähle vom Prätorium des Pilatus bis zum Gipfel des Calvarienberges im ganzen zwölf Stationen; aus besonderer Andacht fügten indes einige die Kreuzabnahme und Grablegung noch hinzu: Numerantur in toto hoc itinere duodecim stationes, quamvis quidam pro maiori devotione quatuordecim ponant, adiungentes duo illa mysteria depositionis: nimirum ss. eius corporis post mortem de cruce ac sepulturae (*E. Pauck*, Tertia Seraphica vinea [Coloniae 1720] p. 198). Die Ablaßbreven von Innocenz XI. und XII. enthalten über die Anzahl der Stationen nichts (Analecta iuris Pontificii VII [Romae 1864], 941 sq.).

Ein neuester communistischer Versuch in Californien. Das in San Francisco erscheinende „Overland Monthly" vom Juni 1897 berichtet — ob beabsichtigt oder nicht, jedenfalls in einer treffenden Satire — den Untergang von „Altruria Colony" im Santa-Rosa-Valley, einer communistischen Gemeinde, die nicht ganz zwei Jahre ihr Dasein gefristet hat. Nicht der klägliche Ausgang des Unternehmens ist es eigentlich, was dabei die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, sondern vielmehr die Leichtfertigkeit und Frivolität, mit welcher diese Farce begonnen und bis zum Ende abgespielt wurde. Einige unternehmende Köpfe, die anderswo im Wettlauf des Erwerbslebens die Ungunst des Schicksals erfahren hatten, entwarfen den Plan. Bald hatten 56 Theilnehmer sich zusammengefunden; denn die Bedingungen der Zulassung waren leicht: 50 Dollars Einsatzkapital und „guter Leumund". Auf dies hin wurde 50 Meilen nördlich von San Francisco ein Gebiet von 200 Acres angekauft, das allerdings erst zum Theil urbar gemacht war. Die Lage war herrlich, das Klima bei mäßiger Entfernung vom Ocean vortrefflich, der Boden gut; Reichthum an Wasser; auch eine Kohlenmine durchzog das Besitzthum; die Bauern und Viehzüchter der Nachbarschaft waren friedfertig und freundlich und „neuen Ideen und Lebensanschauungen nicht abgeneigt". Der ausgesprochene Zweck der neu gebildeten Gesellschaft war zunächst: „Land zu kaufen, zu verkaufen und zu bewirtschaften, Bauten, Bodencultur, Fabriken und Handwerke zu betreiben, Schulen, Bibliotheken und Kunstanstalten zu errichten und — communistische Zweigkolonien zu gründen". Der weitere Gedanke war, durch glänzende Erfolge allmählich die ganze Welt von den Vorzügen des communistischen Zusammenlebens zu überzeugen, das Land mit Zweigkolonien zu erfüllen und so eine Erlösung der Welt von allen gegenwärtigen socialen Uebeln anzubahnen. Vom Beginne wurde die Kolonie aufgefaßt als eine Stätte der Zuflucht und ein Hafen des Friedens für alle, welche im Kampfe des Lebens bisher ihr Glück nicht gefunden hatten.

Allein noch nicht lange war die Ansiedelung ins Dasein getreten, als durch praktische Erfahrung die große Wahrheit einleuchtete, daß aus einem aufs Gerathewohl zusammengelaufenen Haufen sich nicht ohne weiteres ein Gemeinwesen bilden lasse, das nun auch im stande wäre, sich selbst zu ernähren. Die Folge war nach verschiedenen mißglückten Experimenten eine „Reorganisation", welche hauptsächlich darin bestand, daß der größere Theil der bisherigen Mitglieder davon geschickt wurde und nur ein ausgewählter Stab von 21 Personen zurückblieb, welche die Sache erst in Gang bringen sollten. Von diesen waren die meisten vermögenslos, andere aber hatten einige tausend Dollars einzusetzen. Wer etwas hatte, mußte es zum gemeinsamen Besten hergeben; die Höhe der Rückforderung im Falle eines Ausscheidens war abhängig von der Abstimmung der Gemeinde. Neue Candidaten sollten künftig nicht sofort als Mitglieder zugelassen, sondern erst einer Probezeit von sechs Monaten unterworfen werden. Trotzdem wuchs die Altruria-Gemeinde bis zu ihrer Auflösung wieder auf 40 Mitglieder an. Ohne jedes Band der Familie oder Religion lebten diese Mitglieder zusammen in einem „gemeinsamen Haushalt". Der Haupterwerb war Garten- und Ackerbau. Er lieferte das Nöthige für den Tisch, und allwöchentlich konnten noch einige Wagenladungen zum Markt nach Santa Rosa gebracht werden. Im übrigen beschäftigten sich die Mitglieder mit den häuslichen Verrichtungen und mit dem Druck ihrer eigenen Zeitung The Altrurian, die wöchentlich einmal erschien, und die auch in der Umgebung die Neugierde erregt zu haben scheint. Da die Zahl der Mitglieder nicht sehr groß, das Interesse an dem materiellen Fortkommen der Kolonie aber sehr lebendig war, überließ man es der freien Wahl der Einzelnen, je nach Geschmack und Neigung in die nöthigen Arbeiten sich zu theilen. Niemand hatte etwas zu befehlen, und diese völlige Gleichstellung schmeichelte dem Bewußtsein der Theilnehmer ungemein. Man folgte dem Grundsatz, daß Gesellschaft und Unterhaltung die Arbeit angenehm machen müsse, und da man die Freiheit besaß, sich dies zu verschaffen, so wurde auch fleißig gearbeitet. Der Tisch war stets gemeinsam; zum Aufwarten ließen mit Vorzug die jüngern Elemente sich bereit finden. Am meisten Zudrang war zu der Waschküche und die Arbeit der Waschweiber die gesuchteste, da es hier am lebhaftesten und heitersten zuging. Einmal in der Woche am Abend war literarische Unterhaltung, d. h. ein Vortrag oder eine Vorlesung von einem der Mitglieder. Sonntag morgens hielt man auch „religiöse" Versammlung, soweit dies möglich war in einem Gemeinwesen, in welchem in Bezug auf religiöse Ansichten die bodenloseste Freiheit vorausgesetzt wurde. Diese sonntäglichen Versammlungen bestanden aus drei Acten. Zuerst wurde musicirt und gesungen, darauf hielt eines der Mitglieder eine Ansprache, und hieran knüpfte sich dann ein gemeinschaftlicher Meinungsaustausch, etwa über die „Religion der Zukunft" oder dergleichen.

Man trug sich in Altruria Colony noch mit großen Plänen und größern Hoffnungen. Man dachte Geschäfte zu machen durch Samenhandlung, Trocknen und Einmachen von Früchten, Buchdruckerarbeit auf Bestellung, namentlich aber durch Eröffnung einer Pension für Fremde, welche, wie man rechnete, durch das herrliche Klima, die schöne Lage, die interessante Gesellschaft und die volle Un-

gebundenheit des Aufenthaltes gewiß Winters wie Sommers angezogen werden würden. Freilich bedurfte es dann für diese einer ausreichenden Bedienung, und Dienstboten anzunehmen widersprach zu schroff den Grundanschauungen, auf welche die ganze Kolonie gebaut war. Es lag daher in der Absicht, nur solche als Dienstboten zuzulassen, welche Willen und Eigenschaften hätten, für die Zeit ihres Dienstes das gemeinsame Leben der Kolonie in allem zu theilen. So waren die Pläne. Der Bau eines Hotels wurde begonnen; ebenso der eines geeignetern Gemeindewohnhauses mit verschiedenen Sälen für Unterhaltungen und Vorträge. Aber ehe sie vollendet, machten Ueberschuldung und Bankrott der saubern Gemeinde ein Ende. Ernüchtert, aber kaum belehrt, wandten sich die Abenteurer, die sie gebildet hatten, andern, mehr versprechenden Erwerbswegen zu.

Warum gibt es nicht mehr Convertiten?

Wenn überall gesunde Vernunft und praktischer Sinn herrschte, so würde das gesamte Menschengeschlecht hinsichtlich der Religion übereinstimmen. Entweder nämlich gibt es einen Gott, und wir müssen denselben verehren, ihm gehorchen, also Religion üben, und es hängt unser ewiges Wohl oder Wehe davon ab, ob wir es thun; oder es gibt keinen Gott, und alle Religion ist Aberglaube. Wenn ersteres, dann ist der moderne Unglaube auf falscher Bahn und handelt thöricht und unpraktisch, indem er die Religion verachtet. Wenn letzteres, dann ist der weitaus größere Theil des Menschengeschlechtes auf dem Irrwege, indem er Religion übt und um der Religion willen mancherlei Opfer sich auferlegt.

Unter den verschiedenen Religionssystemen gibt es ferner die handgreiflichsten Widersprüche, so daß auch hier wieder entweder der eine oder der andere Theil verkehrt denkt und handelt. Entweder war z. B. Christus der Verkünder der gottgewollten Religion, oder Mohammed war der echte Prophet des Allmächtigen. Wenn ersteres, dann ist der Mohammedanismus, wenn letzteres, dann ist das Christenthum eine Verirrung.

Wir können die Kreise noch enger ziehen. Entweder bietet die katholische Kirche uns die echte, unverfälschte und unverstümmelte Religion Jesu Christi, oder es leistet uns diesen Dienst eine der Hunderte anderer Confessionen, sei es die Staatskirche Rußlands, sei es die lutherische Kirche Schwedens, sei es die evangelische Preußens, sei es die anglikanische von Großbritannien, seien es endlich die Baptisten, die Methodisten oder wer sonst. Nun ist es aber klar, daß nur *eine* von allen diesen sich widersprechenden Confessionen das echte Christenthum besitzt. Hieraus aber folgt mit unerbittlicher Logik, daß es den Mitgliedern aller übrigen Confessionen am genügenden Verständniß oder am praktischen Sinn und am guten Willen gebricht, wenn sie nicht zu dieser *einen* wahren Confession sich wenden.

Wir Katholiken wissen, daß jeder Mensch verpflichtet ist, Religion, d. h. Gottesverehrung zu üben. Wir wissen, daß das Christenthum die wahre, von Gott selbst vorgeschriebene Religion ist. Wir wissen, und wir glauben nicht bloß, daß wir in unserer heiligen katholischen Kirche das echte und ursprüngliche Christenthum besitzen. Ist dem aber so, dann drängen sich unwillkürlich die Fragen auf: Wie kommt es, daß trotzdem etwa die Hälfte aller Christen sich von der alten katholischen Kirche ferne hält und irgend einer der Hunderte von Secten folgt? Wie kommt es, daß ungefähr zwei Drittel des ganzen Menschengeschlechts sogar noch außerhalb des Christenthums stehen? Wie kommt es endlich, daß eine gewaltige Masse von Menschen sich um Gott, um Religion und um ewiges Leben überhaupt nicht kümmert? Wir wollen versuchen, dieses psychologische Räthsel zu lösen.

Der allgemeinste Grund jener Erscheinung ist wohl die Versunkenheit in das irdische Treiben. Es gehören eben zu viele Menschen der broad church an, der „breiten Kirche". Was kümmert sich z. B. der Chinese vom gewöhnlichen Schlage um religiöse Wahrheit, wenn er nur seinen Reis hat und sein Opium rauchen kann? Und was fragt der Berliner Straßenjunge nach den confessionellen Differenzen, wenn er für eine halbe Mark jeden beliebigen Eid schwört?

Verwandt hiermit ist ein anderer Grund: die sittliche Ausschweifung, welche nur allzusehr Besitz genommen hat vom Menschengeschlecht, nachdem Adam in den Apfel gebissen. Die Hingabe an dieses Laster ist sehr häufig ein Hinderniß der Annahme einer Religion, welche sittliche Reinheit gebietet. Der Mohammedanismus z. B. hat daher einen weit größern Erfolg in Afrika als das Christenthum, weil er die Vielweiberei gestattet, welche das echte Christenthum nicht zuläßt.

Beschränken wir uns mehr auf unsere europäische Civilisation, so finden wir als fernere Lösung unseres Räthsels den Atheismus, welcher sich in der Gelehrtenwelt so breit macht. Denn wie könnte ein Protestant auf den Gedanken kommen, katholisch zu werden, wenn er an einen persönlichen Gott überhaupt nicht glaubt? Der Katholicismus muß ihm alsdann ebenso thöricht erscheinen wie der Protestantismus; und von einer Thorheit zur andern überzugehen, wäre doch wahrlich selbst eine Thorheit; und das um so mehr, wenn dieser Uebergang allerlei praktische Opfer verlangte, wie Kirchenbesuch, Fasten und Beichten. Obendrein fände selbstverständlich ein Atheist keine Aufnahme in die katholische Kirche.

Es gibt jedoch, Gott sei Dank, noch eine große Zahl edler und gläubiger Protestanten. Warum werden nicht wenigstens sie katholisch? Antwort: Es wurden ihnen von Jugend auf die herkömmlichen Verleumdungen und Vorurtheile gegen die katholische Kirche beigebracht, als da sind: Rechtfertigung durch bloß äußerlich verrichtete gute Werke, Sündenvergebung für Geld, Heiligenanbetung u. s. w. Diese Verleumdungen stehen jenen Protestanten mitunter so fest wie die Wahrheiten des Evangeliums. Beruhte aber auch nur eine derselben auf Wahrheit, dann handelten sie ganz richtig, wenn sie nicht katholisch würden. Denn eine Religion, welche unwahre oder unsittliche Dinge lehrt, ist sicherlich verwerflich, sicher nicht von Gott gewollt und geboten; man darf sich zu ihr nicht bekennen. Wohl mögen solche Protestanten auch in ihren eigenen Bekenntnißschriften unchristliche Lehren entdecken, z. B. daß Gott manche Menschen von vornherein zur Hölle bestimme. Dieser Umstand aber könnte sie höchstens veranlassen, aus ihrer Confession auszutreten, nicht aber einzutreten in die katholische Kirche, falls diese wirklich die ihr schuld gegebenen unchristlichen Lehren vorschriebe. Da obendrein die protestantische Confession eigentlich gar kein verpflichtendes Glaubensbekenntniß aufstellt, sondern, praktisch genommen, einen jeden glauben läßt, was ihm gut dünkt, ohne daß derselbe darum seine Confession zu verlassen brauchte: so bleiben jene Protestanten, was sie sind; sie legen sich das Christenthum nach ihrer Weise zurecht und bilden sich so ein jeder seine eigene Confession.

In diesen Umständen liegt zum großen Theil die Erklärung, weshalb manche gläubige Protestanten, obgleich sie das Unhaltbare ihrer eigenen Confession erkennen, dennoch nicht katholisch werden. Uns Katholiken ist es oft schwer verständlich, daß solche Protestanten trotzdem noch in gutem Glauben hinsichtlich ihrer Religion sich befinden können. Dies begreift sich aber vollständig, wenn der Protestant einmal von jener allerdings falschen Voraussetzung ausgeht, die katholische Kirche bekenne sich zu unchristlichen Lehren. Dieses vorausgesetzt, wäre freilich die Folgerung durchaus berechtigt, daß man nicht katholisch werden dürfe. Katholisch werden bedeutet daher in manchen Kreisen so viel als den gesunden Verstand verloren haben; und wenn man etwas recht Tolles bezeichnen will, so gebraucht man jenes geflügelte Wort: „Das ist zum Katholischwerden!"

Andere Protestanten haben durch tiefere Studien sich befreit von jenen anerzogenen Vorurtheilen. Ihnen ist der Katholicismus mitunter sogar weit sympathischer als ihre eigene protestantische Confession. Hätten

sie im 16. Jahrhundert gelebt, niemals würden sie die alte, von Christus gestiftete Kirche verlassen haben; denn sie sind conservativ, aber conservativ bis zum Uebermaß; sie wollen den irrigen Weg nicht verlassen, auch nachdem sie denselben als irrig erkannt. Etwa in diesem Sinne soll einst ein bekannter Monarch einem hochstehenden Convertiten erklärt haben: „Ich liebe die Leute nicht, welche ihre Religion wechseln." „Ich auch nicht," so etwa antwortete dann aber der Convertit, „und wenn Luther seine Religion nicht gewechselt hätte, so wäre ich auch meinerseits nicht in die Lage gekommen, meine Religion wechseln zu müssen."

Mancherlei Redensarten sind es, welche diesen Standpunkt rechtfertigen sollen; so jenes Wort: Man soll bei der Religion bleiben, in welcher man geboren ist. Wer so spricht, der bedenkt nicht, daß er hiermit den Stab bricht über das gesamte Christenthum und sogar über den Sohn Gottes selbst; denn nach diesem Grundsatze hätten unsere heidnischen Vorfahren sich nimmer zur christlichen Religion bekennen dürfen, und Christus hätte verkehrt gehandelt, als er seine Apostel sandte, alle Völker zu lehren und dieselben durch die Taufe in das Christenthum aufzunehmen.

Der Irrthum dieser Art von Protestanten liegt darin, daß sie sich über die Pflicht des Religionswechsels täuschen. Es ist Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes, sich auch äußerlich von jenem Religionsbekenntniß loszusagen, welches er im Herzen als irrig erkannt hat; und es ist ebenso seine Pflicht, jene Religion anzunehmen, deren Annahme von Gott gefordert wird. Die Nichterfüllung dieser Pflicht würde einst den Weltenrichter zu dem Urtheilsspruch veranlassen: „Wer sich meiner und meiner Worte schämt vor diesem ehebrecherischen und sündhaften Geschlechte, dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters" (Marc. 8, 38).

Die Pflicht, nach der religiösen Wahrheit zu forschen und sie zu bekennen, nachdem man sie gefunden, ist über jeden Zweifel erhaben. Aber die Neigungen des Herzens haben nicht selten eine gewaltige Macht über das Urtheil des Verstandes. Sie bewegen oft den Menschen, eine klar erkannte Pflicht unerfüllt zu lassen. Und da nun der Uebertritt zur katholischen Kirche dem menschlichen Herzen oft schwere Opfer auferlegt, so liegt in diesen Opfern ein weiterer Grund, weshalb nicht zahlreichere Conversionen stattfinden.

Bei einem Gastmahl sprach einst einer der Anwesenden zum göttlichen Heiland: „Selig, wer im Reiche Gottes mitspeiset." Christus antwortete

ihm mit folgender Parabel: „Ein Mensch bereitete ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon alles bereit wäre." Nun entschuldigten sich die Geladenen einer nach dem andern. Einer hatte einen Meierhof gekauft und wollte ihn besehen; ein anderer hatte fünf Joch Ochsen gekauft; ein dritter hatte ein Weib genommen u. s. w. Christus schloß mit der Drohung: „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkosten soll" (Luc. 14, 15—24).

Was Christus mit diesem Gleichniß sagen will, ist klar. Er kennzeichnet jene religiöse Gleichgiltigkeit, welche allen möglichen irdischen Interessen den Vorrang einräumt vor der Erfüllung der religiösen Pflichten, insbesondere vor dem offenen Bekenntniß der wahren Religion, zu deren Annahme Gott alle Menschen auffordert. Aber wie oft wird der Sinn dieser Parabel im praktischen Leben verkannt!

In einer Stadt Dänemarks war vor mehreren Jahren eine Dienstmagd katholisch geworden. Das Dorf, aus welchem sie stammte, war ganz lutherisch. Als sie dorthin zurückkehrte, ließ der Prediger sie kommen und sprach: „Mein Kind, wie konntest du römisch werden?!" Das Mädchen erwiderte: „Herr Pastor! Die katholische Religion ist die wahre." Pastor: „Nun, mein Kind, es mag ja sein, daß in der katholischen Religion manches wahr ist." Mädchen: „Nein, Herr Pastor, es ist alles wahr!" Pastor: „Das mag ja auch sein." Mädchen: „Wenn alles wahr ist, Herr Pastor, dann müssen Sie auch katholisch werden." Pastor: „Bist du verrückt? Ich habe ja Frau und Kinder!"

In der That, die Opfer, welche ein protestantischer Prediger gewöhnlich bringen muß, wenn er katholisch wird, diese Opfer sind wahrhaft heroisch. Ein protestantischer Prediger pflegt ja Frau und Kinder zu haben und für seinen Unterhalt meist auf sein Gehalt angewiesen zu sein. Wenn er katholisch wird, muß er natürlich sein Amt als Prediger aufgeben, und hiermit ist er vielfach mit Weib und Kind dem Elend preisgegeben. Auf eine Anstellung durch den Staat wird er kaum jemals hoffen dürfen. Es fehlt ihm ja auch für andere Fächer meist die nöthige Vorbildung. Am ersten noch könnte er im Lehrfach Verwendung und Lebensunterhalt finden. Zu diesem jedoch wird z. B. die preußische Schulverwaltung ihn kaum jemals zulassen. Will er aber an Privatschulen ein Unterkommen suchen, so steht ihm wiederum das staatliche Schulmonopol

entgegen, welches Privatschulen, wenigstens für die studirende männliche Jugend, so gut wie gar nicht gestattet. Diejenigen Anstalten aber, welche man etwa noch zuläßt, werden in solcher Abhängigkeit gehalten, daß ein protestantischer Prediger, der katholisch geworden, wohl kaum jemals Anstellung fände. Wollte nun der Convertit von der Kirche als Geistlicher verwandt werden, dann steht ihm fast immer der Umstand entgegen, daß er verheiratet ist. Jedenfalls müßte er noch mehrere Jahre katholische Theologie studiren, um in der Seelsorge verwendet werden zu können.

Trotz dieser Schwierigkeiten haben manche protestantische Prediger dennoch das Opfer gebracht und sind katholisch geworden. Ich kannte einen ehrwürdigen alten Herrn, welcher als Redacteur eines kleinen Blättchens mit seiner gleichfalls bejahrten Frau ein kümmerliches Leben führte. Als protestantischer Geistlicher hatte er eine sehr einträgliche Pfründe gehabt, auf welcher er sich Equipage halten konnte. Er war convertirt und hatte seine Stelle niedergelegt. Aehnliche Fälle sind wiederholt vorgekommen. Ganz ungleich häufiger aber werden die Fälle sein, daß ein protestantischer Prediger die katholische Wahrheit erkannt hatte, auch für seine Person große Opfer zu bringen bereit war, daß er aber davor zurückschreckte, durch seinen Uebertritt auch seine Frau und Kinder mit sich ins zeitliche Elend zu stürzen. Würde er klar erkennen, daß Gott auch dieses Opfer von ihm verlangte, so brächte er es vielleicht. Aber das arme Herz spiegelt ihm Scheingründe vor, weshalb die katholische Kirche vielleicht doch nicht die wahre sei, oder weshalb man unter solchen Umständen nicht verpflichtet sei, äußerlich zu ihr überzutreten.

Auch bei jenen, die nicht Prediger sind, pflegt die Conversion mit mancherlei Opfern verbunden zu sein. Es muß z. B. auf Successionsrechte verzichtet werden, wie beim Herzog Paul von Mecklenburg. Bekannt sind die empörenden Gehässigkeiten, welche Voß gegen seinen Wohlthäter, den Grafen Friedrich Leopold Stolberg, anläßlich der Conversion desselben schleuderte. Wie es dem Historiker Friedrich von Hurter gelegentlich seiner Conversion erging, schildert uns Rosenthal in folgenden Worten: „Bald sollte der Wiedergeborene noch andere Beweise protestantischer Liebe und Geistesfreiheit erhalten. Auf die Nachricht, daß er dem Worte des Herrn: ‚Wer mich bekennt vor den Menschen, den will auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater‘, gefolgt war, drang ein Haufen ‚ehrsamer‘ Bürger seiner Vaterstadt in sein Haus, um ihm, den sie bereits von Rom zurückgekehrt wähnten, einen des Pöbels großer Städte

würdigen Empfang mit ‚Kesseln und Pfannen, Steinwürfen und Thürerbrechen‘ zu bereiten; die Excesse wiederholten sich am andern Tage, ohne daß der löbliche Magistrat gegen die Ruhestörer eingeschritten wäre; ja derselbe billigte vielmehr öffentlich die ‚Entrüstung‘ des Volkes und erklärte sich so der Theilnahme an jenen schmachvollen Vorgängen schuldig.“ [1]

Auf solche und ähnliche Opfer muß sich gefaßt machen, wer convertiren will. Aber auch wo die Opfer nicht so handgreiflich hervortreten, sind sie dennoch oft nicht minder schmerzhaft. Der Convertit fühlt, daß selbst die nächsten Verwandten mitunter ihn als Abtrünnigen, als einen Entarteten ansehen, welcher der Familie Schmach bereite. Man muß sich die sonderbarsten Urtheile gefallen lassen, namentlich hinsichtlich der Beweggründe des Uebertritts. Es kommen die innern Schwierigkeiten hinzu: man muß brechen mit lieben Jugenderinnerungen, mit vielen bisherigen Anschauungen, man muß in eine ganz neue Lebenssphäre sich hineinleben.

Treffend spricht sich in dieser Beziehung der Convertit Major Rochus von Rochow aus. Derselbe hatte früher bei den Garde-Ulanen in Potsdam gestanden. Im Jahre 1852 war er convertirt, und nach dem Kriege von 1866 hatte er seinen Abschied genommen. Seit dieser Zeit bis zu seinem am 8. Juni 1896 in Dresden erfolgten Tode war seine Thätigkeit auf schriftstellerischem Gebiete, auf Katholikenversammlungen u. s. w. den Interessen der Kirche gewidmet. In den Aufzeichnungen, die sich in seinem Nachlasse fanden, schreibt er von einer Rheinreise des Jahres 1849:

„Ich, der ich noch nicht viel aus meiner Heimat herausgekommen war, hatte viel Freude an dieser Reise. Das Neue und Schöne, das ich von Natur und menschlichen Bau- und Kunstwerken gesehen, die Eindrücke, die ich in Wiesbaden, Straßburg und Mannheim empfangen, hatten mein Gefühl angeregt, meine Phantasie belebt und meinen Gesichtskreis erweitert. Ich hatte Gegenden kennen gelernt, die mir sehr gefallen hatten, und gegen deren Schönheit und historisches Interesse meine Heimat weit zurückstand — und doch, als ich die Sand- und Wiesenflächen der Mark Brandenburg mit ihren dunklen Kiefernwäldern und blauen Seen wieder sah, da heimelte es mich mächtig an, und ich empfand an mir die Macht des Heimatsgefühles und den Zauber, welchen die alte, durch Gewohnheit liebgewonnene Umgebung auf jeden Menschen ausübt.

„Wie oft im physischen Leben, so ist es auch im moralischen.

„Wie oft hört man von Protestanten das Unlogische und Unbefriedigende des Protestantismus zugestehen und dagegen anerkennen, wie fest und consequent das Lehrgebäude der katholischen Kirche, wie herrlich und allen Bedürfnissen entsprechend die Gebräuche und Einrichtungen in derselben seien! Was ist es

[1] Rosenthal, Convertitenbilder Bd. I, Th. 2, S. 285.

nun, wodurch sich solche Leute trotz dieser Erkenntniß zurückhalten lassen, die dürren Steppen des Protestantismus zu verlassen, um auf den üppigen Gefilden, welche die katholische Kirche einem jeden bietet, der guten Willens ist, volle Befriedigung für Verstand und Herz zu suchen? Ist es nicht meistens, nicht so sehr Mangel an Erkenntniß und gutem Willen, als vielmehr jene natürliche und bis auf einen gewissen Punkt auch ganz berechtigte Anhänglichkeit an die überkommenen Traditionen und an die zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheiten? Ist es nicht dieses unbewußte Heimatsgefühl, durch welches wir wie mit tausend Wurzeln und Fädchen mit den uns angeborenen und anerzogenen Lebensanschauungen verwachsen sind? Da reicht die bloße Erkenntniß des relativ Bessern nicht aus, um uns zu bewegen, alle jene Bande, die uns an unsere eigene Vergangenheit und an unsere Umgebung fesseln, zu zerreißen, um nun mehr oder weniger fremde Lebensverhältnisse zu ergreifen. Es müssen gleichsam zwingende Gründe vorliegen, sonst kommen wir noch weniger zu dem Entschlusse, unsere geistige als unsere leibliche Heimat zu verlassen und sie mit einer neuen zu vertauschen." [1]

Alle diese äußern und innern Schwierigkeiten würden vielleicht nicht so viele Protestanten von der Rückkehr zur alten Kirche abhalten, wenn sie sich erst zeigten, nachdem man klar die Pflicht dieser Rückkehr erkannt hatte. Aber sie pflegen schon gleich bei dem ersten Aufdämmern des Gedankens an einen möglicherweise vorzunehmenden Religionswechsel wie ein Gespenst im Hintergrunde zu lauern. Katholisch werden? — sobald dieser Gedanke nur auftaucht, empört sich der innere Mensch. Hast denn auch du dich berücken lassen von dem Blendwerk des Romanismus? so spricht eine innere Stimme. Und was werden deine Freunde dazu sagen? Und deine Verwandten? Und deine Vorgesetzten? Und wird es nicht etwa deiner Carriere schaden? Wird man dich nicht gar pensioniren? Solche und ähnliche Gedanken drängen sich auf. Dann heißt es weiter: Laß doch diese ganzen Dinge beiseite! Was willst du die theologischen Controverspunkte studiren? Ueberlaß das den Theologen von Fach! Bleibe, was du bist, und laß dich an deinem Glauben nicht irre machen; es könnte sonst bedenkliche Folgen haben. In dieser und ähnlicher Weise wird das Gewissen beruhigt, und der Gedanke an eine Rückkehr zur alten Kirche wird im ersten Keime erstickt. Gelingt das nicht ganz, so wird wenigstens die Ausführung des Planes unter allerlei Gründen verschoben von einem Jahre zum andern.

Und nun zurück zu unserer ursprünglichen Frage: *Warum gibt es nicht mehr Convertiten?* Der Grund ist nicht, weil die katho-

[1] Kathol. Kirchenblatt für Sachsen, 18. October 1896, S. 424.

lische Religion nicht die wahre wäre; auch nicht, weil ihre Wahrheit sich nicht beweisen ließe. Der Grund liegt vielmehr darin, daß zahlreiche äußere und innere Hemmnisse dem Uebertritt sich entgegenstellen.

Was aber die thatsächliche Zahl und Art derjenigen betrifft, die von einer Confession zur andern übergehen, so ist zunächst klar, daß bei der Lossagung neugebildeter Confessionen von der katholischen Kirche der Zuwachs dieser neuen Confessionen aus dem Katholicismus weit größer war als die Rückströmung zu demselben. Denn alle übrigen Confessionen sind ja entstanden durch den Abfall vom Katholicismus, angefangen von den Gnostikern und Montanisten der ersten Jahrhunderte bis hinab zu den Altkatholiken der Gegenwart. Hatten später diese Confessionen ihre Lebenskraft erschöpft, dann trat freilich das Gegentheil ein. Sie kehrten zur alten Kirche zurück, soweit sie nicht etwa das ganze Christenthum von sich abwarfen. So sind die Arianer trotz ihrer gewaltigen Verbreitung seit mehr als einem Jahrtausend erloschen und größtentheils zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Am längsten hielten sich wohl die Nestorianer und Monophysiten; sie bestehen schon seit fast anderthalb Jahrtausenden; gegenwärtig aber sind sie vielfach in der Rückkehr zur Kirche begriffen, und schon längst haben sie ihre Bedeutung verloren.

Ferner ist klar, daß der Abfall von der Kirche weit größer war als die Rückkehr, wenn äußere Zwangsmittel angewandt wurden. England, Dänemark, Schweden, Norwegen, ein großer Theil von Deutschland u. s. w. wurden durch derartige Gewaltmaßregeln, durch Folter und Kerker, oder mitunter durch noch schlimmere Maßregeln zum Protestantismus „bekehrt“. Rußland hat, theilweise noch in diesem Jahrhundert, durch seine Bekehrungsmethode Millionen Katholiken von der Kirche zum Schisma getrieben — äußerlich wenigstens.

Von diesen gewaltsamen Massenbekehrungen wollen wir hier absehen, dagegen unsere Aufmerksamkeit richten auf die Zahl derjenigen Uebertritte, die, soweit man menschlicherweise urtheilen kann, auf Ueberzeugung beruhen. Da ist es uns denn nicht zweifelhaft, daß die Zahl der Uebertritte zum Katholicismus ganz unvergleichlich größer ist als die Zahl der Uebertritte vom Katholicismus zu andern Confessionen. Erstere ermöglichten ja, daß Räß[1] und Rosenthal[2] in ihren umfangreichen

[1] Räß, Die Convertiten seit der Reformation. 13 Bände.

[2] Rosenthal, Convertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. 6 Bände.

Werken uns die innere Entwicklung zahlreicher hervorragender Persönlichkeiten vorführten, welche aus Ueberzeugung zur alten Kirche zurückkehrten. Weder die russische Staatskirche noch der gesamte Protestantismus könnte das Material für ein auch nur irgendwie ähnliches Werk bieten, für ein Werk, welches die auf Ueberzeugung ruhenden Uebergänge vom Katholicismus zu einer andern nichtkatholischen Confession schilderte.

Aber Luther? Ist denn nicht Luther wenigstens aus Ueberzeugung „lutherisch" geworden? Wir wollen hier nicht untersuchen, eine wie große oder geringe Rolle ruhige, wissenschaftliche Ueberzeugung bei Luther gespielt hat. Aber zur Beurtheilung dieser Frage sei doch wenigstens an ein paar Aeußerungen Luthers erinnert, welche zwar denen genugsam bekannt sind, die Luthers Persönlichkeit nicht einseitig aus protestantischen Quellen kennen, welche aber nicht oft genug jenen vorgehalten werden können, die in Luther noch immer den glaubensmächtigen Heros erblicken.

Mathesius, der Lobredner Luthers, schreibt: „Antonius Musa, Pfarrer zu Rochlitz, saget mir, er habe dem Doktor [Luther] einmal herzlich geklagt, er könne selbst nicht glauben, was er andern predige. Gott sei Lob und Dank, habe Doktor geantwortet, daß andern Leuten es auch so geht; ich meinte, mir wäre allein so." Und weiter erklärt Luther: „Ich wahrlich kann's auch so stark leider nicht glauben, als ich davon predigen, reden, schreiben kann, und wie andere Leute von mir wohl denken, daß ich so fest glaube."

So stand es mit Luther. Wie aber stand es denn mit den übrigen Gelehrten, welche der Neuerung Luthers zufielen? Wie weit handelte es sich bei ihnen um wahre Ueberzeugung? Die meisten derselben werden anfangs ebensowenig wie Luther daran gedacht haben, sich von der katholischen Kirche loszusagen. Als sie jedoch später sahen, wohin die Sache führe, da wandten sich einige zurück zur alten Kirche; andere hatten sich derart in die neuen Anschauungen festgeschmiedet, daß sie von ihnen nicht abließen, auch wenn sie von der allgemeinen Kirche sich lossagen mußten.

Zu den Gelehrten der ersten Art gehörte z. B. der Wormser Canonicus Karl von Bodmann, welcher unterm 23. Juni 1524 schrieb:

„Ich war lange Zeit dem Vorgehen Luthers günstig gesinnt, nicht weil ich eine Trennung wollte von der Lehre der Kirche und etwa neue Dogmen und einen neuen Gottesdienst für nothwendig oder wünschenswerth erachtete, sondern weil ich, wie so viele und gelehrte Männer, glaubte, es werde durch ihn eine heilsame Reform des kirchlichen Lebens bezweckt und erreicht werden. Aber der Anblick dessen, was um uns vorgeht, zeigt nur allzu deutlich, wie bitter wir alle uns getäuscht haben. Wie wäre es möglich, irgend eine Anstalt zu reformiren, die man in ihrem ganzen Organismus und in all ihren langhundert-

jährigen Ueberlieferungen und Uebungen verwirft und als schädlich und verderblich verschreit? Weltlust und Ueppigkeit, Gier nach Geld und Genuß, Verachtung der Gesetze, Haß und Neid und wie die unedlen Leidenschaften alle heißen mögen, sind in allen Ständen tief eingewurzelt, sie wuchern als Früchte unserer verderbten Natur empor, wie in jedem Zeitalter, so auch in dem unserigen, und in dem unserigen um so stärker, je mehr in diesem oder jenem Lande, dieser oder jener Stadt von den Geistlichen und Weltlichen höchsten Standes, von den Reichen und Vornehmen den geringen Ständen des Volkes ein böses Beispiel gegeben wird. Wie kann man nun aber Hohe und Niedrige dadurch bessern, daß man ihnen die vorhandenen Zügel ihrer Leidenschaften vollends wegnimmt, alle kirchliche Zucht zertrümmert, die kirchlichen Strafgesetze verachtet und verspottet, Fasten und Beichten für unnütze, wohl gar für schädliche Dinge erklärt? Will man die Gier nach Geld und Gut dadurch stillen, daß man den Mächtigen die reichen Kirchengüter als bequem zu erreichende Lockspeisen vorhält? die Heiligkeit des Familienlebens dadurch sichern und schützen, daß man über die Ehe Grundsätze verkündet, welche jeden ernsten Christen erröthen machen? Mit der Kirche und ihrer Lehre ist im Volke alle Religion überhaupt angegriffen, und mit dieser verliert zugleich alle weltliche Autorität ihren Boden. Luthers Geist hat hohe und edle Züge, aber der Hochmuth brachte ihn zum Fall. Ich möchte in Luthers Seele lesen können, wie er selbst sein Werk und dessen Folgen beurtheilt, und wie er urtheilt über die Unternehmungen, zu welchen man ihn als Werkzeug gebraucht."

Ganz ähnlich wie v. Bodmann schreibt Georg Witzel, einer der größten Theologen seiner Zeit, welcher sich anfangs auch der lutherischen Bewegung angeschlossen hatte, aber schon im Jahre 1532 von ihr sich lossagte und zur alten Kirche zurücktrat. Aus wie wohlbegründeter Ueberzeugung dieser Rücktritt geschah, zeigt uns seine 1532 veröffentlichte interessante „Apologia, das ist eine Vertheidigungs- und Schutzschrift Georg Witzels, worin angezeigt wird, wie er von der lutherischen Secte wiederum zu dem alten katholischen Glauben gekommen sei" [1]. Charakteristisch ist an dieser Apologie, daß sie nicht bloß die Irrigkeit der gegnerischen Confession nachweist, sondern auch vor allem die Wahrheit der eigenen in solider Weise begründet. Die protestantische Polemik pflegt es anders zu halten. Dem Protestant, welcher einen Katholiken zu sich herüberziehen will, kommt es kaum jemals in den Sinn, den Nachweis zu versuchen, seine protestantische Secte, etwa die altlutherische, sei die einzig wahre. Vielmehr pflegt sich seine ganze Polemik auf den Versuch des Beweises zu beschränken, die katholische Religion sei nicht die wahre.

[1] Die Biographie Witzels findet sich bei Räß, Convertiten I, 123 ff.; die „Apologie" daselbst S. 156—184.

Die Beispiele v. Bodmanns und Witzels zeigen uns das Verhalten der Gelehrten. Luther selbst schreibt: „Es sind nicht schlechte, geringe Leute, welche unsere Lehre verachten, lästern und verfolgen, sondern allermeist die Hochverständigsten, Gelehrtesten, Gewaltigsten und die da wollen die Frömmsten und Heiligsten sein.“

Wie stand es aber mit der Ueberzeugung des gewöhnlichen Volkes, welches dem Lutherthum anhing? Inwieweit war bei ihm von einer wirklichen Ueberzeugung die Rede? Luther antwortet:

„Da ist kein verachteter und verfluchter Ding auf dem Erdboden als das liebe Evangelium [d. h. als die Lehre Luthers]. Man gibt uns Schuld, daß wir Aufrührer sind, daß wir die Einigkeit der Kirche zertrennen, und was nur Böses gethan wird, das, sagt man, geschehe unserthalben.“ „Viele sagen: der Friede ist gestört, die Welt in Unruhe, die Menschen sind verwirrt in Geist und Sinn, die Religion fällt dahin, die Gottesverehrung wird gestört, der rechtmäßige Gehorsam wird aufgelöst: was ist Gutes aus dem Evangelium kommen? Vorhin war alles besser.“ „Jedermann klagt jetzt und schreit, das Evangelium mache viel Unfriede, Hader und unordentlich Wesen in der Welt, und stehe alles ärger, seit es aufgekommen ist, denn vor je, da es noch fein still zuging und keine Verfolgung war, und die Leute miteinander lebten als gute Freunde und Nachbarn.“ Das Volk, fügt Luther bei, wolle ihn „mit dem Evangelium gern zum Lande austreiben oder gar aushungern“. „Wenn ich wollte, traute ich gar leichtlich, mein Volk in zwei oder drei Predigten wiederum zu predigen ins Papstthum und neue Wallfahrten und Messen anzurichten.“ „Ich weiß fürwahr, es sollten hier zu Wittenberg kaum zehn sein, die ich nicht verführen wollte, wenn ich wollte wiederum solcher Heiligkeit brauchen, welcher ich im Papstthum, da ich ein Mönch war, gebraucht habe.“ [1]

Wie im Anfang der sogenannten Reformation, so ging es auch später. Durch Gewalt, mittelst des sogen. ius reformandi, ließen zwar manche deutsche Fürsten ihre Unterthanen von einer Confession zur andern überspringen. Von einem aus voller Ueberzeugung hervorgegangenen Uebertritt zum Protestantismus habe ich nie etwas gehört. Dagegen bieten uns die erwähnten Werke von Räß und Rosenthal schon allein aus den deutschen Fürstenhäusern eine ganze Reihe von Rücktritten zum Katholicismus, und meist werden uns durchaus solide Beweggründe dieses Rücktritts beigefügt; zuweilen auch bieten uns jene Fürsten eingehende Abhandlungen, in welchen sie die Wahrheit des Katholicismus darthun, und hierdurch ihren Schritt, als auf Ueberzeugung beruhend, vor der öffentlichen Meinung rechtfertigen. Wir wollen uns darauf beschränken, kurz die Zahl solcher Uebertritte an-

[1] Vgl. Janssen, An meine Kritiker (17.—19. Tausend) S. 120 ff.

zugeben. Das sächsische Fürstenhaus bietet uns mindestens elf solcher Fälle; das Haus Brandenburg-Preußen sieben; das Haus Hessen elf; das Haus der Pfalzgrafen zwölf; das Haus Württemberg acht; das Haus der Welfen fünf; das Haus Baden acht; das Haus Mecklenburg vier; das Haus Nassau fünf u. s. w.

Von hervorragenden Gelehrten und Künstlern aus der neuern Zeit mögen wenigstens einige genannt sein, zunächst Graf Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg, dann Friedrich v. Schlegel, der Schöpfer der Literaturgeschichte; ferner Johann Friedrich Heinrich Schlosser und Christian Schlosser, die Theologen Gustav Bickell, Hugo Lämmer, Wilhelm Martens, der berühmte Canonist Georg Phillips, die hervorragenden Historiker Friedrich v. Hurter, August Friedrich Gfrörer, Onno Klopp, die Schriftsteller Ludwig v. Beckedorff, Ernst Jarcke, Wilhelm Volk, der Architekt Heinrich Hübsch, die Bildhauer Rudolf Schadow, Hermes und Karl Steinhäuser, die Maler Overbeck, Philipp Veit, Wilhelm v. Schadow-Godenhaus, Ludwig Schnorr v. Carolsfeld; sodann Legationsrath v. Kehler, die Dichterin Luise Hensel, die Malerin Emilie Linder u. s. w. Aus wie inniger Ueberzeugung diese Conversionen hervorgingen, sehen wir aus dem Werke Rosenthals. Was könnte der deutsche Protestantismus ihnen gegenüberstellen?

Doch auch in andern Ländern finden wir zahlreiche Uebertritte zum Katholicismus. Eine ganze Reihe hervorragender Convertiten, deren Namen weithin bekannt sind, bietet uns England.

Was Rußland anlangt, so ist ja bekannt, daß ganze Volksmassen, allerdings mit eigenthümlichen Mitteln, zum Abfall von der katholischen Kirche gebracht wurden. Aber nie habe ich gehört, daß ein Katholik aus Ueberzeugung vom Katholicismus übergetreten wäre zum russischen Schisma. Den umgekehrten Schritt dagegen thaten, und zwar meist unter großen zeitlichen Opfern und somit sicher aus Ueberzeugung, viele hervorragende Persönlichkeiten. Wir beschränken uns darauf, die Namen anzuführen, welche Rosenthal in seinen Convertitenbildern bringt. Es sind: Fürst Demetrius Augustin Gallitzin, Fürstin Alexis Gallitzin, Fürst Peter Koslowsky, Fürstin Katharina Sanguszko, Fürst Alexander Gallitzin, Gräfin Sophie Swetchin, Gräfin Albert La Ferronnays, geb. Gräfin Alopeus, Fürst Johannes Gagarin, Graf Gregor Schuwalow, Michael Lunin, Gräfin Tolstoy, Fürst Andreas Razumowsky, Gräfin Praskowie Golowin, Fürstin Kathinka Gallitzin, Fürst Theodor Gallitzin, Graf Peter Yermalow, Fürstin

Zenaide Wolkonski, Prinzessin Natalie Narischkin, Johannes Martinow, Professor Wladimir Petcherin, Fürstin Sayn-Wittgenstein-Sayn (Tochter des Fürsten Bariatinsky), Graf Anton Rossadowski, Freiin Maria v. Seebach (Tochter der russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode), Graf Schublenikow, Gräfin Sophie Ségur (Tochter des Grafen Rostoptschin), Pfarrer Zsadkiewicz, Baron Nicolai (ehemals russischer General und Gouverneur von Tiflis, später Kartäuser) u. a.

Was endlich die persönliche Erfahrung des Verfassers anlangt, so ist derselbe in Deutschland, England und Dänemark mit vielen Convertiten in Berührung gekommen, bei welchen er durchaus den Eindruck gewann, daß der Uebertritt aus Ueberzeugung von der Wahrheit des Katholicismus geschah. Andererseits kannte er auch einige Persönlichkeiten, welche vom Katholicismus zu irgend einer protestantischen Secte übergingen. Er erinnert sich z. B. zweier jungen Damen, welche in einer ganz vorherrschend lutherischen Stadt lutherisch wurden; man sagte, sie hätten eine Verbindung mit angehenden protestantischen Theologen gesucht. Der Verfasser erinnert sich auch eines Schneiders in England, welcher protestantisch wurde, weil die katholische Geistlichkeit ihm nicht so viel Unterstützung zukommen ließ, wie er wünschte. Wiederholt habe ich ferner von katholischen Pfarrern gehört, daß verkommene Katholiken ein Almosen erpressen wollten mittelst der Drohung: falls man ihnen nicht nach Wunsch gäbe, so würden sie evangelisch. Wenn sie es nun wurden, geschah es dann wohl aus Ueberzeugung? Niemals aber, wie gesagt, habe ich von einem Fall gehört, daß ein Katholik Protestant geworden sei, derart, daß man den Eindruck gewonnen hätte, der Uebertritt sei aus voller Ueberzeugung geschehen.

Welches wird nun voraussichtlich das Ende der verschiedenen Confessionen sein? Von jenen Confessionen, welche nicht von Christus gegründet wurden, sondern erst später entstanden, dürfen wir das Wort der Heiligen Schrift anwenden: „Eine jegliche Pflanzung, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerottet werden" (Matth. 15, 13). Von der Kirche aber, deren Episkopat eine ununterbrochene Fortsetzung des Apostelcollegs bildet, werden die Worte sich bewahrheiten, welche Christus nach seiner Auferstehung an die versammelten Apostel richtete. Er sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker . . . und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" (Matth. 28, 19. 20).

L. v. Hammerstein S. J.

Vier Meisterwerke kirchlicher Baukunst in Florenz.

Nach allem, was schon gesagt worden [1], ist Florenz noch reich genug für eine ergiebige Nachlese auf dem Felde der kirchlichen Baukunst.

An Zahl der Kirchen mag es manche Stadt Florenz gleichthun oder es selbst übertreffen, kaum aber an künstlerischer Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit der Bauart. So zählt Rom unverhältnißmäßig mehr Gotteshäuser, aber der Stilunterschied derselben ist nicht groß. Wer in Rom eine Kirche gesehen, hat viele andere gesehen. Es hat auch leider viel schönes Alte zerstört und viel neues Minderwerthige gebaut. Kostbarkeit des Baustoffes ersetzt nimmer den Kunstwerth. Florenz dagegen bietet Auswahl in allen Bauformen und zwar in der ursprünglichsten und anziehendsten Gestalt. Wir sehen da romanische Bauten, dann Werke der italienischen Gotik, ferner Uebergangsversuche von der Gotik zur Renaissance und endlich die ersten und schönsten Blüthen der Renaissance selbst.

Ein kleiner Rundgang durch die Stadt soll das Fehlende einigermaßen noch ergänzen.

Zu den Werken der romanischen Bauart zählen die Taufkapelle S. Giovanni und S. Miniato auf dem Berge.

Die romanische Bauform ist ihrem Wesen nach eine Umbildung und Ausbildung des alten Basilikenstils.

Die ursprüngliche Basilika hatte als Grundform das dreischiffige Rechteck mit der Apsis, worin hinter dem Altar der Bischofsitz stand. Das überhöhte Mittelschiff, das entweder flach oder vermittelst Bogen auf den Säulen ruhte, war oben durch Bogenfenster erhellt, mit flachem Täfelwerk gedeckt und mit Mosaiken geschmückt und schloß unten vor dem Altar durch angebrachte Schranken noch einen verlängerten Raum für die niedere Geistlichkeit ein. Später fügte sich zwischen dem Chor und dem Mittelschiff ein verlängertes Querschiff mit Triumphbogen und Krypta ein, und so erhielt das Rechteck die Gestalt eines lateinischen Kreuzes.

Der romanische Gedanke nun bildete diese Urform folgendermaßen um. An die Stelle der Säule trat, manchmal mit Säulen abwechselnd (Stützenwechsel), der runde oder gegliederte Pfeiler, welcher Blendbogen über die

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIX, S. 225 ff.; Bd. L, S. 383 ff. 527 ff.; Bd. LII, S. 389 ff.

Säulen hinweg bis zum nächsten Pfeiler schlug und selbst da, wo die offene oder getäfelte Decke blieb, sich vermittelst eines Schwibbogens mit seinem Gegenüber vereinigte, und vorgelegte Halbsäulen oder pilasterartige Verstärkungen verbanden die Gewölbegurte mit den Kapitälen der Pfeiler. Die flache oder offene Decke aber machte immer mehr dem Kreuzgewölbe mit entsprechendem zweitheiligem Glied in den Nebenschiffen Platz. So wurde die Basilika vorherrschend ein Gewölbebau. Die Querschiffe erhielten Erweiterung und über der Vierung eine Kuppel, so wie die Nebenschiffe durch angebrachte Seitenapsiden die Gestalt selbständiger Hallen gewannen. Ja die Nebenschiffe wurden selbst um den ebenfalls erweiterten, halbrunden oder achteckigen Chor herumgeführt. Die massigen Wandflächen wurden unterbrochen durch malerische Säulenumgänge und durch rosetten- oder fächerartige Fensteranlagen. Selbst das Aeußere schmückte sich mit Lisenen (senkrechten, pfeilerartigen Wandstreifen), mit Kranzgesims und Rundbogenfries und namentlich mit reicher, prachtvoller Gliederung der Hauptportale. Der Thurm ward in das Bauganze hineinbezogen.

War nun die alte Basilika mit ihren einfachen, klaren Linien, mit ihren langgestreckten, breiten, dahinschreitenden Säulenhallen, mit der schönen, rhythmischen Nebenordnung gleicher Theile, mit der Pracht und Herrlichkeit ihres mannigfachen Zierwerks ein Kunstwerk erster Größe, und erweckte sie durch die Einfachheit, Klarheit und Hoheit ihrer weitgelagerten und doch beweglichen Ruhe unwillkürlich den Gedanken und Eindruck des klar berechnenden, zielbewußten und kühn auf Welteroberung hinausstrebenden Geistes der römisch-katholischen Kirche, so konnte man sich trotzdem auch nicht der Wahrnehmung entziehen, daß dieser Kunstschönheit doch noch einige Vortheile abgingen und daß sie einer Vervollkommnung fähig war. Schritt der untere Theil des Mittelschiffes mit seinen Bogen und Säulenstellungen gefällig gegliedert, lebendig und mäjestätisch bis zum Abschluß der gewaltigen Halle durch die große, halbrunde Chornische vor, so wünschte man schon da eine klarere organische Anfügung an dieselbe, und das Oberhaus erst entbehrte der scharf betonten Gliederung in sich und der Angliederung an die untern Theile. Die Basilika ist stark an gleichartiger, massiger Würde, weniger an Abwechslung, an Einzelwirkung, Gruppirung und Angliederung der Bautheile. Sie ist raumbildend, weniger raumgliedernd. Zur innern Pracht stimmte auch weniger die Einfachheit und Nüchternheit des Außenbaues. Im einzelnen erst störte nicht selten die Ungleichheit älterer Baureste, an deren Benutzung man sich einmal gewöhnt hatte, die Voll-

endung des harmonischen Einklangs. Die Gebrechen fanden glückliche Abhilfe in der romanischen Bauart. Die Masse gleichartiger und gleichwirkender Theile wurde aufgelöst und flüssig gemacht durch ein System von Gliederung und organischer Ausbildung, das alle Theile des Bauganzen umfaßte und unter sich in Verbindung brachte und sogar zwischen dem Innen- und Außenbau eine gefällige Uebereinstimmung herstellte. Selbst nationale Gedanken erwachten und fingen an, in urwüchsiger Schönheit Kapitäle, Kragsteine und Portale zu umrahmen — alles neue, frische Züge, welche die Idee des alten Gotteshauses in neue Schönheit kleideten. Gewiß ist die romanische Bauform ein Fortschritt in der Construction und das Mittelglied zwischen der alten Basilika und dem gotischen Baustil.

Dieser neue Stil entwickelte sich im 11. Jahrhundert in Oberitalien, wo er den Namen „lombardischer Stil" erhielt, verbreitete sich rasch über Frankreich, England und Deutschland und beherrschte daselbst namentlich unter dem Einflusse der Orden die kirchliche Bauthätigkeit ein dritthalb Jahrhundert. Fast in allen Städten Norditaliens begegnet man den schönen Schöpfungen dieser Art. Ihr gehören auch die kunstzierlichen Gildenhäuser, öffentlichen Hallen, sowie die palastartigen Bauten des Adels, der vornehmen Bürgerschaft, des Podesta und des Rathes an, die, massig, trotzig, wehrhaft und stolz wie das damalige Städtewesen, die öffentlichen Plätze umgürten und eine ganz eigenthümliche und seltene Schönheit der italienischen Städte und namentlich auch der Arnostadt bilden. Wenige Ausnahmen abgerechnet, wie die Klosterhöfe am Lateran und von St. Paul in Rom und St. Scholastika in Subiaco, verhielten sich aber Rom und Florenz der neuen Bauart gegenüber mehr ablehnend und hielten durchweg an der alten Basilika fest. Bloß im Aeußern macht sich in Toscana seit dem 11. Jahrhundert eine Aenderung und ein Fortschritt bemerkbar. Der Sandstein und Kalk weicht dem Marmor, und die glatte einfache Außenwand der organisch, fein und edel gedachten Wandbekleidung, die, wenn sie auch oft in verschiedenen Marmorschichten und wiederholten Säulenstellungen spielend ausgeführt ist, doch stets warmen Anschluß an altklassische oder altchristliche Formen beibehält.

Die basilikale Form trat aber auch als Rundbau auf, entweder als Vollrund oder als Achteck, mit oder ohne Umgang. In der einen wie in der andern Gestalt ist sie dem Ursprung nach ebenso römisch wie die Basilika, ist aber insofern eine Abweichung von ihr, als sie im Grundriß nicht auf Längenausdehnung ausgeht, sondern sich in Kreisen

oder polygonen Linien um einen Mittelpunkt bewegt, im Aufriß zwar wesentlich Pfeilerbau, aber mit möglichster Vermeidung von geradliniger Nebeneinanderstellung der Glieder, in geschwungenen Linien sich aufbaut und den gewonnenen Raum mit einer Kuppel zudeckt. Die ästhetische Wirkung als die eines Baues, der kein Ende hat, bloß einen Mittelpunkt und eine runde Endlinie, ist folgerichtig nicht Bewegung, sondern Geschlossenheit und ruhige Vollendung, nicht muthiges, erhebendes Hinausstreben, sondern weiche, mystisch träumerische Befriedigung[1]. Dieser Eindruck wird namentlich hervorgerufen, wenn der Altar in der Mitte steht. Meistens aber behauptet der Taufstein die Mitte, und für den Altar ist eine Nische eingerichtet, durch die zwar eine Längendurchsicht einigermaßen hergestellt, aber die Wirkung der Abgeschlossenheit verdunkelt wird. Der Rundbau mit seinem mystischen Dunkelklar ist ein Ergebniß des römisch-morgenländischen Geistes.

Mit diesen Vorbemerkungen sind die Grundlagen für die Taufkapelle S. Giovanni und S. Miniato gewonnen.

I. S. Giovanni.

Die Taufkapelle, Johannes dem Täufer geweiht, steht unmittelbar der Domfassade gegenüber und mitten in der Hauptverkehrsader der Stadt. Wählt man sich die Nähe des Domthurms als Standort, dann blickt rechts die hohe, schmuckfreudige Domfassade hernieder; weiterhin öffnet sich die alte Via larga mit dem schönen Palast Riccardi, dem alten Mediceerheim; geradeaus läuft die Straße nach Maria Novella, und links schließt das anspruchslose, aber reizend im Uebergangsstil gebaute Bigallo, ein Bruderschaftskirchlein für Findelkinder, an der großen, belebten Straße, die zum Platze der Signoria führt, gelegen, die Umrahmung ab.

Die Taufkapelle selbst, mäßig an Höhe und Umfang, ist ein romanischer Centralbau, im Achteck ausgeführt und baut sich in drei Stockwerken auf. Das untere Stockwerk, das massigste, beherbergt in drei Flächen des Achtecks viereckige Portale mit korinthischen Säulen und den berühmten Erzthüren; die Statuenaufsätze der Portale reichen noch ins zweite Stockwerk hinauf; die eine Fläche des Achtecks, nach Westen

[1] Vgl. die geistreichen Aufsätze des Herrn Professors Schroers „Die kirchlichen Baustile im Lichte der allgemeinen Culturentwicklung“ in Schnütgens Zeitschrift für kirchliche Kunst, Jahrgang 1896. — Burckhardt, Cicerone (1879) II, 5. 6.

blickend, hat einen Anbau als Chornische; die vier übrigen Flächen sind fensterlos, und jede derselben wird durch zwei korinthische, flache Wandsäulen in drei Felder getheilt. Die Ecken sind durch achtkantige Mauerpfeiler und oben durch ein kräftiges umlaufendes Gesims verbunden. — Das zweite Stockwerk ist die leichtere, gefällige Fortsetzung des untern. Die Dreitheilung und Belebung der acht Flächen bewirken hier wieder zwei korinthische Halbsäulen mit hochgeführten Bogen, unter denen sich Fenster, abwechselnd in runder und viereckiger Einfassung, öffnen. Die starken Eckpfeiler des untern Stockwerkes setzen sich bis zum Ansatz der Säulenbogen fort. — Auf ein zweites Architrav baut sich dann der dritte Stock auf, der einem Aufsatzstück oder einer Attika gleich sieht. Die Gliederung an Ecken und Feldern übernehmen hier, entsprechend der Eintheilung der untern Stockwerke, leicht cannelirte korinthische Wandpfeiler. Ein Kranzgesims und ein Zeltdach mit Laterne krönt das Ganze. — Alles, Felder, Bogen und Gesimse, sind mit Marmor in Weiß und Schwarz ausgelegt. Die Eckpfeiler der zwei untern Stockwerke bauen sich in weißen und schwarzen Wechselschichten auf. Die Mosaik der Felder des untersten Stockwerkes zeigt breitgezogene, viereckige, schwarze Rautenstreifen; die der Felder des zweiten haben unter den Fenstern leichte Bogenzeichnungen, über den Fenstern aber Vierecke; der Aufsatz endlich weist drei große Vierecke auf, in je drei längliche Rauten getheilt, deren mittlere eine kleine Fensterluke hat. So belebt das Säulen- und Bogensystem, das sich von unten durch alle Stockwerke fortsetzt, die breiten Flächen und gibt dem ganzen Bau Einheit, Abwechslung und ein gefälliges Streben nach der Höhe.

Das Innere entspricht ganz und gar der äußern Gliederung. Je zwei Säulen von orientalischem Granit mit vergoldeten korinthischen Kapitälen, die zwischen sich und der Wand den Raum einer Säulenstärke lassen und eingerahmt werden durch die korinthischen Eckpfeiler und das flach aufliegende gerade Gebälk, bringen monumentale Gliederung in das Erdgeschoß und lassen einen Umgang ganz vergessen. Im obern, anmuthigen Stockwerk führt ein schmaler Umgang mit doppelter Bogenöffnung zwischen den korinthischen Eckpfeilern und jonischen Säulen herum. Auf der zierlichen Attika endlich steigt das Zeltdach als kühne achteckige Kuppel in Doppelwänden zur Laterne empor. Der Altar steht in der besagten Chornische der Westseite unter doppeltem Bogen. Der Taufstein, ehemals in der Mitte, hat jetzt linker Hand am Altar seine Stellung.

Auch im Zierwerk hat S. Giovanni Kunstleistungen ersten Ranges zu verzeichnen. Da sind vor allem die Mosaiken des Innern. Friese, Füllungen, Brustwehr, Kuppel und Altarnische sind mit Mosaikfiguren auf Goldgrund geschmückt. Das Mosaikbild der Chornische, von dem Franziskaner Jacobus (1225), zeigt das Gotteslamm in einem Kreise, den Engelgestalten tragen und Heilige umgeben. Die Kuppelmosaik vom Toscanesen Andrea Tafi (aus dem Ende des 11. Jahrhunderts) stellt in der Mitte den segnenden Christus, in den Feldern Vorgänge aus dem Letzten Gericht und aus dem Alten und dem Neuen Testamente dar. Die ganze Weise dieser Schilderungen ist durchweg theils altchristlich, theils byzantinisch; doch regt sich schon manch freier und selbständiger Gedanke. Das Ganze entbehrt nicht einer gewissen Großartigkeit. Jedoch scheint die Gliederung der Felder zu wenig ausgesprochen, und die großen, blendenden Goldflächen lassen einen bestimmten Einzeleindruck nicht aufkommen [1]. Der Bodenbelag der Kapelle zeigt schöne Niellen mit Arabesken, Thierkreisen und Wellenlinien.

Donatello ist durch zwei Werke vertreten. Rechts innen an der Südthüre steht die berühmte Magdalena, die keine andere Bekleidung hat als die reiche Fülle ihrer Haare, die den ganzen Leib bedecken. Sie ist eine jener realistischen Gestalten Donatellos, eine durch Leiden abgemagerte Hülle ohne den übernatürlichen Reiz, den sonst auch die Buße zu geben vermag. — Rechts neben der Altarnische erhebt sich das Grab Johannes' XXIII., ein einfaches, ernstes, originelles Werk, das Donatello mit Beihilfe Michelozzos vollendete. Mehr von der sittlichen und geschichtlichen Bedeutung als von dem Kunstwerth des Denkmals bewegt, bleibt man unwillkürlich in Gedanken vor diesem Grabe stehen. Die Inschrift lautet: „Der Leichnam des Balthasar Cossa, Johannes XXIII., einstmals Papst, ist in diesem Grabmal bestattet.“ Es ist wirklich das Grab der abendländischen Kirchenspaltung und, wie mit Recht bemerkt wird, „der Markstein einer bedeutungsvollen Epoche im Leben der Völker ... und das letzte Grab eines Papstes außerhalb Roms“ [2]. Balthasar Cossa, mehr Soldat als Geistlicher, durch die Kirchenversammlung von Pisa als Papst gegen Gregor XII. (1410) aufgestellt und als solcher vom Konstanzer Concil abgesetzt, auf der Flucht gefangen und endlich losgekauft, warf

[1] Frantz, Geschichte der christlichen Malerei I, 315. 545. 546.

[2] Pastor, Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance. Zweite Auflage. I, 176.

sich hier in Florenz, würdiger in seinem Unglück als in seinem Glück, arm, verlassen und reuig Martin V. zu Füßen, wurde von demselben in Gnaden aufgenommen und starb bald darauf als Cardinalbischof von Tusculum (1419). Man erzählt, Martin V. habe Einsprache erhoben über die Worte des Titels „einstmals Papst", habe aber die frivole Antwort erhalten: „Quod scripsi, scripsi." — Außer dem Taufstein, im Pisaner Geschmack gehalten, und einem Sarkophag aus dem 3. Jahrhundert, welcher dem Bischof Giovanni da Velletri zur Ruhestätte dient, besitzt das Innere nichts Bedeutendes mehr an Kunstzier.

Dagegen bietet um so mehr das Aeußere. Was vor allem in die Augen fällt, sind die Erzstatuengruppen über den drei Portalen, die Predigt des Johannes von Rustici, die Taufe Christi von Sansovino und die Enthauptung des Täufers von Danti — alles bedeutende, monumentale Leistungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Hochberühmt aber sind hier die drei Erzthüren von Lor. Ghiberti und Andrea Pisano. Die malerische Behandlung des Erzreliefs, die mit Giovanni Pisano anhob, kommt hier stufenweise zur vollendeten Entwicklung.

In der Nordthüre (1424) schildert Ghiberti, damals erst 20 Jahre alt [1], in 20 Feldern das Leben Christi mit Einsatzfiguren von Evangelisten und Kirchenvätern. Die Einrahmung bildet ein Laubwerkfries. Hier huldigt der Künstler noch ganz den Grundsätzen Giottos und bietet in den kleinen Scenen und Gruppen, wie in der Geburt Christi, in der Epiphanie, im Wiederfinden im Tempel, in der Auferweckung des Lazarus, in der Gefangennehmung und Geißelung Christi, mit kurzen Andeutungen ganz Bedeutendes, und zwar in einer Großartigkeit und Abrundung des Entwurfes, in einer Schönheit der Gestalten, in einem Schwung der Bewegung und in einer Kraft der Darstellung, wie sie Andrea Pisano kaum erreichbar ist. Indessen tritt schon hier der Trieb nach Handlung und Bewegung, welche der Ruhe und Würde der bildenden Kunst nicht mehr ganz ansteht und das innere Gleichgewicht und die Gesetzmäßigkeit beeinträchtigt, ganz bedenklich zu Tage. Es wird schon zu viel Gewicht gelegt auf umschreibende Mittel [2]. — Die zweite Thüre Ghibertis, gegenüber der Domfassade (1447), erzählt in veränderter Eintheilung des Ganzen und in zehn größern Reliefsfeldern Geschichten des Alten Testamentes, von der Schöpfung, von Noe, Abraham, von der Führung des Volkes, von der

[1] *Rio,* De l'art chrétien I, 300. [2] Burckhardt a. a. O. II, 330.

Gesetzgebung, von dem Besuch der Königin von Saba; Medaillons und Nischen zeigen Propheten und biblische Gestalten; ein köstliches Laubgewinde mit Früchten und Thieren umrahmt endlich das ganze Erzgedicht. Hier streifen die Fehler der ersten Thüre an die äußerste Grenze[1]. Es herrscht ein malerischer Stil mit abgestuften Landschaftsbildern, täuschenden Fernsichten, baulichen Hintergründen und mit massenhaftem Aufgebot von handelnden Personen (bis zu 100 auf einem Bilde!), welche das Geschehniß vollziehen oder betrachtend wiedergeben. Dieser wuchernde Ueberfluß an Beiwerk macht das Relief zum wahren Erzgemälde einer Richtung, welche die Kunstweise der alten Schule vollständig verabschiedet. Indessen ist der Formausdruck vollendet, das Beiwerk reizend und die Erfindung und Anwendung des Schmuckwerkes von Blumen, Früchten, Laubgewinden und Vögeln ganz unübertrefflich schön. — Die Südthüre gegenüber dem Bigallo ist das Werk Andrea Pisanos (1396) und schildert in 28 Reliefs in vier senkrechten Reihen das Leben des Täufers mit Einsatzstücken von Symbolgestalten verschiedener Tugenden und mit reicher Verzierung. Der ganze Charakter ist klar, ernst, knapp, mit leiser Andeutung der Umgebung und dünner Gruppirung von Personen, alles von feinster Gesetzmäßigkeit und Unterordnung des Beiwerks, aber ohne Gewalt und Herbigkeit; im Gegentheil herrscht bei klassischer Ruhe ein Leben voll Mannigfaltigkeit, voll Frische und Wärme, voll künstlerischer Anmuth und Schönheit. Kaum je sind die Tugenden so edel, fein und charaktervoll gegeben worden. Während Ghiberti zu eifrig der Anmuth der Griechen opfert, bleibt Pisano bei dem Ernst Giottos. Es ist diese Thüre der wahre, echte Reliefstil, ganz dem guten Geschmack und der alten Ueberlieferung entsprechend und die vollendetste Schöpfung der gotischen Bildnerei. Wer sich nicht blenden läßt von Ghibertis malerischem Reichthum und dem Glanz seiner Gebilde, muß dieser Thüre als dem vollendetsten Ausdruck dieses Kunstzweiges den Vorzug einräumen[2].

Bloß dem zunehmenden Geschmack an der immer mehr abschweifenden Renaissance ist es zuzuschreiben, daß Pisano mit seinem Kunstwerk den Ehrenplatz gegenüber der Domfassade, den es schon eingenommen hatte, Ghibertis zweiter Thüre abtreten mußte. Wie es scheint, hat man auch aus Liebe zu dieser neuen Geschmacksweise Ghiberti die Gegenstände der

[1] Crowe, Geschichte der italienischen Malerei III, 6. Burckhardt a. a. O. II, 133. *Rio* l. c. I, 311.

[2] Burckhardt a. a. O. II, 311. 313. *Rio* l. c. I, 301. 312.

Schilderung vorgeschrieben, und zudem mochte die miniaturartige Behandlung der Gestalten, die infolgedessen nothwendig war, mehr dem Geschmacke Ghibertis entsprechen. So vergleicht man nicht mit Unrecht diese Thüre mit einem monumental gehaltenen Titelblatt einer Bibel des 15. Jahrhunderts, das von einem herrlichen Kranzgewinde umgeben ist, in dem Blumen, Blätter und Früchte in so reicher und schöner Auswahl geboten sind, daß es schwer hält, zu entscheiden, ob Anordnung und Verwebung, oder die Naturtreue, Mannigfaltigkeit und Schönheit den Vorzug verdienen[1]. Jedenfalls ist Ghiberti in diesem Stücke von keinem andern Erzgießer übertroffen worden. Was muß es auch gewesen sein, als diese neugeborne Schönheit mit dem überwältigenden Reiz ihrer ersten Vergoldung emportauchte? Es begreift sich, daß die ganze Stadt in Aufregung gerieth, daß Donatello es ablehnte, mit diesem Kunstwerk in Wettbewerb einzutreten, und daß Michel Angelo meinte, diese Thüren könnten ganz würdige Paradiespforten sein.

So steht denn S. Giovanni da, im Innern mit dem erlesenen Säulenkranz, mit dem edeln Schmuck der Füllungen und mit dem goldenen Himmel der Kuppel, im Aeußern im festlichen Kleide des Marmors und in der ehernen Gürtung der Thüren und der Naturgruppen, ganz einzig und königlich. Die Wirkung ist, durchaus dem Charakter des Rundbaues entsprechend, eine wohlthuende, schöne, einheitliche und abgeschlossene. Mit Befriedigung und Wohlgefallen ruht das Auge auf diesem mäßigen Bau und durcheilt die einzelnen Theile, um mit neuer Lust wieder zu beginnen. Der Grund dieses vortheilhaften Eindrucks ist der Einklang des Ganzen mit der baulichen Bestimmung, die durchgehende Einheit der Bauart und das Maß in dem Zierwerk. S. Giovanni steht da wie aus einem Guß. Die Marmorbekleidung des Aeußern ist selbst edler und besonnener als am Dome, die Flächen weiß, die Einrahmung schwarz. Beim Anblick des Innern wird unwillkürlich der Gedanke an das Pantheon in Rom wach. Kleinere Bedenken im Aeußern, wie die schwächliche Betonung der Eckpfeiler in der Attika, die willkürliche Verschiedenheit in der Fassung der Fenster und in der Färbung der Friese, im Innern das zerstreut einfallende Licht, das Gold und Farbe beeinträchtigt, namentlich aber der häßliche Zopf-Hauptaltar — das alles vermag doch die Thatsache nicht zu erschüttern, daß die Taufkirche einer der poesie- und stimmungsvollsten Räume ist.

---

[1] *Rio* l. c. I, 313 s.

Während draußen ein Meer blendenden Lichtes auf die glänzenden Marmorflächen des Domes und der Kapelle fällt und hin und wieder fluthend das Auge wie Mittagshelle blendet, findet sich die Seele im Innern wie von einem still und wohlthuend gedämpften Lichtraum umflossen. Licht strahlt bloß aus von dem Marmor des feinsinnigen Zierwerkes und oben von dem Firmament der mühelos ruhenden Kuppel, in deren Goldäther Engel und Heiligengestalten gleich himmlischen Erscheinungen hin und wieder wallen. Fällt das Auge erst auf das weißbläuliche Wellenspiel des Bodens, so meint man sich plötzlich in ein Heiligthum tief unter dem Getriebe des Menschenlebens in den stillen und matt erhellten Fluthen des alten heiligen Meeres versetzt. Verlockt von dem süßen träumerischen Frieden dieser Stätte der Andacht und der Kunst, ist die Seele versucht, hier für immer ihre Hütten zu bauen.

Das ist nicht zu bestreiten, S. Giovanni ist ein wahres Muster klassischer Kunstfertigkeit und der Höhepunkt der decorativen Marmorbekleidung in Toscana. In Genauheit und Durchführung der Stilgattung kann der Dom sich mit S. Giovanni nicht messen. Und in keiner Weise kann ihm die Taufkirche beim Lateran in Rom an die Seite gestellt werden. Letztere zeigt in der Außenerscheinung eine bemitleidenswerthe Nüchternheit und Armut, und im Innern verderben die minderwerthigen Malereien und der zweistöckige Aufbau von Säulenstellungen über dem Taufbecken alles künstlerische Wohlgefallen.

Kein Wunder, daß die Florentiner fast mit mehr Liebe und Begeisterung an ihrem S. Giovanni hangen als selbst an Maria del Fiore. Stammt doch der Bau der Kapelle aus dem Heldenzeitalter der Republik, aus dem 12. Jahrhundert, ja, wie viele wollen, wenn auch in veränderter Gestalt, aus einem heidnischen Marstempel des 4. Jahrhunderts, dessen Ueberreste noch in dem Bogen über der Altarnische sichtbar sein sollen. Vor der Reparatakirche war, wie berichtet wird, S. Giovanni auch Kathedrale von Florenz. Mit kindlich rührender Ehrfurcht und Liebe sprechen die Dichter von dem schönen Bau. Einer singt:

„Io vidi multi luoghi ricchi e cari,
Ma supra tutto mi piace il Battista.
Che d' intaglio di marmo non so il pari,
E se compiuto fosse lista a lista
Il campanil, come l' ordine è preso,
Ogni altra vincerebbe la sua vista.“ [1]

[1] *Fazio degli Uberti,* Dittamondo III, c. 7.

Wie wehmüthig stimmend weiß der große Dante von dem Heimweh zu erzählen, das sein Herz durchwühlte, wenn er bei Ravenna, der letzten Herbergstätte seiner Verbannung, am Meeresufer stand und seinen Blick auf der Pinienkette ruhen ließ, die sich mit ihren dunkeln Wipfeln den sandigen, sonnenbeglänzten Strand entlang weit in die leuchtende See hinaus zog, wenn die blauen Wellen, immer neu heranziehend und vor seinem Blick zerfließend, auch in seiner Seele den Wellenschlag wechselnder Erinnerungen an Theures und Bitteres aus seinem bewegten, ruhelosen Leben weckten! Unter diesen Erinnerungen taucht auch stets sein liebes Florenz auf mit dem „schönen Giovanni", wo er getauft worden, den Glauben erhalten, ein Kind der katholischen Kirche geworden und wo er einst noch als Dichter gekrönt zu werden hoffte, wenn der Ruhm seines himmlischen Gedichtes den harten Sinn seines Volkes gebrochen haben würde[1]. Das geschah aber nicht. Er sollte seine Vaterstadt nicht wieder sehen. In der That erhielten in S. Giovanni die vaterländischen Dichter ihren Lorbeer, und auch jetzt noch werden alle Kinder der Stadt ohne Ausnahme dort getauft.

Das Fest Johannes des Täufers ist heute noch das erste Fest der Stadt, und ganz märchenhaft klingt es, mit welchem Aufwand und mit welcher Pracht und Freude es ehemals begangen wurde. Die Vorbereitungen in der Stadt nahmen nicht weniger als zwei Monate in Anspruch. Auf dem ganzen Platz um die Taufkirche und auf der Straße zum Platz der Signoria wandelte man wie unter einem Zelte im Schatten ausgespannter farbiger Stoffe. Die Vorfeier eröffnete ein Wagenrennen auf dem Platze von Maria Novella und der feierliche Opfergang aller Zünfte der Stadt. Am Festtage selbst bewegte sich ein großartiger Zug durch die festlich geschmückten Straßen vom Platz der Signoria aus, wo die unterthänigen Orte die Huldigung darbrachten, zum Kerzenopfer nach S. Giovanni. Die wunderlichsten und abenteuerlichsten Schaustücke kamen in diesem Festzuge zur Aufführung. Unter anderm die sogen. „Wolken", bewegliche Maschinen, deren Arme und Stangen, von Baumwollenflitter umhüllt, sich wie Nebelwolken ansahen, auf denen ganze Chöre von Engeln um einen Heiligen, der gleichfalls von einer ähnlichen Nebelwolke umgeben war, in kreisende und tanzende Bewegung gesetzt wurden. Nachmittags nach der Vesper gab es Pferderennen von dem Thore von Prato durch

---

[1] Purg. 28, 19. Infern. 19, 17. Parad. 25, 1.

die Stadt bis zum Thore von S. Croce an Schaubühnen vorbei, auf denen unzähliges Volk im Festschmuck die Reiter durch Zuruf zur Gewinnung des Palliums anspornte. Musikbanden und Sängerchöre durchzogen die Stadt, und bis tief in die Nacht war des Singens, Spielens, der Lust und der Freude kein Ende, so daß man, wie ein alter Schriftsteller sagt, im Paradiese zu sein träumte. In S. Giovanni erhielten auch die Edeln der Republik den Ritterschlag[1].

Ueberhaupt war das Florentiner Volk außerordentlich erpicht auf geistliche und weltliche Schauspiele und Vergnügungen. Florenz war völlig berühmt in Italien für Anordnung und Ausführung von Festzügen und Schaustücken. Das ganze Jahr hindurch „war etwas los" in der Arnostadt. Auf St. Ignatius Martyr war Volksfest bei Maria Novella, auf Mariä Himmelfahrt in der Kirche del Carmine, an Pfingsten bei S. Spirito, auf St. Bartholomäus auf dem Platze von S. Croce. Am St. Annafest war wieder Pferderennen, und am Karsamstag flog die Feuertaube. Es war diese Taube ein Feuerwerkkörper, der, während des Morgengottesdienstes durch einen Funken aus einem Steinstücke vom heiligen Grabe, das in alten Zeiten ein Kreuzfahrer aus Jerusalem nach Florenz gebracht, entzündet, an einem Draht durch den Dom über die Köpfe der Andächtigen zum Hauptportal flog (und noch jedes Jahr fliegt) und dort ein Feuerwerk auf einem Gerüstwagen in Brand setzte. Das Gelingen der Feuerwerkleistung galt vielfach bei den Landleuten, die in großer Menge aus der ganzen Umgegend sich einfanden, als ein Vorzeichen günstiger Jahreswitterung und eines großen Erntesegens. Es ging auch nicht immer ohne Zwischenfälle und Unglück ab. In S. Spirito stellte man im Jahre 1470 bei der Anwesenheit des Mailänder Herzogs Galeazzo das Herabsteigen der feurigen Zungen so lebhaft dar, daß infolge davon ein furchtbarer Brand entstand, der die ganze Kirche eingeäschert[2]. Im Jahre 1333 wurde in der Stadt bekannt gemacht, wer die neuesten Nachrichten aus der Ewigkeit hören wolle, möge sich auf der Carraja-Brücke einfinden. Da erblickte man denn auf Nachen und Flößen die ganze Hölle lebendig dargestellt mit allem Graus und Schrecken, in dem die damalige Zeit sich den Ort der Verdammniß ausmalte. Nun strömte aber ein so gewaltiges Volk zusammen und staute sich schaulustig auf der Holzbrücke auf, daß sie zu-

[1] *Richa*, Notizie istoriche delle Chiese Fiorentine tom. V, LIV sg.
[2] *Richa* l. c. IX, 13. 15.

sammenbrach und Unzählige den Tod in den Wellen fanden. Die Brüder Ristoro und Sisto stellten dann die Brücke von Stein her[1].

Jetzt ist es in der Stadt der Sonne und der Blumen ziemlich still geworden. Wie ein Alp drückt auf dem gesamten Leben das Gewicht der Ehre, daß das italienische Vaterland Großmacht geworden. Ehre kostet aber Geld, große Ehre viel Geld, und so bleibt für die Freude nicht mehr viel übrig. Zuerst leben und dann sich des Lebens freuen!

II. S. Miniato.

Stilverwandt mit der Taufkapelle ist S. Miniato[2] auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt am linken Ufer des Arno.

In schöner Fernsicht und im lieblichsten Reiz der Umgebung zeigt sich das Bauwerk zuerst, wenn man am Platze der Signoria einbiegend die Halle der Ufficien durchschreitet und am Abschluß derselben sich halb umwendet. Links öffnet sich die lange, majestätische Durchsicht der Ufficien, wohl der schönsten Säulenhalle der Welt, mit den weißmarmornen, edeln Standbildern berühmter Florentiner, abgeschlossen durch eine vorspringende Ecke des stolzen Palastes der Signoria mit dem unglaublich kühn aus dem Zinnenkranz in die Lüfte emporschießenden Thurm; rechts treibt der Arno seine grünen Wellen an dem Auge vorüber, und über ihn beugt die „alte Brücke“ mit den Goldarbeiterbuden ihre Bogen, an die sich jenseits den Arno hinauf und entlang eine lange Häuser- und Palastreihe anschließt,

[1] *Marchese*, Memorie dei più insegni pittori, scultori ed architetti domenicani I, 152.

[2] St. Minias oder Miniatus, ein armenischer Prinz, diente im Heer des Kaisers Decius und erlitt mit andern des Glaubens wegen den Martertod in Florenz im Jahre 254 unweit der heutigen Porta S. Croce. Nach der Legende soll er nach seiner Enthauptung sein Haupt auf den Berg getragen haben, wo jetzt seine Kirche steht. Toscana zählt bei sechsunddreißig Heiligthümer zu seiner Ehre. Florenz selbst hatte außer der Basilika und dem Kloster S. Miniato *al monte*, um die es sich hier handelt, und die außerhalb der Mauern lagen, innerhalb der Stadt noch eine andere Kirche dieses Namens: S. Miniato *fra le torri*. Von beiden wohl zu unterscheiden ist das Städtchen S. Miniato *al tedesco* zwischen Pisa und Lucca, das ursprünglich wohl auch einem Heiligthum des hl. Minias sein Entstehen verdankt. In der Geschichte der deutschen Reichsgewalt in Italien spielt diese befestigte „Reichs-Burg“, lange Zeit der Sitz der Reichsvicare in Tuscien, eine bedeutende Rolle. Doch ist daselbst von einer jenem Heiligen geweihten Kirche seit Jahrhunderten jede Spur abhanden gekommen. *Berti*, Cenni storico-artistici . . . sulla Basilica di S. Miniato al Monte (Firenze 1850) p. 38. 96; Acta Sanctorum, Oct. XI, p. 424 sq. (de celeberrimo cultu S. Miniatis in Etruria).

überragt im Hintergrund von einer grünen Höhe, von deren Vorsprung die Terrasse und die fröhlich strahlende Fassade von S. Miniato heruntergrüßt. Der Weg nach S. Miniato führt über die „alte Brücke" entweder durch das nahe, hochgewölbte Stadtthor S. Niccolo die grünen Terrassen hinan, die unwillkürlich an den römischen Pincio erinnern, oder die Porta Romana hinaus durch die reizenden Rasenplätze, Blumenbeete, Gartenanlagen, Lorbeerwäldchen, die Eichen- und Platanenschatten der sanft ansteigenden Via de' Colli mit wundervollem Ausblick auf Stadt und Land. Hinter dem düstern Festungsthor der Bastion, die S. Miniato umschließt, öffnet sich dann die freie Terrasse, und man steht sich umwendend der Kirchenfassade gegenüber [1].

Die Fassade, die sich auf einigen Stufen erhebt, besteht aus zwei Geschossen. Das untere Geschoß ist ganz frei als Säulenstellung behandelt. Sechs korinthische Halbsäulen tragen fünf halbkreisförmige Bogen und bilden fünf Felder, von denen drei Thüren [2] beherbergen, zwei durch rechtwinklige große Marmortafeln ausgefüllt sind. Ein kräftiges Gesims schließt das Untergeschoß ab. Erst das Obergeschoß stimmt vollständig zum Innern und läßt die Dreitheiligkeit der Schiffe klar hervortreten. Das erhöhte Mittelschiff erhebt sich in der Fassade, der Stirnseite eines ältern Tempels ähnlich, auf vier cannelirten, korinthischen Wandpfeilern mit geradem Gebälk, auf welches sich ein mit mosaicirtem Bogenfries und anderem Zierwerk geschmückter Giebel aufsetzt. Das Mittelfeld dieses Oberhauses ist im untern Theile durch ein gegiebeltes Fenster, oben durch ein großes Mosaikbild, den Heiland mit Maria und St. Miniatus darstellend, ausgefüllt. Die Nebenfelder schmücken viereckige Rauten und Kreuzformen, von Doppelkreisen umgeben. Die niedern Seitenschiffe des Innern sind in der Fassade ausgesprochen durch rautengezierte Dachschragen, die von der Mitte des Oberhauses niedersteigen.

Das Innere ist dreischiffig, ohne Querbau, mit einfacher Apsis. Sechs korinthische Säulen aus Marmor oder Stein (jetzt leider überstuckt), je zwei unterbrochen durch einen Pfeiler von vier Halbsäulen, deren breite

[1] Ein dritter Weg steigt aus der Porta di S. Miniato schnurgerade auf steilen Stufen zwischen alten Cypressen zur Kirche hinauf. Von ihr scheint Dante (Purg. XII) zu sprechen, und sie ist dargestellt auf seinem Erinnerungsbilde im Dom (*Berti* l. c. p. 7).

[2] Bei der Thüre links wurden, wie eine Inschrift im Innern bezeugt, die Leiber der heiligen Martyrer gefunden. Sie heißt deshalb „Porta santa" (*Berti* l. c. p. 44).

Quergurte sich in einem Bogen mit den gegenüberstehenden verbinden, tragen das Oberhaus, den offenen Dachstuhl und trennen die Nebenschiffe, die ebenfalls flach gedeckt sind. Beim letzten Drittel des Mittelschiffes erhebt sich der Fußboden um drei Fünftel des Säulenschaftes und bildet so den Hochbau für den Chor, während sich darunter die Krypta noch bedeutend unter die Bodenflur austieft. Auf jeder Seite führt eine Treppe hinauf zum Chor, und drei Treppen führen hinunter in die Krypta, die durch 36 Marmorsäulen gestützt wird und unter dem Hauptaltar die Reliquien des hl. Miniatus birgt. Krypta und Chor nehmen das ganze letzte Drittel der Kirche in Anspruch, und an dasselbe reiht sich unmittelbar die Apsis mit dem Hauptaltar an. Vor der Chorerhebung zwischen den beiden Treppen unmittelbar auf den Fließen des Mittelschiffes steht ein Altar nach Art der sogen. Pfarraltäre in den Kloster- und Kathedralkirchen.

Wie der Anblick der Fassade, so ist auch das Innere mit der Vorderseite der Krypta, mit dem Aufgang zum Chor, dessen Brüstung und goldenes Mosaikbild in der Muschel[1] von der wohlthuendsten Wirkung. Wenige Kirchen bieten einen so klaren, heitern und schönen Ausdruck der Antike in Basilikenform romanischer Bauart. Es ist reiner Atticismus in Kapitälen, Tragsteinen, Fenstern und Thüren im Kleide des Romanismus, unterbrochen durch leise Versuche romanisch-nationaler Phantasie[2], im anmuthigsten und harmonievollsten Wechsel. Alles stimmt hier wunderbar zusammen, die großen Linien des Bauganzen und sein Zierwerk. Die überleitenden Verbindungsbogen der Pfeiler, zum erstenmal in roher Weise versucht in St. Praxedes in Rom, sind hier leicht und sehr edel ausgeführt und bringen Gliederung, Leben und Abwechslung in das ganze Oberhaus, dessen Wände sowie die Apsis und die Vorderwand der Krypta eine blühende Mosaikmalerei, in Weiß und Dunkelgrün ausgeführt, überzieht, während die Langseiten der Nebenschiffe mit Schildereien von Paolo di Stefano, einem Schüler des Donatello und Masaccio (1426), und andern Malern Giottischen Stils geschmückt waren. Die fünf Fenster der Apsis sind mit durchscheinenden Marmorplatten geschlossen; der Dachstuhl aber ist so stilgemäß verziert und bemalt, daß man den Uebergang von Stein in Holz fast ganz übersieht. Die Bodenplatten (aus 1207) sind

[1] Es stellt den Heiland zwischen Maria und St. Miniatus dar und stammt wahrscheinlich aus dem 11. oder 12. Jahrhundert (*Berti* l. c. p. 93).

[2] Namentlich im Giebel der Fassade und im Zierwerk des Lettners und der Chorschranken.

denen in der Taufkirche ähnlich. Alles aber wird überboten durch die Steinschranken und den Pult des Chores. Man sieht nicht leicht ein künstlerisch prächtigeres Zierstück als diese aus weißem Marmor gehauenen Rosen mit ihrer Einfassung, diese Porphyreinsätze und die Musivarbeit an dem Ambon, der mit den Chorschranken verbunden ist. Das Stuhlwerk im Chor, obwohl eine Renaissancearbeit, ist einfach, schön und noch in gotischem Geschmack gehalten. Der Altar vor der Krypta ist ein artiger Zierbau von Michelozzo. Das Tonnengewölbe mit glasirten Cassetten von Luca della Robbia ruht auf vier Säulenpfeilern. Ehemals beherbergte es das wunderthätige Kreuz des hl. Gualbertus, jetzt aber bloß mehr Bilder von der Giottischen Schule. Im Fries bemerkt man die mediceischen drei Federn im Diamantring mit dem Wahlspruch „Semper", weil Piero de' Medici (1448) den Altar errichten ließ.

Die Sacristei (1387) rechts am Chor ist ein recht heimischer Raum, von einem gotischen Kreuzgewölbe überdeckt und rings bis zu einer stattlichen Höhe bekleidet durch Holzschränke von schöner, eingelegter Arbeit (1472), die den Schildereien des Spinello Aretino an den Oberwänden als Unterlage dienen. Spinello Aretino (gest. 1410) war ein Schüler des Jacopo da Casentino und einer der besten Giottisten [1]. Er arbeitete in Arezzo, Siena, Pisa und Florenz und übertraf um vieles seinen Meister. Er besitzt ein großes, lebhaftes Talent zum Erzählen und hat herrliche, geistvolle Gedanken, kann aber auch recht herb und vorübergehend auch recht flüchtig und nachlässig sein. Die Malereien, welche er hier in der Sacristei im Auftrag des Olivetanergenerals Don Jacopo ausführte, erzählen die Geschichte des hl. Benedikt. Neben manchen Derbheiten und Flüchtigkeiten bieten die Malereien wirklich schöne, große und rührende Scenen, wie die Begegnung mit dem Gotenkönig Totila und namentlich den Tod des Patriarchen des abendländischen Mönchthums. Die Schilderung kann würdig an die Seite von Francisci Hingang treten, wie ihn Giotto in S. Croce ausgeführt. Der Heilige liegt entseelt auf einem Paradebett, während seine Seele auf einem farbigen Teppich, wie ihn die Florentiner beim festlichen Einholen eines hohen Gastes herzustellen pflegten, zum Himmel fährt und von dem Heiland empfangen wird. Unter den trauernden Mönchen, welche die Bahre umgeben, sind herrliche Erscheinungen, aber dann auch wieder wahre Aschenbrödel von Gestalt und naturalistischem

[1] Frantz a. a. O. II, 81.

Gefühlsausdruck, wie sie bei Giotto nicht vorkommen. Das ist sicher: Macht, Würde, ruhige Autorität lassen sich nicht trefflicher darstellen, als es hier in der Gebärde und in der Gestalt des hl. Benedikt geschieht [1].

Eine ausnehmende Zier der Kirche und ein wahres Prachtstück der ersten Renaissance ist die Grabkapelle des Cardinals von Portugal und Erzbischofs von Lissabon, die sich an der Seite des linken Nebenschiffes öffnet. Jakob von Portugal, Neffe des Königs Alfons V., wurde mit den zwei Borgias von Calixt III. zum Cardinal erhoben. Er war die Frömmigkeit und Bescheidenheit selbst und starb, erst 26 Jahre alt, auf einer Gesandtschaftsreise in Florenz am 27. August 1459 und wurde hier in S. Miniato begraben. Der Raum ist nicht groß, aber große Künstler haben ihn zu einem Heiligthume gemacht, das seinesgleichen sucht. Die Decke ist umrahmt mit Reliefs jugendlicher Engelgestalten von entzückendem Liebreiz aus der Hand des Luca della Robbia und mit Darstellungen von Evangelisten, Propheten und Kirchenlehrern von Baldovinetti, lieblich und derb zugleich. Die Wände bedeckt überall farbige Marmorarbeit. Gegenüber dem Eingang steht der Altar, links in einer herrlichen Nische der Bischofstuhl aus Marmor und rechts das Grabdenkmal. In einer halbrunden, flachen Nische erhebt sich auf einem prächtig verzierten Sockel der Sarg, und auf demselben liegt die edle, schöne, künstlerisch vollendete Gestalt des Todten gebettet, die Hände übereinander gelegt, das Haupt mit der Inful bedeckt, das Antlitz voll heitern, himmlischen Friedens. Zwei Genien sitzen zur Seite und halten die Enden des Bahrtuches; zu seiten der Gestalt des Verblichenen auf einem Sockel der Hinterwand knieen zwei schöne Engel mit Palmenkronen in den Händen, und oben im Halbrund der Nische schwebt ein trefflich umrahmtes Muttergottesbild, ebenfalls von zwei Engeln gehalten, von denen namentlich der zur Linken von entzückender Schönheit und Lieblichkeit ist. Es ist dieses Grabmal das Hauptwerk des Antonio Rossellino, Bruders des Bernardo, der uns als Bildner des Grabes der sel. Villana in Maria Novella und als Werkmeister des Grabdenkmals von Bruni in S. Croce begegnete. Man kann sich keine Vorstellung machen von der friedvollen Stimmung, die dieses unvergleichliche Heiligthum der Grabesruhe mit seinem gedämpften, schönen Traum und mit

[1] Der Sacristeibau wurde ausgeführt auf Kosten des Benedetto di Nerozzo, der selbst in seiner Verbannung in Genua des Vaterlandes nicht vergessen konnte und in seinem Testament die Gelder bestimmte, 1377 (*Berti* l. c. p. 100; Burckhardt a. a. O. II, 504).

der wundervollen Uebereinstimmung aller Theile auf den Beschauer hervorbringt, und man irrt nicht sehr, wenn man dieses Grabdenkmal als den Ehrenpreis und die Krone der Renaissance in diesem Kunstzweig bezeichnet [1].

Nach alledem verläßt man nur ungern dieses schöne Gotteshaus, wo alles so stimmungsvoll zu den Sinnen, zum Verstande und zum Herzen spricht, und von dem man mit Recht sagen kann, es fasse das vorgotische Kunstvermögen nicht bloß Toscanas, sondern auch Italiens auf eine so glänzende Weise zusammen, daß man die folgende Einführung der italienisch-gotischen Bauart fast zu bedauern versucht wird [2]. Es ist merkwürdig, daß man zur selben Zeit, wo die Taufkirche in Florenz und dieses heitere, köstliche S. Miniato entstand, in Rom die rohe und klobige Basilika von Tre Fontane bei St. Paul zu bauen im stande war.

Um so empfindlicher aber berührt die Oede und Vereinsamung, die aus allen Theilen des edeln Gotteshauses von S. Miniato einem entgegenblickt. Es ist nunmehr einfach Ruhestätte der Todten geworden, und tritt man aus der Kirche heraus, so sieht man sich, soweit das Auge reicht, in einem Friedhof, der mit seiner modernen, flitterhaften Gräberpracht und mit seinen nichtssagenden Grabdenkmalen im Schatten der Trauerweiden und Cypressen alles, selbst die hinabsteigenden kleinen Terrassen bedeckt und erfüllt. Es ist der Friedhof der reichen Welt von Florenz, während das arme Volk jenseits des Arno fast zwei Stunden von der Stadt entfernt auf einer einsamen Bergeshöhe seine Begräbnißstätte findet. Wie ein monumentaler Grabbau sieht einen auch der große Burgpalast neben der Kirche an mit seinem abbröckelnden Zinnenkranz, seinen zerstiebenden Wappenschildern und mit den edlen, säulengetheilten, nun aber leider zugemauerten Fensterbogen. Ehemals war er der Landaufenthalt der Bischöfe von Florenz [3], später wurde er Exercitienhaus, jetzt feiert der ganze Bau. S. Miniato ist nur mehr die Burg des Todes. Selbst in der Kirche ist die Gegenwart dessen verschwunden, „dem alles lebt" und der mit dem stillen Schimmer der Leuchte seines hochheiligen Tabernakels über dem falben Rasen der Gräber lieblich-heimische Strahlen des Lebens und des

[1] Als schüchternes Bedenken sei bemerkt: Ob die Zierstücke der Grabnische nicht mit Vortheil etwas geschlossener aneinander treten könnten? Ob das blinde Fenster im Mittelraum der Nische eine andere Bedeutung hat als die der bloßen Ausfüllung?

[2] Burckhardt a. a. O. II, 26.

[3] Erbauer des Palastes waren namentlich die Bischöfe Andrea di Mozzi (1294) und Antonio d'Orso (1320), der Vertheidiger der Stadt gegen Heinrich VII.

Wiedersehens zaubert. In S. Miniato wird kein Sacrament aufbewahrt und kein Gottesdienst mehr gehalten.

Aus diesen düstern Gedanken wird man beim Herantreten an die Brustwehr der Umfassungsmauer wie mit einem Schlage herausgerissen durch das farbenreichste Bild des Lebens, das sich vor dem Auge aufthut. Da ist der grüne Arno, die Stadt mit allen Wahrzeichen der alten Herrlichkeit, mit dem Dom, S. Croce, mit den Palästen der Signoria, des Podestá, mit dem zierlichen Thurm der alten Abtei, mit Maria Novella, S. Lorenzo, Carmine — Florenz im schönsten Ausschnitt seines Stadtbildes, und weiterhin die sanft grünende, sonnige Ebene, auf den ersten Hügeln und Thaleinsenkungen die freundliche Welt der Landhäuser zwischen grünen Schatten und Weinbergen, die Höhen mit den Cypressenwäldchen und den alten Schlössern und Klöstern und endlich, auf langgestrecktem Rücken eingesattelt, das alte Fiesole mit dem ansteigenden Apennin. Man kann immer und immer wieder hinausblicken in das edle, paradiesische Landschaftsbild, in dem Natur, Kunst und Geschichte so wundersame Fäden spinnen.

S. Miniato ist nicht weniger als für die Kunst von Bedeutung für die Geschichte Italiens. Wie es heißt, soll schon Karl der Große hier eine Kapelle gestiftet haben zur Ehre des hl. Petrus[1], und Bischof Hildebrand von Florenz baute dieselbe dann zur jetzigen Basilika um (1013), zu deren Errichtung der König Heinrich, der Sohn Kaiser Konrads II., und seine Gemahlin Kunehildis beigesteuert haben sollen[2], und stiftete daselbst ein Benediktinerkloster, das von den Bischöfen in allem, selbst in der Abtwahl, abhängig war. Nicht lange nach der Errichtung des Klosters war es, als sich dem Abt von S. Miniato eines Tages ein junger Edelmann zu Füßen warf und flehentlich um Aufnahme in den Orden bat. Die Jugend und die feine Weltsitte des Bittstellers flößten dem Abte wenig Vertrauen ein. Aber da erzählte der Jüngling, wie er heute, am Karfreitag, von Bewaffneten begleitet, in einem Hohlweg (den angeblichen Ort bezeichnet noch heute ein Bildstock) dem Mörder eines Verwandten begegnete und demselben, als dieser vom Pferde sprang und mit kreuzweise ausgebreiteten Armen um sein Leben bat, aus Liebe zum gekreuzigten Heiland das Leben geschenkt habe; nachdem er in die Klosterkirche eingetreten, um das

---

[1] *Silvatico*, Le arti del disegno in Italia II, 359.

[2] Vgl. Acta SS. ad 12. Iul., tom. 3, p. 317 (Paris. 1868).

heilige Kreuz zu verehren, habe dasselbe wunderbar das Haupt gegen ihn geneigt und ihm den Entschluß ins Herz gegeben, die Welt zu verlassen. Auf dieses hin nahm der Abt ihn auf. Aber nun erschien der Vater und forderte mit schrecklichen Drohungen den Sohn zurück. In der äußersten Noth ergriff der junge Novize ein Ordenshabit, legte es auf den Altar, schnitt sich das schöne Haupthaar ab, nahm dann vor allen Brüdern das Ordenskleid vom Altar und warf es über seine Schultern. So ging der junge Mönch von Gottes Gnaden seinem Vater an die Klosterpforte entgegen, und sein Anblick rührte und erschütterte diesen so, daß er in Thränen ausbrach und sein geliebtes Kind Gott schenkte. Es ist dieser junge Edelmann der spätere hl. Johannes Gualbertus. Gegen vier Jahre brachte er in S. Miniato zu, verließ aber dann das Kloster angeblich infolge der simonistischen Wahl eines Abtes, unter dem er nicht leben wollte. Er zog fürder zum hl. Romuald nach Camaldoli und von dort nach Vallombrosa, wo er einen Zweig des Benediktinerordens eben dieses Namens stiftete. Das wunderbare Kreuz, das sich Gualbertus geneigt, zuerst in der Krypta von S. Miniato verehrt, wurde dann (1466) in dem Altar vor dem Aufgang in den Chor niedergelegt, später aber unter Cosimo III. am 25. November 1671 in die Vallombroser Kirche S. Trinità in der Stadt übertragen[1]. Die Benediktiner wurden in S. Miniato 1374 durch Olivetaner abgelöst, welche 1380 die Sacristei bauten. Aber nicht zwei Jahrhunderte sollten sie in Frieden das Kloster bewohnen. Am 14. October 1529 sah man von S. Miniato aus von allen Seiten Kriegsvölker heranziehen und die Stadt im weiten Kreis einschließen. Es waren die Truppen Clemens' VII. und Karls V., die nach Beilegung des traurigen Haders Florenz mit Waffengewalt von der Bundesgenossenschaft mit Frankreich abbringen wollten. Die Florentiner aber, weniger aus Freundschaft für Franz I. als aus Freiheitsliebe und Abneigung gegen die Mediceerherrschaft, welche der Papst, selbst ein Mediceer, um jeden Preis anerkannt wissen wollte, widerstanden zehn Monate tapfer, bis sie endlich, durch Hunger und Pest überwunden, am 10. August 1530 sich ergaben. Die Uebergabe besiegelte den Untergang des Freistaates. Dem Banner des deutschen Kaisers folgte Alessandro Medici, der erste Herzog von Florenz. Mit dem stolzen Bürgerthum war es aus. An der Vertheidigung der Stadt nun hatte S. Miniato ausnehmenden Theil gehabt. Michel Angelo

[1] *Richa* l. c. III, 171.

Buonarotti, der berühmte Bildhauer, Maler und Baumeister, hatte Kloster und Kirche in eine Citadelle verwandelt, und von dem Thurm (1518 von Baccio d'Agnolo in guten Verhältnissen und mit freiern Gesimsen gebaut) unterhielt der Stückmeister Lupo ein wirksames und verheerendes Feuer auf die Belagerer, so daß Oranien, der Befehlshaber des kaiserlichen Heeres, den Thurm zwei Tage heftig beschießen ließ, ihn aber nicht zum Schweigen brachte. Michel Angelo schützte den Thurm und die Kirche durch Erdaufhäufungen, Matratzen und Wollsäcke. Noch jetzt trägt der Thurm die Verheerungen gleich glorreichen Wundmalen aus dem Freiheitskampfe zur Schau. Cosimo I. endlich machte 1553 S. Miniato zur Citadelle. Die Mönche, ohne sich ihres Eigenthumsrechtes zu begeben, siedelten nach Montoliveto über; ein einziger Priester blieb als Seelsorger zurück. Während des 18. Jahrhunderts dienten die Räume von S. Miniato den Jesuiten von Florenz als Exercitienhaus. Das waren die Schicksale S. Miniatos: erst Kloster, dann Festung, dann Exercitienhaus, endlich Friedhof.

(Schluß folgt.)

M. Meschler S. J.

Brun von Querfurt, Bischof der Heiden.

(Schluß.)

Der Polenherzog Boleslaw Chrobry (992—1025), der genialste und kräftigste Herrscher seines Zeitalters, hatte vom Beginn seiner Regierung an klug und beharrlich eine Vergrößerungspolitik verfolgt. Seine Stütze im Innern waren Bischöfe und Priester, mit welchen er Hand in Hand zu gehen liebte, seine Kraft nach außen eine überlegene Organisation des Heerwesens, die Polen seiner Umsicht verdankte. So hatte er die südpolnischen Provinzen Krakau und Sandomir schon früher den Böhmen entrissen, Pomerellen mit Danzig erobert und sich den heidnischen Preußen furchtbar gemacht. Dabei hatte er mit Otto III. gute Freundschaft gehalten und ihm wiederholt Heeresfolge geleistet. Er theilte mit diesem die Zuneigung für die Kirche und zeigte wie er ein großes

und werkthätiges Interesse für die Ausbreitung des Christenthums. Die gemeinsame Verehrung für den Martyrer Adalbert brachte überdies den ruhmreichen Regenten dem Herzen Ottos III. nahe. Bei der Wallfahrt zum Grabe Adalberts in Gnesen im März des Jahres 1000 war der junge Kaiser von Herzog Boleslaw aufs glänzendste empfangen worden. Er wußte als Kaiser zu lohnen: Gnesen erhob er zur polnischen Metropole, den Herzog befreite er von der Tributpflicht. Er schuf so Boleslaw eine souveräne Stellung, politisch und kirchlich unabhängig vom Reiche.

Das Bundesgenossenverhältniß, auf die persönliche Freundschaft der beiden Fürsten gegründet, nahm ein jähes Ende mit Ottos Tod. Kaum verlautete die Nachricht, so überschwemmte der Pole mit Heeresmacht die beiden Lausitzen und die ganze Mark Meißen, über das ganze Land hin Besatzungen vertheilend. Jeden Widerstand hielt er nieder mit der Versicherung, er handle im Namen und Auftrag des berechtigten Thronerben, Heinrichs II. Als dann bei der Huldigung der sächsischen Fürsten am 24. Juli 1002 auch Boleslaw in Merseburg erschien, hatte der neue König Mühe, Meißen und den größten Theil der übrigen Eroberungen ihm wieder aus den Händen zu winden. Um so begieriger ergriff der Pole die Gelegenheit der in Böhmen ausgebrochenen Wirren, um sich dort einzumischen. Im Frühjahr 1003 war es dahin gekommen, daß er als Beherrscher von Böhmen sich ausrufen ließ und in Prag seinen Sitz aufschlug. Heinrich bot ihm Frieden und Anerkennung unter der Bedingung, daß er Böhmen vom Reiche zu Lehen nähme. Allein dazu war der mächtige Herzog nicht gewillt. Er sann vielmehr darauf, nun auch wieder das Milzenland, die Niederlausitz, in seine Gewalt zu bringen. Als 1003 im Reiche ein kriegerischer Aufstand wider den König ausbrach, war Boleslaw als Verbündeter daran betheiligt; polnische Truppen kämpften unter dem Banner der Aufständischen, und Boleslaw selbst suchte den bedrängten Empörern Luft zu machen durch einen Beutezug in das Reich im Nordosten.

So war denn nach dieser Seite des so viel zerklüfteten Reiches deutscher Nation eine imposante slawische Großmacht in rascher Bildung begriffen, an ihrer Spitze der gewandteste Staatsmann, der fähigste Feldherr und Organisator seiner Zeit. Unter den Ottonen hatte gerade nach dieser Seite hin das Reich kräftig und hoffnungsvoll sich ausgebreitet. Jetzt trat die neue westslawische Macht nicht nur wie eine Mauer in den Weg, sie bedrohte auch das bereits Gewonnene.

Heinrich II. hatte sich als Herzog in Bayern in mehr denn siebenjähriger Regierung bewährt und Achtung erworben, bevor die Vorsehung ihn an die Spitze des Reiches rief. Ein ernster, pflichtgetreuer Regent, war er hochfliegenden Plänen abhold, vielleicht auch ohne die Gabe des ersten Otto zu großen Entscheidungsschlägen. Manche Schäden aus der Zeit der spätern Ottonen waren erst zu heilen, und sorgfältig und nüchtern rechnete Heinrich mit Aufgabe und Mitteln, in allem ein bedächtiger, gewissenhafter Hausvater. In der neuen Staatenbildung im Osten glaubte er für das Reich die drohendste Gefahr zu erkennen; in der Niederwerfung des mit dem letzten Ottonen so befreundeten Polenherzogs sah er eine der Hauptaufgaben seiner Regierung. Es galt nun einen Kampf auf Leben und Tod. Wann zwischen zwei so mächtigen, kriegstüchtigen und staatsklugen Fürsten das blutige Ringen ein Ende finden werde, war nicht abzusehen.

Böhmen, Polen und das Preußenland waren somit unzugänglich, Bruns Pläne unausführbar, und es fragte sich: was nun beginnen? Aber Brun trug bei sich einen Talisman, der ihn auch jetzt nicht im Stiche ließ. Es war die Geschichte des Martyrers Adalbert, die er selbst geschrieben; in dieser konnte er Rath finden. Adalbert hatte zwar im Lande der Preußen zuletzt sein Blut verspritzt, aber sein apostolischer Sinn hatte sich mit den Slawenländern nicht begnügt. Er hatte auch um die Bekehrung Ungarns sich eifrig bemüht, hatte Glaubensboten dahin geschickt und war auch selbst dort erschienen. Es war ihm gelungen, einen ersten Anflug von Christenthum dem wilden Volke beizubringen. Herzog Geisa und dessen alles beherrschendes Weib waren nicht abgeneigt gewesen, und Adalbert hatte selbst das Opfer gebracht, den Lehrer seiner Jugend, den Pappas Radla, dahin an den Hof zu senden, um die Christianisirung des Volkes zu leiten, soweit sie möglich schien. Dies war für Brun der Fingerzeig. „Dort in Regensburg,“ erzählt er später, „als rings der Krieg wüthete und alle Wege von Feinden wimmelten, da lenkte ich meine Schritte vom Lande der Slawen ab, wo, wie ich damals noch meinte, das heilige Brüderpaar (Benedikt und Johannes) mit Schmerzen meiner Ankunft harrten. . . . Die Preußen, zu denen das Andenken des neuen Heiligen, des getödteten Adalbert, von Rechts wegen mich hätte führen sollen, ließ ich Preußen sein und bestieg das Schiff, um gegen Osten zu segeln, wo ich den Schwarz-Ungarn das Evangelium zu bringen versuchte, freilich mit linkischer Hand und auf schwachen Schultern.“

In Ungarn war seit Adalberts Tod manches anders geworden. Geisas Sohn, Stephan I., führte jetzt die Regierung, wohl schon seit dem Jahre 1000 vermählt mit Heinrichs II. Schwester Gisela, als Christ und König. Er war entschlossen, das ganze Land, soweit sein Einfluß reichte, christlich zu machen. An des Königs Hof traf denn auch Brun mit jenem vertrauten Lehrer Adalberts, dem Pappas Radla, zusammen, der inzwischen zum ersten Metropoliten Ungarns emporgestiegen war. Derselbe wußte ihm noch so manches von dem glorreichen Blutzeugen zu erzählen, daß Brun seine Lebensbeschreibung Adalberts hier in Ungarn einer neuen Ueberarbeitung unterzog. Die Erzählungen Radlas sind an den rechten Stellen eingeflochten, manches andere ist verkürzt oder polirt. Eine Vergleichung der beiden Redactionen seiner Schrift ist für die Kenntniß der Persönlichkeit Bruns von nicht geringem Interesse.

Das Ungarn von damals bot indes ganz eigenthümliche Verhältnisse. Es war noch nicht ein völlig geeinigtes, viel weniger ein ganz christliches Reich. Die Herrschaft Geisas und nach ihm seines Sohnes hatte ihren Schwerpunkt im Westen. Annäherung an Deutschland war für sie ein Gebot der Politik, Hingebung an das Christenthum eine Sache freier Entschließung. Soweit Stephans Herrschaft reichte, wurde auch die christliche Religion zur Herrschaft gebracht. Es entstanden Bisthümer, und überall wurde eine regelmäßige Seelsorge eingerichtet. Brun, der Heidenbischof, den nach Heidenbekehrung und Martyrium dürstete, fand hier einen berufsmäßigen Wirkungskreis nicht mehr. Allein im Centrum und gegen Osten behaupteten wichtige Theile von Ungarn sich noch von Stephan unabhängig. Denn seitdem die Ungarn begannen, sich auf ihr eigenes Land zu beschränken, hatten sie sich alsbald in verschiedene Theilfürstenthümer zersplittert. Einige von diesen Fürsten suchten Anlehnung an Byzanz. Gylas der Aeltere, Devix, hatte sich „griechisch" taufen und einen angesehenen griechischen Mönch Hierotheus vom Patriarchen von Konstantinopel für sich zum Bischof weihen lassen. Mit Gewalt suchte er seinen Unterthanen das griechische Christenthum aufzuzwingen. Dabei blieb er ein jähzorniger, grausamer Tyrann und ließ sich nicht darin stören, auch jetzt noch seinen Götzen zu opfern. Er sei reich und mächtig genug, erklärte er seinem Bischof, um nebenbei auch diesen zu Gefallen zu sein. König Stephan gelang es 1003, diese Gylas-Herrschaft niederzuwerfen und auch hier geordnete kirchliche Zustände herbeizuführen. Aber noch bestand die Herrschaft Achtums, die sich über den ganzen Osten des von den Ungarn

besetzten Gebietes erstreckte: vom Körösfluß bis nach Siebenbürgen, von Widdin bis Scerencs im Norden der Theiß. Auch dieser mächtige Fürst hatte sich ein Christenthum in seiner Art von Byzanz her geholt. In Widdin hatte er sich „nach griechischer Weise“ taufen lassen und bei seiner Residenz Csanad am Marosfluß ein Kloster mit griechischen Mönchen errichtet. Dabei lebte er wie ein Heide; es war bekannt, daß er sieben Weiber hatte. Schlimmer noch war es wohl bei den Unterthanen; es herrschte das Heidenthum, oder wie Brun die ungarischen Zustände unter Geisa so drastisch geschildert hat, „ein mit Heidenthum vermengtes und besudeltes Christenthum, schlimmer als die völlige Barbarei, faulig und versumpft“ [1].

In das Land dieses Fürsten, zu den „Schwarz-Ungarn“, kam Brun noch vor Ende des Jahres 1004, um, „gesandt vom hl. Petrus, den Heiden das Evangelium zu bringen“. Er kam dahin vom Besuch an Stephans Hof, also aus Feindesland; politische wie religiöse Vorurtheile standen ihm im Wege. Er hatte nicht nur Heiden zu bekehren, sondern Christen zu bekämpfen. Die griechischen Mönche waren seine geschworenen Gegner. Daß auch der hl. Stephan, wenigstens für eine Zeitlang, Brun gegenüber dem griechischen Christenthum seine Gunst habe angedeihen lassen, erscheint schwer glaublich. Die Gegnerschaft der Mönche hingegen erklärt genügend die Klage, welche Brun später erhoben: „Leute von unserer Seite (nostri, d. h. wohl Christen) haben — Gott möge es ihnen verzeihen! — nicht ohne schwere Schuld gewisse Personen verblendet.“ An dieser Verblendung der Machthaber scheiterte Bruns Mission. Nachdem er „lange fruchtlos dagesessen“, entschloß er sich gegen Ende 1007, das undankbare Feld zu verlassen.

Dem Gebiete der heidnischen Petschenken wandte er jetzt die Schritte zu. Sie waren das wildeste und grausamste aller Heidenvölker, so hatte man ihm erzählt. Blieb auch hier die Predigt ohne Frucht, so war doch die Aussicht auf das Martyrium. Der Weg führte den Missionär zu dem Großherrn von Rußland, Wladimir dem „Apostelgleichen“. Dieser, ein Schwager Ottos II., nahm den einstigen Günstling des letzten Ottonen huldvoll auf. „Der Fürst von Rußland, groß durch Länderbesitz wie durch Schätze,“ schreibt Brun an König Heinrich, „hielt mich einen ganzen Monat bei sich zurück. Er widersetzte sich meinem Wunsche, als ob ich

[1] Vgl. Kaindl, Beiträge zur ältern ungarischen Geschichte. Wien 1893. Auch der Aufsatz desselben Forschers im „Historischen Jahrbuch“ 1892, S. 493 f. hat mehrfach Dienste gethan; ebenso Büdinger, Oesterreichische Geschichte I, 393 ff.

mich absichtlich ins Verderben stürzen wollte, und drang in mich, ich möchte doch nicht zu einem so wilden Volke gehen. Einen Gewinn an Seelen würde ich dort doch nicht finden, sondern nur den Tod, und zwar den allerschimpflichsten. Allein er konnte bei mir nichts ausrichten. Ueberdies schreckte ihn ein Traumgesicht, das auf mich Unwürdigen Bezug hatte, von weiterem Drängen ab. Da begleitete er mich noch mit seinem Gefolge zwei Tage weit bis an die äußerste Grenze seines Landes. Dieselbe war gegen den ruhelosen Feind weithin mit starken Verhauen umschlossen. Hier sprang er vom Pferd. Ich mit meinen Genossen ging voran; er mit den Großen seines Reiches folgte; so schritten wir durch das Ausgangsthor. Nun erstieg er einen Hügel auf der einen Seite, wir auf der andern. Ich selbst hielt das Kreuz in beiden Händen und stimmte den mächtigen Gesang an[1]: ‚Petrus, liebst du mich, so weide meine Lämmer.‘ Nachdem das Responsorium beendet war, schickte der Großfürst seinen Kanzler zu mir und ließ mir sagen: ‚Nun habe ich dich bis dahin geführt, wo mein Land aufhört, das der Feinde anfängt. Noch einmal beschwöre ich dich bei Gott, stürze nicht dein junges Leben ins Verderben; es wäre mir zur Schmach. Mir ist kein Zweifel, schon morgen, bevor die Zeit der Terz gekommen, wirst du ohne Zweck und ohne Frucht den bittern Tod gekostet haben.‘ Ich aber ließ ihm zurücksagen: ‚Du hast uns den Weg geöffnet zu den Heiden, so möge Gott dir öffnen das Paradies.‘"

Zwei Tage lang marschirten die Missionäre völlig unbehelligt weiter im heidnischen Land. Erst am dritten Tag — es war ein Freitag — stießen sie auf bewaffnete Horden, welche sofort über sie herfielen. Dreimal an diesem Tag glaubten sie schon ihren Tod gewiß, aber jedesmal ließ man sie zuletzt wieder ziehen. Erst des Sonntags gelangten sie zu einer größern Ansammlung von Volk; hier waren sie Gefangene. Doch sollte zuerst der ganze Stamm zusammenberufen werden, um zu berathen, was mit den Fremdlingen zu geschehen habe. Acht Tage später war die Volksversammlung; gegen die Stunde der Non wurden die Missionäre vor dieselbe beschieden. Das erste war, daß man alle grausam peitschte, die Missionäre und ihre Pferde. Damit war es nicht am Ende; den ganzen Tag hindurch waren sie jeden Augenblick des Todes gewärtig. Von allen Seiten zornsprühende Blicke, blitzende Waffen, geschwungene Aexte. Ohne

[1] Cantans nobile carmen: Petre, amas me, pasce oves meas! Finito responsorio . . . etc.

Unterlaß wurden sie geschlagen, gewürgt, gewaltsam hin und her gezerrt. Endlich am Abend verschafften die Volksältesten ihnen Ruhe. Jetzt sprach man sich von beiden Seiten aus; es kam zu einer Verständigung; die Missionäre erhielten die Erlaubniß zu bleiben.

Fünf volle Monate verweilte nun Brun unter diesem wilden Volke. Drei Gaue des Landes durchwandelte er, aus dem vierten kamen Abgesandte von den Bessergesinnten zu ihm. Etwa 30 Erwachsenen konnte er die Taufe spenden. Auf die Bitten der Volksältesten hin erklärte sich Brun bereit, ihnen bei dem russischen Großfürsten einen Frieden zu vermitteln. Er suchte denselben zu diesem Zweck nochmals persönlich auf, und so schwer die Sache geschienen, der Friede kam zu stande. Der Großfürst stellte einen seiner Söhne als Geisel, Brun aber weihte einen aus seinen Gefährten für dieses Volk zum Bischof, der mit dem russischen Prinzen im Lande zurückblieb, um das Werk der Mission weiterzuführen. „So ist es denn“, jubelt Brun, „zur größern Ehre Gottes und unserem Erlöser zum Lobe geschehen, daß bei dem rohesten und grausamsten aller Heidenvölker, die es auf Erden gibt, die christliche Religion Eingang gefunden hat.“

Gehoben durch diese Erweise himmlischer Gnadenwirkung, entschloß sich Brun, seinen Lieblingsgedanken wieder aufzunehmen und den Preußen, für die Adalbert einst geblutet, das Evangelium zu bringen. Die Reise nach Polen führte ihn noch einmal an den Hof Stephans von Ungarn. Hier erfuhr er zu seiner Freude, daß dieser König inzwischen den Fürsten Achtum niedergeworfen und auch diesen Theil Ungarns der römischen Kirche zugeführt habe. Achtum selbst wurde erschlagen, sein Kopf Stephan zugeschickt und an einem Thurm der Residenz aufgesteckt, die griechischen Mönche von Csanad entfernt und daselbst ein römisch-katholischer Bischof eingesetzt. Am ungarischen Königshofe begegnete Brun auch einem deutschen Namensvetter; es war Bruno, der Bruder der Königin Gisela und Heinrichs II. Schon 1004 hatte er als Flüchtling hier geweilt; jetzt, seit 1006 Bischof von Augsburg, kam er zu vorübergehendem Besuch. Er brachte auch Warnungen seines königlichen Bruders für den deutschen Heidenmissionär. Der König ließ Brun sagen, er hege um ihn ernstliche Besorgniß und fürchte, Brun möchte sich aus eigener Unbesonnenheit ins Verderben stürzen.

Dies hielt jedoch Brun nicht zurück. Um die Mitte des Jahres 1008 war er bei Herzog Boleslaw in Polen, dem Freunde des hl. Adalbert.

vor dem nichts verborgen liegt, ist mir ein heiliger Zeuge, daß meine Liebe zu diesem Fürsten keine Spitze in sich trägt gegen Euer Liebden; denn soviel ich nur kann, suche ich ihn Euch geneigt zu machen. Es sei mir aber mit der Huld des Königs gestattet, es offen auszusprechen: Ist es auch recht, Krieg zu führen wider einen christlichen Fürsten im Freundschaftsbunde mit einem heidnischen Volke? Was hat Christus gemein mit Belial, das Licht mit der Finsterniß? Wie paßt der Heidengott oder Teufel Zuarasi zu dem Heerführer der Heiligen, Eurem und unserem Patron Mauritius? Wie kann man ohne Scham die heilige Lanze einhertragen neben den vom Blute der Menschenopfer besudelten Bannern des Teufels? Erkennst Du es nicht als Sünde, o König, wenn ein christliches Haupt — man darf es kaum aussprechen — geopfert wird unter der Fahne der Dämonen? Wäre es nicht besser, einen solchen christlichen Fürsten zum Lehensmann anzunehmen, um dann mit seiner Hilfe und seinem Rath dem heidnischen Volke Tribut aufzulegen und das Christenthum zu bringen? O wie sehr wünschte ich, Du möchtest den Fürsten Boleslaw nicht zum Feinde haben, sondern zum Vasallen! Du sagst vielleicht: ‚Ich will ja.‘ Wenn wirklich, so laß Nachsicht walten; laß ab von der Rache. Willst Du ihn zum Getreuen haben, höre auf, ihm nachzustellen; willst Du ihn zum Vasallen haben, so handle mit ihm in Güte, die sein Herz erfreut. Meinst Du mit der Strenge der Gewalt alles zu erreichen und niemals mit Nachgiebigkeit, welche doch jener so sehr liebt, welcher die Güte selbst ist, Jesus, so gib acht, daß dieser, der bis jetzt Dir beigestanden, nicht etwa anfange zu zürnen. Ich will dem König nicht widersprechen. Möge da geschehen, was Gott will und was Du willst. Aber wäre es nicht besser, Krieg zu führen wider die Heiden um der christlichen Religion willen, als christlichen Glaubensbrüdern Gewalt anzuthun wegen weltlicher Ehrenrechte? Der Mensch denkt, und Gott lenkt! Ist nicht der König seiner Zeit in dieses Land eingerückt mit großer Heeresmacht, bestehend aus Heiden und Christen? Und was sagst Du nun? Hat nicht der hl. Petrus, dessen Tributpflichtigen der Polenherzog sich nennt, und der hl. Adalbert ihn beschützt? Wollten sie nicht ihm ihren Schutz gewähren, es wäre nicht geschehen, daß die vor einigen Jahren getödteten fünf Martyrer, welche, nachdem sie ihr Blut vergossen, in der Macht Gottes viele Wunder thun, gerade in seinem Lande ihre Ruhestätte gefunden hätten. Mein Herr und Gebieter! Du bist kein schwacher König — das wäre schädlich —, sondern gerecht und streng —

und das muß man loben. Eines fehlt noch, daß Du auch milde sein könnest und nicht immer Gewalt brauchest, daß Du auch durch Nachgiebigkeit Dir die Herzen gewinnest und die Leute Dir geneigt machest. Du würdest dann sehen, daß man wirksamer durch Wohlthaten als durch Krieg Völker überwindet, und während Du jetzt nach drei Seiten hin Krieg führen mußt, würdest Du dann keinen einzigen mehr haben. . . . Da die Liutizen Heiden sind und Götzen anbeten, hat denn niemals Gott dem Herzen des Königs den Gedanken eingegeben, dieselben um des Christenthums willen in einem rühmlichen Kriege zu überwinden nach dem Worte des Evangeliums von dem compelle intrare? Wäre es nicht großer Ruhm und großes Verdienst für den König, wenn er auf diese Weise die Kirche ausbreitete und vor Gott den Namen eines apostolischen Königs sich verdiente, wenn er dahin arbeitete, daß der Heide getauft würde, den Christen aber, welche hierzu helfen könnten, den Frieden gewährte?

„Aber da liegt die Wurzel des Uebels: der König traut dem Boleslaw nicht, und auch dieser nicht dem erzürnten König. Wie unselig ist doch die Zeit, in der wir leben! Nach der heiligen Weltherrschaft des großen Konstantin, nach dem Musterbilde wahrer Gottesfurcht, dem trefflichen Karl, gibt es wohl noch Christenverfolger, aber Heidenbekehrer gibt es nicht mehr. Den Christen gib Frieden, o König, und kämpfe mit den Heiden, um sie zu Christen zu machen; dann wirst Du einst am Ende der Tage Dich freuen, wenn Du dastehst im Angesichte des Herrn, entblößt von allem, aber mit um so weniger Schmerz und um so größerer Wonne, je größer die guten Werke sind, auf die Du zurückblicken kannst. Christus ist mein Zeuge: wo immer ich kann, werde ich Eure Interessen mit größter Treue fördern, und wenn ich auch nicht recht zu beten verstehe im Angesichte Gottes, so will ich doch nicht aufhören wenigstens zu stammeln, daß Gottes Segen wirksam mit Euch sein und bei all Euern Unternehmungen der Schutz unseres lieben hl. Petrus Euch geleiten möge. Ihr aber, wenn Ihr in Bezug auf die Bekehrung der Liutizen und der Preußen Rath oder Hilfe geben könnt, so säumet nicht, es zu thun, wie es einem frommen König ziemt, welcher die Hoffnung des Erdkreises ist. Denn dieser Heiden harte Herzen unter dem Anhauche des Heiligen Geistes umzuwandeln, dazu muß jetzt unser Eifer sich aufraffen, darin muß von nun an unter der Hilfe des vorkämpfenden hl. Petrus unser ganzes Sinnen und Trachten aufgehen."

Es kam in der nächsten Zeit nicht zu größern Schlägen des Königs gegen Boleslaw, aber auch nicht zur Versöhnung. Rücksichten der Staatsklugheit ließen Heinrich auf das Wort des seeleneifrigen Missionärs nicht hören. Nach vorübergehendem Frieden 1013 nahm er 1015 und 1017 den Kampf in großartigem Maßstab wieder auf, unterstützt nicht nur von den Liutizen, sondern auch von den Ungarn und dem russischen Großfürsten. Boleslaw wurde nicht überwunden. Endlich wurde der Friede geschlossen zu Bautzen am 20. Januar 1018 unter dem Jubel der kirchlich Gesinnten. Die Bedingungen scheinen genau die gleichen gewesen zu sein, welche Brun schon 1008 angeboten hatte. Boleslaw wurde mit den beiden Lausitzen belehnt; er hatte durch diesen Krieg an Bedeutung, Größe und Ruhm nur gewonnen. Bald nach dem Friedensschlusse nahm er den Königstitel an. Die Liutizen aber brachen noch in demselben Jahre, da der Friede mit Polen war geschlossen worden, plötzlich los und verheerten und verwüsteten alles, was deutsche Missionäre und Helden in den Landstrichen der bekehrten Wagrier und Abotriten geschaffen hatten.

Unterdessen war Brun, der stets dräuenden Kriegsgefahr ungeachtet, gegen Ende 1008 aufgebrochen, um im Lande der Preußen seinen Beruf zu erfüllen. Es waren zwölf Jahre, seit er Ottos III. liebreiche Freundschaft und glänzenden Hof verlassen hatte, um Mönch zu werden. Reiche Gaben, welche Boleslaw und die polnischen Großen ihm zur Verfügung stellten, hatte er noch in Polen zum Theil für die Ausrüstung seiner Gefährten, größtentheils aber für kirchliche oder wohlthätige Zwecke des Landes verwendet. In Preußen fand Brun keine gute Aufnahme. „Es könnte von diesem Volke und seinen Sitten", schreibt Helmold noch 150 Jahre später, „vieles Lobwürdige gesagt werden, hätten sie nur den Glauben an Christus; aber die Verkündiger desselben verfolgen sie aufs grausamste." Bischof Thietmar als Zeitgenosse Bruns und beinahe Grenznachbar urtheilt strenger[1]. Er nennt das Volk einen „unfruchtbaren und steinigen Boden, so überwuchert mit Disteln, daß es Brun nicht gelang, ihn zu brechen". Dieser wanderte weiter nach der Grenze gegen Rußland zu; auch hier wies man ihn ab und hieß ihn mit seiner Predigt schweigen. Aber er ließ sich nicht einschüchtern und predigte herzhaft weiter. Da wurde er am 14. Februar 1009 von den Heiden überfallen und zugleich mit seinen 18 Gefährten getödtet „um des Namens Christi willen, der da das Haupt der Kirche ist".

[1] Die Gesta episc. Halberstad. sprechen von gentes beluinae feritatis Pruciae (M. G. SS. XXIII, 90. 6).

Einige Jahre zuvor, da er den Tod des hl. Adalbert beschrieb, hatte die Wärme der Begeisterung ihn fortgerissen, den Blutzeugen anzureden: „O du Mann Gottes! glaubst du wohl, daß solch ein einfacher Hieb auf deinem Rücken als ein Ehrenmal erglänzt, oder daß man auf Erden zu schätzen wisse, was es werth sei, solches gerne leiden zu wollen aus Liebe zu Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes! Wahrlich, so strahlt nicht die Perle mitten im Kothe, nicht der Purpur des Königs aus dem Gewühle des Volkes, nicht der Kelch der Rose im dunkeln Schoße der Erde und nicht die goldene Sonne hoch am Gewölbe des Himmels, wie in deinem schönen Herzen dieser eine Hieb, den du freudig hinnahmst für deinen Christus!"

Dem verehrten Vorbilde war Brun nun auch im Tode ähnlich geworden. „Sanft wie ein Lamm ließ er sich enthaupten", schreibt Thietmar, sein Zeitgenosse und Verwandter. Andere wollen von großen Martern wissen, die er vorher noch habe erdulden müssen. Hände und Füße seien ihm abgehackt, Zunge und Augen herausgerissen worden. Die verstümmelten Leichname blieben unbeerdigt liegen, bis Boleslaw sie mit Geld einlösen und ehrenvoll beisetzen ließ. Die Getödteten wurden alsbald als Martyrer und Heilige geehrt. Bruns Vater, der noch in Querfurt lebte, war Zeuge der mächtig aufwallenden Verehrung für seinen Sohn, der im Alter von 33 Jahren als Opfer des Seeleneifers und der Glaubensfreudigkeit den christlichen Heldentod gefunden hatte.

Ueber Bruns letzte Wirksamkeit im Preußenland sind zahlreiche legendarische Berichte voll der wunderbarsten Ereignisse verbreitet worden. Was dieselben an Wahrheitsgehalt etwa in sich tragen, ist wohl unmöglich zu entscheiden. In ihnen beruht auch nicht die Bedeutung Bruns. Dieselbe liegt vielmehr darin, daß der edle junge Sachse für Jahrhunderte hinaus der letzte hervorragende Repräsentant jenes apostolischen Eifers und Opfermuthes für die Christianisirung der heidnischen Völker ist, welcher Deutschland im Zeitalter der Ottonen so rühmlich ausgezeichnet hatte. Eine Zeit, welche in den Reihen ihrer Priester den echten Martyrergeist so reichlich Blüthen treiben sah, war es werth, auch unter ihren Rittern und Fürsten viele Helden zu zählen. Sechzig Jahre später, unter dem vierten Heinrich, war die Welt verändert.

Otto Pfülf S. J.

Die zu Madaba entdeckte Mosaik-Karte des Heiligen Landes.

Madaba oder Medaba ist heute ein kleiner Ort im Lande Moab, in gerader Linie etwa 20 km östlich von der Nordostecke des Todten Meeres entfernt. Einstmals sah es glanzvollere Zeiten. Schon lange vor dem Einzug der Israeliten ins Gelobte Land blühte die Stadt im Reiche der Ammoniter oder Moabiter (vgl. 4 Mos. 21, 30). Sie fiel bei der Eroberung des Landes dem Stamme Ruben zu (Jos. 13, 9. 16). Später erwähnt Isaias sie unter den Städten Moabs (15, 2); auch der Chronist gedenkt ihrer (1 Par. 19, 7), und noch zu den Zeiten der Makkabäer wird Madaba genannt (1 Makk. 9, 36. 37). Auch außerhalb der Heiligen Schrift geschieht der Stadt öfters Erwähnung; schon die Mescha-Inschrift (um 890 v. Chr.) berichtet, daß König Omri von Israel das ganze Land von Madaba einnahm, welches aber nach 40 Jahren in den Tagen des Königs Mescha wieder von Moab erobert wurde (Z. 7—9). Flavius Josephus erwähnt die Stadt wiederholt und erzählt, wie sie eine sechsmonatliche Belagerung durch Hyrkan aushielt, aber endlich doch in seine Hände fiel[1].

In christlicher Zeit wird Madaba als Stadt in Arabien von Eusebius und Hieronymus genannt[2]. In der kleinen Descriptio parochiae Ierusalem (um 460) wird Medeva als ein zum Erzbisthum von Bostra und zur Kirchenprovinz von Jerusalem gehöriges Bisthum bezeichnet[3]. Wie blühend es damals gewesen sein muß, davon zeugen noch heute die Ruinen von drei oder vier alten Kirchen, die Reste der prächtigen Säulenstraße von etwa 140 m Länge, die vortrefflichen Mosaiken, die an verschiedenen Stellen und zu wiederholten Malen unter den Trümmern gefunden wurden, und andere Ueberreste, meist aus dem 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr.

Den Stürmen der folgenden Jahrhunderte fiel auch Madaba zum Opfer. Oede und wüst lag die Stätte der einst so herrlichen Stadt, Schakalen und Hyänen ein willkommener Schlupfwinkel; kaum daß einmal

[1] Ant. XIII, 9, 1; 15, 4. XIV, 1, 4 u. 5.

[2] Vgl. Onom. ed. *de Lagarde* p. 138, 32; 279, 14.

[3] Vgl. *Tobler-Molinier*, Itin. Hier. 1, 326.

ein Trupp vorbeiziehender Beduinen für kurze Zeit in den Trümmern sein Lager aufschlug. Erst vor 17 Jahren (i. J. 1880) erstanden die Ruinen wieder zu neuem Leben. Eine kleine Christengemeinde verließ infolge von langwierigen Streitigkeiten die Stadt Kerak, nahe der südöstlichen Ecke des Todten Meeres, und gründete eine neue Niederlassung auf dem Boden des alten Madaba. Etwa 650 griechisch-schismatische und 250 römisch-katholische (lateinische) Christen vereinigten sich in der neuen Kolonie, die trotz vielfacher Anfeindungen bald sich zu entwickeln begann. In einem neuen Bericht wird die Zahl der griechisch-schismatischen Christen schon auf 1000 angegeben [1].

Die für die Wohnungen und Kirchen der Gemeinde nothwendigen Arbeiten führten zu manch kostbaren Funden auf der alten Trümmerstätte. Bei weitem der wichtigste Fund war eine Mosaik-Karte von Palästina und Aegypten aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. Ohne Zweifel gehört diese Entdeckung zu den bedeutendsten, welche überhaupt auf dem Gebiete der biblischen Ortskunde in den letzten Jahrzehnten gemacht wurden, und sie verdient gewiß eine besondere Berücksichtigung.

Ein eingehender Bericht über den Fund wurde vor wenigen Monaten von dem Entdecker, P. Kleophas M. Koikylides, Bibliothekar des schismatischen Klosters vom heiligen Grabe zu Jerusalem, in neugriechischer Sprache herausgegeben [2]. Zu gleicher Zeit erschien von demselben griechischen Mönche Kleophas in Verbindung mit dem hochw. P. Lagrange O. Pr., Professor und ehemaligem Prior an der École biblique im Kloster von St. Stephan zu Jerusalem, ein französischer Bericht in der Revue biblique mit einer getreuen Wiedergabe der Mosaik-Karte [3]. Bald darauf veröffentlichte der durch seine Forschungen auf dem Gebiete der palästinensischen Inschriftenkunde und Geographie rühmlichst bekannte Assumtionist P. Germer-Durand eine treffliche photographische Vervielfältigung der Karte mit

[1] Revue biblique 1897, 2, p. 165 ss.

[2] *Ὁ ἐν Μαδηβᾷ Μωσαικὸς καὶ Γεωγραφικὸς περὶ Συρίας, Παλαιστίνης καὶ Αἰγύπτου χάρτης ὑπὸ Κλεόπα Μ. Κοικυλίδου, Βιβλιοθηκαρίου τοῦ Ἱ. Κοινοῦ τοῦ Π. Τάφου. Ἐν Ἱεροσολύμοις· Ἐκ τοῦ Τυπογραφείου τῶν Φραγκισκανῶν.* 1897. 8°. (26 S.) Mit einer Zeichnung der Karte „delineata et in compendium redacta a Patribus Franciscanis Terrae Sanctae“. — Die Schrift ist dem hochw. P. Custos der Franziskaner des Heiligen Landes, Aurelio Briante, und dem Archimandriten des schismatischen Klosters vom Heiligen Grabe, Photius Peroglu, gleichzeitig gewidmet.

[3] RR. PP. *Cléophas* et *Lagrange*, La mosaïque géographique de Mâdaba. Rev. bibl. 1897, 2, p. 165—184.

erklärendem Text [1]. Auch Clermont-Ganneau behandelte die Entdeckung im zweiten Bande seines Werkes Recueil d'Archéologie Orientale (S. 161 ff.) [2]. Der einzige Wunsch, der nach diesen Veröffentlichungen noch unerfüllt bleibt, nämlich eine in Farben ausgeführte Wiedergabe der Karte zu erhalten, dürfte bald durch den Deutschen Palästina-Verein in Erfüllung gehen, der eine chromolithographische Abbildung vorbereitet. Einen Anfang dazu hat schon P. Lagrange jüngst in der Revue biblique (S. 450—458) gemacht, indem er den Stadtplan von Jerusalem in Farben veröffentlichte und erklärte.

Die Veranlassung zu der wichtigen Entdeckung gab der Neubau einer Kirche für die griechisch-schismatische Gemeinde von Madaba. Man wählte für das neue Gotteshaus den Platz einer alten Kirche auf der Nordseite der alten Stadt, etwas außerhalb der neuen Niederlassung, ganz in der Nähe des Thores der frühern Stadtmauer, durch welches man nach Hesban und El-Salt geht. Es war eine einfache Basilika gewesen mit einer Apsis im Osten, durch je vier Pfeiler in drei Schiffe getheilt (vgl. den Plan S. 393). Die neuen Mauern und Pfeiler wurden auf den noch stehenden alten Resten aufgebaut. Man hatte dort schon beim Beginn des Baues die Spuren einer alten Mosaik bemerkt, aber es nicht der Mühe werth gehalten, darauf zu achten oder gar den mit Schutt bedeckten Fußboden näher zu untersuchen. Ein mit der Untersuchung der Mosaik beauftragter „Architekt" erklärte dem griechisch-schismatischen Patriarchen die damals noch fast vollständig erhaltene Karte als werthlos, und so wurde ruhig darauf los gearbeitet! Was die Jahrhunderte nicht zerstört, fiel der Arbeit dieser paar Jahre großentheils zum Opfer. Erst als im vergangenen Winter der äußere Bau vollendet war und nun der Schutt entfernt werden sollte, um einem neuen Fußboden Platz zu machen, wurde dem Zerstörungswerk Einhalt gethan.

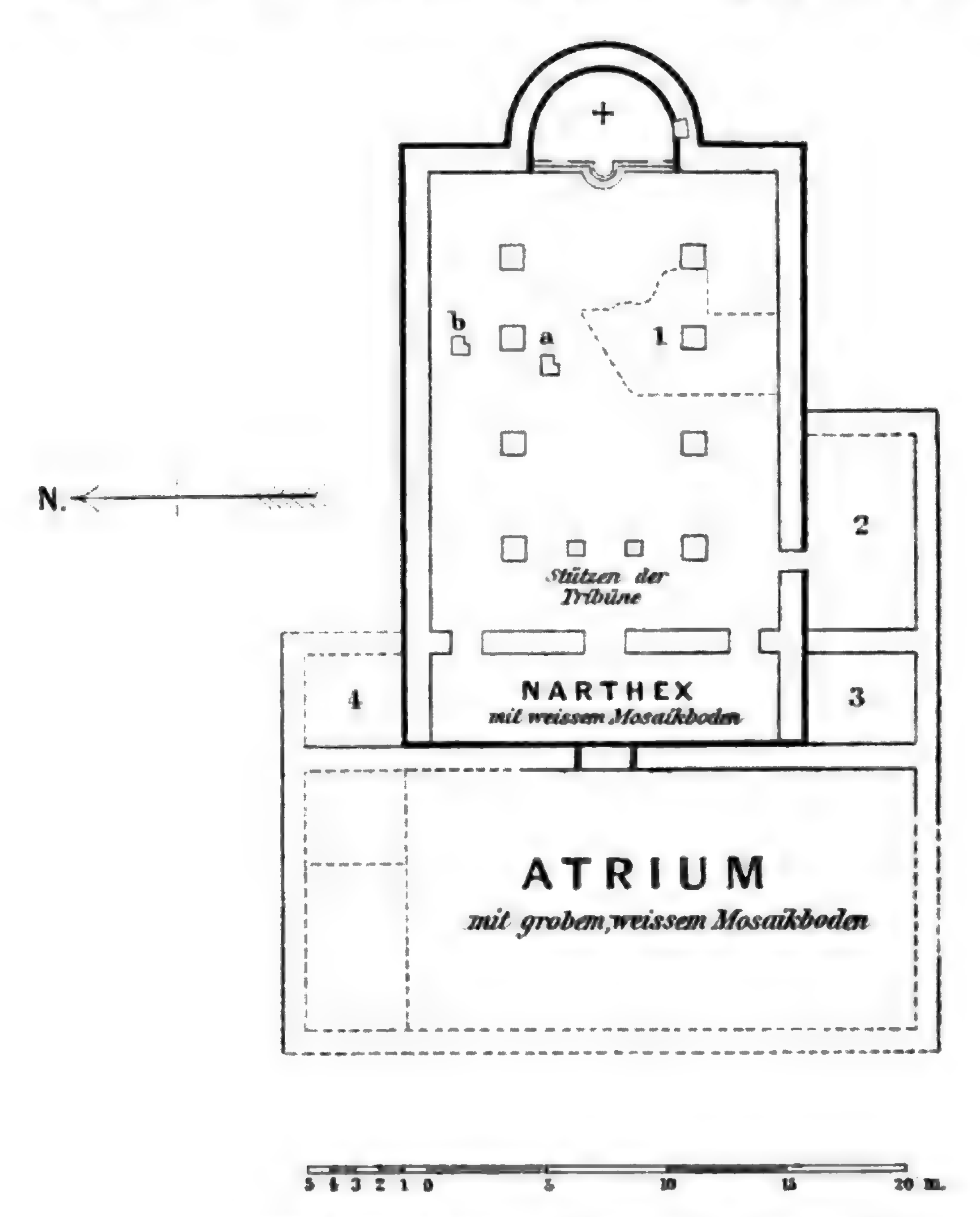
Daß wenigstens der noch übrige Theil erhalten blieb, war besonders das Verdienst des Bibliothekars Kleophas Koikylides. Bei einem Besuch der griechisch-schismatischen Schulen im Ost-Jordanland kam er um die

---

[1] La Carte Mosaïque de Madaba. Découverte importante. 4°. 4 S. Text und 12 Photographien, 20 : 25 cm (genauer 19,7 : 24,7 cm). Paris, Maison de la bonne Presse, 1897. Preis *Fr.* 5.

[2] In englischer Uebersetzung im Quarterly Statement des Palestine Exploration Fund (1897, Juli, S. 213—225). Vgl. ebd. S. 239 Note by Sir Ch. Wilson.

Zeit der Vollendung des Kirchenbaues nach Madaba. Er erkannte, daß die Mosaik eine alte Karte von Palästina und Aegypten darstelle und deshalb einen hohen Werth besitze. So wurden dann die Reste sorgfältig gereinigt und mit einem Gitter umgeben. Zugleich wurde von den ge-



Alte Kirche zu Madaba. (Rev. bibl. 1897, 167.)

1 Mosaik-Karte mit den Fragmenten a und b.
2 Vögel und Blätter in Mosaik.
3 Mosaik mit Weinranken, dazwischen ein Mann mit einem Esel, eine Gazelle u. a.
4 Noch verschüttetes Mosaik mit runden Bildern.

lehrten Herren in Jerusalem in edlem Wetteifer alles aufgeboten, um die Darstellungen der Karte und ihre zahlreichen Inschriften zu entziffern.

Die Karte erstreckte sich ursprünglich durch die ganze Breite der Kirche von einer Wand zur andern, in einer Ausdehnung von etwa 15 m,

und bedeckte den Fußboden wenigstens von dem ersten Paar Pfeiler in der Nähe der Apsis bis zum dritten Paar in der Mitte der Kirche, etwa 6 oder 7 m breit. Leider ist nur etwa ein Drittel oder Viertel des Ganzen uns erhalten geblieben. Die Mosaik war so angebracht, daß der Besucher der Kirche beim Vorwärtsgehen von der Thüre zum Altare die Orte und ihre Namen gerade vor sich hatte. Da nun die Apsis der Kirche genau nach Osten lag, so war auch die Karte nicht wie bei unsern heutigen Karten nach Norden, sondern nach Osten gerichtet. Dabei wurde aber als untere, westliche Basis nicht eine genau süd-nördliche Linie genommen, sondern die palästinensische Küste des Mittelländischen Meeres, die sich etwas nach Nordosten wendet. Die Achse der Karte, die senkrecht zu dieser Grundlinie mitten durch die Mosaik geht, hat deshalb auch nicht eine genau östliche, sondern eine etwas südöstliche Richtung.

Diese Mittellinie der Karte, die mit der Achse der Kirche übereinstimmte, ging ursprünglich etwa von Jaffa über Jerusalem und die nördliche Ecke des Todten Meeres nach Madaba. Das Heilige Land kam so in seiner ganzen Breite von Westen nach Osten zur Darstellung, alles Land diesseits des Jordans und der Theil jenseits des Flusses bis an die syrische Wüste. Wie weit das Land in seiner Ausdehnung von Süden nach Norden abgebildet war, läßt sich nur im Süden genau bestimmen. Denn hier schließt die Darstellung an der Wand der Kirche mit den Nilmündungen und den Städten Unterägyptens ab. Die nördliche Grenze läßt sich nur durch ungefähre Vermuthung feststellen, da fast die ganze nördliche Hälfte zerstört ist. Jedenfalls gehörte Galiläa mit Nazareth, dem See Tiberias und dem Berge Karmel noch zum Gebiete der Karte. Aus dem kleinen Fragmente (b auf dem beigefügten Plane) dicht an der Nordwand der Kirche, das den Namen des Stammes Zabulon enthält, schließt P. Lagrange nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß die Karte mit diesem Stamme abschloß; die Nordgrenze wäre dann etwa eine Linie von der Nordspitze des Sees Genesareth nach Akka. Es war also der Ausdehnung nach ungefähr eine Palästinakarte wie unsere heutigen von Rieß oder Kiepert.

In Bezug auf mathematische Genauigkeit hält allerdings diese alte Karte einen Vergleich mit den neuen nicht aus. Trotzdem ist sie aber ein ganz hervorragendes Werk, das seinen Zweck ehemals sehr gut erfüllte und uns heute zahlreiche höchst werthvolle Aufschlüsse gibt. Der Zweck

dieser Mosaik-Karte war offenbar ein doppelter: sie sollte den Gläubigen die Lage der heiligen Stätten veranschaulichen, welche bei den kirchlichen Lesungen aus der Bibel und den Schriften der Väter so oft genannt wurden, und dann sollte sie auch ein schöner Schmuck des Gotteshauses sein. Die traurigen Reste, die noch vorhanden sind, lassen zur Genüge erkennen, daß dieser doppelte Zweck recht gut erreicht wurde. Etwa 130 Ortsnamen, welche zum Theil mit biblischen Sprüchen noch jetzt erkennbar sind, zeigen, welch reichhaltige Belehrung die Karte den Gläubigen bot. Große, meistens rothe Inschriften mit etwa 8 cm hohen Buchstaben bezeichneten die zwölf Stämme Israels in den verschiedenen Theilen des Heiligen Landes; jedem Stammesnamen waren einige prophetische Worte aus dem Alten Testamente beigefügt. Bei den einzelnen Orten stand der Name in kleinern, etwa 2—4 cm hohen Buchstaben; vielfach waren der alte, biblische Name und der zur damaligen Zeit übliche nebeneinander genannt, zuweilen auch noch geschichtliche oder geographische Bemerkungen beigefügt. Die wichtigern Städte waren außerdem noch möglichst der Wirklichkeit entsprechend abgebildet, mit ihren Hauptstraßen und den bedeutendsten Denkmälern. So erhielt Jerusalem eine ganz besonders ausgezeichnete Abbildung. Bei Askalon ist als charakteristisches Merkmal ein Obelisk beigefügt, bei Eleutheropolis ein halbrunder Brunnen, bei Lydda der ovale Platz, und ähnlich bei andern Städten. Kerak ist so naturgetreu hoch auf seiner Höhe abgebildet, daß die Eingebornen, als sie das Bild sahen, gleich sagten: Das ist Kerak.

Außer den Städten waren auch noch die Hauptheiligthümer und Klöster verzeichnet und theilweise abgebildet. So sehen wir z. B. das Johanneskloster beim Ort der Taufe, St. Zacharias nicht weit von Jerusalem, St. Philippus auf dem Wege nach Hebron, St. Victor bei Gaza u. a.

Selbst bei den Bergen und Thälern, Flüssen und Seen suchte der Künstler ein möglichst getreues Bild des Gegenstandes zu geben. Als besonders gelungen werden das Thal des Arnons (Wadi Modjib), die Niederung des Jordans, das Wasser des Todten Meeres u. a. bezeichnet.

So bot die Karte reichen Stoff zur Belehrung. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Gegenstände und der großen Verschiedenheit in der Darstellung muß das Ganze aber auch ein prächtiges, farbenreiches Bild geboten haben. Mit Absicht wurde gerade auf das decorative Element ganz besonderes Gewicht gelegt. Auch die Pflanzen- und Thierwelt war

deshalb nicht vergessen worden. Jericho, die Palmen- und Balsamstadt, ist von Palmen und kleinern Bäumen (vielleicht Balsamstauden) umgeben. Die Oasen in der Wüste sind wieder durch Palmbäume gekennzeichnet. Daneben sehen wir das Bild einer Gazelle in der Wüste, die furchtsam nach dem sie verfolgenden Löwen umblickt. Auch die Fischlein fehlen nicht im Jordan und Nil; dagegen sieht man keine beim Todten Meere. Auf diesem ist durch ein größeres und ein kleineres Schiff und zwei oder drei Schiffer für Abwechslung gesorgt; in dem erstern steht ein Mastbaum in der Mitte, der oben auf einer Querstange das zusammengerollte Segel trägt. Auf dem Jordan sehen wir eine Fähre, die mit ihrem Mast an einem langen Balken oder eine schmale Brücke entlang von einer Seite zur andern fährt.

Wenn so die Mosaik-Karte ehemals zur Belehrung des Volkes und zur Verschönerung der Kirche sehr viel beitrug, so ist sie auch heute noch in ihren dürftigen Resten ein kostbarer Schatz. Schon wegen ihres hohen Alters verdient sie alle Beachtung. Denn unter den alten geographischen Karten nimmt sie wohl den ersten Platz nach der ältesten Weltkarte, der Tabula Peutingeriana, ein. Der Entdecker, P. Kleophas, glaubte sie in den Anfang des 5. Jahrhunderts setzen zu müssen, und einige Umstände schienen auch zu Gunsten dieser Annahme zu sprechen. Doch neigte P. Lagrange schon bei der ersten Veröffentlichung mehr zur Zeit des Kaisers Justinian I. (527—565) als Entstehungszeit hin[1]. In seinen neuesten Bemerkungen zu dem farbigen Plane von Jerusalem glaubt er unter den dargestellten Kirchen mit Sicherheit auch die prachtvolle neue Marienkirche dieses Kaisers zu erkennen[2], so daß die Karte sicher nicht vor die Zeit dieses Kaisers fallen würde.

Mit dieser Bestimmung der Entstehungszeit stimmt auch P. Germer-Durand ziemlich überein. Er meint, daß nach der Form der Buchstaben zu urtheilen der Ursprung der Karte nicht vor das 6. Jahrhundert hinausgerückt werden kann. Er findet dafür eine Bestätigung in dem Umstand, daß die Karte bei Ainon am Jordan beifügt: Ainon, wo jetzt Sapsaphas (*Αινων ενθα νυν Σαπσαφας*); denn der hl. Sapsas oder Sapsaphas, der im Pratum spirituale erwähnt wird, war ein Zeitgenosse des Patriarchen Elias, der etwa um 440 geboren und 494—513 (Germer-Durand 518) Patriarch von Jerusalem war. Zugleich bemerkt er aber, daß unsere

[1] Rev. bibl. 1897, p. 183. [2] Ibid. 455.

Mosaik jedenfalls vor dem Einfall der Perser (616) fertiggestellt wurde, da sonst die konstantinianische Basilika auf Golgatha (Martyrium genannt) nicht mehr in der alten Form hätte abgebildet werden können.

Die Karte scheint demnach ein Werk des 6. Jahrhunderts zu sein und ist so als zweitälteste Karte schon recht ehrwürdig. Sie bildet aber auch nach Inhalt und Form in mehr als einer Hinsicht eine große Bereicherung unserer Kenntnisse. In ihrer Form ist sie wohl das erste und einzige bekannte Beispiel einer in Mosaik kunstvoll ausgeführten geographischen Karte in einem Gotteshause. So eigenthümlich der Gedanke auf den ersten Blick erscheint, so söhnt man sich doch bald mit diesem originellen Bodenschmuck der alten Kirche aus. Ja man frägt sich unwillkürlich, ob dieses Beispiel nicht auch in andern alten Kirchen Nachahmung gefunden hat, wenn es nicht etwa selbst die Nachahmung eines ähnlichen Schmuckes bildete. Ebenso ist unsere Mosaik-Karte auch für die Geschichte der Kartendarstellungen von großer Bedeutung.

Aber vor allem bietet uns ihr reicher Inhalt eine Fülle neuer Aufschlüsse. Ein endgiltiges Urtheil ist darüber noch nicht möglich; doch genügt schon dasjenige, was sicher feststeht, um ihre hohe Bedeutung zu erkennen. Die Angaben der Karte zeigen zunächst in manchen Punkten eine gewisse Bekanntschaft mit den geographischen Werken des Eusebius von Cäsarea und des hl. Hieronymus (Onomasticon). Sie bestätigt in vielen Dingen das Zeugniß dieser Schriften. Viel werthvoller sind aber für uns andere Angaben, in welchen wir manchmal das einzige Zeugniß einer von Eusebius und Hieronymus unabhängigen Tradition über eine biblische Oertlichkeit besitzen. Ohne solche Angaben von vornherein als über jeden Zweifel erhaben anzunehmen, wird man doch durch dieselben einen klarern Einblick in die verschiedenen Ueberlieferungen gewinnen und zu einem richtigern Urtheil über dieselben sich den Weg bahnen. Abgesehen von einer Reihe neuer geographischer Namen, die bisher ganz unbekannt waren, sehen wir z. B., daß der Philippsbrunnen übereinstimmend mit dem Onomasticon [1] bei Bethsur in der Nähe von Hebron (ʿAin el-Dirwe) und nicht bei Bittir in der Nähe von Jerusalem (ʿAin el-Hanīye) angegeben, dagegen Bethabara oder Bethania (Joh. 1, 28), entgegen der Meinung des Eusebius und Hieronymus [2], diesseits auf dem westlichen Ufer des Jordans verzeichnet wird. In andern Punkten wird hinwieder die Bestimmung,

[1] Ed. *de Lagarde* 104, 27; 235, 25. [2] Ibid. 108, 6; 240, 12.

welche in den Worten jener Väter enthalten war, durch die Angabe der Lage auf der Karte viel deutlicher und klarer, wie z. B. bei Ajalon (auf der Karte Aelamon), wo der Mond stille stand auf Geheiß des Josue[1], bei Segor am Todten Meere[2], bei Modin, der Heimat der Makkabäer[3], und Arimathia, der Vaterstadt des Joseph[4]. Bei einem Beispiele, wo der hl. Hieronymus von Eusebius abweicht, gibt die Mosaik dem letztern Recht: Hakeldama bei der heiligen Stadt liegt auf der Karte nicht südlich von Sion, wie der hl. Hieronymus angibt[5] und wie man es heute gewöhnlich den Pilgern zeigt, sondern auf der nördlichen Seite des Berges, wie Eusebius bemerkt[6].

Welch eine Fülle von bemerkenswerthen Einzelheiten die Karte bietet, ersieht man besonders aus einer genauern Betrachtung des Planes der heiligen Stadt[7]. Da erblickt man die Mauern mit ihren Thürmen und Hauptthoren: dem Damaskusthor im Norden mit der Säule davor, von welcher es noch heute seinen Namen hat (Bāb el-ʿAmūd), dem Jaffathor im Westen, dem Sionsthor und mehreren kleinern Thoren im Süden, dem Marienthor (Bāb Sitti Maryam) im Osten. Man sieht ferner die Hauptstraßen der Stadt: die zwei Bazarstraßen, die noch heute vom Damaskusthore ausgehen, auf der Karte durch Säulenhallen zu beiden Seiten als Bazare gekennzeichnet; ferner die vom Jaffathor zum Sionsthor hinführende Straße u. a. Von ganz besonderm Interesse sind die sorgfältig abgebildeten Heiligthümer der Stadt. Zum erstenmal erhalten wir ein Bild der konstantinischen Basilika des heiligen Kreuzes und des heiligen Grabes aus einer Zeit, da sie noch in ihrer alten Pracht erstrahlte; sie schließt im Westen mit der runden Grabeskirche (Anastasis) ab, während eine Treppe nach Osten von der Kirche auf die Straße hinabführt. Wir sehen auf Sion die schöne Abendmahlskirche, vielleicht auch die neue Marienkirche Justinians oder die Petruskirche, die sich über dem ehemaligen Hause des Kaiphas erhob. Im Osten erhebt sich nahe beim Thor die alte Marienkirche, heute St. Anna genannt, und vor dem Thore die Gethsemanikirche am Fuße des Oelberges. Vielleicht darf man auch mit P. Lagrange in einem andern Heiligthum an der einen Bazarstraße die alte Sophienkirche erkennen, etwa

[1] Ed. *de Lagarde* 89, 25; 216, 19. [2] Ibid. 100, 23; 281, 13.
[3] Ibid. 140, 2; 281, 59. [4] Ibid. 96, 17; 146, 24; 288, 10.
[5] Ibid. 99, 21 ad australem plagam montis Sion.
[6] Ibid. 229, 87 *ἐν βορείοις τοῦ Σιὼν ὄρους.*
[7] Vgl. Rev. bibl. l. c.

an der Stelle der heutigen armenischen katholischen Kirche bei der vierten Station des Kreuzweges. Diese der göttlichen Weisheit geweihte Kirche erhob sich an der Stätte, an welcher die ewige Weisheit vor dem Richterstuhle des Pilatus stand und so grausame Verhöhnung erduldete [1]. Auch auf dem Tempelplatz gibt die Karte das Bild einer schönen Kirche, ziemlich genau an der Stelle, wo damals wahrscheinlich eine von Kaiser Theodosius erbaute Basilika und später die Moschee el-Aksa sich erhob.

So bietet uns die Mosaik-Karte von Madaba ein getreues Bild Jerusalems aus dem 6. Jahrhundert. Es ist das älteste Bild der heiligen Stadt und ihrer heiligen Stätten.

Das Gesagte genügt, um den hohen Werth und die Bedeutung des Fundes von Madaba einigermaßen erkennen zu lassen. Wenn das Land Moab vor nicht langer Zeit wegen der großartigen Betrügereien, die von gewissenlosen Menschen mit seinen Alterthümern getrieben wurden, bei manchen Alterthumsfreunden in argen Verruf gekommen war, so ist es durch die neueste Entdeckung, bei der von Fälschung und Betrug keine Rede sein kann, wieder zu einer großen Berühmtheit gelangt. Es wäre zu wünschen, daß es der Forschung gelingen möge, auf jenen Gefilden, wo einst so manche christliche Gemeinde blühte, noch manches werthvolle, altchristliche Denkmal dem Dunkel der Vergessenheit zu entreißen.

---

[1] Bei dieser Lage der Sophienkirche und des Prätoriums würde die Echtheit des heutigen Kreuzweges, wenigstens im allgemeinen, bewiesen sein. Jedenfalls verdient diese Meinung viel eher Berücksichtigung, als die von P. Zanecchia vertretene Ansicht, nach welcher das Prätorium ganz unten beim heutigen Mehkeme (Gerichtshof) am Kettenthor des Tempelplatzes (Bāb el-Silsele) gelegen haben soll (La Palestina d'oggi I, 248—257). — Es ist übrigens unrichtig, die Schrift des P. Zanecchia als „ein Werk der école pratique d'études bibliques der Dominikaner zu Jerusalem" zu bezeichnen (Euringer in der Tüb. Theol. Quartalschr. 1897, 2, 216).

L. Fonck S. J.

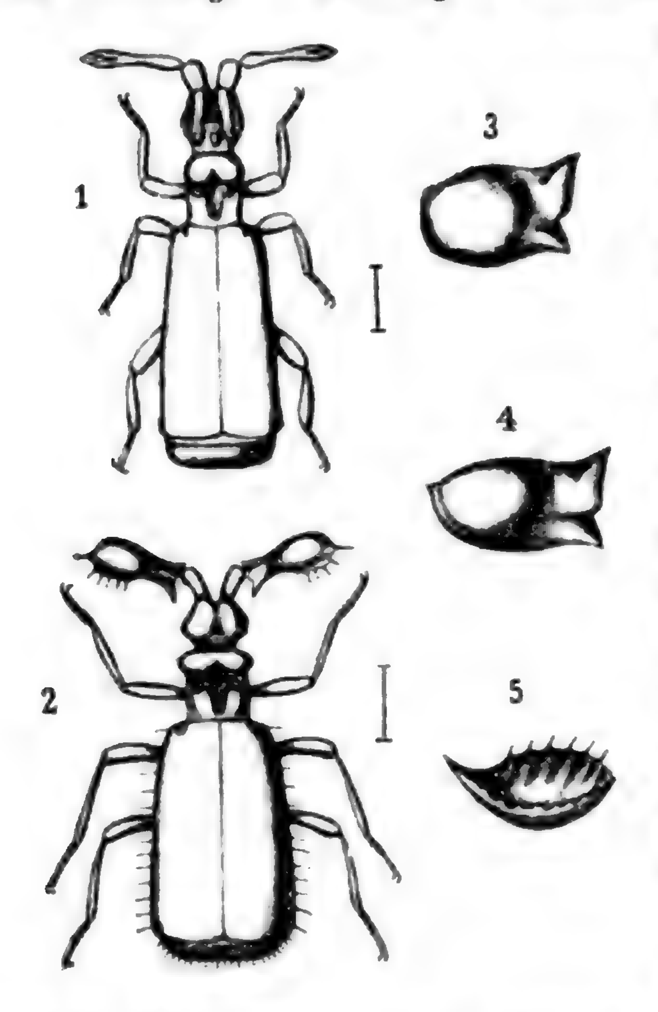
Die Familie der Paussiden.

Die Familie der Paussiden ist nicht ein altes persisches oder indisches Herrschergeschlecht, obwohl sie ein hohes Alter besitzt und in Indien zahlreiche Familienglieder zählt; nein, sie ist eine Käferfamilie, und zwar eine Käferfamilie, die in Ameisennestern wohnt. Durch ihre Annehmlichkeit für die Ameisen übt sie über dieselben eine instinctive Herrschaft aus, durch ihren Brutparasitismus wird diese Herrschaft nicht selten zur grausamen Tyrannei. Das ist die Familie der Paussiden vom biologischen Standpunkte aus betrachtet. Vom Gesichtspunkte der systematischen Zoologie ist sie ferner eine der merkwürdigsten Familien im ganzen Thierreich, die namentlich durch die Mannigfaltigkeit und Abenteuerlichkeit ihrer Fühlerformen unerreicht dasteht. In den Augen der entomologischen Liebhaber und der Besitzer wissenschaftlicher Sammlungen ist sie endlich ein Gegenstand von hohem Werthe. Das ist die Familie der Paussiden, von verschiedenen Standpunkten betrachtet. Uns interessirt hier natürlich nur der systematische und der biologische; unter diesen werden wir sie daher zu betrachten haben.

Bereits ein und ein viertel Jahrhundert sind verflossen, seitdem Karl von Linné in seinem Zweigespann der Insecten (Bigae Insectorum, Upsaliae 1775) den ersten Fühlerkäfer — dies dürfte wohl der beste deutsche Name für die Paussiden sein — beschrieben und abgebildet hat. Er nannte ihn den Kleinköpfigen (Paussus microcephalus). Da jedoch dieser Käfer wie alle seine Gattungsverwandten einen ganz ansehnlichen Kopf besitzt, so dürfte Linnés Benennung wohl darin ihre psychologische Erklärung finden, daß an dem großen Kopf zwei noch größere Fühler sitzen, zwischen denen er allerdings einen recht bescheidenen Eindruck macht. Diesem ersten aller Fühlerkäfer sind später, namentlich durch die Arbeiten Westwoods, Dohrns und Raffrays, noch viele andere Arten beigesellt worden, die sämtlich zu der ursprünglichen Gattung Paussus des Altmeisters Linné gehören. Aber die alte Hürde war bereits zu eng geworden für die vielen neuen Schafe, die sehr verschiedene Köpfe und noch verschiedenere Hörner besaßen. Sie mußte daher systematisch erweitert werden: die ehemalige Gattung Paussus erhielt unter dem Namen der Paussiden Familienrang und umschließt heute bereits 13 lebende Gattungen mit rund 200 Arten. Zur Beruhigung für abergläubische Gemüther, denen 13 als Unglückszahl

gilt, existirt noch eine vierzehnte Gattung, Paussoides von Molschutsky genannt, die im baltischen Bernstein ihr ausgestorbenes Dasein fristet. Weitaus die Mehrzahl dieser vielen Fühlerkäfer, nämlich 127 von den bisher beschriebenen Arten, ist der alten Gattung Paussus im engern Sinne treu geblieben. Dieselbe ist ausgezeichnet durch bloß zweigliedrige Fühler, deren zweites Glied sehr groß ist und alle nur möglichen Formen zeigen kann.

Wie ein Mitglied der Familie der Paussiden aussieht, werden die beigefügten Abbildungen (in vergrößertem Maßstabe) besser veranschaulichen als eine lange Beschreibung es vermöchte. Fig. 1 stellt Paussus Pasteuri vor, Fig. 2 Paussus Kannegieteri. Ihre natürliche Größe deutet die Linie daneben an. Fig. 3 zeigt die Fühlerkeule von Paussus Ludekingi Voll., Fig. 4 jene von Paussus Ritsemae, beide von vorne gesehen. Fig. 5 bietet einen Einblick in die von oben gesehene Fühlerkeule des Paussus Lucasseni. Paussus Pasteuri, Kannegieteri, Ritsemae und Lucasseni sind neue javanische Fühlerkäfer, die ich im XVIII. Bande der Notes from the Leyden Museum 1896 beschrieb. Derselben Zeitschrift sind auch die Abbildungen entnommen.



Ob man eine so sonderbare Käfererscheinung schön finden will, dürfte Geschmackssache sein; interessant ist sie jedenfalls. Das Kleid der meisten Paussiden ist heller oder dunkler braun bis schwarz, am häufigsten jedoch jenes eigenthümliche fettglänzende Rothbraun, welches man schlechthin als die Färbung der echten Ameisengäste (Symphilenfärbung) bezeichnen kann. In dunklern oder hellern Tönen sehen wir dieses Kleid auch bei unsern Lomechusa, Atemeles, Claviger und Hetaerius, die sich rühmen können, zu den echten Ameisengästen zu zählen.

Die Fühlerkäfer sind Kinder der Tropen; in unserem kalten Norden gedeihen sie nicht. Südeuropa nennt nur zwei Arten sein eigen, Paussus Favieri und turcicus. Die erstere haust im Westen, in Südfrankreich,

Spanien und Nordafrika, die letztere im Osten, in der Türkei, in Kleinasien und Armenien. Beide wohnen in den Nestern einer kleinen gelben Ameise, welche Soldaten mit sehr großen Köpfen hat (Pheidole pallidula). Diese beiden Südeuropäer sind bloß die äußersten Vorposten der eigentlichen Paussidenarmee der Gegenwart. Sie bilden gleichsam nur ein Andenken an die gute alte Tertiärzeit, als Mittel- und Nordeuropa ein subtropisches Klima besaß. Damals führten auch Ameisengattungen wie Pheidologeton und Ectatomma, die jetzt zwischen den Wendekreisen wohnen, ein ganz gemüthliches Leben an den Gestaden der Ostsee, und mit ihnen ihre Gäste aus der Familie der Paussiden. Drei Gattungen derselben sind im baltischen Bernstein eingeschlossen, Paussus, Paussoides und Arthropterus. Als dann an die Stelle des paradiesischen Klimas der Tertiärzeit die Diluvialepoche mit ihren vereisenden Gletscherzeiten trat, mußten die Paussiden mit ihren Wirten allmählich nach dem Süden flüchten; wer sich nicht rechtzeitig aus dem Staube machte, den brachte sie um durch Kälte und Hunger. Nachdem für unser Vaterland ein milderes Klima wiedergekehrt war, drangen allmählich auch manche südliche Ameisen mit ihren Gästen wieder gegen die arktischen Regionen vor; aber sie kamen nicht über die lauen Küsten des Mittelmeeres hinaus. Die Oberherrschaft in der europäischen Fauna war nämlich während der Diluvialzeit an die Kinder des Nordens übergegangen, und sie verblieb diesen bis auf die Gegenwart. Formica und Myrmica sind seitdem die charakteristischen Ameisengattungen der kalten und gemäßigten Zone der nördlichen Halbkugel der alten Welt, und ihre charakteristischen Gäste sind Lomechusa und Atemeles.

Die eigentliche Heimat der Paussiden liegt zwischen den Wendekreisen Afrikas, Asiens und Australiens. Amerika besitzt nur eine einzige, aber ihr eigenthümliche Gattung von Fühlerkäfern, Homopterus. Zu der einzigen bisher bekannten Art aus Rio de Janeiro, Homopterus brasiliensis Westw., konnte ich kürzlich eine neue Art aus Ecuador, Homopterus aequatoriensis, hinzufügen. Australien besitzt ebenfalls nur eine einzige Gattung von Paussiden, Arthropterus, die jedoch über 20 Arten zählt. Im Tertiär war sie auch in Nordeuropa am Baltischen Meere daheim. Alle übrigen Gattungen und Arten der Fühlerkäfer sind in Afrika und Indien zu suchen, und zwar in den Nestern der Ameisen.

Also hat man die Paussiden bisher stets nur in Ameisennestern gefunden? Weit gefehlt. Erst etwa ein Fünftel aller Arten ist thatsächlich

in Gesellschaft der Ameisen beobachtet worden, und erst für 28 unter den 200 Arten kennt man die Wirte genau. Von den 23 Arten der Gattung Paussus, deren Wirtsameisen zuverlässig bekannt sind, leben 19 bei Arten der Gattung Pheidole. Weitaus die meisten Fühlerkäfer wurden jedoch bisher nur in einzelnen Exemplaren außerhalb der Ameisennester gefangen, wenn sie an gewitterschwülen Abenden umherflogen oder bei Tag im Grase ruhten. Und doch sollen alle Mitglieder dieser Familie gesetzmäßig myrmekophil sein? Wie reimt sich das zusammen?

Der Widerspruch ist jedoch nur ein scheinbarer. Daß in Natal die Paussiden nur in den Nestern der Ameisen zu Hause sind, ist bereits seit 40 Jahren durch die Beobachtungen von Gueinzius bekannt; und ebenso ging es auch in den andern Heimatländern der Fühlerkäfer, wenn man sich nur die Mühe nahm, die Nester der Emsen zu durchforschen. Das ist allerdings keine leichte und keine angenehme Arbeit. Die Ameisen sind unter der Sonnengluth der Tropen noch viel cholerischer und bissiger als bei uns und vertheidigen ihre Nester und alles, was darin ist, mit der größten Wuth. Wer durch diese Schwierigkeiten von der Verfolgung der richtigen Fährte sich nicht abschrecken ließ, dem wurden Paussiden in Menge zu theil. Raffray fand in einem einzigen Ameisenneste auf dem Plateau von Abessynien einmal 50 Paussomorphus Cheorolati, und Trimen entdeckte in einem einzigen Neste von Aphaenogaster capensis in der Kapkolonie 76 Pentaplatarthrus paussoides. Dr. Brauns in Port Elizabeth (Kapkolonie) theilte mir mit, daß er kürzlich in einer einzigen Kolonie von Pheidole punctulata, die in einem alten Termitenhaufen sich einquartiert hatte, 80 Paussus cucullatus gefunden. Nicht minder zahlreich traf Pasteur auf Java den Paussus Kannegieteri in Nestern von Pheidole plagiaria und Sikora auf Madagascar den Paussus howa in Gesellschaft von Aphaenogaster Swammerdami. Nach einer brieflichen Mittheilung von P. Cardon S. J.[1] leben in Westbengalen mehrere Paussus-Arten zu Hunderten in Ameisennestern. Daß man die Mehrzahl der Arten bisher nur vereinzelt auf ihrem nächtlichen Fluge erbeutete, ist aus der mangelhaften Durchforschung der tropischen Ameisennester leicht begreiflich. Man würde überhaupt erst wenige Arten kennen, wenn die Paussiden nicht zum Glück Vagabunden wären, die ihre alte Residenz gelegentlich gerne mit einer neuen vertauschen. Zur Strafe dafür, daß sie ihre im

[1] An Herrn René Oberthür, der mir dieselbe übersandte.

Innern der Erde wohlversteckten und durch Tausende von Wächtern wohlvertheidigten Burgen leichtsinnig verlassen, fallen sie dem Wissensdurste des Homo sapiens um so leichter zur Beute. Je schwieriger dagegen die Nester der Ameisen zu untersuchen sind, bei denen die Paussiden eines Landes wohnen, desto sicherer sind die letztern geborgen, solange sie zu Hause bleiben. Daraus dürfte es sich erklären, weshalb man bisher erst von zweien der 22 australischen Arthropterus die Wirtsameisen kennt und früher sogar glaubte, die australischen Angehörigen der Fühlerkäferfamilie seien überhaupt keine Ameisengäste. Wer durch langjährige Uebung den Satz ex ungue leonem auf die bei Ameisen lebenden Gesellschafter aus andern Insectenordnungen anzuwenden gelernt, mußte allerdings auch die Fühlerkäfer des fünften Welttheils in dringendem Verdachte haben, daß sie ihre riesigen Kopfzierden nicht bloß als geschmacklose Modeartikel — gleich denjenigen mancher civilisirter Damen — mit sich herumtrügen. Die wunderbare Mannigfaltigkeit der Fühlerformen bei nahe verwandten Arten, wie sie uns in der altweltlichen Gattung Paussus begegnet, ist zwar bei den australischen Arthropterus nicht vorhanden. Trotzdem hat es sich schließlich auch bei ihnen bestätigt, daß sie Ameisengäste sind, wenngleich sie nicht in einem so innigen, echten Gastverhältnisse zu ihren Wirten stehen wie ihre mit gelben Haarbüscheln reicher ausgestatteten Verwandten.

Was treiben nun die Fühlerkäfer in den Nestern der Ameisen? Bevor wir auf diese interessante Frage näher eingehen, muß eine biologische Eigenthümlichkeit der Paussiden erwähnt werden, die man auch außerhalb der Ameisennester an ihnen beobachten kann: sie bombardiren. Wenn man sie mit den Fingern berührt, geben sie gleich den als „Bombardirkäfer" bekannten Laufkäfern (Brachinus, Pheropsophus u. s. w.) einen Miniaturkanonenschuß ab. Unter einem mehr oder minder lauten Knall sieht man aus ihrer Hinterleibsspitze eine bläulichweiße Dunstwolke hervortreten, welche einen braunen Fleck auf der Hand zurückläßt und an empfindlichen Hautstellen Schmerz verursacht. Der englische Kapitän Boyes berichtete bereits im Jahre 1843 in dem Journal of the Asiatic Society of Bengal über das Bombardirvermögen des bengalischen Paussus Fichtelii. Die kleinen Brandflecken von den wiederholten Explosionen, zu denen er am 17. August ein Exemplar jenes Käfers gereizt hatte, erhielten sich an seiner rechten Hand bis zum 29. August, an der linken bis zum 3. September. Die Explosion wird verursucht durch das Ausstoßen einer Flüssigkeit, die bei Berührung mit der Luft sofort in Gasform übergeht und

nach Boyes einen starken Salpetersäuregeruch besitzt. Loman, der das explodirende Drüsensecret bei einem sehr großen indischen Paussiden, Cerapterus quadrimaculatus, chemisch untersucht hat, fand in ihm freies Jod. Welches die eigentliche Natur des explosiven Gemenges ist, mit dem die Bomben der Fühlerkäfer geladen sind, muß allerdings noch genauer erforscht werden. Die Stickstoffverbindungen der Elemente Chlor, Brom und Jod gehören bekanntlich zu den gefährlichsten Sprengstoffen. Wenn es die Fühlerkäfer auch nur bis zur praktischen Darstellung einer Jodwasserstoffverbindung gebracht haben sollten, so wäre ihnen doch ein gewisses Talent für Bombenfabrication nicht abzusprechen. Die Wirkung dieser Vertheidigungswaffen gegenüber den verschiedenen Feinden aus der Thierwelt ist um so energischer, da zahlreiche, äußerst feine Hautsinnesorgane durch das Chitinskelett der Gliederthiere hindurch an die Oberfläche treten und dasselbe für acute chemische Reize äußerst empfindlich machen. Und auch nicht wenige höhere Thiere, ja selbst die Menschen dürften durch den plötzlichen, von Pulverdampf begleiteten Knall, den ein von ihnen berührter Paussus hören läßt, hinreichend verblüfft und eingeschüchtert werden, um dem Verfolgten Zeit zur Flucht zu lassen.

Aber was thun die Fühlerkäfer mit ihren Bomben in den Ameisennestern? Sie wollen dieselben doch nicht etwa als Anarchisten heimlich in die Luft sprengen? Oder halten die Ameisen vielleicht deshalb diese Käfer als Hausthiere, um durch deren Bombardirvermögen gegen ihre Feinde geschützt zu sein? Diese letztere Ansicht ist thatsächlich von dem Engländer Kirby in den Proceedings der Entomological Society of London ausgesprochen worden; er meinte, die Paussiden seien für ihre Wirte eine nützliche Artillerie (available artillery) oder — wie man zur Zeit des alten Fritz vielleicht gesagt haben würde — Kammerkanoniere. Näherliegend als diese etwas allzu militaristische Muthmaßung wäre es, anzunehmen, die Fühlerkäfer führten in den Nestern der Ameisen ein ruhig geduldetes Dasein, weil die Ameisen sich vor den Kanonenschüssen dieser ungebetenen Gäste instinctiv fürchteten und es deshalb nicht wagten, sie feindlich anzugreifen. Dies ist die Ansicht von Louis Péringuey, der über mehrere Paussus des Kaplandes interessante Beobachtungen angestellt hat [1].

[1] *Péringuey*, Notes on three Paussi (Transactions of the Entomological Society of London 1883, p. 133—138); Notes on some Coleopterous Insects of the family Paussidae (Proceedings of the Entomological Society of London 1886, p. XXXIV—XXXVII).

Aber auch diese Ansicht kann nicht richtig sein; denn die Ameisen fürchten sich thatsächlich vor den Paussiden nicht im geringsten, sondern greifen sie mit der größten Keckheit an, als ob sie wohl wüßten, daß sie mit diesen Schießgewehren spielen dürften, weil dieselben für sie nicht geladen seien. Schon Gueinzius, Boyes und andere ältere Beobachter haben gesehen, daß die Ameisen mit den Paussiden höchst ungenirt umgehen, sie an den Fühlern und Beinen fassen und hinziehen, wohin es ihnen beliebt, und sie, falls sie ihnen außerhalb der Nester begegnen, mit Gewalt in dieselben zurückführen. Neuere Paussidenforscher, wie Raffray und auch Péringuey selbst, bestätigen, daß die Ameisen nicht die geringste Furcht vor diesen Käfern zeigen und daß letztere den Ameisen gegenüber von ihrer Schußwaffe keinen Gebrauch machen. Kaum berührte Raffray einen Paussus, der mitten unter den Ameisen ruhig dasaß, leise mit einem Grashalm — „paff, schoß er seine Kanone los", wobei auch die ihn umgebenden Ameisen auseinanderstoben; diese selbst aber konnten mit ihm nach Belieben umgehen, ohne daß er bombardirte. Péringuey sagt über das Bombardirvermögen der von ihm beobachteten Arten: „Ich habe niemals einen Paussus bombardiren sehen, wenn er von den Arbeiterameisen angegriffen und gewaltsam von ihnen fortgezogen wurde. Wurde er jedoch mit einem Strohhalm oder mit der Hand berührt, so gab er gewöhnlich eine ganze Reihe von sehr hörbaren Explosionen zum besten; seine Fühler, das Halsschild und die Flügeldecken bedeckten sich dabei plötzlich mit einem gelblichen Pulver, welches so klebrig ist, daß ein bei dieser Gelegenheit auf den Rücken gelegter Paussus eine Zeitlang auf der Glaswand festhaftete. Schließlich richtete er sich mit Hilfe eines seiner Fühler wieder auf, den er als Hebel benutzte." Ein andermal sah Péringuey, wie ein Paussus Burmeisteri durch einen Soldaten und drei Arbeiter von Pheidole capensis escortirt wurde; die Ameisen, die ihn auf dem Landstreicherthum ertappt hatten, zogen ihn gewaltsam zu ihrem Neste hin, während er einen rein passiven Widerstand leistete. Péringuey berührte nun den Käfer leise mit einem Grashalm: sofort gab er eine Salve ab. Die Wirkung derselben auf die Ameisen, die den Käfer führten, war eine geradezu vernichtende. Die drei Arbeiter von Pheidole schienen sofort getödtet zu sein, und der Soldat, dessen riesiger, steinharter Kopf minder zartfühlend war, taumelte doch noch lange Zeit wie betrunken umher. Ein andermal wurden mehrere Paussus Linnei durch Soldaten von Pheidole capensis grausam verstümmelt oder getödtet; die Käfer ließen sich morden, ohne

ihre Waffe zu gebrauchen; obwohl sie durch ein paar Schüsse sämtlicher Angreifer sich hätten entledigen können, entwickelten sie ihren grausamen Wirten gegenüber eine Geduld, die Brehm vielleicht heroisch, wir dagegen eher schafsmäßig nennen möchten. Die Ansicht Péringueys, daß die Fühlerkäfer von den Ameisen aus Furcht geduldet würden, ist somit nicht haltbar.

Es mag wohl sein, daß die Paussiden gegen die Angriffe fremder, feindlicher Ameisenarten durch ihr Bombardirvermögen sich vertheidigen, ebenso wie sie es gegen andere Feinde thun. Hieraus darf man jedoch keinen Schluß auf die Ursache ihres normalen Gastverhältnisses ziehen. Ganz ähnlich steht es ja mit dem aromatischen Vertheidigungsgeruch, den unsere einheimischen Ameisenfreunde Atemeles und Lomechusa aus ihrer Hinterleibsspitze abzugeben vermögen. Wenn ich diese Käfer zu fremden, feindlichen Ameisenarten setzte, die in räuberischer Absicht über die Gäste herfielen und sich durch ihre Fühlerschläge nicht beschwichtigen ließen, dann gaben sie schließlich ihre Geruchssalven ab, vor denen die Angreifer förmlich zurücktaumelten. Aber ihren eigenen Wirten gegenüber nahmen sie zu dieser gewaltsamen Vertheidigung selbst bei der gröbsten Mißhandlung fast nie ihre Zuflucht. Daher ist es auch noch niemand in den Sinn gekommen, zu behaupten, die Ameisen duldeten diese Gäste aus Furcht vor deren Schußwaffen. Nicht die sklavische Furcht, sondern ein viel angenehmeres Band fesselt die Ameisen an die Lomechusa im Norden wie an die Paussus im Süden.

Der Hauptgrund, weshalb Péringuey glaubte, die Paussiden seien bloß widerwillig geduldete Gäste der Ameisen, lag darin, daß er mehrere im Kapland von ihm beobachtete Arten, hauptsächlich Paussus lineatus, Burmeisteri und Linnei, auf dem Brutparasitismus ertappt hatte. Wiederholt sah er in seinen Beobachtungsnestern, wie diese Käfer Ameisenlarven ergriffen und nach Art echter Raubthiere verzehrten. Bei der nahen Verwandtschaft der Paussiden mit den Carabiden (Laufkäfern), die echte Fleischfresser sind, ist das auch keineswegs zu verwundern. Die Ameisen schienen den Unfug, den die Paussus trieben, wohl manchmal zu bemerken und gaben sich oft vergebliche Mühe, die Käfer von ihren Larven fortzuziehen, oder sie trugen, wenn einer derselben sich einem Larvenhaufen nahte, ihre Brut eilig fort. Weiter thaten sie jedoch den Paussus nichts zu leid, obwohl die großköpfigen Soldaten von Pheidole sehr gut im stande wären, einen dieser Käfer in Stücke zu reißen, zumal er bloß passiven Widerstand zu leisten pflegt. Auch hier kann man sagen: tout

comme chez nous. Unsere Lomechusa und Atemeles sind die schlimmsten Brutparasiten ihrer nordischen Wirte, und dennoch werden diese Schelme von den Ameisen gehegt und gepflegt; und wenn sie auch manchmal einen derselben gewaltsam aus der Nachbarschaft der Ameisenbrut fortziehen, so sehen sie doch noch viel öfter gleichgiltig zu, wie ihre „theuern Gäste" an denselben zehren; ja die Larven dieser Käfer dürfen sogar völlig ungestört die Eier und jungen Larven ihrer Wirte verspeisen und werden dafür noch obendrein aus dem Munde der Ameisen gefüttert [1]. Daraus, daß die Fühlerkäfer Brutparasiten der Ameisen sind, folgt also noch keineswegs, daß sie widerwillig geduldete Einmiether in den Ameisenkolonien seien. Es muß vielmehr ein geheimnißvolles Etwas geben, das die Paussiden für die Ameisen zu angenehmen Gesellschaftern macht.

Dieses Etwas ist übrigens kein Geheimniß mehr für jene, welche die Beziehungen zwischen Morphologie und Biologie, zwischen Körperbildung und Lebensweise, bei den Gästen der Ameisen und Termiten verstehen. Die Paussiden, insbesondere aber die mit rothgelben Haarbüscheln meist reichlich ausgestatteten Arten der Gattung Paussus sind echte Ameisengäste, die von ihren Wirten wegen eines angenehmen ätherischen Oels, das sie absondern, mit Vorliebe beleckt werden. Die Naschhaftigkeit der Ameisen ist das Band, das sie an die Fühlerkäfer fesselt, dasselbe Band, das auch ihre nordischen Verwandten an die Lomechusa, Atemeles und Claviger bindet und den nächsten Erklärungsgrund für das echte Gastverhältniß dieser Käfer bietet.

Bereits ältere Beobachter der Fühlerkäfer hatten bemerkt, daß dieselben eigenthümliche Bündel von rothgelben Haaren besitzen, welche bald in Form von einzelnen Büscheln oder Pinseln, bald in Form von ganzen Pinselwällen, bald in Form schmaler, aus einer Anzahl zusammengeklebter Haare bestehender Borsten oder Dornen auftreten. Schon vor 50 Jahren wurde der englische Kapitän Boyes auf diese räthselhaften Zipfel und Zöpfe auf-

[1] Vgl. die „Selbstbiographie einer Lomechusa" im ersten Hefte dieses Jahrgangs. — Wenn man in einer nur den Ameisen zugänglichen Fütterungsröhre eines Beobachtungsnestes von Formica sanguinea den Zucker mit Methylenblau färbt, kann man sich leicht davon überzeugen, daß die Lomechusa-Larven aus dem Kröpfchen der Ameisen gefüttert werden. Durch den vom Darme aus diffundirenden Farbstoff werden nämlich die sonst weißen Käferlarven schließlich apfelgrün oder blaß himmelblau. Ich habe diesen Versuch mit dem auf S. 15 meiner Schrift „Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höhern Thiere" abgebildeten Beobachtungsneste vom Mai bis Juni 1897 wiederholt angestellt.

merksam und beschrieb sie näher bei mehreren bengalischen Paussus. Ihren Zweck ahnte er jedoch noch nicht; dieser wurde erst später erschlossen, und zwar durch den Vergleich mit den ganz ähnlichen Haarbüscheln von Lomechusa und Claviger, deren biologische Bedeutung aus der unmittelbaren Beobachtung der Lebensweise dieser Ameisengäste bekannt war. Der in der Naturwissenschaft so wichtige Analogieschluß führte dazu, daß man ähnlichen Bildungen auch bei fremdländischen Gästen der Ameisen einen ähnlichen biologischen Zweck beilegte, und zwar mit vollem Recht. Raffray schrieb daher in seinem 1887 veröffentlichten Prachtwerke über die Fühlerkäfer[1]: „Die Paussus sind, theils auf dem Halsschild theils auf dem Hinterleib, so reichlich mit Haarbüscheln ausgestattet, die geeignet sind, von den Ameisen beleckt zu werden, daß hierin wahrscheinlich ihre Bestimmung zu suchen ist.“ Diese Bemerkung Raffrays ist um so wichtiger, da er früher[2] ein gastliches Verhältniß der Fühlerkäfer zu den Ameisen nicht annahm, sondern der heute noch von Péringuey vertretenen Ansicht war, dieselben würden bloß aus Furcht vor ihrem Explosionsvermögen geduldet. Uebrigens hatte schon damals (1876) der Präsident des Stettiner Entomologischen Vereins, Dr. Dohrn, richtig bemerkt, daß diese Hypothese das Verhältniß der Fühlerkäfer zu den Ameisen nicht hinreichend erkläre: „Es scheint mir durchaus wahrscheinlich, daß die Paussiden nicht nur einer Explodirung zur Abwehr, sondern auch eines Exsudates fähig sind.“

In der That ist es für jeden, der die gelben Haarbüschel von Claviger und Lomechusa und deren biologischen Zweck kennt, außer Zweifel, daß die ganz ähnlichen Haarpinsel der Fühlerkäfer die hauptsächlichsten Organe seien, an denen diese Käfer von den Ameisen beleckt werden. Wie man an der Zahnbildung eines Säugethieres sofort erkennen kann, ob es ein Raubthier oder ein Wiederkäuer oder ein Nagethier ist, so kann man an den Haarbüscheln eines Ameisengastes erkennen, daß er von seinen Wirten beleckt wird. Man darf es mit derselben Sicherheit behaupten, als wenn man Augenzeuge des Vorganges gewesen wäre. Und an der Menge und der Größe der Haarpinsel, die so ein Ameisenfreund besitzt, kann man die Häufigkeit und die Intensität seiner Beleckung fast wie an einem Gradmesser ablesen. Daher dürfen wir auch getrost behaupten, daß ein Fühler-

[1] Matériaux pour servir à l'étude des Coléoptères de la famille des Paussides (Paris 1887 [Extrait des Archives du Museum]), III[e] Partie, p. 5.

[2] Stettiner Entomologische Zeitung 1876, S. 333.

käfer wie der südafrikanische Paussus cucullatus oder der oben (S. 401) abgebildete javanesische Paussus Kannegieteri, dessen Hinterleibsende mit einem doppelten Kranze jener Pinsel geziert ist, auf einer hohen Stufe des echten Gastverhältnisses stehe. Und da ähnliche Exsudattrichome — so heißen diese Zipfel mit ihrem wissenschaftlichen Namen — auch bei den meisten übrigen Fühlerkäfern, bald am Halsschild, bald an der Hinterleibsspitze, bald an den Seiten der Flügeldecken, bald an den Fühlern, bald auf der Spitze eines Stirnhornes sich finden, deshalb trug ich kein Bedenken, in den 1890 erschienenen „Vergleichenden Studien über Ameisengäste und Termitengäste“ die Familie der Paussiden zu den echten Ameisengästen zu stellen. Seither lernte ich noch viele Fühlerkäfer aus eigener Anschauung kennen, allerdings nicht in lebendigem Naturzustande, sondern als getrocknete Insectenleichen; die gelben Haarbüschel dieser Mumien besaßen immerhin noch Beredsamkeit genug, um von dem schönen Verhältnisse zu erzählen, in welchem ihre Inhaber einst zu den Ameisen in Madagaskar, Afrika oder Indien gestanden hatten.

Die erwähnten Haarbildungen sind übrigens nicht die einzigen Organe, die mit der Beleckung der Fühlerkäfer durch ihre Wirte zusammenhängen. Wahrscheinlich haben auch die räthselhaften Poren und Gruben des äußern Hautskelettes der Fühlerkäfer einen ähnlichen biologischen Zweck, nämlich als Exsudatorgane eines für die Ameisen angenehmen ätherischen Oeles. Am häufigsten trifft man sie auf dem Kopfe und auf dem Halsschilde dieser Käfer. Unsere Abbildung des Paussus Kannegieteri (siehe oben S. 401) zeigt ein solches Gebilde in Form eines hohlen, oben offenen Stirnhornes. In der Sammlung Dohrns befindet sich ein Pentaplatarthrus, auf dessen Rücken nach Dohrns Angabe eine Ameise — wahrscheinlich ist es Plagiolepis fallax — „in einer behaglichen (saugenden?) Stellung“ sitzt; und doch trägt Pentaplatarthrus keine gelben Haarbüschel, ist dafür aber um so reichlicher mit tiefen Gruben auf dem Halsschild und dem Hinterkopfe versehen. Wenn man einmal so weit gekommen sein wird, die Fühlerkäfer samt ihren Wirten in zweckmäßig eingerichteten Beobachtungsnestern zu halten und ihrem Thun und Treiben dieselbe sorgfältige Aufmerksamkeit zu schenken, die unsern einheimischen Myrmekophilen seit einem Jahrzehnt zu theil geworden ist, dann wird es bald eine offenkundige Thatsache sein, daß wenigstens die größere Mehrzahl der Paussiden nicht bloß Kammerkanoniere und Brutparasiten, sondern angenehme Lieblinge und echte Gäste der Ameisen sind.

Auf Neuheit könnte diese Entdeckung übrigens keinen Anspruch mehr machen. Es sind schon 40 Jahre her, daß der deutsche Forscher Gueinzius das echte Gastverhältniß der Fühlerkäfer in Natal thatsächlich beobachtet hat. Seine briefliche Mittheilung hierüber wurde 1859 von Stevens in den Proceedings of the Entomological Society of London (p. 2—3) veröffentlicht; später scheint sie wieder in Vergessenheit gerathen oder ihre Glaubwürdigkeit bezweifelt worden zu sein. Gueinzius sagt in seinem Berichte: „Ich habe oftmals einen Paussus (Dohrni, cucullatus oder Latreillei) umgeben von Ameisen und von ihnen bedeckt gesehen, während diese Nahrung aus ihm zu saugen schienen und ihn die ganze Zeit hindurch mit ihren Fühlern streichelten, wie sie es mit den Blattläusen thun." Raffray bemerkt allerdings, er sei niemals Zeuge gewesen, daß die Paussiden von den Ameisen mit den Fühlern gestreichelt oder an irgend einem Körpertheil beleckt würden; er gibt jedoch zu, dieses negative Resultat sei nicht beweiskräftig gegenüber der Thatsache, daß jene Käfer so reichlich mit gelben Haarbüscheln ausgestattet sind. Und wenn Péringuey sogar in Beobachtungsnestern, in denen er verschiedene Paussus mit ihren Ameisen hielt, nichts von einer Beleckung derselben bemerkt hat, so muß man annehmen, jene Nester seien nicht so eingerichtet gewesen, daß sie den Ameisen eine behagliche Entfaltung ihrer natürlichen Lebensgewohnheiten gestatteten und zugleich dem Beobachter ermöglichten, dieselben genau zu verfolgen. Daß hierauf sehr viel ankommt, ist selbstverständlich; die Biologie der einheimischen Ameisengäste hat Beweise genug dafür geboten, und diejenige der Paussiden beginnt bereits es zu bestätigen. Dr. Karl Escherich hat kürzlich aus Kleinasien einige Paussus turcicus mit ihren Wirten (Pheidole pallidula) lebend mitgebracht und sie in Beobachtungsnestern Lubbock'scher Methode nach meinen Anweisungen einquartiert. Er wird nächstens einen Bericht darüber veröffentlichen, dem ich hier nicht vorgreifen will. Es sei deshalb nur bemerkt, daß die Fühlerkäfer in jenen Nestern „ungeheuer eifrig" von ihren Wirten beleckt wurden. Kurzum, das echte Gastverhältniß der Paussiden ist eine Thatsache, an der man nicht mehr zweifeln kann; daß sie überdies Brutparasiten sind, steht damit keineswegs im Widerspruch.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Glaube oder Liebe?[1]

Ein Roman, der nichts beweist.

In dem Vorwort zu „Jakob der Letzte" sagte Rosegger: „Dieses Werk hat einen tiefern Zweck als den, bloß zu unterhalten. Es soll eine auffallende und wichtige Erscheinung der Gegenwart schildern, es soll ein Bild geben von dem Untergange des Bauernthums in unsern Alpen. Ich fühle von dem, was den Bauernstand angeht, mich fast persönlich betroffen, und so zwang mich mein Herz, dieses Buch zu schreiben.... Was heute vorgeht da draußen in den Bergen, es vollzieht sich nicht so sehr von Natur wegen, es vollzieht sich durch die Schuld der Menschen."

Das ist der steierische Wäldler in Rosegger, der ihm diese Zeilen eingegeben hat. Der steierische Wäldler in seinem selbsteigenen Wesen und in seinem Untergang, das ist die ganze eine Seite der Roseggerschen Dichtung. Die andere — mit der ersten aufs innigste vereint — bildet die Religion oder die religiöse Frage, wie Rosegger sie versteht und andern nahebringen möchte. Auch hier ist es wieder „das Herz", das ihn schreiben heißt.

Rosegger ist Kind katholischer Eltern und eines katholischen Landes — soweit nämlich der Josephinismus und die Aufklärung und auch manches andere das schöne Steierland noch wirklich katholisch gelassen hatten. Einen Ueberfluß an religiöser Durchbildung hat der kleine Peter, der erst Hirtenbub und dann Schneidergeselle war, niemals empfangen, und das ist ihm nachgegangen, als er Hirtenstab und Bügeleisen längst abgelegt und die Schreibfeder aufgenommen hatte, d. h. als er lehren wollte, was er nie gelernt, reformiren, was er nie ganz begriffen hatte. In einer Besprechung Roseggers im „Protestant" (I, 235) lesen wir folgende mehrfach zutreffende Charakteristik des religiösen Standpunktes, den Rosegger in seinen Dichtungen einnimmt. „Je mehr der Dichter in ihm reifte, desto mehr klärte sich auch seine religiöse Anschauung. Er erkannte, wie die Gebräuche seiner Kirche für ein wahrhaft frommes Herz wohl ihren tiefen Sinn und Werth haben, in andern Fällen aber den sinnlosesten Aberglauben fördern; wie der Priester, oft eine ehrwürdige Gestalt, und dann selber schwer an dem römischen Joch tragend, oft aber auch ein Unwürdiger, ein Ignorant, ein Miethling, zugleich die Macht des Christenthums und die Macht Roms verkörpern soll und zwischen beiden eben doch ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht. So gewinnt allmählich auch Christus bei ihm eine freiere, menschlichere, oft zu menschlich gedachte Gestalt; man merkt es dem Dichter an, daß er die Wunderhüllen abgestreift hat und alles Wunderbare ihm nur ein sinnvolles Gleichniß ist. Trotzdem ist er beileibe kein Aufklärer und kann ebenso zornig werden, wenn seichte Halbbildung dem Volke sein Gefühl

---

[1] Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers von Peter Rosegger. Leipzig, Staackmann, 1897.

und seine Kirche rauben, als wenn priesterliche Herrschsucht es knechten, ja zu unlautern Zwecken gebrauchen will. . . . Fast in allen (Dichtungen) finden sich auch religiöse Schlaglichter; mehrere Geschichten sind geradezu mit religiös-katholischem Geist [?] durchtränkt. So ‚Der Frohnleichnamsaltar', in der die Macht und die ernste Zucht, aber daneben auch die Heuchelei und Lüge der Ohrenbeichte, beides je nach den Umständen, zur Darlegung kommt. Man muß die Sünde beichten, aber eine Lüge kann dabei schon mit unterlaufen, die bleibt dann bis zur nächsten Beicht reservirt; das die summarische Volksanschauung. Ebenso religiös gefärbt ist die Geschichte von den ‚Kreuzträgern' mit dem geschichtlichen Hintergrund des tollen Jahres 1848. Religiosität, Bigotterie, Aberglaube auf der einen, ungläubige Aufklärung, cynischer Spott, materialistische Genußsucht auf der andern Seite, zwischen beiden die ehrliche Bravheit, die mit keiner von beiden Zeitrichtungen mitmachen, sondern den alten Glauben und seine Rechtschaffenheit bewahren, fleißig arbeiten und Zeit und Welt auskaufen will — des Dichters eigener Standpunkt." Am programmatischsten behandelte bisher diese religiöse Frage der Dichter in seinem bekanntesten Werke, den „Schriften des Waldschulmeisters". Was „Jakob der Letzte" für die ökonomisch-sociale Seite, das waren diese „Schriften" für die religiöse. Nun hat Rosegger beide Tendenzen zusammen in eine Erzählung verwoben, die uns also am vollständigsten ein Bild des Dichters und seiner Art zu geben im stande ist.

Wenn wir übrigens hier auf diesen Roman näher eingehen, so haben wir nicht die Absicht, dessen literarische Vorzüge und Fehler — er ist reich an beiden — kritisch vorzuführen. So könnten wir, was die Fehler anlangt, darauf hinweisen, daß auch diese Erzählung wieder keine geschlossene Handlung hat, sondern aus hundert neben- und nacheinander laufenden Handlungen besteht. Die Einheit liegt nur in der Tendenz oder Idee, zu deren Ausdruck oder Entfaltung das Einzelne mittelbar oder unmittelbar dienen soll. Die Erzählung ist im Grunde nichts als eine Dorfchronik, die ein Pfarrer von seinem Standpunkt aufsetzt. Die Ereignisse könnten ebensogut durch andere ersetzt, sie könnten vermindert und vermehrt werden, es würde dem Ganzen nichts schaden. Schon das ist nicht gerade sehr künstlerisch. Daß nun aber auch noch ganz lange Episoden eingeschoben sind, die doch mit der Geschichte blutwenig zu thun haben, verschlimmert die Sache. Zu diesen Episoden rechnen wir das ganze Intermezzo „Das Siegel Gottes" und die in sich ja ganz herrliche, wenn auch etwas übertriebene Geschichte des musikalischen Schullehrers. Aber noch einmal: diesen und andern ästhetischen Fehlern, die man bei Rosegger längst gewohnt ist, stehen auch die längst bekannten großen Vorzüge gegenüber. Rosegger hat ein anerkanntes und unbestrittenes Talent zur Schilderung von Freud und Leid, von Land und Leuten in seinen Steierer Alpen. Es ist zwar nur ein kleiner Ausschnitt aus dem großen Gebiet der Literatur, aber er beherrscht es. Wie sich die Welt in einem Steierer Bauernhirn spiegelt, wie man droben denkt und fühlt, liebt und haßt, lebt und stirbt, mag ja für den großen Strom der Zeitgedanken ohne Einfluß sein; aber es sind doch immerhin Menschen, die wir kennen und erkennen lernen, und das ist doch im Grunde eine der schönsten Aufgaben der

Dichtkunst. Aber das ist das Unglück mancher Autoren, daß sie sich nicht mit ihrem heimischen Kraut- und Würzgärtlein begnügen wollen, sondern einen studirten botanischen Garten anlegen möchten, wo die fremden Blumen und Bäume von der geistigen Internationalität ihres Besitzers zeugen sollen, mögen dort auch noch so wenig Lebensbedingungen für diese exotischen Gäste vorhanden sein. Man ist es müde, nur immer Dorfgeschichten zu schreiben; man möchte auch durch philosophische Romane sein Wort zu den großen Lebensfragen der Gegenwart sagen. Nun liegt ja freilich in jeder Dorfgeschichte, wenn sie richtig aufgefaßt, aus dem Leben heraus geschrieben, d. h. innerlich und äußerlich wahr und mehr ist als eine banale Liebesgeschichte, ein gut Stück wirklicher Philosophie. Aber diese gelehrten Dinge dürfen nicht von außen hineingetragen, sondern müssen aus dem Innern erwachsen sein. Auch soll der erzählte individuelle Einzelfall nicht typisch verallgemeinert und es darf nicht verlangt werden, daß die Welt nun so und nur so gehe, wie der Dorf-Schulze oder -Schmied sich die Sache denkt. So ist denn auch Roseggers großer Fehler, daß er ausgesprochener Nationalökonom, Philosoph und Theologe anstatt Dichter sein will, daß er seine sonst ganz anmuthigen Wäldlergeschichten zu hochstrebenden Tendenzschriften aufzutreiben sucht. Es mag ihn dabei ja gewiß nicht der Gedanke führen, eine höhere Stelle in der Literatur einzunehmen, als dies dem gewöhnlichen Dorfnovellisten beschieden ist; ihn treibt, wie wir ihm aufs Wort glauben, sein steierisches Herz, dasjenige zu sagen und zu schreiben, wovon er glaubt, daß es dem steierischen Bauer, mit dem er sich eins fühlt, nützlich ist; und kann er ihm nicht mehr nutzen, weil dieser Bauer verschwunden ist — nun, so will er ihm wenigstens noch eine bewegte Grabrede halten. Soweit der Dichter sich bei dieser selbst gestellten Aufgabe in den Schranken seines Wissens und Könnens hält, mag er sich höchstens mit der ästhetischen Kritik abzufinden haben. Etwas anderes aber ist es, wenn er sich an Dinge wagt, denen er nicht gewachsen ist und die einen andern Weitblick erfordern, als man ihn selbst vom Kirchthurm eines Walddorfes hat. Und das ist es, was wir an dieser Stelle bei Gelegenheit des neuesten Romanes „Das ewige Licht“ kurz darlegen möchten, daß Rosegger hier wie in so vielen seiner andern Erzählungen von Dingen spricht, die er nicht versteht, und daß deshalb seine Romane zwar nichts beweisen, wohl aber den Leser gründlich verwirren können.

* * *

Im Verlauf der Erzählung muß der Held, Pfarrer Wieser, auf Wunsch des Bischofs eine Mission halten lassen. Der Pfarrer schreibt am Schluß derselben in sein Tagebuch: „Die heilige Mission ist vorüber. Einen haben sie bekehrt, einen getödtet; von den übrigen läßt sich noch nichts sagen. Den sie bekehrt haben, der bin ich. Im Gegensatz zu dem Eifer dieser ehrwürdigen Väter erst habe ich gesehen, wie lau ich bin, wie weich und nachgiebig. ‚Das Himmelreich leidet Gewalt‘; diesen Spruch unseres Heilandes hatte ich immer so verstanden, als wäre das Himmelreich mit seinen Kindern der leidende, der Gewalt duldende Theil. Das ist anders: das Himmelreich fordert Gewalt. Nur mit Gewalt über sich, mit glühendem Eifer und nimmermüdem Ringen kann es er-

langt werden. Die Liebe allein thut's nicht, am wenigsten in der Seelsorge; es muß auch Zorn da sein, wenn es nöthig ist. Die Väter haben mit dem Verdammen, wie es scheint, mehr ausgerichtet als ich mit dem Segnen" (S. 320).

Halten wir einen Augenblick inne. Gehen wir über die seltsame Statistik des Missionserfolges mit einem fragenden Schulterziehen hinweg. Daß dieselbe auf eine von hundert Missionen paßt, ist absolut möglich; typisch wird keiner sie nennen. Sehen wir uns dafür die Bekehrung des Pfarrers an. Er hat zum erstenmal die Erklärung von Matth. 11, 12 gehört, wonach in jenem Text die Wahrheit ausgesprochen sein soll, daß nur Selbstverläugnung und Selbstüberwindung zum Besitz des Himmelreiches führen. Es ist ja richtig, daß streng genommen der Literalsinn jener Stelle bei Matthäus die Schwierigkeiten und Vergewaltigungen bezeichnet, welche dem Reiche Gottes auf Erden zu theil werden. Aber es müßte doch mit sehr seltsamen Dingen zugegangen sein, daß ein katholischer Priester es bis zum Pfarrer von Torwald gebracht, ohne jene ganz allgemein gebrauchte Anwendung der Worte Christi gehört zu haben, die dieselben von der Gewalt versteht, welche sich der Christ anthun muß, um das Reich Gottes zu erwerben. Uebrigens ist es ja nicht einmal der verkehrte Gebrauch einer Schriftstelle, die dem Pfarrer neu zu sein scheint, sondern die Abtödtung und Selbstverläugnung selbst. Steht denn etwa im Evangelium nicht auch der Satz: „Wer wir nachfolgen will, verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach"? (Matth. 16, 24. Luc. 9, 23.) An der Selbstverläugnung wird man also nicht vorbei können. Aber was soll nun erst die Schlußfolgerung, die der gelehrte Herr Pfarrer aus jener „neuen" Texterklärung zieht? „Die Liebe allein thut's nicht." Wie, steht denn im mindesten die Liebe mit der Selbstverläugnung im Widerspruch? Oder wo gibt es eine rechte Selbstüberwindung ohne Liebe und eine rechte Liebe ohne Selbstverläugnung? Zudem, was haben die beiden Fragen miteinander gemein: wie muß jeder für sich das Himmelreich erringen? — und: welches ist die richtige Art, mit Pfarrkindern zu verkehren? Und daß der alte erfahrene Seelsorger es als eine neue Errungenschaft ansieht, wie „auch Zorn da sein müsse, wenn es nöthig ist", das nimmt füglich ebenfalls sehr wunder. Von hundert andern Gründen abgesehen, weshalb er das längst hätte wissen müssen, steht denn im „Evangelium" nicht etwa irgendwo etwas von den Stricken, die der Herr gedreht und gebraucht hat? Ist aber ferner auch der Zorn gleichbedeutend mit Verdammen? Doch gehen wir weiter.

„Am Samstage vor Judica sind sie gekommen, in ihren braunen langen Röcken, und zwar mit dem Eisenbahnzug. . . . Am Sonntag aber mit der Perikope vom guten Hirten hat der erste Prediger kräftig eingesetzt und die Zuhörer, wovon der größte Theil aus Neugierde gekommen war, halb gewonnen. Jemand ist bei dieser Predigt mit einem Müdling (Miethling) verglichen worden, dem die Schäflein davonlaufen, und es müßte der Herr mit seinen Hunden selber kommen, um die Wölfe zu verjagen und Gericht zu halten über die Böcke. Schon der zweite Prediger hat allen, die sich bekehren lassen würden, vollkommenen Ablaß versprochen, der durch die Verdienste Jesu Christi alle Sünden lischt. Das hat ihnen bald gefallen. Dann Tag für Tag drei Predigten mit

Beichthören und Bußübungen.... Dann haben sie das hohe Missionskreuz aufgerichtet auf dem Platz vor der Kirchenthür, haben in der Kirche die Mysterien entfaltet [?] in ihrem heiligen Schauer, das wilde Anrufen der Hostie zur mitternächtlichen Stunde, das gellende Hinabschreien in die Gräber: ‚Wachet auf, der Tag des Gerichtes ist nahe!‘" — „Eines Abends spät, als die Andächtigen sich verzogen haben und die Weiheglocke ihren schwermüthigen Ton hinausklingen läßt in die dunkle Nacht, stehe ich mit dem Pater Chrysostomus an der Kirchhofsmauer. Im Kirchenfenster flackert der Schein des ewigen Lichtes; unten im Thal steigen aus den Essen des Eisenwerkes Funkengarben in die Luft; von der Hohen Rauh herab, aus weiter Ferne, glüht die Bergspitze, genannt das Lichtel. Da sage ich in Betrachtung zum Pater: ‚Drei Lichter sehen wir da leuchten, das des Glaubens, das der Arbeit und das der Natur. Welches wird am längsten brennen?‘ Der Pater schaut wie traumversunken hinaus und murmelt: ‚Das höllische Feuer wird am längsten brennen.‘ Dann zuckt er wie erwachend auf und fragt: ‚Haben Sie etwas gesagt, Herr Pfarrer?‘ ‚Es ist eine unheimliche Zeit‘, sage ich. ‚Solange wir Eisen haben, ist Rußland nicht zu fürchten,‘ spricht mein Pater in politischem Plauderton; ‚und es soll ganz vorzügliches Erz sein, das Ritter von Yark hier gewinnt.‘ Da ich stumm wie ein Fisch gewesen sein mag, so fährt er fort: ‚Mit dem Erze, Gott sei Dank, sind und bleiben wir den Engländern über. Haben Sie gelesen? Um fünfundzwanzig Procent führen wir mehr Eisen aus als England!‘ — Und das — das war derselbe ehrwürdige Pater, der eine Stunde vorher so zornlodernd gegen die neuzeitliche Gewinnsucht gewettert hatte.... Abends in unserer kleinen Gesellschaft sind sie heiter, schnupfen viel, und bei Tisch loben sie Gott in seinen Gaben."

Ein Pfarrkind [der ganz offenbar schon früher verrückte, aber vom Pfarrer nicht dafür gehaltene Christel] hat sich nach einer Predigt über die Heuchelei erhängt. „Die Patres [welche auf das Zeugniß des Pfarrers hin urtheilen mußten, daß der Selbstmörder schuldig sei] waren nicht dafür, daß der Selbstmörder auf dem Kirchhof begraben werde. Ich habe es gestattet. Am Tage des Gerichtes wird sie der Herr schon auseinander suchen lassen."

Ein anderes verirrtes Schäflein soll vor dem Scheiden der Missionäre von diesen noch aufgesucht werden. Es ist das der Holzknecht Rolf, eine Art Tolstoischen Evangelisten, der sich durch Spintisiren und Lesen eine eigene Religion zusammengeträumt hat und im Grunde des Herzens das Ideal des Herrn Pastor Wieser ist. In die Kirche kommt er nie mehr, aber auch nicht ins Dorf zu den andern Leuten; er lebt nur von Pflanzen und nimmt Sonnenbäder, indem er sich in freien Stunden, „nur mit Sonnenschein bekleidet", auf einer Felsplatte ausstreckt und durchglühen läßt. Als der Missionär mit dem Pfarrer in der Hütte Rolfs ankam, saß dieser „gerade bei seinem Mittagsmahle. Er holte Gabeln hervor, wischte sie mit einem Tuche sorgfältig ab und lud uns höflich ein, mit ihm Schmalznocken zu essen. ‚Wir sind nicht um Schmalznocken gekommen, sondern um eine arme Seele‘, hub der Pater an. Da antwortete der Bursche rasch: ‚Ich kann mir's denken, und ich will euch was sagen, Herr, lasset mir meine arme Seele und behaltet die eure. Ich bin freilich sündig, aber das

seid ihr auch.' ‚Wir bestreiten es ja nicht, guter Bruder in Christo,' entgegnete der Pater, ‚wir sprechen es sogar bei unsern Predigten aus, daß wir, die Priester selbst, arme Sünder sind.' — ‚Ihr sprechet es aus, aber ihr wollt nicht, daß man es euch glaube. Hieltet ihr euch wirklich für Sünder, so würdet ihr andere nicht so verdammen. Esset doch Schmalznocken!' — Der Pater blieb in erstaunlicher Demuth und sagte: ‚Wir verdammen, was Christus verdammt hat.' — Stach der Bursche eine Nocke an und sagte lachend, so wie er überhaupt das Gespräch mit dem Tone großer Gemüthlichkeit führte: ‚Wenn Christus in die Kirche treten thäte zu eurer Mission, da möcht' ich nicht gerne dabei sein. Das wollt' nicht gar brüderlich hergehen. Erstens würde er euch hinausjagen, und zweitens würdet ihr ihn ans Kreuz nageln.' — ‚Jetzt ist's aber genug, Rolf,' rief ich drein, ‚höre doch erst ihren Predigten zu, bevor du urtheilst.' — ‚Ich habe sie gehört,' antwortete der Holzknecht, ‚ich kann den Brüdern in Christo jedes Wort zurückgeben. Was sie sagen, habe ich schon lange gewußt, und wenn ich jetzt dem hochwürdigen Pater zurückpredige, so wird's auch nicht viel helfen, wir bleiben alle miteinander verstockt, ich in meinem alten Glauben und die in ihrer Hartherzigkeit. Nocken essen ist gescheiter.' Er aß ruhig fort, und mein Pater Chrysostomus sprach leise zu mir: ‚Ich glaube, dahier haben wir weiter nichts mehr zu thun.' Der Rolf hörte das und stand auf. Er schaute uns verlegen an und sagte: ‚Am Ende habe ich gar wen beleidigt. Das ist nicht mein Wille gewesen. Ich habe nur gesagt, wie ich's mir denke. Wer das nicht gern hört, der möcht' mich in Ruh' lassen, dann bin ich auch still und ist kein Verdruß.' So sind wir von dem Waldmenschen heimgepredigt worden. Unterwegs sagte der Pater zu mir: ‚Pfarrer, das ist kein Schäflein, das ist ein Böcklein.' Ein paar Holzknechte waren uns nachgegangen, die das Gespräch gehört hatten. ‚Unser Herr Pfarrer kennt ihn eh', sagte einer derselben vertraulich; ‚am liebsten ist es ihm halt, wenn er nackend auf dem Stöckelstein liegen kann in der Sonne. Sonst ein ganz braver Mensch.' ‚Ja, ja, ja, das glaube ich,' redete ihnen der Pater entgegen, und dann zu mir: ‚Das ist ja eben das Gefährliche. Wenn Diebe und Ehebrecher so reden, da weiß das Volk, was es davon zu halten hat. Sogenannten braven Leuten glaubt man alles. Wie es übrigens mit seiner Sittlichkeit bestellt ist, das, Pfarrer, müsset ihr wissen.' Ich habe darauf geschwiegen. Hätte ich gesagt, der Rolf wäre nichts nutz, so müßte wohl der größte Waldbaum auf mein Haupt gefallen sein und mich erschlagen haben. Und hätte ich gesprochen, wie mir ums Herz war, nämlich wie die Holzknechte, so möchte der ehrwürdige Bruder gedacht haben, ich stecke mit diesen Leuten unter einem Hütel" (S. 320 ff.).

Das im wesentlichen die Einzeichnungen des Herrn Pfarrers Wieser über die stattgehabte Jesuitenmission und ihren Erfolg. Warum wir diese Missionsgeschichte, die in dem Roman doch nur eine Episode bildet, so ausführlich mitgetheilt haben? Weil in ihr am klarsten und knappsten die ganze Tendenz des Romans, soweit sie religiöser Natur ist, zum Ausdruck kommt und die zwei Idealfiguren des Dichters sich hinreichend charakterisiren, um dem Leser ein Urtheil zu ermöglichen; dann aber vorzüglich, weil wir in ihr so recht den theologischen

Dichter bei der Arbeit sehen und seine Art beobachten können. Ehe wir jedoch des nähern dies nachweisen, dürfte es angezeigt sein, kurz einen Ueberblick über den thatsächlichen Verlauf des Romans zu geben.

* * *

Da treffen wir denn zu Anfang den Herrn Stadtpfarrkaplan Wolfgang Wieser im bischöflichen Palast, wie er von dem Prälaten darüber zur Rede gestellt wird, daß er seine schriftstellerische Thätigkeit in einer nicht ganz orthodoxen und erbaulichen Weise ausübe. Er verbinde sich zu sehr mit der „Neuschule" und spreche auch zu oft und offenkundig mit Absicht von den ersten Christen, von gewissen Einrichtungen der katholischen Kirche, von alten Mißbräuchen im Volk. Der Kaplan sucht sich zu vertheidigen: ihm liege die Kirche, der Cultus und der Priesterberuf zu sehr am Herzen, um nicht alles zu versuchen, diese heiligen Dinge auf denkbar reinster, auf idealer Höhe zu sehen. Der Bischof fragt, ob denn dazu auch das neueste Geschichtenbüchlein von ihm geschrieben sei, worin so manche gehässige Schnurre und noch Schlimmeres über die Geistlichkeit erzählt werde. Schließlich rückt der Kaplan ehrlich mit der Sache heraus: manches hat er in der Absicht geschrieben, Reformen anzubahnen. „Ich suche das Reich Gottes und zweifle und zage bei diesem Suchen und bin ganz allein. In der Beichte, wenn ich meinen Zweifel bekannt an der sittlichen Zweckmäßigkeit mancher Einrichtungen der heiligen Kirche, da ist mir gesagt worden: ‚Bete, mein Sohn! Bitte Gott um die Gnade, daß du nicht zweifelst, sondern vielmehr seinen unerforschlichen Rathschlüssen in Demuth und Gehorsam dich fügest.' Und nichts sonst, kein Ueberzeugen und kein Muthzusprechen. Hinweise auf die Kirchenväter haben mir nicht immer genügt, allein bin ich geblieben bei meinem Suchen und Irren. Helfen Sie mir, mein Bischof, zerstreuen Sie meine Meinung, daß z. B. die Ehelosigkeit des Priesters — —.... Unser Zeitalter ist ein kritisches, wir ständen anders da ohne das Cölibat, und wir wären göttlicher, wenn wir menschlicher sein wollten.... Und doch darf ich vielleicht in Demuth hoffen, aus redlichem Herzen ein Diener des ewigen Lichtes zu sein." — „Das ewige Licht ist der Glaube", sagte der Kirchenfürst ruhig und voller Würde.... Diese Unterredung hatte am Palmsamstag statt; am Ostermontag erhält der Stadtpfarrkaplan die Ernennung zum Pfarrer von St. Maria in Torwald, einer Gemeinde von 700 Seelen in einer Gegend, die weitab von jeglichem Verkehr in den Bergen liegt. Nach den Worten des Bischofs soll diese Versetzung keine Strafe sein. „Durch diese Ernennung wollte ich Ihnen Gelegenheit geben, auf dem weltfremden Sprengel manches praktisch durchzuführen, was Sie hier als Schriftsteller theoretisch verlangt haben. Ich verbiete Ihnen nicht, über Ihre Reformideen weiter zu schreiben; aber ich glaube, Sie werden es von selbst unterlassen. Siebenhundert Seelen sind Ihnen anvertraut; der treue Gott stärke und behüte Sie."

Das ist der Prolog der Geschichte.

Pfarrer Wieser zieht denn auch bald zu seinen Hinterwäldlern. Wie der Bischof es vorausgesehen, hört das Schriftstellern gänzlich auf; dafür trägt der

Seelsorger jetzt seine Gedanken und Erlebnisse in eine Art Tagebuch ein. Von Reformen, auch den kleinsten, ist niemals Rede. Der junge Pfarrer thut alles schlecht und recht nach bestem Wissen und Gewissen, wie der erste beste seiner Amtsbrüder es auch gethan hätte. Der Hauptschwerpunkt seiner Aufzeichnungen liegt weitaus nach der social-ökonomischen Seite. Er schildert uns in einer Reihe von Episoden oder Tagesvorkommnissen das glückliche und zufriedene Leben seiner Torwaldner, die ohne Polizei und Bargeld in Frieden und Zufriedenheit leben. Das Idyll macht manchmal fast den Eindruck einer Utopie; es scheint aber nach allem, wenn auch idealisirt, realistischen Boden zu haben. Der Dichter ist hier in seinem Element, und die Schilderungen gehen zu Herzen, wie sie sichtlich von Herzen kommen. Die Charakteristik der Personen ist durchgehends meisterhaft, weil sie im Leben beobachtet und mit hingebender Liebe gezeichnet ist. Wo, wie in Torwald, alle Bedingungen vollständigster Abgeschlossenheit von der Welt Lauf und Verderbniß gegeben sind, da läßt sich des Dichters Wunsch begreifen, jedweder Cultur und jedwedem Fortschritt die Wege durch das Felsthor zu verlegen. Was soll sie den Bauern und Holzknechten bringen? Sie wissen genug für ihren Stand und sind reich genug, weil sie zufrieden sind. Warum soll, was tausend Jahre zu ihrem Glück genügte, nicht auch ferner genügen? — und mehr als glücklich kann auch der kühnste Fortschritt die Menschen nicht machen. Seine Ideen über diesen Punkt, die sehr viel Wahres bei mancher Uebertreibung enthalten, hatte Rosegger in der erwähnten Einleitung zu seinem „Jakob der Letzte" theoretisch entwickelt; in dem jetzigen Roman führt er sie uns in poetischer Einkleidung zum Greifen deutlich wieder vor.

Nachdem wir aber Zeugen des Glückszustandes der Abgeschlossenen gewesen sind, sehen wir, wie allmählich — gleich Tropfen durch ein Leck — die „Civilisation" durch das Felsenthor nach St. Maria einsickert, bis der Schiffbruch unabwendbar und die Idylle nur mehr Geschichte ist. Zuerst sind es die Bergfexe, die als Pioniere der Cultur die Kenntniß des weltvergessenen Bergkessels der Gesellschaft vermitteln. Die Speculanten folgen; Torwald wird Luftkurort; darauf erscheinen die Juden, getaufte und ungetaufte; die Hetzjagd beginnt. Der Werth der alten Wälder wird erkannt; der Ritter Isidor von Yark kauft ein Bauerngut ums andere, einen Gemeindewald um den andern, angeblich der Jagd wegen — in Wirklichkeit knirschen bald die Sägewerke, und der Wald „wird aufgeklärt". Glaswerke folgen und zuletzt eine Eisenerzgrube mit Hochöfen und Walzwerken. Die eingesessenen Bauern sind von Besitzern zuerst Pächter auf ihrem Eigenthum und dann Fabrikarbeiter geworden, ungeschickter und darum schlechter bezahlt als die Polen, Italiener und Böhmen. Torwald zählt kaum mehr einen nennenswerthen Torwaldner. Das alte Dorf und die alte Bevölkerung sind vom Erdboden verschwunden. Mit der Fremdenwirtschaft ist der Unglaube in seinen trivialsten und modernsten Gestalten hereingekommen: Darwin, Vogt, Büchner, Nietzsche u. s. w. werden den Geistesarmen gepredigt, die aus allem nur das Eine verstehen: wenn es aus ist mit allem beim Tod, so wollen wir uns das Leben angenehm machen, und da Ritter von Yark viel Geld hat und wir keines, so wollen wir eben mit dem Ritter von Yark das durch unsere Arme erworbene Geld theilen. Strike

und Revolten mit Brand und Todtschlag folgen, bis die Noth wieder — zwar nicht beten, aber arbeiten lehrt.

* * *

Pastor Wieser hat dem Doppeluntergang seines Torwalds als stiller Zeuge angewohnt und dessen einzelne Phasen getreulich in sein Tagebuch eingetragen. „Mit diesem endgiltigen Untergang der zeitlichen und sittlich-religiösen frühern Zustände" — so meint ein Recensent der Revue des deux mondes — „hätte der Verfasser seine Erzählung schließen können. Der Roman wäre dann eine Anklage gegen den sogen. Fortschritt gewesen; er hätte bedeutet, daß das ‚ewige Licht', welches den Menschen vom Worte Gottes kommt, mehr werth sei für ihr Glück als die ‚Lichter' aller Art, die man sich heute bemüht, an seine Stelle zu setzen. Diese Bedeutung aber, die jedenfalls die einzige ist, welche das Buch haben kann, hat dem Verfasser zweifelsohne zuletzt doch zu banal und vor allem zu clerical geschienen. Immerhin hat er in Erinnerung an den Prolog geglaubt, einen Epilog als Gegenstück anhängen zu sollen, in dem er urplötzlich und ohne den Schatten eines Motives den Pfarrer Wieser sich wieder revoltiren läßt."

Auf den ersten Blick ist dieser kritische Tadel des Franzosen berechtigt, aber auch nur auf den ersten Blick. Ein religiöser Epilog war durch die ganze Anlage des Romans durchaus gefordert. Ohne Epilog wäre die Erzählung Bruchstück. Was aber wir an diesem Epilog — von der sachlichen Unwahrheit desselben abgesehen — vom kritisch-ästhetischen Standpunkt aussetzen müssen, ist ein anderes. Rosegger läßt seinen Pfarrer den Verstand verlieren. Hilflos sieht Wieser sich den Thatsachen gegenüberstehen. Die große Sorge um zeitliches und ewiges Wohl der Gemeinde hat sich bei ihm seit Eröffnung der Erzstollen unter dem Kirchenhügel auf die eine Furcht concentrirt, infolge der Erzgewinnung könne der Hügel einstürzen und Kirche und Kirchhof in die Tiefe versinken. Er hat zeitweilig Hallucinationen und fällt schließlich der ausgesprochenen Monomanie anheim. Mit einer Laterne klettert er tagelang in den Bergen herum und sucht „verlorene Seelen". Sein Liebling, der Schmiede-Rolf, findet ihn eines Tages unter einer Wettertanne sitzend, die Laterne neben sich — todt. „Zu Sanct Maria, am Kirchhofsthore rechts, ist das Grab des Mannes, der im Angesichte einer untergehenden Welt gestorben ist am gebrochenen Herzen. Ein steinernes Kreuz ist ihm gesetzt, an dessen Fuß man eingemeißelt eine hängende Ampel sieht als Sinnbild wahren Priesterthums. Am Sockel des Kreuzes stehen die Worte: ‚Die Liebe ist das ewige Licht.'"

Und nun gar, wenn der Dichter zwei Pfarrer von Torwald nacheinander irrsinnig enden läßt! Das ist nicht künstlerisch; denn in der Gebirgsluft liegt doch ebensowenig der Keim der Geisteskrankheit wie in dem Pfarramt. Das Beichtsiegel ist aber auch keine Quelle des Wahnsinns; tausende Priester sind in ähnlicher Lage gewesen wie Wiesers Vorgänger, ohne den Verstand zu verlieren [1].

---

[1] Der Herr Pfarrer hätte nur besser seine Moraltheologie studiren sollen, dann hätte er gewußt: 1. daß er kein Recht hatte, den Pönitenten zur Selbst-

Wohl hat man das heutige Zunehmen der Geisteskrankheiten mit Recht zum Theil der Hast und Aufregung des modernen Gewinn- und Genußlebens zugeschrieben — aber bei Pfarrer Wieser ist von Hasten und Nervosität doch wohl kaum die Rede. Wenn er verrückt wird, so geschieht das, weil der Dichter sich so am leichtesten aus der Verlegenheit ziehen und zu seinem Endresultat kommen konnte. Aber, so fragen wir, was beweist die Behauptung und Meinung eines Irren, wenigstens für vernünftige Leute? So ist diese Art des Ausgangs wirklich nicht bloß sehr unkünstlerisch, sondern auch sehr ungeeignet zum Beweis der Roseggerschen These. Allein der Tendenz zuliebe müssen sich Kunst und Logik schon ein Schnippchen schlagen lassen.

Diese Tendenz selbst aber ist sehr klar. Der Bischof hatte gesagt: „Das ewige Licht ist der Glaube" — das Epitaph des Romans lautet: „Die Liebe ist das ewige Licht." Zuerst könnte man sagen, es sei ja ganz und gar kein Unterschied zwischen diesen Aussprüchen, denn Glaube und Liebe schlössen sich ja in gewissem Sinne ein, und es gebe keinen rechten Glauben ohne Liebe und keine rechte Liebe ohne Glauben, und wenn nun einmal eines von beiden das „Licht" sein solle, so könnte man es eher vom Glauben sagen, der wirklich eine Leuchte, ein Licht für den Verstand sei, uns die rechten Wege zu leiten und Gottes Wahrheiten erkennen zu lassen, während die Liebe, als hauptsächlich im Willen thätig, mehr und besser eine Kraft und eine Gluth als ein Licht genannt werde. Legt man den Nachdruck auf „ewig", so sagt ja der Apostel (1 Kor. 13, 8): Caritas numquam excidit; denn wenn der Glaube Schauen und die Hoffnung Besitz geworden, wird die Liebe bleiben in Ewigkeit. Aber so meinten es Pfarrer Wieser und Rosegger nicht. In des Dichters Sprache soll es bedeuten: Das ewige Licht, das mit dem Christenthum in diese Welt kam, ist nicht der Dogmenglaube, sondern die Befolgung der evangelischen Gebote der Nächstenliebe, wie der Schmiede-Rolf sie auf seinem Sonnenstein versteht. Auf die Dogmen und Wahrheiten kommt es nicht an, die „Liebe" ist das einzig Nöthige. Als nicht lange vor seinem geistigen Verfall zu Wieser ein junger Mann kommt, der aus dem Seminar entwichen und socialdemokratischer Agitator geworden war, und ihm reuig gesteht, er habe einen Irrthum begangen und wolle nun wieder zurückkehren zu seinem Ideal, dem geistlichen Stand, da warnt ihn der Pfarrer und sagt: „Kein Mensch kann heute so schlimm enttäuscht werden als ein Weltpriester, der Ideale hat. . . . Thue es nicht, Lucian; schau auf mich. Mit welcher Zuversicht bin ich nach Sanct Maria gekommen, daß ich meine Pfarrkinder führe durch ein zufriedenes Erdenleben zur ewigen Seligkeit! Und nun stehe ich da wie ein Hirt, dem am Abende die Wölfe in die Herde gebrochen sind. Und wie mir, so geht es in diesen Zeiten wohl auch andern meiner Amtsbrüder. Viele sehen es freilich nicht, verrichten ihre Berufsgeschäfte [?], spielen Karten

anklage zu verpflichten (S. 96), 2. daß er das Beichtsiegel schwer verletzte, als er gegen den Willen des Pönitenten diesen aufsuchte und über das in der Beichte Gehörte mit ihm verhandelte (S. 107). Von der schriftlichen Aufzeichnung der fremden Beichte wollen wir gar nicht einmal reden.

und Kegel und leben neben dem Atheismus gemüthlich dahin im Angesichte eines untergehenden Volkes. ... Uns sind die Seelen zur Hut gewesen, wir haben sie verloren. Uns ist das Licht gegeben gewesen, und wir sind dumm geworden. ... Einen guten Weg weiß ich noch. Dort ist das Licht. Höre mir zu. Oben im Gebirge lebt ein Mann, nur um wenige Jahre älter als du. Früher ist er Holzarbeiter gewesen, jetzt ist er Hirtner auf der Grießelalm. In unserem Thale scheint ihm die Sonne nicht hell genug. Sein Name ist Rolf. Laß dir von ihm erzählen, und wenn du einmal nicht mehr weißt, was Christenthum ist, dann gehe hinauf zu ihm" (S. 406). Man wünschte wirklich, dieser Rath sei schon im Stadium der Verrücktheit vom Pfarrer gegeben; aber leider läßt uns der ganze vorherige Verlauf des Romans nicht im Zweifel darüber, daß wir hier die eigentlichste tiefste Ueberzeugung der Herren Wieser und Rosegger vor uns haben. Der Schmiede-Rolf ist das Licht und das Christenthum nach dem Sinne des kirchenreformatorischen frühern Stadtpfarrkaplans. So hängen Anfang und Ende der Roseggerschen Erzählung eng zusammen, und was dazwischen liegt, gehört, wenn scheinbar auch noch so fremdartig und disparat, doch zur These oder zum Beweise derselben. Wir müssen eben dem Werden und Wachsen des Schmiedejungen zusehen, wie er sich immer tiefer in seine Ideen hineinlebt und sich umsonst Aufklärung und Rath beim Herrn Pfarrer holt. Des Jungen Einwendungen gegen das katholische Christenthum sind so, daß der über die schwierigsten Fragen schriftstellernde Pfarrer sie nicht widerlegen kann, im Gegentheil dem kleinen Schwerenöther im Herzen immer mehr gewogen wird und zustimmt. Einmal schreibt er in sein Tagebuch, nachdem er am Tage vorher den Rolf besucht hat und von ihm wieder im Disput besiegt worden ist: „Wolfgang, denke einmal nach. Du hast einst den ersten Christen zugestrebt in Wort und Schrift, hast in denselben das echte Christenthum gesehen. Die dich darob in die Verbannung geschickt, sind Zeugen davon. Jetzt steht er vor dir, dein Musterchrist. Warum ist er dir nicht recht? Freue dich doch! Du liesest es doch von der Kanzel herab: ‚Wenn du betest, so bleibe in deinem einsamen Kämmerlein‘, und: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt‘. Wenn ihm der Wald genug ist, so preise ihn glücklich. Der letzte Christ wird wie der erste sein." (S. 349.)

Man wird nicht erwarten, daß wir nun aus dem Roman das Glaubenssystem des Schmiede-Rolf vom Stöckelstein herausdestilliren. Es genügt, daß die Empfängniß Christi vom Heiligen Geist geläugnet (S. 179), die Gnadenmittel verworfen (S. 347) werden, um zu zeigen, welch ein „Licht" vom Stöckelstein scheint. Ebensowenig kann es uns einfallen, die Versäumnisse des Herrn Pfarrers nachzuholen und auf die verschiedenen Schwierigkeiten des Sonnenscheinevangelisten zu antworten. Als Rolf einmal dem Pfarrer die große Frage vorgelegt hatte, wie man denn von einer Empfängniß vom Heiligen Geist reden könne, da doch das Evangelium den Stammbaum Christi von David bis auf Joseph ableite, da hat der Pfarrer „getrachtet, fortzukommen. Mit diesem Burschen ist manchmal verdammt schwer reden. Was soll man denn sagen zu dem Bedenken über den Stammbaum des Messias? ... So viel studiren in der

heiligen Theologie, und die natürlichsten Fragen eines einfältigen Menschenkindes nicht beantworten können!" (S. 179 f.)

* * *

Man wird nach allem Voraufgehenden zugestehen müssen:

Erstens, das Resultat des Tendenzromans ist ein recht schofeles und banales. Um uns die Weisheit des Torwalder Philosophen anzupreisen, bedurfte es keines neuen Romans. Das Christenthum ohne Dogmen und Sacramente, die Religion der Philanthropen und Zoophilen, das „Thue recht und scheue niemand" ist doch eine zu abgestandene russische Kohlsuppe, die andere als Rosegger vergebens aufzuwärmen versucht haben. Auch das Dogma von der Unerlaubtheit des Waffengebrauchs, selbst in einem gerechten Kriege, hat der Schmiedebub vom Stöckelstein nicht erfunden. Neu ist nur, daß ein als idealer und gelehrter Mann hingestellter „katholischer Priester" am Schlusse seiner Erfahrungen keinen andern Rath weiß als: Gehe zu Rolf! Er ist das Licht.

Zweitens aber wird jeder vernünftige Leser sich mit Staunen und Verwunderung fragen, wie ein Mann wie Rosegger es auf sich nimmt, im Ernst an einen Gegenstand heranzutreten, von dem er wissen muß, daß er demselben geistig auch nicht im entferntesten gewachsen ist. Wir kommen hier wieder auf die zu Beginn mitgetheilte Geschichte der „Jesuitenmission", weil sie, wie gesagt, vorbildlich ist für das ganze Buch und den Mann, der es schreibt. Kann Rosegger mit Wahrheit sagen, daß er Jesuiten je gesehen, geschweige denn näher gekannt hat? Hat Rosegger ferner jemals einer Jesuiten-, Kapuziner- oder Franziskanermission wirklich beigewohnt? Alles, was er beibringt, ist ja physisch möglich; es kann ja Jesuiten mit braunen Röcken geben, wie es ja auch weiße Raben gibt; Missionäre, die gleich in der ersten Predigt[1] den Pfarrer, der sie gerufen hat, einen Miethling und sich selbst Hunde nennen, sind ja absolut denkbar, — und einfachhin unmöglich ist es auch nicht, daß selbst Missionäre Heuchler sind, Armut fordern und in Eisenactien speculiren, Wasser predigen und lustig Wein trinken. Aber erstens hat Rosegger noch niemals solche Jesuiten und Missionäre gesehen; er ist also nicht befugt, so schlankweg in einer Tendenzschrift mit Phantasieschöpfungen statt mit Realitäten zu arbeiten. Rosegger weiß aus Erfahrung nichts von Missionen, und doch schreibt und urtheilt er darüber. Aber hätte er selbst einmal einen braunen Jesuiten, einen tactlosen und heuchlerischen Missionär gesehen — sind denn solche Ausnahmen typisch für die Gattung, und beweisen Blindgeborene, daß es keine Kunst der Malerei gibt? Und was den Sieg des Rolf über den Missionär anlangt, so ist es doch ein zu abgenutztes Kunstmätzchen, den Gegner seines Helden von diesem auf dem Papier mundtodt machen zu lassen. Weil auch die Missionäre Sünder sind, soll man ihren Predigten nicht zu folgen brauchen?! Und der Roseggersche Missionär erinnert sich nicht einmal des Spruches: „Auf dem Lehrstuhl Mosis sitzen Schrift-

[1] Die Perikope von Judica (Passionssonntag) ist, nebenbei gesagt, mit nichten das Evangelium vom guten Hirten. Dies gehört zum zweiten Sonntag nach Ostern.

gelehrte und Pharisäer“ u. s. w. Freilich, wenn alle Gegner Rolfs nicht mehr Theologie wüßten als Rosegger, dann müßte er ja mit Leichtigkeit siegen. Aber noch einmal, was wäre damit erwiesen?

Und wie der Dichter es bei der Mission mit offenkundigen Thatsachen macht, so treibt er es im Verlauf des ganzen Romanes mit den theologischen und religiösen Fragen. Wer sein bißchen Katechismus aus der Jugendzeit redlich verlernt und seine weitere religiöse Bildung aus liberalen Blättern und eigenem Nachdenken gewonnen hat, der sollte sich nicht beikommen lassen, den Lehrer in Israel zu spielen, die katholische Kirche reformiren zu wollen oder über ihre Unzulänglichkeit den modernen Verhältnissen gegenüber zu philosophiren. Man lernt erst hübsch, was ein Ding ist, ehe man entscheidet, wofür es taugt oder nicht taugt. Freilich, der Kirche gegenüber weiß jeder Dorfschneider mehr als nothwendig, um Concilien und Päpsten das Concept zu verbessern. Die Sacramente werden mißbraucht; also weg mit den Sacramenten. Die äußern Uebungen des Gottesdienstes bieten Heuchlern und Narren Gelegenheit, mit ihnen breit zu thun; also fort mit ihnen, das Gebet im Kämmerlein genügt. Es gibt schlechte Priester; also fort mit dem Priesterthum — zurück zu den ersten Christen „ohne Mission und Beichtstuhl“, zurück zu Christus und dem Evangelium! Aber ist denn das große Gottessacrament, das der himmlische Vater der sündigen Welt in seinem Sohne geschenkt hat, nicht auch mißbraucht worden? Ist Christus selbst nicht zum Untergang vieler gesetzt? Also fort mit Christus! Ist andererseits die Kraft und Wirksamkeit der katholischen Kirche mit der Thätigkeit des Herrn Pfarrers Wieser von Torwald erschöpft, so daß, was in Torwald geschehen, vorbildlich sein muß für den Erdkreis? Es mag ja sein, daß an manchen Stellen der vorhandene Clerus dem einstürmenden socialen und religiösen Verderben nicht gewachsen war — daß er die Zeichen der Zeit nicht verstanden und zur rechten Stunde die Dämme nicht erbaut oder befestigt hat. Daraus folgt aber nicht, daß die der Kirche innewohnende Kraft Gottes erschöpft ist. Sie hat ganz andere Krisen überstanden und in ihre Bahnen gelenkt. Vollends unbegreiflich aber ist es, wie Wieser-Rosegger eine social-ethische Macht wie die Kirche durch die Träumereien des Sonnenbruders Rolf ersetzen will. „Keinen andern Rath weiß ich als: Gehe zu Rolf! Er ist das Licht!“

Die Sache wäre ja einfach lächerlich, wenn sie nicht so entsetzlich ernst und traurig wäre. Denn so offenkundig es sein mag, daß Rosegger über religiöse Fragen wie ein Blinder über Farben redet, Thatsache bleibt es, daß er Leser findet, und wenn auch keine Rolf-Gläubigen, so doch Glaubenszweifler schafft. Die Durchschnittsbildung der meisten Romanleser, soweit religiöse und ethische Fragen im Spiel sind, ist leider eine sehr oberflächliche, und an ein kritisches Lesen ist auch nur in den seltensten Fällen zu denken. Oder wo ist der professionelle Romanleser, die gewohnheitsmäßige Romanleserin, die ihrem Autor nicht alles aufs Wort glauben, die nicht, besonders wenn vorgebliche Schäden der Kirche und ihrer Vertreter in Frage kommen, beifällig mit dem Kopfe nicken und sagen: „Ja, ja, so ist es!“? Und im günstigern Falle, wie viele werden nicht in der Lage des Romanpfarrers seinem Evangelisten gegenüber sein und

auf die Schwierigkeiten des Dichters keine Antwort wissen! Sich geeigneten Orts Aufklärung zu verschaffen, werden sie aber jedenfalls auch versäumen, und so schwimmen sie denn mit der verschluckten Angel des Zweifels noch eine Weile lustig weiter, bis sie an einem schmerzhaften Zucken plötzlich merken, daß sie tödtlich gefangen sind.

Ueber Roseggers Roman urtheilt der Protestant Kinzel („Reichsbote" 1896, Nr. 51): „. . . es wird uns zugleich ein Blick in das Innere des Katholicismus gewährt, der Bekanntes und Unbekanntes in neuem Lichte sehen lehrt. Da wird gestreift das Elend des Cölibats, die Gefahr des Beichtsiegels, der lateinische Kirchengesang, die tägliche Messe, die Jesuitenmissionen in den Pfarreien und ihre Wirkungen, und allerlei Menschliches, alles durch die Brille des alten Pfarrers. . . . Vieles ist augenscheinlich ganz ähnlich wie im ‚Waldschulmeister'. Nur die fortschreitende Unbefriedigung an katholischem Kirchenwesen scheint noch schärfer ausgeprägt zu sein, es ist der Pessimismus des Katholiken, der in seiner Kirche das Gold sucht und es vor lauter Schlacken nicht finden kann." Diese Worte charakterisiren den Geist der Schrift ziemlich richtig. Wundern aber muß man sich dann, wie es möglich ist, daß Roseggers Schriften — die doch im Grunde alle von demselben Geiste mehr oder minder erfüllt sind, auch in katholische Kreise Eingang gefunden haben und von Katholiken mit Wohlgefallen verkostet werden. Wenn das Studium solcher Bücher die vielgepriesene Bildung und Aufklärung in unsere Reihen tragen soll, so dürfen wir nicht mehr erstaunt sein über die Verflachung der Ideen, die Verworrenheit des religiösen Bewußtseins und den Mangel an Grundsätzen, dem man leider immer mehr auch in katholischen Kreisen zu begegnen Gelegenheit hat.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Geschichte der Weltliteratur. Von **Alexander Baumgartner** S. J. I. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. gr. 8°. (XX u. 620 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 9.60.

Von einem zusammenfassenden Werke dieser Art wird mit Recht verlangt, daß es etwas mehr biete als geschmackvolle Auszüge aus den besten Literaturgeschichten der vorzüglichsten Culturvölker. Solche Auszüge wären mit geringem Aufwand von Zeit, Mühe und Talent herzustellen. Eine wirklich wissenschaftliche Geschichte der Weltliteratur kann eigentlich nur die Frucht eines lebenslänglichen Studiums, der mannigfachsten literarischen Vorarbeiten, einer umfassenden Sprachenkenntniß und eines allseitig geschulten Geistes sein. Man will, daß der Verfasser auf mehr als einem Punkte mit fachwissenschaftlichem Ansehen auftrete, daß er die Vorarbeiten anderer Gelehrten mit zuständigem Urtheile abschätze und die Stoffmassen mit überlegenem Blicke sichte und sondere. Man erwartet, daß er auf dem Wege gewissenhafter Nachprüfung und Vergleichung gelegentlich auch hergebrachte Irrthümer berichtige oder zu ganz neuen Ergebnissen gelange. Es ist billig, daß er ohne Voreingenommenheit für diese oder jene Literatur, für diesen oder jenen angesehenen Vertreter derselben den verhältnißmäßigen wie den unbedingten Werth der Leistungen nach allgemein giltigen Grundsätzen bestimme, und die Einzelbilder, welche er vorführt, so zu einem einheitlichen Gesamtbilde zusammenordne, daß alle Züge desselben, trotz scharfer Ausprägung ihrer ethnographischen Eigenart, dennoch durch innere Verwandtschaft sich gut zusammenfügen, um die literarischen Bestrebungen der Menschheit im ganzen vor Augen zu stellen. Endlich muß bei der gedrängten Masse des nicht selten recht spröden Stoffes der Darsteller über eine mehr als gewöhnliche Gewandtheit des sprachlichen Ausdrucks verfügen.

Daß der Verfasser des vorliegenden Werkes, von dem nun der erste Band abgeschlossen ist, Zeit und Mühe nicht gespart hat, um theils unabhängig, theils an der Hand bewährter Fachleute das Gebiet der Weltliteratur zu durchforschen, darf jedenfalls nicht verkannt werden. Er ist offenbar manchen dornenvollen Pfad gegangen, bevor er auf allen Theilgebieten seines Gegenstandes die Höhe der Wissenschaft zu erklimmen hoffen konnte. Daß er dieselbe, im allgemeinen wenigstens, wirklich erreicht hat, dafür bürgt die Art, wie er von den zugänglichen Quellen und Hilfsmitteln Gebrauch macht und auch dem Leser auf Schritt

und Tritt Rechenschaft gibt. Geradezu sachwissenschaftlichen Werth hat z. B. die knappe Darstellung der babylonisch-assyrischen Literatur, welche erst in größern und kleinern Bruchstücken entziffert ist. Aehnliches darf von der Behandlung der ägyptischen Literatur gesagt werden. Die kaukasischen Völker (Georgier, Mingrelier u. s. w.), sonst überall vernachlässigt, sind hier zum erstenmal in den Rahmen der Weltliteratur hereingezogen. Auch für mehrere andere abgelegene Gebiete lag das einschlägige Material noch keineswegs fertig da, sondern mußte erst mit großer Mühe zusammengetragen werden. In dem Abschnitt über Armenien findet man die neuesten Forschungen über Moses von Chorene, den gefeierten Rhetor und Historiker, verwerthet. Eine riesige Arbeit hat P. Baumgartner daran gesetzt, das persische Avesta nach den neuesten Forschungsergebnissen darzustellen und namentlich Firdusis Königsbuch, das sogen. Schahnâme, auch in seinem sonst wenig beachteten dritten Theile, nach Verdienst zu würdigen. Es ist eine Freude, das Leben und Streben des persischen Volkes in so packenden Bildern aufgerollt zu sehen. Das gewaltigste Epos des Orients verdiente es auch, daß die Darstellung fast zu der Ausführlichkeit einer Monographie ausgestaltet wurde. Ueberhaupt darf man nach dem vorliegenden Bande mit Sicherheit erwarten, daß P. Baumgartners Werk durch eingehende Genauigkeit alle Werke ähnlicher Art (Moritz Carrieres „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung", 5 Bde., nicht ausgenommen) ziemlich weit überholen, merkliche Lücken ausfüllen und die Specialforschung bis auf unsere Tage mit großer Gewissenhaftigkeit ausbeuten werde.

Der Standpunkt des Verfassers ist selbstverständlich vor allem der christliche und katholische; hier trifft er mit Friedrich v. Schlegel und Norrenberg-Macke zusammen. Andersdenkende werden nicht fürchten, es könne dadurch die Geschichte der orientalischen Literatur wesentlich entstellt werden; sie geben vielleicht auch wider Willen zu, daß gerade die christliche Weltanschauung, wie sie in sich durch Einheitlichkeit und Festigkeit ausgezeichnet ist, so auch für die Beurtheilung der Weltliteratur eine unverrückbare Grundlage unterbreitet. Ohne Einfluß bleibt sie natürlich auch schon in diesem ersten Bande nicht. So sehen wir gleich die heiligen Schriften des Alten Bundes an den Anfang der Weltliteratur gerückt, weil sie, in ihrer Gesamtheit betrachtet, weder an Einfluß auf die Cultur und Literatur der ganzen Welt, noch an innerem Werthe von irgend einem Schriftthum der Erde erreicht werden. Ebenso wird die Stellung des Neuen Testamentes an der Spitze der christlichen Literatur richtig gewürdigt. Hier und da bietet sich Anlaß, einseitige und ganz irrige Auffassungen ungläubiger Literaturhistoriker zurückzuweisen. Die ausführliche Ehrenrettung der syrischen Literatur gegen Eichhorn und Herder ist ganz an ihrem Platze (vgl. auch Norrenberg-Macke I. Bd.). Ueber den Sufismus, die Aftermystik der Perser, wird ein strenges Gericht gehalten, aber auf Grund der einläßlichsten objectiven Acten. Die demselben sich anhängende Liederlichkeit, wie auch die gepriesene Erotik der Araber wird nach dem christlichen Sittengesetz, einer grundfalschen Aesthetik zum Trotz, auf das schärfste verurtheilt. Um den Koran von der Höhe, zu welcher Herder, Schack und andere ihn emporgeschraubt haben, auf den ihm gebührenden Platz in der Literatur oder in der Poesie herabzusetzen, genügen schon die unbefangenen

Urtheile nichtkatholischer Kritiker und der einfache ästhetische Maßstab, welchen P. Baumgartner allenthalben mit großer Sicherheit anlegt. Er ist überhaupt weit entfernt, sich über die innere Hohlheit von Schriftwerken aus äußern Beweggründen hinwegzutäuschen. Die gewandteste Modeform ohne Gehalt nöthigt ihm keine Bewunderung ab. Er befolgt wiederholt den richtigen Grundsatz, daß nur der Bund von Wahrheit und Schönheit wirkliche Bedeutung für die Kunst hat, und daß gar oft, zumal in den heiligen Büchern, die Würde und Erhabenheit des Inhalts die echte Poesie bereits im Keime enthält. Daß die geschichtliche Bedeutung eines Schriftwerkes und die Charakteristik von Personen und Völkern, welche darin niedergelegt ist, mit Vorliebe betont wird, kann man in einer Geschichte der Weltliteratur nur mit Freuden begrüßen. Von dem dichterischen Sinne des Literarhistorikers zeugt die Auswahl der mitgetheilten zahlreichen Proben und die Formschönheit der eigenen Uebersetzungen. Er verläugnet auch trotz der erdrückenden Menge der Thatsachen, Namen und Zahlen nicht die bewährte Gewandtheit der Sprache; an Stellen, wo er sich freier und weiter ergehen darf, wird die Darstellung glänzend und schwungvoll.

Es ziemt sich, daß die Geschichte der Weltliteratur mit großer Objectivität und gleichsam von hoher Felsenwarte aus, zu der die Wellenschläge der Parteimeinungen nicht empordringen, betrachtet und beurtheilt werde. In dieser Hinsicht ist nun das liebevolle Interesse bewundernswerth, das P. Baumgartner nicht nur dem ganzen Orient, sondern jeder einzelnen fernabliegenden Literatur entgegenbringt. Wenn auch selbstverständlich manches die Kritik des Literaten und Aesthetikers nicht besteht, so urtheilt er doch immer nachsichtig und wohlwollend. In der Aneignung alles menschlich Schönen und Großen eifert er Herder und Rückert nach. Sogar für den Schauplatz der jedesmal zu behandelnden Literatur und den Träger derselben sucht er durch lebendige, wenn auch noch so kurze Schilderung den Leser zu gewinnen. Milde und schonend findet man unter anderem auch die profane jüdische Literatur und den Talmud besprochen, Halevi sogar mit sichtlicher Liebe hervorgehoben. An nicht vielen Stellen tritt der Kritiker aus seiner objectiven Ruhe heraus, meistens nur dann, wenn er der einseitigen Verherrlichung des Werthlosen durch eine gewisse Klasse von Literarhistorikern begegnen zu müssen glaubt. So ist sein Werk wesentlich aufbauend, nicht zerstörend, und führt in den friedlichen Genuß der Ergebnisse des literarischen Bemühens aller Zeiten und Orte ein.

Für die Anlage des Werkes ist nicht die Ordnung der Zeit, sondern die Zusammengehörigkeit der Völker und Literaturen maßgebend gewesen. Dadurch wird zwar nicht immer der äußere Fortschritt der Weltliteratur, der übrigens auch nichts weniger als gesetzmäßig verläuft, vor Augen gestellt, aber dafür eine Charakterzeichnung der einzelnen Literaturen in scharfen Umrissen ermöglicht. Das Morgenland wird also vom Abendlande abgesondert, weil die verbindenden Fäden theils so tief liegen, daß sie von der heutigen Forschung noch nicht bloßgelegt werden konnten, theils sehr zufälliger Natur sind und bald wieder abgerissen wurden. Diesem oder jenem mag die Ausführlichkeit, mit welcher dennoch der Osten behandelt wird, minder angemessen erscheinen. Es läßt sich aber dagegen

mit dem Verfasser selber das Interesse geltend machen, welches die Neuzeit in immer höherem Maße dem Morgenlande zuwendet; ebenso die Thatsache, daß die literarische Arbeit des Orients als großes Stück der Culturgeschichte der Menschheit doch auch eine innere Verwandtschaft mit der abendländischen Literatur aufweist und die allgemein menschliche Theilnahme für sich in Anspruch nimmt. Die gemeinsame Grundlage der Weltliteratur und die Richtschnur für die Beurtheilung derselben bilden zudem im gewissen Sinne die alt- und neutestamentlichen Bücher. So treten denn in voller Selbständigkeit zunächst die Stammvölker der ältesten Bildung, nämlich die Israeliten, Babylonier, Assyrer und Aegypter, vor uns auf; das älteste Ringen des Menschengeistes nach einer literarischen Cultur ist hier in großen Zügen veranschaulicht worden. Das Altpersische wird verschoben, weil das neupersische Schriftthum aus demselben gleichsam organisch hervorgewachsen ist, jedenfalls schon dem Stoffe nach sich nicht füglich abtrennen läßt. Der ungeschriebenen Urpoesie der Völker nachzugehen, hält wohl mancher für eine lohnende Aufgabe; P. Baumgartner verschmäht dies, vermuthlich darum, weil jene in der geschriebenen Literatur sich genugsam verkörpert und daraus auch theilweise erschlossen wird. Es folgen nun die altchristlichen Literaturen des Morgenlandes und die spätere jüdische. Hier wird vorab dem Neuen Testamente eine kurze, treffende Charakteristik gewidmet. Die Apokryphenliteratur wird sodann kritisch erörtert. Weiter kommen wir zum hl. Ephräm und den übrigen Syrern, endlich zu den Kopten und Aethiopiern. Alle christlichen Literaturen des Morgenlandes werden bis auf unsere Tage fortgeführt. Die zweite Hälfte des Bandes umfaßt zunächst die schwierige arabische Literatur, die in vorzüglichen Einzelbildern alter und neuer Dichter geschildert wird, sodann die nicht minder eingehend und sorgfältig ausgeführte persische. Eine kurze Behandlung des türkischen, afghanischen und altaischen Schriftthums führt uns an die Grenzen der vorder- und mittelasiatischen Cultur. Ost- und Südasien bleiben dem zweiten, unter der Presse befindlichen Bande der „Weltliteratur" vorbehalten. Alle Unzukömmlichkeiten werden sich auch bei einer andern Vertheilung des Stoffes, namentlich der chronologischen, nicht umgehen lassen; die obige gestattet eine klare Uebersicht des Zusammengehörigen und eine schöne Abrundung der Theile. Andere Literaten legen vielleicht mehr Gewicht auf die eingehende Charakteristik der Literatursprachen, auf gewisse ästhetische Rubriken in der Vertheilung des Materials, weit ausgreifende Parallelen, die künstliche Begründung der Erscheinungen zur Herstellung einer Art von nothwendigem Zusammenhange u. dgl. Das alles sind aber Punkte, über welche die Meinungen immer mehr oder weniger verschieden sein werden. Jedenfalls bleibt P. Baumgartner überall streng bei der Sache, trägt keine gewagten Theorien vor und vermeidet alles Gemachte und Subjective. Sein Werk zeichnet sich aus durch Reichhaltigkeit des Inhalts, Genauigkeit der Angaben, Zuverlässigkeit des Urtheils und Gefälligkeit der Darstellung. Es ist sehr gut eingerichtet, um bei dem systematischen Studium als Führer benutzt zu werden, kann aber auch als Nachschlagebuch für alle Haupterscheinungen der Weltliteratur, die von allgemeiner Bedeutung sind, die besten Dienste leisten.

G. Gietmann S. J.

Angelus Silesius und seine Mystik. Von Dr. **C. Seltmann**, Domkapitular in Breslau. gr. 8⁰. (208 S.) Breslau, Aderholz, 1896. Preis *M.* 3.

Es freut uns, auf diese wirklich tüchtige, ihren Gegenstand wissenschaftlich bedeutend fördernde Schrift die Aufmerksamkeit aller Betheiligten hinlenken zu können. Herr Domkapitular Seltmann hat endlich eine alte Schuld der katholischen Literaturgeschichte gegen den „Cherubinischen Wandersmann" mit Zinsen abgezahlt und hoffentlich für immer das Bild des Dichters und Controversisten von dem Staub und Spinnweb gereinigt, welche das Alter und auch ein bißchen der Unverstand der Menschen darüber gebreitet hatten. Ueber die Stellung des Angelus Silesius in der Literaturgeschichte haben wir hier nicht zu reden. Seine Lebensgeschichte aber und mehr noch einzelne seiner Werke hatten bisher nicht jene ein- und umsichtige Beachtung gefunden, welche sie verdienten oder fordern konnten. Das Beste, was wir Katholiken bis dahin über den Dichter besaßen, war die Lindemannsche Studie „Angelus Silesius, Bild eines Convertiten u. s. w., Freiburg 1876". Was an gedrucktem Material vorlag, hatte diese Studie mit Umsicht und Geschick verwerthet, und auch sonst bedeutete sie einen Fortschritt vor ihren Vorgängerinnen. Archivalische Forschungen setzen Seltmann aber in die glückliche Lage, nicht bloß Lücken bei Lindemann auszufüllen, sondern auch Irrthümer zu berichtigen, z. B. das Verhältniß Schefflers zum Franziskanerorden endlich einmal klarzustellen.

Wichtiger aber als der biographische Theil ist in den Augen des Verfassers mit Recht die große Frage nach der Mystik Schefflers und deren Orthodoxie. Selbst von den verschiedenen akatholischen Schriftstellern abgesehen, welche Angelus Silesius zum halben oder ganzen Pantheisten, Quietisten rc. machen wollten, ist auch auf katholischer Seite bisher die Meinung eine fast allgemeine gewesen, daß wenigstens sehr viele der Zweizeilen des „Cherubinischen Wandersmannes" einen heterodoxen Beigeschmack hätten. Selbst Lindemann ist in dieser Beziehung ziemlich weit gegangen. Seltmann holt zur Widerlegung dieser eingewurzelten allgemeinen Meinung recht weit aus und geht sehr tief — wie es zum richtigen Verständniß auch nöthig ist. Nach einer Abhandlung über Schefflers Mystik im allgemeinen geht er den Schwierigkeiten im einzelnen nach, indem alle bedeutenderen Stellen der Werke in systematischer Reihenfolge geprüft und erklärt werden. Ueberall sucht der Verfasser sich auf einen festen Grund der Schrift- und Kirchenlehre zu stellen und Schefflers Auslassungen an der Regel der besten Theologen zu prüfen. Es tritt hier wirklich ein gutes Stück Theologie nach ihrer schwierigsten und zartesten Seite dem Leser entgegen, und man staunt am Schluß gar nicht mehr, wenn Nichttheologen Scheffler überhaupt mißverstehen konnten. Alle Achtung vor der theologischen Kenntniß, Belesenheit und Schärfe des Verfassers — uns scheint jetzt endgiltig die wesentliche und sachliche Orthodoxie Schefflers für jeden, der guten Willens ist, gerettet; allein auch jetzt noch glauben wir nicht umhin zu können, mit Lindemann zu bekennen, daß für den nicht fachgelehrten und studirenden Leser eine ganze Reihe von Sprüchen jeden-

falls einen unangenehmen heterodoxen Klang haben und behalten. Es muß dies ehedem nicht gewesen sein. Denn unter den Männern, welche dem „Cherubinischen Wandersmann“ zu seiner ersten Reise ihre Gutheißung als officielle Censoren gaben, finden wir z. B. den bekannten Asceten P. Nik. Avancinus, der als Decan der theologischen Facultät des Jesuitencollegs in Wien die Approbation ertheilte und erklärte, „in dem Büchlein sei Anmuth und Poesie derart mit Frömmigkeit und heiliger Würze gemischt, daß er hoffe, der Leser werde dadurch erquickt und zu frommen Gefühlen angeregt werden“. Wir möchten aber heute eine bloße Textausgabe Schefflers als Andachtsbuch nicht mehr empfehlen. Das Niveau unserer theologischen Durchschnittsbildung ist dafür zu tief gesunken, und besonders ist das, was man Mystik nennt, kaum mehr im Bewußtsein der Menge vorhanden. Wenn eine Wiederbelebung Schefflers für weite Kreise stattfinden soll, so kann dies nur durch eine reich und gründlich commentirte Ausgabe geschehen. Diese aber, die jedenfalls für viele des Interessanten, Belehrenden und Erbauenden in Menge bieten würde, könnte kein Berufenerer besorgen als der Verfasser der vorliegenden Schrift, die wir hiermit noch einmal dringlich allen denen empfehlen, die von Angelus Silesius sichere Kunde haben wollen.

W. Kreiten S. J.

Apologeticae de Aequiprobabilismo Alphonsiano historico-philosophicae dissertationis a **R. P. J. de Caigny C. SS. R.** exaratae **Crisis** juxta principia Angelici Doctoris instituta auctore ***Guillelmo Arendt*** Societatis Jesu sacerdote. Accedit dissertatio scholastico-moralis pro usu moderato opinionis probabilis in concursu probabilioris a S. Alphonso de Liguori E. D. anno 1755 primum in lucem edita. Cum approbatione Rev^mi^ Magistri S. P. A., Rev^mi^ Vicesger. SS. D. N., Rev^mi^ Vic. Cap. Friburgensis, Superiorum Ord. 8°. (464 p.) Friburgi Brisgoviae, Herder, MDCCCXCVII. Preis *M.* 4.

Es ist zwar so viel über Probabilismus, gegen und für denselben, geschrieben worden, daß eine neue Schrift über diesen Gegenstand einen recht schweren Stand hat, um neues Interesse zu wecken; allein das hier vorliegende Werk hat die Lösung der Streitfrage in dem Maße gefördert, daß ihm ein gleichwerthiges schwerlich an die Seite gesetzt werden kann.

Die Frage über die Berechtigung des Probabilismus pflegt gegenwärtig mit der geschichtlichen Frage über die Stellung des heiligen Kirchenlehrers Alfons Liguori zu genanntem Systeme verquickt zu werden. Zur Orientirung mancher Leser müssen wir wenigstens ganz knapp den Stand der Frage darlegen. Es gibt heutzutage höchstens drei verschiedene Formen probabilistischer Moralsysteme, nach welchen man in zweifelhaften Fällen für das Bestehen der Pflicht oder des Freiseins von Verpflichtung sich entscheidet, die des Probabiliorismus, des Aequiprobabilismus und des einfachen Probabilismus.

Der Probabiliorismus kleidet sein System in folgenden Grundsatz: In zweifelhaften Fällen, wo Gründe für das Bestehen der Verpflichtung und Gründe für das Freisein von Verpflichtung sprechen, darf man nur dann für das Freisein sich entscheiden, wenn dafür überwiegende tristigere oder probabilere Gründe sprechen. Der einfache Probabilismus hingegen stellt den Grundsatz auf: Um sich für das Freisein von der Verpflichtung in derartigen Fällen zu entscheiden, ist es genug, daß es tristige Gründe seien und bleiben, welche dafür sprechen. Der Aequiprobabilismus wählt als Grundsatz folgende Formel: Um sich in jenen Fällen zu Gunsten des Freiseins von der Verpflichtung entscheiden zu dürfen, müssen die Gründe für das Freisein ungefähr gleichtristig sein wie die Gründe, welche für die Verpflichtung sprechen; sobald für die Verpflichtung tristigere Gründe sprechen, muß auf Bestehen der Pflicht erkannt werden.

Bei der Formulirung des Satzes des einfachen Probabilismus haben wir hervorgehoben, daß es tristige Gründe sein und bleiben müssen; dies ist geschehen, um das an sich Selbstverständliche hervorzuheben, daß nämlich bei Beurtheilung der Gediegenheit und des Werthes von Gründen, welche für eine Sache sprechen, Gründe und Gegengründe geprüft werden müssen, daß also durch Gegengründe oder durch Gründe für das Gegentheil sehr wohl die für die eine Seite sprechenden Gründe entkräftet werden können, doch nicht immer in gleicher Weise entkräftet werden. Dieser Umstand gibt den Schlüssel dazu ab, wie es möglich ward, daß der hl. Alfons in den letzten Decennien seines Lebens die Form des äquiprobabilistischen Grundsatzes beharrlich verfochten hat, obgleich er früher ganz augenscheinlich den rein probabilistischen Grundsatz aufstellte, man dürfe zu Gunsten der Freiheit sich entscheiden nach einer wohlbegründeten wahrscheinlichen Meinung, selbst dann, wenn die entgegengesetzte Meinung noch wahrscheinlicher oder stärker begründet sei. Den äquiprobabilistischen Grundsatz schränkt er freilich ein durch den Zusatz: nur dann gelten die zu Ungunsten des Freiseins von Verpflichtung lautenden Gründe als nicht mehr ungefähr gleichwerthig, wenn die stärkere Begründung sicher, ganz unzweifelhaft und mit auffälligem Uebergewicht stattfinde.

Die sich in Gegensatz zum Probabilismus stellenden Aequiprobabilisten behaupten nun entweder, der hl. Alfons habe in seiner spätern Lebensperiode sein Moralsystem wesentlich geändert, oder aber er habe nie dem eigentlichen Probabilismus gehuldigt trotz der ganz und gar probabilistisch lautenden Sätze. Die Probabilisten hingegen suchen nachzuweisen, daß der hl. Alfons stets dem eigentlichen Probabilismus treu geblieben sei, jedoch in Ausdruck und Form der Vertheidigung sich geändert habe, um der Möglichkeit einer verkehrten und laxen Auffassung des probabilistischen Grundsatzes von vornherein zu begegnen.

Diesen Nachweis hat die uns vorliegende Schrift eingehender und gründlicher geliefert, als es bisher geschehen war. Insofern geht ihr Werth weit über den eines einfach polemischen Werkes hinaus. Der Verfasser mußte, abgesehen von der formellen Widerlegung der Thesen seines Gegners, ein Doppeltes leisten. Erstens mußte er die innerliche Berechtigung des probabilistischen Grundsatzes darthun. Zweitens mußte er nachweisen, daß der hl. Alfons dem Wesen und

dem Sinne nach diesen Grundsatz auch in seiner spätern Lebensperiode festgehalten habe. Für die siegreiche Durchführung des ersten Theiles seiner Aufgabe ist dem Verfasser von wesentlichem Belang die Läugnung der These seines Gegners (S. 42), als ob, so wie die Evidenz des dem Geiste vorschwebenden Gegenstandes zum subjectiven Zustand der Gewißheit im Verhältniß von Ursache zur Wirkung stehe, so dies auch der Fall bezüglich der Gründe sei, auf welche der subjective Zustand der Meinung, d. h. des unsichern Fürwahrhaltens, sich stütze. Philosophisch unanfechtbar ist es, daß der Verstand nur durch die Evidenz des Gegenstandes gezwungen wird. Sind also die für irgend eine Sache sprechenden Gründe nicht evident, so bringen die Gründe allein, mögen sie auch recht gewichtig für die Sache sprechen, die Zustimmung nicht hervor. Sogar für den Fall, daß der Verstand gezwungen wird, die Unvernünftigkeit der Gegengründe einzugestehen, bleibt die Zustimmung zu der Sache selbst noch vom Willen abhängig: es liegt hier die freie moralische Gewißheit im eigentlichen Sinne vor. In allen andern Fällen jedoch, wo die Unvernünftigkeit der Gegengründe nicht evident ist, wird der Verstand bezüglich der Sache selbst höchstens zum Urtheil der Wahrscheinlichkeit oder höhern Wahrscheinlichkeit und Annehmbarkeit gezwungen; weiter reichen die Gründe nicht; die etwa entgegenstehenden Gründe nöthigen den Verstand, wenn er vernünftig handeln will, geradezu zu einem Zweifel. Der Wille kann die Zustimmung des Verstandes nach der einen Seite hin bewirken, allein immerhin nur unter Begleitung des Zweifels. — Damit ist der Satz evident gemacht, daß, falls triftige Gründe für die eine Meinung (die mildere) sprechen, mögen auch triftige, ja vielleicht noch triftigere für die entgegenstehende (strengere) auf Verpflichtung lautende Meinung vorhanden sein, dennoch bezüglich dieser Verpflichtung wohlbegründeter Zweifel besteht und deshalb der Grundsatz Platz greift: eine zweifelhafte Verpflichtung ist keine Verpflichtung. Dies und nichts weiter ist der einfache Probabilismus.

Werden aber die für die mildere Meinung sprechenden Gründe schwächer und hinfälliger bis zu dem Grade, daß man ihnen eine erhebliche Beweiskraft nicht mehr zuschreiben kann, dann ist die auf sie gestützte Meinung eben nicht mehr eine annehmbare, probable Meinung, sondern nur eine opinio dubie vel tenuiter probabilis, welche ein vernünftig handelnder Mensch nicht zur Richtschnur seiner Handlung nehmen kann. Es wird dadurch die entgegenstehende Meinung indirect zu einer moralischen Gewißheit im engern oder weitern Sinne erhoben. Wir sagen: indirect, nicht direct durch die Einsicht in die innere Wahrheit; dieser stehen noch immer leichtere, nicht vollständig lösbare Schwierigkeiten entgegen. Allein es ist die von außen kommende Gewißheit, welche darauf beruht, daß eben diese Schwierigkeiten beachtenswerthe nicht seien und darum als nicht bestehend angesehen werden müssen.

Für einen vernünftigen und scharfen Beurtheiler ist eine erhebliche Steigerung der Gründe für die eine Meinung correlativ zur Herabdrückung der Wahrscheinlichkeit der entgegenstehenden Meinung. Sind nach sorgfältiger Prüfung der Gründe und Gegengründe die Gründe für die eine Meinung in erheblichem und sicherem Uebergewicht: dann ist die entgegengesetzte Meinung nicht mehr wohl-

gegründet, d. h. probabel. Andererseits ist es aber auch richtig: bleiben nach Abwägung der Gründe und Gegengründe für die eine Meinung noch triftige Gründe vorhanden, dann ist die entgegengesetzte Meinung keinenfalls mit Sicherheit der Evidenz eine erheblich probablere. Je nachdem nun nach der einen oder der andern Seite hin diese in sich eine Wahrheit ausgedrückt und als Handlungsnorm hingestellt wird, hat man eben die Form des Aequiprobabilismus des hl. Alfons oder die gemeine Form des Probabilismus.

Der Verfasser unseres Werkes legt mit Recht bei Entscheidung der Frage über den Sinn des hl. Alfons ein Hauptgewicht auf die vom heiligen Lehrer gebrauchte Classificirung der verschiedenen Grade der Probabilität. S. 97 entwirft er ein Schema, dessen Richtigkeit im Verlauf der ganzen Arbeit nachgewiesen wird. Diesem gemäß findet sich beim hl. Alfons eine andere Classification, wenn er die Probabilität in sich betrachtet, eine andere, wenn er die Probabilität nach ihrer praktischen Verwerthbarkeit ins Auge faßt. Unter ersterer Rücksicht unterscheidet er: leicht oder schlecht begründete Probabilität, gewichtige, gewichtigere, sehr gewichtige Probabilität, endlich moralische Gewißheit; letzterer steht gegenüber die einfach unbegründete, der vorletzten die zweifelhaft begründete Meinung. Unter der Rücksicht praktischer Verwerthung unterscheidet er bloß 1. leicht oder zweifelhaft begründete Meinungen, die praktisch nicht befolgbar sind; 2. wohlbegründete oder insoweit nach der Seite der Freiheit oder der Verpflichtung hin gleichwohlbegründete Meinungen, daß ihnen zu folgen statthaft ist; 3. Meinungen, bei denen nach der Seite der Verpflichtung so überwiegend stärkere Gründe vorliegen, daß man diesen zu folgen gehalten ist. Die unter Nummer 1 und 3 angeführten Meinungen sind correlativ. Der hl. Alfons hält somit zwei entgegengesetzte Meinungen, von denen die eine zu Gunsten der Verpflichtung, die andere zu Gunsten der Nicht-Verpflichtung spricht, so lange für praktisch gleich probabel, als sich nach reiflicher Erwägung aller Umstände noch triftige Gründe für sie vorbringen lassen; zeigen sich aber die Gründe als nicht mehr stichhaltig, dann ist ihm die entgegenstehende Meinung sicher und einwandlos oder erheblich probabeler und erlangt eine gewisse moralische Gewißheit: alsdann müsse man ihr folgen; es wäre alsdann unvernünftig und unverantwortlich, sich noch an die schwachen Gründe zu Gunsten der Freiheit anklammern und so die Verpflichtung abschütteln zu wollen; für das praktische Handeln sei im menschlichen Leben eine volle Evidenz selten erreichbar, eine annähernde müsse genügen.

Damit wird vom Verfasser unserer Schrift der eigentliche Streit zwischen den jetzigen Aequiprobabilisten und den Probabilisten auf den einen Satz oder vielmehr auf eine kleine Nuance des einen Satzes beschränkt: Ist es einerlei zu sagen: Sobald die zu Gunsten der Freiheit sprechenden Gründe schwach und hinfällig oder nur mehr zweifelhaft probabel sind, muß man sich zu Ungunsten der Freiheit und für das Bestehen der Verpflichtung erklären, oder: Sobald die für das Bestehen der Verpflichtung sprechenden Gründe sicher und einwandlos erheblich überwiegen, können die Gründe für die Freiheit nur mehr hinfällig oder zweifelhaft erscheinen, und infolgedessen muß die Entscheidung auf das Be-

stehen der Verpflichtung lauten? Der hl. Alfons hat in der spätern Periode seines Lebens die letzte Fassung vorgezogen, die Probabilisten gebrauchten durchweg die erste Fassung; liegt darin ein wesentlich anderes oder aber das gleiche Moralsystem ausgesprochen? Die Probabilisten behaupten, es sei das gleiche. Haben sie unrecht? Die Aequiprobabilisten bemühen sich, den obigen Ausdruck „infolgedessen" auszumerzen und als spätere Ansicht des heiligen Lehrers nachzuweisen, die einwandlos und sicher erheblich überwiegenden Gründe für eine strengere Meinung begründeten aus sich die Verpflichtung, eben weil die betreffende Meinung probabeler sei, nicht erst darum, weil und insofern die gegentheiligen Gründe hinfällig wären, nein, selbst dann, wenn dieselben noch in voller Kraft beständen und die strengere auf Verpflichtung lautende Meinung in sich unsicher bliebe. Der Verfasser zerstört nach allen Richtungen hin diesen Einwurf; er zeigt, daß einzelne für sich genommene Ausdrücke des Heiligen wohl eine derartige Auffassung nahe legen könnten, daß sie aber, mit seiner Gesamtlehre zusammengehalten, diesen Sinn nicht haben, daß mithin der hl. Alfons sich in seiner Lehre wesentlich gleich geblieben sei, daß er die Meinungen und Gegenmeinungen, für welche sich noch triftige Gründe vorbringen lassen, innerhalb des Rahmens der ungefähr gleich probabeln Meinungen einschließe, und daß auf diese Weise sein System mit seinen Einzelentscheidungen vollständig harmonire.

Der zweite Theil des vorliegenden Bandes ist eigentlich ein ganz gesondertes Werk; allein es dient recht sehr der Absicht des Verfassers. Es ist ein einfacher Abdruck der selten gewordenen Dissertation des hl. Alfons, welche in klarer und ausführlicher Weise den Nachweis erbringt, daß man einer wohlbegründeten Meinung zu Gunsten der Freiheit folgen dürfe, solange sie wohlbegründet bleibt, mögen auch triftige, ja selbst triftigere Gründe für die entgegengesetzte Meinung sprechen. Diese Abhandlung des Heiligen verdient um so mehr der Vergessenheit entrissen zu werden, weil sie ausdrücklich auf der Liste derjenigen Schriften steht, welche behufs der Heiligsprechung ihres Verfassers der kirchlichen Prüfung unterzogen und als correct befunden wurden. Wer sich also an den dort niedergelegten Beweisen und Erörterungen hält, der geht ebensowenig einen irrigen Weg, als wer die spätern Schriften des Heiligen sich zum Führer wählt. Der Nachweis aber, daß diese Schrift nicht in Gegensatz zu spätern Schriften steht, oder daß der hl. Alfons sich in seinen spätern Schriften nicht in Gegensatz zu dieser frühern gesetzt habe, darf als eine Ehrenrettung des Heiligen angesehen werden, dessen Autorität nur gewinnen kann, wenn in einer so wichtigen Sache, wie es die Aufstellung eines Lehrsystems ist, keine wesentliche Aenderung stattgefunden hat, sondern nur eine Aenderung oder Nuancirung in der Ausdrucksweise und der Form der Darstellung. Diesen Nachweis klar und gründlich erbracht zu haben, ist das Verdienst des Verfassers des hier vorliegenden Werkes. Bei Beurtheilung der probabilistischen Systeme kann es niemand in Zukunft unbeachtet lassen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Le Socialisme et le Droit de Propriété. Par *A. Castelein* S. J., Professeur de Philosophie morale et sociale. 8⁰. (584 p.) Bruxelles, J. Gœmære, 1896.

P. Casteleins Werk bietet nicht nur eine mit großer Gründlichkeit geschriebene Kritik des Socialismus und eine ebenso gediegene Darlegung der moralphilosophischen Eigenthumstheorie, überall werden auch höchst werthvolle Winke für die praktische Socialreform beigefügt, welche den Weg zeigen, um wiederum zu haltbaren socialen und wirtschaftlichen Zuständen zu gelangen.

Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste den Charakter und die Macht des Socialismus schildert, die zweite seine wissenschaftliche Begründung prüft, die dritte das Eigenthumsrecht behandelt.

Beginnen wir mit einer kurzen Darlegung des Inhaltes der ersten Abtheilung: Das Wesen und die Macht des Socialismus. Der Socialismus erstrebt die Vergesellschaftung bezw. die Verstaatlichung aller Productivgüter und läßt im Eigenthum der Bürger nur die Consumtivgüter. Dieses System bedeutet zugleich eine ökonomische und politische Revolution, wie es andererseits untrennbar ist von der Zerstörung des Familienlebens und der Feindschaft gegen die christliche Religion (1. Kapitel). — Der fruchtbare Nährboden für die Entwicklung der socialistischen Partei waren und sind: der ökonomische Liberalismus, der politische Individualismus, das Regime der sogen. öffentlichen Freiheiten (2. Kapitel). — Die Macht der socialistischen Doctrin aber beruht auf den verlockenden Versprechungen, welche die neue Lehre macht, auf der Weckung der glühendsten Begierden wie der mächtigsten und unversöhnlichsten Leidenschaften (3. Kapitel). — Dazu kommt noch die einheitliche, ausgedehnte, für die weiteste Verbreitung geeignete Organisation der Partei. Die Einigkeit in Bezug auf das Hauptziel, trotz mancher Meinungsverschiedenheiten in besondern Fragen, ihre Unermüdlichkeit in der Propaganda, ihre Ausdauer im Widerstande, ihre praktische und strategische Geschicklichkeit verbinden sich, um die socialistische Partei zu einem gefährlichen Gegner der bestehenden Gesellschaftsordnung zu machen (4. Kapitel).

Die zweite Abtheilung behandelt die theoretischen Grundlagen des Socialismus. Nach einer kurzen Charakterisirung der socialistischen Argumentation im allgemeinen werden alle gegnerischen Beweise auf vier Grundsätze zurückgeführt: 1. das Princip der gesellschaftlichen Harmonie (Plato); 2. das Princip der Unabhängigkeit und der natürlichen Gleichheit der Menschen (J. J. Rousseau); 3. das Recht auf Arbeit (Louis Blanc); 4. das Recht der Arbeit (Karl Marx) (5. Kapitel). — Die folgenden Kapitel (6—11) beschäftigen sich nun mit diesen Grundsätzen im einzelnen, indem zunächst das richtige Verständniß des jedesmal in Frage stehenden Princips dem Leser vermittelt und hieran die Widerlegung des Lehrsatzes angeschlossen wird. Besonders ausführlich werden Louis Blanc und Karl Marx besprochen. Es verdient ohne Zweifel die höchste Anerkennung, daß P. Castelein bei dieser Gelegenheit sich für das Princip einer maßvollen Staatsintervention zu Gunsten der Arbeiter-

klasse ausspricht und der Arbeiterschutzgesetzgebung anderer Länder, insbesondere auch Deutschlands, das gebührende Lob zollt. Allerdings dürfte dabei auch nachdrücklichst betont werden müssen, daß noch gar vieles in dieser Hinsicht zu geschehen hat, und zwar nicht zuletzt in Belgien. Die Kritik des „Kapitals" von Karl Marx ist eine vorzügliche. Vielleicht würde es sich empfohlen haben, die Entwicklungsgesetze der kapitalistischen Epoche, welche nach Marx zugleich die Gesetze ihres Unterganges sind, in Zusammenhang zu bringen mit der ganzen „materialistischen Geschichtsauffassung" des „wissenschaftlichen" Socialismus, wie sie Marx in andern Schriften und besonders auch Friedrich Engels dargelegt haben. — Den Schluß des zweiten Theiles bildet eine vortreffliche Kritik des socialistischen Zukunftsstaates (12. Kapitel).

Die dritte Abtheilung des ganzen Werkes behandelt das Eigenthumsrecht. Zunächst werden die naturrechtlichen Grundlagen des Eigenthumsrechtes dargelegt (13. Kapitel), sodann die Grenzen und socialen Pflichten des Eigenthums besprochen (14. Kapitel), endlich das Eigenthum und die sittlichen Pflichten des Eigenthümers im Lichte des christlichen Gesetzes der Nächstenliebe behandelt (15. Kapitel). Das Schlußkapitel (16.) beschäftigt sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen Belgiens.

Wir glauben, man wird Grund genug haben, um dem hochw. P. Castelein für diese werthvolle Bereicherung der katholischen socialen Literatur recht dankbar zu sein. Wenn der Verfasser bei Beurtheilung der gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnisse, speciell auch der Lage der Arbeiter, zuweilen von einem gewissen Optimismus sich unseres Erachtens nicht frei zu erhalten scheint, so tritt doch andererseits in dem ganzen Werke überall das aufrichtigste Bestreben zu Tage, den Forderungen der Gerechtigkeit und Liebe voll und ganz Rechnung zu tragen, die Lage der Arbeiter wirklich zu einer wahrhaft menschenwürdigen zu gestalten. Hierfür tritt P. Castelein mit allem Nachdruck ein, wie er nicht minder die übertriebenen Forderungen der Socialdemokratie und des Staatssocialismus energisch und wirksam zurückweist. Die Eintheilung des Stoffes ist eine mustergiltige, die Beweisführung klar und überzeugend; die einzelnen Theorien werden allseitig beleuchtet und durchweg erschöpfend behandelt. Dazu kommt, daß Druck und Ausstattung des Werkes als eine vorzügliche bezeichnet werden müssen.

Heinrich Pesch S. J.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1896—1897. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. **Max Wildermann.** Mit 49 Abbildungen, 2 Karten und 1 Separatbild. gr. 8°. (XII u. 560 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 6; eleg. geb. *M.* 7.

Es ist nicht leicht, in einem mäßigen Bande die jährlichen Fortschritte auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Zoologie, Botanik, Astronomie, Länder- und Völkerkunde, in Handel und Gewerbe, angewandter Mechanik, Meteorologie und Anthropologie der Hauptsache nach mit Ausschluß aller überflüssigen Speculationen und unsichern Beobachtungsresultate aus den zuverlässigsten Publicationen zusammenzustellen und dem Leser kurz und klar vorzuführen. Diese schwierige Auf-

gabe löst das Jahrbuch von Wildermann mit einer Tüchtigkeit, welche es längst in weiten Kreisen unentbehrlich gemacht hat. Den bisher erschienenen elf Bänden schließt sich der zwölfte durchaus ebenbürtig an.

Die Physik ist bearbeitet vom Herausgeber. Es wird zunächst die von Professor Linde in München erbaute Maschine, in welcher sich die Verflüssigung atmosphärischer Luft in größern Massen allein durch Entspannung zusammengepreßter Luft vollzieht, besprochen. Dann sehen wir einen Apparat zur Beobachtung kleiner Luftdruckschwankungen, ferner die oft gemachte, aber schwer zu erklärende Beobachtung behandelt, daß höhere Töne rascher als tiefe das Ohr des Hörers zu erreichen scheinen. Nach den Referaten über Einfluß der Kälte auf Metalle, Lichtmessung, Farbenwahrnehmung, Ursache des Leuchtens der Glühstrümpfe, über die Fortschritte in der Photographie, den Kinematographen, der in Paris ein so schreckliches Unglück verursachte, folgt ein eigenes ausgezeichnetes Kapitel über den Stand unseres heutigen Wissens von den Röntgenstrahlen. Auf diese Strahlen wird auch in der Mineralogie und Medicin unsere Aufmerksamkeit gelenkt, wo sie vom Standpunkt des Geognosten und des Arztes besprochen und ihre noch unübersehbaren Erfolge uns angedeutet werden. Elektrische Apparate, neue Untersuchungen über das elektrische Licht und Telegraphie beschließen diesen gut bearbeiteten Abschnitt.

Ueber physikalische und theoretische Chemie berichtet Heinrich Hovestadt in zahlreichen, aber gut gewählten Notizen.

An Stelle des leider zu früh verstorbenen Dr. Westhoff gibt uns Herm. Reeker unter anderem auch Antwort auf die Fragen: Wie locken die Blumen die Insekten an? Können die Fische hören? Wie öffnen die Seesterne die Austern? Welches ist der Giftgehalt parasitischer Würmer?

Aus der Botanik berichtet Zimmermann über einige Probleme der Physiologie der Fortpflanzung, die polynesische Steinnußpalme, den Bambus, den Reisbrand und den Kaffeebau in Deutschlands afrikanischen Kolonien.

Fr. Schuster theilt aus der Forst- und Landwirtschaft mit, wie die beiden Maikäferarten Melolontha vulgaris und M. hippocastani sich in Entwicklung und Lebensweise, im Vorkommen und in der wirtschaftlichen Bedeutung so vollkommen gleichen, daß eine Unterscheidung der Arten für das praktische Leben, besonders für deren Bekämpfung nicht nothwendig sei. Um die Saatkörner für den Verkauf glänzend zu machen, hat man sie schon oft geölt. Professor L. Cséret hat experimentell die Schädlichkeit dieses Verfahrens nachgewiesen. Interessant ist der Einfluß der Pflanzendecken auf die Grundwasserstände, auf Erwärmung und Durchfruchtung des Bodens.

Professor Baumhauer referirt in Mineralogie und Geologie über das Verhalten der Mineralien zu den X-Strahlen, über die Plasticität der Eiskrystalle, die Rubine in Birma. Am reichhaltigsten sind die Landstriche rings um die Stadt Mogonk. Fehlerfreie Rubine von 6—9 Karat kommen nur ganz selten vor, und noch größere (bis etwa 38 Karat) sind nur in einzelnen Exemplaren bekannt. Deshalb gelten die Rubine zur Zeit als die kostbarsten Edelsteine und übertreffen schon bei geringer Größe den Preis des allerbesten Diamanten. Ueber

die Bildungsgeschichte der Goldlager sind wir auch heute noch nicht genügend unterrichtet.

Einen Einblick in die Fortschritte, aber auch in die Arbeitsmasse, welche die Astronomie aufzuweisen hat, gibt uns Professor Franz. Der beständige Ausschuß für Himmelsphotographie hat für den photographischen Katalog und für die photographische Karte Bestimmungen getroffen. Auf der Versammlung in Bamberg kamen besonders die Beobachtung der Sterne des nördlichen Himmels bis zur 9. Größe, die Berechnung der vielen kleinen Planeten und die Karten für die veränderlichen Sterne zur Sprache. Die Thätigkeit auf den zahlreichen deutschen Sternwarten ist eine sehr rege. Dann erscheinen die Kometen von 1896; ein eigenes Kapitel über die totale Sonnenfinsterniß am 8.—9. August 1896, welche besonders von den russischen Expeditionen gut beobachtet werden konnte, sowie die vielumstrittenen Oberflächen der Planeten beschließen den Abschnitt.

In der Meteorologie macht uns W. Trabert zuerst mit der Erforschung der höhern Schichten unserer Atmosphäre bekannt. Selbstverständlich stehen die verschiedenen Ballonfahrten und Registrirballons an der Spitze. Eine sehr werthvolle Ergänzung der Ballons sind die Drachen, welche selbstregistrirende Apparate mit in die Höhe nehmen. Das Einbrechen einer Wetter- und Temperaturänderung kann durch die Drachen oft 6—12 Stunden früher bestimmt angezeigt werden. In einem Artikel über Strahlung und Temperatur wird der von Pasche erbrachte Beweis, daß der Wasserdampf und die Kohlensäure der Luft die Sonnenstrahlung in der Atmosphäre zum Theil absorbirt, mit neuem Material zusammengestellt. Bei den Bewegungserscheinungen des Luftmeeres sind natürlich die Cyklonen nicht vergessen. In einer Arbeit über den Föhn stellt Pernter den Satz auf, daß dessen Ursache ziemlich sicher in einer sekundären Depression im Alpenvorlande zu suchen sei. Bei den atmosphärischen Lichterscheinungen wird das Zodiakallicht als eine sehr seltene Erscheinung bezeichnet. Das ist aber nicht richtig. Bei dem Klimatologischen wird als Quelle von Kohlensäure der Vermoorungsproceß und die Bildung von Kohlenflözen hervorgehoben. Für ein mäßig großes Kohlenflöz berechnet Gintl über 9 Millionen Metercentner Kohlensäure, welche während des Bildungsprocesses frei werden müßten. Die kritischen Tage Falbs finden in der Wetterprognose eine entsprechende Abfertigung, obwohl nicht geläugnet wird, daß auch die Fachmeteorologen die Möglichkeit eines Mondeinflusses zugeben. Beim Erdmagnetismus erfahren wir, daß man es möglicherweise mit zwei magnetischen Systemen zu thun hat, einem normalen, dessen Pole näherungsweise mit der Erdachse zusammenfallen, und einem störenden, dessen Pole nahe dem Aequator liegen.

Sehr unterrichtend ist die von Gigglberger gegebene Uebersicht in Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie. Selbstverständlich eröffnen die X-Strahlen die Discussion. Es folgt die Physiologie und Pathologie des Blutes. Mit großer Sachkenntniß und Klarheit wird die Serumtherapie behandelt.

In der Länder- und Völkerkunde, worüber F. Behr berichtet, erhält natürlich Afrika den Löwenantheil. Bei den Ruinen von Simbabye hätten wir die Schrift von Dr. Peters, der aus unserer Kolonialgeschichte sehr unrühmlich be-

kannt ist, lieber vermißt. „Das goldene Ophir Salomos“ von Peters ist ein höchst mißlungener Auszug aus dem XIV. Band von Ritter und hat nur wissenschaftlich pathologisches Interesse. Eine, wie gewöhnlich, tüchtige Arbeit von Dr. G. Schott überzeugt uns, daß die transoceanische Segelschiffahrt nicht am Verschwinden, sondern eher in wachsender Bedeutung sei.

In Handel, Gewerbe und Industrie, besprochen von Wildermann, sehen wir die Fortschritte Deutschlands und die beängstigende Eile, mit der Japan sich unter die Culturstaaten eindrängt. Es folgen die neuen Verbesserungen im Beleuchtungswesen, bei den Heiz-, Koch- und Schmelzapparaten, den elektrischen, Dampf- und Gasmotoren, bei Eisen- und Straßenbahnen, sowie in der Luftschiffahrt.

Die Ergebnisse aus der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hat Scheuffgen in einer Anzahl kleiner Abschnitte zusammengefaßt. In den südbayrischen Reihengräbern finden sich derart gut geheilte Knochenbrüche, daß den altgermanischen Aerzten Geschicklichkeit nicht abzusprechen ist.

Astronomische Ephemeriden, Todtenbuch und ein gutes Personen- und Sachregister beschließen den schönen Band.

Dieser kurze Bericht konnte nur bezwecken, wenigstens andeutungsweise einen schwachen Begriff von dem reichen Inhalte des Buches zu geben.

Dem Freunde der Naturwissenschaften bietet das Werk gut orientirende Referate, welche aus den Hauptquellen in präciser, aber klarer und gründlicher Form zusammengestellt sind.

Joseph Schwarz S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Allgemeine Bücherei. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. 12°. Wien, Braumüller. Preis einer Nummer 20 *Pf.*

Mit aufrichtiger Freude bringen wir hier ein neues Unternehmen der Leo-Gesellschaft zur Anzeige. Die „Allgemeine Bücherei“ wird sich Reclams Universal-Bibliothek, Meyers Volksbüchern und ähnlichen Sammlungen an die Seite stellen, dabei aber in nicht unwesentlichen Punkten sich von denselben vortheilhaft unterscheiden. Die Herausgeber unserer Sammlung stehen, um mit den Worten der Ankündigung zu reden, „auf dem Boden des katholischen Christenthums“, und ihre Absicht geht dahin, die „Allgemeine Bücherei“ zu einer wahren „Familien-Bibliothek“ auszugestalten, deren einzelne Hefte jedem unbedenklich in die Hand gegeben werden können. Das Ganze soll jedoch keineswegs bloß eine unschädliche Lectüre bilden, sondern die allgemeine Bildung fördern, ja eine erzieherische Wirksamkeit ausüben. Inhaltlich soll nämlich aus den Schriftwerken aller Zeiten und aller Völker das

Beste geboten werden und zwar so ziemlich aus allen Gebieten: „Sie wird außer den Werken der Poesie auch historische, biographische, philosophische, theologische und ästhetische Schriften bringen.“ Dazu kommt die Versicherung: „Alle Neudrucke älterer Werke werden einer sorgfältigen, wissenschaftlichen und pädagogischen Bearbeitung von Fachmännern unterzogen. ... Einleitungen und Anmerkungen werden für das Verständniß sorgen.“ Das die Grundzüge des nicht genug zu billigenden Planes. Und der gemachte Anfang, so können wir mit Genugthuung hinzufügen, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft des vielversprechenden Unternehmens. Denn die bereits vorliegenden sechs Hefte sind ein erster glücklicher Schritt auf dem weiten Wege. Sie bringen Calderons „Großes Welttheater“ in der Uebersetzung von Eichendorff (1); „Die Schlacht im Loener Bruch“ und „Des Arztes Vermächtniß“ der Freiin Annette von Droste-Hülshoff (2); Stifters „Heidedorf“ (3); Hyrtls Inaugurationsrede über die „Materialistische Weltanschauung unserer Zeit“ (4); Shakespeares „Sturm“ (5) und des Sophokles „Antigone“ (6), beide übersetzt und bearbeitet von Michael Gitlbauer; der „Antigone“ ist auch eine Musikbeilage für die lyrischen Partien von Richard Kralik beigegeben.

Collectio indulgentiarum theologice, canonice ac historice digesta. Opus a P. Petro Mocchegiani a Monsano, ex-definitore generali Ord. Minorum et Sacrae Congregationis Indulgentiarum Consultore dispositum, nutu et auctoritate Rmi P. Aloysii a Parma, totius Ord. Minorum Ministri generalis, in lucem editum. 8°. (XI et 1150 p.) Ad Claras Aquas (Quaracchi) prope Florentiam, ex typographia Collegii S. Bonaventurae, 1897. Preis *M.* 8.

Ein empfehlenswerthes, größeres lateinisches Ablaßwerk. Es behandelt in drei Theilen den ganzen Stoff in folgender Weise. Der kürzere erste Theil (etwa 100 Seiten) gibt in zwei Abtheilungen die kirchliche Lehre vom Ablaß (doctrina theologica) und die Vorschriften des Heiligen Stuhles zur Gewinnung der Ablässe (doctrina canonica). Im zweiten Theil (460 S.) folgen im besondern die Ablässe, die von allen Gläubigen gewonnen werden können; überall sind die Ablässe mit den Verleihungsdocumenten genau angegeben und die entsprechenden Bemerkungen und Erörterungen beigefügt. Der dritte Theil endlich (490 S.) handelt von den Ordens- und Bruderschaftsablässen; bezüglich der letztern wird zunächst auf 90 Seiten das Allgemeine vorausgeschickt; dann folgen 35 Bruderschaften und fromme Vereine im besondern (170 S.). Das Kapitel über die Ordensablässe ist mit größerer Ausführlichkeit als in ähnlichen Büchern behandelt; es umfaßt 230 Seiten und gibt namentlich gute Aufschlüsse über die Ablässe der eigentlichen Ordensfrauen, der weiblichen Congregationen mit einfachen Gelübden und der Tertiarierinnen und über die Gemeinsamkeit der Ablässe und Privilegien der Ordensleute; dann folgen die Ablässe des Franziskanerordens (S. 648—700) und eine Abhandlung über den weltlichen dritten Orden des hl. Franz von Assisi (S. 716—808). Dieses Kapitel über die Ordensablässe gibt dem Werke seinen besondern Werth; denn der Inhalt der ersten zwei Theile und selbst das Kapitel über die Bruderschaften ist im großen und ganzen sowohl dem Stoffe als der Eintheilung nach der gleiche wie in andern ähnlichen Büchern; ja das bekannte Werk „Die Ablässe“ von P. Beringer enthält sogar etwa 100 Ablaßgebete mehr als diese Collectio und führt fast die doppelte Zahl von Bruderschaften und frommen Vereinen mit ihren Ablässen auf. — Auf das Einzelne kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Zu rühmen sind die am Schlusse vieler längern Abhandlungen beigefügten epilogi rerum notabilium, welche das Gesagte in einigen Sätzen kurz zusammenfassen, und die zwei sehr ausgedehnten Indices (S. 1081—1148). Da das Werk von einem Consultor der heiligen Ablaßcongregation herausgegeben und von dieser approbirt ist, so kann ihm der verdiente Erfolg und eine weite Verbreitung nicht fehlen; dazu wird auch das leichtverständliche Latein, in dem es abgefaßt ist, seinen Theil beitragen.

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den vier Evangelisten. Eine Evangelienharmonie mit erklärenden Anmerkungen von Joh. Bapt. Lohmann S. J. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit kirchlicher Approbation. Mit einer Karte von Palästina. 8°. (359 S.) Paderborn, Junfermann, 1897. Preis *M.* 3.

Vita Domini Nostri Jesu Christi e quatuor Evangeliis ipsis ss. librorum verbis concinnata a Ioanne Baptista Lohmann S. J. Editio latina altera. Cum approbatione Rev. Vic. Gener. Paderbornensis. Adjuncta est tabula geographica Palaestinae tempore Christi. 8°. (VII et 250 p.) Paderbornae, typis et sumptibus librariae Junfermann, MDCCCXCVII. Preis *M.* 3.60.

Im Vergleich mit der ersten Auflage erscheint der Umfang der deutschen Evangelienharmonie von P. Lohmann um 120 Seiten erweitert, wobei zudem das Format des Buches etwas vergrößert wurde. Der Zuwachs kommt einmal auf Rechnung einer Erweiterung des Stoffes, indem die ersten Kapitel der Apostelgeschichte bis zum Pfingstfest einbezogen sind; ganz besonders aber wurde er bedingt durch die zahlreichen Anmerkungen, welche zur Erläuterung der schwierigern Stellen beigefügt wurden. Diese Erweiterung ist als eine wirkliche Vervollkommnung des Buches zu bezeichnen. Die Erläuterungen stammen aus den besten neuern Commentaren und sind recht gut ausgewählt. Aufgefallen sind uns einige Druckfehler in Eigennamen, z. B. Mettes statt Mattes (S. 25), Hirt statt Hort (S. 126), Palicanus statt Palatinus (S. 24). An letzterer Stelle beweist die citirte Inschrift wohl nicht, was sie beweisen soll; sie ist auch nicht nur „von Muratori aufbewahrt", sondern wurde 1879 wieder im Original zu Venedig aufgefunden, nachdem bis dahin die Kritik sie als monstrum bezeichnet und verworfen hatte. Die Anm. 4 über Zacharias S. 171 ist nicht ganz genau und im Widerspruch mit Anm. 2. Es sollte heißen: Zacharias ist der Blutzeuge, der nach jüdischer Anordnung der heiligen Bücher an letzter Stelle in der hebräischen Bibel erwähnt wird. Empfehlen dürfte sich, daß der Verfasser stets, wenn er dem griechischen Texte folgt, den an die Vulgata gewöhnten Leser über den Grund der Abweichung aufkläre; dies unterbleibt z. B. S. 27 (Luc. 2, 17) und S. 247 (Matth. 25, 1). Wir notiren solche Kleinigkeiten hier nur, um auch unsererseits zu noch größerer Vervollkommnung bei einer neuen Auflage ein Scherflein beizutragen.

Die von P. Cathrein besorgte lateinische Ausgabe unterscheidet sich von der ersten Gestalt derselben durch einige Umstellungen, besonders in der Bergpredigt und den Reden beim letzten Abendmahl. In der wörtlichen Wiedergabe der Evangelientexte, welche der Harmonisirung derselben überall beigefügt ist, sind die Versnummern angegeben; am Schluß steht jetzt ein Verzeichniß der sonn- und festtäglichen Evangelien. — Beide Bücher, besonders die deutsche Ausgabe, sind sehr zu empfehlen. Für praktische Bedürfnisse ersetzt letztere völlig einen ausführlichen Commentar.

Christenthum und Weltmoral. Zwei Vorträge über das Verhältniß der christlichen Moral zur antiken Ethik und zur weltlichen Cultur von Dr. Jos. Mausbach, Professor der Moral und Apologetik und zugleich Rector der Akademie zu Münster. 8°. (61 S.) Münster i. W., Aschendorff, 1897. Preis *M.* 1.

Eine glückliche Wahl hat den Herrn Verfasser zur Behandlung des im Titel angezeigten Stoffes bei den Gelegenheitsreden geführt, welche hier mit einigen Anmerkungen erweitert dem Lesepublikum geboten werden. Sie bilden einen Beitrag zur Vertheidigung des Christenthums und der katholischen Kirche, da sie zwei Einwürfe des Unglaubens zurückweisen, sowohl denjenigen, der die christliche Moral nur der „ausgehenden antiken Ethik" entlehnt sein läßt, als auch den andern, der das Christenthum als Feind der Cultur bezeichnet. Die Widerlegung des ersten, von blindem Haß gegen die göttliche Offenbarung eingegebenen Vorwurfes gipfelt in der kurzen, trefflichen Zeichnung des Verhältnisses zwischen dem christlichen Glauben und der vorchristlichen Philosophie, wie die Lehrer der christlichen Moral, die Väter der ersten Jahrhunderte, dasselbe aufgefaßt haben. Gegenüber der andern Beschuldigung des Christenthums, insbesondere der katholischen Kirche, zeigt der Verfasser an der Hand der Geschichte, wie zwar der christliche Glaube alle weltliche Cultur als eine Leiter zu Gott, das ganze irdische Leben als eine Vorbereitung auf das Jenseits will aufgefaßt wissen; daß aber nichtsdestoweniger oder vielmehr gerade deshalb die Kirche stets die Begünstigerin und Pflegerin jeder wahren Cultur und auch des irdischen Wohlseins gewesen ist. Eine Stelle des Aquinaten (2, 2, q. 186, a. 4 ad 2) auf S. 49 scheint uns nicht ganz zutreffend erklärt zu sein. Sonst aber empfiehlt sich die Schrift sehr durch ihren Inhalt und durch ihre gewählte Form.

Gust. Lahousse S. J., **De vera religione.** Praelectiones theologicae traditae in collegio maximo Lovaniensi S. J. 8°. (528 p.) Lovanii, Peeters, 1897.

Das hier angezeigte Werk ist aus theologischen Vorlesungen entstanden. Es ist ein recht brauchbarer Nachweis über die Wahrheit der christlichen Religion. Wiewohl der formell unter dem Titel De religione christiana stehende Abschnitt von den vier disputationes, in welche der Verfasser das Buch abtheilt, nur die quarta enthält, so umfaßt derselbe doch nahezu die Hälfte des ganzen Werkes; die voraufgehenden disputationes, de religione generatim, de religione revelata generatim, de religione Mosaica, sind Vorstufen und Vorbereitungen zum eingehendern Beweis der Göttlichkeit der durch Christus gewordenen Offenbarung. In dem ersten Abschnitt, der disputatio prima, ist das 3. Kapitel besonders interessant und lehrreich, da in ihm der heutzutage wichtige Punkt erörtert wird über die Pflichten der Staatsgewalt gegenüber den Religionsgesellschaften, und zwar sowohl unter der Voraussetzung eines bloß natürlichen Religionszustandes, als auch in der Unterstellung der erfolgten übernatürlichen göttlichen Offenbarung und positiven Gründung einer entsprechenden Religionsgesellschaft. — Der zweite Abschnitt behandelt die gebräuchlichen Fragen, daß eine positive göttliche Offenbarung möglich sei, wieweit sie nothwendig und wie sie erkennbar sei. Der letzte Punkt führt zur Erörterung der Wunder und Weissagungen als Kennzeichen göttlich geschehener Offenbarung. — Der dritte Abschnitt ist vornehmlich dem Nachweis der Authentie des

Pentateuchs gewidmet, dem dann eine kurze Besprechung der theokratischen Verfassung des israelitischen Staates folgt. Natürlich konnte bei der Behandlung der Authentie nicht mit der Weitläufigkeit verfahren werden, mit welcher diese Frage in der Einleitung zu den heiligen Schriften behandelt zu werden pflegt; doch das Gebotene genügt hier vollständig, auch zur Abwehr der landläufigen Einwürfe der ungläubigen Gegner. — Desgleichen wird im letzten, d. h. vierten Abschnitt die geschichtliche Autorität der Evangelien festgestellt, um dann zunächst aus diesen, dann auch aus der geschichtlichen Entwicklung und Verbreitung der christlichen Religion, sowie aus ihrem steten Bestande ihre Göttlichkeit zu entwickeln. Der Beweisgang ist so gewählt, daß Gottheit Christi und göttliche Sendung oder Göttlichkeit der von ihm verkündeten Religion nicht getrennt behandelt, sondern in eins zusammengezogen werden, da der Verfasser eben nur darauf Gewicht legt, die Göttlichkeit der christlichen Religion darzuthun. Im letzten Kapitel gibt der Verfasser ein kurzes Bild des geschichtlichen Verlaufs der Religionen bei den verschiedenen Völkern, das zugleich als Nachweis des Abfalls von der ursprünglichen wahren Gotteserkenntniß und Gottesverehrung dient.

Praelectiones dogmaticae quas in collegio Ditton-Hall habebat Christianus Pesch S. J. Tomus VII. Tractatus dogmatici. De sacramento paenitentiae. De extrema unctione. De ordine. De matrimonio. Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. 8°. (XIV et 432 p.) Friburgi Brisgoviae, sumptibus Herder, MDCCCXCVII. Preis *M.* 6.

Das den frühern Bänden wegen ihrer soliden Doctrin, ihres reichen Inhaltes und ihrer frischen Darstellungsweise gespendete Lob verdient in nicht geringerem Maße auch der vorliegende Band. Die dogmatischen Fragen über die auf dem Titel genannten vier Sacramente werden mit all ihren praktischen Folgen recht gründlich behandelt. Aus der Natur des Gegenstandes ergibt sich, daß manche Partien sich decken mit dem, was in einer Moraltheologie behandelt zu werden pflegt und behandelt werden muß; auch in diesen Fragen zeigt der Verfasser einen sichern Blick und ein gutes Urtheil in Auswahl der Meinungen. Die Fälle sind selten, wo wir eine andere Auffassung oder Behandlung vorziehen würden; zu solchen gehört beispielsweise n. 206 die Frage über die Beicht der peccata dubia; diese hätten wir gerne nicht bloß von der praktischen Seite einer lex probabilis, sondern auch von der dogmatischen Seite aus beleuchtet gesehen. — Auch die folgenden Sacramente, letzte Oelung und Weihe, bieten Interessantes und Werthvolles genug; den gegnerischen Ansichten geht der Verfasser nie aus dem Wege, läßt aber in unklaren Dingen auch jenen ihre Probabilität. — Bei Behandlung der Ehe werden die canonistischen Fragen über die einzelnen Ehehindernisse ausgeschieden; in dieser Beziehung begnügt sich der Verfasser mit dem dogmatischen Nachweis der Gewalt der Kirche. Uebrigens bietet gerade bei der Ehe der Nachweis der kirchlichen Gewalt und deren nach göttlichem Recht bestehende Ausdehnung vielen heutzutage doppelt wichtigen Stoff, wie die Frage über die kirchliche Befugniß bei den im Unglauben geschlossenen Ehen, das Verhältniß der kirchlichen zur staatlichen Gewalt u. s. w. In all diesen Fragen zeigt sich der Verfasser besonnen, aber entschieden im Urtheil und vertraut mit den Publicationen bis in die jüngste Zeit, soweit sie irgendwie für eine Entscheidung von Bedeutung zu sein scheinen.

Theologia moralis decalogalis et sacramentalis, auctore cl. P. Patritio Sporer O. S. Fr. Novis curis edidit P. F. Irenaeus Bierbaum O. S. Fr., Provinciae Saxoniae S. crucis Lector jubilatus. Cum permissu Superiorum. Tom. I. 8°. (XII et 878 p.) Paderbornae, Typogr. Bonifaciana, MDCCCXCVII. Preis *M.* 7.50.

Neben Elbel gehört Sporer zu den hervorragendsten nachtridentinischen Moraltheologen. Es ist daher erfreulich, daß auch dessen Schriften durch Neuausgabe weitern theologischen Kreisen wieder zugänglich gemacht werden. Einfachheit und Klarheit im Ausdruck, Milde und große Mäßigung im Urtheil zeichnen die Ausführungen des Verfassers aus. Der hl. Alfons von Liguori beruft sich nicht selten auf ihn, besonders wenn in controvertirten Fragen praktische Gründe ihn auf die Seite der mildern Ansicht stellen. Der neue Herausgeber, P. Irenäus Bierbaum, hat auch hier am Text nur solche, und zwar kenntlich gemachte, Aenderungen vorgenommen, welche durch neue Decrete und Entscheidungen bedingt waren. Die neue Constitution Leos XIII. über das Bücherverbot und die Büchercensur konnte augenscheinlich beim Druck noch nicht berücksichtigt werden; der hochw. Herausgeber wird jedenfalls beabsichtigen, beim folgenden 2. oder 3. Band einen diesbezüglichen kurzen Anhang als Correctur zu geben. Der vorliegende 1. Band umfaßt die allgemeine Moraltheologie und von der besondern die Behandlung der vier ersten Gebote des Dekalogs. Das ganze Werk wird sich auf 3 Bände belaufen. Die Verlagshandlung hat durch gute Ausstattung und verhältnißmäßig billigen Preis einer weiten Verbreitung den Weg gebahnt.

Betrachtungen für Geistlich und Weltlich auf alle Tage des Jahres. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen im Vereine mit Mitarbeitern besorgt durch Ludwig Wahl, jetzt Bischof und Apostol. Vikar im Königreich Sachsen. Zweite, verkürzte Auflage. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Zwei Bände. 8°. (XII u. 660 und VIII u. 643 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897. Preis *M.* 10.

Die vorliegenden Betrachtungen wurden im Jahre 1872 von dem Biographen des hl. Franz von Sales und des Cardinals von Cheverus, dem Pfarrer Hamon in Paris, veröffentlicht. Es folgte schon bald eine deutsche Uebersetzung, welche von dem jetzigen Bischofe und Apostolischen Vicar im Königreich Sachsen, Msgr. Wahl, mit Hilfe von Mitarbeitern herausgegeben wurde. Während dieselbe sich genau an das Original anschloß, ist die zweite, von Herrn Ferdinand Fischer, Superior und Pfarrer an der königlichen Hofkirche zu Dresden, bearbeitete Auflage von drei Bänden auf zwei verkürzt worden. Jedoch versichert der neue Herausgeber, daß durch die vorgenommene Kürzung der wesentliche Inhalt des Buches nicht alterirt worden sei. Die Betrachtungen beschäftigen sich im Anschlusse an die römische Liturgie des Kirchenjahres mit den Glaubensgeheimnissen, den christlichen Tugenden und der Verkörperung derselben in dem Leben der Heiligen. Alles im Buche athmet tiefe Frömmigkeit, und auch der einfache Christ wird sich mit großem Nutzen dieser Betrachtungen bedienen können, die in erster Linie für eine betrachtende Lesung bestimmt zu sein scheinen.

ABC für Evastöchter. Von Friedrich Ernst. 12°. (VIII u. 183 S.) Heiligenstadt, Cordier, 1897. Preis geb. *M.* 1.

Die armen Evastöchter! Es sind bittere Pillen, die sie hier zu verschlucken bekommen. Unter ebenso vielen Stichworten, als das Alphabet Buchstaben hat,

werden ihnen die Fehler des schwächern Geschlechtes in offener, man möchte fast sagen schonungsloser, Weise vorgehalten. Aber dennoch werden die Leserinnen dem Verfasser nicht ernstlich böse werden können. Denn auch bei den strengsten Vorhaltungen, ja gerade bei diesen am meisten, fühlen sie die unantastbar lautere Absicht durch, welche den wohlwollenden Berather beseelt: alles ist auf ihre Läuterung und Vervollkommnung und darum auf die wirksame Förderung ihres wahren Wohles abgesehen. Dieses zeigt sich auch darin, daß ihnen für die Bekämpfung und Ueberwindung der verschiedenen Fehler und Schwächen stets kräftige Beweggründe und passende Mittel an die Hand gegeben werden. Dazu kommt, daß man in „Friedrich Ernst" sehr bald einen klarblickenden und scharfen Beobachter erkennt, der mit dem Familienleben durch und durch vertraut ist und das, was er sagt, aus einer reichen Erfahrung schöpft. Schließlich weiß derselbe durch seinen guten Humor die herben Wahrheiten zu versüßen. So ist schon die Vorrede für ihn kennzeichnend, wenn er da bemerkt, daß selbstverständlich in diesem Büchlein bloß die minder schönen Seiten der Töchter Evas besprochen werden sollten, und dann beifügt: „Wollte jemand all das Gute, das sich bei ihnen findet, in gleicher Weise erörtern, so würde das natürlich einen dicken Band geben und doch noch nicht genug sein."

Die St. Michaels-Hofkirche in München. Festschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum der Einweihung, von Adalbert Schulz, K. Hofpriester und Subdiacon. Mit 18 Abbildungen und 2 Grundrissen. 8°. (135 S.) München, Lentner, 1897. Preis *M.* 2.

Diese Festschrift ist eine recht interessante, inhaltreiche und mit großem Fleiß hergestellte Arbeit. Das Jubiläum gilt der vor dreihundert Jahren erfolgten Einweihung der ehemaligen Münchener Jesuiten- und spätern St. Michaels-Hofkirche, dieser großartigen Schöpfung eines für Pflege von Religion und Kunst begeisterten Fürsten, des Bayernherzogs Wilhelm V., des Frommen. Einer die neuesten Forschungen berücksichtigenden Baugeschichte folgt eine eingehende Beschreibung des zu den hervorragendsten Renaissancebauten Deutschlands gehörigen Gebäudes samt seiner Ausstattung, den Grüften und auch dem allerdings nunmehr verschwundenen reichen Kirchenschatze früherer Zeit, dessen Andenken das „Heilthumbuch" aufbewahrt hat. Ein fernerer Abschnitt, kirchliches Leben, behandelt die einstige Gottesdienstordnung, die an der Kirche errichteten Bruderschaften und die in St. Michael stets in vorzüglichem Maße gepflegte Kirchenmusik. Eine Chronik der Kirche gibt endlich Nachricht von einer Reihe bemerkenswerther Begebenheiten, deren Schauplatz dieselbe im Lauf der drei Jahrhunderte gewesen ist. Möge die gut ausgestattete Schrift, welche, was ihr besondern Werth verleiht, am Schluß einen reichhaltigen Quellennachweis gibt, den Leserkreis erhalten, den sie und die St. Michaelskirche, einst die Hauptstätte des kirchlichen Lebens im ältern München (S. 65), verdienen.

Weltgeschichte von Professor Dr. Joh. Bapt. v. Weiß, k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eisernen Krone, Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft. 8°. 19. Bd. XII u. 820 S. 20. Bd. VII u. 748 S. 21. Bd. VI u. 763 S. Graz, Styria, 1896 u. 1897. Preis *M.* 7.40; 6.80; 6.80.

Von dem hier angezeigten Geschichtswerk, auf das die Katholiken deutscher Zunge mit gerechtem Stolze hinblicken, liegen wiederum drei Bände in dritter

bezw. zweiter und dritter Auflage vor. Der 19. Band schildert die Ereignisse, welche zur zweiten und dritten Theilung Polens führten, erzählt die Geschichte des Directoriums bis zu dessen Sturz durch Bonaparte und gibt ein anschauliches Bild der Kriege von 1795—1799. Die beiden andern Bände führen die allgemeine Geschichte, in deren Vordergrund natürlich die Regierung Bonapartes steht, von 1800 bis 1809 weiter. An die hiermit abgeschlossene Neuauflage des Werkes soll sich nun der demnächst auszugebende 22. Band anschließen, welcher die Zeit von 1809 bis 1815, bis zum Schluß des Wiener Congresses, umfassen wird. Es ist eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß das Interesse dem großartigen Werke gegenüber in stätem Wachsen begriffen ist; liegen doch die ersten drei Bände bereits in fünfter Auflage vor.

Erinnerungen aus schwerer Zeit. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklung der Schulfrage in Preußen von Theodor Palatinus. 8°. (53 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1897. Preis 40 *Pf.*

Es sind nunmehr 25 Jahre, daß das Schulaufsichtsgesetz in Preußen erlassen wurde. Dasselbe legte, wie alle Welt es weiß, den ganzen Jugendunterricht ausschließlich in die Hand des Staates, so daß sogar die Unterweisung in der Religion im Auftrage des Staates und nur durch dem jeweiligen Cultusminister genehme Personen ertheilt werden soll. Besagtes Gesetz besteht noch, und sobald es einem Cultusminister beliebt, kann er alle Vollmachten, welche ihm das Gesetz grundsätzlich verleiht, auch in die Praxis umsetzen. Vergeben, aber nicht vergessen, so lautete das Wort der Centrumsführer, als man die Culturkampfsgesetze abzuändern begann. Vergeben ist christliche Pflicht, aber Nicht-Vergessen ist ein Gebot politischer Klugheit. Der Zweck vorstehend genannter Broschüre geht denn auch dahin, dem katholischen Volk das Schwerwiegende der Schulfrage wieder lebhaft vor Augen zu stellen, damit es nicht in Anbetracht der scheinbar auf diesem Gebiete einstweilen herrschenden „Windstille" zu dem Wahne verleitet werde, die Sache stehe nunmehr auch grundsätzlich befriedigend. Der Verfasser zeichnet in kurzen, kräftigen Strichen den Ursprung des grundsätzlich unannehmbaren Schulaufsichtsgesetzes, die Ziele, welche man durch dasselbe zu erreichen beabsichtigte, den heftigen Widerstand, auf den dasselbe namentlich beim katholischen Volke stieß, endlich die in vielfacher Hinsicht merkwürdigen Mittel, durch welche dieser Widerstand gebrochen werden sollte. Die Schlußkapitel enthalten einen warmen Appell an die maßgebenden Kreise und an alle christlichen Freunde der Schule, doch ja dieser hochwichtigen Frage stets ihr lebhaftestes Interesse zu widmen, damit, je eher, desto besser, jenes erste, aber am tiefsten einschneidende Culturkampfsgesetz durch eine wahrhaft christliche Schulgesetzgebung verdrängt werde.

Geschichte des Volksschulwesens in Württemberg. Von B. Kaißer. II. Bd.: Das Volksschulwesen in Neuwürttemberg. gr. 8°. (XI u. 388 S.) Stuttgart, Roth, 1897. Preis *M.* 5.50.

Der zweite Band dieses Werkes verdient die gleiche Anerkennung, welche dem ersten zu theil geworden ist (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 549 ff.). Er trägt nicht bloß an die um das Schulwesen im 18. Jahrhundert wohlverdienten Männer eine Ehrenschuld ab, sondern zeigt auch, wieviel zur Zeit der Gegenreformation und noch früher für Gründung und Hebung von Volksschulen in den katholischen Theilen Württembergs geschehen ist. Wir können hier aus dem reichen Inhalt nur

weniges andeuten. Es gab in dem katholischen Württemberg wie auch anderswo seit langer Zeit Volksschulen, in denen Elementarunterricht in deutscher Sprache ertheilt wurde. Die Kapläne hatten neben den rein geistlichen Verrichtungen auch Schule zu halten; mit der Stiftung von Kaplaneistellen waren gewöhnlich auch Gründungen oder Erweiterungen von Schulen verbunden. Später, als der Zudrang zum geistlichen Stande abnahm, ganz besonders seit der Reformation, traten weltliche Lehrer an die Stelle der geistlichen. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges besaß z. B. Ellwangen zwei deutsche Schulmeister. In dem protestantischen Württemberg hatte man, um die Lateinschulen zu fördern, noch im Zeitalter der Reformation den deutschen Unterricht beschränkt, nicht aber in den katholischen Gegenden. Das 18. Jahrhundert war für das katholische Deutschland vielfach eine Zeit des Niederganges und der geistigen Erschlaffung; aber für die Hebung der Volksschulen geschah wahrscheinlich mehr als zu irgend einer andern Zeit, wenigstens in Vorderösterreich. In Ellwangen, Mergentheim, in den fünf Donaustädten Mengen, Riedlingen, Munderkingen, Saulgau, Waldsee, besonders aber in Neresheim machte man gewaltige Anstrengungen, um hinter andern Städten nicht zurückzubleiben. In dem Reichsstift Neresheim hatte man die Würzburger Reformen eingeführt. Um den Wetteifer der Schüler rege zu erhalten, ertheilte man Preise, den Kindern der Armen gewährte man Nahrung und Kleidung. Auch die Erwachsenen wurden nicht vergessen; denn man errichtete Fortbildungsschulen. Außerdem erhöhte man den Gehalt der Lehrer. Diese und andere Thatsachen waren Pahl unbekannt, sonst hätte er nicht behauptet, daß das Schulwesen in den neu erworbenen katholischen Landestheilen sich in großer Vernachlässigung befunden habe und mit dem Altwürttembergs nicht habe concurriren können. Kaißer und seine Freunde, welche ihm mannigfache Aufschlüsse gegeben, verdienen unsern besten Dank durch ihre wichtigen Beiträge zur Geschichte des katholischen Schulwesens.

Valeria oder der Triumphzug aus den Katakomben. Historische Erzählung von Anton de Waal. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Der Reinertrag ist für das deutsche Hospiz von Campo Santo zu Rom bestimmt. 8°. (X u. 382 S.) Regensburg, Pustet, 1896. Preis *M.* 3; in Leinwand geb. *M.* 3.60.

Die neue Auflage dieser Katakomben-Erzählung, über deren erste Auflage wir Bd. XXVII, S. 103 genauer berichtet haben, sei allen Freunden einer zugleich erbauenden und belehrenden Unterhaltungslectüre aufs neue warm empfohlen.

Das Kreuznacher Gymnasium unter preußischer Herrschaft. Sein confessioneller Charakter, beleuchtet von W. S. 8°. (32 S.) Kreuznach, Verlag der Kreuznacher Zeitung, 1897.

Mit dem Uebergang des Gebietes von Kreuznach an Preußen 1815 wurde der katholische Lehrer Johann August Klein vorerst provisorisch mit der Leitung des Gemeindecollegiums betraut und bekleidete die Stelle des Directors des katholisch-evangelischen Gymnasiums bis 1819. An seine Stelle trat der Protestant Dr. Eilers. Von dieser Zeit an suchte die protestantische Geistlichkeit die Anstalt einseitig zu einer evangelischen zu stempeln. Es gelang ihr dies infolge der Vertrauensseligkeit der Katholiken nur zu gut, und sie setzte es durch, daß die katholischen Studenten sechs Jahre lang dem protestantischen Religionsunterricht beiwohnen mußten, weil man keine Mittel hatte, einen katholischen Religionslehrer zu besolden. Noch heute

sind die meisten Lehrer evangelisch, obgleich die Katholiken der Stadt zwei Fünftel ausmachen und es in den benachbarten Kreisen, die auf das Gymnasium in Kreuznach angewiesen sind, mehr Katholiken als Protestanten gibt. Die vorliegende Schrift, welche das alles des nähern darlegt, ist sehr lesenswerth.

Miscellen.

Der Rationalismus auf dem Rückwege zur Tradition, aber unbekehrt. Adolf Harnack, der sattsam bekannte Berliner Professor der altchristlichen Kirchengeschichte, veröffentlichte in diesem Jahre den ersten Band des zweiten Theiles seiner „Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius". Er behandelt darin „Die Chronologie der Literatur bis Irenäus". Das Buch hat überall berechtigtes Aufsehen erregt; denn es kündigt offen und klar an, daß die protestantisch-rationalistische Kritik der Quellen des ältesten Christenthums sich auf dem Rückwege zur Tradition befindet. Die Ergebnisse der gelehrten Untersuchungen Harnacks nähern sich denn auch in einer sehr bemerkenswerthen Weise den Wahrheiten, welche die Kirche von jeher festgehalten hat.

Schon gleich in der Vorrede bricht der Herr Professor den Stab so ziemlich über die gesamte bisherige Richtung der ungläubigen „wissenschaftlichen" Forschung. „Es hat eine Zeit gegeben — ja, das große Publikum befindet sich noch in ihr —, in der man die älteste christliche Literatur, einschließlich des Neuen Testaments, als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurtheilen zu müssen meinte. Diese Zeit ist vorüber. Für die Wissenschaft war sie eine Episode, in der sie viel gelernt hat, und nach der sie vieles vergessen muß" (S. VIII). Schon ein beachtenswerthes Ergo erravimus! Speciell in Bezug auf einen der bedeutendsten Vorkämpfer der ungläubigen Forschung, dem vor wenigen Jahrzehnten alles zujauchzte, heißt es gleich darauf: „Die Voraussetzungen der Baurschen Schule sind, man kann fast sagen, allgemein aufgegeben" (S. IX). Ja die rastlose Zerstörungsarbeit dieser ganzen Richtung wird einfach als „principielle Tendenzkritik" verurtheilt (ebd.). Aber auch die schon bedeutend gemäßigtere Richtung vieler neuern Forscher ist in den Augen des Berliner Professors „ein Verfahren, wie es ein böswilliger Staatsanwalt übt, oder wenigstens eine kleinmeisterliche Methode, die sich noch immer an allerlei Einzelheiten heftet und von ihnen aus wider die deutlichen und entscheidenden Beobachtungen zu argumentiren sucht" (ebd.).

Auch diese „kleinmeisterliche Methode", von der selbst Holtzmanns Einleitung ins Neue Testament nicht freigesprochen wird, ist schon wieder überholt; die neueste Einleitung ins Neue Testament von Jülicher ist nach der Meinung Harnacks schon „eine Arbeit, die bereits die Summe der rückläufigen Einsicht der

letzten zwei Decennien zu ziehen begonnen hat" (S. x). Er fügt dabei mit Nachdruck hinzu: „Ich scheue mich nicht, das Wort ‚rückläufig' zu gebrauchen; denn man soll die Dinge beim rechten Namen nennen, und wir sind in der Kritik der Quellen des ältesten Christenthums ohne Frage in einer rückläufigen Bewegung zur Tradition" (ebd.).

Doch selbst Jülicher hat erst „begonnen"; Harnack ist schon viel weiter auf dem Rückwege. „Die Ergebnisse der folgenden Untersuchungen", sagt er selbst, „gehen in ‚reactionärer' Richtung noch über das hinaus, was man etwa als den mittlern Stand der heutigen Kritik bezeichnen könnte" (S. VIII). Zu diesen Ergebnissen gehört vor allem, daß „die älteste Literatur der Kirche in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, literarhistorisch betrachtet, wahrhaftig und zuverlässig ist" (ebd.), daß insbesondere „der chronologische Rahmen, in welchem die Tradition die Urkunden angeordnet hat, in allen Hauptpunkten von den Paulusbriefen bis zu Irenäus richtig ist und den Historiker zwingt, von allen Hypothesen in Bezug auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge abzusehen, die diesen Rahmen negiren" (S. x).

Wenn man diese Ergebnisse hinsichtlich des Neuen Testamentes im einzelnen durchgeht, so findet man für die Entstehung der meisten Theile desselben einen Zeitpunkt angegeben, der sich dem von der kirchlichen Ueberlieferung festgehaltenen erfreulich nähert oder ganz mit ihm übereinstimmt. Von den paulinischen Sendschreiben werden die Thessalonicherbriefe in das Jahr 48—49 oder 47—48 gesetzt, die beiden Korintherbriefe und (mit einem Fragezeichen) der Galaterbrief ins Jahr 53 oder 52, ins folgende Jahr der Römerbrief, und in die Zeit von 57—59 oder 56—58 der Kolosser-, Philemon-, Epheser- und Philipperbrief. Nur bei den Pastoralbriefen wird unterschieden zwischen den echten Schreiben des hl. Paulus, die den Pastoralbriefen zu Grunde liegen und aus den Jahren 59—64 stammen sollen, und den Briefen in der heutigen Form, welche, abgesehen von noch spätern Zusätzen, aus den Jahren ca. 90—110 datirt wird. Außerdem wird die Echtheit bezweifelt beim Epheserbrief, ganz geläugnet beim Hebräerbrief, der in die Zeit Domitians gehören soll. Vielleicht sind dies nur noch Ueberbleibsel der „kleinmeisterlichen Methode" bei dem großen Meister.

Für die Entstehungszeit der Evangelien bleiben auch noch viele derartige Ueberbleibsel. Das Marcusevangelium wird als „wahrscheinlich von 65—70" geschrieben angesetzt, das Evangelium nach Matthäus „wahrscheinlich 70—75 (außer einigen spätern Zusätzen)", ca. 78—93 das Evangelium und die Apostelgeschichte des Lucas, nicht vor ca. 80 und nicht nach ca. 110 das Johannesevangelium, und bald darauf die Zusammenstellung der vier Evangelien in Asien.

Mit der Zeit von 93—96 für die Abfassung der geheimen Offenbarung kann man so ziemlich einverstanden sein. Dagegen scheint in Bezug auf die katholischen Briefe noch ein ziemlich weiter Weg rückwärts übrigzubleiben, da sie sämtlich als unecht betrachtet und zum Theil in das 2. Jahrhundert, sogar in die zweite Hälfte desselben (zweiter Petrusbrief) hineinverlegt werden.

Immerhin bleibt es recht erfreulich, daß schon so mancher Schritt auf dem Rückwege zur Tradition geschehen ist. Auch sonst findet sich in dem Buche noch

manch erfreuliches Zugeständniß. So wird, um nur noch eines zu erwähnen, der Aufenthalt und Tod Petri in Rom als geschichtlich feststehendes, unantastbares Factum erklärt (S. 240—244). Der Herr Professor ist auch der Ansicht — und das ist nicht minder erfreulich —, daß diese seine theilweise beinahe orthodoxen Anschauungen schon bald von den meisten Kritikern werden gebilligt werden. „Es wird eine Zeit kommen, und sie ist schon im Anzug“, so prophetet der Professor, in der „das wesentliche Recht der Tradition“ (hinsichtlich der fraglichen Probleme), „wenige bedeutende Ausnahmen abgerechnet, zu allgemeiner Anerkennung gelangt sein wird“ (S. x).

Aber dürfen wir nun vielleicht aus dem Gesagten den am meisten erfreulichen Schluß ziehen, daß der rationalistische Professor und sein Gefolge auf ihrem Rückwege zur Tradition sich auch auf dem Rückwege vom Unglauben zum Glauben befinden? Leider nein! Nach wie vor fehlt es dazu an der nothwendigsten Vorbedingung, nämlich an der Bereitwilligkeit, nicht alle geschichtlich feststehenden Thatsachen bloß auf natürliche Weise, mit Ausschluß jeder übernatürlichen Ordnung, begreifen und erklären zu wollen.

Harnack spricht seine nach wie vor ganz rationalistische Gesinnung deutlich genug aus. „Vor einigen Wochen bemerkte mir ein holländischer Theologe: Wer den Rahmen, in welchem die Tradition die altchristlichen Urkunden angesetzt hat, anerkennt, verzichtet darauf, eine natürliche Geschichte des Urchristenthums zu zeichnen, und ist gezwungen, an eine supranaturale zu glauben. Das wäre freilich, wenn unter ‚supranatural‘ eine Geschichte verstanden werden soll, die wie eine Heiligenlegende oder wie eine Fabel verläuft, ein tödtliches Argument; allein die Behauptung entbehrt jeder Begründung. Warum sollen 30—40 Jahre nicht ausgereicht haben, um den geschichtlichen Niederschlag in Bezug auf die Worte und Thaten Jesu zu erzeugen, den wir in den synoptischen Evangelien finden? warum bedurfte es hierzu 60—70 Jahre? . . .“ (S. x.) Obwohl es nicht allzu klar hervortritt, was der Herr Professor sich unter „supranatural“ vorstellt, so zeigt er aber leider deutlich genug, daß ihm alles auf das Begreifen der natürlichen Entwicklung der Ereignisse bis zu dem „geschichtlichen Niederschlag“ der Evangelien ankommt. „Sobald man sich klar macht“ — es wird schon einige Mühe kosten —, „daß von Anfang an in der Jüngerschar Christi die Kräfte eines pneumatischen Enthusiasmus ebenso entfesselt gewesen sind wie der Trieb, die Schätze der tiefsten Erkenntnisse zu heben, und daß diese Kräfte und Triebe in einem Zeitalter wirksam wurden, zu dessen in der Geschichte beispiellosem Reichthum an religiösen und sittlichen Erkenntnissen, Geschichtsbetrachtungen und Mysterien nichts mehr fehlte als das Evangelium und die Befreiung des Willens, damit er wolle —, so wird man sich über die Fülle gleichzeitiger religiöser Gedanken und Formbildungen und wiederum über die Schnelligkeit ihrer Entwicklung nicht mehr wundern“ (S. xi f.). Als Hauptaufgabe für die Zukunft gilt es daher, „in der Geschichte das von einer unbefangenen Wissenschaft Erarbeitete zu sichern“ (S. xii).

Wie „unbefangen“ diese Wissenschaft übrigens arbeitet, zeigen manche Stellen des Buches zur Genüge. Wunder und Prophezeiungen anzunehmen, wäre gläubige

„Befangenheit". Um nur ein Beispiel anzuführen, bei dem Beweise, daß der Apostel Johannes nicht das vierte Evangelium geschrieben habe, geht Harnack zuerst die äußern Zeugnisse durch (S. 656—675), muß aber zugeben, daß sie nichts Entscheidendes gegen den apostolischen Ursprung enthalten. Aber „das Hauptzeugniß ist ein durch innere Kritik zu gewinnendes", und mit Hilfe dieser wunderbaren Meisterin ist der evidente Beweis bald erbracht: „Der Abschnitt Joh. 21, 20—23 setzt den Tod des Jüngers, den der Herr lieb hatte, augenscheinlich voraus" — sonst wäre es nämlich eine wirkliche Prophezeiung —; „andererseits kann man ihn nicht aus dem 21. Kapitel herausbrechen. Dieses 21. Kapitel aber zeigt keine andere Feder als die, welche die Kap. 1—20 geschrieben hat. Damit ist wiederum erwiesen, daß der Schreiber von Kap. 21 und somit auch der von Kap. 1—20 nicht der Zebedaide sein kann, dessen Tod eben vorausgesetzt ist. . . . Wie man diesen Thatbestand nicht zu sehen oder in Abrede zu stellen vermag, ist mir unverständlich" (S. 675—677), — allerdings, weil dem gelehrten Herrn Professor der demüthige Glaube an die Gottheit Christi und sein göttliches Vorauserkennen der Zukunft abgeht.

Leider gilt also von einer solchen Wissenschaft, was der hl. Paulus sagt: Semper discentes, et numquam ad scientiam veritatis pervenientes (2 Tim. 3, 7): Mit all ihrem Studiren und Arbeiten werden diese gelehrten Herren doch nie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. Trotzdem müssen sie aber dieser Wahrheit gegenüber das Zeugniß ablegen von ihren eigenen, mühevollen und fruchtleeren Irrungen, bis sie dereinst, wenngleich in nicht erwünschter Weise, diesem Zeugniß auch das Bekenntniß hinzufügen müssen: Veritas Domini manet in aeternum, „die Wahrheit des Herrn bleibet in Ewigkeit".

„Roms wachsende Macht" in der Berliner Akademie der Wissenschaften. Wie die Furcht vor dem wachsenden Ansehen der katholischen Kirche manche Kreise beunruhigt, wie die Rücksicht auf Rom die Richtung angeblich sehr „objectiver" Geschichtswerke beeinflußt, findet man mitunter auch an Orten ausgesprochen, an denen man es am allerwenigsten erwarten sollte. Am 1. Juli 1897 hatte Prof. M. Lenz die vielbegehrte Ehre, als Mitglied in die Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgenommen zu werden. Aus seiner Antrittsrede heben wir einige Sätze heraus. Er setzt in derselben auseinander, warum sein Arbeitsgebiet, die Geschichte der Reformation und Revolution, für ihn so anziehend gewesen sei. Das Interesse liegt ihm in den Beziehungen dieser Zeiträume zur Gegenwart.

„Gerade die Macht, gegen welche Luther das deutsche Gewissen aufrief, sehen wir heute aufs festeste in den deutschen Boden verankert. Keinen Schritt können wir vorwärts thun ohne die Rücksicht auf sie. Ja nicht bloß ihre Gewalt, sondern ihr Recht ihm selbst gegenüber erkennt der Staat an — derselben Kirche, in der Luther den Antichrist herrschen sah, und welche ihrerseits die Reformation und alles, was sie schuf, als Abfall und dem Tode geweiht ansehen muß. Und indem sich die Massen von dem Glauben der Väter zu lösen drohen, will Rom fast nur zu vielen als die feste Burg inmitten der allgemeinen

Zersetzung erscheinen" (Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akad. der Wiss. zu Berlin. 1897. S. 706).

Ohne Zweifel ein schrecklicher Anblick, die katholische Kirche als feste Burg inmitten der allgemeinen Zersetzung! Besonders für einen Mann, der die Protestanten einfachhin als die „Wir", somit als das eigentliche Volk betrachtet, die katholische Kirche als fremde und hemmende Macht zu zeichnen wagt, und das in öffentlicher Rede, in öffentlicher Sitzung, in einer Körperschaft, in der man sozusagen auch auf die Katholiken einige Rücksicht zu nehmen hätte, da die Akademie doch wohl nicht nur für die protestantischen Preußen besteht.

Doch unterdrücken wir weitere Erwägungen. Herr Lenz hat, wie gesagt, nicht nur über die Reformation, sondern auch über die Revolution geschrieben, und eröffnet uns auf S. 707 wiederum, was an dieser und an unserem 19. Jahrhundert ihm das Wichtigste scheint. Nach einem Blick auf die ältern Historiker dieses Zeitraums, Sybel und Treitschke, heißt es: „Aber wichtiger noch erscheint es mir, auch in der Geschichte der Revolution wie unseres Jahrhunderts die Analogien zu der Reformation und die Nachwirkungen des damals unausgetragenen Kampfes offen zu legen. Die Stellung Sybels und seines Kreises zu Rom wurzelte doch, so gute Protestanten sie waren, noch in den Anschauungen, welche ihre Jugend, die Epoche unserer Revolution, beherrscht hatten und in Dahlmanns Politik formulirt waren. Sie gipfelten in der Lehre von dem modernen Staat, der seinem Wesen nach entblößt und unabhängig sei von dem Einfluß religiöser Meinungen, und nicht nur das Recht, sondern auch die Macht habe, die Grenze zwischen sich und den Kirchen in seinem Bereich, welche die Doctrin als gleichartig behandelte, zum Segen beider Sphären zu setzen. Möglich war solche Abstraction, die niemals realisirt gewesen ist, nur in einer Zeit, da die Wortführer des Liberalismus die Macht der alten Kirche ganz aus dem Gesicht verloren hatten, da selbst ein Ranke das Papstthum für einflußlos und abgestorben ansehen konnte, und Dahlmann in der Berufung von Reichsständen das Heilmittel für alle religiösen Wirren erblickte. Aber nicht bloß den liberalen Ideen gehört unser Jahrhundert: mindestens zu gleicher Bedeutung hat sich der clericale Geist in ihm erhoben. Zwei Ströme sind es, deren Quellen in der Epoche der Romantik dicht bei einander lagen. Beide entstammen sie der Tiefe des nationalen und des allgemeinen Lebens. Die demokratischen Formen, welche die europäische Gesellschaft seit der französischen Revolution angenommen hat, kamen beiden zu gute, und durch tausend Quellen und Zuflüsse genährt, gruben sie sich immer tiefer in den Boden unseres Volkes ein. So werden sie in das dunkle Jahrhundert hineingehen, an dessen Schwelle wir stehen, und das sie erfüllen werden, wie frühere Epochen von ihnen erfüllt gewesen sind."

Der Secretär der Akademie, dem die angenehme Aufgabe zufiel, auf diese Ausführungen zu antworten, machte dem Redner das Compliment, er habe soeben „einen weiten Ausblick eröffnet", fügte aber vorsichtig bei: „wenn anders ich den Gang Ihrer Darlegung richtig erfaßt habe". Die Klausel ist nicht überflüssig. Denn wohin die hier abgedruckten Sätze zielen, welche Stellung ihnen im Zusammenhang zukommt, ist so durchsichtig nicht. Wir mögen auch keine Zeit mit

weiterer Nachforschung darüber verlieren. Auf protestantischen Versammlungen werden ja Schreckbilder von Roms wachsender Macht als Gefahr fürs deutsche Vaterland genug entworfen, ganz im Stil des Herrn Lenz. Ein Zeichen der Zeit aber ist es, wenn selbst bis in die hohen Regionen der wissenschaftlichen Versammlungen die Angst vor Rom sich geltend macht. Es muß also doch etwas daran sein, daß trotz aller Zurücksetzung, trotz aller grimmigen Befeindung in wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Werken, trotz aller Verhöhnung und Verleumdung in der Tagespresse die katholische Kirche sich hebt und stärkt, und daß die Zeiten vorüber sind, in denen die Weisheit der Gelehrten und Staatsmänner sie mißachtete.

Für die Beurtheilung des Herrn Lenz als Geschichtschreiber ist seine Rede ebenfalls nicht ohne Werth. Zu Beginn derselben erklärt er, seinen Lehrern Sybel und Treitschke habe die historische Objectivität gefehlt. „Sybel und Treitschke waren die letzten und wohl auch die größten Vertreter jener mit Dahlmann beginnenden Gruppe von Historikern, deren ganzes Schaffen gestellt war in den unmittelbaren Dienst politischer Arbeit, der Ideen, welche damals das Leben der Nation erfüllten und in ihrer Einigung, in der Schöpfung des neuen Reiches gipfelten. Wir Jüngern haben daran nicht mehr mitgearbeitet. . . . Mit kältern Blicken, unbefangener und von einem universalern Standpunkte aus konnten wir nach dem Siege (von 1870) auf die Epochen unserer Geschichte zurückblicken, in denen unsere Lehrer immer nur nach der Mission Preußens ausgeschaut und alle seine Gegner verfolgt hatten. So näherten wir uns wieder den Grundsätzen der Objectivität, welche Ranke in allen Kämpfen der Gegenwart behauptet hatte . . ."

Wenn manchem Leser der Lenzschen Rede der Gedanke kommt, wenigstens gegenüber der katholischen Kirche möchte es mit der „Objectivität" des Herrn Lenz nicht weit her sein, so möchte der Redner wohl selbst die Schuld daran tragen.

Mönche als Feuerwehr. Der Vervollkommnung der Lösch- und Rettungsapparate, dann vor allem der guten Organisation und dem raschen Eingreifen der Feuerwehr haben wir es in unsern Tagen zu verdanken, wenn so mancher große Brandschaden glücklich verhütet wird. Aeltere Stadtbewohner werden sich aber wohl gut jener Zeit erinnern, da noch kein stehendes Heer martialischer Männer jeden Augenblick bei Tage und bei Nacht bereit stand, um mit Axt und Beil und Wasserstrahl gegen die verheerende Feuersbraut auszuziehen. Wohl wurden auch in früherer Zeit schon gewisse Personen oder Körperschaften im Falle einer Feuersnoth zur Hilfeleistung herangezogen; aber gewöhnlich blieb doch noch der freiwilligen Nächstenliebe Spielraum genug zur Bethätigung übrig. Kein Wunder darum, daß auch jene mit Eifer auf der Brandstätte erschienen, welche ihrem Berufe gemäß das Banner wahrer und wirksamer Gottes- und Nächstenliebe allen übrigen Ständen vorantragen sollen.

So legte Ludwig XV. (1715—1774) den Namen der „ersten Feuerwehrmänner seiner Stadt Paris" den Mitgliedern der Pariser Mönchsorden bei. (Vgl. das jüngst erschienene Werk E. d'Alençons: Les premiers pompiers de

Paris, und Revue catholique des revues françaises et étrangères, 1897, Nr. 46, p. 838 ss.)

Den Cordeliers (Name der Franziskaner), den Jakobinern (wie man familiär die Dominikaner nach ihrem Kloster in der Rue St-Jacques zu Paris nannte), den Augustinern und Karmelitern machten besondere Vorschriften ihrer Institute es zur Pflicht, bei Ausbruch einer Feuersbrunst mit Hacken, Leitern und Eimern auf der Brandstätte zu erscheinen. Wann auch immer die Sturmglocke ertönte, war die Pariser Bürgerschaft Zeuge, wie von den Höhen der Faubourgs St-Jacques und St-Hilaire die Dominikaner und die Augustiner herabeilten, denen gleich darauf die Karmeliter und Franziskaner folgten. Jeder Ordensmann trug am Gürtel, der das wollene Gewand umschloß, eine Hacke und auf seinem Rücken einen aus Weiden geflochtenen und mit Leder überzogenen Eimer. Einige schleppten die Leitern und die schwerfälligen Rettungsapparate der damaligen Zeit. An Ort und Stelle theilte der Hauptmann der Scharwache (patrouillirende Nachtwache) die Posten aus, und die Mönche übernahmen nicht gerade die ungefährlichsten Plätze.

Bei Gelegenheit der beiden Feuersbrünste, welche im Hôtel de Dieu ausbrachen, stürzten sich die Mönche, nur dem Drange ihres Muthes und ihrer opferwilligen Liebe folgend, mitten in die Flammen, um die Kranken und die Schwachen zu retten. Ein anderes Mal, als Feuer den Justizpalast ergriffen hatte, machten sie mit nicht weniger Muth werthvolle Gegenstände und Urkunden den Gluthen streitig; und doch waren diese wackern Feuerwehrmänner keine geübten Turner; auch schirmte kein Helm von Metall und Leder ihre geschorenen Häupter, und ihren Füßen boten die offenen Sandalen wenig Sicherheit gegen Brandwunden.

Nur ein Verlangen beseelte die „ersten Feuerwehrmänner von Paris“, nämlich dem allgemeinen Wohle zu dienen. Lob und Ehre waren nicht ihr Ziel. Nie brüsteten sich „diese Männer des Feuers und der Pest“, wie sie Frankreichs Regent, der Herzog von Orleans, nannte, mit ihren Verdiensten; kaum werden die Anstrengungen und erfolgreichen Leistungen der Mönche bei großen Feuersbrünsten in den Ordenschroniken erwähnt. Zudem liest man nirgendwo, daß man die Mönche etwa wie die Mitglieder gewisser Zünfte, wie die Maurer, Dachdecker, Zimmerleute, zum Löschdienste commandirt hätte; aus eigenem Antriebe eilten sie jederzeit an den Ort der Gefahr und bildeten so eine freiwillige Feuerwehr, die ihren Sold weniger von der Dankbarkeit der Menschen hienieden, als von einem jedes, auch das geringste Werk der Barmherzigkeit vergeltenden Gott im Jenseits erwartete. Doch zollten auch die Zeitgenossen den Ordensleuten ihre Anerkennung. So finden wir beispielsweise ein ehrenvolles Zeugniß für die charitative Thätigkeit der Kapuziner in einem Briefe der Madame de Sévigné an ihre Tochter.

„Ich thue Dir zu wissen,“ so schreibt diese geistreiche Frau, „daß ich vorgestern abend nach meiner Rückkunft von Monsieur de Coulanges daran dachte, mich zur Ruhe zu begeben. Das ist nun freilich nichts Außergewöhnliches; aber viel außergewöhnlicher war es, daß ich um 3 Uhr nach Mitternacht ‚Feuer‘

rufen hörte, und zwar erscholl der Ruf so nahe und so oft, daß ich nicht mehr daran zweifelte, es sei hier Feuer ausgebrochen. Ich sah Guitauts Haus ganz in Flammen stehen, und unsere Hofräume waren so hell erleuchtet, daß es einem Entsetzen einflößte. Verwirrung herrschte, man vernahm Geschrei und ein fürchterliches Geräusch von niederfallenden Balken. Wir waren in Bestürzung; so heftig loderte das Feuer, daß man nicht zu nahen wagte. Jedoch arbeiteten Kapuziner mit viel Geschick und nicht minder großer Nächstenliebe so wacker, daß sie Meister über das Feuer wurden. Man spritzte Wasser auf die noch brennenden Ueberreste, und der Kampf nahm ein Ende aus Mangel an Kämpfern, d. h. nachdem das Vorgemach des ersten und zweiten Stockwerkes vollständig zerstört war."

Im Juni des Jahres 1618 ergriff Feuer die mit Wohnhäusern bestandenen Seinebrücken. Den Brand stiftete eine Rakete, welche auf ein mit Heu beladenes Schiff niedergefallen war. Von dem auflodernden Schiffe sprang die Flamme noch auf sechs andere Schiffe über. Ordensleute und Schiffer beschworen endlich die Gefahr; doch war der angerichtete Schaden immerhin recht beträchtlich. Beim Brande des Pont-au-Change fanden 14 Mönche in den Flammen ihren Tod, und 34 trugen mehr oder weniger schwere Verwundungen davon. Ein ganzer Band würde nicht genügen, um alle Züge des Muthes und der Selbstverläugnung zu fassen, welche diese anspruchslosen Retter bei den häufigen, verheerenden Brandunfällen in der Hauptstadt offenbarten.

Paris war übrigens keineswegs die einzige Stadt in Frankreich, in welcher Mönche eine treffliche Feuerwehr stellten. Noch ein Jahrhundert nach Verschwinden der Mönche aus Rouen gibt es in jener Gegend der Normandie eine Redeweise, welche das Andenken an ihre rasche und bereitwillige Hilfeleistung im Volksmund erhalten hat: Vouloir arriver avant les capucins („Vor den Kapuzinern ankommen wollen"), bedeutet soviel als etwas Gewagtes und Schwieriges unternehmen. Die Mönche von Rouen hatten in der Mitte ihres Klostergartens einen Hügel angelegt, von dem sie den Schein ausgebrochenen Feuers wahrnehmen konnten. Unverzüglich wurde jedesmal das Alarmsignal gegeben; eine lebhafte Bewegung entstand alsdann innerhalb der sonst so friedlichen Klostermauern, und alles rüstete sich zum Auszug.

Der Sturm der Revolution hat unterdessen mit einer Menge altherkömmlicher Einrichtungen aufgeräumt. Dem „Pompier" in der wollenen Kutte, mit Hacke und Rosenkranz am Gürtel ist ein Feuerwehrmann von kriegerischem Aussehen mit Schutzhelm und Lederstiefeln gefolgt. Die Mönche sind nicht mehr „die Männer des Feuers", aber noch lebt in ihnen der gleiche Geist, und sollte auch in unsern Tagen wieder einmal eine öffentliche Noth, etwa eine ansteckende Krankheit, an ihren Opfermuth appelliren, so fänden wir sie auch heute noch wie ehedem bereit, Gesundheit und Leben für das Wohl ihrer Mitmenschen in die Schanze zu schlagen.

Die Entstehung der Evangelien nach Professor A. Harnack.

Nach den Evangelien ist das ganze Leben Christi von seiner jungfräulichen Empfängniß bis zu seiner Auferstehung und Himmelfahrt eine Kette von Wundern, welche mittelbar oder unmittelbar die Göttlichkeit seines Lebens und Werkes verbürgen.

Wer es also unternimmt, Christi Gottheit zu läugnen, ihn zu einem bloßen Menschen herabzusetzen, das Christenthum als ein Werk rein natürlicher Kräfte und Verhältnisse zu erklären, hat natürlich vor allem mit den Evangelien sich auseinanderzusetzen. Drei Wege sind in dieser Hinsicht bisher von dem Unglauben versucht worden. Zunächst unternahm es Reimarus, die Verfasser der Evangelien einfach als Lügner und Betrüger zu bezeichnen. Allein dieser Weg, die Schwierigkeit zu umgehen, erwies sich bald als unmöglich. Wenn sogar Schriftstücke, welche so sehr den Stempel der Glaubwürdigkeit tragen wie die Evangelien, nur Lügenwerke sind, worauf soll man sich dann noch verlassen können? Und abgesehen davon ist es gar zu absurd, das Christenthum, die großartigste und reinste Erscheinung der ganzen Geschichte, als Schöpfung der Lüge zu bezeichnen. So griff denn H. E. G. Paulus zu der Auskunft, es sei gar nicht wahr, daß wirklich die Evangelisten hätten Wunder erzählt oder erzählen wollen. Allein dieser Erklärungsversuch ist geradezu lächerlich. Daß Wunder in den Evangelien erzählt werden und erzählt werden sollen, ist ja einfach evident. So scheint also für den Unglauben nur noch eine Auskunft übrig zu bleiben, der Weg nämlich, den vorzüglich D. F. Strauß betreten hat: man betrachtet die Erzählungen des Evangeliums als Schöpfungen der „absichtslos dichtenden Sage“. Wie Liebe und Dankbarkeit das Bild anderer großer Männer mit einem reichen Kranz von Sagen umflochten hat, so nimmt man dasselbe bei Christus an und betrachtet als solche Sagen nicht erst die Erzählungen in allerhand spätern apokryphen Legendenwerken, sondern schon die Berichte der Evangelien selbst. Eine bedeutende

Schwierigkeit hat freilich diese Erklärung in der unläugbaren Thatsache, daß Sagen der bezeichneten Art längere Zeit zu ihrer Bildung bedürfen. Die kritische Tübinger Schule F. Baurs legte deshalb einen möglichst langen Zeitraum zwischen den Tod Christi und unsere Evangelien, die erst aus der Bearbeitung längst verlorener Urschriften entstanden seien. In neuerer Zeit aber hat man auch diese Behauptungen Baurs aufgeben müssen; man erkennt jetzt an, daß die Evangelien, wie sie uns vorliegen, im großen und ganzen schon im ersten Jahrhundert sich vorfanden. Alle Mittel einer natürlichen Erklärung des Lebens Christi scheinen also erschöpft. Man gibt zu, daß die Evangelisten ungefähr Zeitgenossen der von ihnen erzählten Ereignisse sind. Die Evangelien als Lüge und Betrug zu erklären, verbietet heutzutage ein gewisses Anstandsgefühl. Trotzdem aber mag man den übernatürlichen Ursprung des Christenthums nicht annehmen, und somit steht die „Wissenschaft" vor einem gewaltigen Problem in gewaltiger Verlegenheit.

In jüngster Zeit ist von neuem die Aufmerksamkeit auf diese Dinge gelenkt worden namentlich durch die Aufstellungen von Professor Harnack, in welchen er die Bücher des Neuen Testamentes mit wenigen Ausnahmen wiederum als echt anerkennt und somit den Zusammenbruch der Schule Baurs offen darlegt. Die Zugeständnisse des Berliner Professors sind bereits vielfach besprochen worden [1]. Nicht weniger interessant möchte eine kurze Darstellung dessen sein, was Prof. Harnack zur Lösung des oben gezeichneten Problems, der Entstehung der Evangelien, beizubringen weiß. Der genannte Gelehrte gilt als der hervorragendste protestantische Forscher liberaler Richtung, er verfügt in positiven Dingen über ein ausgebreitetes Wissen und eine gewandte Combinationsgabe. Was er uns über die erwähnte Frage zu sagen hat, dürfen wir als Inbegriff der ganzen Forschungsarbeit der liberalen Richtung ansehen.

Doch vor allem müssen wir Prof. Harnacks Ansichten über die Evangelien im Zusammenhang kennen lernen. Sie lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen: 1. Die drei ersten canonischen Evangelien gehören dem 1. Jahrhundert an, Marcus ist verfaßt ca. 65—70, Matthäus 70—75, Lucas ca. 78—93. Das Johannesevangelium gehört der Zeit zwischen 80 und 110 an. 2. Ungefähr ebenso alt sind das Hebräer- und das Aegypterevangelium, von denen wir nur Fragmente besitzen. 3. Keines der vier

[1] Vgl. auch diese Zeitschrift Bd. LIII, S. 449 ff.

canonischen Evangelien rührt von einem Apostel, also einem unmittelbaren Augenzeugen, her. Ueber den Verfasser des Matthäusevangeliums wissen wir nichts, das Johannesevangelium ist dem Presbyter Johannes, nicht dem Apostel zuzuschreiben. 4. Die canonischen Evangelien, wie sie uns jetzt vorliegen, enthalten manche unechte, spätere Zusätze. 5. Als inspirirtes Wort Gottes betrachtete man in den ersten Zeiten unsere Evangelien nicht; erst um das Jahr 200 wurden sie, mit andern Schriften vereint, als Neues Testament dem Alten als gleichwerthig an die Seite gesetzt.

Was nun die letzte dieser Thesen betrifft, so kann sie uns hier gleichgiltig sein. Dem Unglauben gegenüber kommen die Evangelien nur als glaubwürdige geschichtliche Berichte, nicht als inspirirtes Wort Gottes in Betracht. Daß sie Quelle der Offenbarung und unfehlbares Wort Gottes sind, läßt sich nicht anders nachweisen als durch die Autorität der Kirche, durch die dogmatische Tradition. Somit kann man sie im Kampf mit dem Unglauben, in der Wissenschaft der Apologetik, als inspirirte Bücher nicht betrachten und benutzen, da der Nachweis des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes in die Apologetik nur als Zielpunkt und Abschluß des ganzen hineingehört, und aus dem gleichen Grunde bedarf man ihrer dort als inspirirter Bücher noch nicht. Daraus folgt, daß die katholische Wissenschaft an dem ganzen im protestantischen Lager mit so viel Heftigkeit geführten Kampf um den Canon des Neuen Testamentes so viel Interesse nicht hat. Nur eines muß sie nachweisen, daß nämlich der Unglaube die bezüglichen katholischen Glaubenslehren nicht als unwahr aufzeigen kann, und dieser Nachweis ist nicht schwer zu führen. Ob dagegen mit voller Sicherheit etwa schon beim hl. Justin und Theophilus von Antiochien der vollständige Canon nachzuweisen ist, ob das Verzeichniß der inspirirten Schriften in verschiedenen Kirchenprovinzen noch längere Zeit Schwankungen aufwies, sind Fragen, die in der Controverse mit dem Unglauben nicht in Betracht kommen. Ihm gegenüber hat die katholische Wissenschaft nur eine Aufgabe, nämlich Christus als den Gesandten Gottes, die Kirche als die von ihm bestellte Lehrerin der Völker nachzuweisen; gegen alle Aufstellungen in betreff der Evangelien, welche diesen Nachweis nicht berühren, kann der Apologet als solcher sich gleichgiltig verhalten.

Aus diesem Grunde braucht uns auch die zweite der oben verzeichneten Thesen nicht anzufechten. Daß es noch vor unsern Evangelien oder mindestens vor dem Lucasevangelium „viele“ andere Aufzeichnungen über das Leben Jesu gab, bezeugt uns der hl. Lucas in den Einleitungsworten

seines Evangeliums. Ob unter diesen das Hebräer- und das Aegypterevangelium waren, ob diese längere oder kürzere Zeit noch im Gebrauch blieben, verschlägt nichts für die Glaubwürdigkeit unserer Evangelien.

Wichtiger ist Harnacks Behauptung, keine der kirchlichen Evangelienschriften rühre von einem Apostel her; denn wir hätten dann nicht mehr den Bericht von Augenzeugen über das Leben Jesu, und man sieht leicht, daß für den Unglauben diese Sachlage sich verwerthen ließe. Sehen wir uns also die Gründe für diese Behauptung an. In den ältesten Zeiten war nach Prof. Harnack das Evangelium noch „durch seinen Inhalt autorisirt und bedurfte keiner apostolischen Empfehlung und keines historischen Schutzes" [1], und so war denn auch das Matthäusevangelium ohne Verfassernamen. Wie ist es also zum Namen des hl. Matthäus gekommen? Nun, die Zeiten änderten sich; allmählich machte sich das Bedürfniß geltend, Evangelien zu besitzen, welche durch einen Apostelnamen autorisirt waren, und die damaligen Christen waren dann rasch bei der Hand, diesem Bedürfniß abzuhelfen. Sie schrieben einfach über das erste Evangelium „Evangelium nach Matthäus" [2], die Sache war damit entschieden, und alle Welt war bald überzeugt, wirklich das Buch eines Apostels zu besitzen. In Aegypten z. B. hätte man nach Harnack ursprünglich sich eines andern Evangeliums im kirchlichen Gebrauch bedient. Allmählich aber wurde die Concurrenz von andern Schriften, welche den Namen von Aposteln an der Stirn trugen, ihm tödtlich. Denn „was konnte am Ende des 2. Jahrhunderts eine Evangelienschrift der Kirche werth sein, die lediglich den Titel ‚Aegypterevangelium' trug?" [3] Man braucht kaum darauf aufmerksam zu machen, wie unwahrscheinlich eine solche Argumentation ist. Also in Aegypten soll man seit Jahrzehnten an ein Evangelium gewöhnt gewesen sein, man hätte danach unterrichtet und wäre danach unterrichtet worden. Nun kommen unsere vier Evangelien, von denen mindestens zwei einen gefälschten Titel tragen, und ohne lange zu untersuchen, gibt man das Altgewohnte für das Neue preis, obschon doch bei ein wenig Erkundigung die noch ganz junge Fälschung leicht zu entdecken sein mußte! Welche Stumpfheit und Sorglosigkeit traut man damit jenen Bischöfen und Gelehrten der ältern Zeit zu, die doch durch die That bewiesen, daß die religiöse Wahrheit ihnen mehr galt als ihr Leben! Daß in Aegypten

---

[1] Die Chronologie der altchristlichen Literatur bei Eusebius I, 622.

[2] A. a. O. S. 682. [3] A. a. O. S. 622.

ursprünglich ein anderes Evangelium gebräuchlich war, wird durch ein Verfahren dargethan, das man geistreich nennen könnte, wenn es sich um gleichgiltige Punkte aus der Königsgeschichte von Aegypten oder Babylon handelte. Allein in einer Sache, wie der vorliegenden, verlangt man etwas mehr als einen Beweis, der sich fast nur auf den Titel „Aegypter-evangelium" stützt und in einer Schlußkette von sechs Sätzen verläuft, von denen fünf durch Ausdrücke wie „schwerlich", „wahrscheinlich", „wir dürfen annehmen", „man hätte unmöglich" gekennzeichnet sind, worauf der Schlußsatz folgt: „Ich vermag nicht einzusehen, wie man dieser Schlußkette ausweichen kann." [1] Zudem haben wir für den apostolischen Ursprung unserer Evangelien z. B. ums Jahr 150 das Zeugniß des hl. Justin. Er nennt die Evangelienschriften zwar nicht mit Namen, benutzt sie aber, was wenigstens betreffs der drei ersten unserer Evangelien von keinem beachtenswerthen Gelehrten bezweifelt wird, in ausgiebiger Weise und sagt, sie stammten von Aposteln und Apostelschülern her. Welches Recht hat man, in dieser Beziehung ihn eines Irrthums zu zeihen? Zu seiner Zeit mußten noch viele leben, welche das Buch des hl. Matthäus ohne Ueberschrift gekannt hätten; denn die Fälschung desselben fällt nach Harnack „in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts" [2]. Und endlich welches Recht hat man, ohne Beweis der Kirche des beginnenden 2. Jahrhunderts eine Fälschung aufzubürden?

Wir halten uns nicht länger bei diesen Dingen auf; denn von durchschlagender Bedeutung für die Glaubwürdigkeit unserer Evangelien ist es schließlich nicht, ob ein Apostel oder ein Apostelschüler sie verfaßt hat. Zur Zeit der Apostelschüler hatte man noch Mittel genug, die Lebensumstände und Lehren des Erlösers genau festzustellen. Die allgemeine Billigung, welche unsere Evangelien schon zur Zeit der Apostelschüler in der Kirche fanden, und welche namentlich in der Thatsache sich ausspricht, daß sie alle andern ähnlichen Schriften verdrängten, ist Bürgschaft genug für ihre Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit in geschichtlicher Beziehung.

Demnach kommt also die Hauptbedeutung unter den Harnackschen Aufstellungen der vierten These zu, in welcher einem großen Theil der Evangelien die Glaubwürdigkeit bestritten wird. Wir haben hier darzulegen, welches die von Prof. Harnack verworfenen Stellen der Evangelien sind, und wie die Erdichtung derselben nach seiner Ansicht vor sich ging.

---

[1] A. a. O. S. 613. [2] A. a. O. S. 682.

Besonderer Behandlung behalten wir den Hauptgrund vor, aus welchem Prof. Harnack so viele Stellen der Evangelien verwirft, seine Ansicht von der Ungeschichtlichkeit des Wunders.

Zunächst nämlich werden als ungeschichtlich von dem Berliner Gelehrten betrachtet alle Theile der Evangelien, welche Wunder oder Weissagungen enthalten. Damit sind schon umfangreiche Stücke der evangelischen Erzählung als geschichtlich werthlos ausgeschieden. Es fällt hinweg die Jugendgeschichte Christi, dann namentlich die ganze Geschichte seiner Auferstehung; in dem öffentlichen Leben des Erlösers aber verlieren alle Heilungswunder ihre geschichtliche Bedeutung. Auch aus den Reden Christi wird ein nicht geringer Theil von der kritischen Schere entfernt, z. B. die Prophezeiungen des Heilandes über sein Leiden und Jerusalems Fall. Das Evangelium ist nach Ausmerzung der Wunder schon recht verdünnt und beschnitten; aber auch von dem Rest muß noch ein Theil beseitigt werden. Dieses Schicksal trifft z. B. alle die Stellen, in welchen Christus der Herr von seiner Kirche spricht und eine obrigkeitliche Gewalt in derselben einsetzt, also z. B. die Worte Matth. 16, 18, wo Petrus zum Felsen der Kirche bestellt wird, Matth. 18, 18 über die Binde- und Lösegewalt der Apostel, Matth. 28, 19, wo Christus eine ausgedehnte Lehrgewalt den Aposteln überträgt, die Taufe einsetzt und aufs klarste das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit offenbart. All diese Stellen verwirft Prof. Harnack. Von dem Texte Matth. 28, 19 erklärt er kurzab, er sei „kein Herrnwort", von den Stellen Matth. 16, 18; 18, 17 mit gleicher Kürze, sie „gehören erst dem 2. Jahrhundert an" [1].

Und wie sind diese geschichtlich werthlosen Stellen entstanden in einer Zeit, da man noch ganz gut die geschichtliche Wahrheit über Christus wissen konnte?

Zunächst müssen wir nun hier bemerken, daß Prof. Harnack diese Stellen zwar als Dichtungen erklärt, aber, soviel wir wissen, sie kaum je aus bewußter Lüge herleitet. Ja er scheint diese Erklärung geradezu förmlich auszuschließen. Denn wenn er Th. Zahns Dilemma, die altkatholischen Väter seien entweder vollkommen glaubwürdig oder schamlose Lügner, als unvollständig zurückweist, wenn er entrüstet fragt: „Wer wird den Irenäus der schamlosen Lüge zeihen wollen?", wenn er weiter sagt:

---

[1] A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte I (2. Aufl. Berlin 1888) 68. 69.

„Cyprian war kein Lügner; Athanasius, Augustin und die Väter der ersten Concilien waren ebenfalls keine schamlosen Lügner" [1], so wird er auch in den Zeitgenossen der Apostel keine Lügner sehen wollen. Wie also erklärt er es, daß die ersten Christen ohne Lüge dennoch so viel Unwahres producirten? Er zieht zu diesem Zweck heran, was er den Enthusiasmus der ersten Christen nennt. Es ist daran zu erinnern, sagt er z. B., „daß die ältesten Gemeinden enthusiastisch waren und dazu noch Propheten und ekstatische Personen in ihrer Mitte hatten. Unter solchen Bedingungen werden stets in der Geschichte Thatsachen geradezu producirt" [2]. Erst gegen das Jahr 200 wurde nach ihm „dem Zustand ein Ende gemacht, daß ein beliebiger Christ, vom Geiste inspirirt, maßgebende Aufschlüsse und Anordnungen geben und daß seine Phantasie die Geschichte der Vergangenheit in glaubwürdiger Weise bereichern, die Ereignisse der Zukunft in ebenso glaubwürdiger Weise voraussagen konnte" [3]. So stark war nach Harnack das überspannte Wesen der ältesten Christen, daß er es merkwürdig findet, wenn sie nicht schon in den ältesten Zeiten die Bande der Familie und Gemeinde abwarfen und fern von allen andern Menschen eigene Gemeinden gründeten. Denn „der religiöse Enthusiasmus hat, wo er kräftig war, zu allen Zeiten gefühlt, daß nichts seine Wirksamkeit stärker hemmt als die Familie und der heimatliche Verband" [4].

Also in den ersten christlichen Gemeinden, unter den Augen der Apostel gab es Schwärmer, die gelegentlich außer sich geriethen und über das Leben Christi zu phantasiren begannen. Diese Phantasien waren inhaltlich völlig willkürlich und falsch, wurden von ihnen selbst für Eingebungen des Geistes, also für göttliche Eingebungen erachtet, und die Gemeinde der Gläubigen war thöricht genug, ohne alle Gewähr diese Phantasien für wirkliche Offenbarungen über die Geschichte Jesu anzunehmen. Was muß man nicht alles aus dem Christenthum machen, wenn man es nicht als übernatürlich annehmen will! Die Evangelien, diese einfachen ruhigen Darstellungen, zum großen Theil Producte von Schwärmern, die ersten Christen halb unzurechnungsfähige Enthusiasten! Doch gehen wir weiter.

Die Frage liegt nahe, wie diese urchristlichen Enthusiasten dazu kamen, gerade die uns vorliegenden Erzählungen des Evangeliums zu erfinden, welcher Zweck sie dabei leitete. Auch darauf hat Prof. Harnack eine Ant-

[1] Das Neue Testament um das Jahr 200 (Freiburg 1889) S. 18.
[2] Lehrbuch der Dogmengeschichte I, 92. [3] A. a. O. S. 317.
[4] A. a. O. S. 355.

wort. „Es ist in der Mehrzahl der Fälle schlechterdings unmöglich, nachträglich die Veranlassungen zu solchen Productionen nachzuweisen, weil dieselben an kein dem Verstande zugängliches Gesetz der Bildung gebunden sind. Es ist daher unstatthaft, die Thatsächlichkeit eines geglaubten und berichteten Factums für erwiesen zu nehmen, wenn das Motiv und Interesse, welches zur Annahme desselben geführt hat, heute nicht mehr ermittelt werden kann.“ [1] In vielen Fällen sei aber allerdings die Absicht der Erfindung noch aufzufinden. Es fügte sich, daß die Verhältnisse den ersten Gemeinden „als vornehmste Pflicht den Nachweis aufnöthigten, daß Jesus wirklich der verheißene Messias gewesen sei“. „Der Nachweis, daß das ganze Alte Testament auf ihn abziele, und daß seine Person, seine Thaten und sein Geschick die wirkliche und pünktliche Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen seien, war das vornehmste Interesse der Gläubigen, sofern sie überhaupt rückwärts blickten.“ Bei diesem Nachweis nun übte die herkömmliche jüdische Erklärungsweise der Heiligen Schrift „ihren Einfluß sowohl auf die Auslegung des Alten Testaments als auf die Vorstellungen von der Person, dem Geschick und den Thaten Jesu. Sie gab unter dem Eindruck der Geschichte Jesu vielen alttestamentlichen Stellen einen ihnen fremden Sinn und bereicherte andererseits das Leben Jesu mit neuen Thatsachen, zugleich das Interesse auf Einzelheiten lenkend, welche häufig unwirklich, selten hervorragend wichtig gewesen sind“ [2]. Mit andern Worten: man fand im Alten Testament, daß der Messias durch diese und jene Lebensumstände ausgezeichnet sein müsse. Da man diese Umstände im Leben Jesu nicht fand, ihn doch als Messias betrachtete und für diesen Glauben gern Hab und Gut hingab und Verfolgung erduldete, so dichtete man unter den Augen der grimmigen, lauernden Verfolger diese Züge in sein Leben hinein und bewies dann den Verfolgern gegenüber aus diesen Zügen, daß Jesus der verheißene Messias sei. Noch einmal, zu welchen Ausflüchten muß man seine Zuflucht nehmen, wenn man den übernatürlichen Ursprung des Christenthums nicht annehmen will! Nicht einmal dem Verstand unzugängliche Gesetze dürfen dann verschmäht werden, wenn nicht gar oben in den bezüglichen Worten eine Sagenbildung ohne alles Gesetz behauptet werden soll. Das eine ist jedenfalls so widerspruchsvoll als das andere. Man sollte denken, ehe man zu solchen Erklärungen

[1] Lehrbuch der Dogmengeschichte I, 92.
[2] A. a. O. S. 71. 87.

griffe, wäre es vorzuziehen, zu der alten übernatürlichen Erklärung zurückzukehren [1].

Doch wir wollen nicht mit einigen hingeworfenen Bemerkungen uns begnügen, sondern die vorgelegten Schwierigkeiten ruhig prüfen.

Auf keinen Fall kann man den ganzen Weissagungsbeweis für das Christenthum dadurch zu Fall bringen, daß man alles, was die Propheten als Kennzeichen des Messias angaben, nachträglich auf Christi Leben übertragen sein läßt. In welcher Weise in der Apostelzeit der Weissagungsbeweis geführt wurde, sieht man aus den Evangelien, die ja die aufgeschriebenen Vorträge der Apostel sind. Welche Thatsachen werden nun hier als vorhergekündet und in Christus erfüllt bezeichnet? Es sind die Abstammung von David, die Vorbereitung auf den Messias durch Johannes den Täufer, es sind die Wunder Christi, die Verwerfung des ungläubigen jüdischen Volkes und die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden; es sind namentlich, wie immer wieder hervorgehoben wird, Christi Leiden, gewaltsamer Tod und Auferstehung. „Ich habe euch überliefert, daß Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift, und daß er begraben wurde, und daß er auferstand am dritten Tage nach der Schrift." „So ist es geschrieben, und so mußte Christus leiden und von den Todten auferstehen am dritten Tag, und in seinem Namen muß Buße und Vergebung der Sünden bei allen Völkern verkündet werden angefangen von Jerusalem." [2]

Aus der Natur aber dieser Thatsachen ergibt es sich, daß man sie nicht nachträglich in Christi Leben hineindichten und mit dieser Dichtung die Welt zum Glauben an Jesus von Nazareth bringen konnte. Die Verwerfung der Juden und die Bekehrung der Heiden sind Dinge, an welchen niemand zweifelt. Christi Wunder und Leidensumstände konnte man vor denjenigen nicht erfinden, welche Zeugen von alledem gewesen waren, Christi Auferstehung hat ihren unverrückbaren Halt an der Thatsache, daß

[1] Die alttestamentlichen Apokryphen zieht Professor Harnack heran, um einiges in den eschatologischen Reden des Heilandes und den Glauben an die Gottheit Christi zu erklären. Da wir es im folgenden mit den Umständen des menschlichen Lebens Jesu, wie sie in den Evangelien vorliegen, zu thun haben, so gehen wir auf die Verwendung der genannten Apokryphen nicht ein.

[2] 1 Kor. 15, 3 f. Luc. 24, 46. Christus beruft sich auf seine Wunder als vorherverkündet Luc. 7, 22 ff., auf die Voraussagung seines Leidens ebd. 18, 31; 22, 37; 24, 27. 46, auf die Weissagung von der Verwerfung der Juden ebd. 20, 17; 21, 22.

die Apostel von ihrer Wirklichkeit überzeugt waren, und das ganze Christenthum auf ihrer Wahrheit ruht. So folgt also, daß wenigstens die großen Thatsachen des Lebens Christi und gerade diejenigen, deren man sich vor allem im Weissagungsbeweis bediente, nicht auf Grund der Prophezeiungen erfunden sind, und es kann sich nur mehr fragen, ob etwa der eine oder andere Zug im Leben Christi, wie die Flucht nach Aegypten oder die jungfräuliche Empfängniß, in der von Prof. Harnack vorgeschlagenen Weise entstanden sein könne. Indes in dieser Beschränkung hat der ganze Vorschlag keinen Werth mehr. Denn wenn man die großen Thatsachen und Wunder im Leben Christi stehen lassen muß, welchen Sinn hat es dann, an Einzelheiten und weniger Bedeutendem herumzubröckeln, zumal da ja niemand auf einen Einzelzug, der in der Prophetie wie im Leben Christi sich findet, den Beweis für seine messianische Würde aufbaut!

Doch auch für kleinere Züge geben wir Prof. Harnacks Erklärung nicht als möglich zu. Denn es ist wohl klar, daß man die ersten Christen doch wieder zu Lügnern macht, wenn man deren Möglichkeit zugesteht. Wo es sich um den „Nachweis der Erfüllung der Weissagungen, d. h. der Messianität Jesu", handelte, hat man „das Leben Jesu mit neuen Thatsachen" bereichert, und zwar geschah dies „in der ersten Generation seiner Gläubigen", die Jesus Christus noch gesehen und „erlebt" hatte[1]. Allein damals war das wirkliche Leben Jesu noch frisch in der Erinnerung, und man wußte also Wahrheit und Dichtung noch zu beurtheilen. Wenigstens gilt dies von den Kreisen der Apostel und ihrer Schüler und den Leitern der Gemeinden. In den Evangelien aber haben wir den Ausdruck der Ueberzeugungen und Anschauungen zu sehen, welche in eben diesen Kreisen herrschten. Unter den Augen eines Petrus und Paulus, welche Mißbräuche und Auswüchse gewiß nicht schonten, wurden sie niedergeschrieben von Männern, die sich durch ihr Werk selbst als besonnen und urtheilsfähig documentiren, und deren Glaubwürdigkeit noch erhöht wird durch ihre gegenseitige Uebereinstimmung. Letzteres Moment behält seinen Werth auch für den Fall, daß man der sog. Benutzungshypothese zustimmt. Denn mag auch z. B. der hl. Lucas das Matthäus- oder Marcusevangelium benutzt haben, so ist diese Benutzung doch auf keinen Fall ein gedankenloses Abschreiben, sondern der spätere Evangelist tritt eben durch die Wiederholung einer Erzählung dieser mit dem Gewicht seines Ansehens

[1] A. a. O. S. 66. 71.

bei. Unter diesen Umständen hat die Theorie keine Wahrscheinlichkeit für sich, welche aus Prophetien erschlossene Umstände des Lebens Jesu mit geschichtlich überlieferten verwechseln läßt.

Nur kurz brauchen wir darauf hinzuweisen, daß Prof. Harnack es nicht zu erklären vermag, warum denn überhaupt die ältesten Christen so viel auf den Weissagungsbeweis hielten. Daß ihnen wirklich alles darauf ankam, Jesus von Nazareth als den vorherverkündeten Messias zu erweisen, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Sie nannten ja ihren Meister Christus, d. h. Messias, sich selbst Christen, also Anhänger des Verheißenen. Von den Evangelisten ist der hl. Matthäus überall bestrebt, auch die kleinsten Umstände des Lebens Christi als verkündet durch die Propheten darzulegen, der hl. Lucas hebt wenigstens bei den entscheidenden Punkten die Vorherverkündigung hervor. Der Liebesjünger endlich bringt die Formel „das geschah, damit erfüllt werde" zwar seltener; aber indem er Christus als die Quelle des erfrischenden Wassers, als den guten Hirten, als das Licht zeichnet, weist er auf die Propheten zurück, welche den Messias unter diesen Bildern verkündet hatten. Gewiß war es keine Kleinigkeit, vor die leidenschaftlichen Juden mit ihren irdischen Messiashoffnungen hinzutreten und ihnen zu verkünden, der Gekreuzigte sei der Verheißene. Woher nun dieses eiserne Festhalten an den Weissagungen? Nach Prof. Harnack war ja der Weissagungsbeweis für die ältesten Christen doppelt schwer; denn sie mußten nach ihm in vielen Fällen erst gewaltsam die Harmonie zwischen Christi Leben und dem Alten Testament herstellen. Zudem war es nach seiner Ansicht gar nicht die messianische Würde Jesu, welche seine ersten Jünger für den Heiland gewonnen hatte, sondern der überwältigende Eindruck seiner Person und des Lebens, das er mit Gott und vor Gott führte. Und endlich waren die Ueberzeugungen der ältesten Christen wiederum nach Harnack eine fließende Masse, welche je nach den Umständen bald diese bald jene Form annehmen konnte. Wie ist es bei dieser Sachlage zu erklären, daß man auf den Weissagungsbeweis nicht ganz verzichtete, besonders nachdem von den Aposteln die Juden ihrem Schicksal waren überlassen worden und das Christenthum zu den Heiden sich gewandt hatte? Letztern war ja die Messiasidee fremd und das Alte Testament nicht minder. Warum begnügte man sich also nicht, den Heiden von der Person Christi zu erzählen und deren überwältigendem Eindruck alles weitere zu überlassen? Wenn man nicht die Prophezeiungen wie die Messiaswürde Christi als Wahrheit annimmt, wird eine Antwort auf diese Frage unmöglich sein.

Die Erdichtung von evangelischen Erzählungen auf Grund des Alten Testaments hat also Prof. Harnack nicht bewiesen und nicht wahrscheinlich gemacht. Doch nicht nur Dichtung nach Vorlagen, sondern auch ganz freie Erfindung ist nach ihm bei der Entstehung der Evangelien thätig gewesen, die Dichtung nämlich im enthusiastischen ekstatischen Zustand. Diese Aufstellung sucht er annehmbar zu machen zunächst durch den Hinweis auf die Thatsache, daß unter den ersten Christen sich Propheten und ekstatische Personen befanden. Von solchen Leuten aber würden stets in der Geschichte Thatsachen geradezu producirt. Also sei dies auch von den Christen des apostolischen Zeitalters vorauszusetzen. Was ist darauf zu antworten?

Zunächst wird diesen Ausführungen ein Begriff von Ekstase und außerordentlichen Zuständen zu Grunde gelegt, den Prof. Harnack durch nichts rechtfertigt. Es wird als selbstverständlich betrachtet, daß diese Dinge nie echt sein und von Gott ausgehen können. Allein solange es feststeht, daß ein hl. Paulus Visionen hatte und dergleichen Dinge in der korinthischen Christengemeinde billigte, wird man wohl fragen können, wie Prof. Harnack seine Voraussetzung begründen will. Ferner ist es ungerechtfertigt, Leute, die Ekstasen haben, ohne weiteres als Schwärmer zu betrachten, denen ein klares Urtheil nothwendig fehlt. Gerade die Geschichte zeigt, daß große Verstandesklarheit mit derartigen Zuständen sehr wohl sich verträgt. Man braucht nur an die Propheten des Alten Bundes, an einen hl. Cyprian oder die hl. Perpetua aus dem christlichen Alterthum, an die hl. Theresia oder den hl. Ignatius von Loyola aus der Neuzeit sich zu erinnern, um das einzusehen.

Dagegen ist Prof. Harnack im Unrecht, wenn er auf die Geschichte sich beruft, nach deren Ausweis enthusiastische Personen stets Thatsachen producirten. Vielleicht ist da an die verschiedenen Offenbarungen z. B. der hl. Birgitta, Maria Agreda u. s. w. gedacht, welche in Visionen Scenen aus dem Leben Christi zu schauen glaubten, mitunter mit Umständen, die in den Evangelien nicht erwähnt sind. Allein dieser Vergleich wäre in einem entscheidenden Punkte verfehlt. Denn nicht das ist wahrscheinlich zu machen, daß auch im christlichen Alterthum einzelne solche Visionen hatten, sondern es ist zu zeigen, und durch Analogien aus der Geschichte zu zeigen, wie in Visionen Erschautes ohne weiteres bei der ganzen Gemeinde als geschichtliche Wirklichkeit hingenommen und sogar zur Ueberführung von Ungläubigen benutzt wurde. Nun stand aber, wie wir durch den hl. Paulus wissen, auch die Ausübung der übernatürlichen Gaben unter

der Leitung der Apostel. Der hl. Paulus gab Gesetze in dieser Hinsicht, verbot z. B. sämtlichen Frauen das Reden in der Kirche, auch wenn sie noch so sehr als vom Geiste erfüllt sich betrachten mochten, und forderte den Gehorsam gegen diese Gesetze als Kennzeichen der wahren Prophetie[1]. Nicht jede Aeußerung, die im „ekstatischen" Zustand gethan wurde, hatte also vor ihm Geltung. Denn er wußte, daß auch der Satan sich in einen Engel des Lichtes verkleide[2], und hat gesagt, wenn auch ein Engel vom Himmel gewisse Dinge verkünde, solle er verflucht sein[3]. Er hielt also Kritik den vom Geiste Ergriffenen gegenüber für seine Pflicht. Daß er, oder auch Männer wie Clemens von Rom oder Ignatius von Antiochien, Mißbräuche der obenerwähnten Art geduldet, daß eine ganze Gemeinde ohne weiteres alles für unantastbar gehalten hätte, was ein vom Geist Erfüllter sagte, ist eine unbeweisbare Annahme. Gerade weil außerordentliche Zustände in den ersten Christengemeinden häufig waren, mußte man auch Uebung haben, hier das Echte vom Unechten zu unterscheiden.

Zudem ist es durch nichts bewiesen, daß die vom Geist Erfüllten der ersten Zeit gerade Lebensumstände Christi in ihren Ekstasen schauten. Die Analogie späterer Zeiten verschlägt hier nicht. Denn die Visionen der Spätern setzen zunächst einmal das Evangelium schon voraus und lehnen sich an dasselbe an; ferner aber verdanken sie ihren Ursprung gerade dem Verlangen, die Weite der Zeiträume, die uns von Christus trennen, zu überbrücken und zu ersetzen, was den Augenzeugen des Lebens Christi durch unmittelbare Anschauung geboten war, den Spätergeborenen aber entzogen ist. Für die ersten christlichen Gemeinden, unter denen der Eindruck des Lebens Christi noch ein unmittelbarer war, konnte dieses Verlangen in gleicher Weise nicht bestehen.

Der Harnack'sche „Enthusiasmus" kann übrigens schon deshalb nicht zur Erklärung von irgend etwas beitragen, weil er in sich selbst ein Räthsel ist. Er beruht nach dem Berliner Gelehrten natürlich nicht auf der Einwirkung Gottes, sondern auf rein natürlicher Ueberreizung und Ueberspannung. Auf die Predigt der Apostel hin, so müssen wir nach Prof. Harnack annehmen, geriethen viele der Zuhörer in derartige Begeisterung, daß sie außer sich kamen und vor lauter Ueberreizung anfingen zu prophezeien und zu halluciniren. Aber was wird uns nicht mit dieser Annahme zugemuthet! Wenn mit dem Christenthum sich alles so verhält,

[1] 1 Kor. 14, 34. 37. [2] 2 Kor. 11, 14. [3] Gal. 1, 8.

wie man es bisher verstand, wenn die Apostel dem Heiden predigten: der allmächtige Gott hat für dich die menschliche Natur angenommen, hat gelitten und ist gestorben für dich; ohne diesen Christus warst du verloren, durch ihn kannst du für alle Ewigkeit mit unschätzbaren Gütern ausgestattet werden — wenn die Apostel ihre Lehre dazu durch Wunder als Wahrheit erwiesen: so läßt es sich ja wohl begreifen, daß bei solchen Nachrichten der Heide aufs tiefste ergriffen wurde, und auch in Visionen oder Ekstasen kann man nichts Unglaubliches mehr finden, wenn Gott durch außerordentliche Mittel der natürlichen Begeisterung nachhalf. Aber so liegt die Sache ja nach Prof. Harnack nicht. Christus war nach ihm ein bloßer Mensch, mit dessen Wundern die historische Wissenschaft nichts anfangen kann. Er hat nur gewirkt durch die Macht seiner Persönlichkeit, welche auch seine Lehre von der Herrschaft Gottes über die Welt und die Sündenvergebung verbürgte. Er ist dann nach einigen Jahren des Lehrens und Wanderns in die Gewalt seiner Feinde gerathen, schmählich hingerichtet und begraben worden, und seit der Stein seines Grabes sich über ihn deckte, hat niemand mehr ihn gesehen. Denn auferstanden ist er nach Prof. Harnack nicht. Man möchte nun denken, jetzt hätten die Apostel von Christus abgelassen. Aber nein. Jetzt beginnen bei den Jüngern Christi die Visionen. Auf einmal glauben sie ihren Meister wieder mit dem innern Auge ihres Geistes in herrlicher Verklärung zu sehen; sie wissen recht gut, Christus liegt noch in seinem Grab, und es sind innere Visionen, die sie schauen, aber trotzdem haben zu gleicher Zeit alle Apostel und auch einmal 500 Jünger die genannten innern Visionen, und nun ziehen sie hinaus, predigen Christus, thun keine Wunder, und die Welt glaubt ihnen und wird so begeistert, daß alles ebenfalls anfängt, Visionen zu haben. So ist also die Entstehung des Christenthums als eine Art Geisteskrankheit, ein geistiger Veitstanz anzusehen. Eine solche Erklärung verdient diesen Namen nicht.

Daß es auch in der Apostelzeit einige Schwärmer und Ueberspannte gegeben habe, braucht man nicht zu läugnen. Aus den Briefen des heiligen Paulus wissen wir, daß ganze Gemeinden von falschen Vorstellungen und Ansichten zeitweilig in die Irre geführt wurden. Die Galater hatten jüdischen Gebräuchen sich zugeneigt, die Kolosser waren in Gefahr, einem falschen Engelsdienst zu verfallen, in Thessalonich hielt man die Ankunft Christi zum Gericht für so nahe, daß man die Arbeit fürs tägliche Brod schon meinte aufgeben zu können. Irrlehrer regten sich bereits zur Zeit

des hl. Paulus und scheuten sich nicht, Briefe unter dem Namen des Apostels zu fälschen. Wenn es also möglich war, die Zeitgenossen des Apostels durch Phantasien und Irrlehren über den Inhalt des Christenthums zu täuschen, so wird man auch Irrthümer über die Umstände des Lebens Jesu, die Auffassung seiner Person und Reden bei den ersten christlichen Gemeinden nicht von vornherein für ausgeschlossen erachten dürfen. Allein wissen wir aus der Apostelzeit von einzelnen Irrungen in den Gemeinden, so wissen wir auch, daß diesen Irrungen entgegengetreten wurde, und es behauptet ja auch niemand, jeder Handwerker des ersten Jahrhunderts müsse im stande gewesen sein, ein Evangelium zu verfassen, die Thatsachen des Lebens Jesu correct, ohne Beimischung eigener Zuthaten und Phantasien darzustellen. Im Gegentheil, der gläubige Christ ist ja der Ueberzeugung, daß nur durch besondern Beistand Gottes die Evangelisten leisteten, was sie geleistet haben. Der hl. Lucas scheint in der Einleitung seines Evangeliums sich gar nicht allzu günstig über manche seiner Vorgänger auszusprechen, und die Erfahrung zeigt, daß für manche, sonst vielleicht recht begabte Menschen eine rein sachliche Erzählung ohne Beimischung eigener Phantasie fast unmöglich ist. Solche fanden sich ohne Zweifel auch unter den Zeitgenossen der Apostel. Und somit ist es kein Wunder, wenn unter den Fragmenten der falschen Evangelien, von denen übrigens keines mit Sicherheit dem apostolischen Zeitalter zugewiesen werden kann, sich einzelne seltsame Dinge finden. So antwortet Christus in dem sog. Aegypterevangelium auf die Frage, wann das Weltende komme: das werde geschehen, wenn die Zwei Eins, und das Auswendige wie das Inwendige, und das Männliche bei dem Weiblichen weder männlich noch weiblich. In dem Hebräerevangelium lautet ein Satz: Es ergriff mich meine Mutter, der Heilige Geist, an einem meiner Haare und trug mich auf den großen Berg Tabor. Merkwürdige Dinge kann man auch in Fragmenten des Papias († ca. 160—163) lesen, den schon Eusebius deshalb einen beschränkten Kopf nennt. Eine Anzahl von Stellen der genannten Art trägt Prof. Harnack zusammen, um zu beweisen, daß bis zur Schöpfung des neutestamentlichen Canons die Production von evangelischen Thatsachen noch rege gewesen sei. Wir werden gleich einige dieser Stellen näher prüfen. Eigentlich genügt schon eine einfache Antwort. Stammten auch diese Stellen alle aus apostolischer Zeit, was nicht zu erweisen ist, und träten sie auf mit dem Anspruch, auf apostolischer Ueberlieferung zu beruhen, so würden sie eben nur die Schwierigkeit zeigen,

welche der Abfassung der Evangelien im Wege stand, und würden den Werth der von den Evangelisten geleisteten Arbeit nur in um so hellerem Licht erscheinen lassen. Denn man behauptet ja gar nicht, die Evangelien besäßen nur deshalb einen so hohen Grad von Glaubwürdigkeit, weil sie von Zeitgenossen verfaßt seien. Wie schon oben gesagt wurde, verdienen ihre Verfasser alles Vertrauen, einmal weil sie durch die ganze Art ihrer Darstellung sich als Männer zeigen, welche Beruf zu geschichtlicher Darstellung hatten. Aufgewachsen unter phantasiereichen Orientalen, deren Geschmack man am Buch Henoch und an der Esdras-Apokalypse kennen lernt, gehen sie mit Verschmähung aller Ausschmückung und jedes Phantastischen darauf aus, ausschließlich nur das Thatsächliche in ruhigster Einfachheit darzulegen. Sie haben ihre Glaubwürdigkeit, auch wenn wir sie rein nur als Geschichtsquellen betrachten, ferner daher, weil ihre Darstellung von der ganzen damaligen Christenheit getragen ist. Zur Zeit, als die Apostel und Apostelschüler noch lebten und man über die geschichtliche Treue in Darstellungen des Lebens Jesu noch urtheilen konnte, wurden andere Darstellungen beiseite gelegt, so daß sie allein auf die Nachwelt sich vererbten.

Noch ein Wort über die Texte, welche Prof. Harnack zum Beweis der Production von evangelischen Thatsachen in der apostolischen Zeit beibringt. Sollen diese Stellen etwas beweisen, so müssen sie dem Inhalt nach Erdichtetes bieten, aus apostolischer Zeit herstammen und mit dem Anspruch auftreten, aus Ueberlieferung, nicht aus dogmatischer Schlußfolgerung zu stammen. Fehlt einer der vorgelegten Beweisstellen auch nur eine dieser drei Bedingungen, so ist sie ohne Beweiskraft. Nun aber können einige derselben Wahrheit erhalten, z. B. die Behauptung Justins, Christus sei in einer Höhle geboren worden. Andere sind nichts anderes und wollen nichts anderes sein als Schlußfolgerungen aus anderweitig feststehenden Wahrheiten, z. B. die Nachricht bei Hippolyt, Johannes der Täufer sei in die Vorhölle hinabgestiegen und habe dort gepredigt[1]. Denn da es feststeht, daß vor Christi Tod alle Gerechten zunächst in der Vorhölle verweilten, da niemand leicht annehmen wird, die verstorbenen Gerechten hätten nicht untereinander verkehren können, so ergibt sich der Sinn von Hippolyts Nachricht von selbst. Wenn Hermas die Apostel in die Unterwelt hinabsteigen und dort taufen läßt[2], so liegt wiederum Schlußfolgerung aus zwei dogmatischen Voraussetzungen, nicht Ueberlieferung vor. Was das

[1] De antichrist. c. 45 (*Migne*, PP. gr. X, 764). [2] Sim. IX, 16.

Alter der von Prof. Harnack vorgeführten Beweisstellen angeht, so kann mit Sicherheit keine in die apostolische Zeit zurückdatirt werden. Manches davon mag recht wohl auf häretische Fälschung zurückgehen.

Zum Schluß müssen wir gegen die enthusiastische Erdichtung von Evangelienstellen denselben Einwand geltend machen, den wir oben gegen die Erfindung von solchen auf Grund alttestamentlicher Vorlagen hervorhoben. Prof. Harnack macht unseres Erachtens die Urheber der von ihm verworfenen Evangelienstellen zu Enthusiasten, weil er sie nicht zu Betrügern stempeln will. Allein die Verfasser unserer Evangelien können auf solche Weise nicht entlastet werden. Darüber noch einige Worte.

Die Evangelien treten ohne alle Frage mit dem Anspruch auf, Geschichte und nicht Phantasie zu bieten. Der hl. Lucas z. B. betont dies ja mit der ausgesprochensten Absichtlichkeit. Viele, sagt er in der Einleitung seines Evangeliums, hätten sich in der Darstellung des Lebens Jesu versucht, und ihre Quelle sei die Ueberlieferung der Augenzeugen, also nicht die Phantasie von Enthusiasten gewesen. Er versichert dann, selbst eifrige Nachforschungen für seine eigene Darstellung gemacht zu haben, und will sie unternehmen in der Absicht, daß Theophilus von der Wahrheit dessen, was man im Unterricht ihm mitgetheilt, sich versichern könne. Und in seinem ganzen Evangelium hat der hl. Lucas diesen Zweck nicht aus dem Auge verloren. Sehr häufig betont er, es handle sich um Ereignisse, die im vollen Licht des Tages sich vollzogen oder sonst controllirbar seien. Das gilt sogar von der Kindheitsgeschichte, die von der Kritik zumeist angegriffen wird. Zwar gehen die Engelserscheinungen, welche sie berichtet, z. B. die vor Zacharias, ohne Zeugen vor sich; aber der Evangelist macht aufmerksam auf die Seiten des Ereignisses, welche in die Oeffentlichkeit hineinragten und dadurch auch verbürgen, was in der Stille geschah. Die ganze im Tempel anwesende Volksmenge ist Zeuge, daß Zacharias länger, als es sonst der Fall war, im Tempel zögert und daß er stumm ist beim Heraustreten. Die wunderbare Geburt seines Sohnes, die plötzliche Wiederkehr der Sprache sind Dinge, welche „im ganzen Bergland Judäas“ bekannt und zum allgemeinen Gespräch werden [1]. Die Geschichte der Verkündigung spielt sich freilich ganz im Verborgenen ab. Aber sie ist, wie der Evangelist hervorhebt (Luc. 1, 36), ihrem Hauptinhalt nach fast selbstverständlich, nachdem man die Geschichte des Vorläufers kennt.

---

[1] Luc. 1, 21 f. 63. 65—66.

An zwei Stellen der Kindheitsgeschichte gibt er seine Quelle an, indem er sagt, die Mutter Jesu habe alles dieses im Herzen bewahrt[1]. Ihre Glaubwürdigkeit folgt aus der ganzen Würde Jesu und dem Zusammenhang. Sind schon die Eltern des Vorläufers Heilige, wie viel mehr die Mutter des Erlösers selbst keine Lügnerin! Außerdem erinnere man sich an das herrliche Tugendbild, welches in der Verkündigungsgeschichte in so schlichten Worten durch bloße Erzählung von Thatsachen entworfen ist, und welches in der christlichen Welt eine so großartige Verehrung gegen die Jungfrau entzündet hat. Wenn dieser Bericht von der Jungfrau und Mutter selbst ausgegangen ist und Glauben fand in den urchristlichen Kreisen, welche sie noch gekannt hatten, folgt dann nicht, daß sie der höchsten Verehrung unter den Apostelschülern sich erfreute, daß die Greisin einen überwältigenden Eindruck von Heiligkeit machte, der sich Glaube erzwang? Dazu kommt, daß sich an der Erzählung von der wunderbaren Empfängniß und Geburt Christi nicht markten läßt: ist sie nicht ganz wahr, sondern halb, so fallen wir in Erklärungen voll Lästerung und Schmutz. Gehen wir dann zum öffentlichen Leben Christi über, angefangen von der Taufe des Johannes und den wunderbaren Begleiterscheinungen derselben, die wiederum vor allem Volk statthatten, so wiederholt hier der Evangelist namentlich in den ersten Kapiteln sehr häufig, daß alles in der Oeffentlichkeit sich vollzog. Ein über das andere Mal betont er, daß Jesu Ruf sich über die ganze Gegend, über ganz Judäa und die benachbarten Gegenden, ja bis nach Tyrus und Sidon hin ausbreitete, daß alles staunte über seine Lehre und seine Wunder, von allen Seiten die Bewohner herbeieilten, ihn zu hören und geheilt zu werden[2]. Das Leiden und Sterben Christi war ohnehin allen bekannt und nicht zu bezweifeln. Die Auferstehung ist beständige Predigt der Apostel, deren Amt es recht eigentlich ist, die Auferstehung zu verkünden[3].

Was folgt aus dieser Darlegung? Daß der Evangelist seine Darstellung nicht aus den „Offenbarungen" von Enthusiasten geschöpft haben kann, wenn man ihn nicht zum Lügner und Betrüger machen will. Der hl. Lucas selber war kein Schwärmer, der „absichtslos dichtend" als Ergebniß fleißiger Forschungen und als allgemein bekannte Dinge hätte ausgeben können, was er von Enthusiasten in ekstatischen Zuständen vernommen

[1] Luc. 2, 19. 51.

[2] Luc. 4, 14. 32. 36. 37; 5, 9. 15. 26; 6, 17. 19; 7, 16.

[3] Luc. 24, 48; Apg. passim.

hatte. Das erweist sein Evangelium zur Genüge; denn es zeigt ihn als ruhigen, nüchternen Mann, der zu unterscheiden wußte.

Was wir in den vorstehenden Zeilen behandelten, betrifft nicht den eigentlichen Aufbau der Harnack'schen Dogmengeschichte, sondern nur eine ihrer Voraussetzungen und Grundlagen, zeigt aber, wie wir meinen, zur Genüge, was von dem ganzen stolzen Gebäude zu halten ist. Belesenheit in allen möglichen Schriften des christlichen Alterthums spricht dem Verfasser niemand ab. Einzelne seiner Behauptungen weiß er mit reichen Citaten zu belegen, seine mitunter kühnen Constructionen auch stets mit gewandt zusammengesuchten Wahrscheinlichkeitsgründen zu stützen. Dabei fehlt aber eines, es fehlt Klarheit über die Grundfragen, von denen schließlich alles abhängt, Klarheit darüber, ob Weissagung und Wunder möglich sind, Klarheit über das Wesen der Religion, ja wenn man einzelne Ausdrücke betonen darf, sogar über die Unsterblichkeit der Seele und die Erkennbarkeit Gottes. So bleibt schließlich trotz der glänzenden Gaben des Verfassers sein Werk als Ganzes doch nur von Werth für diejenigen, die seinen Standpunkt von vornherein theilen, und da die Schule, der Prof. Harnack sich angeschlossen, ebensowenig Aussicht auf beständige Dauer hat als die Schulen, welche ihr vorangingen, so legt man schließlich doch das Buch aus der Hand mit dem Bedauern, daß so viele Geistesarbeit auf einen unhaltbaren Bau verschwendet wurde.

C. A. Kneller S. J.

Vier Meisterwerke kirchlicher Baukunst in Florenz.

(Schluß.)

III. Or S. Michele.

An das untergegangene große und herrschende Bürgerthum erinnert Florenz allenthalben mit seinen Zunfthäusern, Wappenschildern und mit seinen Straßennamen. Solch ein Denkmal und eine eigenthümliche Zier der Stadt ist auch Or S. Michele.

Wenn man auf der Via de' Calzolaji (Schustergasse), einer der Hauptverkehrsstraßen der Stadt, vom Dom zum Platze der Signorie fortschreitet,

erblickt man rechts, vor allen andern Gebäuden auffällig und die umgebende Häusermasse überragend, ein großes Bauviereck, der äußern Erscheinung nach eine jener palastartigen Bauten des Stadtadels, die mit der Verpanzerung ihrer mächtigen Verkleidungsquadern oder Pfeileranlagen, durch ihre lichtfreudigen Fensterausschnitte, durch ihren weitausladenden Zinnenkranz zugleich reizvolle Zierlichkeit mit derber, strenger Kraft, aristokratische Vornehmheit und Großartigkeit mit der Klarheit und Schönheit der Gedanken verbinden und so die glänzendste Entwicklung von Palast- und Hofanlagen darstellen.

Einen solchen Anblick ungefähr bietet Or S. Michele. Nur kleidet sich das Untergeschoß nicht in die sogen. Rustica, sondern gliedert sich in große, weite dreitheilige Rundbogen und Bogenfenster mit schöner, reicher gotischer Füllung. An den Pfeilern stehen Nischen mit einzelstehenden und gruppenweise zusammengestellten Marmor- und Erzbildern. Hier am ersten Stockwerk trägt alles den Hallencharakter und erinnert viel mehr an eine Kirche. Die zwei obern Geschosse, durch freie Gesimse getrennt, zeigen Spitzbogenfenster, durch je zwei und drei Säulchen getheilt. Das Ganze wird gekrönt durch ein kräftiges, herrliches Kranzgesims, nach Art eines Wehrganges auf Tragsteine gestellt. Am Erdgeschoß wie am Mittelstockwerk prangen die Wappenschilder der Zünfte, der Republik und des Hauses Anjou, das zehn Jahre lang das Vicariat der Stadt innehatte (1267)[1]. Es ist in der That ein stattlicher, edler Bau, theils Palast, theils Kirche, und in seiner großen Einfachheit und Schönheit ein sprechender Zeuge von dem ausgesucht feinen monumentalen Sinne, der die damalige Florentiner Baukunst beseelte.

Der sonderbare, vielleicht einzig in der Welt dastehende Bau, theils Kirche, theils Palast und Kornhalle, findet die beste Erklärung in seiner ursprünglichen Bestimmung und in der Geschichte seines Entstehens. Gegen das Jahr 1000 stand an dem Orte des heutigen Gebäudes eine Pfarrkirche zu Ehren des hl. Michael in einem Garten — daher der Name Or S. Michele. Diese Kirche ließ jedoch die Republik niederreißen, um an deren Stelle eine Kornhalle zu errichten; sie baute dafür dem hl. Michael eine ziemlich große Kapelle jenseits der Straße, die noch steht, aber nun dem hl. Karl Borromäus geweiht ist. Der Plan dieses offenen Kornspeichers soll von Arnolfo entworfen worden sein (1284). In dieser Halle

[1] Reumont, Lorenzo de' Medici I, 14.

befand sich früher an einem Pfeiler ein Muttergottesbild, angeblich von Ugolino da Siena in sienesischem Stil gemalt, das sich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts außerordentlich wunderthätig erwies, was zur Folge hatte, daß die Kornhalle geschlossen und in eine Kapelle umgewandelt werden sollte. Eine Bruderschaft sammelte zu diesem Zweck viel Geld. Schon aus dem Jahre 1309 liegt ein Beschluß der Signorie zu einem Bau vor, dessen Entwurf Taddeo Gaddi übertragen wurde. Im Jahre 1337 wurde der erste Stein gelegt. Aber äußere Kriege und innere Unruhen verzögerten das Unternehmen, bis im Jahre 1348 die schreckliche Pest mächtigere Anregung gab. Das Opfergeld dieses Jahres allein soll sich auf 35 000 Goldgulden belaufen haben. Orcagna erhielt nach Gaddis Tode den Auftrag, den Bau fortzusetzen und namentlich das berühmte Tabernakel anzufertigen, an dem er von 1351—1359 arbeitete. Die einzelnen Zünfte sollten für die Außenseite der Pfeiler den entsprechenden Statuenschmuck mit den krönenden Giebeln übernehmen. Wieder recht bezeichnend für den Geist der Florentiner ist die Umschrift der Grundsteinlegungsmünze:

„Ut magnificentia populi Florentini, artis et artificum ostendatur. . . . Reipublicae et populi honor et decus", sowie der Senatsbeschluß von 1309, in dem es heißt: „Templum in statura et forma Palatii cum volta supra cooperiente, Oratorium et alia deinceps et tecto et formosis beccatellis, ubi tabernaculum Nostrae Dominae splendidissimum et supra modum superbissimum, nec non miris vitris . . . et gemmis maximi valoris fundatum supra Platea, ubi consueverat esse forum denominatum Orto di S. Michele. . . . Et fuit ordinatum, ut fierent 12 pilastra laterum et in unoquoque ponendam fore statuam S. Advocati cuiusque artis et in medio lateris digniore figura advocati partis Guelfae, cioè S. Ludovici, ut sic B. V. Maria defenderet et augeret artes et universitates huius Civitatis."

Im Jahre 1365 wurde die Mutter Gottes feierlich zur Patronin der Republik erwählt, und jedes Jahr am Himmelfahrtsfeste brachte die Signorie als Huldigung ein Opfer an Geld und Wachskerzen. In Or S. Michele legten auch die Beamten der Republik ihren Verwaltungseid ab [1].

Der ursprünglichen Bestimmung entsprechend, dienten die zwei obern Stockwerke des Gebäudes zum Aufspeichern des Korns, bis Cosimo I. das Staatsarchiv in diesen Räumen unterbrachte. Das Erdgeschoß aber ist eine Hallenkirche, die durch Mittelpfeiler in zwei Schiffe zerfällt, von denen das linke den Hauptaltar, das rechte aber das bekannte Tabernakel von Orcagna beherbergt.

---

[1] *Richa*, Notizie istoriche delle Chiese Fiorentine I, 1—29.

Was Baukunst, Bildhauerei, Mosaikkunde in regstem Wetteifer vermochten, ist hier aufgeboten worden. Das weltbekannte Zierwerk ist das besagte Tabernakel des Orcagna. Seiner Bestimmung gemäß ist es der Baldachin oder das Gehäuse, welches das wunderthätige Muttergottesbild umschließt. Es stellt, auf mehreren Stufen oder Unterlagen sich erhebend, einen viereckigen gotischen Bau aus weißem Marmor dar, der in vier Hauptpfeilern mit zahlreichen Fialen aufsteigt, durch Giebel die eingeschlossenen Seiten verbindet und in eine Kuppel ausläuft, die wie eine Krone gestreift ist. Innerhalb des Baldachins steht ein kleiner Altar, dessen geschlossene Hinterwand nach vorn das Muttergottesbild zeigt, rückwärts aber in Reliefs den Tod und die Himmelfahrt Marias schildert. Alle Flächen ohne Ausnahme sind ausgefüllt mit Reliefdarstellungen von verschiedenen Tugenden und Scenen aus dem Leben Marias, die Architrave der Säulchen aber mit Statuen von Propheten. Es ist das Tabernakel das Werk des höchsten Zieraufwandes, ja es ist des Zierschmuckes fast zu viel. Die gewundenen Säulchen und manche Flächen sind mit buntem Glas nach Cosmatenart ausgefüllt, und die Mosaik erstreckt sich selbst auf die untersten Stufen. Die Eigenthümlichkeit der italienischen Gotik mit dem Uebergewicht des Malerischen und Horizontalen über das Organische und Hochstrebende kommt hier ganz zum Ausdruck. Freilich gestattete der Hallencharakter der Kirche nur eine bescheidene Höhe, und das umfangende Gitter und die Dunkelheit des Raumes lassen, wenigstens aus der Ferne, das Einzelne kaum zur entsprechenden Wirkung gelangen [1].

Das jetzige Gnadenbild ist eine gemalte Tafel. Die Gottesmutter sitzt auf einem Thron und trägt das Jesuskind, das mit der einen Hand ein Vögelchen hält, mit der andern das Antlitz der Mutter liebkost, auf dem Schoße. Acht Engel, die untersten Weihrauchfässer schwingend, umgeben den Thron. Das Fromme, Milde, Liebliche im Ausdruck und die sorgfältige Ausführung der Einzelheiten weisen auf sienesische Kunst hin. Ehemals wurde das Bild Ugolino oder Gaddi zugeschrieben, jetzt ist man mehr geneigt, es als eine Copie Don Lorenzos anzusehen, mit dessen Geist es vollkommen stimmt [2]. Don Lorenzo ist der Ruhm des Ordens von Vallombrosa und ein würdiger Ausläufer der Giottoschen Schule in Formgebung und Empfindung. Er ist geistesverwandt mit

[1] Burckhardt, Cicerone (1879) I, 56.

[2] Crowe, Geschichte der italienischen Malerei II, 226. Thode, Franz von Assisi S. 463.

Angelico und half ihm auch bisweilen in seinen Arbeiten, erreicht ihn aber nicht an Compositionstalent. Die Köpfe sind sehr eigenthümlich, die Gestalten etwas hochgewachsen, gebeugt und unsicher. Auch sonst ist die Halle mit Malereien ausgeschmückt von Jacopo de Casentino, Sarto, Credi, Sogliani, Agnolo, Castagno, Gaddi und Albertinelli. In dem rechten Schiffe wird das Kreuzbild verehrt, das zur hl. Antonia gesprochen haben soll. Im linken Schiff steht der Altar der hl. Anna von Francesco di Sangallo (1526), ein Weihegeschenk der Republik für die Befreiung von der Tyrannenherrschaft Walthers von Brienne, des sogen. Herzogs von Athen (26. Juli 1343), der sich vom Volke zum Oberhaupt hatte wählen lassen, aber später das Vertrauen schändlich mißbrauchte. Das Marmorbild, aus einem Block gehauen, stellt Anna als würdige Matrone und Maria, neben ihr sitzend, als jungfräuliche Mutter dar: beide halten das Jesuskind gemeinschaftlich inmitten auf ihren Knieen. Der Altar allein soll 30 000 Goldgulden gekostet haben.

Der eigenthümliche Schmuck des Aeußern am Erdgeschoß sind, wie bereits bemerkt, die Erz- und Marmorstatuen. Es ist ein ganzer Senat von Aposteln und Heiligen, welcher die vier Seiten des Gebäudes umgibt und ernst auf das Getriebe der vier umgebenden Straßen herabblickt. Unwillkürlich wird man an das sogen. Maximiliansgrab in Innsbruck erinnert, nur stehen hier die Statuen hart an der Straße. Die größten Künstler in Erz und Marmor haben hier ihre Meisterstücke geliefert. An der Eingangsseite ist Ghiberti vertreten durch St. Matthäus und St. Stephanus, und an der Hauptstraße durch Johannes den Täufer. Während St. Stephanus durch den Reiz einer gewissen Schüchternheit und jugendlichen Bescheidenheit einnimmt, aber sich etwas tief in die Gewandung einhüllt, zeigt St. Matthäus in sicherer Haltung große Freiheit und Bewegung. Der Täufer in edler Formgebung, aber etwas schwülstiger Gewandung ist eine strenge, fast derbe Gestalt, wie sie einigermaßen dem Täufer entspricht. Ghiberti war überhaupt glücklicher im Relief als in der Freistatue. Ebenfalls an der Hauptstraße erblickt man die Gruppe Christus und Thomas von Andrea del Verrocchio. Christus sieht etwas ältlich aus, Thomas hingegen ist sehr jugendlich, frisch und mit lebendigem Gebärdenspiel. Die Formgebung ist vorzüglich, die Ausführung sorgfältig. — Donatello hat drei Statuen gefertigt. Auf der rechten Langseite steht sein herrlicher Marcus, von dem Michelangelo sagte, einem Manne von solcher Gestalt müsse man alles aufs Wort glauben, was er gesagt und geschrieben, auf

der linken St. Petrus und St. Georg, alles bedeutende und mächtige Gestalten. St. Georg ist die vollendetste Wiedergabe des christlichen Ritterthums in Gestalt, Haltung und im Ausdruck jugendlicher Schönheit und unerschütterlichen Vertrauens. — Von Nanni di Banco, Donatellos Vorläufer, sind St. Philippus, St. Jacobus, St. Eligius und eine Gruppe von vier Heiligen in durchgebildeter Gestaltung, in der sich schon die kommende Renaissance ankündigt [1]. Eine Nische steht seit der Mitte des 17. Jahrhunderts leer, weil die wunderthätige Muttergottesstatue von Mino da Fiesole, die einst dort gestanden, aus Verehrung in das Innere der Kirche, an die linke Langseite derselben, versetzt wurde.

IV. Die Certosa.

In einiger Beziehung verwandt mit Or S. Michele ist die Certosa, die ungefähr eine Stunde südlich von der Stadt liegt, an der Straße nach Siena und am Zusammenfluß von Greve und Ema.

Von der Porta romana an führt der Weg durch einen schattigen Hohlweg von Steineichen und riesigen Cypressen, durch einige kleine Weiler und an vielen Landsitzen vorbei, deren tiefbeschatteter Eingang köstliche und lauschige Waldeinsamkeiten im Innern verrathen, bis zu dem Dorfe Galluzzo mit dem stattlichen Forum. Hinter dem Dorfe, mitten im Thal, steht dann sofort der steile Hügel Montaguto, welcher auf seinem Gipfel die Kartause trägt. Das Thal mit seinen Weinbergen, Cypressen und stillen Gehöften auf den Höhen nimmt hier mehr den Charakter der Einsamkeit an und stimmt trefflich zur Stätte des Gebetes und der Beschauung, die von oben herabwinkt. Der Weg leitet steil um den Hügel herum nach Süden umbiegend in die Höhe und führt an den Fuß eines hohen, burgartigen Palastes, der mit Zinnenkranz und mächtigen Fensterbogen die südliche Seite des Hügels einnimmt, während die kleinen, viereckigen Kartäuserzellen, auf hohen Mauern stehend, die andere Seite des Hügels krönen, und von dem schlanken Kirchthurm überragt, den Anblick kolossaler Zinnen einer Klosterfestung bieten. Durch ein mächtig festes Thor betritt man einen kleinen Hof, der links von einer Kapelle geschlossen wird, während sich rechts die eigentliche Klosterpforte öffnet. Hinter derselben steht man in einem hohen, gewölbten Thorgang, dessen monumentale Pfeiler sich geradeaus in das Dunkel eines Ganges verlieren, welcher die kasemattenartigen

[1] Vgl. Burckhardt a. a. O. II, 328. 331. 332. 362. Crowe a. a. O. III, 145.

Unterbauten durchzieht. Rechts steigt durch ein eisernes Gitterthor eine hohe Doppeltreppe empor, deren eine Seite frei und unbedeckt mit der Aussicht auf die Umgebung sich erhebt, während die andere Seite unter hochgeführten und wölbenden Pfeilern emporführt — alles massenhaft, ernst, streng wie eine Veste des Mittelalters. Im Handumdrehen aber ändert sich oben auf der Treppe das Bild. Links sich wendend, sieht man sich plötzlich von der heitersten, fröhlichsten Renaissance umfangen. Ein breitgezogener Hof mit Säulengängen (jetzt zum Theil leider verbaut) zeigt dem Eintritt gegenüber die Renaissancefassade der Kirche und rings die stattlichen Flügel des südlichen Palastes — mitten durch alles zieht der Engel des klösterlichen Stillschweigens und der ascetischen Ruhe. Die Kirche zerfällt in zwei Theile. Der erste, eine reich geschmückte Vorhalle, ist der Betort der Laienbrüder und steht mit dem innern Theile durch ein durchbrochenes Mauer- und Gitterwerk in Verbindung. Die innere Kirche ist ein sehr breitgeführter, gotischer Bau, über und über mit Zierwerk ausgestattet. Es ist ein recht weihevoller und anheimelnder Ort. Dieser wohlthuende, heimische Eindruck wird namentlich bewirkt durch das schöne, hohe Chorgestühl, das sich auf beiden Seiten bis zum Altar hinzieht. Es ist ein vorzügliches Werk der Holzkünstler aus dem 16. Jahrhundert (1591). Die rechte Seite der Kirche entlang zieht sich ein Kranz von Kapellen, deren unterste in die Begräbnißkapelle der Stifter Acciajuoli führt. Diese Kapelle bildet ein ziemlich regelmäßiges griechisches Kreuz mit Altären in drei Armen und mit Chorstühlen in dem Eintrittsarm. Orcagna, der sie gebaut, verbindet hier wie in Or S. Michele Gotik mit Renaissance, hoch und schlank geführte gotische Bogen mit eingelegten Rundbogen. Die Wirkung ist malerisch, einfach und schön. Aus dem rechten Seitenarm steigt man hinunter in das Grabgewölbe, das einen Flügel geradeaus führt, mit einem zweiten nach rechts ausgreifend in abgekürzter Gestalt die Kreuzform der obern Kapelle einrahmt. Im ersten Raum steht hinten links an hervorragender Stelle, auf Tragsteinen an der Wand erhöht, das Grab des Stifters der Kartause, Niccolo Acciajuoli. Er ruht in Kriegsrüstung gebettet auf dem Sarg, überwölbt von gotischen Bogen. Drei andere Familienglieder, der Vater, der Sohn Lorenzo und die Schwester des Stifters, liegen auf der Erde gebettet unter flachen Marmorplatten, welche in leiser Erhebung die Gestalten der Verblichenen zeigen[1]. In der

[1] Die Grabsteine sind nicht von Orcagna. Burckhardt a. a. O. II, 315.

Mitte des rechten Flügels hat Donatello dem Cardinal Angelo Acciajuoli (1409) eine recht schöne Grabplatte mit der Gestalt des Kirchenfürsten gemeißelt. Die Todtengruft, groß und geräumig, ist einfach und durchaus stimmungsvoll.

An der linken Seite der Kirche liegt ein kleiner Hofraum mit einer niedlichen Halle, die recht schöne Glasgemälde mit Schilderungen aus dem Leben des hl. Bruno von Giovanni da Udine besitzt (1560). Gleich an diese Halle schließt sich das kleine, aber sehr gefällige Kapitelhaus. Ein Meisterwerk der Holzmosaik, das Werk eines Klosterbruders, ist gleich die Thüre (1500) mit Schilderungen der Marter des hl. Laurentius, dem das Kloster geweiht ist. Das Kapitelhaus selbst besitzt an Gemälden eine Kreuzgruppe von Albertinelli, kleinere gute Stücke von Perugino, Giotto und Angelico, und eine werthvolle Grabplatte des ehemaligen Priors der Certosa und spätern Bischofs von Cortona, Leonardo Buonafede von Giuliano da Sangallo (1545).

Nun erst öffnet sich der große, viereckige Klosterhof. Er ist von allen Seiten mit feinen Renaissancesäulengängen umgeben, die auswärts den einzelnen Zellen der Mönche als Anlehnung dienen, im Innern aber einen Kirchhof und einen kleinen Garten umschließen. Eine besondere Zier des Hofes und der Säulengänge sind die 67 Robbia-Rundbilder, die in den Fußecken der Bogen stehen und, in den Garten blickend, Bildnisse und Brustbilder von Patriarchen, Propheten und Heiligen darstellen. Außerordentlich lebhaft, kräftig und charaktervoll schauen diese weißglasirten Antlitze aus dem blauen Grund mit leichtfarbigen Gewandrändern zum Beschauer herab. Man weiß nicht, welcher der Robbia sie gefertigt. Gesetzt wurden sie 1522, als Andrea noch lebte. Im Jahre 1799 wurden die Reliefs abgenommen und sollten mit andern Kunstschätzen nach Paris wandern. Glücklicherweise blieben sie aber in Florenz liegen und wurden vor einigen Jahren wieder an die alte Stelle gesetzt. Leider hat das Erdbeben vom 18. Mai 1895 den ganzen linken Säulengang niedergeworfen und 16 Bilder unrettbar zertrümmert [1].

An den Innenwänden der Säulengänge haben Poccetti und Pontormo, die Maler der Klosterhöfe, einige Schildereien angebracht, zwischen denen sich die Thüren zu den Zellen der Mönche öffnen. Eine Zelle ist den Besuchern der Certosa zur Einsicht zugänglich. Der erste beträchtliche Raum mit einem Kamin ist der gewöhnliche Aufenthalt des Bewohners;

[1] Revue de l'art chrétien 1896, VII, 90.

ihm schließen sich rechts zwei Kammern, eine zum Beten, die andere zum Schlafen an. Hinter diesen Räumen öffnet sich ein kleiner, niedlicher Säulengang, der rechts, ein Stockwerk tiefer, eine Werkstätte und ein freundlich grünendes Gärtchen mit Orangen, Citronen und Feigen umschließt, geradeaus aber zu einem Erkersitz führt, an dessen Fensternischen man die schönste Aussicht auf das stille Thal rings um das Kloster, dann über eine vorgelagerte Höhe hinweg auf die Kuppel des Domes und endlich auf die jenseits liegenden Berge von Fiesole genießt. Eine köstliche kleine Warte, wie gemacht für Stunden der Beschaulichkeit und des Gebetes. Das ist ja das Rechte. Die wahre Beschaulichkeit wirft diese Erde nicht schlechtweg fort. Sie streift bloß das Unnütze, das Zerstreuende und Gefährliche derselben ab und nippt aus dem überbleibenden Reingehalt, wie die Bienen aus den Blumen, den süßen Honigseim der unschuldigen und harmlosen Freuden, die in dem Antlitz der schönen Erde ausgelegt sind und als geschaffene Muster der unendlichen Macht, Weisheit, Gutheit und Schönheit Gottes das Herz himmelan heben. Fünfzehn Mönche warten auch jetzt noch hier Tag und Nacht des Lobes Gottes, und beten unentwegt das große Benedicite im Chore aus dem Psalter der heiligen Schriften, in ihren Zellen aus dem Psalter, den die schöne Natur ihnen stündlich, abends und morgens, in reizvollem Wechsel vor Augen hält.

An der linken Seite des großen Säulenganges liegen die Wohnungen des Priors, an die sich vermittelst eines Ganges einerseits der geräumige Speisesaal anschließt, in dem die Mönche einmal in der Woche, aber stets unter Stillschweigen, gemeinschaftlich essen, und andererseits, außerhalb der Clausur, der Flügel zur Aufnahme von Fremden und Gästen. In diesen Räumen herbergten einst Karl V. auf der Rückkehr von Tunis, dann Pius VI. fast ein ganzes Jahr (vom Juni 1798 bis März 1799), und später bloß eine Nacht Pius VII., beide auf dem traurigen Zuge in die Gefangenschaft. Hier war es, wo Pius VI. den rührenden Besuch des entthronten Königspaares Karl Emmanuel IV. und Chlotilde von Sardinien erhielt und, als dieselben betheuerten, zu seinen Füßen vergäßen sie all ihr Unglück und ihr Leid, ihnen die schönen Worte ans Herz legte: „O mein theurer Fürst! Alles ist Eitelkeit, außer Gott lieben und ihm dienen. Erheben wir unser Auge zum Himmel: da erwarten uns Throne, welche die Menschen uns nicht rauben können.“ Hier war es, wo die harten Männer des französischen Directoriums die Decken von dem Bette des todkranken Papstes rissen, um sich zu überzeugen, ob er ihnen nicht sofort

nach Frankreich folgen könne. Auf dasselbe Ruhebett legte sich zehn Jahre später Pius VII. nieder, abgehetzt und todesmüde durch die barbarische Art und Weise der Ueberführung von Rom. Man hatte ihm Hoffnung gegeben, wenigstens diese Nacht ruhen zu können; allein nach einigen Stunden riß man ihn wieder heraus und nöthigte ihn, in derselben Nacht weiter zu eilen, ohne ein tröstendes Auge gesehen zu haben, als das des Priors der Kartause. „Ich sehe wohl, man will mich durch die Strapazen aufreiben, um meiner los zu werden", das war alles, was der Dulderpapst erwiderte [1]. Diese Erinnerungen und die leeren, feiernden Räume mit den abgeschossenen Tapeten, mit ihren vergilbten Ruhesesseln und Betthimmeln im Geschmack des letzten Jahrhunderts und die Bildnisse dieser Papstmartyrer wecken in dem Gemüthe eigenthümlich wehmüthige Gefühle [2].

Eine Treppe führt dann auch hinunter in die großartigen Unterbauten, in denen sich die Wirtschaftsräume und die Apotheke befinden, in welcher der berühmte „Kartäuser von dem Emathal" bereitet und vertrautern Besuchern von den freundlichen Mönchen auf die liebenswürdigste Art kredenzt wird. Von hier gelangt man wieder in den Thorweg, durch den wir eingetreten.

Es gibt Kartäuserklöster, die berühmter sind, sei es durch die Anlagen und Ausführungen der Bauten, sei es durch die Großartigkeit und Wildheit der Natur. Hier herrscht ganz toskanischer Charakter: statt schaurigschöner Wildheit stilles, lieblich anmuthiges Landschaftsbild. Von außen lassen die hohen Mauern, die Wehrgänge und die trotzigen Festungsrampen nur Ernst und Strenge erwarten, im Innern aber muthet die freundlichste Renaissanceheiterkeit an.

Stifter des Klosters ist Niccolo Acciajuoli [3]. Die Acciajuoli waren eine Guelfenfamilie, die vor Friedrich I. von Brescia nach Florenz flüchtete und dort im Laufe der Zeit durch glückliche Handelsgeschäfte gegen Anfang des 12. Jahrhunderts zu großem Reichthum und zu hohen Ehren gelangte. Niccola, geboren den 12. September 1310, war Mitschüler von Boccaccio und erhielt eine gute wissenschaftliche Bildung, wurde aber vom Vater nach Neapel geschickt, wo die Familie eine wichtige Zweigniederlassung ihres Handels besaß. Indessen verstand Niccola nicht bloß Handels-

---

[1] *Henrion*, Storia universale della Chiesa (Milano 1841) XII, 292; *Pacca*, Memorie storiche (Pesaro 1830) II, c. 2, p. 130.

[2] Auch diese Räume sind durch das oben erwähnte Erdbeben arg verwüstet worden.

[3] Die folgenden Nachrichten über das Leben des Stifters finden sich in *Tanfani*, Niccolò Acciajuoli. Firenze 1863.

geschäfte zu treiben, sondern auch das Schwert und den Feldherrnstab zu führen. Einmal mit dem Hofe in Bekanntschaft gesetzt, wurde er bald der Vertraute und Günstling des Königs Robert Anjou, besonders seiner unglücklichen Enkelin Johanna I. Es wurde ihm der Auftrag, dem Königshause Griechenland den letzten Rest des Kaiserthums von Byzanz zu retten. Das Unternehmen glückte, und als Preis des Sieges fiel ihm das Herzogthum von Athen, Korinth und Theben als erbliches Lehen zu, das auch bis zum Einfall der Türken (1460) bei der Familie verblieb. Auch in Neapel und Sicilien behauptete er mit Erfolg die Herrschaft der Anjou gegen die einheimischen Barone und auswärtigen Feinde, wurde Groß-seneschall des Reiches und brachte es zu ungeheuern Besitzthümern und Glücksgütern. Er starb hoch geachtet von allen am 8. November 1365 in Neapel und wurde hier in seiner Stiftung von Montaguto begraben.

Schon vor seinem Zuge nach Griechenland verordnete er in seinem Testamente (den 28. September 1338) die Stiftung der Certosa bei Florenz. Es ist dieses Testament des Stifters ein schönes Zeugniß des edeln Geistes, der Frömmigkeit und der kindlichen Liebe gegen seinen Vater, den er zum Vollstrecker seines letzten Willens bestellte. Er bittet in demselben den Vater, etwaigen Versuchen seiner Söhne, die Stiftung umzustoßen, nicht nachzugeben, sich eher der armen Seele seines Sohnes zu erbarmen, als der Begehrlichkeit der Enkel zu willfahren: Sind die Enkel brav und tüchtig, sagt er, wird es ihnen nicht an Geld mangeln; taugen sie nichts, ist es besser, daß sie nicht viele Glücksgüter besitzen. Er will nun um jeden Preis in einem Heiligthum seiner Lieblingsheiligen begraben sein, entweder bei den Kartäusern von S. Martino in Neapel, oder in Bari in der Kirche des hl. Nikolaus, wo er sich später auch eine Grabkapelle bauen ließ, oder auf Monte Cassino beim hl. Benedikt, am liebsten aber in der geplanten Kartause bei Florenz, die dem hl. Laurentius geweiht sein sollte. Es ist sein Wunsch, daß er in voller Kriegsrüstung begraben werde, und so soll auch seine Gestalt gemeißelt auf dem Sarge liegen samt der Namensaufschrift, nicht aus Eitelkeit, wie er bemerkt, sondern aus Liebe zu aller Schicklichkeit vor Gott und der Welt, zum Frommen seiner Seele und seines Leibes.

Die eigentliche Stiftung vollzog er aber erst am 8. Februar 1341. Laut derselben soll auf dem Hügel Montaguto für einen Prior, für zwölf Mönche, vier Brüder und zwei Cleriker ein Kloster gebaut werden, „schön, herrlich, fest und trotziglich"; ferner ein Palast für 50 Schüler mit drei

Lehrern der Theologie, der Philosophie und des canonischen Rechtes. Die Ausführung der Bauten wurde unter andern auch dem Dominikanerprior Jakob Passavanti anvertraut. Für sich und seine Nachkommen behielt er nichts vor als eine Zelle, um sich von Zeit zu Zeit dahin zurückzuziehen, und ein Grab. Aber keine Frau seiner Familie durfte dort ihre Grabstätte haben, ausgenommen seine Schwester Lapa, die, wie es scheint, sein Haus in Neapel führte. Der Bestimmung Niccolos nach sollte Montaguto der bemerkenswertheste und schönste Ort in Italien sein. In der That wurde das Kloster, das zu Handen des Priors von S. Maria in Siena und des Priors Galgano vom hl. Hieronymus in Bologna gegeben ward, mit wahrhaft königlichem Aufwand ausgestattet und wurde später eines der reichsten Stifte in Toscana. An Zierat wurde fast über das Maß geleistet. Jedenfalls ist die Certosa ein würdiges Denkmal der Frömmigkeit, der Großmuth, des Glanzes und der Anhänglichkeit des Seneschalls an seine Heimat.

Niccolo Acciajuoli ist überhaupt eine anziehende und bedeutende Erscheinung in seiner Zeit, im besten Sinne ein Kind seines merkwürdigen Vaterlandes. Sittenrein, verständig, praktisch, hohen Geistes, bei allem herrschaftlichen Prunk doch die Leutseligkeit selbst, voll rührender Treue in guten und bösen Tagen gegen seine königlichen Gönner wie gegen seine Vaterstadt, die dem mächtigen Manne wenig Vertrauen entgegenbrachte und ihm nicht selten sehr unliebenswürdig begegnete. Sein Edelmuth ließ es ihr aber nicht entgelten, sowie auch nicht einem gedungenen Mörder, dem er großmüthig das Leben schenkte. Sein Wappen ist der aufrechtschreitende blaue Löwe in weißem Felde mit dem Banner der Anjou. Die Helmzier ist ein Todtenschädel mit dem Wahlspruch: „Qui timet mortem, cupit nihil.“ Das Schwert verstand er gleichmäßig mit jeder Hand zu führen.

In einem Bildersaal „der schönen Künste“ in Florenz steht sein Bildniß. Es ist eine edle, schöne Gestalt in voller Erzrüstung und in schwarzem, hermelingefüttertem Mantel, mittelgroß, blond, mit offenem, biederem, ruhigem Gesichtsausdruck. Die Linke stützt sich auf den Seneschallstab, die Rechte ruht sanft in die Hüfte gelegt. Sein Auge blickt in die Ferne, wo durch eine Fensteröffnung der Montaguto mit der Certosa sichtbar wird. Der Blick, der zufrieden auf der Klosterburg ruht, scheint die Worte des Testamentes zu wiederholen, er stifte dieses Gotteshaus, „damit seine Seele sich freuen möge nach dem Tode“.

M. Meschler S. J.

Shakespeares Religion.

Kaum eine Periode der Weltgeschichte hat einen so reichen, so glänzenden Blüthenfrühling der Kunst und der Literatur aufzuweisen, wie das 16. und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der „Bund der Kirche mit den Künsten" hat sich nie in so augenfälliger, schimmernder Weise verwirklicht. Noch heute wallfahrtet die civilisirte Welt zu den Kirchen und Palästen, die Bramante, Peruzzi, San Gallo, Sansovino, Palladio und andere Meister gebaut, zu den Meisterwerken, die Lionardo da Vinci, Correggio, Michel Angelo, Rafael, Tizian, Rubens, van Dyck, Zurbaran, Velasquez, Murillo, Poussin und viele andere geschaffen. Orlando Lasso und Palestrina vertreten die Musik dieser Zeit, Ariost, Tasso, Camoens, Cervantes, Lope de Vega, Calderon, Vondel ihre Poesie. Es ist kein Zweifel, die alte Kirche hat der Kunst wie der Literatur auch im Zeitalter der Glaubenstrennung nicht nur den weitesten und freiesten Spielraum gewährt, sondern beide in lebensvoller Verbindung mit der Vergangenheit erhalten, beiden die mächtigsten schöpferischen Anregungen gegeben, beide in freigebigster Weise gefördert und unterstützt, beide zu den großartigsten Leistungen befähigt, während die abgefallenen Nationen bilderstürmerisch ihre schönsten Kunstschöpfungen zertrümmerten, ihre Literatur in rohem Kampf verkümmern ließen, ihre ganze Bildung mit trostlosem Gezänk vertauschten, so daß sie den Kunstleistungen der katholischen Völker über zwei Jahrhunderte lang nur wenig Gleichwerthiges, meist nur Nachahmungen gegenüberstellen konnten. Zu einer klassischen Literatur und Kunst ist der protestantische Norden erst dann gelangt, als Winckelmann und Thorwaldsen, Lessing, Herder und Goethe, ganze Scharen von Dichtern und Künstlern wieder gen Rom zogen, um wenigstens auf ästhetischem Gebiete die Fäden wieder anzuknüpfen, welche der religiöse Umsturz im 16. Jahrhundert zerrissen hatte [1].

[1] „Wer weltliche und christliche Kunst bewundern will, der suche Roms altehrwürdigen Boden auf, wo die Peterskuppel über unserem Haupte sich wölbt, wo der Vatican die künstlerischen Schätze aus allen Zeiten dem staunenden Auge entfaltet. Zahllose Scharen pilgern alljährlich nach der denkwürdigen Stadt, um sich zu sättigen an dem Schönsten, was Menschenkunst hervorgebracht hat. Kaum an einem zweiten Ort der Welt redet der Menschengeist in gleich vollendeten Gebilden seine stumme und doch so beredte Sprache. In tiefem Zwiegespräch lauschen wir andächtig den tiefen Gedanken ferner Zeiten, dahingegangener Völker, großer Männer. Nicht leicht zu beschreiben sind die Eindrücke, die wir dort erhalten, die Empfindungen, die dort sich uns aufdrängen." So Herr Julius Schiller, königlich protestantischer Stadtpfarrer in Nürnberg, in seiner eben erschienenen Schrift „Shakespeare als Mensch und als Christ" (Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. [G. Böhme], 1897, S. 2). Merkwürdigerweise zielt die Schrift hauptsächlich darauf hin, nachzuweisen, daß Shakespeare ein Protestant gewesen sei.

Man hat von protestantischer Seite allerlei Versuche gemacht, an diesen nicht eben liebsamen Thatsachen vorbeizukommen. Man hat Dante, Petrarca und Boccaccio als Vorläufer der „Reformation" geschildert, die humanistische Bewegung des ausgehenden Mittelalters und die ganze sogenannte Renaissance in die Bundesgenossenschaft der sogenannten „Reformatoren" hineingezogen, die Blüthe der italienischen, portugiesischen und spanischen Literatur als eine rückläufige, düstere, verhängnißvolle Wirkung der „Gegenreformation" hingestellt, Luther, ferner Sachs und selbst Fischart eine literarische Bedeutung beigemessen, welche sie nie, weder im Inland noch Ausland, besaßen, und endlich allen Ruhmesglanz des 16. Jahrhunderts auf Shakespeare hingelenkt, dessen unerreichte Genialität die Ueberlegenheit der protestantischen und modernen Ideen über die mittelalterliche Dunkelheit und Inferiorität für immer bestätigen sollte. Denn ohne weiteres nahm man an, daß der große englische Dramatiker nicht nur als Vertreter, sondern sogar als Bannerträger des Protestantismus anzusehen sei. Von vornherein schien die Frage abgeschnitten, ob nicht auch Shakespeare, wenigstens in etwas weiterem Sinne, jener glänzenden Reihe katholischer Dichter und Künstler beigezählt werden könnte, welche das Mittelalter mit der Neuzeit verbinden. Und doch läßt sich diese Frage nicht von vornherein abweisen. Sie hat an Bedeutung gewonnen, je genauer einerseits das Zeitalter der Renaissance überhaupt, andererseits die Zeit Elisabeths und Jakobs I. erforscht worden ist.

I.

Schon Macaulay hat in treffender Weise darauf hingewiesen, daß England zur Zeit Elisabeths lange nicht in dem Grade protestantisch war, wie etwa die von der Kirche abgefallenen Theile Deutschlands und der Schweiz.

„Bis herab zum Ende der Regierung Elisabeths", sagt er, „befand sich das Volk in einem ähnlichen Zustande, wie nach Machiavelli die Bewohner des römischen Reiches während des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum, ‚sendo la maggiore parte di loro incerti a quale Dio dovessero ricorrere'. Im allgemeinen waren sie der königlichen Suprematie zugeneigt. Die Politik des römischen Hofes gefiel ihnen nicht. Ihr Geist erhob sich wider die Einmischung eines fremden Priesters in ihre nationalen Angelegenheiten. . . . . Andererseits war noch nicht vergessen, was man in frühen Kinderjahren von der Amme und vom Priester gelernt. Mit ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit erinnerte man sich noch lange der alten Ceremonien. Ein großer Theil der Theologie blieb in den Geistern haften, welche dieselbe schon in ihrer Kindheit eingesogen hatten.

„Den besten Beweis, daß die Religion des Volkes dieser gemischten Art war, liefert das Drama dieses Zeitalters. Niemand wird unvolksthümliche Anschauungen bei einem Schauspiel in den Vordergrund rücken, das zur Aufführung bestimmt ist. Und wir dürfen ziemlich sicher schließen, daß Gesinnungen und Anschauungen, welche die ganze dramatische Literatur einer Generation durchsättigen, Gesinnungen und Ansichten sind, welche die Menschen dieser Generation allgemein hegten.

„Die größten und populärsten Dramatiker des Elisabethischen Zeitalters behandeln religiöse Gegenstände in einer sehr bemerkenswerthen Weise. Sie sprechen ehrerbietig von der Fundamentallehre des Christenthums. Aber sie sprechen weder wie Katholiken noch wie Protestanten, sondern wie Leute, die zwischen den beiden Systemen schwanken oder die sich aus Bruchstücken beider ihren Antheil gewählt und ihr eigenes System zurechtgemacht haben. Sie scheinen einige der römischen Riten und Lehren in hoher Verehrung zu halten. Sie behandeln z. B. das Gelübde der Jungfräulichkeit, einen so verlockenden und später allgemeinen Stoff frechen Spottes, mit geheimnißvoller Ehrfurcht. Fast jedes Mitglied eines religiösen Ordens, das sie vorführen, ist ein heiliger und ehrwürdiger Mann. Wir treffen in ihren Stücken nichts, was dem gemeinen Hohne gleicht, mit welchem die katholische Religion und ihre Diener zwei Generationen später von Dramatikern angegriffen wurden, die der Menge gefallen wollten. Wir treffen unter den Charakteren, welche jene großen Dichter gezeichnet haben, keinen Bruder Dominik, keinen Pater Foigard. Die Schlußscene des ‚Malteserritters‘ hätte ein eifriger Katholik geschrieben haben können. Massinger zeigt eine große Vorliebe für die Geistlichen der römischen Kirche; er ging sogar so weit, einen tugendhaften und anziehenden Jesuiten auf die Bühne zu bringen. In dem schönen Stück, das peinlich zu lesen ist und das man kaum mit Anstand erwähnen kann, theilt Ford dem ‚Mönche‘ eine äußerst ehrenvolle Rolle zu. Shakespeares Parteilichkeit für die Mönche ist wohl bekannt. Im ‚Hamlet‘ beklagt sich der ‚Geist‘, daß er ohne die letzte Oelung gestorben, und zum Trotz auf den Artikel, welcher die Lehre vom Fegfeuer verurtheilt [1], erklärt er, er sei

Confined to fast in fires,
Till the foul crimes, done in his days of nature,
Are burnt and purged away. (Hamlet 1, 5.)

Verdammt auf eine Zeitlang, nachts zu wandern
Und tags gebannt zu fasten in der Gluth,
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweggeläutert sind.

„Diese Zeilen würden, so vermuthen wir, zu irgend welcher Zeit während der Regierung Karls II. einen furchtbaren Sturm im Theater hervorgerufen haben. Sie waren offenbar nicht von einem eifrigen Protestanten, noch für eifrige Protestanten geschrieben. Und doch war der Verfasser König Johanns und Heinrichs VIII. sicherlich kein Freund der päpstlichen Suprematie.“ [2]

So Macaulay. Wie wir sehen werden, bilden die Stücke „König Johann“ und „Heinrich VIII.“ keinen zwingenden Grund, Shakespeare für einen Gegner

[1] Der Artikel 22 lautet: „Die römische Lehre über Fegfeuer, Ablaß u. s. w. ist eine thörichte Sache und eitle Erfindung, die nicht auf das Zeugniß der Heiligen Schrift gegründet ist, sondern dem Worte Gottes vielmehr widerspricht.“

[2] *Th. B. Macaulay*, Burleigh and his times. Critical and Historical Essays (Tauchnitz Edition, Leipsic 1850) II, 106 ff.

der päpstlichen Suprematie im Sinne des Protestantismus zu halten. Was Macaulay von dem katholischen Zuge in Shakespears Dichtungen sagt, behält darum seine volle Kraft.

Auch Carlyle, der stramme schottische Puritaner, konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Shakespeare nicht einen Abfall von der christlichen Bildung des Mittelalters, sondern die Frucht und den reifsten Ausdruck derselben darstellt. Er reiht ihn unmittelbar neben Dante, der nach ihm der große Wortführer des Mittelalters ist. Diese zwei thronen über allen andern in königlicher Einsamkeit. Kein anderer ist ihnen ebenbürtig, kein anderer kommt ihnen auch nur in zweiter Linie nahe. Dante hat nach ihm dem modernen Europa die Seele, den Glauben gegeben, Shakespeare den Leib, die praktische Verkörperung. „In gewissem Sinne kann man sagen, daß die glorreiche Zeit Elisabeths, mit Shakespeare als der höchsten Frucht und Blüthe alles dessen, was vorausgegangen, dem Katholicismus des Mittelalters zugeschrieben werden muß. Der christliche Glaube, welcher dem Liede Dantes seinen Stoff lieh, hatte jenes praktische Leben gezeitigt, welches Shakespeare besingen sollte. Denn die Religion war damals, wie sie es immer war und immer ist, die Seele des praktischen Lebens." [1]

Wie Macaulay und Carlyle, so hat auch Heinrich Heine herausgefühlt, daß Shakespeare kein richtiger Protestant war. Es ist das ein Schriftsteller, den man in ernsten Dingen nicht eben gerne citirt und dem im allgemeinen herzlich wenig Autorität beigemessen werden kann; doch in diesem Fall mag er sicher als ein unparteiischer Zeuge betrachtet werden.

„Es ist ein Glück," so bemerkt er [2], „daß Shakespeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeths und Jakobs war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erst in der Theorie zerstört, aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln und über das ganze Land wie eine graue Nebeldecke jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte."

Selbst Hermann Ulrici, der sich viel Mühe gab, Shakespeare dem protestantischen Lager zu dessen ewigem Ruhme zu vindiciren, hat sich schließlich zu dem Geständniß genöthigt gesehen:

„Ob und wie weit Shakespeare den 39 Artikeln der anglikanischen Kirche gläubig zugestimmt habe, ist eine Frage, die durch die obigen Bemerkungen

[1] *Carlyle*, On Heroes III, 79. 89. 95. Vgl. die Rede des Rev. *William Barry*, Catholic Literature since the reformation (Tablet, 18. Sept. 1897, p. 456).

[2] H. Heine, Shakespeares Mädchen und Frauen (Sämtliche Werke. Hamburg, Hoffmann u. Cie, 1876) XII, 102.

natürlich nicht entschieden ist und überhaupt sich nicht entscheiden läßt, weder aus seinen Dichtungen, noch aus den spärlichen Nachrichten, die wir über sein inneres Leben besitzen. Nur so viel erhellt meines Erachtens aus beiden, daß seine Lebens- und Weltanschauung im allgemeinen mit den leitenden Ideen des Christenthums übereinstimmte: das muß jedem, der seine Dichtungen unbefangen prüft, einleuchten. Ich meinestheils glaube indes, daß er in seinen letzten Lebensjahren wenigstens auch den specifisch christlichen Glaubenssätzen persönlich zugethan war und auch äußerlich sich zu ihnen bekannte. . . .

„Jedenfalls geht durch Shakespeares Dichtungen ein Zug strenger, reiner, unparteiischer Sittlichkeit, der jedem entgegentritt, welcher ihn sehen will, und der den hie und da hervortretenden Zeichen der religiösen Gesinnung des Dichters erst ihren Werth gibt und den Stempel der Wahrheit aufdrückt. Daß Shakespeare, wenn auch ein guter Protestant, doch kein religiöser Fanatiker, kein pietistischer Kopfhänger gewesen, sondern ohne Zweifel frei war von aller confessionellen Bornirtheit, bedarf keines Beweises." [1]

Aus diesen Geständnissen Ulricis folgt ganz nothwendig, daß Shakespeare weder als überzeugter Anhänger der anglikanischen Staatskirche noch als Puritaner nachgewiesen werden kann. Da dieses nun die zwei einzigen damals in England bestehenden Formen des Protestantismus waren, so ist sehr schwer einzusehen, wie Shakespeare dennoch ein „guter Protestant" sein konnte. Wenn er sich einerseits zu keiner der zwei Hauptrichtungen des Protestantismus bekannte, kein religiöser Fanatiker (also Katholikenverfolger), kein pietistischer Kopfhänger, sondern frei von aller confessionellen Bornirtheit war, andererseits aber seine Lebens- und Weltanschauung im allgemeinen mit den leitenden Ideen des Christenthums übereinstimmte, wäre es denn da so undenkbar, daß er gar nicht Protestant, sondern Katholik war und daß seine religiösen Anschauungen noch ganz im Boden der alten Kirche wurzelten?

Denn keine Zeit war so frei von „confessioneller" Bornirtheit wie jene, da es noch keine verschiedenen christlichen Confessionen gab, keine so frei von pietistischer Kopfhängerei wie das in seiner Glaubenseinheit so lebensfreudige, thatkräftige, kunstliebende Mittelalter, dem auch bei seinem Uebergang zur Neuzeit der „Pietismus" so gut wie unbekannt war. Was Shakespeare geglaubt hat und glauben mußte, um ein „guter Protestant" zu sein, das bestimmt Ulrici nirgends des nähern; seine Versicherung, Shakespeare sei ein guter Protestant gewesen, ruht daher bloß auf vagem subjektiven Gefühl, und vollends unbegründet ist seine Klage: „Verschiedentlich hat man von katholischer Seite versucht, durch unterschobene Documente und falsche Schlüsse in maiorem Dei gloriam den großen Dichter der katholischen Kirche einzuverleiben." Nach den Geständnissen Macaulays, Carlyles, Heines und Ulricis selbst waren die Katholiken sehr wohl berechtigt, Shakespeare nicht unbewiesenerweise als einen Repräsentanten und Bannerträger, als ein Ergebniß und eine Glorie des Protestantismus sich aufmutzen zu lassen.

[1] Hermann Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst I (Leipzig, Weigel, 1868), 266. 267.

Zu demselben Schluß führen thatsächlich auch die Darlegungen, welche jüngst Julius Schiller, königlich protestantischer Stadtpfarrer zu Nürnberg, veröffentlicht hat, um Shakespeare gegen Katholiken wie Ungläubige als „guten Protestanten" zu retten.

„Die englische Reformation", sagt er[1], „unterscheidet sich wesentlich von der der andern Länder. Sie ging nicht aus dem ringenden Gewissen eines Augustiners, aus dem Mitleid eines Mönchs mit dem sittlich tief gesunkenen Zustand seines Volkes hervor wie die deutsche; sie hatte auch nicht wie in Frankreich das Organisationstalent eines Calvin zum Mittelpunkt. Sie war ausschließlich ein englisches Gewächs, aus Englands Boden entsprossen, für englischen Boden bestimmt und auf englischem Boden fruchtbar: ein Zusammenschluß von Altem und Neuem, ein Festhalten der gefundenen Wahrheit im Dogma, ein Anpassen an katholisirende Elemente in Verfassung und Cultus. Aber im letzten Grunde war das Alte eben doch vergangen. Das Mittelalter mit seinen Licht- und Schattenseiten hatte einem neuen Geiste Platz machen müssen. Das skeptisch-sinnliche Genießen des Lebens hörte auf, so gut wie die ascetische Verachtung der irdischen Güter und Verhältnisse. Die Verbindung des Christenthums und des Menschenthums und deren beiderseitige Berechtigung ward wieder anerkannt. Man warf das Leben nicht mehr weg im Blick auf den Himmel, sondern versuchte jenes in richtige Beziehung zu diesem zu setzen. Man verhehlte sich nimmer die Wichtigkeit und Bedeutung dieses Lebens und dieser Zeit als eines kleinen Theils, eines Bruchstücks der Ewigkeit. Das Gewissen ward in seine alten Rechte wieder eingesetzt. Ein thatsächliches Sündenbewußtsein, ein wirkliches Erlösungsbedürfniß durchströmte die Menschen. Mit Entfernung alles Mechanischen, Ceremoniellen und Magischen, mit Uebergehung aller Ablaßscheine und Dispensationen, ohne Furcht vor Fluch und Bann war dem protestantischen Geist die große Aufgabe gestellt, den Menschen wieder in das richtige Verhältniß zu Gott zu setzen. Ein heißer Kampf, bei dem es galt, mit Jahrhunderte hindurch eingewurzelten traditionellen Anschauungen aufzuräumen, mit alten Vorurtheilen zu brechen, wenn man dem als wahr erkannten Neuen gerecht werden wollte. Die göttliche Immanenz kam wieder in Geltung gegenüber einer schriftwidrigen Ueberweltlichkeit. Gott ist nicht bloß über der Natur, sondern schaffend und wirkend durch seinen Geist in ihr. Er ist nicht fern von einem jeglichen unter uns. Das waren die geistigen Eroberungen der neuen Zeit, geahnt und schüchtern ausgesprochen von universalistisch angelegten Geistern im Mittelalter, welche ihrer Zeit vorausgeeilt, aber von der kirchlichen Macht bis dahin erstickt und gewaltsam unterdrückt worden waren als unvereinbar mit römischer Lehre, als seelengefährliche Irrthümer.

„Die neuen Ideen waren im Begriff, Wurzel zu fassen, die alten Anschauungen ausstoßend oder mit diesen sich versöhnend — da ward Shakespeare geboren.

„Er ist der erste (!), in welchem sich der moderne Geist, der von der Welt weiß, der die gesamte Wirklichkeit zu begreifen sucht, energisch zusammen-

[1] Ulrici a. a. O. S. 59 ff.

faßt. Daß bei unserem Dichter nicht ohne Kampf die Ueberzeugung der neuen Wahrheit sich Bahn brach, läßt sich vermuthen, Shakespeare ward gleich andern Zeitgenossen vor ein Entweder — Oder gestellt. Einen vermittelnden Stand gab es nicht. Entweder er sank zurück in die kirchlich-religiösen Anschauungen des Mittelalters, oder er ergriff mit der ganzen Intensität seines Verstandes, seines Willens und Gefühls den positiven (!) Geist und Zug der Neuzeit; und er hielt fest, erweiterte, bereicherte und vertiefte, was er gewonnen hatte.

„Das ist es, was uns allezeit zu Shakespeare hinziehen wird, was uns stets anheimelt, was uns bei dem Lesen seiner Werke, bei dem Hören seiner Schauspiele immer sympathisch berühren muß: das christliche Fundament in seiner echt protestantischen Färbung."

Daß diese „protestantische" Färbung jedenfalls eine andere war als diejenige des deutschen Lutheranismus oder des französischen Calvinismus, daß der Anglikanismus ein Anpassen an katholisirende Elemente in Verfassung und Cultus in sich schloß, wird hier von vorneherein zugegeben. Wenn wir uns aber die angeblichen „neuen Ideen" ansehen, durch die sich der moderne Geist in Shakespeare als seinem ersten Repräsentanten zusammengefaßt haben soll, so finden wir hier nahezu lauter „alte Ideen", welche das Mittelalter längst besaß. Schon die großen Denker des Mittelalters, ein Albertus Magnus, ein Thomas von Aquin, ein Dante, haben von der Welt recht viel gewußt und die gesamte Wirklichkeit zu begreifen gesucht. Von der Allgegenwart Gottes in der Natur, von der Mitwirkung Gottes mit allem natürlichen Streben und Wirken waren diese großen Geister vollkommen überzeugt; nur die in sich widersprechenden Lehren des Pantheismus wurden von ihnen abgelehnt und von der Kirche, zu großem Nutzen des gesunden Menschenverstandes, verurtheilt. Die Rechte des Gewissens zumal in religiösen Dingen wurden im Mittelalter weit mehr geachtet als im Zeitalter der sogenannten Reformation und besonders der englischen unter Elisabeth, welcher es nur durch die grausamsten Zwangsgesetze gelang, den Katholicismus in England zu unterdrücken. Ein thatsächliches Sündenbewußtsein, ein wirkliches Erlösungsbedürfniß spricht sich in tausend Erscheinungen und Denkmälern des Mittelalters mit unwiderleglicher Klarheit aus. Die Verbindung des Christenthums und des Menschenthums, der berechtigten irdischen und der ewigen Interessen spiegelt sich in den Institutionen des Mittelalters in einer Klarheit und Harmonie, wie sie von spätern Zeitaltern kaum mehr erreicht worden ist. Die ascetische Verachtung der irdischen Güter und Verhältnisse hat sich in der Lehre und Praxis der mittelalterlichen Kirche nie von den Normen entfernt, welche Christus selbst in der Bergpredigt und durch sein eigenes Beispiel aufgestellt hatte. Ein „skeptisch-sinnliches Genießen des Lebens" als Grundcharakterzug des Mittelalters hinzustellen, ist gegen alle Geschichte; wohl aber ist ein solches für den Hof und die Zeit Elisabeths sattsam documentirt.

Was also J. Schiller für „neue Ideen" hält [1], was ihn bei Shakespeare

[1] Gewiß nicht uninteressant ist es, daß fast gleichzeitig G. Santayana Phil. D., Instructor of Philosophy an der Harvard-Universität in Amerika, in der New

so sehr anheimelt, sind gar keine Neuerungen, sondern Anschauungen, die der Dichter noch vom Mittelalter überkommen hatte. Mit dem „christlichen Fundament“ in Shakespeares Weltanschauung hat es ebendeshalb seine volle Richtigkeit, die „echt protestantische Färbung“ aber kann durch die angezogenen Momente nicht bewiesen werden. Dieselben sprechen weit mehr für die gemeinsame Auffassung Macaulays, Carlyles und Heines als für den frommen Wunsch Ulricis, daß Shakespeare doch ein „guter Protestant“ gewesen sein möchte.

II.

Es ist nicht unsere Absicht, die eingehenden Untersuchungen, welche F. Rio, A. Reichensperger, K. Zell, H. Thurston und J. M. Raich [1] über diesen Punkt geführt, noch einmal von vorne durchzuprüfen. Da indes ihre trefflichen Schriften lange nicht genug gelesen und gewürdigt worden sind, Shakespeare in sehr weiten Kreisen noch immer schlechtweg als ein „protestantischer“ Dichter gilt, so kann es nicht schaden, wieder einmal kurz die Hauptmomente zusammenzustellen, auf welche es in dieser Frage ankommt. Es wird sich daraus ergeben, daß Rio und Zell von Michael Bernays [2] nur in nebensächlichen, etwas zu weit gehenden Aufstellungen widerlegt worden sind, während sie in der Hauptsache ebenso recht behalten haben, wie die andern genannten katholischen Schriftsteller, welche die gegnerische Presse wohl ebendeshalb so wenig beachtet hat, weil sie gegen ihre Beweisführung nichts Stichhaltiges anzuführen wußte.

Den confessionellen Frieden kann die Erinnerung an diese Frage sicher nicht stören. Ein Dichter, den Katholiken und Protestanten gemeinsam für den ihrigen beanspruchen, ist ein handgreifliches Zeichen, daß sich unsere Anschauungen, Wünsche und Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade freundschaftlich begegnen, und daß es vielleicht nur der Beseitigung einiger alten Vorurtheile bedürfte, um

---

World einen Aufsatz mit dem Titel The absence of Religion in Shakespeare veröffentlichte, worin er versuchte, den großen Dichter als völlig religionslos hinzustellen. Eine gute Abfertigung der völlig haltlosen Behauptungen bringt H. T. Henry unter demselben Titel in The American Ecclesiastical Review (New York, Oct. 1897) p. 348—368.

[1] *A. F. Rio*, Shakespeare. Paris 1864; deutsch von Karl Zell. Freiburg, Herder, 1864. — Karl Zell, War Shakespeare Katholik? Historisch-politische Blätter LIV (1864), 81—121; LIX (1867), 321—341; LX (1867), 513—539. 587—615. 665—687. — A. Reichensperger, William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. Münster, Russell, 1872 (Frankf. Zeitgem. Broschüren Bd. VII, Heft 9 u. 10). — *Herbert Thurston*, The Religion of Shakspere. The Month XLV (1882), 1—19. — J. M. Raich, Shakespeares Stellung zur katholischen Religion. Mainz, Kirchheim, 1884.

[2] Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft I (Berlin 1865), 220—299. Eine gleichgesinnte Kritik von Rios Buch brachte The Edinburgh Review 1866, Nr. 251, p. 146—184. Obwohl Zell die Kritik Bernays' in den Historisch-politischen Blättern sehr eingehend und schlagend zurückwies, fand seine Replik in sehr weiten Kreisen gar keine Beachtung, als ob Bernays einfach das letzte Wort behalten hätte, was in den wichtigsten Punkten gar nicht der Fall ist.

sich wenigstens auf literarischem Gebiete gemüthlich zusammenzufinden. Zu den schlimmsten dieser Vorurtheile gehört wohl dasjenige, daß die katholische Kirche immer und immer wieder als ein Hemmniß wissenschaftlichen Strebens, ja als eine förmliche Verdummungsanstalt hingestellt wird, woraus dann von selbst folgt, daß die Katholiken in allem ein beschränktes, inferiores Volk sein müssen, ein so genialer Dichter wie Shakespeare nur Protestant gewesen sein kann. Ein so unbewiesenes und unbeweisbares Vorurtheil muß natürlich von unserer Untersuchung ausgeschlossen bleiben. Wir müssen die wirklichen historischen Thatsachen — für und gegen — möglichst genau zu formuliren und gewissenhaft gegeneinander abzuwägen suchen.

Dafür, daß Shakespeare Protestant gewesen, sprechen scheinbar folgende Gründe: 1. daß er in der protestantischen Kirche zu Stratford getauft wurde; 2. daß er bei dem anglikanischen Bischof von Worcester um einen Erlaubnißschein einkam, um sich nach „einmaliger Verkündigung“ mit Anna Hathaway zu verheiraten; 3. daß er in der Kirche von Stratford begraben wurde; 4. daß er in seinem Testament den größten Teil seines Eigenthums seinen zwei protestantischen Töchtern vermachte und zu Testamentszeugen lauter Protestanten wählte, mit Ausnahme eines einzigen, Thomas Russell, der allenfalls katholisch gewesen sein könnte; 5. daß seine Lieblingstochter Susanna (vermählt mit dem puritanischen Arzte Dr. Hall) in ihrer Grabschrift wegen ihrer besondern Frömmigkeit in protestantischem Sinne belobt wird.

Alle diese Thatsachen lassen sich indes mit Rücksicht auf die damaligen Zeitverhältnisse damit vereinigen, daß Shakespeare selbst Katholik war. Denn erstlich fahndeten die protestantischen Behörden dermaßen auf katholische Kinder, daß es oft auch den eifrigsten und klügsten Katholiken unmöglich wurde, ihre Neugebornen der protestantischen Taufe zu entziehen. Ebenso konnte die Zwangslage Shakespeare nöthigen, um eine Eheerlaubniß einzukommen, obschon er bereits katholisch getraut war, um sich gegen polizeiliche Plackereien zu schützen; dafür, daß er protestantisch getraut war, liegt kein Zeugniß vor. Was sein Begräbniß betrifft, so liegen Fälle vor, daß in jener Zeit ein Priester, ein apostolischer Vicar, ein Jesuit in protestantischen Kirchen begraben wurden. Daß Shakespeares Töchter protestantisch wurden, schließt gar nicht aus, daß er selbst katholisch blieb; ihren Uebertritt konnte er kaum verhindern, da er, fast beständig abwesend, auf ihre Erziehung wenig Einfluß hatte; nachdem sie aber einmal protestantisch und mit Protestanten verheiratet waren, konnte er für die materielle Sicherung ihrer Zukunft wohl mit gutem Gewissen protestantische Testamentszeugen berufen.

Ohne jede Beweiskraft sind die Folgerungen, welche Ulrici (I, 262) aus einer Notiz in den Rechnungen des Kämmerers von Stratford zieht, zufolge der 1614 „XX d. (1 sh 8 p.) für ein Quart Sekt und ein Quart Claret-Wein, gegeben einem Prediger in dem New Place“, aus der Stadtkasse gezahlt wurden. Denn unbewiesen ist, daß Shakespeare bei der Spendung jener Trünke zugegen war, falls er dort gewohnt haben sollte; unbewiesen, daß der Prediger um seinen Katholicismus wußte, wenn er denselben sorgfältig geheim hielt; unbewiesen, daß Shakespeare als Katholik bei jener Trunkspende, wenn dieselbe etwa von einer

seiner Töchter vorgenommen worden wäre, nicht zugegen sein konnte[1]. Das einzige, was aus der Stelle folgt, ist, daß „precher“ wenn der (Ausdruck nicht hier einen beliebigen „Festredner“ bedeutet) schon damals Durst hatten, und daß einer von ihnen 1614 im New Place ein Quart Sekt und ein Quart Claret auf Kosten der Stadt bekommen hat. Ein klares und directes Zeugniß, daß Shakespeare Protestant gewesen, gibt es nicht; wohl aber gibt es ein solches dafür, daß er als Katholik gestorben ist. Der protestantische Geistliche William Fulman (gest. 1688, also 72 Jahre nach Shakespeares Tod) schenkte seinem Freunde Richard Davies, seit 1695 Rector von Sapperton in Gloucestershire († 1708), eine Sammlung von biographischen Notizen, die letzterer mit Zusätzen versah. Fulman schließt seine Bemerkungen über Shakespeare mit den Worten: „Er starb am 23. April 1616, 53 Jahre alt, wahrscheinlich zu Stratford, wo er begraben ist und ein Monument besitzt,“ „auf welchem“ — so fährt Davies ergänzend fort — „er jeden mit einem schweren Fluche belegt, der seine Gebeine entfernt. Er starb als Papist (He dyed a papist).“ Aus der Zeit Shakespeares selbst liegt allerdings kein Zeugniß vor, welches die Angabe Fulmans bestätigte. Von keinem zeitgenössischen Schriftsteller wird Shakespeare als Katholik bezeichnet oder auch nur angedeutet. Kein zeitgenössisches Actenstück erwähnt ihn als solchen. Sein Name fehlt vollständig auf den Recusanten-Listen von Stratford, die zu dieser Zeit sonst ungewöhnlich viele Namen enthalten. Die steigende Wohlhabenheit und das Ansehen, dessen er in Stratford genoß, begünstigen die Annahme, daß er allgemein daselbst als Protestant galt und deshalb allen Verfolgungen entging, welche die Katholiken trafen. In seinem Testament findet sich keine Formel und kein Ausdruck, die irgendwie einen Katholiken verriethen. Der einzige Wink, der etwa hierauf gedeutet werden könnte, liegt in der Furcht, die er in seiner selbstverfaßten Grabschrift ausdrückte, daß seine Asche in ihrer Grabesruhe gestört werden möchte:

Good friend, for Jesus sake forbear,
To dig the dust enclosed here,
Blest be the man that spares these stones,
And cursed be he that moves my bones.

Ein bestimmter Schluß läßt sich aus dieser Furcht nicht ziehen, und so fehlt denn aus der Lebenszeit des Dichters selbst jedes ausdrückliche äußere Zeugniß, das ihn unmittelbar als Katholiken bezeichnete.

Daß die Angabe Fulmans indes nicht bloß zur chronique scandaleuse von Stratford gehört, wie Ulrici meint, sondern wenigstens Berücksichtigung, wenn nicht Glauben, verdient, dafür sprechen die folgenden, allerdings nur indirecten Momente:

1. Shakespeares Großvater mütterlicherseits, Robert Arden, war nach Ausweis seines Testamentes (24. Nov. 1556, also nur 8 Jahre vor des Dichters Geburt) Katholik. 2. Shakespeares Vater und Mutter wurden 1557,

[1] Vgl. *Dyce*, The works of W. S. I, 136.

noch unter Königin Maria, nach katholischem Ritus getraut. Ueber einen Abfall vom Glauben liegt kein Zeugniß vor; es ist also anzunehmen, daß sie auch katholisch waren, als William geboren wurde und heranwuchs. 3. Die Familie der Mutter (Mary Arden) wurde schwer von der Katholikenverfolgung betroffen, die seit 1580 wüthete. Im selben Jahr, als William seine Ehe einging (1583), wurde ihr naher Verwandter Edward Arden nebst seiner Frau, seinem Schwiegersohn Sommerville, dessen Schwester und einem Missionspriester Hall eingekerkert, Sommerville im Kerker erdrosselt, Arden, obwohl er auf der Folter seine Unschuld betheuerte, als angeblicher Hochverräther gehängt und geviertheilt; die andern wurden zwar begnadigt, aber erst nachdem sie Kerker und Folterqualen ausgestanden. 4. Durchaus räthselhaft ist es, daß Shakespeares Vater, noch 1568 High Bailiff, 1571 erster Alderman der Stadt, 1570 und 1575 zum Ankauf zweier Häuser befähigt, 1578 das Heiratsgut seiner Frau verpfänden mußte, 1580 es wieder einzulösen versprach, 1586 auf einen Pfändungsbefehl erwiderte, daß kein pfandbares Object vorhanden sei, worauf ein dreimaliger Haftbefehl wider ihn erging, er als Alderman abgesetzt und in Haft gesetzt wurde. Dieser seltsame Umschwung wird mit all seinen Einzelumständen sehr leicht erklärbar, wenn man annimmt, daß er, des Papismus verdächtig, von den damals über die Katholiken verhängten Vexationen und Gelderpressungen betroffen wurde. 5. Zu dieser Annahme liegt reichlich Grund vor, da er zweimal, zuletzt im September 1592, mit acht Genossen als „Recusant", der den staatsgesetzlich vorgeschriebenen monatlichen Besuch des Gottesdienstes verabsäumt hatte, vor eine Commission geladen wurde, welche officiell in der Grafschaft Warwickshire auf „Jesuiten, Priester und Recusanten" zu fahnden hatte. An der Spitze der Commission stand der puritanische Friedensrichter Thomas Lucy, über den sich William Shakespeare in den „Lustigen Weibern von Windsor" in Spott ergeht. 6. Während John Shakespeare sich bei der Commission damit entschuldigt, er habe die Kirche nur deshalb nicht besucht, weil er fürchtete, von seinen Gläubigern verhaftet zu werden, trat er um dieselbe Zeit als Taxator bei der Inventaraufnahme von Ralph Shawe und Henry Fielde auf. Der Widerspruch, den wir sonst kaum zu lösen vermögen, löst sich sehr leicht, wenn man annimmt, daß John als katholischer Recusant sich durch jene fingirten oder wirklichen Schulden nur gegen die Vexationen der Katholikenverfolger zu decken suchte. 7. Die früher von ihm bekleideten Aemter bieten keine Schwierigkeit, da der Suprematseid für die städtischen Beamten nicht ausdrücklich vorgeschrieben, die Bill, welche ihn forderte, nicht überall streng durchgeführt wurde. 8. Endlich wurde bei einer Reparatur von Shakespeares Geburtshaus (1770) in einem geheimen Fach ein Testament John Shakespeares gefunden, worin derselbe ein ausdrückliches Bekenntniß seines katholischen Glaubens ablegte; das Original ist allerdings seither verloren gegangen, aber der berühmte Shakespeare-Erklärer Malone, dem es übergeben wurde, bezeugte seine Existenz und Echtheit.

Wägt man all diese Momente ruhig gegeneinander ab, so ergibt sich zum mindesten eine viel größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß William Shakespeare, der Sohn eines standhaften katholischen Recusanten und der Sprößling einer

schwer verfolgten Recusantenfamilie, dem Glauben seiner Väter treu geblieben sei, als für das Gegentheil.

Diese Wahrscheinlichkeit wächst noch beträchtlich, wenn man die Werke des Dichters mit in Betracht zieht. 1. Er hat sich zunächst in keinem seiner Werke offen oder verblümt als Protestanten bekannt oder die damals herrschende Staatskirche mit ihrem „jungfräulichen" Haupte verherrlicht, wie es die zeitgenössischen protestantischen Dichter, besonders Spenser, ausnahmslos gethan haben. 2. Er hat in Falstaff — Oldcastle — einen viel verehrten Vorläufer des Protestantismus unbarmherzig persiflirt (vgl. O. Pfülf, Die historische Vorlage von Shakespeares Falstaff, in dieser Zeitschrift Bd. LI, S. 37—64), die protestantischen Geistlichen nur als komische Personen gezeichnet und den Puritanismus, die schrofffste Form des englischen Protestantismus, beharrlich lächerlich gemacht. 3. Dagegen hat er die katholische Hierarchie und Ordensgeistlichkeit ausnahmslos mit Achtung und Ehrfurcht behandelt, einzelne Vertreter derselben sogar mit sichtlicher Vorliebe idealisirt. 4. Was Shakespeare über Rechtfertigung und Gnade, Willensfreiheit und gute Werke, Bibel und Tradition, Fegfeuer und Heiligenverehrung, Gebet, Buße und Ordensgelübde vorbringt, steht in vollem Einklang mit der katholischen Lehre, in vielfach schreiendem Widerspruch zu den Lehren Luthers, Calvins und der englischen Hochkirche. 5. In seinen „Historien" verherrlicht er das katholische England des Mittelalters und seine ritterlichen Ideale mit einer Liebe und Begeisterung, die zu der protestantischen Auffassung jener „finstern" Zeiten im schrofffsten Gegensatze steht, mit der katholischen vollkommen zusammenstimmt. 6. In seinen freien Phantasieschöpfungen ergeht er sich mit sichtlicher Vorliebe in den Regionen der italienischen, spanischen und französischen Novellistik, in Frankreich, in den Ardennen, in Navarra, in Wien, in Rom, Venedig, Mailand, Verona, Padua, Florenz, Neapel, Messina und Syracus, mit einer kosmopolitischen Freiheit, die den großen spanischen und italienischen Dichtern jener Zeit völlig congenial ist, gegen den engherzigen Territorialgeist des Protestantismus völlig contrastirt. 7. In seinem „König Johann", den er nach einer katholikenfeindlichen Vorlage dichtete, hat er sorgfältig alles ausgemerzt, was das katholische Gefühl beleidigen konnte; in seinem Lieblingshelden Heinrich V. einen Fürsten gezeichnet, der ganz den Idealen des Mittelalters entspricht. 8. In seinem „Heinrich VIII." hat er den Urheber der englischen Glaubenstrennung als den willkürlichen, wollüstigen und grausamen Tyrannen geschildert, der er wirklich war, Königin Katharina als heldenmüthige Martyrin; damit hat er über den Ursprung der englischen Hochkirche ein unnachsichtliches Gericht gehalten. (Der 5. Act, der den vier vorausgehenden schreiend widerspricht, ist dem Stück von fremder Hand angeflickt worden.) 9. Die Einheit, Universalität, Sicherheit, Harmonie und Geistesfreudigkeit, die Shakespeares ganze poetische Welt beherrschte, konnte er unmöglich in den sich gegenseitig bekämpfenden Systemen des Protestantismus, dem kunstfeindlichen Puritanismus oder der fanatisch ausschließlichen, verfolgungssüchtigen Staatskirche, finden, sondern nur in jener Kirche, die das England seiner Tage mit jenem des Mittelalters und der gesamten christlichen Welt verband.

III.

Hiermit dürften so ziemlich alle Hauptmomente erschöpft sein, welche in Bezug auf Shakespeares Religion in Betracht kommen können. Versuchen wir aus denselben das Facit zu ziehen.

Wollten wir dem Beispiel der meisten Protestanten folgen, so wäre die Sache ziemlich einfach. Wir würden eine geringere oder größere Wahrscheinlichkeit ohne weiteres für moralische Gewißheit erklären und triumphirend ausrufen: Shakespeare war Katholik! F. Rio hat das herzhaft gethan, und in Rücksicht auf das Verfahren der Protestanten mit demselben oder mit viel besserem Rechte. Denn wenn die Kritiker der naturalistischen Schule Shakespeare als den großen Befreier priesen, der die Poesie von den unfruchtbaren Chimären des Idealismus erlöste; wenn orthodoxe Protestanten ihn als den Propheten feierten, der England vom Joche des Papstthums und vom römischen Aberglauben mitbefreien half; wenn moderne Ungläubige ihn zum unabhängigen Genie erhoben, das die Menschheit von jeder positiven Religion entfesselte und der pantheistischen Denkfreiheit entgegenführte, so standen Rio weit bessere, triftigere und haltbarere Gründe zu Gebote, um ihn für einen Katholiken zu erklären, der zwar nicht offen und ohne Visir seinen Glauben bekennen konnte, der ihn aber mittelbar in seinen Kunstschöpfungen vielfach zum Ausdruck brachte und sachlich vertheidigte.

Wir gehen nicht so weit. Wir geben zu, daß die vorhandenen Zeugnisse nicht ausreichen, um die Frage nach Shakespeares Religion einfach und mit völliger Sicherheit zu entscheiden.

Es ist möglich, daß er in seiner Kindheit und Jugend noch eine katholische Erziehung erhalten; ebenso möglich ist, daß die katholische Erziehung, die er von seiner Mutter erhielt, an der Schule von Stratford durch protestantische Einflüsse durchkreuzt wurde. Die frühe Heirat des Achtzehnjährigen mit der acht Jahre ältern Anna Hathaway, die Nachricht von seinen Wilddiebereien, die rasche Trennung von seiner kaum gegründeten Familie und seine Hingabe an das damalige Theater und Theaterleben lassen kaum erwarten, daß er sich in seinen Jünglingsjahren ernst und tief mit den religiösen Controversen seiner Zeit befaßte. In seinen Jugenddichtungen „Venus und Adonis“ und „Lucretia“, in seinen „Sonetten“ und in seinen frühesten Dramen spiegelt sich weder katholische noch protestantische Gesinnung, sondern Leben und Weben eines weltlichen Dichters, der, wenn vielleicht auch zeitweilig in die Netze irdischer Liebe und Lust verstrickt, sein besseres Selbst und sein ideales Streben derselben doch nicht opferte, sondern mit seinem Adonis der verführerischen Göttin entgegenrief:

O nenn es Liebe nicht: Lieb' ist entwichen
Zum Himmel, seit man Wollust Liebe heißt.
Als Liebe kommt die Mörderin geschlichen
Und schändet noch dazu, was sie zerreißt.
Der Schönheit Frische pflegt sie zu berauben,
Wie Raupen einen jungen Baum entlauben.

Die Lieb' erquickt wie Sonnenschein nach Regen;
Wollust ist Sturm nach kurzem Sonnenschein.
Ein ewig junger Lenz der Liebe Segen;
Der Wollust Winter läßt im Sommer schnei'n.
Liebe hält Maß, Wollust hat nie genug;
Lieb' ist getreu, doch Wollust nichts als Trug [1].

All diese Dichtungen enthalten übrigens nichts, was nicht auch ein italienischer Humanist jener Zeit hätte schreiben können, ohne mit der kirchlichen Censur irgendwie in Conflict zu gerathen. Calderon hat später (1659), nachdem er schon neun Jahre Priester war, in seinem Festspiel „Der Purpur der Rose" (La Purpura de la Rosa) zur Feier des Pyrenäischen Friedens ein vollendetes Seitenstück zu Shakespeares „Venus und Adonis" verfaßt, das allerdings die Verfänglichkeit des Stoffes weit befriedigender überwindet [2].

Während Shakespeare sich in London der Bühne widmete, wurden, nach Challoners Listen [3], zum Theil daselbst, zum Theil im übrigen England, gegen 200 katholische Priester um ihres Glaubens willen gehängt und geviertheilt (darunter am 21. Februar 1595 der als Dichter nicht unbedeutende P. Robert Southwell S. J.), Hunderte von andern Priestern und Laien verbannt, geächtet, in den Kerker geworfen, schrecklich gefoltert, polizeilich ausgeraubt. Bei dem Eifer, welchen die Regierung und ihre Organe in der Verfolgung der Katholiken entwickelten, war es für einen Katholiken, der alle seine religiösen Pflichten erfüllte, zwar nicht absolut unmöglich, aber doch äußerst schwer, fast 20 Jahre lang dem Späherauge habsüchtiger Denuncianten und Häscher zu entgehen. Fast unglaublich erscheint es, daß ein solcher Katholik, unter der despotischen Herrschaft Elisabeths, in so jammervoller Zeit, bei steter Gefahr der Einkerkerung, der Expropriation und selbst des Lebens, sich frohen Muths der Bühne gewidmet und, scheinbar unbekümmert um die Leiden seiner Glaubensgenossen, die fröhlichsten, reizendsten Lustspiele gedichtet haben soll. Das wäre aber Shakespeares Fall.

Für seine ernsten, erschütternden Tragödien ist die Schwierigkeit geringer. Daß aber der wohlhabend gewordene Dramendichter und Dramaturge in dem halbpuritanischen Stratford abermal bis zu seinem Tode völlig unbehelligt geblieben ist, läßt sich kaum erklären, wenn man nicht annimmt, daß er, der Wucht der Verfolgung erliegend, sich äußerlich den Forderungen der Staatsreligion anbequemte, wenn er auch innerlich noch vielleicht seine katholische Ueberzeugung bewahrte. Die kümmerlichen Angaben über seinen Lebenslauf genügen nicht, um zu entscheiden, ob und inwieweit dies der Fall war. Unmöglich ist es nicht, daß er eine gewisse Accommodation an die Forderungen der Staatsgewalt für erlaubt

[1] Strophe 116. 117. Ueberſetzung von Simrock.

[2] Engelbert Günthner, Calderon und seine Werke I (Freiburg, Herder, 1888), 291.

[3] R. Challoner, Denkwürdigkeiten der Missionspriester und anderer Katholiken, die in England ihrer Religion wegen den Tod erlitten haben. 2 Bände. (Paderborn, Schöningh, 1852.) I, 11—18; II, 5—7.

hielt. In seiner dramaturgischen Stellung zu London war es ihm sicher leichter als in irgend einer andern Lebensstellung, die Spürhunde Elisabeths zu täuschen. Das sind indes bloße Möglichkeiten. Wir können nicht sicher sagen: Shakespeare war Katholik. Wir können aber ebensowenig sagen: Shakespeare war ein entschiedener, überzeugter Protestant. Ja die Wahrscheinlichkeit hierfür ist noch eine durchaus geringere. Die schwere Verfolgung, welche die Familie seiner Mutter um des Glaubens willen traf, und die Drangsale, welche seinen Vater wahrscheinlich um desselben Grundes willen heimsuchten, konnten ihn schwerlich unberührt lassen; das Gerücht, daß er als Papist gestorben, kann ebensowenig ganz aus der Luft gegriffen sein. Doch auch hier ist ein peremptorischer Beweis nicht vorhanden.

Gerade diese Unsicherheit reicht übrigens vollständig hin, um kategorisch alle Ansprüche derjenigen zurückzuweisen, welche Shakespeare zu einem hervorragenden Repräsentanten und Bannerführer des Protestantismus machen wollen. Wäre er das wirklich gewesen, so wäre eine solche Unsicherheit ganz undenkbar. Ein Mann von seinen genialen Anlagen wäre nicht nur zu einer viel bedeutsamern Lebensstellung gelangt, sondern unausbleiblich in den Vernichtungskampf hineingerissen worden, welchen die Königin gegen die alte Religion und deren Anhänger führte. Sein Name müßte uns nicht bloß auf einigen wenigen Privat-Actenstücken und auf den Ausgaben seiner Dramen begegnen, sondern in wichtigern Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen. Aber kein Zeitgenosse hat eben eine „Leuchte" des Protestantismus in ihm entdeckt. Er hat durch seine „evangelische" Gesinnung so wenig gestrahlt, daß später sogar in protestantischen Kreisen sich das Gerücht bilden konnte, er sei als „Papist" gestorben.

Ungleich wichtiger als die dürftigen Nachrichten über Shakespeares Lebenslauf wiegen aber in der uns beschäftigenden Frage seine Werke. Auch hier wollen wir abermals nicht ins Extrem gehen und etwa behaupten, sie legten unwiderlegliches Zeugniß ab, daß er als Katholik gelebt und gestorben sei. Auch hier genügt uns vollkommen die bescheidenere Behauptung, daß Shakespeares religiöse Anschauungen, wie sie sich in seinen Dramen offenbaren, noch ganz auf denjenigen des alten katholischen Englands fußen und nichts in sich schließen, was eine specifisch protestantische Gesinnung und Richtung verriethe, ja daß seine Werke weit mehr auf einen katholischen als auf einen protestantischen Verfasser hinweisen.

Nur zwei seiner Stücke scheinen einigermaßen auf den ersten Blick gegen diese Behauptung zu sprechen und haben schon Macaulay zu der Annahme geführt, daß Shakespeare, trotz seiner sonstigen Vorliebe für katholische Ideen und Institutionen, doch jedenfalls der päpstlichen Suprematie feindlich gegenüberstand. Es sind „König Johann" und „Heinrich VIII."

„König Johann" enthält wirklich eine Stelle, welche als wenig ehrenvoll für die Kirche und ihr Haupt jeden Katholiken beim ersten Lesen unwillkürlich stoßen muß und bei zahlreichen Protestanten den Eindruck erweckte: „Das kann kein Katholik geschrieben haben!" Wie Rio, Zell und Raich indes eingehend nachgewiesen, hat Shakespeare als Vorlage für dieses Stück ein gleichnamiges, unzweifelhaft protestantisches benutzt, das von den bittersten Ausfällen gegen Papst,

Mönche und Kirche strotzte, und bei seiner Umarbeitung nicht nur diese einzelnen Gehässigkeiten, sondern die ganze feindselige Tendenz so völlig ausgemerzt, daß eine solche Correctur sich weder aus bloß ästhetischen Rücksichten erklären läßt, noch einem wirklich überzeugungstreuen Protestanten jener Zeit zugeschrieben werden kann. Die eine Stelle, die bei diesem Reinigungsproceß stehen geblieben, läßt sich sehr leicht dadurch erklären, daß man annimmt, dem Dichter sei hier ein Versehen begegnet, oder er habe, bei seiner völligen Isolirung inmitten einer völlig protestantischen Umgebung, sich über einzelne Punkte kirchlicher Verfassung und Lehre nicht so genau unterrichten können, wie es ihm unter günstigern Umständen möglich gewesen wäre.

Selbst wenn der 5. Act von „Heinrich VIII." mit der oft angerufenen Prophezeiung Cranmers über die „jungfräuliche" Königin wirklich von Shakespeare wäre, würde dies an dem sonstigen Gesamtcharakter seiner Poesie nichts ändern. Der große Dichter wäre dann aus der Rolle gefallen, hätte sich einer seiner durchaus unwürdigen Schmeichelei schuldig gemacht und hätte sich in demselben Stücke auf die jammervollste Weise selbst widersprochen. Aber auch dann blieben die ersten vier Acte dieses Dramas durchaus katholisch, eine vernichtende Kritik Heinrichs VIII. und der englischen „Reformation". Bei weitem wahrscheinlicher, ja nahezu moralisch sicher ist, daß dieser 5. Act nicht von Shakespeare herrührt, und damit fällt die *einzige* Stelle in seinen Werken, die ein katholischer Dichter nicht geschrieben haben könnte, ohne seinem Bekenntniß untreu zu werden. Oder sollte dieser Dichter, einer der größten Menschenkenner aller Zeiten, der an die zwanzig Jahre Augenzeuge des sittenlosen Treibens, der despotischen und blutdürstigen Politik Elisabeths war, fähig gewesen sein, von ihr zu prophezeien:

Heil wächst mit dir,
In deinen Tagen ißt im Frieden jeder
Unter dem eignen Weinstock, was er pflanzte:
Des Friedens heitre Töne klingen rings,
Gott wird erkannt in Wahrheit; deine Treuen,
Durch dich geführt zum wahren Pfad der Ehre,
Erkämpfen hier sich Größe, nicht durch Blut.

Und dann gar die faustdicke, durch zahllose zeitgenössische Zeugnisse widerlegte Lüge:

Doch sterben mußt du,
Du mußt, die Heil'gen woll'n dich: *doch als Jungfrau*,
Als fleckenlose Lilie senkt man dich
Hinab zur Erd', und alle Welt wird trauern!

Nach Faunt war der Hof Elisabeths ein Ort, wo „alle Abscheulichkeiten im höchsten Grade herrschten", nach Harrington ein Ort, wo „es keine andere Liebe gab als jene des geilen Gottes der Galanterie, Asmodäus". Und Shakespeare, der diesen Hof genau kannte und durchschaute, sollte Elisabeth als einer „Heiligen", einer „Jungfräulichen" eine solche Lügenhuldigung dargebracht haben? Wer auch nur die geringste Achtung vor Shakespeare hat, kann an der Echtheit jenes 5. Actes nicht festhalten.

Außer der erwähnten Stelle in „König Johann“ und diesem offenbar gefälschten Act bietet Shakespeares Dramatik nichts, womit man ihm vor irgend einem spanischen Inquisitionstribunal jener Zeit hätte beikommen können. Seine Weltanschauung ist eine durchaus christliche ohne irgend einen Anflug von Pantheismus, Skepticismus oder Freigeisterei. Dem Puritanismus steht er nicht bloß ablehnend, sondern feindselig gegenüber. Die Glaubenswahrheiten, welche der Anglikanismus aus dem Vaterhause der katholischen Kirche mit sich nahm, finden sich unversehrt und ungetrübt bei ihm wieder, aber in ganz anderer Fassung und Stimmung als etwa bei Spenser und andern Schriftstellern der Zeit. Sie sind nicht aus ihrem alten Context gerissen, noch mit Behauptungen verquickt, die der alten Ueberlieferung widerstreiten. Es ist kein Bruch mit der katholischen Vergangenheit da. Shakespeare protestirt nicht wider sie, noch weniger formulirt er seinen Protest in den bekannten 39 Artikeln. In keiner der wichtigern Controverslehren stimmt er Luther oder gar Calvin zu. Wo er dieselben berührt oder streift, spricht er zwar nicht wie ein geschulter katholischer Theologe, aber wie ein katholischer Laie, der seinen Katechismus in der Hauptsache noch behalten hat. Ueber Willensfreiheit, Gewissen und Sünde, über Eid und Selbstmord spricht er sich völlig correct aus. Ueber die christliche Buße, die Jungfräulichkeit, das Ordensleben und die Ordensgelübde, Fegfeuer und Heiligencult äußert er sich in einer Weise, welche der protestantischen Anschauung völlig widerstreitet. Die Lehre von der Transsubstantiation und vom Primate streift er kaum, bekämpft sie indes nirgends. Während er protestantische Geistliche, besonders Puritaner, mit boshaftester Ironie geißelt, zeichnet er die katholischen Priester und Mönche in seinen Stücken mit sichtlicher Verehrung. Auch die Hierarchie des Mittelalters ist ihm kein Gegenstand des Hasses oder der Abneigung, sondern zum wenigsten künstlerischer Achtung, eine gewaltige Erscheinung im Gesamtbilde des Mittelalters, das er in seinen „Historien“ mit der ganzen Sympathie seines Dichtergeistes gezeichnet hat. Wie in seinen Geschichtsdramen, so spiegelt sich auch in seinen übrigen Stücken nicht eine vom Mittelalter abgetrennte, gegen dasselbe rebellirende Welt, sondern jenes Merry old England — jenes frohe Alt-England, wie es sich in regem Contact mit der humanistischen Bildung Italiens und Spaniens zur neuern Renaissance-Bildung entwickelte. Es klafft hier keine Lücke, kein Spalt, viel weniger eine unausfüllbare Kluft.

„König Johann“, „Richard II.“, „Heinrich IV.“, „Heinrich V.“, „Heinrich VI.“, „Richard III.“, „Heinrich VIII.“ führen uns aus den Tagen der Kreuzzüge bis herab in das Zeitalter Elisabeths, ohne daß der Dichter je mit revolutionärer Faust an den glorreichen Erinnerungen der Vergangenheit rüttelte. Vielmehr hat er seine wärmste, schönste und begeistertste Huldigung an England (in Richard II.) mit dem Andenken der Kreuzzüge, dem großartigsten Gedanken des Mittelalters, verknüpft, und dieser Geist mittelalterlicher Romantik beherrscht seine gewaltigen, erschütternden Geschichtsbilder bis herab zu dem letzten, wo er sich selbst zum Anwalt der von aller Welt verlassenen Martyrin Katharina von Aragonien macht und dieses erste Opfer des protestantischen Fanatismus in glorreichster Weise verherrlicht.

Wie diese schönsten Geschichtsdramen der Weltliteratur, so haben auch seine antikisirenden Komödien und Tragödien mit der vielgepriesenen Reformation des Dr. Martin Luther ganz und gar nichts zu schaffen. Die „Komödie der Irrungen", „Troilus und Cressida", „Julius Cäsar", „Antonius und Cleopatra" und „Coriolan" sind so gut wie die antikisirenden Autos und Comedias des Calderon aus der Renaissancebildung des 16. Jahrhunderts herausgewachsen, die bekanntlich nicht aus Wittenberg und Genf stammt, sondern aus dem vielgelästerten Italien und aus dem noch mehr gelästerten Rom. Da hatte das Interesse für die antike Welt locale und nationale Anknüpfungspunkte, da mischten sich die Erinnerungen derselben mit den Ideen des ausgehenden Mittelalters und dem Volksleben der neuern Zeit, von da sind die drolligen „Zwillinge" des Plautus und der „Cäsar" des Plutarch als lebensfähige Bühnengestalten zu dem nebligen, isolirten England gedrungen, um durch Shakespeares Hand neu belebt und Gemeingut der ganzen modernen Welt zu werden.

Der „Kaufmann von Venedig", „Romeo und Julia", „Othello", „Die beiden Veroneser", „Was ihr wollt", „Viel Lärm um nichts", „Wie es euch gefällt", „Maß für Maß", „Der Widerspänstigen Zähmung", „Das Wintermärchen", „Liebes-Leid und -Lust" weisen theils durch Schauplatz, Handlung und Charakteristik, theils durch die Quellen des Stoffes auf den katholischen Süden, und zwar vorzugsweise das sonnige und wonnige Italien, als die eigentliche geistige Heimat hin, wo Shakespeares Poesie erblüht ist. Mochten es auch nur abgeblaßte Uebersetzungen und Bearbeitungen sein, aus denen er schöpfte: da traf sein empfänglicher und schaffenslustiger Geist mit den Novellisten Italiens und mit den großen Dramatikern Spaniens zusammen. Wer Cervantes, Lope de Vega und Calderon genauer kennt, dem kann ihre innige Verwandtschaft mit Shakespeare nicht entgehen. In all den genannten Stücken ist keine Faser von jenem selbstgerechten Pharisäismus, der die eigentlichen Bannerträger der Glaubenstrennung charakterisirt, sondern jene fröhliche Lebenslust, welche die vielgeschmähte Inquisition der Literatur und Bühne der romanischen Länder gönnte. Shakespeare hätte alle diese Stücke getrost in Florenz oder in Madrid schreiben können. Sie passen hundertmal besser dahin als an den Hof der „jungfräulichen" Königin, deren pharisäische Heuchelei, Despotie und blutige Verfolgungssucht heute auch von den protestantischen Historikern Englands ziemlich allgemein zugestanden wird.

„Der Sturm" und der „Sommernachtstraum" sind durchaus auf demselben Boden gewachsen wie die eben genannten Stücke. Sie sind ohne den poetischen Wunderglauben des Mittelalters kaum denkbar: das nüchterne Philisterthum, das der Protestantismus herangezogen, riskirt in diesem fröhlichen Feenreich die unliebsamste aller Metamorphosen. In den „Lustigen Weibern" hat denn auch Shakespeare dem John Oldcastle, dem glorreichen Vorläufer der noch glorreichern „Reformation", eine Verherrlichung angedeihen lassen, die jener Metamorphose in reichem Maße entspricht.

„König Lear", „Macbeth", „Cymbeline" und „Hamlet" führen uns in das Reich der mittelalterlichen Sage zurück, aber mit einem furchtbaren, tragischen, oft fast melancholischen Ernste, der uns wiederholt die Vermuthung nahelegt, der

titanische Dichter, der sich im Mittelalter und im Reiche der südlichen Renaissance so glücklich und heiter fühlte, sei nicht nur mit den Theaterzuständen zu London herzlich unzufrieden gewesen, sondern habe auch in den blutigen Verfolgungen und Katastrophen seiner Zeit einer schönern und bessern Zukunft entgegengeseufzt. „Timon von Athen", nach allgemeiner Schätzung das letzte oder eines der letzten Stücke Shakespeares, läßt uns nicht glauben, daß ihm das ersehnte Glück zu theil geworden. Der Triumph des Protestantismus unter Elisabeth und Jakob I. bedeutete für ihn nicht jene herrliche, glückliche Zeit, welche sein Dichterherz ersehnte. Wenn er bis zu seinem Tode noch eine frische Schaffenskraft bewahrte, so waren daran nicht die Bluturtheile schuld, mit welchen Jakob I. die letzte Erinnerung an seine schmählich hingemordete Mutter auszutilgen suchte, nicht die theologischen Siege, welche er mittelst des Henkers feierte und bekräftigte, sondern jene unvergängliche Lebenskraft, welche der Dichter selbst in der Erinnerung und Ueberlieferung der katholischen Vergangenheit schöpfte.

Als Dichter ist Shakespeare kein Protestant. Er gehört uns. Die Romantiker haben ihn ganz richtig mit Dante und Calderon zugleich auf ihr Banner erhoben. Wohl ist er viel weltlicher, naturalistischer als die beiden. Er ist kein theologisch-philosophischer Dichter wie der große Florentiner; doch der weltliche Bühnendichter Calderon reicht ihm als ebenbürtiger Genosse die Hand und verknüpft ihn als Dichter der Autos mit dem gewaltigen Seher, der die Divina Commedia gesungen.

A. Baumgartner S. J.

Buddhismus und ethische Cultur.

Ethische Cultur und buddhistischer Pessimismus stehen sich anscheinend schroff gegenüber. Aber die Gegensätze sind bloß scheinbar. Und je länger wir darüber nachsinnen, desto mehr schwindet der Gegensatz jener beiden Richtungen, um so größere Gemeinschaft entdecken wir. Was Gegensatz schien, wird zur Parallele; und gerade diese Parallele wirft ein neues Licht in das geheimste Seelenleben der modernen Gesellschaft, in die verborgensten Gänge und Irrgänge ihres Sinnens und Trachtens. Sie beleuchtet grell die Sisyphusarbeit des Irrthums. Worin wurzeln die Bestrebungen für ethische Cultur? Auf welchem Untergrunde ruht ihr Ideal? In der Beantwortung dieser Frage gewinnen wir ein anschauliches Seitenstück zu Culturströmungen, die in die vorchristliche Zeit zurückreichen und einen seltsamen Kreislauf des Irrthums enthüllen.

In Deutschland regen sich seit einigen Jahren kräftiger die Bestrebungen zur Förderung einer Cultur, die gleich dem Pessimismus auf dem Boden der autonomen Sitte und Sittlichkeit ruhen soll. Diese Bestrebungen haben sich zu einer festen Gesellschaft zusammengeschlossen. Sie sucht ein Ideal, das vom Streite der Schulen unberührt bleibt, einen Grund, der alle Gegensätze im Bilde geläuterter Humanität aussöhnend vereinigt. Die Frage nach Gott und Seele, Ursprung der Welt und des Menschen ruft nur Gegensätze wach, welche die Menschheit zerklüften. Wo liegt die feste Bürgschaft für eine Moral? Auch der Atheist und Materialist möchte sich das Recht nehmen, „gut" zu sein. Die Gesellschaft für ethische Cultur will die Zauberformel gefunden haben.

„Die deutsche Gesellschaft für ethische Cultur[1] wurde von einer kleinen Zahl begeisterter Menschen gegründet, deren Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn verletzt und entflammt worden war durch die an leitenden Stellen ausgesprochene Behauptung, daß es keine gesicherte Moral, insbesondere keine gedeihliche Volkserziehung geben könne auf der bloßen Grundlage vernünftigen Denkens über die menschlichen Dinge, sondern daß das Wohl der menschlichen Gesellschaft einzig und allein durch eine Volkserziehung gesichert werden könne, die auf dem festen Grunde überlieferter Anschauungen religiösen Inhalts beruhe und den Menschen, von frühester Kindheit beginnend, den Geboten einer Gottheit unterordne." Sie verkennen keineswegs, „daß die über alle Grenzen wissenschaftlichen Erkennens hinaus nach Antwort suchenden Gedanken der Menschenseele auch für die Gesittung des Einzelnen und der Gemeinschaften von tiefer Bedeutung sind". Aber sie bekämpfen „jede Zurückdrängung und Beengung freien und soliden Denkens, aufrichtigen und unabhängigen Forschens". Diese Beengung „trägt zur Vergrößerung der innern und äußern Nöthen der Menschheit bei". „Ein solcher Druck trifft aufs härteste die geistige Freiheit." Die ethische Cultur wendet sich gegen den religiösen Charakter des Unterrichts; denn der religiöse Unterricht ruht auf dem Gottesglauben, auf dem Glauben an ein Jenseits und eine Vergeltung im Jenseits. Der Gottes- und Jenseitsglaube aber

[1] Vgl. zum folgenden: Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Cultur, Einleitungsrede von W. Förster, Professor und Director der Königl. Sternwarte zu Berlin. Berlin 1892. — Die ethische Bewegung in Deutschland, von Dr. W. Förster. Berlin 1892. — Geistesfreiheit und Gesittung, ein Beitrag zum socialen Frieden vom selben Verfasser. Berlin 1893. — Ueber die wirklichen Gefahren der Lage. Berlin 1893. — Die „Gesellschaft für ethische Cultur", in dieser Zeitschrift Bd. XLIV, S. 385 ff. 517 ff.

ist der Tummelplatz der erbittertsten Kämpfe. Man soll nicht in der zarten Kindesseele „diejenigen Anschauungen autoritativ cultiviren, welche die verschiedenen Menschen und die verschiedenen Menschengemeinschaften am leidenschaftlichsten voneinander trennen". Das sind „die kirchlichen und confessionellen Lehren"; es sind schon „die freiesten, bloß religiösen Anschauungen, auf deren Gebiete vielleicht ebenso leidenschaftliche Verschiedenheiten obwalten als auf dem confessionellen". Die Gesellschaft für ethische Cultur wendet sich gegen „die verbitternde Gehässigkeit, die dort zugleich mit dem orthodoxen Moralunterricht vielfach in die jungen Seelen gepflanzt wird", gegen die „düstere Moral", düster durch die Lehre von Gott, Seele, Jenseits, Vergeltung, gegen „die erschütternden Betrachtungen über die letzten Dinge". „Da entbrennt die Leidenschaft und lodert die Flamme auf; wenn sie sich auch nicht verdichtet zur lodernden Flamme des Scheiterhaufens, so glüht denn doch die Gluth des Hasses." Der Mensch muß sein „Denken und Erkennen gewissenhaft scheiden von seinem religiösen Gedankenkreise." „Eine von beiden Gedankenmächten erliegt, die ethische Gedankenmacht gegen eine mit den religiösen Vorstellungen zu eng verbundene Moral." Die ethische Cultur „erstrebt eine harmonische Erziehung auf ethischem Gebiete, welche in innigstem Einklang mit Vernunft und Wissenschaft vorgeht". Sie unterscheidet „frivole Religionslosigkeit" und „eine ernste und hochachtbare" Religionslosigkeit. Sie will „gesunde Seelen schaffen, deren tiefinnerstes Idealbedürfniß in den Zeiten der Lebensreife mit Nothwendigkeit auch zur rechten Würdigung der Cultusgemeinschaften führen wird". Den gleichgestimmten Seelen will sie „das friedenvollste Empfinden gewähren, das von pedantischer Herrschsucht nicht getrübt wird". Mit andern Worten: das Ideal der Sitte und Sittlichkeit muß vom Boden jeder Gotteserkenntniß losgerissen werden. Nur in einem solchen Ideal ist der Menschheit „die höhere Sicherheit ihrer Cultur, eine vollere Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Einrichtungen" gegeben. So sucht die ethische Cultur den Menschen zu adeln und zu stätig wachsender Vollkommenheit zu führen. Die menschliche Natur ist der gemeinsame Boden. Die in ihr schlummernden Kräfte müssen keimen und blühen und zur ethischen Vollendung reifen. Die Phantasie ist thätig, um in der Ferne schon ein glänzendes Ideal der höchsten Menschlichkeit auszumalen. Die ethische Cultur erstrebt die Läuterung und Vollendung menschlicher Liebe, fortwährend gesteigerte Läuterung und Durchgeistigung unseres Wesens; nur eines flieht sie, das klare und feste religiöse und

philosophische Bekenntniß. Der Standpunkt eines festen Systems von Gott und Seele, der Fragen: woher kommen wir, wohin gehen wir? ist in dem Ideal der ethischen Cultur überwunden. Solche Fragen bedrohen das Idealbild, das in der reinen Humanität ihr vorschwebt. Darum Freiheit von jeder Schule, jeder religiösen Partei! Mit diesem Rufe flüchtet sich die ethische Cultur aus den Wogen der religiösen Gegensätze in das „Heiligthum" der Humanität und der allgemeinen Menschenliebe.

Hat sich nun in der „ethischen Cultur" ein neuer erlösender Gedanke der Menschheit erschlossen? O nein. Gerade im Buddhismus ist der Versuch unternommen worden, durch Losreißung von jedem System, jeder Lehre über Welt und Seele die Menschheit zum Frieden und zur Erlösung zu führen. Und wie ist der Versuch ausgefallen?

Es leuchtet uns in diesem übereinstimmenden Versuch eine wirklich überraschende und höchst lehrreiche religionsgeschichtliche Parallele entgegen. Denn thatsächlich ist der Ueberdruß, das Mißbehagen gegen jede fest umschriebene religiös-philosophische Weltanschauung die „Wiege des Buddhismus". Nicht gegen den Inhalt der verschiedenen Theorien von Gott und Seele wendet sich der Buddhismus — das wäre ja sehr erklärlich, da wäre die Polemik angebracht —, sondern gegen den Versuch einer Theorie überhaupt, gegen den Versuch, die sittlichen Anforderungen mit einem solchen religiösen System zu verbinden. Das Sittlichkeitsideal muß unabhängig erfaßt werden. In den Schulen stehen nur sich befehdende Gegensätze gegenüber. Los von jeder Philosophie über Gott und Seele! war das Schlagwort, mit dem Buddha gegen die vielen Schulen seiner Zeit in den Kampf rückte. Er kämpft gegen jedes System, jede Schule der Philosophie. Alles wird bei ihm zur flachsten Allgemeinheit nivellirt. Sein ausebnendes System scheidet jeden Gegensatz der Anschauung über Gott und Seele aus, um zu dem kahlen, kalten Ideal „allgemeiner Bruderschaft im Nichts" zu gelangen.

Sehr anschaulich tritt uns diese grundlegende Position des Buddhismus in einer Stelle des Majjhima Nikāya [1] entgegen. Der Buddhist findet in allen jenen Fragen nach Gott und Seele nur „ein falsches Wähnen", ein „unfruchtbares Grübeln", das keinen Frieden bringt, nur neuen Zwiespalt herbeiführt. Alle Formen von Reflexionen stürmen auf den Philo-

[1] Die Reden Gotamo Buddhas, aus der mittlern Sammlung Majjhimanikāyo des Pāli-Canons übersetzt von K. E. Neumann (Leipzig 1896), S. 13 ff.

sophen ein. „Bin ich wohl in der vergangenen Zeit gewesen? Bin ich nicht gewesen? Was bin ich wohl in der vergangenen Zeit gewesen? Was bin ich geworden? Wie bin ich wohl in der vergangenen Zeit gewesen? Werde ich wohl in den zukünftigen Zeiten sein? Wie werde ich wohl in den zukünftigen Zeiten sein?" Und auch die Gegenwart erfüllt ihn mit Zweifeln. „Bin ich denn? Oder bin ich nicht? Was bin ich? Und wie bin ich? Dieses Wesen da, woher ist das wohl gekommen? Wohin wird es gehen?" Das sind die mannigfachen Erwägungen, denen sich die Philosophen hingeben, und aus diesen Erwägungen gehen sechs Hauptsysteme hervor. Bei solchen Erwägungen kommt der Philosoph zu einer der sechs Ansichten: „Ich habe eine Seele" wird ihm zur festen Ueberzeugung, oder die Ansicht: „Ich habe keine Seele." „Ich bin beseelt, aber werde einst entseelt sein." „Ich bin ohne Seele, werde aber einst beseelt sein." Oder aber er kommt zu folgender Ansicht: „Mein innerstes Selbst findet sich wieder, wenn es da und dort den Lohn guter oder böser Werke genießt; und dieses mein Selbst ist dauernd, beharrend, ewig, unwandelbar, wird sich ewiglich bleiben." Aber alle diese Vorstellungen und Gegensätze erscheinen dem Buddhisten nur wie eine Enge oder Höhle, die gefangen hält, wie ein Dorn, der sticht, wie ein Garn, das umstrickt. Aus allen Schulmeinungen will der Buddhismus den Menschen reißen und ihn zum Ideal edler Sitte (çīla) emporführen. Mit Hohn und Spott zeichnet eine andere Stelle [1] das Wirrsal philosophischer Lehrmeinungen. „Sie versteigen sich nun zu Ansichten: Ewig ist die Welt, zeitlich ist die Welt; endlich ist die Welt, unendlich ist die Welt; Seele und Leib sind ein und dasselbe, verschieden ist die Seele, verschieden der Leib; der Vollendete besteht nach dem Tode, der Vollendete besteht nicht nach dem Tode; der Vollendete lebt und lebt nicht nach dem Tode." Das alles sind thörichte, nutzlose Erwägungen, seichtes Geschwätz. Ihnen gegenüber soll in unvergänglicher Klarheit das Bild sittlichen Adels strahlen. „Reine Tugend führt zu reinem Herzen, reines Herz zu reiner Erkenntniß, reine Erkenntniß zu reiner Gewißheit, reine Gewißheit zu reinem Wissen." Alle Philosophie ist verkehrte Lehre [2]; sie führt nicht zur Erlösung. „Sechs verkehrte Lehren, ihr Mönche, sind das. Welche sechs? Da betrachtet, ihr Mönche, der unerfahrene gewöhnliche Mensch, der Lehre der Edeln unkundig, den Körper: der gehört mir, dies bin ich, dies ist mein Selbst; er betrachtet das Gefühl: das gehört mir, dies bin ich, dies

[1] Majjhima-nikāyo S. 255. [2] Ebd. S. 225.

ist meine Seele; er betrachtet die Wahrnehmung: diese gehört mir, dies bin ich, dies ist mein Selbst; er betrachtet die Unterscheidungen: die gehören mir, dies bin ich, dies ist mein Selbst; und auch den Satz, welcher lehrt: das ist die Welt, das ist die Seele, das werde ich nach meinem Tode werden, unvergänglich, beharrend, ewig, unwandelbar, ewig gleich, ja so werde ich verbleiben — auch davon hält er: das gehört mir, dies bin ich, dies ist mein Selbst." Aber solches Wähnen und Erwägen führt nur zur Verzweiflung. „Es hat z. B., o Mönch, einer den Glauben: das ist die Welt, das ist die Seele, das werde ich nach meinem Tode werden, unvergänglich, beharrend, ewig, unwandelbar, ewig gleich, ja so werde ich verbleiben; der hört vom Vollendeten oder von einem Jünger des Vollendeten die Verkündigung der Wahrheit, die alles Anhängen und Genügen an falschen Lehren, Dogmen, Systemen von Grund aus zerstört, die zum Aufhören alles Daseins führt, zur Entäußerung von allem Lebenstrieb, zur Vernichtung der Lebenslust, zum Ende des Wahnes, zur Auflösung, zur Erlöschung. Da wird ihm also zu Muthe: Vernichtet werde ich sein, oh, zu Grunde gegangen; ach! nicht mehr werde ich sein. Er ist traurig, gebrochen, er jammert, schlägt sich stöhnend die Brust und geräth in Verzweiflung." Aber diese Verzweiflung schwindet, wenn er sich von jedem Glauben an die Welt, die Seele, ein Jenseits, eine Ewigkeit loskettet und dann von dem Vollendeten „die Wahrheit entgegennimmt, die alles Anhängen und Genügen an falschen Lehren, Dogmen und Systemen von Grund aus zerstört, die zum Aufhören alles Daseins führt, zur Entäußerung von allem Lebenstrieb, zur Vernichtung der Lebenslust, zum Ende des Wahnes, zur Auflösung, zur Erlöschung". Buddha[1] kennt kein Gut, „dessen Besitz unvergänglich, beharrend, ewig, unwandelbar, ewig gleich dasselbe nur bliebe", keinen „Glauben an Unsterblichkeit, nach welchem der Gläubige von Wehe, Jammer, Leiden, Gram und Verzweiflung erlöst würde". Er kennt „kein System, keine Schule, die den Anhänger schützen könnte vor Wehe, Jammer, Leiden, Gram und Verzweiflung". „Da nun weder das Ich noch das Eigen, ihr Mönche, wahrhaft und wirklich erlangt werden kann, wie steht's um das Dogma, welches da lehrt: das ist die Welt, das ist die Seele, das werde ich nach meinem Tode werden, unvergänglich, beharrend, ewig, unwandelbar, ewig gleich, ja so werde ich verbleiben? Ist das nicht, ihr Mönche, eine völlig ausgereifte Narrenlehre?"

---

[1] Majjhima-nikâyo S. 227.

Und die Mönche antworteten: „Was wäre es denn anders, o Herr, als eine völlig ausgereifte Narrenlehre?“ Jedes System, jede Schule ist Narrenlehre. „Nur wer die zahllosen Systeme und Schulen der Philosophie überwunden, der ist glücklich dem Dunkel dieses Lebens entronnen.“ [1] Keine Philosophie, kein Dogma bringt Ruhe und Frieden. Jede Schule preist ihre Lehre als das Höchste. Aber ihr Begehren ist nur auf Streit und Widerspruch gerichtet. „Nach Disput begierig, dringen sie in die Versammlungen und werfen einander Thorheit vor; sie greifen den Kampf mit andern auf, um den Ruhm eines gewandten Streiters zu erwerben.“ Ein anschauliches Bild dieser Kämpfe entwirft uns das Suttanipāta.

Buddha erblickt in aller Philosophie, in jeder Schulmeinung nur eitle Dialektik. Die Caricatur eines solchen Philosophen zeichnet er in folgenden Worten [2]: Da lebte in Vesālī ein geübter Dialektiker, ein trefflicher Redner, hoch angesehen bei vielen. Der kündigte nun in ganz Vesālī an: „Den Asceten oder Brahmanen möchte ich kennen, sei er auch ein Meister mit zahlreichen Jüngern und Anhängern, und hielte er sich gleich für einen Heiligen, vollkommen Erwachten, der im Redekampfe mit mir nicht wankte, bebte, erzitterte, dem nicht der Angstschweiß aus den Poren rieselte! Ja, wenn ich eine leblose Säule mit meiner Rede anginge, würde selbst diese, von der Rede getroffen, wanken, beben, erzittern — geschweige denn ein Menschlein.“ Als ein solches Menschlein erscheint ihm Buddha. Er kündet den Kampf mit ihm an: „Mögen die erlauchten Licchavī zugegen sein. Heute wird zwischen mir und dem Asceten Gotamo eine Disputation stattfinden. Wenn mir da der Ascet Gotamo ebenso entgegentritt, wie einer seiner bekannten Jünger, der Mönch Assaji, mir entgegengetreten ist, so werde ich den Asceten Gotamo, gleichwie etwa ein starker Mann einen langhaarigen Widder bei den Haaren ergreift, heranzieht, herumzieht, rings herumzieht, mit der Rede heranziehen, herumziehen, rings herumziehen; oder gleichwie etwa der starke Knecht eines Branntweinbrenners das große Filtrirgeflecht in einen tiefen Wasserpfuhl wirft, am einen Ende festhält, heranzieht, herumzieht, rings herumzieht, so werde auch ich den Asceten Gotamo mit der Rede heranziehen, herumziehen, rings herumziehen; oder gleichwie etwa ein rüstiger Branntweinsäuberer das Destillirsieb am Henkel packt, hinschwenkt, herschwenkt, aussieht, so werde auch ich den Asceten

[1] Suttanipāta, ed. Fausböll vv. 785 sqq.
[2] Majjhima-nikāyo S. 357 ff.

Gotamo mit der Rede hinschwenken, herschwenken, aussseihen; oder gleichwie etwa ein sechzigjähriger Elefant in einen tiefen Lotusweiher steigt und ein Spritzbad vornimmt, so gedenke auch ich mit dem Asceten Gotamo ein Spritzbad vorzunehmen." In dem Bilde des stolzen Dialektikers erscheint das Zerrbild der stolzen, streitsüchtigen Schulweisheit, die von der einfachen, anspruchslosen Erlösungslehre Buddhas überwunden werden soll. Buddha nimmt den Kampf auf. Der Streit bewegt sich um jene Fragen, welche das Feld der philosophischen Forschung so mannigfaltig spalteten und zerklüfteten: Gibt es eine Seele, gibt es keine? Gibt es ein Jenseits, gibt es keines? Ist die Seele identisch mit dem Körper, ist sie verschieden, ist sie vergänglich, ist sie ewig? Buddha zeigt, wie widerspruchsvoll und nutzlos alle hierauf gegründeten Systeme sind. Keine Anschauung führt zur Erlösung. Die Versöhnung der Gegensätze wird nun in dem Ideale der Sittlichkeit gewonnen, das von allen jenen Fragen unberührt bleibt, in dem Ideale des zur vollständigsten Passivität gesteigerten Indifferentismus. Dieses Ideal vermag die widerspruchsvollsten Richtungen in bester Geselligkeit zu vereinigen. Es ist der Schein allgemeiner Liebe und friedsamer Gesinnung gegen alles Leben, der den düstern Abgrund der Verzweiflung an allem Wissen und der Abkehr von jeder festgeprägten Wahrheit überdeckt. Buddha siegt; der dreiste Philosoph „setzt sich verstummt und verstört, gebeugten Rumpfes, gesenkten Hauptes, das Antlitz von brennender Röthe übergossen, lautlos nieder". Später bekennt er: „Ich war freilich verwegen, o Gotamo, ich war vermessen, der ich glaubte, dem verehrten Gotamo könnte im Redekampfe entgegengetreten werden. Man mag vielleicht, o Gotamo, einem wüthenden Elefanten entgegentreten, ohne Schaden zu nehmen, aber nicht also dem verehrten Gotamo. Man mag vielleicht, o Gotamo, einer fauchenden Giftschlange entgegentreten, ohne Schaden zu nehmen, aber nicht also dem verehrten Gotamo."

In dem Triumphe, welchen der Erleuchtete über den anmaßenden Schulphilosophen feiert, soll der Grundgedanke des Buddhismus sieghaft leuchten. Loslösung von aller Systematik, Freiheit von jeder religiösen Voreingenommenheit bringt Erlösung. Die einzige Religion des Buddhismus ist, keine Religion zu haben, keinen Gottesglauben, keinen Glauben an das Jenseits als leitenden Stern zur „Erlösung" anzuerkennen. Was heute in der ethischen Cultur zum Ausgangspunkt einer neuen sittlichen Auffassung gewählt wird, das wurzelte schon im 5. Jahrhundert v. Chr. im Sittlichkeitsideal des Buddhismus. Er will jede auf den festen Boden

überlieferter religiöser Anschauungen sich gründende sittliche Läuterung ausschließen. Es scheint ein bestechender Gedanke, auf einem vom Streite der Schulen nicht zerklüfteten Grunde Sitte und Sittlichkeit zu cultiviren im Gegensatz zu jener sittlichen Anschauung, die mit ihren tiefsten Wurzeln im Gottesglauben, in der Religion gefestet ist. Die Religion, der Bekenntnißglaube, die Ideen über Gott und Seele, heißt es, seien eine morsche Grundlage für die sittlichen Aufgaben des Menschen. Die Religion, so sagt man uns, befindet sich in einem trüben Proceß der Auflösung. Sitte und Sittlichkeit muß uns im Ideal der von jenem Proceß unberührten Humanität gerettet werden. Eine grelle Beleuchtung erhält dieser Versuch in dem culturgeschichtlichen Bilde Buddhas.

Was hat der Buddhismus erreicht?

Er reißt sich los von einer Weltanschauung, die den Menschen den Geboten einer Religion unterordnet. In der Frage nach Seele und Jenseits sieht er Beengung aufrichtigen Strebens. Sie führt ihn noch tiefer in das Labyrinth der Zweifel. Diese Frage „trägt nur zur Vergrößerung der innern und äußern Nöthen der Menschheit bei". In diesem Indifferentismus wird er zum Zerrbild jener reichen Cultur, die in dem religiösen Cultus des alten Indiens gründet. Der Buddhismus ist eine drastische Illustration des Schicksals „ethischer Cultur", die sich vom religiösen Boden löst. Man hat gemeint, im Buddhismus habe das indische Leben einen neuen und kräftigen Aufschwung genommen, von ihm sei die Bethätigung eines neuen Geistes in Kunst und Leben ausgegangen, und aus den gewaltigen Gärungen eines neuen Culturlebens sei die buddhistische Weltanschauung geläutert und läuternd emporgestiegen.

Nichts entspricht weniger dem culturgeschichtlichen Bilde, das sich in der buddhistischen Literatur ausgeprägt hat. Das Gegentheil besteht zu Recht. Wohl ist es wahr, daß die Zeit des entstehenden Buddhismus sich in einem äußerst regen wissenschaftlichen und künstlerischen Leben zu erkennen gibt. In den geistigen Kämpfen zwischen den Schulen, die den Anbruch eines mittelalterigen Indiens so lebendig charakterisiren, sind alle Elemente der großen modernen Kämpfe, Materialismus und Idealismus, Nihilismus und Realismus, bereits aufeinander gestoßen. Die Geschichte keiner morgenländischen Philosophie ist so reich an innerem Leben, an kräftigen Gegensätzen und deren Widerstreit als die Geschichte der indischen Philosophie. Diese streitsüchtigen alten Schulen liegen sich beständig in den Haaren; es sind wissenschaftliche Turniere im besten Sinne, bei denen

das Für und Wider in heißem Kampfe durchgefochten wird. Die kampfgewaltigen Führer schlagen sich aufs tapferste untereinander. Hier wird Kraft und Talent zu regem Leben angespornt. Der Buddhismus hingegen flieht diese Turniere, indem er seine Weltanschauung auf die einfache Formel der Erlösung in Nirvana reducirt, eine Formel, „die keiner Gelehrsamkeit, keines jahrelangen Studiums, keiner Priester bedarf“ [1]. „Das ganze Volk ist zur Erkenntniß fähig und berufen, und jeder, der von dieser Erkenntniß durchdrungen ist, wird sich aus Mitleid zur Helferschaft und Mitarbeit an dem Erlösungswerk der ganzen Menschheit gedrungen fühlen.“ Aber gerade dieses Mindestmaß des zur „Erlösung“ nothwendigen Wissens brach jene strenge, bis aufs Tüpfelchen geordnete Schulzucht, in der das alte Indien sein heiliges Lehrgeheimniß bewahrt hatte. In der strengen Zucht und Lehre war eine gewisse Stätigkeit und Harmonie des Fortschrittes gesichert. Die Brahmanenschule glich einer Werkstätte, wo unter den Augen des Meisters gelernt werden mußte. Die strenge technische Schulzucht währte viele Jahre; sie steigerte die Anforderungen und spannte alle Kräfte zur geistigen Thätigkeit an. In den wissenschaftlichen Kämpfen rang sich der philosophische Geist zu einer höhern Vollendung empor. Allerdings — wer wollte es läugnen? — die brahmanische Philosophie ist nichts Fertiges, der Aufbau des Systems trägt vielfach den wild grotesken Charakter, der sich in Bauten und Tempeln in dem phantastischen Gepräge der Kunst wiederholt. Aber es regt sich doch wenigstens zähe, unverdrossene Arbeit, die nach stolzen Zielen ringt. Die Thatkraft und Frische schaut anders drein als jenes mattherzige Stillleben des Buddhismus. Im Brahmanismus liegt immerhin noch etwas Kraftvolles, im Buddhismus rührt sich nur eine frömmelnde Scheinseligkeit. Ihm fehlt die Spannkraft zu höherem Schaffen, zu ernstem Studium. Der Buddhismus vagabundirt zwar auf der weitesten Peripherie der Wissenschaft und Kunst und ahmt brahmanische Vorbilder nach. Aber er ist der überstrengen Schule der religiösen und wissenschaftlichen Zucht entlaufen. Bei der Ungebundenheit und Zerfahrenheit dieser in Schwärmen das Land überfluthenden Bettler konnte Pflege wahrer Wissenschaft sich nicht festigen. Im besten Falle kann eine solche Schule die Colportage eines fremden Wissens, fremder Cultur übernehmen. Und so ist es ja mit dem Buddhismus der Fall.

---

[1] Ed. v. Hartmann, Das religiöse Bewußtsein der Menschheit (Leipzig 1888) S. 334.

Er wurde der Kanal, durch welchen arische Cultur fremden Völkern und Ländern zuströmte, so daß durch Verschmelzung neue, aber minderwerthige Culturformen entstanden. Darin liegt seine culturgeschichtliche Mission, daß er die Schöpfungen und Schätze eines geistig überragenden Volksthums aus älterer Zeit nach außerindischen Ländern verpflanzte, aber auch hier nicht in der ursprünglichen Form und Vollendung. Das indische Geistesleben selbst hat der Buddhismus nicht zu höherer Blüthe entfaltet; er hat es nivellirt und immer tiefer herabgedrückt, bis er selbst an dem Stumpfsinn, der Starrheit und düstern Gleichgiltigkeit gegen alles höhere Leben in der eigenen Heimat zu Grunde ging. Was der Buddhismus in der äußern Fülle seiner Literatur zeigt, ist nur ein ins Kraut geschossenes Literatenthum, nicht Entfaltung und Blüthe innerer Kraft. Diese Literatur kann wohl den ersten Blick durch die Massenhaftigkeit bestechen; aber bei näherem Betrachten erkennt man, wie öde und kahl das geistige Leben hier sich kundgibt.

Der tiefste Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß der Buddhismus mit der überlieferten Sitte brach. Diese Sitte gründete ganz in religiösem Boden. Die religiösen Vorstellungen beherrschten Familie und Gesellschaft, Wissen und Kunst. In dem Bruch mit der religiösen Ueberlieferung lag der Bruch mit allen sittlichen und gesellschaftlichen, allen künstlerischen und wissenschaftlichen Idealen Indiens. Aus dem religiösen Cultus des alten Indiens war ein machtvolles, organisch gegliedertes Leben in Sitte und Recht, in Kunst und Wissen herausgewachsen. Der Buddhismus bezeichnet nur den morschen Abfall des organischen Aufbaues der brahmanischen Gesellschaft. Da ist keine ideelle Macht, die stolz wächst und befruchtend sich entwickelt, wie im Bereiche der brahmanischen Religion. Letztere kann gewiß zur Bewunderung nicht fortreißen. Wo die indoarische Cultur glänzende Lichtseiten aufweist, lagern daneben gerade in der Religion die tiefsten Schatten. Der christlichen Cultur steht sie unvergleichlich tief gegenüber. Aber selbst hier zeigt sich eine religiöse Ueberzeugung und Ueberlieferung als die entscheidende Macht im Leben des Volkes. Sie bleibt die bewegende, vorwärts treibende Kraft. Wir können nur Brahmanismus und Buddhismus vergleichen. Auch die brahmanische Cultur trägt den Stempel des Unfertigen, aber um so glänzender hebt sie sich selbst in der auf halbem Wege stehen gebliebenen Form ab, je mehr wir sie mit der im Buddhismus hervortretenden Versunkenheit alles ideellen Ringens zusammenhalten. Der Buddhismus bezeichnet in seiner ausebnenden Tendenz

nicht Fortschritt, sondern Stillstand und Rückschritt. In ihm ist kein Raum für Entfaltung einer wahren Kraft und eines wahren Talentes. Jede selbstschöpferische Originalität fehlt. Der Buddhismus verflacht das religiöse Wissen, um es möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen; er wird blaß und eintönig, ein halbes Wissen oder noch weniger als halbes Wissen, ein widerspruchsvolles Zwittergeschöpf, das hier nach Sittlichkeit ringt, dort den festen Boden der Sitte unterwühlt. Wahrhafte Bildung und Cultur sträubt sich gegen ein so ernüchterndes und beschränkendes Erfassen der sittlichen Hoheit und Würde. Die brahmanische Cultur zeigt in Recht und Sitte eine strenge und feste Physiognomie mit den bestimmtesten Zügen, die ein stark bewegtes Geistesleben eingegraben hat; im Buddhismus verflüchtigt sich das Bild zur unbestimmten Allgemeinheit. Aller Fortschritt des Wissens und der Kunst vollzog sich auf dem Boden der brahmanischen Cultur. In Poesie und Philosophie entfaltet letztere eine wirklich glanzvolle Außenseite, während der Buddhismus bis zum Uebermaß nüchtern und poesielos ist. Die brahmanische Ueberlieferung ist die Seele jeder aufstrebenden Bewegung, die Quelle des wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschrittes geworden.

In der religiösen Kraft liegt das Geheimniß, durch welches sich das Brahmanenthum als oberste Macht der geistigen Bewegung in Indien behauptet hat. Die Macht der fortschreitenden Entwicklung riß auch den nüchternen Buddhismus unwillkürlich mit auf die Bahnen der Kunst. In den ersten Jahrhunderten bewahrte er noch viel von brahmanischer Cultur. In seinen Kunstgebilden regt sich brahmanisches Können. Aber der innere Proceß drängte immer mehr, abzubröckeln, und je mehr sich der Buddhismus mit nichtarischen Völkern verschmolz, um so krasser trat auf arischem Boden selbst seine innere Fäulniß hervor, um so schneller welkte seine scheinbare Blüthe ab. Als die Wurzel dieses Rückschrittes erscheint die ausebnende, alles nivellirende Lehre des Buddhismus, bei der jeder Unterschied sich verdünnte und verflüchtigte. Der Buddhismus ist nichts Klares und fest Abgerundetes, er ist mit sich selbst zerfahren; während er jeden Gegensatz der Schule flieht, ruft er gerade dadurch ein wahres Durcheinander in allen Grundbegriffen hervor. Am deutlichsten tritt dies in seinem widerspruchsvollen Ideal der Glückseligkeit, in Nirvana, hervor. Er will sich über den Widerstreit der vielen Systeme erheben, die in erbittertem Gegensatz sich bekämpfen. Nur Erlösung, Erlösung in Nirvana. Er lehnt jede Controverse über Gott und Seele ab und entzieht damit

dem alles beherrschenden Ideal den festen Grund. Die Bedeutung des Ideals verbleicht, nachdem der ursprüngliche Zusammenhang durchschnitten ist. Nirvana ist ein todtes und widerspruchsvolles Gebilde, die vom Nirvana beglückte buddhistische Jammergestalt das treueste Bild einer Weltanschauung, die ohne Seele und Seligkeit des Jenseits nach Entfaltung der Sitte ringt, um zuletzt allen sittlichen Ernst, der noch im Brahmanismus steckt, zu untergraben. In Buddha leuchtet nur das Wahrzeichen einer zerstörenden Macht. Der Grundgedanke des Buddhismus, mag er in der ethischen Cultur oder im Pessimismus eine neue Scheinblüthe erstreben, ist der Erbfeind unseres höhern Geisteslebens. Im Buddhismus verkörpert sich nur ein Bild der Auflösung und Verneinung, der sittlichen Zerfahrenheit und Blasirtheit. Eine gewisse Halbreife, die aus dem Brahmanismus gewonnen ist, mischt sich mit einbrechender sittlicher Fäulniß. Der Buddhismus proletarisirt das geistige Leben Indiens, indem er jede reichere und tiefere Erfassung der vornehmsten Fragen ausschließt. Ja in dem Wesen des buddhistischen Pessimismus liegt eine Opposition gegen die Gesellschaft überhaupt, aus deren Mitte er hervorging.

Der Buddhismus widerstrebte in besonderer Weise dem organischen Aufbau des socialen Lebens in Indien. An dem Widerspruch auf diesem Gebiete ging er in Indien zu Grunde, um auf nichtindischem Boden in tieferer Cultur emporzuwuchern. Dieses sociale Leben wurzelt in der Gliederung und Gruppirung nach Ständen und Berufen. In sehr großen socialen Gruppen bietet die Geschichte der indischen Gesellschaft ein höchst anziehendes Kapitel zur Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Seit frühester Zeit machte sich eine wachsende Scheidung geltend, die das indische Volk nach Ständen und Berufen gliederte. Die Grundscheidung tritt uns in den vier großen historischen Gruppen und Schichten entgegen, die als priesterliche Kaste, als Kriegerkaste, als erwerbende Kaste, als dienende Kaste allgemein bekannt sind. In diesen großen Gruppen begegnen uns die natürlichen Stände der indischen Gesellschaft, unterschieden nicht bloß durch den Beruf, sondern auch durch die aus dem Beruf erwachsene Sitte und Lebensart, unterschieden durch das Princip, das sie in der geschichtlichen Fortbildung der Gesellschaft vertreten, Priester- und Gelehrtenstand, Adel und Ritterthum, Handel und Gewerbe, Dienst und Abhängigkeit. Jede Gruppe bewahrt ihre Sondersitte. Das muß anerkannt werden, auch wenn man das Kastenwesen als solches nicht in Schutz nehmen will. Die Kasten werden durch die historische Standessitte und den festen historischen

Beruf zusammengehalten und wachsen zu dem eigenartigen Bau, welcher der indischen Gesellschaft das mechanische Gepräge verleiht.

Hier nun schiebt sich der Buddhismus zersprengend und auflösend ein, indem er mit seiner religiös nivellirenden Tendenz zugleich gegen die körperschaftliche Gliederung kämpft zu Gunsten jener unterschiedslosen Gleichheit und Bruderschaft im Nichts. Mit seiner religiösen Gleichmacherei verwischt er die vielverschlungene sociale Ordnung. Er streitet gegen jede Gliederung und Spaltung, um selbst den Boden zu einer weiten Kluft aufzureißen, zum Widerspruch gegen alle bestehende, in Religion und Recht gegründete Sitte und Sittlichkeit. Denn diese sociale Ordnung und Gliederung wurzelt nach indischer Vorstellung in dem religiösen Recht (dharma). Das religiöse in Dharma ruhende Recht ist die beherrschende Norm, der bewegende Mittelpunkt des socialen Lebens. Gegen diese Religion, dieses Recht kämpft der Buddhismus. An Stelle des kraftvollen Dharma tritt das farblose Dhamma, das ausebnende Ideal der „edeln“ Sitte und Indifferenz. Und in dieser Indifferenz, welche alle Gegensätze aufhebt, vertritt der buddhistische Pessimismus die sociale, künstlerische, wissenschaftliche Stagnation. Es keimt und wuchert in ihm volle Zerstörung alles dessen, wodurch das alte Indien sich einen ruhmwürdigen Platz in der culturgeschichtlichen Entwicklung des östlichen Asiens erworben hat. In seinem chaotischen und widerspruchsvollen Wesen ist der Buddhismus nur das Siegeszeichen des Feindes aller Cultur und Sitte, die Trophäe des farb- und kraftlosen Indifferentismus, mag er im traumhaften Dämmerlichte der ethischen Cultur oder im düstern Schein des Pessimismus leuchten. Buddha wird mit culturgeschichtlicher Treue als Symbol einer Macht gezeichnet, die nicht entwickelnd und weiterbildend, sondern verneinend und austilgend in ein reiches Geistesleben eingegriffen. Die Philosophie des Buddhismus eignet sich höchstens als Philosophie des Communismus, als Lebensweisheit der religiösen und socialen Gleichmacherei.

In den Culturströmungen, welche den Buddhismus neuerdings emporgetrieben, schimmert nur der todverkündende Zug einer von Pessimismus und ethischer Cultur zersetzten Schicht der modernen Gesellschaft. Der moderne Pessimist und Culturethiker träumt von „der künftigen gemeinsamen Weltcultur, die sich auf dem Austausch der occidentalischen und orientalischen Culturerrungenschaften auferbauen muß“. Dem entsprechend soll denn auch „die künftige Weltreligion“ aus einer Synthese buddhistischer und abendländischer religiöser Ideen entstehen.

Nun, dieser Traum des Propheten des Pessimismus wird sich nicht erfüllen. Aber wahr bleibt es, daß Osten und Westen einen engern Anschluß gewonnen haben, einen mercantilen und geistigen, der die Schranken und die absperrende Mauer überstiegen hat. Die abendländischen Völker finden sich im regsten Wettbewerb, um gestaltenden Einfluß auf die Geschicke der breiten Länder- und Völkermassen des Ostens zu gewinnen. Doch die bedeutsamste culturgeschichtliche Mission bleibt jenem Factor vorbehalten, auf den sich die reichste und allseitigste Cultur des Abendlandes, die christlich-germanische Cultur, gründet. Der Handel mag neue Bahnen erschließen und die Erzeugnisse des Westens dem Osten zuführen. Aber die bereichernde Fülle wahrer Gesittung, echten Wissens wird dem Osten erst durch die Gesandten Christi, durch jene Männer vermittelt, in deren Wirken Christus segenspendend sein Erdenwallen durch die Völker und Jahrhunderte fortsetzt. Der Christus des Evangeliums wird sich auch hier als der Heiland der Welt offenbaren, als die lebenspendende Sonne der Cultur und Gesittung, das Licht zur Erleuchtung der Völker.

Es ist nun ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade in dem Augenblick, wo Osten und Westen einander näher rücken, das Buddha-Idol falscher Humanität und Cultur aus dem Dunkel des Ostens auftaucht, daß eine Parallele: Buddha und Christus, in den Vordergrund geschoben wird. Einen geschichtlichen Untergrund besitzt diese Parallele nicht. Aber bedeutsam wird sie im Bilde der fortschreitenden und kämpfenden Culturarbeit des christlichen Abendlandes. Sie ist uns zum symbolischen Ausdruck des Kampfes geworden, welchen der auf Christus gegründete Glaube gegen das in Buddha verkörperte Zerrbild der Sitte und Gesittung unternimmt. Im Westen hebt sich eine Fluth zerstörender Macht in den falschen Culturströmungen des Pessimismus und der ethischen Cultur. Die christliche Cultur wird sich sieghaft behaupten gegen die einbrechende Fluth. Im Osten hält die in Buddha symbolisirte religiöse und sittliche Stagnation mächtige Völker umschlossen. Da eröffnet sich der Culturkirche des Abendlandes ein neues und weites Feld befruchtender Thätigkeit. Von ihr allein kann neue Kraft dem Osten belebend und verjüngend zuströmen; dann werden die erstarrten Kräfte erwachen und zu den hohen christlichen Idealen in Leben und Wissen emporblühen. Der Gottesliebe entquillt wahre Menschenliebe. Der Christusglaube wird zur wahren, zur höchsten Humanität führen. Und es wäre unser höchster colonialer Ruhm, wenn der unermeßliche Culturboden des Ostens unter

unserer hingebenden Mitarbeit dauernd der christlichen Cultur und Sitte erobert würde.

Deutschland ist zur ernsten Mitarbeit berufen. Es hat in den ruhmwürdigen Tagen seines alten Reiches christlich-germanische Bildung durch die Ritterorden der Kirche nach Osten verpflanzt. Eine umfassendere culturgeschichtliche Mission ist dem neuen Reiche im Osten zugefallen. Mögen alle Kräfte sich sammeln und einen zur geistigen Wiedergeburt in jenem Zeichen, das sieghaft über dem Zusammenbruch des Heidenthums der alten Welt einst leuchtete, im Idealbild des erhabensten Menschenthums, in Christus, dem Sohne Gottes. Dann wird der Abend sich zum Morgen verklären, und der Westen dem Osten den Aufgang eines neuen Tages verkünden.

Jos. Dahlmann S. J.

Die Familie der Paussiden.

(Schluß.)

Wir haben bisher die Fühlerkäfer kennen gelernt als gesetzmäßige Gesellschafter der Ameisen, als geborene Kanoniere, als gefährliche Feinde der Ameisenlarven und endlich als aromatische Lieblinge ihrer Wirte; aber eines wissen wir immer noch nicht: weshalb sie „Fühlerkäfer" sind. Wir haben also noch zu untersuchen, welchem biologischen Zwecke die massiven und abenteuerlich mannigfaltigen Fühlerformen der Paussiden dienen. Diese sonderbaren Gebilde sind das erste, was uns beim Anblick eines Paussiden auffällt; sie sind gleichsam sein Familienwappen; und doch sind sie das letzte, was wir an ihm eigentlich verstehen. Wir wollen versuchen, in das Verständniß dieses Wappens einzudringen, das nicht unberechenbaren Launen menschlicher Heraldik unterworfen ist, sondern höchst weisen Naturgesetzen seinen Ursprung verdankt.

Die Fühler sind bekanntlich die wichtigsten Sinneswerkzeuge der Insecten und insbesondere der Käfer; sie sind vorzüglich der Sitz des Tast- und des Geruchssinnes[1]. Daß auch den Fühlern der Paussiden diese

[1] Vgl. „Die Fühler der Insecten" in dieser Zeitschrift Bd. XL, S. 79 ff. 207 ff. 320 ff. 406 ff.

Bedeutung zukommt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Sikora schrieb mir, er habe bei Tananarivo auf Madagaskar oft gesehen, wie Paussus howa, der größte madagassische Fühlerkäfer, abends auf der Oberfläche der einen Fuß hohen Erdnester von Aphaenogaster Swammerdami, seiner Wirtsameise, saß und die riesigen, hocherhobenen Fühler in die Luft streckte. Wahrscheinlich stand er gerade im Begriffe, einen Abendspazierflug anzutreten, um andere Nester derselben Ameise aufzusuchen; seine Fühlernase dient ihm hierbei als Kompaß. Aber aus diesem Zwecke erklärt sich die massive Gestalt der Paussidenfühler keineswegs; zarte, feingesägte oder feingekämmte Fühler, wie wir sie bei den Männchen vieler Nachtfalter und auch bei vielen Käfern finden, würden als Geruchsorgane wahrscheinlich bessere Dienste leisten als jene gewaltigen Fühlerkolben. Wir müssen also anderswo suchen, wenn wir das Geheimniß dieses Familienwappens ergründen wollen.

Die eigenthümliche Fühlerform der Paussiden als gemeinsames Familienmerkmal ist übrigens bloß eine Abstraction. In Wirklichkeit sind die Fühler bei den verschiedenen Gattungen der Fühlerkäfer wiederum sehr verschieden gebildet, verschieden in der Zahl der Glieder und verschieden in ihrer Form. Gemein ist ihnen allen nur eine für Käferfühler ungewöhnliche Dicke; sie sind sehr kräftig und widerstandsfähig gebaut. Gehen wir auf den Vergleich dieser hundertfältigen Gattungs- und Artwappen, welche die wichtigsten systematischen Erkennungszeichen ihrer Träger bilden, etwas näher ein; vielleicht werden uns dann diese räthselhaften Formen verständlich.

Bei der vergleichenden Betrachtung der Paussidenfühler stellt sich sofort die interessante Thatsache heraus, daß die Zahl der Fühlerglieder um so geringer und ihre Form um so vielgestaltiger wird, je vollkommener das Gastverhältniß ist, das ihre Besitzer mit den Ameisen verbindet. Die australischen Arthropterus, welche sämtlich keine eigentlichen gelben Haarbüschel besitzen, haben zehngliedrige Fühler von breiter und platter, ruderförmiger Gestalt, die bei den verschiedenen Arten nur geringe Verschiedenheiten zeigt und daher als äußerst einförmig im Vergleich zu den Fühlern der Paussus bezeichnet werden muß. Welchem Zwecke dient wohl diese Fühlerform? Ebenso wie die breiten, flachen Beine der australischen Arthropterus, so tragen auch die breiten, flachen Fühler den Stempel einer biologischen Schutzvorrichtung: ihre Gestalt gereicht sowohl ihnen selber zum Schutze als auch dem Rumpfe, an dem sie sitzen. Durch die Form dieser Organe soll dafür gesorgt werden, daß ihre Inhaber gegen

eine gewaltthätige Behandlung von seiten der Wirte gedeckt werden. Die Beine und Fühler sind bekanntlich die Extremitäten des Käferleibes, und an den Extremitäten vergreifen sich die Ameisen zuerst. Je breiter und flacher die Fühler und Beine sind, desto besser decken sie den übrigen Körper, an den sie enge angelegt werden können; die großen Fühler schützen den unentbehrlichen Kopf und das Halsschild des Käfers, die Beine schützen die Unterseite. Je breiter und flacher sie sind, desto leichter gleiten ferner die Kiefer der Ameisen an ihnen ab, und wenn die Kieferzangen an ihnen einen Anhaltspunkt finden, so vermögen sie ihnen doch nicht so leicht etwas anzuhaben, weil sie das Glied nicht umfassen und zum Beißen nicht fest einsetzen können. Die Besitzer von solchen breiten, platten Extremitäten dürfen sich daher ziemlich gefahrlos inmitten bissiger Ameisen von der eigenen Größe bewegen, auch wenn diese ihnen nicht besonders hold sind.

Je größer die Zahl der Glieder an einem Käferfühler ist, desto leichter kann es geschehen, daß eines derselben von den Ameisenkiefern abgerissen wird. Die Verminderung der Gliederzahl durch Verwachsung der am meisten gefährdeten Endglieder zu einem soliden Ganzen ist somit ein Vortheil für die Ameisengäste. Betrachten wir von diesem Standpunkte aus die Paussidenfühler etwas näher. Gewöhnliche Käfer haben elfgliedrige Fühler. Diese Gliederzahl treffen wir nur bei einer einzigen Paussidengattung, bei Protopaussus in Birmanien[1]. Sie wäre, was die Fühlerbildung angeht, gleichsam der ursprünglichste, der niederste Typus in der ganzen Familie. Andererseits sind jedoch die Hinterecken ihres Halsschildes mit großen gelben Haarbüscheln geziert, was auf eine hohe Stufe des Gastverhältnisses hinweist und mit den elfgliedrigen Fühlern nicht ganz stimmt. Da die systematische Stellung dieser Gattung auch aus anderen Gründen noch zweifelhaft erscheint, wollen wir von ihr lieber absehen und uns nur mit den zweifellosen Paussiden beschäftigen, die ganz sicher zu dieser Familie gehören. Die niederste Stufe des Paussidentypus wird dann durch diejenigen Gattungen vertreten, welche zehngliedrige Fühler besitzen und in ihrer ganzen Erscheinung, wenn man die mächtigen Fühler abrechnet, ihre Verwandtschaft mit den Laufkäfern (Carabidae) verrathen. Zehngliedrige Fühler zu haben statt elfgliedrige

[1] Cfr. *R. Gestro*, Cenno sui Paussidi (Annali del Museo Civico di Storia naturale di Genova [2] XII. 1892, p. 705—709).

ist für einen Ameisengast schon ein Fortschritt, wenn auch erst ein kleiner; die Gattungen Arthropterus, Homopterus, Orthopterus, Cerapterus und Pleuropterus haben ihn aufzuweisen. Daß sie noch keine besonders vornehmen Ameisengäste sind, geht auch daraus hervor, daß die gelben Haarbüschel ebenso wie die tiefen Halsschildgruben der Paussus ihnen ganz oder fast ganz fehlen. Sechsgliedrige Fühler besitzen die Gattungen Ceratoderus, Merismoderus und Pentaplatarthrus. Gelbe Haarbüschel mangeln auch ihnen; aber die eigenthümlichen, als Exsudatorgane dienenden Gruben auf Kopf und Halsschild sind schon vorhanden, bei der ersten Gattung noch schwach, bei der zweiten deutlicher, bei der dritten endlich stark entwickelt; dadurch stehen dieselben bereits höher in der Gastscala und dürfen den entschieden freundschaftlich behandelten „echten Ameisengästen" zugezählt werden. Noch etwas weiter in der Ameisenfreundschaft scheint es die indische Gattung Lebioderus gebracht zu haben. Ihre riesigen gezackten Fühler zeigen noch die deutlichen Spuren einer Zusammensetzung aus sechs Gliedern; sie müssen jedoch bereits als zweigliedrig angesehen werden, weil die fünf Endglieder zu einer einzigen Keule verwachsen sind. Hier finden wir auch schon gelbe Haarbüschel zwischen den Zacken der Fühlerkeule, wenn auch erst klein und schüchtern hervorsehend. Ganz entschieden zweigliedrige Fühler sind endlich den Gattungen Platyrhopalus, Paussus (mit Paussomorphus) und Hylotorus zu theil geworden. Hiermit hat die Verminderung der Zahl der Fühlerglieder ihren Abschluß erreicht; denn das erste Glied ist stets nur der Anhaftungsstiel für die übrigen und im Kopfe festgewachsen; eingliedrige Fühler wären daher nothwendig unbeweglich; unbewegliche Fühler kann man aber in der Käferwelt ebensowenig brauchen als unbewegliche Beine.

Von besonderem Interesse für die Erforschung des biologisch-morphologischen Räthsels der Paussidenfühler ist ein Vergleich des zweiten Fühlergliedes, der sogenannten Fühlerkeule, bei den Gattungen Platyrhopalus und Paussus. In der erstern Gattung ist sie einförmig gebaut, von ringsum geschlossener, scheibenförmiger Gestalt; bei letzterer dagegen zeigt sie eine fast unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Formen, welche meist für die Kiefer der Ameisen sehr bequeme Anhaltspunkte durch ihre Zacken und Gruben gewährt. Die Fühlerkeule der erstern macht den Eindruck, als ob ihre Besitzer vor den Kiefern der Ameisen bewahrt werden sollten; diejenige der letztern liefert ihre Besitzer den Ameisen gewissermaßen in die Hände; das heißt in biologischer Sprache: die letztern stehen in einem

viel innigern Gastverhältnisse zu ihren Wirten als die erstern. Das Zeugniß der Fühlerbildung wird auch durch die Exsudatorgane bestätigt: bei Platyrhopalus sind die gelben Haarbüschel kaum angedeutet, und die eigenthümlichen Gruben auf Kopf und Halsschild fehlen; bei Paussus sind dagegen sowohl die Haarbüschel als auch die Gruben des Hautskelettes in mannigfaltiger, reicher Weise ausgebildet. Kurzum, die Gattung Paussus bildet die Krone der ganzen Fühlerkäferfamilie. Man braucht nur ihre Körperbildung aufmerksam zu studiren und mit derjenigen ihrer Verwandten zu vergleichen, um sich hiervon zu überzeugen. Auch todte Käfer vermögen uns noch manches über ihre Lebensweise zu berichten.

Ein Vergleich dürfte vielleicht das morphologische Verhältniß der Paussidengattungen zu einander etwas anschaulicher machen. Die zahlreichen übrigen, meist artenarmen Gattungen dieser Familie sind gleichsam die Stationen, in denen der Paussidentypus die steile Bergeshöhe seiner Entwicklung hinansteigt. In der Gattung Paussus ist er endlich auf einem weiten, freien Hochplateau angelangt, wo sich ihm ein fast unermeßlicher Tummelplatz für die mannigfaltigsten Formbildungen echter Ameisengäste bietet. Thatsächlich zählt ja auch diese eine Gattung allein weit mehr Arten als alle übrigen zusammen. Die Gattung Hylotorus endlich mit ihren kurzen, gleichsam verkrüppelten Fühlern und Beinen könnte man eine Verkümmerung des Paussidentypus, eine mit dem excessiven Brutparasitismus verbundene Degeneration desselben nennen; sie ist, um in unserem Bilde zu bleiben, von der Höhe des Plateaus auf die andere Seite des Berges hinabgesunken.

Welchen Zweck haben sonach die Fühler der Paussiden? Bei allen Gattungen dienen sie durch ihre Größe und Stärke zum eigenen Schutze und zum Schutze des Kopfes; im übrigen aber ist ihre Rolle eine verschiedene je nach der Stufe des Gastverhältnisses, in welchem ihre Träger zu den Ameisen stehen. Je höher dieselbe ist, desto mehr tritt ihre Bedeutung als bloßer Schutzvorrichtungen zurück gegenüber edlern Zwecken. Daß ein auf den Rücken gefallener Paussus, wie Péringuey beobachtet hat, einen seiner Fühler als Hebel gegen den Boden stemmt, um sich umzuwenden und wieder auf die Beine zu kommen, dürfte wohl auch noch nebenbei erwähnt werden; den edlern Zwecken wollen wir diesen nicht beizählen.

Aber welches sind denn jene „edlern Zwecke“? Dieselben lassen sich in das eine Wort zusammenfassen: Vermittelung des gastlichen

Verkehrs der Fühlerkäfer mit ihren Wirten. Die Fühler der Paussiden sind nämlich die vorzüglichsten passiven wie die vorzüglichsten activen Verkehrsorgane zwischen diesen Käfern und den Ameisen.

Die hauptsächlichste passive Rolle der Paussidenfühler besteht darin, daß sie Transportwerkzeuge sind, an denen die Käfer von den Ameisen befördert werden. Daß die Fühlerkäfer von ihren Wirten an den Fühlern wiederum nach Hause geführt werden, wenn sie ihnen draußen begegnen, haben schon Boyes, Gueinzius, Péringuey und andere beobachtet. Gueinzius berichtet hierüber[1] in sehr anschaulicher Weise folgendes: „An einem sehr heißen Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr unmittelbar vor einem heranziehenden Gewitter sah ich an einer waldigen Anhöhe lange Züge Ameisen auf dem rothen Sande des Fahrwegs emsig hin und her laufen; ich bemerkte unter ihnen einen Pentaplatarthrus, der von einigen Ameisen bei den Antennen (Fühlern) sauber gefaßt und in dem gemeinsamen Zuge mitgeführt wurde. Meine erste Idee, daß er wider seinen Willen gewaltsam mitgeschleppt würde, gab ich auf, als ich dieses Factum an demselben und an den folgenden Tagen mehrmals unter ähnlichen Umständen eines heranziehenden Gewitters bestätigt fand. Ich hatte das eine Mal einen jungen Kaffer bei mir, einen eifrigen, geschickten Sammler. Als ich ihm meine Beobachtung mittheilte und er sie in Natura bestätigt sah, starrte er diese sonderbare Eskortirung mit großen Augen an und rief dann aus: ‚Bei Tschaka[2]! die Ameisen haben Häuptlinge und führen sie spazieren!‘ Auf diese Weise gelang es mir, mit Beihilfe dieses und zweier anderer Kafferknaben eine ziemliche Anzahl Pentaplatarthrus, auch ein paar andere Paussiden zu erbeuten.“

Nach einer brieflichen Mittheilung von P. Cardon S. J.[3] aus Westbengalen werden die Paussus, wenn man die Ameisennester offenlegt, von ihren Wirten oft gleich der eigenen Brut fortgetragen und in Sicherheit gebracht. Es ist dies ein Zeichen, daß den Ameisen an der Gesellschaft dieser Käfer viel gelegen ist; den indifferent geduldeten Einmiethern wird diese Ehre nicht zu theil, wohl aber den Keulenkäfern (Clavigeridae) und andern echten Gästen. Trotzdem geht es bei einem solchen Transporte nicht immer glatt ab. Die Ameisen sind außerordentlich

[1] Stettiner Entomologische Zeitung 1851, S. 228.
[2] D. h. bei dem großen König.
[3] An Herrn René Oberthür, der mir den Bericht freundlichst zusandte.

eigensinnige Thiere und wenden alle ihnen zu Gebote stehende Kraft an, um ihren Willen handgreiflich durchzusetzen. Unsere Lomechusa strumosa ist für die blutrothe Raubameise der angenehmste und bevorzugteste Gast, und doch könnte sie davon erzählen, daß ihre Wirte nicht immer zart mit ihr umgehen; sie fragen nicht danach, wohin es ihr zu gehen beliebt, sondern ziehen oder tragen sie einfach nach dem Recht des Stärkern an den Platz, der ihnen gefällt. Wenn es ihnen gelingt, den Käfer an den breiten Haarbüscheln seiner Hinterleibsseiten aufzuheben, so geht der Ortswechsel gut ab und bietet auch keinerlei Gefahr für Lomechusa; wird sie aber von den Ameisen an den Extremitäten fortgezogen, so erleidet sie manchmal einen kleinen Leibesschaden; gegen Ende der Sommersaison findet man nicht wenige Exemplare, denen ein Stück von einem Fühler oder einem Beine fehlt, das der ungebärdig strampelnde Käfer in den Kiefern der Ameisen bei irgend einem jener Transporte zurückließ. Nun sind aber die tropischen Ameisen wegen des heißern Klimas noch weit aufgeregter und heftiger als ihre Verwandten im nordischen Nebelheim. Andererseits sind die Paussiden noch plumpere und schwerfälligere Gesellen als unsere Lomechusa und zudem meist erheblich breiter und schwerer als ihre Wirte. Ferner stehen bei ihnen die gelben Haarbüschel meist nicht an solchen Körpertheilen, wo sie einen bequemen Anhaltspunkt zum Transport der Käfer bieten; am Halsschild (siehe oben Fig. 1) sind sie in den Gruben desselben versteckt, und an der Hinterleibsspitze (Fig. 2) ist der Hebelarm der Last so lang wie der ganze Käfer. Die Beine des Paussus sind von dem viereckigen Körper desselben bedeckt[1] und bieten von oben keinen Angriffspunkt. Wo sollen also die Ameisen zugreifen, wenn sie einen Paussiden befördern wollen? Wo anders als an den Fühlern, auf denen in großen Lettern geschrieben steht: Prenez ici, s'il vous plait?

Man kann sich in der That kaum ein Werkzeug denken, das einerseits handlicher wäre zum Anfassen für die Ameisenkiefer und andererseits solider, um dabei nicht verletzt zu werden. Sehen wir nur einmal die oben (S. 401) abgebildeten Fühlerformen etwas näher an. Bei Paussus Kannegieteri (Fig. 2) ist das erste Fühlerglied ein kräftiger Stiel für das zweite, das mittels eines Scharniers an der Spitze des ersten fest und doch nach verschiedenen Richtungen beweglich angewachsen ist. Das zweite

[1] In unsern Abbildungen Fig. 1 und 2 sind die Beine der Käfer seitlich vorgezogen, um ihre Form zu zeigen.

Glied ist ein dicker, länglich ovaler Kolben, an der Basis mit drei Zähnen ausgestattet, zwischen denen Furchen sich hinziehen, so daß die Ameisenkiefer hier einen festen Halt gewinnen können. Auch die Spitze des Fühlerkolbens trägt eine Reihe größerer Zähne, und oberhalb derselben eine Reihe kleinerer; zwischen beiden Zahnreihen verläuft eine Längsfurche. Diese Stelle des Fühlers ist noch besser geeignet, um den Kieferzangen der Ameisen einen äußerst leichten und sichern Anhaltspunkt zu gewähren. An den in Fig. 3 (Paussus Ludekingi) und Fig. 4 (Paussus Ritsemae) abgebildeten Fühlerkeulen könnte es zwar scheinen, als ob die Ameisen dieselben nur an den Zähnen der Basis fest zu packen vermöchten; aber man sieht hier das Fühlerglied eben nur von vorne. Oben ist es, ähnlich wie bei Fig. 5 (Paussus Lucasseni), tief sackförmig ausgehöhlt, die Innenseite des Sackes quer gefurcht und sein offener Rand gezähnt, wodurch die Fühlerkeule, von dieser Seite gesehen, einer tiefen Muschelschale gleicht. Diese Fühlerbildung ist ebenfalls wie gemacht, um von den Oberkiefern der Ameisen bequem und fest angefaßt werden zu können.

Bei den meisten Arten der Gattung Paussus ist das Endglied der Fühler ein mehr oder minder gezähnter, mehr oder minder ausgehöhlter Kolben, ähnlich wie bei den erwähnten vier Arten, aber doch wiederum mit mannigfaltigen Unterschieden. Ein anderes Modell von Paussus-Fühlern zeigt Fig. 1 an Paussus Pasteuri. Hier ist das zweite Fühlerglied ein kräftiger, in der Mitte etwas eingeschnürter und auf der Oberseite der Spitze ausgehöhlter Stab; vor der Aushöhlung steht eine Reihe feiner Querrillen. Auch diese Fühlerbildung ist offenbar darauf berechnet, daß die Ameisen den Käfer leicht und fest an den Fühlern fassen können, sei es nun, daß sie in der Mitte des Fühlergliedes oder an dessen Ende zugreifen.

Wie an diesen Beispielen, so ließe sich noch an den übrigen Fühlerformen der 130 Paussus die Wahrheit illustriren, daß sie gleichsam nur verschiedene, mannigfach ausgeführte Variationen eines und desselben Themas sind: *Wie kann man den Ameisenkiefern einen leichten, festen und doch für die Käfer selbst unschädlichen Anhaltspunkt bieten?* Von diesem Gesichtspunkte aus wird die wunderbare Mannigfaltigkeit der Fühlergestalten dieser Ameisengäste wenigstens einigermaßen verständlich: alle diese Kolben und Muscheln und Stäbe und Geweihe mit ihren Zacken und Zähnen und Rinnen und Gruben sind kein zweckloses Spiel der Natur oder das Ergebniß eines launischen Zufalls, sondern eine Einrichtung von tiefgehender biologischer Zweckmäßigkeit.

Einen Hauptzweck der Paussidenfühler haben wir hiermit kennen gelernt. Daneben sind jedoch manche andere Zwecke vorhanden, wenn dieselben auch nicht so klar hervortreten oder eine so allgemeine Geltung haben wie jener. Bei manchem Paussus (Murryai, laticollis, penicillatus u. s. w.) tragen die Fühler gelbe Haarbüschel, deren Bedeutung als Exsudatorgane bereits oben dargelegt wurde. Es ist ferner wahrscheinlich, daß die Antennen der Paussiden im Verkehre mit den Wirten auch die Rolle von passiven Erkennungszeichen spielen. Der holländische Forscher J. D. Pasteur auf Java hatte eine größere Anzahl von Paussus Kannegieteri und Ritsemae samt ihren Ameisen (Pheidole plagiaria) in ein großes Glasgefäß gesetzt. So oft nun eine Ameise einem auf der Nestoberfläche sitzenden Paussus begegnete, betastete sie ihn mit den Fühlern und schien dabei hauptsächlich die ausgehöhlte Oberseite seiner Fühlerkeule zu untersuchen[1], als ob sie ihm den Paß visiren wollte; dann zog sie sich wiederum zurück.

Die bisher erwähnten Zwecke der Paussidenfühler — ihre Rolle als Schutzorgane, als Transportorgane, als Exsudatorgane und als Erkennungsorgane — gehören sämtlich dem passiven Verkehr der Käfer mit den Ameisen an. Aber auch für den activen Verkehr zwischen den Gästen und ihren Wirten haben die Fühler verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Die Antennen sind, wie bereits früher ausgeführt wurde, als Geruchswerkzeuge gleichsam der Kompaß, der diese Käfer auf ihren Ausflügen und Streifzügen von einem Ameisenneste zum andern leitet. Sie sind die activen Leitorgane, welche die Paussiden in die Gesellschaft der Ameisen führen, wie sie die passiven Leitorgane sind, an denen ihre Träger von den Ameisen wie an der Leine geführt werden. Aber die Fühler haben noch eine höhere und unmittelbarere Bedeutung für das Gastverhältniß der Fühlerkäfer: sie sind gleichsam die Sprachorgane, durch die sie sich mit ihren Wirten in gesellige Beziehung setzen; denn durch Fühlerschläge wird ihr gastlicher Verkehr mit den Ameisen vermittelt.

Der Fühlerverkehr, der zwischen Ameisengästen und ihren Wirten besteht, kann einen doppelten Zweck haben: entweder bloß die Ameisen zu beschwichtigen und sie über die wahre Natur ihres Gastes zu täuschen; oder um sie überdies zur gastlichen Behandlung, insbesondere zur Fütterung desselben anzuregen. Ersteres ist der Fall bei vielen Begleitern der berüchtigten Wanderameisen (Eciton) des tropischen Amerikas. Die Fühler-

[1] Notes from the Leyden Museum XVIII (1896), 73.

bildung mancher dieser Ecitongäste, die zum sogenannten Mimikry-Typus gehören[1], läßt keinen Zweifel darüber, daß sie mit ihren Wirten in wirksamem Fühlerverkehre stehen; bei gewissen Arten (Ecitomorpha, Mimeciton) ist die Fühlerform der Käfer derjenigen ihrer Wirte so ähnlich, daß man glauben könnte, eine wirkliche Ameise statt eines Käfers vor sich zu haben. Bei den Paussiden fehlt eine derartige Aehnlichkeit der Fühlerbildung zwischen Gast und Wirt völlig. Aber sie fehlt auch bei unsern einheimischen echten Ameisengästen, bei den Atemeles, Lomechusa, Claviger und Amphotis, und doch gebrauchen diese Käfer ihre Fühler dazu, um sich nach Ameisenart bei ihren Wirten einzuschmeicheln und sie nach Ameisensitte durch rasche Fühlerschläge zur Fütterung aufzufordern. Das ist eine Beobachtungsthatsache, die für jene einheimischen Ameisenkäfer vollkommen feststeht. Nun sind aber auch die mit rothgelben Haarpinseln und andern Exsudatorganen ausgestatteten Paussus echte Gäste, die von ihren Wirten beleckt werden; daher ist es zum mindesten sehr wahrscheinlich, daß auch sie in activem Fühlerverkehre mit ihren Wirten stehen. Die Fühlerkeule dieser Käfer ist trotz ihrer Größe leicht beweglich und darum ganz geeignet, eine kräftige Zeichensprache zu führen. Sowohl das stabförmige Endglied der Fühler eines Paussus Pasteuri (siehe oben Fig. 1) als das eiförmige eines Paussus Kannegieteri (Fig. 2) vermag jenen Zweck in wirksamer Weise zu erfüllen. Es ist daher keine allzu kühne Vermuthung, daß diese Fühlerkäfer, ebenso wie die Keulenkäfer (Clavigeridae) es thun, durch Fühlerschläge ihre Wirte zur Fütterung auffordern. Die sehr kurze, breite Zunge und die gleichsam verkümmerten Taster der echten Paussus bieten noch eine andere, keineswegs zu unterschätzende Bürgschaft dafür, daß diese Gäste nicht bloß an der Brut der Ameisen zehren, sondern sich überdies aus dem Munde ihrer Wirte füttern lassen. Man braucht, um sich hiervon zu überzeugen, nur die Mundtheile eines Arthropterus oder Pleuropterus mit denen eines Paussus zu vergleichen; man wird den Unterschied, dessen biologische Deutung andere echte Gäste uns liefern, sofort wahrnehmen. Wie den Lomechusa und Claviger, so ist es den Paussus durch jene morphologischen Kennzeichen auf den Mund geschrieben, daß sie echte Ameisengäste sind und daß ihr Verhältniß zu den Ameisen ein weit innigeres ist als dasjenige der Paussiden mit zehn-

[1] Vgl. hierüber „Die Ameisen- und Termitengäste von Brasilien“, I. Theil (Verhandlungen der k. k. Zoologisch-botanischen Gesellschaft von Wien 1895, S. 137—179).

gliedrigen Fühlern. Die Zahl und Form der Fühlerglieder, die gelben Haarpinsel und andere Exsudatorgane, die Form der Taster und der Zunge legen übereinstimmendes Zeugniß dafür ab, daß die Gattung Paussus den Höhepunkt des echten Gastverhältnisses in der Paussidenfamilie bildet.

Hoffen wir, daß aufmerksame Beobachtungen bald mehr directes Licht über die Biologie der Fühlerkäfer verbreiten werden. Wir waren hier einstweilen noch zum größten Theil auf das reflectirte Licht angewiesen, das aus der Morphologie dieser Thiere in das Auge des denkenden Beobachters zurückstrahlt; wir mußten versuchen, durch Analogieschlüsse die Lösung jener biologischen Fragen anzubahnen, indem wir aus der Form bestimmter Körpertheile auf ihren Gebrauch schlossen und dadurch den todten Gestalten Leben einhauchten. Diese Verbindung der Morphologie mit der Biologie ist jedenfalls einer denkenden Naturforschung würdiger und kann mehr Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben als die Fabrikation phantastischer Stammbäume, die man heutzutage in gewissen Kreisen für eine wissenschaftliche Modepflicht erachtet.

Aber haben wir denn nicht selber in unserer Untersuchung über die Bedeutung der Paussidenfühler einen solchen Stammbaum entworfen, indem wir zeigten, wie an die Gattungen mit zehngliedrigen Fühlern, die mit den Laufkäfern verwandt sind, Gattungen mit sechsgliedrigen Fühlern und an diese wiederum Gattungen mit zweigliedrigen Fühlern sich anschließen? Erinnert diese stufenweise Abnahme der Fühlergliederzahl nicht täuschend an die Abnahme der Zahl der Zehen bei den hypothetischen Vorfahren unseres Pferdes, das aus einem dreizehigen Palaeotherium zu einem Einhufer sich entwickelt haben soll? Hat sich nicht ferner herausgestellt, daß die Gattung Paussus wie in der Fühlerbildung so auch in den andern Merkmalen des echten Gastverhältnisses, nämlich in dem Besitze von Exsudatorganen und in der Bildung der Mundtheile, den Höhepunkt der Entwicklung des Paussidentypus in morphologischer wie in biologischer Beziehung darstellt? Und da soll man noch daran zweifeln können, daß eine solche Entwicklung wirklich stattgefunden habe? — Nun, wir wollen einmal ruhigen Blutes zusehen, wie es eigentlich steht.

Wenn eine stammesgeschichtliche Entwicklung der Paussidenfamilie stattgefunden hat, so ist es allerdings sehr wahrscheinlich, daß sie den oben skizzirten Weg eingeschlagen, um von den Laufkäfern bis zum Gipfelpunkt des Fühlerkäfertypus zu gelangen. Aber hat eine solche Entwicklung

wirklich stattgefunden? Die Herren Descendenztheoretiker übersehen nur zu gerne jenes wenn, wodurch dann das aber von selbst fortfällt. Wir wollen es nicht so machen, sondern die Thatsachen vorerst sorgfältig prüfen. Zu diesem Zwecke müssen wir nochmals nachsehen, auf welchem Wege wir eigentlich zur Aufstellung jener Entwicklungsscala gelangt sind.

Wir verglichen die heute existirenden Gattungen der Fühlerkäfer untereinander und ordneten sie nach einem biologischen Gesichtspunkte, nach dem Charakter ihres Gastverhältnisses zu den Ameisen, zu einer aufsteigenden morphologischen Reihe, deren Endpunkt durch die höchste Vollkommenheit jenes Gastverhältnisses gebildet wird. Die dadurch erhaltene Scala ist offenbar zunächst rein ideeller Natur. Ob jene ideelle Scala auf einer reellen Scala, d. h. auf einer stammesgeschichtlichen Entwicklung, beruht oder nicht, muß somit aus andern Momenten beurtheilt werden. Nun bestehen aber heutzutage jene verschiedenen morphologischen Stufen des Paussidentypus völlig unabhängig nebeneinander, ohne von einer niedern zu einer höhern Stufe fortzuschreiten: aus einem Fühlerkäfer mit zehngliedrigen Antennen wird nie und nimmer einer mit sechsgliedrigen, und aus einem mit sechsgliedrigen nie und nimmer einer mit zweigliedrigen Antennen. Das ist eine offenkundige Thatsache, die niemand bezweifelt. Aber vielleicht läßt sich doch aus der Paläontologie nachweisen, daß die höhern Paussidenformen aus den niedern sich entwickelt haben? Dann müßte es beim ersten Erscheinen der Paussiden nur solche mit elf- oder zehngliedrigen Fühlern, in spätern Epochen nur solche mit einer geringern Gliederzahl gegeben haben. Thatsächlich bestehen aber heute noch alle diese Formen nebeneinander, und ebenso bestanden sie bereits nebeneinander in der mittlern Tertiärzeit. Die ersten Fühlerkäfer erscheinen nämlich im baltischen Bernstein, zu derselben Zeit mit ihren Wirten, den tertiären Ameisen. Aber wie die Ameisen jener Epoche bereits die vollkommen entwickelte Kastenbildung ihrer heutigen Nachkommen besaßen, so gab es auch damals schon Fühlerkäfer von denselben drei Haupttypen wie heute. Neben Arthropterus mit zehngliedrigen Antennen treffen wir Paussoides mit fünf- oder sechsgliedrigen und Paussus mit zweigliedrigen Antennen[1]. Das ist in der That höchst mißlich für die

[1] Vgl. S. H. Scudder, Systematische Uebersicht der fossilen Myriapoden, Arachnoideen und Insecten (Zittel, Handbuch der Paläontologie. I. Abth. II. Bd.). Aus der Abbildung des Paussoides Mengei läßt sich nicht mit Sicherheit entnehmen, ob die Fühler fünf oder sechs Glieder hatten. Motschulskys Original-

hypothetische Stammesentwicklung der Paussiden. Die Descendenztheorie kann uns hier nur auf noch mögliche Entdeckungen in der Zukunft vertrösten, da die bisherigen Forschungsresultate nicht für, sondern eher gegen jene Stammesentwicklung sprechen. Dazu kommt, daß wenig oder gar keine Aussicht auf eine solche Entdeckung vorhanden ist; denn vor der Tertiärzeit gab es höchstens sehr wenige Ameisen; es sind nur einige ziemlich zweifelhafte Ameisenreste aus dem Purbeckkalke bekannt. Die Entfaltung der Ameisenfamilie in ihre zahlreichen Gattungen und Arten hat erst im Tertiär stattgefunden; bevor die Wirte dawaren, können sie aber auch keine Gäste gehabt haben. Und wie viele Jahrtausende und Jahrhunderttausende waren wohl nach darwinistischen Principien nöthig, um aus einem zufällig in die Gesellschaft der Ameisen gerathenen Laufkäfer den ersten Arthropterus zu machen? Und wie viele Jahrtausende und Jahrhunderttausende sind noch zu addiren, um aus einem Arthropterus den ersten Paussoides werden zu lassen? Und wie viele Jahrtausende und Jahrhunderttausende sollen wir opfern, um einen Paussoides schließlich in den ersten Paussus zu verwandeln? Und nun haben Arthropterus, Paussoides und Paussus die Unverschämtheit, bereits im mittlern Tertiär beisammen dazusein! Das ist schlimm, sehr schlimm für alle die schönen entwicklungstheoretischen Hypothesen!

Aber wir sind noch lange nicht fertig mit unserem Examen phylogeneticum. Es kommt noch besser, oder vielmehr noch schlimmer, wenn wir fragen, wo die Zwischenformen unserer wunderhübschen stammesgeschichtlichen Reihe geblieben sind. Das Wort „Uebergangsformen" klingt zwar wie Musik in entwicklungsfreundlichen Ohren; hier jedoch wird es zum Sirenengesang. Allerdings kann man die Paussidengattungen mit sechsgliedrigen Fühlern (Merismoderus, Ceratoderus, Pentaplatarthrus) in gewissem Sinne als Uebergangsglieder zwischen den Gattungen mit zehngliedrigen und jenen mit zweigliedrigen Fühlern betrachten. Ebenso machten wir auch kein Geheimniß daraus, daß das riesige zweite Fühlerglied von Lebioderus ganz aussehe, als sei es eben erst aus seinen fünf Stammesgliedern zu einer einzigen Keule verwachsen; das ist doch ein musterhafter Uebergang zwischen den Paussiden mit sechsgliedrigen und jenen mit zweigliedrigen Fühlern! Und da will man noch die Uebergänge läugnen?

---

beschreibung jener Art war mir nicht zugänglich. Uebrigens kommt es für unsere Frage auch gar nicht darauf an, ob man fünf oder sechs Glieder am Fühler von Paussoides zählt.

Wie eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, so macht ein Uebergangsglied noch keinen phylogenetischen Stammbaum. Wo sind denn — um nur einige der missing links zu verzeichnen — die Paussiden mit 9, 8, 7 und jene mit 5, 4, 3 Fühlergliedern geblieben? Um diese Schwierigkeit zu lösen, müßte man entweder zeigen können, daß solche Uebergänge morphologisch unmöglich oder daß sie biologisch unzweckmäßig waren. Man kann aber keines von beiden, wohl aber das gerade Gegentheil beweisen. Bei einer allmählichen Abnahme der Fühlergliederzahl mußte es morphologisch auch zur Bildung von neungliedrigen, achtgliedrigen, siebengliedrigen Fühlern kommen, bevor das sechsgliedrige Stadium erreicht war. Wo sind diese Uebergangsformen zu finden? „Ach, meine Herren, die sind ausgestorben" — so lautet die prompte Antwort. Lassen wir also die Gräber öffnen und die Leichen hervorholen. Aber die Gesuchten sind nicht dabei. Unter den Paussiden der grauen Vorzeit fehlen, wie oben erwähnt wurde, jene Uebergangsglieder ebenso wie heute: auch die tertiären Paussiden hatten 10 oder 6 (vielleicht 5) oder 2 Glieder an ihren Antennen. Wo sind also die Uebergangsformen geblieben? Wir wollen den Todtengräber rufen lassen; vielleicht kann er uns über ihren Verbleib Auskunft geben. Der Mann heißt „Kampf ums Dasein"; sein Amt ist sehr einträglich; er spielt eine vielbeschäftigte Rolle im darwinistischen Naturhaushalt: alles, was den hochweisen Gemeindevätern nicht paßt, wird flugs ihm überwiesen, um es verschwinden zu machen. Aber so dienstfertig er sich sonst auch erweist, diesmal muß er sagen: „Ich weiß nichts davon, ich habe die Delinquenten nicht eingescharrt. Sie müssen wohl niemals gelebt haben; sonst lebten sie wahrscheinlich heute noch ebensogut wie die andern Fühlerkäfer." Und er hat recht; denn niemand stirbt ohne hinreichende Todesursache. Eine solche lag aber für die Paussiden mit 9, 8 oder 7 Fühlergliedern ebensowenig vor wie für jene mit 10, und es bedürfte eines logischen Mordversuches, um sie aus dem Wege zu räumen. Nach unsern obigen Darlegungen über die biologische Bedeutung der Abnahme der Fühlergliederzahl sind neungliedrige Fühler offenbar zweckmäßiger als zehngliedrige, achtgliedrige zweckmäßiger als neungliedrige, siebengliedrige zweckmäßiger als achtgliedrige. Es ist daher ein Unding, zu behaupten, sie hätten sich als „unzweckmäßig" erwiesen, und ihre Träger seien daher im Kampf ums Dasein rascher untergegangen als die heute noch existirenden Arthropterus, Pleuropterus, Homopterus und Cerapterus mit ihren zehngliedrigen Fühlern. Kurzum,

die Familie der Paussiden will nichts davon wissen, daß sie einer darwinistischen Stammesentwicklung ihre Existenz zu verdanken habe.

Aber sind denn die Fühlerkäfer, wie überhaupt die Gäste der Ameisen und Termiten, nicht durch ihre „Anpassungscharaktere"[1] lebendige Zeugen für die Richtigkeit der mechanischen Anpassungstheorie des Darwinismus, durch die man die Zweckmäßigkeit in der Natur ohne die Weisheit eines Schöpfers erklären zu können glaubt? Das gerade Gegentheil davon ist der Fall. Allerdings sind die Fühlerkäfer durch ihre Fühlerformen, ihre Exsudatorgane, die Bildung ihrer Mundtheile u. s. w. ihren Wirten insofern „angepaßt", als jene morphologischen Eigenthümlichkeiten zur Lebensweise ihrer Besitzer so vorzüglich passen, daß sie erst aus diesem biologischen Zwecke verständlich werden. Aber die einseitig mechanische Erklärung jener Anpassungscharaktere, wie der Darwinismus sie im Gegensatze zur teleologischen Naturanschauung versucht, erweist sich hier wie anderswo als völlig unhaltbar. Es ist unmöglich, daß die natürliche Zuchtwahl aus einer unbestimmten und unbegrenzten, durch kein zielstrebiges Entwicklungsgesetz geregelten Veränderlichkeit der Stammformen die Anpassungscharaktere der Fühlerkäfer hervorgezaubert habe. Man ist zwar rasch bei der Hand mit der ebenso einleuchtenden wie oberflächlichen Erklärung: die Vorfahren der Paussiden erwarben sich im Laufe der Zeit die für das Gastverhältniß erforderlichen Eigenthümlichkeiten der Fühlerbildung, der Exsudatorgane u. s. w. Aber wie sollen die Käfer das angestellt haben? Bestand in jener sagenhaften glücklichen Zeit vielleicht ein Jahrmarkt, auf dem man sich je nach Wunsch zweigliedrige Fühler oder gelbe Haarbüschel oder ähnliche Gebrauchsgegenstände anschaffen konnte? Woher haben also die ersten Vorfahren der Fühlerkäfer, als sie sich in die Gesellschaft der Ameisen begaben, ihre ersten Anpassungscharaktere erhalten? Etwa daher, daß alle jene Subjecte, die keine besaßen, von den Ameisen vor die Thür gesetzt oder aufgefressen wurden? Und woher die steigende Vollkommenheit jener Anpassungscharaktere, wie sie uns in den verschiedenen Hauptgruppen der Fühlerkäfer vorliegt?

Eine „Anpassung" der Paussiden an ihre Wirte ist ohne ein zielstrebiges Princip einfachhin undenkbar; das dürfte aus den

---

[1] Eine Uebersicht derselben ist gegeben in „Die Myrmekophilen und Termitophilen" (Compte rendu du 3me Congrès International de Zoologie [Leyden 1896] p. 410—440). Gegen die darwinistische Erklärung derselben vgl. auch „Zur Entwicklung der Instincte" (Verhandlungen der k. k. Zoologisch-botanischen Gesellschaft von Wien 1897, 3. Heft, S. 168—183).

obigen Erwägungen zur Genüge hervorgehen. Ohne Annahme innerer, bestimmt gerichteter Entwicklungsgesetze, aus denen die Anpassungscharaktere der Ameisengäste hervorgingen, sobald sie für die Lebensverhältnisse ihrer Träger nützlich waren, ist die ganze „Anpassung“ ein leeres Wort, eine innere Unmöglichkeit. Zudem steht eine durch Millionen und aber Millionen von Generationen versuchsweise vorantappende Entwicklung, wie der Darwinismus sie verlangt, in directem Widerspruch mit den Thatsachen der Systematik und der Paläontologie. Die heutzutage ohne Uebergänge vorhandenen drei Gattungsgruppen der Fühlerkäfer, die auch bereits in der Tertiärzeit ohne Uebergänge vorhanden waren, wissen nichts von jenen tausendfältigen Uebergangsformen, welche nach darwinistischem Recepte die Arten der Paussidenfamilie untereinander und mit den Laufkäfern verbinden sollten.

Wenn also eine Stammesentwicklung der Fühlerkäfer sich ereignet hat, so war dieselbe jedenfalls keine darwinistische, sowohl was die Ursachen als was die Art und Weise der Entwicklung anlangt. Sind die Paussiden der Gegenwart wirkliche Nachkommen ihrer tertiären Vorläufer, so hat allerdings wahrscheinlich eine Entwicklung des Paussidentypus stattgefunden; die Arten der Gegenwart sind nämlich, soweit wir sie bis jetzt kennen, von denjenigen des Tertiärs verschieden; ebenso ist auch eine der tertiären Gattungen (Paussoides) jetzt durch andere, nahe verwandte vertreten. Eine derartige Entwicklung wäre jedoch bloß eine Entwicklung innerhalb der Familie und ihrer damals schon bestehenden Gattungsgruppen, und zwar nach innern, bestimmt gerichteten Entwicklungsgesetzen. So viel oder richtiger so wenig berichten uns die paläontologischen Urkunden über die Stammesgeschichte der Paussiden seit der mittlern Tertiärzeit. Dagegen wissen wir über den ersten Ursprung dieser Familie, über die Vorfahren der tertiären Fühlerkäfer, bisher gar nichts, wenigstens als Naturforscher. Vom philosophischen Standpunkte aus steht nichts im Wege, anzunehmen, daß irgend eine laufkäferähnliche mesozoische Stammform[1] sich am Beginne der Tertiärzeit nach einem teleologischen Entwicklungsgesetze in die Gattungen und Arten der tertiären Fühlerkäfer ausgestaltet habe. Diese Entwicklung müßte dann jedoch in verhältnißmäßig kurzer Zeit und nicht auf dem Wege winziger Variationen, sondern in sprungweisen Entwicklungs-

[1] Schon im Lias des Aargaus, also in den ältesten Schichten der Juraformation, sind elf Laufkäferarten vertreten. Vgl. O. Heer, Urwelt der Schweiz (2. Aufl.) S. 96.

phasen erfolgt sein; denn vor dem Tertiär fehlte es an Ameisen, die den Paussiden Gastfreundschaft gewähren konnten; im mittlern Tertiär finden wir aber die wesentlichen drei Hauptgruppen der Fühlerkäfer bereits fertig vor, und zwar wie heute ohne allmähliche Uebergänge. Eine solche Entwicklung steht mit den Thatsachen nicht im Widerspruche. Sie entspricht denselben vielmehr insofern recht gut, als sie für die gleichsam stufenweise ansteigende Vollkommenheit des Paussidentypus, für die von uns oben nachgewiesene morphologische und biologische Scala desselben, die bei den tertiären wie bei den heutigen Fühlerkäfern sich findet, eine einfache natürliche Erklärung bietet. Andererseits darf man jedoch auch nicht vergessen, daß sie in den Thatsachen einstweilen keine weitere Stütze hat.

E. Wasmann S. J.

Die Gemächer des Papstes Alexander VI. im Vaticanischen Palaste.

Rom, seit zweitausend Jahren der politische Mittelpunkt der alten Welt, durch den hl. Petrus zum religiösen Centrum für das gesamte Menschengeschlecht erhoben, wurde zum Brennpunkt der kirchlichen Wissenschaft, als die Universitäten des Mittelalters, besonders Paris, ihren leitenden Einfluß verloren. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde es zu einem der wichtigsten Sammelplätze antiker und christlicher Kunstwerke in Malerei, Plastik und Baukunst. Seit Jahrzehnten ist es dank der echten Liberalität Leos XIII. eine Centralstelle aller, heute mit so großer Vorliebe gepflegten historischen Wissenschaften. Noch lange werden sie aus den neu eröffneten Quellen der päpstlichen Archive und Bibliotheken reichliche Aufklärung schöpfen, wodurch die Geschichte der ganzen Welt, besonders die des Papstthums, in vieler Hinsicht eine bessere Gestalt gewinnt. Die Kirche und ihr Oberhaupt brauchen das Licht nicht zu scheuen. Die Schatten, welche auf allerlei Wegen in ihre Geschichte hineinfielen, vermindern sich, je mehr authentische Actenstücke die Dinge in richtiger Beleuchtung erkennen lassen.

Wie der glorreich regierende Papst durch Erschließung der Archive der Wahrheit, der Kirche und seinen so viel verleumdeten oder doch unrichtig dargestellten Vorgängern wesentliche Dienste erwiesen hat, so ist auch die Restauration des Appartamento Borgia und die mit königlicher Huld gestattete Besichtigung desselben durch jedermann eine dankenswerthe Förderung der Kunst und der geschichtlichen Erkenntniß der Vergangenheit. Wer die hüben und drüben nicht immer vorurtheils-

frei dargestellte Renaissance und die mit ihr so innig verwobene Familie Borgia kennt, mußte fürchten, in der künstlerischen Ausstattung der Gemächer Alexanders VI. einige Dinge zu finden, welche in den Kunstwerken der Renaissance das Gefühl kälterer, im Norden aufgewachsener und erzogener Leute verletzen. Hat doch Vasari in seiner Geschichte der Maler auch die Gemächer jenes Papstes nicht vergessen und bei deren Besprechung gesorgt, eine recht pikante Anekdote einzuflechten. Die moderne Kritik mußte in vielen Dingen den verdienten Vater der Kunstgeschichte verbessern und der Leichtfertigkeit zeihen; so auch hier. In allen Malereien jener Säle findet sich auch nicht ein Bild, das zarter angelegte Nerven beunruhigen könnte. Alles bleibt in sittlicher Hinsicht vornehm und edel. Freilich fehlt es nicht an Zügen, die recht deutlich den Charakter jener Zeiten widerspiegeln. Culturhistorisch sind sie sehr beachtenswerth, vom künstlerischen Standpunkte aber müssen sie als Verirrung oder wenigstens als Absonderlichkeiten bezeichnet werden.

Das Studium und tiefere Verständniß jener Gemächer ist nun jüngst durch ein außerordentlich prächtiges Werk wesentlich erleichtert worden. Es trägt den Titel: Gli affreschi del *Pinturicchio* nell' *appartamento Borgia* del Palazzo Apostolico Vaticano. Commentario di *Francesco Ehrle* S. J., prefetto della Biblioteca Vaticana, e del Comm. *Enrico Stevenson*, direttore del Museo numismatico Vaticano. Roma, Danesi, 1897. In Groß-Folio bietet es 134 Tafeln, von denen 131 in Phototypien nach den Originalen ausgeführt sind, und 78 Seiten Text. Letzterer behandelt in den beiden ersten Kapiteln die Geschichte des Appartamento Borgia und diejenige seiner Fresken; im dritten gibt er eine Beschreibung der Säle mit ihrer bildnerischen Ausstattung. P. Ehrle hat schon früher durch eine Publication über den päpstlichen Palast zu Avignon seine hervorragende Befähigung bewiesen, mit Hilfe mühseliger archivalischer Quellen die Topographie und Geschichte derartiger Baudenkmäler zu entwirren. Auch hier hat er einen Faden gefunden, der ihn sicher durch das Labyrinth des Vaticans führt und bei jedem Gemach den rechten Namen und die wahre Bedeutung erkennen läßt. Für die Erklärung der Fresken und die Kenntniß ihres Urhebers wurden aus den Schätzen der päpstlichen Archive eine Menge sehr wichtiger Nachrichten hervorgezogen, durch die sich eine Lücke in der Geschichte der italienischen Malerei füllt. Commendatore Stevenson, der sich schon manchen Besucher der Vaticanischen Bibliothek und der dortigen Sammlungen durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen zu Dank verpflichtete, hat hier seine Kenntnisse und seine Studien mit denen des P. Ehrle vereint, und so besitzen wir in ihrer gemeinsamen Publication ein Werk, dessen Bedeutung nach dem Urtheil eines hervorragenden Kenners, Ernst Steinmann, „weit über den behandelten Gegenstand selbst hinausragt" (Repertorium für Kunstwissenschaft Bd. XX, Heft 4). Heben wir aus der trefflichen Arbeit dasjenige heraus, was für weitere Kreise ohne Tafeln verständlich und ansprechend ist.

Ausgemalt sind fünf Zimmer des Appartamento Borgia durch Bernardino, Sohn des Benedetto aus Perugia. Seine Freunde benannten ihn Betto oder Betti, Sohn des Biagio, die Kunstschriftsteller Pinturicchio. Geboren um das Jahr 1454, hatte er bei Buonfigli oder Fiorenzo di Lorenzo zu Perugia gelernt.

Seinem an zehn Jahre ältern Landsmann Perugino trat er vielleicht schon bei ihrem gemeinsamen Lehrer Buonfigli näher. Dieser Bekanntschaft verdankte er 1480 einen Ruf nach Rom, um ersterem bei Ausmalung der Sixtinischen Kapelle zu helfen. Erhalten sind dort von den Malereien beider Meister nur drei große Bilder: des Moses Reise mit seiner Gattin Sephora, die Taufe Christi und die Verleihung der Schlüssel an Petrus. Die übrigen Bilder mußten bereits 1535 verschwinden, um Platz zu schaffen für Michelangelos Jüngstes Gericht. Pinturicchio war, wenn man den Ausdruck hier anwenden darf, Peruginos Werkmeister. Er vertrat ihn, er leitete die Gesellen und machte die Sachen zweiten Ranges, wofür ihm Perugino ein Drittel seiner Einkünfte überließ. Ein solches Verhältniß charakterisirt unsern Pinturicchio als tüchtigen Meister, der geschaffen war, Arbeiten zu unternehmen und zu überwachen, bei denen große Flächen zu füllen waren. Er arbeitete rasch; seine Schöpfungen machten Eindruck, waren gefällig und prunkvoll. Sie machten es ihm leicht, die Gunst der Großen zu erwerben, welche rasch und ohne zu große Kosten Paläste oder Kapellen mit Wandmalereien auszieren wollten. Zuerst wurden die Rovere seine Gönner. Als Domenico della Rovere 1479 Cardinal geworden war, übertrug er ihm die Ausmalung seines Palastes; später hieß er ihn die Kapelle des hl. Hieronymus in S. Maria del Popolo zu Rom ausmalen. Kaum war sie vollendet, so erhielt er den Auftrag, in derselben Kirche die dritte Kapelle, in welcher das Grabmal des 1483 verstorbenen Herzogs Giovanni della Rovere errichtet wurde, mit Fresken auszustatten. Für den Cardinal Giuliano della Rovere (später Julius II.) malte er in dessen, jetzt von den Colonna bewohntem Palast bei der Kirche der zwölf Apostel. Zwei andere Kapellen in der Kirche S. Maria del Popolo übertrugen ihm die Cardinäle Giorgio Costa († 1489) und Lorenzo Cibo (nach 1489). Die wichtigste Aufgabe kam vom Papste selbst; denn Innocenz VIII., der Verwandte jenes Cardinals Cibo, erwählte ihn um 1487 zum Ausmalen der neu erbauten Gartenvilla (Belvedere) am Abhange des Vaticanischen Hügels. Seine Leistung war sehr charakteristisch; denn er füllte nach Vasaris Bericht eine ganze Loggia mit Städteansichten, die er nach Art der Flamländer ausführte. Man sah da Rom, Mailand, Genua (die Heimat der Cibo), Florenz, Vicenza und Neapel. Eine Madonna malte er dort beim Haupteingange in Fresco. In mehr als Lebensgröße und in Tempera vollendete er dann auf Befehl desselben Papstes eine Madonna für die Kapelle der 1492 nach Rom übertragenen heiligen Lanze, womit Longinus die Seite des Herrn geöffnet hatte. Fast wäre schon nach dem Tode Innocenz' VIII. Cardinal Giuliano della Rovere, Pinturicchios Gönner, Papst geworden. Aber nach langem Wahlkampf fiel dieses Mal die Entscheidung aus zu Gunsten des Cardinals Rodrigo Borgia. Er nannte sich Alexander VI., und gleich nach seiner Erhebung begann er sich im Vatican eine Wohnung einzurichten, welche den Palast übertreffen sollte, in welchem er bis dahin gewohnt hatte. Sehen wir, welchen Platz er sich auswählte.

Zu seiner Zeit stand die alte Basilika des hl. Petrus noch aufrecht. In ihrem Vorhofe erhoben sich die Paläste Innocenz' VIII. († 1492) und Pauls II. († 1471), welche zwei Seiten eines viereckigen Hofes umschlossen, aber bei An-

lage des großartigen Platzes vor der neuen Peterskirche niedergelegt wurden. An der andern Schmalseite dieses Hofes, im Westen, führten Treppen zu einem großen Prunksaal (Sala regia). In diesem „königlichen" Gemach öffneten drei Thüren den Zugang zu drei Räumen: nach Süden hin zur „kleinen Kapelle", die seit 1540 Cappella Paolina heißt, nach Westen zur Sixtinischen „größern Kapelle", nach Osten in den ersten „herzoglichen Saal" (Sala ducale), der jetzt mit dem zweiten „herzoglichen Saale" ein Ganzes bildet. Schaute man aus den Fenstern des Herzogssaales nach Süden, so erblickte man jenen großen Hof mit den Palästen Innocenz' VIII. und Pauls II.; nach Norden hin befand sich ein kleinerer, fast quadratischer Hof (Cortile del Pappagallo), auf dessen anderer Seite, also weiter nach Norden, in einer Flucht des ersten Stockwerkes vier große Säle lagen. Ueber denselben findet man heute im zweiten Stockwerk die von Raffael und seinen Schülern ausgemalten Räume: über dem I. die Sala di Constantino, über den drei folgenden (II—IV) die Stanza d' Eliodoro, della Segnatura und dell' Incendio. In ihnen wohnte der berüchtigte Cesare Borgia. Der Papst ließ an den IV. Saal 1492—1494 nach Westen hin einen Thurm anbauen, in dem er zwei neue Zimmer (V und VI) gewann. Alle diese (mit I—VI bezeichneten) Wohnräume bilden nun das Appartamento Borgia; aber nur in den fünf letzten (II—VI) sind Gemälde des Pinturicchio erhalten. Der I. war größer als die übrigen und hieß bereits 1458 Sala dei Pontefici. In ihm wurden geheime Consistorien gehalten und die Agnus Dei gesegnet. Seine Decke war nicht gewölbt. Als am 29. Juni 1500 Alexander mit dem Cardinal von Capua und dem Geheimkämmerer Caspar Poto in ihm saß, entstand ein heftiges Unwetter. Der Wind warf einen großen Kamin um und schleuderte die Steine auf das Dach. Es stürzte ein und tödtete im obern Stockwerk drei Personen. Die Balken der Decke des Zimmers brachen und fielen mit den Leichen vor die Füße Alexanders, der anfangs todt geglaubt wurde, aber mit geringen Verletzungen davonkam. Leo X. (1513—1521) ließ den Saal einwölben. Sein Verwandter, der zweite mediceische Papst, Clemens VII. (1523—1534), befahl dem Giovanni da Udine und dem Pierin del Vaga, ihn auszumalen. Wie er zur Zeit Alexanders VI. ausgestattet war, wissen wir nicht; doch waren damals wahrscheinlich Bildnisse verschiedener Päpste auf die Wände gemalt, denen er seinen Namen verdankte. Heute fehlt ihm die rechte Ruhe und Einheit. Darum ist der Besucher auf das angenehmste überrascht, wenn er aus dieser Sala dei Pontefici eintritt in die Sala dei Misteri (II), das erste Gemach des eigentlichen Appartamento Borgia. Es heißt so wegen seiner Gemälde, worin die sieben größten Geheimnisse, die Objecte der größten Feste des Kirchenjahres, dargestellt sind: die Verkündigung und Geburt Christi, die Anbetung der Könige und Christi Auferstehung, seine Himmelfahrt, die Sendung des Heiligen Geistes und die Aufnahme Mariens in den Himmel. In dem folgenden Zimmer, der Sala dei Santi (III), hat Pinturicchio die Geschichte von sechs Heiligen geschildert. In der Sala delle arti liberali (IV) sind die Bogenfelder gefüllt mit den Personificationen der sieben freien Künste, in der Sala del Credo (V) mit den Brustbildern der Apostel, welche auf Spruchbändern je einen Artikel

ihres Credo zeigen, in der Sala delle Sibille mit den Brustbildern der Sibyllen. Offenbar liegt dem Inhalt der Malereien ein einheitlicher, wohldurchdachter Plan zu Grunde. Derselbe umfaßte nicht nur jene Hauptbilder, sondern auch die kleinern Gemälde in den gewölbten Decken. Er ist in seinen wesentlichen Grundlagen religiös; es handelte sich eben um Ausmalung der päpstlichen Gemächer. Alexander VI. wählte darum nicht, wie sein Vorgänger im Sommerhaus gethan hatte und thun konnte, weil dies der Erholung gewidmet war, Städteansichten oder profane Gegenstände. Wer logisch vorangehen wollte, müßte das Studium im letzten Saal beginnen mit der Betrachtung der Sibyllen, um bei den Geheimnissen zu enden. Das empfiehlt sich jedoch nicht, weil der Künstler den II. Saal 1492 ausmalte, 1495 aber im VI. seine Aufgabe vollendete. Die letzten Zimmer, vielleicht der Schlafsaal und die Schatzkammer, sind überdies viel einfacher gehalten.

Der Saal der Geheimnisse (II) ist im Grundriß fast quadratisch; im Aufriß theilt ein feiner Marmorfries ihn in zwei Theile. Unter jenem Fries liegen die reich decorirten Wände mit zwei Thüren, einem Fenster, einem Kamin und zwei vortretenden Pilastern. Auf letztern ruht (über dem Fries) ein breiter Rundbogen. Er ist mit prachtvollen cassettenartigen Stuckverzierungen belegt. Zu seiner Rechten und Linken finden wir ein viertheiliges Gewölbe, in dessen Mitte eine kreisförmige Scheibe mit dem zweiten Wappen der Borgia den Schlußstein vertritt. Im ersten und vierten Felde dieses Wappens steht eine Krone, aus der Strahlen ausgehen; das zweite und dritte füllen goldene Wellen in Blau. Die Gräten des Gewölbes sind so entschieden betont, daß sie breite, sich schneidende Diagonalstreifen bilden. Wie überall in den alten monumentalen Malereien nicht nur Italiens, sondern auch der übrigen Länder, sind in diesen Zimmern solche Diagonalen und überhaupt alle zur Trennung und Einfassung verwendeten Streifen und Bandmuster kräftig und fest. In unserem Saale laufen in jeder der acht Kappen zuerst eine Menge verschiedenartig modellirter und gefärbter Leisten, Kehlen und Stäbe parallel zu den drei Seiten des sphärischen Dreiecks, woraus je eine Kappe besteht. Dann sind auf das so entstandene Einfassungsband viele Stiere gestellt, weil ein Stier das eigentliche Wappenthier der Borgia ausmacht. Je zwei solcher Thiere stehen sich gegenüber vor einem balustreartigen Ornament, zwischen jedem Paare aber glänzt die aus dem zweiten Wappen der Borgia stammende Krone. Dies sinnige, reiche und wechselvolle Ornament legt ein gutes Zeugniß ab für das decorative Talent Pinturicchios, der aus fest gegebenen Motiven ein so vortreffliches, in stätiger Wiederholung immer noch wirkungsvolles Muster bildete. Der Mitte jeder Kappe gab der Meister ein großes Medaillon mit dem Brustbilde eines Propheten. Seine acht Propheten tragen Schriftbänder, deren Text in innigster Beziehung steht zu den Mysterien auf dem obern Theil der Wände. Die Kappen der beiden Gewölbe bilden nämlich dort, wo sie über dem Marmorfries an die Wand anstoßen, vier kleine und zwei große Spitzbogen. Da einer der großen Bogen durch Stuccaturen und Malereien in zwei kleine getheilt ist, ergeben sich sieben Felder, deren Grundlinie mit jenem Fries zusammenfällt, deren sphärische Schenkel

aber aus jenen Bogen bestehen. In ihnen sind die Ereignisse geschildert, an welche die Hauptfeste des Kirchenjahres erinnern. Sie sind weder als Illustrationen zu den Evangelien in streng historischer Auffassung gemalt, noch auch als Andachtsbilder, wie sie in eine Kirche passen, sondern freier behandelt. Oft fehlt einer Composition die strenge Einheit. Systematiker haben das scharf getadelt, jedoch wohl zu wenig daran gedacht, daß hier eine Decoration angestrebt wurde, welche zwar auf religiöser Grundlage ruhen, aber doch nicht nur die Erbauung fördern, sondern auch in den Beschäftigungen des Tages einige Zerstreuung gewähren sollte. Von diesem Gesichtspunkte dürfte es auch nicht zu tadeln sein, daß zeitgenössische Porträts und Hinweisungen auf zeitgenössische Ereignisse nicht selten eingeflochten sind, wohl öfter, als wir heutzutage zu entdecken vermögen.

Das erste Geheimniß, dasjenige der Verkündigung, vollzieht sich nicht im ärmlichen Kämmerchen von Nazareth, auch nicht mehr, wie es in der italienischen Kunst Sitte geworden war, in der Vorhalle, in welcher vornehmere Leute in Italien damals Besuche empfingen, sondern im Freien vor einem verschwenderisch ausgestatteten Triumphbogen. Sein rechtes und linkes Thor ist in ein Gemach verwandelt. Seine mittlern Pfeiler, auf denen das mittlere, das Hauptthor ruht, sind mit Aufgebot aller Mittel der Phantasie verziert. Nicht nur sind dort in Marmor ausgeführte Grotesken nachgeahmt, es hängen auch aus Blumen, Blättern und Früchten gebildete Guirlanden neben ihnen. Mit all ihrer Pracht dienen sie den Figuren Gabriels und Marias als kostbarer Hintergrund. Der Engel kniet vor dem Pfeiler zur Linken des Beschauers, die Jungfrau zur Rechten. Zwischen ihnen blickt oben, unter der Rundung des großen Thorbogens, das Brustbild Gottes des Vaters hinab. Er sendet die Taube zu Maria und ist von acht lieblichen, geflügelten Engelsköpfchen umgeben. Unter ihm schweift der Blick in die luftige Ferne. In entsprechender Art ist der Stall von Bethlehem auf ein durchsichtiges Gerüst beschränkt. Besteht er doch nur aus fein gebildeten Pfeilern einer Ruine des königlichen Palastes des David, die ein Nothdach aus Stroh tragen. Den Tadel, die Composition sei nicht einheitlich, verdient dieses Bild doch sicherlich nicht. Es hält sich an die seit langem in Italien und Deutschland, ja in allen christlichen Ländern übliche reichere Composition. Noch unbekleidet liegt das göttliche Kind auf einem armen Tuche, auf Stroh und auf der Erde. Zu seinen Füßen, zur Rechten, kniet Maria. Hinter ihr stehen Ochs und Esel; da schauen, wie in so vielen andern Bildern, zwei Hirten über die Schranken hinein. Ehrfurcht hält sie zurück, hindert sie, einzutreten. Gehorsam gegen den Engel trieb sie, herbeizueilen. Zu Häupten des Kindes, also zur Linken, kniet der hl. Joseph. Neben ihm beten zwei große Engel tief gebeugt, voll Staunen den menschgewordenen Gottessohn an. Hat sich der Blick an dem Geheimniß der Christnacht erfreut, dann mag er hier in diesem Prachtgemach weiter schweifen in die Ferne, sich ergehen in der schönen Landschaft. Daß man nicht ganz des Geheimnisses vergesse, dafür sorgt die Staffage: drei Gloria singende Engel über dem Stalle und ein Himmelsbote, welcher auf dem Felde einem einsamen Hirten erscheint.

Die Anbetung der heiligen drei Könige vollzieht sich vor den Resten eines feenhaften Thorbogens, durch welchen man einen Stall sieht, aus dessen Thür

der Ochs hinausschaut. Ein Vertreter geschlossener Einheit verlangt, alle Könige und all ihr Gefolge müßten unverwandten Blickes auf das Christkind schauen, wie alle Radien im Centrum sich zusammenfinden. Die alten Meister in Italien und auch anderswo haben sich die Sache leichter gemacht, etwas menschlicher gedacht. Ein Grundmotiv, wovon sie ausgingen, waren die Ceremonien bei Verehrung des Kreuzes am Karfreitage. Da bildete sich eine lange Reihe Andächtiger. Der erste kniete hin und küßte das Kreuz. Der zweite kniete hinter ihm, um sich zu nähern und dasselbe Kreuz zu küssen, wenn der Vordermann aufgestanden und weggegangen sei. Je länger die Reihe war, je weiter die letzten vom Ziel entfernt waren, desto geringer waren die äußern Zeichen ihrer Andacht. So kniet auf tausend Bildern der Anbetung der Könige der älteste der Weisen vor dem Kinde und küßt dessen Fuß oder läßt sich, wie hier in unserem Bilde, von ihm segnen; hinter ihm kniet in einiger Entfernung der zweite, und so fort. Je weiter du den Blick von den Hauptpersonen ablenkst, von Maria und ihrem Kinde, desto freier werden die Gruppen. Die ersten knien und schweigen, andere theilen sich flüsternd ihre Beobachtungen und Gefühle mit; die letzten, die Knechte, haben genug Arbeit, um die muthigen Rosse in Ruhe zu halten, auf denen ihre Herren herbeiritten. Ein Blick in die Landschaft zeigt phantastisch aufgeschichtete Felsblöcke, Städte, Wege und Stege, auf denen allerlei Leute einherziehen, die sich um das Kind von Bethlehem nicht kümmern. Oben schweben unter dem Schluß des Bogens zwei große Engel. Zur Anbetung der Könige stellen sie sich freilich in keine klare Beziehung, aber den leeren Raum dort oben füllen sie vortrefflich. Warum sollen wir es dem Maler verargen, daß er sie hinstellte?

Bei der Auferstehung hat Pinturicchio auf die Grabeshöhle verzichtet. Mitten in der Landschaft steht ein Sarkophag. Sein Deckel ist weggeschoben; über ihm schwebt Christus mit der Siegesfahne. Vier Soldaten sitzen um das Grab, schlafend oder aufgeschreckt oder voll Staunen. Zur Linken kniet Alexander VI. in großer Figur, mit der Chorkappe bekleidet, prachtvoll porträtirt. Die Tiara steht vor ihm auf dem blumigen Rasen. Mit gefalteten Händen blickt er hinauf zum Erstandenen.

Die Himmelfahrt ist meisterhaft in den gegebenen Raum hineincomponirt Das Fenster schneidet hoch hinein, geht weit hinauf über den Fries. Es ließ viel Platz unten zur Rechten und Linken, wenig oben in der Mitte über seiner breiten Umrahmung. Der Maler läßt den Heiland oben in der Mitte zwischen peruginesken Engeln in einer Mandorla schweben, unten zur Linken des Beschauers Maria kniend zwischen fünf Aposteln beten; zur Rechten aber hat er sechs andere Apostel um einen knienden versammelt. Freilich wenden sich diese dreizehn Personen nicht alle zum Heiland. Nicht aller Blicke streben gleich Radien zur Hauptperson der Handlung. Einige senken die Augen, trauernd über den Verlust; andere schauen träumerisch hinaus; sie wissen noch nicht, was sie sagen und denken sollen. Zahlreiche Bäume und eine weite Aussicht in die Ferne mahnen daran, daß der Herr vom Oelberge aus gen Himmel fuhr.

Mußte bei der Verkündigung das kleine Gemach der armen Braut des Zimmermanns zu Nazareth einem Triumphbogen weichen, so vermißt man bei

der Herabkunft des Heiligen Geistes den Saal des Cönaculums. Aber konnte Pinturicchio uns hier in der Decoration eines Saales einen neuen Saal hinmalen? Kühn verlegt er seine Scene in eine Landschaft. Es fällt ihm nicht ein, hier den Illustrator oder den Historienmaler zu spielen. Decorationsmaler will er sein und bleiben. Ein Prunkgemach soll nicht in eine Kirche verwandelt werden. Die religiöse Stimmung herrsche hier im Vatican, aber dies Gemach bleibe ein Wohnraum. Unten ist die Schar der Apostel, wie im vorigen Bilde, mit Maria versammelt. Aber die Gruppirung ist geändert. Sie kniet in der Mitte; je fünf Apostel stehen rechts und links um einen, der kniet.

Einfache Großartigkeit beherrscht das letzte Bild. Der Sarkophag Marias ward zum duftenden Blumenbeet. Zur Rechten kniet ein vornehmer Herr, ein Verwandter oder Vertrauter des Papstes, zur Linken der Apostel Thomas mit dem Gürtel der allerseligsten Jungfrau. Sie selbst schwebt oben in großer Gestalt, in einer Mandorla thronend. Sechs große Engel, so stilisirt, wie auch Perugino sie zu geben gewohnt war, und elf geflügelte Engelsköpfchen bilden ihren Hofstaat. Vier jener großen Engel musiciren, zwei krönen ihre Herrin.

Die acht Propheten in den acht Gewölbekappen begleiten die sieben Geheimnisse mit ihren Sprüchen. Malachias sagt zur Verkündigung (3, 1): „Sieh, ich sende meinen Engel" u. s. w., Isaias (1, 3) zur Geburt Christi: „Der Ochs erkannte seinen Herrn"; ihm gesellt sich Jeremias (49, 15) bei: „Sieh, klein gab ich dich in den Völkern." David psallirt (71, 11) bei der Ankunft der Weisen: „Anbeten werden ihn alle Könige." Sophonias weissagt (3, 8): „Warte am Tage meiner Auferstehung", Michäas (2, 13): „Er wird aufsteigen, einen Weg bereitend vor ihnen", Joel (2, 28): „Ich werde aussenden von meinem Geiste über alles Fleisch", endlich bei Marias Himmelfahrt Salomon (Eccli. 24, 17): „Ich bin erhöht im Libanon gleich einer Ceder." Einige dieser Sprüche sind die klassischen Belegstellen zu jenen Geheimnissen, sie stehen auch in der Armenbibel bei ihnen; andere sind von den Theologen Alexanders VI. ausgewählt und dem Maler angewiesen worden. Er hat mit großem Fleiße in die acht Prophetenbilder Wechsel gebracht. Den Psalmisten und den Sänger des Hohenliedes zeigt er als Könige, den einen als Greis, den andern in vollster Manneskraft. Joel und Michäas sind unbedeckten Hauptes, ernste, kahlköpfige Männer mit langen Bärten. Zwei Propheten haben Turbane, zwei andere Judenhüte mit hohem Knopfe. Einige lesen, andere denken nach oder schauen aus in die Zukunft. Es ist heute in kunstgeschichtlichen Werken Mode, die verschiedenen Schulrichtungen und Künstlerindividualitäten streng zu charakterisiren und zu scheiden. Das hat zweifelsohne seinen Grund, seine Berechtigung, seine Stützen. Wenn aber das kritische Secirmesser derartig vorgeht, wie dasselbe die Arbeiten in diesem Appartamento Borgia unter der Hand hochangesehener Kenner zerlegt hat, dann wird man doch an die Exegeten erinnert, welche den Pentateuch nach innern Gründen in seine ursprünglichen Bestandtheile aufzulösen versuchten. Zweifelsohne spielt bei solchen kritischen Untersuchungen subjectives Ermessen eine große Rolle. Es wird darum kaum unbescheiden sein, wenn man den Kopf schüttelt Behauptungen gegenüber wie diese, daß von jenen acht Propheten, die

doch nicht alle nach einer Schablone gebildet werden durften, vier der Schule von Siena zugewiesen werden, die andern der Schule des Fiorenzo di Lorenzo in Perugia. Wer so viel malte wie Pinturicchio, wer zu Rom mitten im Strome der damals so rasch verlaufenden Entwicklung stand, wer so viel herumreiste, hat sicher mancherlei gesehen. Seinen Gesellen oder Genossen wird er keine tyrannischen Fesseln angelegt haben. Ob er aber viele Gestalten unverarbeitet, einem geistlosen Copisten gleich, entlehnte und in seine Bilder festbannte? Je nachdem der Wind bläst und der Stoff der Gewänder verschieden ist, je nachdem eine Person sich schürzte oder der Maler ihre Falten legte, je nachdem mehr oder weniger Zeit zum Ueberlegen blieb, je nachdem das Genie half, konnten auch in Rom die Gewänder so oder so fallen, wie es vielleicht in Florenz oder Perugia oder sonstwo Mode war oder wurde. Die Köpfe entlehnte Pinturicchio von überallher. In Rom strömten Leute aus allen Völkern zusammen; da fehlte es nicht an Typen, an charaktervollen und interessanten Physiognomien. Daß der Maler verschiedene suchte und fand, daß er keinen schlechten Geschmack hatte, so häßlich er persönlich gewesen sein soll, beweisen seine Bilder. Er war taub, aber sein Auge schaute desto besser hinein in das Treiben der Zeitgenossen.

Verlassen wir den II. Saal nicht, ohne die Grotesken zu beachten, die hier ihre Auferstehung feiern. Nur schüchtern treten sie in den Malereien hie und da auf; kühner wagen sie sich schon in den Verzierungen der mit Marmor verkleideten Pfeiler hervor. Erst im Gewölbe des III. Saales sind sie zur vollen Lebenskraft erwacht. Diese lustigen Kinder fröhlicher Künstlerlaune waren begraben, vergessen und verschollen. Im alten Rom hatten sie nicht nur in den Palästen der Großen, nein, bis in die christlichen Katakomben hinein mit ihrem muntern Spiel neckisch die Phantasie erfreut. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts fand man sie wieder in den „Grotten", denen sie ihren neuen Namen verdanken, d. h. in den Grabgewölben und in den unter Schutt und Ruinen vergrabenen Prachtsälen des vorhergehenden Jahrtausends; da zeigte sich den Malern, die mit Fackeln und Kerzen in das Reich der Todten hinabstiegen, ein Märchenreich voll närrischen Uebermuthes: Faune und Centauren, Tritone und Nymphen, Pflanzen, Thiere und allerlei Geräth, edles wie gewöhnliches, alles war herbeigeholt, zerschnitten, zertheilt, dann wieder vereint und verbunden, neben- und aufeinander gestellt. Scheinbar hatte hier der Zufall in der regellosesten Willkür gehaust, und doch war alles so harmonisch, so symmetrisch, so fein und künstlerisch aufgebaut, daß Maler und Bildhauer sich begeisterten und die Mode nach Grotesken verlangte mehr und mehr. Pinturicchio hat sie hier in dem Appartamento Borgia eingeführt und hoffähig gemacht. Raffael hat ihnen oben in den Loggien die ganze gebildete Welt erobert. Schließe man diesen leichtsinnigen, aber liebenswürdigen Kindern der Phantasie die Kirchen oder gestatte man ihnen nur an untergeordneten Stellen Eingang: die Thore der Paläste müssen sich ihnen nur desto weiter öffnen; denn wer wird heute verzichten auf dieses vornehmste Decorationsmittel? Sind doch die Grotesken in der Kunst wie das muntere Spiel unberechenbarer Kinder im menschlichen Leben. Wie

freundlich schauen sie herab von der Decke des Saales der Heiligen (III)! Wer wird den Eindruck vergessen, den dessen Ausstattung hervorbringt?

Gewiß wird man in Italien oft freudig überrascht, aber zuletzt wählerisch. Wer die Bibliothek zu Siena aufmerksam betrachtete, Pinturicchios ausgereiftestes Meisterwerk, die Udienza del Cambio, Peruginos Musterleistung, Raffaels Stanzen und Loggien, die Lieblingskinder aller Gebildeten, der ist schon sehr verwöhnt. Aber ob es einen Raum gibt, der solche Pracht entfaltet wie dies III. Gemach Alexanders VI.? Wohl hat der unvergleichliche Schönheitssinn Raffaels gerade über diesem Gemache, oben im zweiten Stockwerke in der Stanza della Segnatura, mehr Eleganz, mehr Rhythmus und Gehalt in seine Disputa und alle die andern Meisterwerke ringsumher gelegt. Hier unten sind wir noch im Mittelalter befangen, dort oben eingetreten in die neue Zeit. Von der alten Kunst ist hier, trotz des geschmacklosen Inhalts der Gewölbemalereien, doch mehr übrig geblieben. Hier sind wir in aufsteigender Bewegung, dort oben auf der Spitze, aber auch dicht am Abgrund, in welchem die eigentlich christliche Kunst des gläubigen Mittelalters mit ihrer Ikonographie, ihrem sinnigen Inhalt, ihrer kindlichen Gemüthlichkeit verschwunden ist. Würde es nicht Einseitigkeit verrathen, Widerspruch herausfordern, wenn jemand angesichts der Stanzen Raffaels von einer „heidnischen“ Renaissance reden wollte? Allein es wäre auch einseitig, wenn man seine Achtung, ja seine Begeisterung versagen wollte den zum guten Theil noch im Geiste des Mittelalters, aber mit größtmöglicher Entfaltung aller decorativen Mittel ausgestatteten Werken des geschäftigen Betto di Biagio. Wenn jemand ihn tadeln wollte wegen des Uebermaßes des Goldes, wegen der Kunstgriffe, durch die er dessen Glanz ans Licht setzte, so darf der Meister hinweisen auf seinen Auftraggeber, dieser aber seinerseits auf den Geschmack seiner Umgebung. Nur wer sich erhebt zum großen Standpunkt culturhistorischer Betrachtung, nur wer Kunstwerke ansieht, erklärt und schätzt aus der Zeit, in der sie entstanden sind: nur der wird sich vor Ungerechtigkeit bewahren können. Irren ist menschlich. Aber wo ganze Völker, ganze Generationen in ihrer Kunstrichtung auf Wege geriethen, die unser Geschmack in unserem 19. Jahrhundert vielleicht mit Recht verdammt, da lag jedenfalls in dem, was sie damals bewunderten, ein Kern von Wahrheit und Gutheit. Haben wir den gefunden und verkostet, dann können auch wir uns noch heute selbst an Werken freuen, die oberflächliche Betrachtung als barbarisch zu bezeichnen beliebt. Das Zeitalter Alexanders VI. war das des ungemessenen Goldes. Edles Metall strömte massenhaft aus der Neuen Welt zu. Purpur und Seide lieferte der Orient wie nie zuvor. Pracht und Glanz herrschten überall, denn noch war das Unheil der Spaltung und Verarmung des 16. Jahrhunderts fern. Ein Spiegelbild all des Glanzes gibt uns die Sala dei Santi. Und doch war sie bis vor wenigen Jahren nur eine Ruine, reicht sie auch heute noch lange nicht an das, was sie einst besaß. Ein von Pastor veröffentlichter Brief des Cardinals Ascanio Sforza vom 22. October 1484 läßt uns den ursprünglichen Glanz ahnen. Er schildert den Palast, in welchem Alexander VI. als Cardinal wohnte: „In dem ersten großen Saal erblickte man allenthalben an den Wänden gewirkte Teppiche, auf

welchen historische Begebenheiten dargestellt waren. Daran stieß ein kleinerer Saal, gleichfalls mit den schönsten Gobelins an den Wänden und mit Teppichen am Boden, welche in voller Harmonie mit dem übrigen Zimmerschmuck standen. . . . In diesem Salon befand sich auch die Credenza des Cardinals, ein Schrank mit einem Aufsatz, auf welchem in größter Fülle das Tafel- und Trinkgeschirr aus Gold und Silber zur Schau gestellt war, darunter Arbeiten von der feinsten Vollendung, ein wunderbarer Anblick. An den genannten Raum reihten sich noch zwei Zimmer, das eine in Atlas mit Teppichen am Boden. . . . In der Mitte des andern stand ein Tisch mit einer alexandrinischen Sammetdecke, umgeben von feingeschnitzten Stühlen." Jacobus von Volterra schrieb über den Cardinal Borgia: „Die Menge seines Silbergeschirrs, seiner Perlen, seiner in Gold und Seide gestickten Decken und Meßgewänder und seiner Bücher jeder Wissenschaft ist sehr groß, und alles dies von einer glänzenden Pracht, welche eines Königs oder Papstes würdig wäre." Für seine Privatkapelle ließ er als Papst die Statuen der zwölf Apostel aus vergoldetem Silber anfertigen. Als Alexander gestorben war, sandte nach Burchards Bericht der schwer erkrankte Cesare Borgia seinen Vertrauten Micheletto in die päpstlichen Gemächer. Unter Todesandrohungen bemächtigte sich dieser alles Silbergeräthes, dessen er habhaft werden konnte, und einer großen Summe Geldes. Trotzdem fand man am andern Tage noch eine Krone und zwei kostbare Tiaren, fast alle Ringe Alexanders und dessen Tafelgeschirr in acht großen Kasten. In einem kleinen kupfernen, mit grünem Tuche bedeckten Schrein aber lagen Edelsteine und Ringe im Werthe von an 25 000 Ducaten. Die besten Wandteppiche und die kostbarsten Stücke des Schatzes waren wohl bei Festen in den von Pinturicchio ausgemalten Gemächern, besonders im III. Prunkgemach, der Sala dei Santi, ausgestellt. Freilich gefällt vielen diese verschwenderische Pracht hier nicht. Alexander sah sich zu sehr an als Herrscher von Rom und Haupt der Christenheit, wohl zu wenig als Hirt und Vater der Gläubigen. Wer möchte sich begeistern für den Inhalt der Gemälde in den acht Kappen des zweitheiligen Gewölbes, für diesen verunglückten Versuch, den anscheinend geistreichen Gedanken eines Hofpoeten in monumentaler Gestalt zu verewigen? Da Osiris die Aegypter gelehrt hatte, mit Hilfe der vor den Pflug gespannten Ochsen den Acker zu bestellen, ihnen auch viele andere Wohlthaten erwiesen hatte, wurde er auf Betreiben der Isis nach seinem Tode unter dem Bilde des Apis verehrt. Diese Geschichte benutzte ein Schmeichler, um den im Wappen der Borgia stehenden Stier als Symbol zu verwerthen. Was Osiris den Aegyptern gewesen, sei Alexander VI. den Römern geworden. Darum wurde nun in den acht Scenen der Gewölbe, theilweise nach Plutarchs Buch „Ueber Isis und Osiris", die Geschichte dieser beiden Gottheiten breit geschildert. Dazu kommen noch im Bogen zwischen jenen Gewölben fünf andere mythologische Scenen: die Geschichte der Jo und des Argos und dergl., worin auch Stiere und Ochsen eine Rolle spielen. So sehr man die Wahl solcher Themata bedauern muß, kann man doch nicht umhin, das Geschick zu bewundern, mit welchem der Maler jene Scenen künstlerisch gestaltete zu allerliebsten Genrebildern voll köstlicher Einzelheiten. Doch verlassen wir sie.

Obwohl der Anstand gewahrt bleibt und auch nicht eine nackte Figur Erwachsener vorkommt, gehören sie an dieser Stelle zu den größten Verirrungen der Renaissance. Am obern Theile der Wand sind hier wiederum durch die Gewölbe zwei größere und vier kleinere Bogenfelder gebildet. In den beiden größern ist auf einer Seite das Martyrium des hl. Sebastian, auf der andern die Disputation der hl. Katharina geschildert. Beide Bilder gehören zum Besten, was Pinturicchio hervorbrachte. Frisch und frei steht die Jungfrau mit lang herabwallendem Haar vor Maximin. Sie scheint den Inhalt ihrer Disputation in einen Syllogismus zusammenzufassen, den sie mit der entsprechenden Handbewegung begleitet, indem sie mit der Rechten den dritten ausgestreckten Finger erfaßt. Maximin thront unter einem Baldachin auf einem reichen Sessel. Auf den drei Stufen seiner Estrade liegen noch die Bücher, deren man sich bei der Discussion bediente. Voll Theilnahme, in gespannter Aufmerksamkeit schaut er wohlwollend herab. Ringsherum stehen in größern oder kleinern Gruppen die Herren des Hofstaates, die Gelehrten und die Pagen, am Ende der Reihe sogar zwei Reiter, die nicht abstiegen, denn auch diese Scene vollzieht sich im Freien. Sicher sind hier viele römische Gelehrte der damaligen Zeit porträtirt. Doch sind noch keine identificirt außer zwei hervorragenden Männern. Zur Rechten des Kaisers steht Andreas Paläologus, „Despota von Morea", Enkel und Erbe des Konstantin Paläologus, unter dem Konstantinopel in die Hände der Türken fiel. Er lebte am Hofe Alexanders VI. und wurde von Pinturicchio hier porträtirt. Zur Linken Maximins, also dem griechischen Prätendenten gegenüber, steht der Bruder des Sultans Bajazet, Prinz Djem († 1495). Der Johanniterorden hatte ihn bereits an Innocenz VIII. ausgeliefert, und Alexander VI. hielt ihn als Geisel gegen den Großtürken fest. Pinturicchio hat ihn nicht nur hier porträtirt, sondern auch später in der Bibliothek zu Siena.

Bietet die Disputation der hl. Katharina nichts weniger als ein geschlossenes Ganze, sondern eher eine freie Versammlung vieler stattlichen, sich unterhaltenden Männer aus den verschiedensten Ländern, so herrscht in dem großen Gemälde, auf dem sechs Bogenschützen ihre Pfeile gegen den hl. Sebastian richten oder richten wollen, eine wundersame Einheit. Der Heilige steht oben in der Mitte und dient als Ziel den Schützen, die unten rechts und links den Anweisungen ihres Hauptmanns folgen. In den vier kleinern Bogenfeldern sind geschildert der Besuch Marias bei Elisabeth und derjenige des hl. Antonius beim hl. Paulus, sowie Scenen aus der Geschichte der Susanna und der hl. Barbara. Selten ist das freche Benehmen der beiden Alten behutsamer geschildert worden. Sie ergreifen Susanna, die nur ihre Schuhe und den Mantel oder das Oberkleid abgelegt hat. Eine eingehendere Schilderung der Gemälde würde zu weit führen; liegt ja auch das Verdienst Pinturicchios nicht in der Neuheit oder Vortrefflichkeit der einzelnen Compositionen, sondern in der großartigen decorativen Pracht des Ganzen. Alle Scenen aus dem Leben der hll. Sebastian und Antonius, Elisabeth und Barbara, Katharina und Susanna sind ins Freie verlegt, um wechselvolle Hintergründe zu erlangen. Als Staffage sehen wir bei Susanna, wie sie zum Tode geführt und wie zuletzt ihre Ankläger gesteinigt werden, bei Sebastian

Soldaten, welche durch die Landschaft ziehen. Bei Elisabeth treten die Nebenpersonen in die Hauptscene hinein; im Hintergrund sehen wir zwar nur eine arme Familie ziehen, aber links vom Beschauer stehen hinter dem hl. Joseph vornehme Männer und eilt ein prächtig gezeichnetes Mädchen mit einem Knaben herbei, einen Korb auf dem Haupte tragend. Auf der andern Seite schaut man in das Haus der hl. Elisabeth hinein, in dessen Vorhalle Zacharias eifrig in einem Buche liest, und in dessen Kammer die Frauen spinnen, sticken und andere Arbeiten verrichten. Dem hl. Antonius nahen sich drei Frauen. Eine will sein Gespräch mit Paulus unterbrechen, wird aber von der zweiten zurückgehalten. Erst bei näherem Zusehen findet man, daß alle drei Krallen haben statt der Füße, und daß ihnen Hörner aus dem Haupte wachsen. Auffallenderweise sind in Xanten am Niederrhein Teufel, welche sich nahen, um Antonius zu versuchen, gerade so aufgefaßt. Die dortigen Malereien sind wenig älter als die hiesigen. Woher kommt diese Uebereinstimmung? Durch unmittelbare Uebertragung oder aus ältern, gemeinsamen Vorbildern? Daß Pinturicchio flämische Vorbilder benutzte, sagt Vasari ausdrücklich. Die aus Stuck hergestellten, vergoldeten Knöpfe, mit denen er die Säume der Gewänder besetzt, finden sich in allen deutschen Ländern bei den Sculpturen der Flügelaltäre, besonders in Norddeutschland. Eines der dankbarsten Mittel, wodurch er seinen Werken hier so ungewöhnlichen Glanz verleiht, liegt in der Verwendung solcher größeren oder kleineren Knöpfe oder Buckel, welche aus Stuck bestehen, hervorragen und vergoldet sind. Oft ordnet er sie reihenweise, oft stellt er sie nebeneinander, daß sie wie goldene Mosaikpasten wirken. Die den Hintergrund füllenden Gebäude führt er in Relief aus, z. B. den Triumphbogen hinter der hl. Katharina, den Brunnen hinter Susanna. Vasari zürnt darüber, tadelt ihn und meint, es sei im Gebiete der Malerei „eine Häresie", wenn Gegenstände des Hintergrundes hervortreten vor den Personen des Vordergrundes. Sie thun dies aber nicht für das Auge. Bei einem Tafelgemälde mag es besser sein, solche decorativen Kunststücke zu vermeiden; aber bei so großen Wandflächen, die umrahmt sind von den herrlichsten vergoldeten und bemalten Stuccaturen und Marmorfriesen, in Prunksälen, wo der Glanz des Goldes die geringe Lichtfülle ersetzen soll, wo alles harmonisch zusammengehen muß, sind sie wohl nicht zu tadeln. Das Staunen über solche ungeahnte Herrlichkeit, das jeden Besucher dieser Gemächer hinreißt, beweist, daß Pinturicchio doch einen glücklichen Griff that, als er die ungemessenen, ihm angebotenen Goldschätze derartig verwendete.

Die heraldischen Zeichen der Borgia fehlen auch hier nicht, sind aber geschickter und maßvoller angebracht. Im Marmorfries unter den Gewölben schreiten die Stiere einher, fein und edel ausgemeißelt, vereint zu Gruppen mit der Krone der Borgia, abwechselnd mit Grotesken, Köpfen und Medaillons.

In der Sala delle arti liberali (IV) ist das Gewölbe cassettirt. Hier sieht man Wappen der Borgia, dort ornamentale Compositionen, worin neben Kandelabern, auf denen Putten hocken und spielen, Stiere stehen, über welchen Kronen schweben. Die sieben Bogenfelder sind gefüllt mit den Personificationen des Trivium und Quadrivium. In dem breiten Bogen, welcher die beiden Ge-

wölbetheile trennt, verherrlichen fünf Bilder die Gerechtigkeit. Sie zeigen uns, daß wir uns im Arbeitszimmer des Papstes, in der damaligen Stanza della Segnatura, befinden, wo das Oberhaupt der Kirche die Actenstücke unterzeichnete. Im mittlern Bilde thront darum die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, ein Schwert haltend und eine Wage. Im zweiten kniet Abraham (nicht Lot, wie so oft gesagt wurde) vor den drei Engeln, den Vertretern der heiligsten Dreifaltigkeit, um die Gerechtigkeit gegen Gott zu sinnbilden. Die Gerechtigkeit in Handel und Wandel (iustitia commutativa) schildert ein Bild, auf welchem Kaufleute vor dem Throne der Gerechtigkeit handelseinig werden. An die Gerechtigkeit in Vertheilung von Aemtern (iustitia distributiva) erinnert die thronende Matrone, welche mit der Rechten in ihrem Schoße eine Tiara, eine Mitra, eine Krone, Ordenszeichen u. dgl. hält, mit der Linken aber einer Martyrin die wohlverdiente Palme reicht. Ein fünftes Bild zeigt den Typus des gerechten Richters: Trajan, vor welchem die Wittwe kniet, der er seinen Sohn zuweist als Ersatz für ihr ermordetes Kind. Die Scene ist auffallenderweise anders dargestellt, als Dante sie erzählt (Fegfeuer X, 78 f.). Reiches Lob verdienen anerkanntermaßen die sieben Gemälde dieses Zimmers. Da thront die Grammatik vor einer mit Pilastern, Architraven und goldenen Füllungen verzierten Wand; zu ihren Füßen erscheint im Brustbilde, wie hinter einem Katheder, der alte ernste Schulmann Priscian. Je drei jugendliche oder ältere Grammatiker stehen rechts und links. Nicht minder reich, aber durch zwei offene Pforten durchbrochen ist der Hintergrund bei der Dialektik, vor deren Thron sieben Gelehrte sich mit Büchern versammelten: Aristoteles, Averrhoes und andere. Leichter und von Landschaften begleitet sind die erhabenen Sitze der Rhetorik und der Geometrie. Erstere hält ein Schwert in der Hand, weil ihre Rede durchdringt, aber auch eine schillernde Glaskugel — oder eine Weltkugel, weil sie die Welt beherrscht? Ernst schaut die Arithmetik vom Throne herab mit ihrer Rechentafel, verklärt die Musik, welche auf einer Geige musicirt, begleitet von zwei flötenden Putten und sechs ältern Musikern, bei denen der alte Tubalkain mit mächtigen Hämmern den Tact schlägt (1 Mos. 4, 21 f.). Man müßte, um diese Bilder eingehend zu verstehen und zu erklären, den Stand der Wissenschaften und die Ansichten der Gelehrten beim Ende des 15. Jahrhunderts genauer kennen und auseinandersetzen können. Vielleicht findet sich im Laufe der Zeit einmal ein Gelehrter, der alle Räthsel löst, die Pinturicchio, von den Gelehrten seiner Zeit geleitet, uns hier vorlegt. Wie gerne möchte man in dem letzten Bilde, dem der Astrologie, den Namen des prächtigen, wohlbeleibten Gelehrten kennen, der die Ehrenstelle einnimmt (Ptolemäus?); dem Aeußern nach muß er ein Herrscher sein im Reiche der Gedanken. Und wer sind die sieben andern ringsumher, diese erfahrenen Greise, diese geistreichen Männer, diese lockigen, wissensdurstigen Jünglinge? Ob nicht auch hier flandrische Einflüsse mitwirkten, vielleicht sogar jene Teppiche, die Innocenz VIII. im Jahre 1484 von Kaufleuten erwarb, welche aus den Niederlanden kamen? Waren doch in ihnen die Geschichte des hl. Georg und die Personificationen der sieben freien Künste eingewebt.

Doch voran! Die Zeit drängt; was noch übrig bleibt, ist einfacher. Im Saale des Credo (V) ist wiederum das Gewölbe cassettirt, mit den Wappenfiguren der Borgia und mit Grotesken gefüllt. In jedem der zwölf Bogenfelder steht das Brustbild eines Apostels dem eines Propheten gegenüber. Jeder Apostel zeigt in seinem Spruchband einen Artikel des Credo, jeder Prophet eine entsprechende Weissagung. Wir sehen da Petrus mit Jeremias (3, 19 und 51, 15), Johannes mit David (?), Andreas mit Isaias (7, 14), Jacobus den Aeltern mit Zacharias (12, 10), Matthäus mit Oseas (13, 10), Jacobus den Jüngern mit Amos (9, 6), Philippus mit Malachias (3, 5), Bartholomäus mit Joel (2, 28), Thomas mit Sophonias (3, 9). In den jetzt zerstörten Feldern folgten wohl wie in vielen andern mittelalterlichen Reihen: Simon mit Michäas und Judas Thaddäus mit Ezechiel. Matthias mit Daniel schloß die Reihe. Im letzten Saale (VI) sind in analoger Weise zwölf Sibyllen mit ebenso vielen Propheten zu Paaren vereint, deren Spruchbänder entsprechende, auf Jesus Christus bezügliche Texte bieten. Ueber diesen Paaren sind im Gewölbe in acht Bildern dargestellt ein großes astronomisches Instrument mit Sternkundigen, Luna in ihrem Wagen über einer Gruppe Fischer, dann die Personificationen der Planeten, jede in einem Wagen über einer Gruppe Männer. Unter Mercur erblicken wir hier Gelehrte, unter Venus Liebespaare, unter Apollo die Großen dieser Erde (Papst, Kaiser u. s. w.), unter Mars Krieger, unter Juppiter Jäger, unter Saturn Leute, die Werke der Barmherzigkeit üben. In acht, antiken Malereien nachgebildeten Medaillons folgen mythologische Scenen, die wiederum zum Wappenthier der Borgia in Beziehung stehen dürften. Auch hier bleiben noch manche ikonographische Räthsel zu lösen. Beispielsweise ist bei der Darstellung der Planeten, die zu den Wochentagen in Beziehung stehen sollen, eine Masse gelehrter Erudition aufgewandt.

Nach dem Tode Alexanders VI. wurden diese Gemächer von den Päpsten verlassen; diese zogen 1507 hinauf in die von Raffael ausgemalten Stanzen im folgenden Stockwerke. Das Appartamento Borgia wurde vornehmern Beamten oder Cardinälen überlassen. In ihm wohnte 1536 Karl V., seit 1560 der hl. Karl Borromeo als Neffe Pius' IV. Er empfing hier oft den hl. Franz Borgia, welcher all das böse Beispiel glänzend sühnte, das seine Familie einst hier gegeben hatte. 1816 stellte man in den Zimmern Alexanders VI. die päpstliche Gemäldesammlung auf, später die Bibliothek. 1889 befahl Leo XIII., die Räume zu restauriren. Sein Hausarchitekt, Graf Vespignani, und Professor Seitz, der kundige Director der päpstlichen Gemäldegalerie, unternahmen die schwierige, verantwortungsvolle Aufgabe und lösten dieselbe zur allgemeinen Zufriedenheit. Am 3. März 1897 konnte der Papst sich der Vollendung freuen und die zu frischem Glanz erstandene Zimmerreihe dem Publikum zum Besuche öffnen. So legt auch sie heute in erneuter Gestalt und stilgerechter Ausstattung Zeugniß ab für die Sorge, welche die Päpste den Wissenschaften und Künsten zuwenden, und für die gastliche Liebe, womit sie seit Jahrhunderten alle zu empfangen und zu erfreuen suchen, die nach Rom pilgern.

Steph. Beissel S. J.

Recensionen.

Staatslexikon. Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im kathol. Deutschland durch **Ad. Bruder**, nach dessen Tode fortgesetzt durch **Jul. Bachem**, Rechtsanwalt in Köln. 5 Bde. Lex.-8°. (XXVIII S. u. 7318 Sp.) Freiburg, Herder, 1889—1897. Preis *M.* 69; geb. in Original-Halbfranzband *M.* 81.

Als wir im Jahre 1890 den ersten Band des „Staatslexikons" in den „Stimmen" (Bd. XXXVIII, S. 460) zur Anzeige brachten, wagten wir kaum zu hoffen, daß dasselbe vor Ablauf des Jahrhunderts fertiggestellt sein werde. Um so mehr freuen wir uns, schon jetzt das ganze Werk in fünf stattlichen Bänden fertig vor uns zu sehen. Erst jetzt, wenn man das Werk überschaut, kann man die Leistung vollständig würdigen. Wir stehen nicht an, das „Staatslexikon" als eine wahre That für das katholische Deutschland zu bezeichnen, durch die sich die Görres-Gesellschaft den Dank aller deutschen Katholiken verdient hat. Wer nur annähernd weiß, wie sehr wir Katholiken in Deutschland infolge ungünstiger äußerer Verhältnisse bisher von der akatholischen Literatur abhängig waren, wie viele katholische Juristen und Politiker sich ihr Wissen in Bezug auf staatsrechtliche Fragen bei Feinden alles Katholischen holen mußten, wird es begreifen, daß wir das Erscheinen des „Staatslexikons" mit aufrichtiger Freude begrüßten. Fortan wird man sich nicht mehr, wie bisher, mit der Ausrede entschuldigen können: Wir Katholiken haben auf diesem Gebiete nichts, was auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht. Der Zweck des „Staatslexikons" war allerdings nicht, über alle Rechtsfragen vollen Aufschluß zu geben, es will überhaupt nicht ein Rechtslexikon, sondern nur ein Staatslexikon sein; aber in Bezug auf die meisten öffentlich-rechtlichen Verhältnisse bringt es alles Wissenswerthe. Die Aufsätze sind durchschnittlich klar und gediegen und behandeln die Gegenstände von entschieden katholischem Standpunkt. Ja auf diese principielle Beleuchtung der Fragen von katholischem Standpunkte wurde ein besonderes Augenmerk gerichtet. Doch ist jede schroffe oder gar gehässige Polemik gegen Andersdenkende sorgfältig vermieden worden.

Daß das „Staatslexikon" nicht gleich beim ersten Wurfe etwas absolut Vollkommenes geworden ist, wird keinen Billigdenkenden wundernehmen, am wenigsten denjenigen, der genau weiß, wieviel Arbeit und Mühe die Herstellung

eines solchen Lexikons kostet. Was nicht bei der ersten Auflage erreicht ist, läßt sich hoffentlich bei einer spätern Auflage erreichen. So möchten wir gleich für eine neue Auflage eine Revision des Artikels „Kirche und Staat" beantragen, der neben sehr viel Gutem einige mißverständliche und schiefe Behauptungen enthält. Im Artikel „Völkerrecht" wird gesagt, das Völkerrecht könne „nur ein positives, auf der Anerkennung der durch dasselbe verpflichteten Staaten beruhendes" sein; daß das sogen. Naturrecht kein wirkliches Recht sei, bedürfe vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft keiner weitern Begründung. Wir können selbstredend dem Verfasser an dieser Stelle nicht nachweisen, wie unrichtig diese Behauptung ist und zu welch gefährlichen Consequenzen sie führt. Wir verweisen ihn auf unsere diesbezüglichen Ausführungen in der „Moralphilosophie" (2. Aufl. Bd. II, S. 621 ff. und Bd. I, S. 404 ff.). Uebrigens hätte der Verfasser schon aus dem trefflichen Artikel des P. Theodor Meyer S. J., „Naturrecht", im 3. Bande des „Staatslexikons" das Unrichtige seiner Behauptungen ersehen können.

Doch wir wollen jetzt nicht den Kritiker spielen, sondern uns an dem schönen, gediegenen und reichhaltigen Werke herzlich freuen und dasselbe allen Katholiken aufs wärmste empfehlen. Es ist Ehrensache aller gebildeten Katholiken, ein solches Unternehmen nach Kräften zu unterstützen. Auch seien hier noch dankend die großen Verdienste erwähnt, die sich Prof. Freiherr v. Hertling, der allzufrühe seinen Arbeiten entrissene Dr. A. Bruder und Rechtsanwalt Julius Bachem um die Herstellung des „Staatslexikons" erworben haben. Ihnen vor allem ist sowohl die Anregung zu demselben als auch die schließliche Vollendung desselben zu verdanken.

V. Cathrein S. J.

La prédication, grands maitres et grandes lois. Par le R. P. *P. G. Longhaye* de la Compagnie de Jésus. Seconde édition. 8°. (553 p.) Paris, Retaux, 1897. Preis *Fr.* 7.50.

Das hier angezeigte Werk ist kein methodisches Lehrbuch der Homiletik, aber ein werthvoller Beitrag zur Literatur über das Predigtamt. Dem Titel entsprechend handelt der Verfasser nach einer vorausgeschickten orientirenden Einleitung zunächst von den großen Meistern der geistlichen Beredsamkeit. Als solche gelten ihm die Propheten, Jesus Christus, die Apostel, insbesondere der hl. Paulus, die hll. Johannes Chrysostomus und Augustin, Bossuet und Bourdaloue. In sieben umfangreichen Kapiteln werden die Vorzüge dieser Meister gewürdigt und mit gut gewählten Beispielen veranschaulicht. Auch etwaige Mängel werden nicht verschwiegen, wodurch ebenso sehr der sachlichen Richtigkeit wie dem Nutzen der Leser gedient ist. Zu wünschen bleibt ein tieferes Eingehen auf den Hauptlehrgehalt der besprochenen Prediger. Dadurch würde der Leser in den Stand gesetzt, auch von dieser Seite die Probe auf die Tüchtigkeit der „großen Meister" zu machen und so ein abschließendes Urtheil über ihren relativen und absoluten Werth zu gewinnen. Mancher wird vielleicht den einen oder den andern ihm theuern Namen ungern missen, niemand jedoch wird sagen können, daß die gewählten Predigergestalten nicht mit sicherer Hand entworfen und mit Geschick ausgeführt seien.

Nur die Charakteristik Bossuets, der als Muster echter Popularität dargestellt wird (S. 204 ff.), dürfte, wie der Verfasser richtig voraussieht, einiges Befremden erregen. In weitaus den meisten Fällen wird man seinen Urtheilen unbedenklich beistimmen.

Lehrreich wie der erste ist auch der zweite Theil des Buches. Darin werden „die großen Gesetze“ der Predigt zunächst aus deren Gegenstand, sodann aus der beabsichtigten Einwirkung auf den Hörer entwickelt. Ein folgender „Epilog“ befaßt sich mit der entfernten und nächsten Vorbereitung, mit dem Stil und dem Vortrag der Predigt. Damit hat das Werk seinen eigentlichen Abschluß erreicht; denn die Bemerkungen über die verschiedenen Predigtarten waren offenbar in den ursprünglichen Plan des Werkes nicht aufgenommen und geben sich auch äußerlich als Nachtrag zu erkennen. — An Einzelheiten heben wir aus dem zweiten Theile hervor: das sehr besonnene Urtheil über die Conferenzen und die Apologetik auf der Kanzel (S. 341 ff.), das Kapitel über Jesus Christus als den vorzüglichsten Gegenstand der Predigt (S. 355 ff.), die Stellung des Verfassers in der Frage über die formellen Eintheilungen (S. 406 ff.), die sehr lesenswerthen Ausführungen über Gebrauch und Mißbrauch von Phantasie und Gefühl in der geistlichen Beredsamkeit (S. 411 ff.), die wiederholte Empfehlung der Homilie (S. 531, 307; auch S. 134, 190). Inhaltreich und praktisch ist ferner das Kapitel über die christlichen Affecte (S. 438 ff.); aber es will uns bedünken, daß der Gegenstand in einer Weise behandelt wird, welche ihm seinen Platz eher im ersten Buche des zweiten Theiles anwiese. Die bekannte schöne Stelle über das Herz Jesu: Quia semel venimus etc., wird S. 468 mit Unrecht dem hl. Bernhard zugeschrieben. Dieselbe ist der Schrift Vitis mystica seu tractatus de passione Domini entlehnt (cap., nicht serm., 3) und theilt mit dieser das Schicksal, irgend einen Unbekannten zum Urheber zu haben (*Migne* t. 184, 635).

Alles in allem stellt sich die Studie des P. Longhaye als ein tüchtiges Werk dar. Ist dasselbe auch zunächst für unsere westlichen Nachbarn geschrieben, so gehört es doch zu jenen Büchern, die man auch deutschen Lesern mit gutem Gewissen empfehlen kann. Wen sein Beruf etwa selbst auf die Kanzel führt, oder wem die Ausbildung künftiger Prediger obliegt, der wird das Buch nicht ohne reiche Anregung und Belehrung aus den Händen legen. Fachkundige werden zudem mit Befriedigung wahrnehmen, daß der französische Verfasser als Ergebniß seiner langjährigen homiletischen Studien so ziemlich dieselben Resultate gewonnen hat, welche auch bei uns zu Lande als gesicherter Besitzstand der Predigtwissenschaft gelten können.

E. Racke S. J.

Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Von Dr. **Remigius Stölzle**, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg. 8°. (XI u. 687 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897. Preis *M.* 9.

Karl Ernst v. Baer (gest. 1876) war der Begründer der vergleichenden Keimesgeschichte (Embryologie) als einer eigenen Wissenschaft. Er ist daher in den Kreisen

der Naturforscher ebenso hochgeschätzt wie in denjenigen der Descendenztheoretiker, die in seinen embryologischen Entdeckungen eine Hauptstütze der Entwicklungslehre zu finden glaubten. Baer war aber zugleich auch ein denkender Naturforscher und als solcher ein entschiedener Anhänger der teleologischen Weltanschauung und ein ebenso entschiedener Gegner der rein mechanischen Naturerklärung des Darwinismus. Von ganz verschiedenen Seiten, ja von feindlich einander gegenüberstehenden Lagern wird Baer als Bundesgenosse citirt; er ist einer von jenen seltenen Männern, die bei allen Parteien Achtung gewonnen haben, und die daher alle gern auf ihrer Seite sehen möchten, um dadurch ihrer Sache größeres Gewicht zu verleihen. Um so bedeutungsvoller sind die Fragen: Welches waren eigentlich die philosophischen Anschauungen Baers? Welches war sein geistiger Entwicklungsgang?

Eine zuverlässige Antwort hierauf gibt uns das obenerwähnte Werk von Professor Rem. Stölzle. Dasselbe bietet daher nicht bloß das rein persönliche Interesse einer biographischen Skizze, sondern ein viel weiteres und höheres. Es ist ferner eine durchaus wissenschaftliche Studie, nicht etwa eine leichte, oberflächliche Unterhaltungsschrift. Mit der gewissenhaftesten Objectivität geht der Verfasser auf jeden einzelnen Zug des geistigen Porträts ein, das er entwerfen will; er selbst vergleicht daher seine Studie mit einer nicht retouchirten Photographie, in welcher das Geistesbild jenes modernen Naturforschers mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln treu wiedergegeben wird, ohne etwas hinzuzufügen oder hinwegzulassen, zu verschönern oder zu entstellen. Stölzle will Baer schildern, wie er wirklich war, namentlich aber will er über seine philosophischen und religiösen Anschauungen volles Licht verbreiten. Hierbei steht der Verfasser jedoch nicht etwa auf dem Standpunkte einer „farblosen Neutralität", sondern voll und ganz auf demjenigen der theistisch-christlichen Weltanschauung. Diese bildet den Maßstab der Wahrheit, der hier an Baers Gedankenwelt gelegt wird. Durch diese kritische Beleuchtung der philosophischen Ansichten Baers erhebt sich Stölzles Baer-Studie zugleich zu einer indirecten Apologie der christlichen Weltauffassung. Hierin liegt ein neuer Werth des vorliegenden Werkes, dem wir deshalb besonders in den Kreisen der modernen Naturforscher die weiteste Verbreitung wünschen.

Als Quellen dienten dem Verfasser nicht bloß die am meisten bekannten Reden und Studien Baers, sondern auch die große Zahl der in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Arbeiten jenes Forschers, die Briefe und eine Sammlung handschriftlicher Notizen desselben, endlich auch die über Baer erschienenen biographischen Publicationen. Das umfangreiche Material ist in fünf Haupttheile gruppirt, von denen der erste die Quellen von Baers Philosophie, seine Stellung zur Philosophie überhaupt und seine erkenntnißtheoretischen Grundsätze behandelt. Der zweite, dem Inhalte wie dem Umfange nach bedeutendste Theil des Buches (S. 67—417) ist Baers Naturphilosophie gewidmet; seine teleologische Naturerklärung, seine Auffassung des kosmologischen, des biologischen und des anthropologischen Problems werden ausführlich dargelegt und besprochen. Der dritte Abschnitt, Baers Religionsphilosophie, gehört mit dem vorhergehenden zu den wichtigsten des Werkes. Der vierte Theil umfaßt Baers Ge-

schichtsphilosophie, der fünfte endlich seine ethischen, pädagogischen und politischen Ansichten.

Karl Ernst v. Baer wurde am 17. Februar 1792 in Esthland geboren als Sohn eines adeligen Rittergutsbesitzers, dessen Vorfahren aus Deutschland eingewandert waren. Baers Hinneigung zu Deutschland ist hieraus erklärlich, leider auch der minder glückliche Umstand, daß er als Christenthum nur den Protestantismus näher kennen lernte. Seine erste höhere Ausbildung erhielt er auf der Ritter- und Domschule zu Reval; später studirte er in Dorpat Medicin, wozu ihn hauptsächlich seine schon früh erwachte Vorliebe für die Naturwissenschaften bewog. 1815 ging er nach Würzburg, wo er durch den Anatomen Döllinger in die vergleichende Anatomie praktisch eingeführt wurde und bereits den Grund zu seinen spätern vorzüglichen Forschungen über die Keimesgeschichte der Wirbelthiere legte. Die Lehr- und Wanderjahre Baers waren nun zu Ende, und es begannen die Meisterjahre, die dritte Periode seines Lebens, die nach den Aufenthaltsorten in drei Abschnitte sich gliedert, in die Königsberger (1817—1834), die Petersburger (1834—1866) und die Dorpater Zeit (1867—1876). In dem ersten dieser drei Abschnitte waren seine wissenschaftlichen Studien neben seiner Lehrthätigkeit als Professor der Anatomie hauptsächlich der vergleichenden Zoologie zugewandt. Hier entstand seine Typenlehre, welche das Thierreich je nach der gegenseitigen Lagerung der Organe in vier Haupt- oder Grundformen scheidet. Diese Studien führten ihn zur nähern Erforschung der Keimesentwicklung der Wirbelthiere, ein Gebiet, auf welchem er seine reichsten wissenschaftlichen Lorbeeren geerntet hat. Den höchsten Glanz des äußern Wirkens entfaltete Baer in der Petersburger Periode, in der er auch sein Organisationstalent in Bildung und Leitung wissenschaftlicher Gesellschaften bewährte. In diese Zeit fallen seine hauptsächlichsten geographischen, ethnographischen und anthropologischen Publicationen. Mit dem Jahre 1860 begann Baers Kampf gegen die darwinistische Entwicklungslehre, den er auch in der Dorpater Periode bis an sein Lebensende fortsetzte. Obwohl in den letzten Jahren fast ganz erblindet, war er doch immer noch wissenschaftlich thätig, sowohl durch öffentliche Vorträge wie durch schriftstellerische Arbeiten. Er starb zu Dorpat im Alter von 84 Jahren am 16. November 1876. Die energische Vertheidigung der Teleologie gegenüber einer materialistischen Naturerklärung ist ohne Zweifel ein hohes Verdienst Baers, das die Nachwelt hoffentlich besser anerkennen wird als die Gegenwart.

Woher hat Baer seine teleologische Weltanschauung geschöpft? Er hatte nie eine eigentliche philosophische Bildung genossen, sondern sich nebenbei bald mit Kant, bald mit Schelling oder einem andern Philosophen befaßt und seine Zustimmung oder Mißbilligung zu dieser oder jener philosophischen Doctrin ausgesprochen, und zwar nicht ohne manche Widersprüche mit früher von ihm gemachten Aeußerungen. Er war erstaunt, als man ihm bemerkte, seine Ideen über die Zielstrebigkeit in der Natur stimmten mit den Entelechien des Aristoteles überein; er hatte den Stagiriten bisher nur als Naturforscher, nicht als Philosophen gekannt. Von der mittelalterlichen Scholastik, welche die Philosophie des Aristoteles folgerichtig weiter entwickelt und ausgebaut hatte, wußte

er auch späterhin so wenig, daß er glaubte, das ganze christliche Mittelalter habe die Welt durch einen deus ex machina, ohne jegliche Naturgesetze, regiert werden lassen. Um so überraschender ist es, daß seine Ansichten über den Zweck in den Naturvorgängen sich mit jenen der Scholastik großentheils decken. Er vertheidigte die Zielstrebigkeit ebenso gegen die Läugner der Zweckmäßigkeit in der Natur wie gegen jene, die sie durch das Ueberleben des Passendsten rein mechanisch zu erklären versuchten. Die „Teleophobie" des Darwinismus galt ihm als ein philosophischer Grundirrthum; er nennt es einen „wissenschaftlichen Aberglauben", zu meinen, daß es deshalb keine Zielstrebigkeit in der Natur geben könne, weil die Naturgesetze mit Nothwendigkeit wirken: Nothwendigkeit und Zielstrebigkeit schließen sich gegenseitig keineswegs aus, sondern die Ziele werden eben durch bedingte Nothwendigkeiten erreicht. Baer ist namentlich beim Studium der Entwicklungsgeschichte der Thiere durch eigene Beobachtung und eigene Reflexion zu denselben Ergebnissen gelangt wie einst Aristoteles und mit ihm Thomas von Aquin und die Scholastik. Es ist dies, wie auch Stölzle mit Recht betont, eine glänzende Bestätigung für die Richtigkeit der teleologischen Weltanschauung, die von der modernen Naturwissenschaft nicht ignorirt werden darf.

In seiner Bekämpfung des Darwinismus richtete sich Baer jedoch nicht bloß gegen dessen rein mechanische Naturerklärung, sondern auch gegen die Willkür der wissenschaftlichen Hypothesen, die ihre schwach begründeten Vermuthungen für sichere Theorien ausgeben. Er selber hält eine Stammesentwicklung nur innerhalb bestimmter Grundformen oder Typen für wahrscheinlich. Wie weit dieselbe gehe, darüber hat er sich eigentlich bloß negativ ausgesprochen, indem er die Entwicklung eines Typus aus dem andern als unmöglich nachwies und insbesondere gegen die thierische Abstammung des Menschen sich erklärte. Um so befremdlicher ist es andererseits, daß Baer die erste Entstehung des organischen Lebens auf Urzeugung zurückführen will, obwohl dieselbe mit den Thatsachen ebensosehr im Widerspruche steht wie mit der teleologischen Naturanschauung; denn die Zielstrebigkeit des Lebensprocesses gehört, wie Baer selber überzeugend nachgewiesen, einer wesentlich höhern Sphäre an als die Gesetze des unbelebten Stoffes; wie ist es also möglich, daß erstere aus den letztern von selber entstanden sein soll? Es ist dies eine der bei Baer nicht seltenen philosophischen Inconsequenzen, die sich wenigstens zum großen Theil aus seinen unklaren, schwankenden Vorstellungen über die erste Ursache der Zielstrebigkeit in der Natur herleiten.

Welches war denn eigentlich Baers Gottesbegriff? Ein verschiedener zu verschiedenen Zeiten. Stölzle unterscheidet drei Phasen, welche Baer in seiner Formulirung des Gottesbegriffes durchlaufen hat. In der ersten huldigt Baer der theistischen Gottesvorstellung; aber es finden sich aus derselben Zeit schon entschiedene Anklänge an eine pantheistische Fassung. Diese Periode reicht, soweit hier chronologische Abgrenzung überhaupt möglich ist, bis etwa Ende der dreißiger Jahre (bis 1838). In der zweiten Periode gewinnt die schon in der ersten gelegentlich hervorgetretene pantheistische Färbung die Oberhand, aber nicht ausschließlich. Denn zu gleicher Zeit, wo Baer sich entschieden pantheistisch äußert, finden wir bei ihm agnostische und andererseits wiederum theistische Gedanken-

gänge. Wir haben somit ein unerquickliches Schwanken zwischen Pantheismus, Agnosticismus und Theismus, also zwischen völlig unvereinbaren Standpunkten. Diese Periode erstreckt sich ungefähr von den vierziger Jahren bis in das letzte Lebensjahr Baers. Die dritte Periode ist die kürzeste und umfaßt die letzten Wochen seines Lebens; in ihr sagt Baer dem Pantheismus ab und kehrt zum Theismus zurück.

Insofern können also die Vertreter der sogen. monistischen Weltanschauung mit Recht Baer zu den ihrigen zählen, als er sich vielfach in pantheistischem Sinne äußerte und über den theistischen Gottesbegriff wegen dessen vorgeblichem „Anthropomorphismus“ öfters sogar abfällig urtheilte. Wie ihnen so fehlte nämlich auch Baer eine genauere Kenntniß der theistischen Gottesidee; wir treffen bei ihm dieselben auf mangelhafter philosophischer Bildung beruhenden Vorurtheile, insbesondere gegen die Persönlichkeit Gottes, die sie sich allzu zoologisch vorstellen. Mögen daher auch sie von ihrem Irrthume zur Erkenntniß der Wahrheit zurückkehren, wie Baer es schließlich gethan.

Daß Baer wirklich gegen Ende seines Lebens dem Pantheismus abgesagt hat und wiederum Theist geworden ist, kann nach Stölzles Darlegungen nicht mehr bezweifelt werden. Den Anlaß zu dieser Sinnesänderung gab Immanuel Hermann Fichtes Schrift: Fragen und Bedenken über die nächste Fortbildung deutscher Speculation (Leipzig 1876), die den Theismus gegen die Einwendungen des Monismus vertheidigt. Baer hatte sich dieselbe etwa sechs bis acht Wochen vor seinem Tode vorlesen lassen. „Seit Jahren“, so erklärte Baer damals in einer Unterredung mit dem Pastor Engelhardt, „hat kein Buch einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich muß von der Lectüre dieser Schrift eine Wendung in meinen Anschauungen datiren. . . . Ich hatte mir noch immer gedacht, es werde möglich sein, mittelst einer pantheistischen Fassung des Gottesbegriffes zu einer einheitlichen Weltanschauung zu gelangen. Dieses Buch hat mich eines Bessern belehrt: Das geht nicht.“ Als Baer nach einiger Zeit erkrankte und Engelhardt ihm das Fichtesche Buch, das er von ihm geliehen, zurückbrachte, erkundigte sich Baer nach dem Eindruck, den es auf ihn gemacht habe. Engelhardt sagte hierauf: „Es hat mich in hohem Grade interessirt, da es ja für den persönlichen und lebendigen Gott eintritt“, worauf Baer sogleich erwiderte: „Ja, für den persönlichen und lebendigen Gott, der alles vorher bestimmt hat.“ Es war dies eines der letzten Worte aus dem Munde des großen Naturforschers. Bald darauf verschied er ruhig, nachdem er während seiner ganzen Krankheit das klare Bewußtsein behalten und noch die Absolution und den Segen seines Pastors empfangen. Baers teleologische Weltanschauung hat ihn vor seinem Tode wieder zur Erkenntniß des einzig wahren persönlichen Gottes und zur Ergebung in dessen Vorsehung zurückgeführt.

Es ist einigermaßen begreiflich, daß Baers schließliche Rückkehr zum Theismus den Vertretern der monistischen Weltanschauung sehr unbequem war; sie suchten daher mit allen Mitteln das aus solchem Munde schwerwiegende Bekenntniß wegzudeuten oder abzuschwächen oder auf Rechnung eines getrübten Bewußtseins zu setzen. G. v. Seidlitz machte zu diesem Zwecke sogar die Entdeckung,

Baer habe zwei Tage vor seinem Tode ein warmes Bad genommen und sei dadurch — schwachsinnig geworden! Daß die erste Unterredung Baers mit Engelhardt über Fichtes Buch schon mehrere Wochen früher, bevor Baer überhaupt erkrankte, stattgefunden hatte, und daß Baer nach dem Zeugnisse seiner Schwester Adeline, die ihn pflegte, bis zum letzten Augenblicke bei klarem Bewußtsein geblieben, davon sagte Herr v. Seidlitz nichts und setzte an Stelle dieser wirklichen Umstände eine von ihm erfundene Gehirnaffection. Das dürfte bezeichnend sein für die Verlegenheit, in welche Baers Bekehrung jene versetzte, die ihn als Vertreter des Monismus hoch verehrt hatten. Mit Recht sagt Stölzle über die kleinlichen Versuche, mit denen man sich aus jener Verlegenheit zu helfen suchte: „Eine solche Wendung, wie Baer sie vollzog, ein solches Bekenntniß, wie Baer es am Schlusse eines arbeitsvollen, erfolg- und ideenreichen Lebens ablegte, etwa als beschämende Anpassung oder als Inconsequenz zu verhöhnen, haben vor allem diejenigen Anhänger moderner Weltanschauung keinen Anlaß, deren philosophische Entwicklung in immerwährender Mauserung verläuft." Wir können uns nur darüber freuen, daß Baers Freund Gregor v. Helmersen in dem Nachrufe, den er ihm in der Plenarversammlung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg am 3. December 1876 widmete, den großen Naturforscher Karl Ernst v. Baer als siegreichen Vorkämpfer der teleologischen und der theistischen Weltanschauung gegenüber dem Materialismus preisen und eben hierin sein größtes Verdienst erblicken durfte.

Wir wünschen nochmals der Baer-Studie Stölzles eine weite Verbreitung in wissenschaftlichen Kreisen, namentlich aber in jenen der modernen Naturforschung.

Einige kleine Bemerkungen seien uns hier noch gestattet. Da Baers Typenlehre in dem Buche oft vorkommt, wäre es vielleicht vortheilhaft gewesen, auf S. 17 anzuführen, welches die von Baer aufgestellten vier Hauptformen des Thierreiches seien. — In dem Abschnitte über die Thierseele (S. 290 ff.) sind wir mit der Instinctdefinition des Herrn Verfassers nicht ganz einverstanden; denn die „bewußten psychischen Thätigkeiten der Thiere", die er dort den Instincthandlungen gegenüberstellt, gehören in den Bereich desselben sinnlichen Bewußtseins, das auch die Instincthandlungen begleitet und leitet. Die instinctive Handlung selber und das nächste Object derselben sind Gegenstand dieses sinnlichen Bewußtseins; das Bewußtsein des Zweckes fehlt aber nicht bloß den Instincthandlungen im engern Sinne, sondern allen psychischen Thätigkeiten der Thiere. (Vgl. unsere Schrift „Instinct und Intelligenz im Thierreich", Freiburg i. B., Herder, 1897. Ergänzungsheft zu den Stimmen aus M.-Laach 69.) — Die S. 460 ff. erörterten Glaubenszweifel Baers gegen die alttestamentliche Offenbarung wären vielleicht besser etwas kürzer wiedergegeben oder ihrer Lösung mehr Raum gewährt worden. — Mit dem S. 590 geäußerten pädagogischen Princip Baers, daß alle den Ehrgeiz anstachelnden „Reizmittel" zu verwerfen seien, können wir uns nicht so unbedingt einverstanden erklären wie der Herr Verfasser.

E. Wasmann S. J.

Das Märchen vom Glück. Roman aus der österreichischen Gesellschaft von **Itha von Goldegg.** Zwei Bände. 8°. (344 u. 282 S.) Mit dem Bilde der Verfasserin. Köln, Bachem, 1897. Preis *M.* 6; in zwei Originalbänden *M.* 9.

Endlich liegt dieser als Feuilleton der „Kölnischen Volkszeitung" vielumstrittene Roman in einer durchgesehenen Buchausgabe vor. Von allem Anfange an waren die Mehrzahl der Stimmen darin einig, daß man es bei der Dichtung der Freiin von Goldegg mit einem nicht alltäglichen Werke zu thun habe. Um einen gewöhnlichen Dutzendroman regt man sich überhaupt nicht so auf, wie es bei Gelegenheit der Abstimmung aus dem Leserkreise öffentlich und mehr wohl noch im häuslichen und gesellschaftlichen Gespräch über diese Erzählung geschehen ist. Das heftige Für und Gegen war also an sich schon eine nicht wegzuläugnende Anerkennung des Talentes der Verfasserin sowie der einschneidenden Wichtigkeit des von ihr behandelten Stoffes. Staunen erregen mußte dabei nur auf den ersten Augenschein die außerordentliche Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit der Meinungen. Hätte sich diese Gegensätzlichkeit auf ästhetische Fragen beschränkt oder hauptsächlich bezogen, so würde dies in gewissem Maße noch leicht begreiflich gewesen sein; in Dingen des Geschmackes kann man heute so ziemlich auf alles gefaßt sein. Beim „Märchen vom Glück" aber handelte es sich um Fragen der christlichen Moral, und zwar um anscheinend sehr klare und alltägliche Fragen. Und doch eine Verschiedenheit des Urtheils, welche die ganze Scala von unbedingtester Zustimmung bis zur entschiedensten Verdammung umfaßte.

War denn der Roman Itha von Goldeggs, wie er als Feuilleton erschien, wirklich moralisch oder unmoralisch? Schließen wir vorab ganz entschieden jede, auch die leiseste unmoralische Absicht von seiten der Verfasserin aus; jede Zeile der Erzählung bewies ja die hohe ideale, christliche Tendenz der Dichterin; ihr ganzes Buch sollte ein Loblied auf die christliche Reinheit, ein kräftiger Widerspruch gegen die weltlichen Ansichten über sittliche Fragen sein. Jedes Wort war zudem Zeuge, daß diese ideale Tendenz auch das innerste Wesen der Dichterin zum Ausdruck brachte, daß diese Tendenz auf innerster Wahrheit und Ueberzeugung sich gründete. So begreifen wir denn vollauf das schmerzliche Staunen der Dichterin, als ihr Kunde von dem Vorwurf der Unsittlichkeit ihres Werkes, und zwar von solchen Seiten kam, wo bei der Kritik an eine minder edle Absicht ebensowenig als an Mangel an Sachkenntniß zu denken war. Wie aber, so fragen wir wiederum, ist es denn möglich, daß bei solcher Stimmung und Absicht einer hochgebildeten Dichterin dennoch ein Werk entstand, das von einem Theil erfahrener und ruhig urtheilender Leser als verwerflich und unsittlich bezeichnet wurde, während ein anderer Theil, darunter ein katholischer Geistlicher mit ausdrücklicher Berufung auf seinen Stand, jeden Vorwurf der Unmoral von der Dichtung abwies? Das Räthsel läßt sich wohl noch am leichtesten durch folgende Darlegung des Inhaltes der Erzählung lösen. Ein junges, ideell angelegtes Mädchen, Coralie, tritt aus dem Pensionat eben in die Welt, als sie auch einem Manne begegnet, der sich infolge eines Mißverständnisses mit seiner Frau

entzweit hat und von ihr getrennt lebt. Beide Ehegatten sind wiederum bis auf die übertriebene Selbstachtung wahre Idealgestalten, die zu einander gehören und nur im Verein miteinander glücklich sein können. Diese Wiedervereinigung zu erwirken, dem Manne noch besonders den verlorenen Glauben an die Menschheit wiederzugeben, scheint dem jungen Mädchen eine überaus segensreiche, edle Aufgabe, seit der geschiedene Gatte es verstanden hat, das unerfahrene Kind einen Blick in sein unglückliches Herz thun zu lassen. Er und Coralie schließen Freundschaft und sehen sich häufig. Was nun in solchen Lagen gewöhnlich zu geschehen pflegt, geschieht auch hier. Zuerst kommt es dem Manne zum Bewußtsein, daß er Coralie vom ersten Augenblick und dann mit jedem Tage immer mehr „geliebt" hat, und schließlich (wenigstens in der Buchausgabe) kann auch sie nicht mehr ohne Lüge wiederholen, was sie lange Zeit in gutem Glauben sich immer vorgesagt hatte — sie liebe den Vetter nur, wie eine Schwester den Bruder liebt. Von diesem Augenblicke an weiß sie freilich, daß Meiden ihre Pflicht ist, und wenn es schließlich doch noch zu zwei Zusammentreffen kommt, so sind diese nicht von ihr gesucht, und das letzte führt außerdem zur endgiltigen Vereinigung der getrennten Gatten.

Es ist klar, daß ein solches Thema ein außerordentlich heikles ist. Im Feuilleton hatte es den Anschein, als sehe die Erzählerin nicht so recht die Tragweite der Gefahr, in welche sie ihre Personen sich begeben ließ, wenigstens insoferne das Mädchen in Betracht kam. Die unbefangen reine Idealität der kaum den Kinderjahren entwachsenen Jungfrau sah weder für sich den abschüssigen Pfad noch ahnte sie den Stein des Anstoßes, den sie mit ihrem hingebenden Vertrauen für den Weltmann abgab. Ja es wollte erfahrene Männer bedünken, als habe sich die Dichterin in ihrer eigenen Unbefangenheit nicht einmal Rechenschaft über den ethischen Werth gewisser von ihr beigebrachten Worte und Handlungen gegeben. Und so lag die von gewissen Stimmen aus dem Leserkreis bedauerte Unmoralität wenigstens objectiv in doppelter Weise thatsächlich vor: erstens wurden in unbefangenem Idealismus von der Verfasserin Dinge, die vor der christlichen Moral wirklich verwerflich waren, als solche nicht klar anerkannt und dargestellt, und infolge dessen wurde zweitens die ganze Handlungsweise der Heldin wenigstens stillschweigend ganz uneingeschränkt als eine ideale hingestellt. Und dies zweite war unserer Ansicht nach das Schlimmere.

Es liegt nun einmal im Herzen der edelsten Frauen ein angebornes Mitleid, ein opferfreudiger Bekehrungs- und Tröstungseifer, gegenüber interessanten Sündern, die ihnen ihre Schuld und innere Noth klagen. An diese Eigenschaft wendet sich bei Coralie denn auch der Vetter Ziernberg vom ersten Augenblick an. Solcher Ziernbergs aber gibt es leider mehr als genug in unserer modernen Gesellschaft. Wird nun jungen unerfahrenen Mädchen dieses weibliche Apostolat im reinsten und lautersten Lichte in Coralie verkörpert vorgeführt und ohne alle Unzuträglichkeit und Gefahr zu einem guten Ende geführt, so muß das nothwendig die Lust zur Nachahmung wecken. Mochte auch die Dichterin ihre Heldin für eine Ausnahme halten, der selbst die größten Gefahren in ihrer unversehrten Kinderunschuld nichts anhaben konnten, so hätte doch selbst dann nicht die Warnungs-

tafel vergessen werden sollen: „Mach's einer nach und breche nicht den Hals." Auch ein anderes hätte nicht unbemerkt bleiben dürfen und zur Warnung hervorgehoben werden müssen. Ziernberg war jedenfalls keine Coralie, und die Pflicht, dem Nächsten nicht zum Anstoß und Aergerniß zu werden, ist eine nicht minder schwere, als selbst kein Aergerniß zu nehmen und der Gefahr auszuweichen.

Versteht man unter Moralität eines Romans das Fernsein schwüler, sinnlich reizender, lasciver Schilderungen u. s. w., so hatten jene recht, welche das Goldeggsche Märchen durchaus moralisch rein fanden. Man wird indes zugeben müssen, daß ein solcher Begriff der Moralität zu eng gefaßt ist, daß es auch unmoralisch ist, die Ideen zu verwirren und etwas als einfach erlaubt und sogar ideal hinzustellen, was weder erlaubt noch ideal ist. Daß aber der Vorwurf dieser ideellen Unmoralität dem Roman nicht erspart werden konnte, läßt sich nach dem Gesagten nicht läugnen.

Wäre also der Roman in Buchform gerade so erschienen, wie er als Feuilleton zum Abdruck gelangt war, so hätten wir ihn trotz seiner andern vielen und großen Vorzüge nicht empfehlen dürfen. Glücklicherweise hatte aber die geistreiche und von den edelsten Gesinnungen beseelte Verfasserin ein Einsehen und unterzog im Sinne der gemachten Einwände ihre Erzählung einer gründlichen principiellen Aenderung. Diese Aenderung ist im allgemeinen eine so glückliche, daß wir uns zu dem freudigen Geständniß gedrungen fühlen, all unsere Hauptbedenken seien vollständig beseitigt, und gegen die jetzige Führung der Handlung und die ethische Werthung der Ereignisse sei (bis auf zwei Ausnahmen) nicht das Mindeste mehr einzuwenden. Wir haben jetzt freilich dieselbe äußere Geschichte des Bekehrungsversuches; aber die Gefahren und Unzuträglichkeiten treten scharf hervor. Die Versuchung wird als solche erkannt und geflohen; die der ganzen Geschichte zu Grunde liegenden Principien werden auf das klarste und entschiedenste ausgesprochen, zuletzt auch noch vom Beichtvater der Heldin, dessen warnendes Wort man im Feuilleton besonders peinlich vermißte. Auf Coralies Beispiel kann sich in der jetzigen Fassung des Romans niemand mehr berufen, wenn er das Experiment, zu dem sie aus lauter Unerfahrenheit sich herbeigelassen, auch seinerseits machen wollte. Aus einem zur Nachahmung reizenden ist jetzt ein vor der Nachahmung warnender Roman geworden, also ein Buch, welches geeignet ist, über eine im Leben oft genug auftauchende Erscheinung rechtzeitig Aufklärung zu bieten. Die zwei Punkte, welche uns auch jetzt noch ganz einwandsfrei nicht erscheinen, sind folgende. Nach der Scene von „der Wirtin Töchterlein" ist auch bei Coralie der letzte Schleier zerrissen, der ihr die wahre Sachlage noch verhüllte. Sie sieht und fühlt, der verheiratete Mann liebt sie und sie liebt ihn. Sie muß ihn fliehen, darf ihn nicht wiedersehen. Nun hat es ja die Dichterin außerordentlich geschickt eingerichtet, daß selbst gegen den Willen Coralies ein erstes Zusammentreffen im Walde stattfindet. So schuldlos aber Coralie an dem Zusammentreffen selbst ist, so wenig entspricht es den Forderungen der Moral, daß sie auch so gar nichts thut, demselben ein rasches Ende zu machen, sich im Gegentheil in die intimsten Jugendverhältnisse des Mannes einweihen läßt. Das geht nicht. Coralie hätte drängen müssen,

ihren Weg zum Pfarrer fortzusetzen. Die Geschichte der Mutter Ziernbergs konnte früher angebracht werden. Dieselben Bedenken haben wir gegen die zweite Zusammenkunft. Lassen wir die Scene im Forsthaus noch etwa hingehen — auf das Schloß durfte das Mädchen dem Manne nicht folgen. Die Dichterin wird sagen, in dem letzten Falle sei die Fahrt zu Ziernberg und das Zusammensein im Schloß unbedingt nöthig gewesen zur Durchführung der Wiedervereinigung der Gatten. Nun gibt es ja gewiß Gründe, die es statthaft machen, daß jemand unter der nöthigen Vorsicht und Gebetshilfe sich oder andere einer Gefahr oder Gelegenheit aussetze; wir glauben aber nicht, daß die von der Dichterin vorgeführten nach dieser Richtung durchschlagend sind, das Zusammensein im Schloß zu rechtfertigen. Andererseits freilich wird jetzt, wo im Verlauf der ganzen Erzählung oft genug — andere werden sogar finden: zu oft — das dem ganzen Verhältniß zu Grunde liegende Mißliche und Unerlaubte hervorgehoben wird, auch in diesen zwei Gelegenheiten der nachdenkende Leser schon selbst das Richtige herausfinden oder auch mit dem natürlichen Empfinden herausfühlen.

Nachdem aber einmal die sittlichen Bedenken gegen das Buch zum Schweigen gebracht und auch einzelne andere Abänderungen getroffen sind (so ist die früher höchst unangenehm berührende Lourdesreise zu einer Fahrt nach Wörishofen geworden), können wir um so rückhaltloser die wirklich großen und seltenen Vorzüge des Goldeggschen Romans anerkennen und uns ihrer dankbar erfreuen. Mag auch die einheitliche straffe Handlung fehlen und der Roman sich mehr als ein Lebens- und Gesellschaftsbild denn als Erzählung geben — tout genre est bon excepté l'ennuyeux, und ennuyeux ist „das Märchen vom Glück“ keineswegs. Nicht, was geschieht, ist das Anziehende, Fesselnde, Packende, sondern wie es geschieht; die handelnde Person selbst interessirt uns mehr als alles. Und wieviel Personen, alle verschieden, alle ganze Menschen und lebend bis in die Fingerspitzen! An Uebertreibungen bei einzelnen komischen und gehässigen Leuten fehlt es ja ebensowenig als an etwas zu geistreichen Gesprächen. Aber welche Charaktere diese Wanda, dieser Josi, diese Gräfin Schubernheim, dieser Onkel Ernst, diese Ditha u. s. w. u. s. w.! Allein die Art und Schicksale Wandas würden genügen, die Dichterin als eine unserer besten erkennen zu lassen. Es ist ja der Vorwurf gemacht worden, das Gesellschaftsbild als solches sei falsch; so, wie der Roman sie uns schildere, sei die aristokratische Gesellschaft Oesterreichs Gott sei Dank doch nicht. Ob dieser Vorwurf zutrifft, können wir von unserer holländischen Heide aus nicht beurtheilen. Daß das Gesellschaftsbild alles in allem ein sehr pessimistisches ist und die vielleicht in Wirklichkeit mehr zerstreuten und von hellen Lichtern unterbrochenen Schatten auf einen kleinen Raum stark zusammendrängt, läßt sich nicht läugnen. Eine Anklageschrift gegen die Aristokratie als solche ist das Buch aber nicht. Es will auf Wunden aufmerksam machen, damit sie geheilt werden können. Und daß es sich um „Standeswunden“ handelt, die wirklich (nicht bloß in Oesterreich) vorhanden sind, wird wohl nicht zu läugnen sein. Freilich, besser wäre es gewesen, noch die eine oder andere Lichtgestalt einzuführen, um so jedem Vorwurf der Voreingenommenheit die Spitze abzubrechen. Und solcher Lichtgestalten wird Itha von Goldegg doch gewiß ebenso viele im

Leben kennen gelernt haben als Wurmstichige. Wie dem aber auch sei, man fühlt bei dem ganzen Roman, wie er vorliegt, einen tiefen Lebensernst, welcher der Dichterin die Feder führt. Sie hat vieles gesehen im Leben und über manches nachgedacht, und wünscht infolgedessen einzelnes anders, als es jetzt ist. „Das Märchen vom Glück" ist kein gewöhnlicher Frauenroman; es will nicht ein paar leere Stunden todtschlagen helfen, sondern zur Gewissensrechenschaft anhalten; es ist im stande, auch ernste Männer zu fesseln und sie zu zwingen, sich mit den oft überraschend tiefen und einschneidenden Gedanken der Dichterin auseinanderzusetzen. Und so glauben wir denn mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen zu können, daß dieses „Märchen vom Glück" der Empfehlung und Anpreisung nicht weiter bedarf, um seinen Weg zu machen, und der Erfolg die Verfasserin, die man mit Recht „ein Talent ersten Ranges" genannt hat, zu neuen, noch mehr künstlerisch abgerundeten Schöpfungen ermuthigen wird. Bei einer voraussichtlich bald nothwendig werdenden Neuauflage müßte aber auch der Stil einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen werden. Es finden sich nicht gerade sehr selten Ausdrücke und Wendungen, die so ziemlich zu dem verpönten Zeitungsdeutsch gehören und sicherlich nur Folgen der Flüchtigkeit sind, da im allgemeinen auch die sprachliche Form auf der künstlerischen Höhe des ganzen Romanes steht [1].

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **De prohibitione et censura librorum** post Leonis PP. XIII. Constit. „Officiorum ac munerum" brevis dissertatio Arthuri Vermeersch S. J., in collegio maximo Lovaniensi S. J. Professoris theologiae moralis et juris canonici. kl. 8°. (60 p.) Tornaci, typis Societ. S. Joan. Ev., 1897. Preis 50 *Cts.*

2. **Das kirchliche Bücherverbot.** Ein Commentar zur Constitution Leos XIII. „Officiorum ac munerum" vom 24. Januar 1897. Von Dr. Joseph Hollweck, Professor am bischöfl. Lyceum in Eichstätt. 8°. (VI u. 63 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis 75 *Pf.*

Wir haben hier zwei der ersten Commentare über die neue Bulle „Officiorum ac munerum"; unterdessen ist deren Zahl freilich schon gewachsen.

---

[1] Fast zu gleicher Zeit mit dem Goldeggschen Roman erschien in einer Leipziger Buchhandlung ebenfalls eine Erzählung mit dem gleichen Titel „Das Märchen vom Glück". Dieses Leipziger Buch ist durchaus nicht zu empfehlen, und so achte man darauf, den Autornamen bei etwaigen Bestellungen beizufügen.

1. Das erstgenannte Büchlein zeichnet sich aus durch Klarheit und Uebersichtlichkeit, durch Fülle des Stoffes und Gediegenheit des Urtheils. Nach Wiedergabe des ganzes Textes der Bulle erörtert der Verfasser in vier Kapiteln Inhalt und Tragweite derselben: 1. Allgemeine Begriffe, welche verschiedene Ausdrücke der Bulle klarstellen; 2. Gegenstand des Bücherverbotes; 3. Die vorgeschriebene Druckerlaubniß; 4. Strafbestimmungen und Dispense. Was der Verfasser n. 12, 3 über die regulares exempti sagt, dürfte kaum allgemeine Billigung finden. Durchgängig aber darf die Schrift als zuverlässiger Führer bezeichnet werden, welcher in vielen betreffs des neuen Gesetzes auftauchenden Fragefällen passenden Aufschluß gibt. Die Inhaltsanzeigen am Rande der Seiten helfen sehr, um sich in vorkommenden Fällen rasch orientiren zu können.

2. Während die erste Schrift sich speciell an theologische Leser wendet und vor allem die Beichtväter im Auge hat, berücksichtigt die zweite Schrift nicht minder als diesen Leserkreis auch den der Laienwelt, um dieser eine kurze Erklärung über ihre durch die neue Bulle geschaffenen oder neu eingeschärften Pflichten betreffs der Auswahl ihrer Lesungen zu geben. Wir stimmen dem Verfasser ganz bei, wenn er in dem kurzen Vorwort die ernste Bedeutung jener Pflicht der Buchhändler sowohl als der Katholiken überhaupt darlegt, weder durch Reclame und Anzeige noch durch Anschaffung und Lesung den verderblichen Einfluß der glaubens- und sittenfeindlichen Presse zu befördern. Der eigentliche Commentar ist klar, mit großem Bedacht und mit Mäßigung geschrieben. In ein paar Punkten können wir freilich nicht zustimmen. S. 14 Nr. 4 hätte doch der von so vielen Theologen und dem hl. Alfons von Liguori vertheidigten Meinung ihre praktische Befolgbarkeit belassen bleiben müssen. S. 26 Nr. 2 wird als Grundsatz aufgestellt, daß Dispens befugnisse enger zu interpretiren seien. Das muß jedenfalls auf einer Verwechslung mit persönlichen Dispensen beruhen: diese sind freilich enge, die Dispensbefugnisse aber weit zu interpretiren. Ob S. 31 unter 8 der Sinn des betreffenden Abschnittes der Bulle genau wiedergegeben ist, möchten wir bezweifeln; doch da der lateinische Text selbst in der Note beigefügt ist, so braucht darauf kein erhebliches Gewicht gelegt zu werden. Der mildern Interpretation jedoch S. 39 Note 2, welche der Verfasser nur als seine eigene Ansicht hinzustellen wagt, pflichten wir gern bei und halten sie durchaus für praktisch verwerthbar.

Die Gotteslehre des heiligen Gregor von Nyssa. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte der patristischen Zeit von Dr. theol. Franz Diekamp, Repetent im Collegium Borromäum zu Münster. Erster Theil. 8°. (VIII u. 260 S.) Münster i. W., Aschendorff, 1896. Preis *M.* 4.

Die vorliegende Schrift ist in mancher Beziehung eine wirklich mustergiltige Leistung. Der Herr Verfasser hat nicht nur die Schriften des hl. Gregor und die ausgebreitete Literatur über diesen Kirchenvater gründlich studirt, sondern besitzt auch sonst eine achtenswerthe Belesenheit in den Kirchenvätern, welche ihm erlaubt, über die muthmaßlichen Quellen des hl. Gregor und die Verwendung seiner Schriften in der spätern Väterzeit ein Wort zu sagen. Sehr erfreulich berühren die reichen philosophischen und theologischen Kenntnisse, welche der Herr Verfasser zu erkennen gibt; sie ermöglichen es ihm, die Schwierigkeiten, welche die Lehre des Nysseners bietet, eingehend und unverhüllt darzulegen und mit Sicherheit ein Urtheil zu fällen. Im allgemeinen ist die Darstellung klar und einfach; doch fühlt man es ihr an, daß der Herr Verfasser von einer wahrhaft katholischen Hochachtung vor den Kirchen-

vätern erfüllt ist, und mitunter bricht sie auch etwas stärker hervor, wenn der hl. Gregor gegen einen anmaßenden Verurtheiler zu vertheidigen ist, der den großen Denker nicht verstand. Nach einer Charakteristik des Nysseners als Einleitung folgt zunächst dessen Lehre über die verschiedenen Weisen der natürlichen Gotteserkenntniß (Kap. 1). Der Haupttheil des Buches ist dann der Darlegung des für die Entwicklung der Theologie sehr bedeutsamen Kampfes gegen Eunomius gewidmet; Kap. 2 und 3 behandeln die Controverse über die Unbegreiflichkeit und Agennesie Gottes; Kap. 4 zeichnet im Anschluß daran Gregors Lehre über den Werth unserer Begriffe von Gott; Kap. 5 stellt seine Aussagen über die einzelnen Attribute Gottes zusammen. Hervorheben möchten wir neben der Darstellung des Streites mit Eunomius, die so eingehend bisher nirgends gegeben wurde, besonders die Behandlung der Frage, ob der hl. Gregor die unmittelbare Anschauung Gottes durch die Seligen geläugnet habe (S. 101 ff.), die Auseinandersetzung über den Unterschied zwischen Zeit und Aevum (S. 224 ff.), über das Verhältniß von Wille und Macht Gottes (S. 248), über Gregors Bedeutung für die mystische Theologie (S. 91), über seine Beziehungen zum Neuplatonismus (S. 35. 77. 85 2c.). Daß der Nyssener die Apokatastasis gelehrt habe, bezeichnet der Herr Verfasser als unläugbar; er macht aber darauf aufmerksam, daß nach einem Ausspruch Gregors von Nazianz damals eigentlich nur die Lehre über Menschwerdung und Dreieinigkeit theologisch durchgebildet war, die Lehre über die Vergeltung noch zu denjenigen gerechnet werden durfte, „in welchen ein Irrthum keine Gefahr bringe“ (S. 32).

Fortschrittlicher „Katholicismus“ oder Katholischer Fortschritt? Beiträge zur Würdigung der Broschüre des Herrn Professors Dr. Schell zu Würzburg: „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts.“ Von Dr. Höhler, Domkapitular zu Limburg a. d. Lahn. 8°. (88 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1897. Preis *M.* 1.

Eine ganze Reihe geistig hochstehender Männer aus katholischen Laien- wie Priesterkreisen heraus hat bereits Veranlassung genommen, gegenüber einer in neuerer Zeit erschienenen Streitschrift, welche weit über ihre sachliche Bedeutung hinaus Aufsehen erregt hat, sich öffentlich auszusprechen. Vorliegende Broschüre theilt mit andern in der gleichen Sache erfolgten Kundgebungen den würdevollen Ton, die ruhige Sachlichkeit und den gereiften Einblick in die thatsächlichen Verhältnisse. Was sie in ganz hervorragender Weise auszeichnet, ist jedoch Klarheit und logische Schärfe. Nicht zufrieden, die eigenen Gedanken in knapper, durchsichtiger Form überall bis zum Abschluß zu führen, erweist der Herr Verfasser dem Leser auch den Dienst, den Gedankeninhalt jener unter das kritische Messer genommenen Streitschrift erst aus dem Schwall von Worten, Digressionen und Wiederholungen herauszuschälen und einigermaßen logisch zu ordnen. Auch die Consequenzen, welche aus den Aufstellungen der Streitschrift sich ergeben, die Stellung derselben zu verwandten Erscheinungen in der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, die Situation im gegenwärtigen Deutschland, in welcher ein „solcher öffentlicher Alarmruf“ für ersprießlich erachtet werden konnte, das Echo, welches dieser Streitruf bei den Feinden der Kirche gefunden, wie die Beurtheilung, welcher die Streitschrift bis jetzt von berufener Seite aus dem katholischen Lager begegnet ist: alles dies wird mit großer Klarheit beleuchtet. Es kommt dadurch manches wieder lebhafter zu Bewußtsein, was dem Leser in den labyrinthischen Gängen der Streitschrift leicht aus den Blicken hätte entschwinden können. Da im „Nachwort“ auch

auf die neu angebrachten Aenderungen in der 6. Auflage der in so kurzer Frist schon mehrfach modificirten Streitschrift Rücksicht genommen wird, so bietet die vorliegende Entgegnung über den ganzen jetzigen Stand der Angelegenheit nach allen Richtungen hin eine vortreffliche Orientirung und wird auch neben andern tüchtigen Entgegnungen mit sehr großem Nutzen gelesen werden.

Seraphicae Legislationis Textus Originales. Iussu Rmi Patris Ministri Generalis totius Ordinis Fratrum Minorum in lucem editi. kl. Fol. (312 p.) Ad Claras Aquas prope Florentiam, ex typographia Collegii S. Bonaventurae, 1897. Preis *M.* 4.

Unserem Jahrhundert, das in seiner ersten Hälfte die Wiederauffindung der Reliquien des hl. Franciscus erlebte, war es vorbehalten, noch vor seinem Ende auch die Regel des Heiligen, sowie die übrigen Documente, welche für seine drei Orden grundlegend waren, in ihren Originalien wieder entdeckt und nach ihrem authentischen Wortlaut zweifellos festgestellt zu sehen. Zu der glücklichen Entdeckung und Herausgabe wurde der erste Anstoß gegeben durch die fromme Bemühung der Clarissinnen von Lyon, welche nach manchen Geduldproben und Enttäuschungen zu der Auffindung der die Regel der hl. Clara enthaltenden Originalbulle im Clarissenkloster zu Assisi führte. In prächtigem Druck und mit sorgfältiger französischer Uebersetzung finden sich nun in vorliegendem Bande vereint der authentische Wortlaut der Regeln der drei Orden nach Originalschriften, ferner das Privilegium der hl. Clara, die Constitutionen der hl. Coleta nach der Originalbulle Pius' II., die Constitution Leos X. über den dritten Orden, das Testament des hl. Franciscus, der hl. Clara und der hl. Coleta u. a. Da im Laufe der Jahrhunderte in den Abschriften und Drucken zahlreiche Varianten und selbst bedeutende Fehler sich eingeschlichen hatten, so ist der Werth dieser prächtigen Publication leicht ersichtlich.

Historiographia Ecclesiastica, quam historiae seriam solidamque operam navantibus accommodavit Guil. Stang, S. Theologiae Doctor eiusque in Coll. Americano Lovanii Professor. 8°. (VIII et 268 p.) Lovanii, Polleunis & Ceuterick (Commissionsverlag von Herder in Freiburg für alle Länder mit Ausnahme von Belgien und Nord-Amerika), 1897. Preis *M.* 2.40.

Das Büchlein ist bestimmt, Studenten der Kirchengeschichte als Hilfsmittel und Nachschlagebuch zu dienen. Drei kurze Abschnitte über die Quellen, die Kritik und die Historiographie der Kirchengeschichtschreibung leiten ein, das bekannte Breve Leos XIII. an die drei gelehrten Cardinäle „Saepenumero“ (1883) bildet den Abschluß. Der Haupttheil des Werkchens besteht aus dem Verzeichniß der katholischen Geschichtschreiber, von den Evangelisten angefangen bis auf den Löwener Professor B. Jungmann (1895), mit kurzen Daten über ihr Leben, ihre wissenschaftliche Bedeutung und ihre Leistungen. Das Werkchen, so kurz, übersichtlich und bequem, wie es vorliegt, kann recht gute Dienste leisten, ist jedoch in mehrfacher Hinsicht noch der Vervollkommnung fähig. Die zwei ersten Abschnitte sind allzu dürftig und könnten ebensogut ganz fehlen. Was die Päpste angeht, so wären die Brief-Editionen von den Regestenwerken zu sondern. Urkundensammlungen wie die Diplomatarien und Chartularien der Abteien, Domkapitel u. s. w. dürften doch nicht ganz übergangen werden. Der Autoren, die noch zu nennen gewesen wären, sind nicht

wenige und nicht unbedeutende. Druckfehler in den Autorennamen (z. B. J. von Arx, Schaten) sind bei dem Zwecke des Werkes wirklich fatal. Das bei fruchtbarern Schriftstellern angewandte Herausgreifen einzelner Werke aufs Gerathewohl wird schwerlich befriedigen. Im übrigen ist das Büchlein ganz praktisch und dankenswerth.

Gesta et Statuta Synodi dioecesanae, quam anno Domini 1896 constituit et celebravit Michael Napotnik, Princeps-Episcopus Lavantinus etc. 8°. (VI et 450 p.) Marburgi, 1897. Preis *M.* 5.

Wenn nach längerer Unterbrechung zur Abhaltung einer Diöcesansynode geschritten wird, dann gibt es selbstverständlich manches der Gegenwart anzupassen. Dies zeigen die in mustergiltiger Ausstattung vorliegenden Verhandlungen und Beschlüsse der jüngst abgehaltenen Lavanter Synode in recht augenfälliger Weise. Die Statuten rufen nicht etwa bloß die bestehenden Vorschriften mit etwaigen Abänderungen kurz ins Gedächtniß zurück — was bei häufiger Feier von Diöcesansynoden am Platze wäre —, sondern es wird mit steter Berücksichtigung der Bedürfnisse der Gegenwart über die einzelnen Punkte eine je nach Bedürfniß und Wichtigkeit der Sache ausführlichere oder minder ausführliche pastorelle oder ascetische Belehrung gegeben. Die Constitutiones synodales sind in vier Titel eingetheilt; sie handeln 1. de fide et doctrina catholica, 2. de cultu divino, 3. de vita clericorum, 4. de regimine ecclesiastico. Als Probe der Actualität der Constitutionen sei aus dem 2. Titel die Behandlung der socialen Frage genannt, sowie das über den Schutz gegen die Glaubensgefahren Gesagte. Natürlich wird auch die sociale Frage hier unter dem Gesichtspunkte der priesterlichen Sorge für das Seelenheil der zu leitenden Herde behandelt, und nach dieser Seite hin werden dem Clerus kostbare Winke gegeben; aber dennoch wird die zeitliche und leibliche Seite der Frage nicht vernachlässigt, und über die Sorge nach dieser Richtung hin fehlt es nicht an eingehenden praktischen Weisungen. Als eine Glaubensgefahr werden namentlich die schlechten Bücher und Zeitungen bezeichnet; gegen Ende des betreffenden Titels konnte noch auf die jüngste Constitution Leos XIII. „Officiorum ac munerum" Rücksicht genommen und ihr Wortlaut als verbindliche Norm mitgetheilt werden, — wohl die erste Diöcesan-Promulgation in Deutschland-Oesterreich. Die Constitutiones bilden ein gutes Stück Pastoral, beachtenswerth über die Grenzen der einen Diöcese hinaus.

Zur Kirchenpolitik Preußens. Von Dr. W. Rudolphi, Mitglied des deutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses. 8°. (182 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1897. Preis *M.* 1.80.

Der Titel dieses Buches bezeichnet, wie uns scheint, nicht deutlich genug den außerordentlich werthvollen und zeitgemäßen Inhalt. Es handelt sich nicht um eine Gelegenheitsschrift mit irgend welchen kirchenpolitischen Betrachtungen, Klagen oder Wünschen, sondern systematisch und gründlich werden die drei Fragen beantwortet: Was hat der preußische Staat der katholischen Kirche genommen? Was schuldet er ihr? Was leistet er ihr? Der jetzige Cultusminister Preußens hat sich vor einiger Zeit gerühmt, daß er sich bei seiner Amtsführung bewußt sei, ein evangelischer Cultusminister zu sein. Dr. Rudolphis Buch zeigt, daß er mit diesem Worte zugleich kurz und richtig den Geist der ganzen preußischen Kirchenpolitik gekennzeichnet hat. Als man die reichen Kirchengüter nahm, ließ man es an schönen Versprechen nicht fehlen; aber selbst die feierlichsten Königsworte konnten dem Schicksal nicht entgehen, von den Ministern der Vergessenheit überantwortet

zu werden. Wenn daher die preußischen Conservativen von Zeit zu Zeit den russischen Zar an die Versprechen erinnern, mit denen seine Vorfahren den Lutheranern in den baltischen Provinzen und in Finnland den ungestörten Genuß ihrer Kirchengüter und kirchlichen Anstalten gewährleisteten, so sollten sie auch dafür sorgen, daß die russischen Gewaltpolitiker sich nicht auf das böse Vorbild des „evangelischen" Cultusministeriums bei Behandlung der Katholiken berufen können! Dr. Rudolphi klagt über die Schwierigkeiten, welche er bei der Zusammenstellung des Materials gefunden habe, und bittet seine Leser, die Vervollkommnung des Werkes durch Mittheilung von Berichtigungen zu unterstützen. Groß können aber die Ungenauigkeiten nicht sein; sonst hätten die protestantischen Blätter, denen die Vertheidigung ihres Cultusministers am Herzen liegt, nicht damit zurückgehalten. Wir wünschen, daß das Buch viel gelesen, nachhaltig beherzigt und von einer dem verstorbenen Verfasser ebenbürtigen Kraft für neue Auflagen so ergänzt und fortgeführt werde, wie es in der Absicht des zu früh verstorbenen, hochverdienten Abgeordneten lag.

Jahrbuch des katholischen Lehrerbundes für Oesterreich. Im Auftrage des Bundes-Ausschusses herausgegeben und geleitet von Albert Kundi. I. Jahrgang. 8°. (VIII u. 158 S.) Wien, Kirsch, 1896. Preis *M.* 2.

Eine höchst erfreuliche Erscheinung ist dieses neue „Jahrbuch" schon als Bezeugung der Thatsache, daß jetzt auch in Oesterreich ein Rest christusgläubiger katholischer Lehrer sich zu Schutz und Trutz mannhaft zusammengeschart. Für die katholische Wiederbelebung, wie sie allem Anscheine nach im heutigen Oesterreich sich zu vollziehen im Begriffe ist, darf dies als eines der glücklichsten, aber auch nothwendigsten Ereignisse bezeichnet werden. Auch der Inhalt dieses ersten Jahrganges befriedigt schon insofern, als das Bestreben zu Tage tritt, durch dasselbe dem Lehrer wirklich etwas zu bieten, was in den Kreis seiner Anschauungen paßt und ihm mit manchem Vergnügen auch unmittelbaren Nutzen zu gewähren geeignet ist. Da die Nachrichten über den Lehrerbund in einem eigenen Rechenschaftsberichte gesondert gedruckt werden, so ist für sechs meist vortreffliche Aufsätze Platz gewonnen, von welchen vier unmittelbar auf Schule und Erziehung Bezug haben, die übrigen wenigstens das Interesse jedes Lesers in hohem Maße in Anspruch nehmen und neben der Belehrung theils in religiöser, theils in patriotischer Hinsicht anregend wirken. Ein siebentes Stück enthält praktische Winke für Lehrerbibliotheken. Diese ganze Richtung aufs Praktische ist sehr zu loben. Der Erfolg des Jahrbuches wird um so gesicherter sein, je mehr dasselbe versteht, den Lehrern sich wirklich nützlich, ja unentbehrlich zu machen. Wenn es z. B. im stande sein würde, neben den Aufsätzen stets auch eine Art „pädagogischer Jahresrundschau" zu bieten, wie für eine solche in Deutschland außer dem „Jahrbuch" sogar noch ein eigenes Organ besteht, so könnte dies dem Unternehmen eine große Bedeutung geben und weitere Verbreitung sichern. Eine solche verdient es jedenfalls schon jetzt, und dieselbe sei ihm von Herzen gewünscht.

Der Zerstörungsgeist der staatlichen Volksschule. 8°. (VI u. 232 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis *M.* 1.80.

Diese Schrift behandelt eingehend und allseitig die weittragendste Frage der Gegenwart. Wer immer der anonyme Verfasser sein mag, er legitimirt sich als einen Mann von Geist und großem Wissen und einen tiefgläubigen Christen. Mit großer Klarheit wird der gediegene Gehalt der Schrift in logischer Folge und in

anziehender, edel gerundeter Form leicht faßlich entwickelt. Die Geistestyrannei und Widernatur, aber auch das Verderben für den Staat selbst, welche in dem modernen System der staatlich monopolisirten Zwangsschule sich verbergen, sind wohl selten in überzeugenderer Weise zum Bewußtsein gebracht worden. Die Schrift wendet sich an alle gläubigen Christen beider Confessionen, und keiner, der an Christus glaubt, wird es bedauern, sie aufmerksam gelesen zu haben. Möge die vorzügliche, so sehr zeitgemäße Schrift, die nur ausgeht auf Einigung, Erhaltung und Auferbauung, bei Katholiken und Protestanten wenigstens halb so viel Beachtung finden, wie solche so gerne Streit- und Schmähschriften gewährt wird, die unzeitgemäß Zwietracht und Zerstörung säen.

Geschichte des Vereins vom hl. Vincentius von Paul in der Diöcese Trier (1848—1895). Herausgegeben von dem Diöcesanrate des St. Vincenz-Vereins und in dessen Auftrag zusammengestellt von J. Huschens, II. Sekretär. 8°. (VIII u. 294 S.) Trier, Loewenberg, 1895. Preis *M.* 1.50. (Der Ertrag fließt in die Centralkasse des Vereins.)

In das stillbescheidene Wirken eines der schönsten und segensreichsten Vereine unserer Kirche gewährt dieses Büchlein lehrreichen Einblick. Aus Acten und Protokollen ist es so geschickt herausgearbeitet, daß man es, ungeachtet der Tabellen und Namenlisten, mit großem Interesse liest unter dem Eindrucke wie von einer anziehend geschriebenen Erbauungsschrift. Wiewohl sich die Darstellung auf die Diöcese Trier beschränkt und nur deren besondere Verhältnisse vor Augen hat, kann man es doch als eine Art von Lehrbuch oder Leitfaden für die Armenpflege in Deutschland überhaupt bezeichnen. Es ist wirklich erhebend zu beobachten, wie der Verein, getreu dem Vorbild seines großen Schutzheiligen, für jede Art der Noth und jede neu entdeckbare Wunde des socialen Lebens ein offenes Auge hatte und eine hilfreiche Hand. So ist hervorzuheben, daß der Verein bereits 1851 der Sorge für die aus dem Gefängniß entlassenen Sträflinge eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Noch manche andere interessante Beobachtungen lassen sich machen, z. B. die Stellung, welche zu einem Vereine dieser Art die Organe der Staatsregierung, und die, welche die Vertreter der Kirche eingenommen; die Betheiligung der verschiedenen Stände, z. B. des Lehrerstandes je nach verschiedenen Zeitperioden und Landstrichen; das mit treu katholischer Gesinnung sich forterbende Charisma thätiger Nächstenliebe in einzelnen trefflichen Familien u. s. w. Man kann in dem Büchlein vieles Erhebende finden, und es wäre zu wünschen, daß es auch außerhalb des Kreises der Vincenzbrüder und außerhalb der Diöcese recht viel und aufmerksam gelesen werde.

Wallfahrtsgeschichte Unserer Lieben Frau von Einsiedeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von P. Odilo Ringholz O. S. B. Mit einem Titelbild in Lichtdruck, 57 Abbildungen im Texte und einer Karte. 8°. (XVI u. 381 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis *M.* 7.50.

Das Titelblatt stellt den hochwürdigsten Abt Basilius Oberholzer dar, dessen ausgezeichnetem Walten (von 1875—1895) das altehrwürdige Gotteshaus zu Einsiedeln und die Wallfahrt daselbst eine neue Periode der Blüthe dankte. Ihm sollte das Werk als Festgabe zu seinem Priesterjubiläum (11. Oct. 1896) gewidmet werden; aber er erlebte den schönen Tag nicht mehr, und so hat sich denn das Werk aus einer Festgabe zu einem Denkstein für den Dahingeschiedenen gestaltet.

Ein würdiges, schönes Denkmal, das seinem Namen weit über die Grenzen der Schweiz hinaus ein bleibendes, dankbares und verehrungsvolles Andenken sichern wird. Was er als Lehrer und Seelenführer, als Verwalter wichtiger Ordensämter und später als Abt gewirkt, tritt durch seine Beziehungen zu dem weltberühmten Wallfahrtsorte in den weitesten Kreis des kirchlichen Lebens und der katholischen Interessen. Als „Meinradszelle" hat Einsiedeln seinen tausendjährigen Bestand schon 1861 gefeiert, als Wallfahrtsort zählt es schon über neun Jahrhunderte. Denn die Wallfahrt knüpft sich an das Wunder der sog. „Engelweihe", das der mittelalterlichen Ueberlieferung zufolge in der Nacht vom 13. auf den 14. September 948 stattfand und noch jetzt Jahr für Jahr feierlich begangen wird. Daß dieser Ueberlieferung geschichtliche Unterlage nicht mangele, weist der Verfasser in einer eigenen Abhandlung am Schluß (S. 311—381) eingehend urkundlich und kritisch nach. Der eigentliche Kern des Werkes aber ist der Geschichte der Wallfahrt gewidmet, wie sie sich theilweise schon im Mittelalter, dann aber noch glänzender seit dem Ende des 17. Jahrhunderts entfaltete. Bei der Engelweihe im Jahre 1466 wurde die Zahl der Pilger auf 130 000 geschätzt; in dem Jahre 1655—1680 rechnete man im Durchschnitt jährlich 42 416, in den nächsten sechs Jahren 116 142; dann stieg die Zahl beständig, bis sie in den Jahren 1876—1894 ungefähr 157 000 erreichte. Wiederholt wurde indes in einzelnen Jahren (1886, 1894, 1896) die Zahl von 200 000 überschritten. Die Darstellung ist nicht chronologisch angelegt, sondern gruppirt den reichen Stoff nach seinen hauptsächlichen Einzelmomenten: 1. Anfang des Stiftes Einsiedeln und der Wallfahrt, 2. die Schicksale der Gnadenstätte, 3. die Wallfahrtsfeste, 4. die Wallfahrer, 5. die Kreuzgänge und Pilgerzüge, 6. die Pilgerandachten, 7. Gebetserhörungen und Wunder, 8. die Pilgerwege, 9. die Wallfahrtsindustrie und Polizei, Mißbrauch und Anfeindungen der Wallfahrt. Der Vortheil dieser Gruppirung ist, daß sich die Masse der mit Bienenfleiß gesammelten Einzelheiten zu einem sehr klaren, übersichtlichen Gesamtbilde gestaltet, einem Culturbilde von bleibendem Werth, aus dem jedermann reichliche Belehrung und Erbauung schöpfen kann, und das die Gegner der Wallfahrten überhaupt in gediegenster, weil sachlicher Weise widerlegt. Möchte das überaus geschmackvoll ausgestattete Buch namentlich auch in nichtkatholische Kreise dringen, um uralte Vorurtheile endlich zu überwinden.

Die Einführung der Reformation im Ordenslande Preußen. Von Dr. Joseph Kolberg, Subregens am bischöflich-ermländischen Klerikalseminar zu Braunsberg. 8°. (65 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis *M.* 1.

Die Vorgänge, welche der kirchlichen Neuerung des 16. Jahrhunderts in den einstigen Ordensstaat Preußen den Zugang öffneten, die Zustände, welche dem Staatsstreich vorausgingen und diejenigen, welche sich aus der Umwälzung entwickelten, werden hier in den äußern Umrissen skizzirt. Daß dabei nicht ein Eingehen auf die handelnden Charaktere, noch ein tieferes Erfassen der besprochenen Zustände und Wandlungen, noch eine genauere kritische Abschätzung der zeitgenössischen Berichte erwartet werden kann, zeigt schon der geringe Umfang der Schrift. Doch sind für diese Artikel Quellenpublicationen und Specialarbeiten fleißig ausgezogen worden, und das Schriftchen bietet auf verhältnißmäßig knappem Raum einen Ueberblick über den ganzen Verlauf jenes für die Geschicke Deutschlands und Polens so folgenreichen kirchlich-politischen Umsturzes.

Die Hansa der Westfalen. Ein Bild der Gewerbe- und Handelsthätigkeit unserer Landsleute im Mittelalter. Von Georg v. Detten, Landgerichtsrath, Secretär des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens (Abth. Paderborn). 8°. (VIII u. 208 S.) Münster i. W., Aschendorff, 1897. Preis *M.* 2.40.

In recht artigen Bildern wird das gesamte deutsche Handelsleben des Mittelalters, soweit Westfalen in namhafterem Umfange dabei betheiligt erscheint, zur lebendigen Anschauung gebracht. Nicht nur westfälischer Localpatriotismus, sondern auch deutsches Nationalgefühl findet dabei reichliche Nahrung. Zunächst kommen als Vorbedingungen des westfälischen Handels zur Sprache: die Erzeugnisse der Landescultur und Industrie, die Entwicklung der Städte und der auswärtige Verkehr, welche allmählich von selbst zum festen Zusammenschluß des Hansa-Bundes führten. Dann wird die Organisation und das Leben und Treiben innerhalb der Geschäftswelt der Hansa geschildert, endlich unter acht Nummern die Hauptstapelplätze des Hansa-Handels in ihrer historischen Entwicklung beschrieben. Es ist außerordentlich viel Lehrreiches in diesem Büchlein bequem zusammengetragen; man kann es nur mit Vergnügen lesen. Das doppelte Register ist sehr zu loben.

Die Lektüre. Ein Führer beim Lesen. Von Fr. Xav. Wetzel. Zweite, vermehrte Auflage. 12°. (424 S.) Ravensburg, Dorn (F. Alber), 1897. Preis *M.* 2.40.

Die Empfehlung, welche wir der trefflichen Volksschrift vor 16 Jahren widmeten (Bd. XXI, S. 101), können wir in Bezug auf diese zweite, in anderem Verlag erschienene Auflage getrost wiederholen. Unbeirrt von moderner Bildungsmeierei, steht sie ganz und voll auf correct kirchlichem Standpunkt. Aus jeder Seite spricht der seeleneifrige, erfahrene, mit den Bedürfnissen der Gegenwart wohlvertraute Priester. Klare Auseinandersetzung, eindringliche Mahnungen, treffende Beispiele verrathen den tüchtigen Prediger, während mannigfaltige Citate aus den verschiedensten Gebieten von vielseitiger Belesenheit Zeugniß geben. Besonders die allgemeinen Pflichten in Bezug auf die Lectüre, die Gefahren schlechter Lectüre und die Bedingungen fruchtbringender Lectüre sind ebenso richtig als volksthümlich behandelt. Auch die neu hinzugekommenen Kapitel „Die Bedeutung der Zeitungen und Zeitschriften" (S. 280—341) und „Die größten Dichter der Weltliteratur" (S. 393 bis 422) sind inhaltreich und gewandt geschrieben; doch hätten in dem erstern (S. 324. 325) wohl nicht bloß die illustrirten katholischen Zeitschriften Erwähnung verdient.

Bibliotheca Theologiae et Philosophiae Catholicae. Systematisches Verzeichniß von deutschen Werken der katholischen Theologie und Philosophie und einer Auswahl der vorzüglichsten in lateinischer Sprache erschienenen theol. und philos. Werke des Auslandes von 1870—1897. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Korff. 8°. (196 S.) München, v. Lamas Nachf. (Heinr. Korff), 1897. Preis *M.* 2.50.

Alle Freunde der katholischen Literatur werden Herrn Korff für diese neue bibliographische Arbeit aufrichtigen Dank zollen. Schon früher hat derselbe einen sehr brauchbaren katholischen Sortiments-Katalog und später einen Nachtrag dazu herausgegeben. Das jetzt veröffentlichte Verzeichniß beschränkt sich auf die Zweige der katholischen Theologie und Philosophie. Die systematische Anordnung ist gut

durchgeführt und erleichtert so das Auffinden des Gesuchten ungemein; dem gleichen Zwecke dient ein alphabetisches Autorenregister am Schluß. Jedem Büchertitel ist der Preis des broschirten und, falls ein Originaleinband existirt, noch des gebundenen Exemplars beigefügt. Das Verzeichniß sämtlicher katholischen in deutscher Sprache erscheinenden Zeitschriften mit Abonnementspreis ist eine werthvolle Beigabe. Alle Angaben sind mit vollendeter Akribie zusammengestellt. Wer das Ganze überblickt, wird die außerordentliche Fruchtbarkeit der katholischen Literatur während des letzten Vierteljahrhunderts anerkennen müssen.

Petrus Canisius. Oratorium in sieben Bildern für Solo und Chor mit Klavierbegleitung. Deklamation und Lieder gedichtet von B. Wörner. Komposition von A. Hämel. op. 12. (86 S. gr. 4° u. 29 S. 8°.) Regensburg, Pustet, 1897. Preis: Partitur und Textbuch *M.* 4.40.

Die Hauptmomente aus dem Leben des um Deutschland so verdienten seligen Petrus Canisius werden in sieben lebenden Bildern zur Darstellung gebracht. In edler, schwungvoller Sprache entrollt die Declamation die betreffenden historischen Züge und gewährt einen Einblick in die Lage der Kirche zur Zeit der Reformation und in das großartige Wirken des Seligen. Die Gesänge, dem Texte nach theils Stellen der Heiligen Schrift, theils selbständige Liedstrophen, bilden die Umrahmung für jedes Bild, schmücken und verklären es. Die Composition ist ausdrucksvoll und würdig. Durchweg für vierstimmig gemischten Chor geschrieben, enthält sie auch recht sangliche Solos für Sopran, Tenor und Baß, das eine oder andere Duett, ein Terzett, einen vierstimmigen Chor für Sopran und Alt, wobei auch ein Tenor die Stelle von Alt II vertreten kann; ferner einen leichten achtstimmigen Chor und einen glänzenden fünf- bis sechsstimmigen Schlußchor Tu es Petrus mit Alleluja. Ein nur einigermaßen geschulter Sängerchor wird durch die Aufführung dieses kleinern, höchst zeitgemäßen Canisius-Oratoriums eine große Wirkung erzielen und unserem katholischen Publikum nicht nur einen edlen musikalischen Genuß und reiche Belehrung bieten, sondern auch neue Begeisterung für die Kirche und ihre heilige Sache entflammen.

Heinrich Bone. Lebensbild eines deutschen Schulmannes und Schriftstellers von H. Al. Keiser, Rektor in Zug. 8°. (50 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis 60 *Pf.*

Ueber einen so ausgezeichneten katholischen Mann und so hochverdienten Pädagogen die wichtigsten Lebensdaten zusammenzustellen und mit einer Würdigung seiner schriftstellerischen Leistungen zu einem kleinen Charakterbilde auszugestalten, war unter allen Umständen dankenswerth. Erscheint das zu Gebote stehende Material zuweilen etwas karg, so bietet es doch vieles Schöne und läßt erkennen, welch reges Interesse und hingebender Eifer zur Herstellung dieser kleinen Schrift aufgewendet wurden. Gewiß hat Bone ein dankbares und ehrenvolles Andenken verdient, um so mehr, je weniger ihm zu Lebzeiten Gerechtigkeit zu theil geworden ist.

Erinnerungen an Emilie Linder (1797—1867). Zum Säculargedächtniß ihrer Geburt. Von Dr. Franz Binder. 8°. (IV u. 98 S.) München, Lentner, 1897. Preis *M.* 1.50.

Der hochverdiente Redacteur der Historisch-politischen Blätter, dem das katholische Deutschland schon so manche liebe Gabe verdankt, bringt hier das überaus anziehende Bild eines schönen, reichen, aber verborgenen Lebens an die Oeffentlich-

keit. Eine früher von ihm in den gelben Heften veröffentlichte Skizze ist zum hundertsten Geburtstag der verewigten Künstlerin (11. October 1897) zu einem vollen Lebensbilde ausgestaltet worden. Es ist jedoch nicht so sehr das Bild der Künstlerin, noch der geistreichen, in den auserwähltesten Kreisen verkehrenden Frau, noch selbst der Convertitin, was den Hauptinhalt des Büchleins ausmacht, sondern das einer wahrhaft edeln und zarten Menschenseele. Die geistige Atmosphäre, in welche dieses liebenswürdige Bild zurückversetzt, wie die Farben, die von ihm entgegenstrahlen, sind unendlich wohlthuend, unwillkürlich emporhebend für jeden, der Menschenwerth zu schätzen weiß. Mit ganz sichtbarer Liebe und Sorgfalt hat der Herr Verfasser dieses Bild gezeichnet. Man fühlt es heraus, es ist eine theure Rückerinnerung an viele längst heimgegangene Freunde und an Münchens schönere Tage. Dem Leser aber wird es eine Erquickung sein für Geist und Gemüth.

Jacinto Verdaguers Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Mit einer biographischen Vorrede und erklärenden Anmerkungen von Lic. Fr. von Tessen-Wesierski. Nebst Bildniß und Schriftprobe von Verdaguer. 12°. (XVI u. 195 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 2.40.

Wir brauchen Jacinto Verdaguer und seine Atlantis unsern Lesern nicht erst zu empfehlen. Beide haben noch vor wenig Jahren in dieser Zeitschrift (Bd. XL, S. 216—232; 427—441) eine eingehende Besprechung gefunden. Ein Gesang der bedeutsamen catalanischen Dichtung wurde daselbst in metrischer Uebersetzung mitgetheilt und der Wunsch nahegelegt, daß das Ganze durch eine gute Uebersetzung der deutschen Lesewelt zugänglich gemacht würde. Wir begrüßen es mit Freude, daß Fräulein Clara Commer sich dieser nicht so ganz leichten Aufgabe unterzogen hat. Schon ihre selbständigen Dichtungen („Die lauretanische Litanei" 1878, „Columbus" 1892, „Bilderbuch in Versen" 1894) sowie ihre kleinen Theaterstücke für die weibliche Jugend („Fabiola" 1887 u. s. w.) bekunden nicht nur dichterische Anlage und eine gewisse Leichtigkeit der Production, sondern auch eine tiefere Auffassung der Poesie, eine vielseitige Bildung, große Sprachgewandtheit und ein feines Formgefühl. Dieselben Eigenschaften zeigen sich in ihren musterhaften Uebersetzungen aus dem Englischen („Englische Dichtungen", worunter Cardinal Newmans „Traum des Gerontius" 1886 und „Kleeblätter von Katharine Tynan" 1890). Auch der nur von wenigen gepflegten catalanischen Sprache ist sie bereits nahe getreten und hat 1891 „Catalanische Lieder von Jacinto Verdaguer" übersetzt, nicht viele, aber in vorzüglicher Auswahl, wirkliche Perlen und in entsprechender deutscher Fassung. In der „Atlantis" trat eine ungleich umfangreichere und schwierigere Aufgabe an sie heran. Da das Catalanische, abgesehen von andern Eigenthümlichkeiten, gewissermaßen ein verkürztes Spanisch ist, das eine Menge Flexionssilben abwirft und zweisilbige Wörter in einsilbige verwandelt, so ist es kaum möglich, catalanische Verse in gleich lange deutsche zu drängen. Mit Recht ist die Dichterin deshalb nicht sklavisch dem Originaltext gefolgt, sondern hat ihn mit feinem Formgefühl und großer Gewandtheit zum Theil in Blankvers, zum Theil in freiern gereimten Strophen wiedergegeben. So wäre es kaum möglich, aus ihrer Uebersetzung die ursprüngliche Fassung völlig wiederzugewinnen, und dennoch ist von dem eigentlichen Gehalt, dem Geiste, dem Wesen, der Stimmung, dem poetischen Schmuck des Originals kaum etwas Wesentliches verloren gegangen als stellenweise die Kraft der Diction und der Wohlklang des Reimes. Die Uebersetzung ist wirklich eine Bereicherung unserer Literatur, und man kann dem Dichter wie der Uebersetzerin gratuliren.

Rund um Afrika. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Von J. Spillmann S. J. Dritte, wesentlich erweiterte Auflage, mit einer großen, kolorierten Karte von Afrika. 4°. (XII u. 484 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis *M.* 8.40; geb. in Halbleinwand mit farbigem Umschlag *M.* 9.80.

Das Interesse für Afrika ist in Deutschland noch immer so lebendig, daß die dritte Auflage vorliegenden Werkes mit Freude zu begrüßen ist. An der Hand zuverlässiger Quellen, vielfach nach den Berichten von Augenzeugen, welche jahrelang in Afrika gearbeitet haben, werden wir über Land und Leute des dunkeln Erdtheils unterrichtet. Namentlich ist Deutsch-Ostafrika in dieser Auflage eingehender behandelt worden. Die Auswahl aus dem überwältigenden Stoffe der Afrikaschriften scheint uns eine so geschickte und die Zusammenfügung zu einem Gesamtbilde eine so frische und vollendete, daß auch der Geograph und der Völkerkundige das Buch zu mannigfacher Belehrung in die Hand nehmen kann. Episoden aus der Welt-, Cultur- und Missionsgeschichte, trefflich geschriebene Schilderungen dienen der Unterhaltung und Erbauung. Von den rund 350 Bildern, welche den Text, man kann hier wirklich sagen, schmücken, bemerkt das Vorwort mit Recht, „daß man sie wohl kaum in irgend einem für den Familientisch passenden Buche in solcher Fülle“ und, fügen wir hinzu, in derartig für alt und jung passender Auswahl antreffen wird. In dem ganzen Werke findet sich keine Zeile, und unter all den Illustrationen zeigt sich kein Bildchen, an dem ein frommes und reines Gemüth Anstoß nehmen könnte. Dieses Lob muß dem Verfasser und dem Verleger um so entschiedener gezollt werden, je rücksichtsloser vielfach die illustrirten völkerkundlichen, oder was sich so nennt, buchhändlerischen Productionen die gute Sitte beleidigen. Der Verfasser hat den ihm bei allen seinen geographischen Büchern vorschwebenden Plan, der deutschen Jugend ein nach Inhalt und Form gleich vollendetes Werk zu bieten, auch mit diesem Bande glücklich zur Ausführung gebracht, und so ist auch die dritte Auflage von „Rund um Afrika“ nicht nur für Bibliotheken, sondern auch für jeden Familientisch eine höchst schätzenswerthe Bereicherung.

Der Zug nach Nicaragua. Eine Erzählung aus der Zeit der Conquistadoren. Von J. Spillmann S. J. Mit vier Bildern. (Aus fernen Landen 13. Bändchen.) 12°. (VI u. 112 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis 80 *Pf.*; geb. in Halbleinwand mit farbigem Umschlag *M.* 1.

Die Zahl 13 bedeutet nicht immer Unglück. Ein Beweis dafür ist auch das vorliegende prächtige 13. Bändchen der „Aus fernen Landen“ betitelten Reihe illustrirter Erzählungen für die Jugend. Alfonso ist ein ungehorsamer Sohn und geht als „blinder Passagier“ mit dem neuen Schiff „Rosario“, welches nach altspanischer Sitte von Panama aus das Goldland aufsuchen will, auf Reisen. In seinem Versteck wird er Zeuge einer Verschwörung, fällt aber, bevor er sich mit dem Kapitän ins volle Einvernehmen setzen kann, in die Hände der Meuterer und wird von diesen kurzer Hand in die Pulverkammer gesperrt. Aber die Empörung wird auch ohne ihn entdeckt; er wird befreit, die Schuldigen hingegen werden theils aufgeknüpft, theils am Lande ausgesetzt. Es gelingt indessen den letztern, mit einem der mächtigsten Fürsten Nicaraguas, der sich dem Kapitän des „Rosario“ nicht unterwerfen will, gemeinsame Sache zu machen. Alfonso fällt ihnen in die Hände und soll sterben, weil er ja den Plan entdeckt habe. Da aber der Knabe dem wüthenden Verschwörer den Irrthum nachweisen kann, wird derselbe gerührt,

schont das Leben Alfonsos, ja hilft ihm, wieder zu seinen Landsleuten zurückzukommen. Dieses sind die Hauptmomente des „Zuges nach Nicaragua". Es ist eine gut angelegte, sich rasch und sicher entwickelnde, farbenprächtige und an erhebenden, ja begeisternden Momenten reiche Erzählung. Wie überhaupt die ganze Sammlung, so verdient auch dieses 13. Bändchen — und dieses besonders — unter der Jugend die weiteste Verbreitung.

Veilchen und Vergißmeinnicht für gute Kinder und fromme Mütter. Ein Bilderbuch mit Reimen und Gedichten von Julius Pohl. Erstes Bändchen. 4°. (56 S.) Heiligenstadt, Cordier. Preis geb. *M.* 3.

Unter den zahlreichen „Bilderbüchern" zweifelhaften Werthes, welche alljährlich den Weihnachtsmarkt überschwemmen, ragt das hier zur Anzeige gebrachte durch seinen sittlichen und religiösen Inhalt hoch empor. Während es durch seine das Kindesleben getreu und ansprechend widerspiegelnden Bilder das Auge der Kleinen erfreut, sind die beigegebenen Verse aus der Feder des Frauenburger Domherrn ganz dazu angethan, den Keim des Guten in das Kinderherz einzusenken, edle Regungen in demselben zu wecken und die unschuldigen Kleinen zu Frömmigkeit und Tugend anzuleiten. Alles hier Gebotene bewegt sich im Anschauungskreise des Kindesalters und knüpft mit vielem Geschick an Bekanntes, ja Alltägliches an, ohne jedoch jemals langweilig zu werden; im Gegentheil sorgt ein gesunder Humor stets für die nöthige Würze. Und daß Gesuchtes und Ueberspanntes mit sicherem Tacte durchaus ferngehalten wurde, ist unter den hohen Verdiensten des Herausgebers gewiß nicht das geringste. Möge die Hoffnung, welche der Titelzusatz „Erstes Bändchen" wachruft, bald durch weitere Gaben dieser Art verwirklicht werden. Zahlreiche katholische Eltern schauen nach solchen Büchern mit berechtigter Ungeduld aus.

Die deutsche Kolonialkitteratur von 1884—1895. Mit einem Anhang: Verzeichniß von Werken, die sich auf fremdländische Kolonien beziehen und in der Bibliothek der Deutschen Kolonialgesellschaft vorhanden sind. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft, bearbeitet von Maximilian Brose, Hauptmann a. D., Bibliothekar der Deutschen K.-G. 8°. (VI u. 158 S.) Berlin 1897.

Eine echte Probe deutschen bibliographischen Sammelfleißes und ein willkommenes Hilfsmittel für alle, die sich für unsere deutschen Kolonien interessiren. Sie finden hier ein nahezu vollständiges Nachschlagebuch der gesamten von 1884 bis anfangs 1896 erschienenen Literatur über die deutschen Kolonien in Afrika und in der Südsee. Auch die Artikel und wichtigern Mittheilungen in den verschiedenen Zeitschriften sind herangezogen, und eine Nachprüfung verleiht die Zuversicht, daß dem aufmerksamen Auge des Bearbeiters kaum etwas Bedeutendes entgangen sein dürfte. Zuerst bringt das Verzeichniß „Allgemeines" nach folgenden Rubriken: 1. Abgrenzungen. — Amtliches. — Gesetze. — Rechtsverhältnisse. — Verfügungen. Verordnungen. 2. Kolonial-Bestrebungen. — Reisebeschreibungen. — Vermischtes. 3. Handel. — Schiffahrt. — Statistik. — Wirtschaftliches. 4. Geologie. — Hydrographie. — Hygiene. — Klimatologie. — Meteorologie. 5. Mission. 6. Anthropologie. — Ethnographie. — Sprachen. 7. Die Araberfrage. — Sklaverei. — Sklavenhandel. 8. Karten. Dann folgt die Specialliteratur über Togo, Kamerun, Südwest-Afrika, Ost-Afrika, Witu, Kaiser-Wilhelms-Land und Bismarck-Archipel,

Marschall-Inseln, jedesmal nach denselben Rubriken geordnet wie oben. Unter der Rubrik „Mission“ ist auch die katholische Missionsliteratur, wie die „Katholischen Missionen“, „Gott will es“, „Kreuz und Schwert“ 2c., recht ausgiebig berücksichtigt. Die Literatur von 1896 erscheint als Nachtrag im „Kolonialen Jahrbuch“ von G. Meinecke, woran sich alljährlich die weiteren Nachträge anschließen werden.

Miscellen.

Denkmäler und Pentateuchkritik. Vor kurzem wurden an dieser Stelle (S. 449 ff.) gewisse Aeußerungen von Prof. Harnack besprochen, aus welchen hervorgeht, daß Theorien über das Christenthum, welche einst als gewaltige Errungenschaften gepriesen wurden, schon nach 50 Jahren als werthlos wieder beseitigt werden müssen. Besondere Beachtung verdient dabei, daß von Harnack gelegentlich auch unverhohlen zugestanden wird, manche Aufstellungen der protestantischen Wissenschaft verdankten nicht dem Streben nach objectiver Wahrheit ihren Ursprung, sondern antikatholischer Tendenz. So sagt er z. B. wörtlich: „Der Martyrertod des Petrus in Rom ist einst aus tendenziös protestantischen, dann aus tendenzkritischen Vorurtheilen bestritten worden. . . . Daß es aber ein Irrthum war, liegt heute für jeden Forscher, der sich nicht verblendet, am Tage. Der ganze kritische Apparat, mit dem Baur die alte Tradition bestritten hat, gilt heute mit Recht für werthlos“ (Die Chronologie der altchristlichen Literatur I [Leipzig 1897], 244).

Wie hier über die in den fünfziger und sechziger Jahren bei vielen hochgepriesene Kritik Baurs der Stab gebrochen wird, so stellt Dr. Fritz Hommel, o. ö. Professor der semitischen Sprachen an der Universität München, ein gleiches Schicksal der modernen Pentateuchkritik schon für die nahe Zukunft in Aussicht. Hommel war noch, wie er sagt, im Jahre 1890 unter dem Banne Wellhausens. Jetzt aber schreibt er: „Die Denkmäler reden eine zu deutliche Sprache, und schon jetzt höre ich den Flügelschlag einer neuen Zeit, in der man über die Aufstellungen der sogen. modernen Pentateuchkritik als über einen veralteten Irrthum zur Tagesordnung übergehen wird“; so in der Vorrede seines Buches „Die altisraelitische Ueberlieferung in inschriftlicher Beleuchtung. Ein Einspruch gegen die Aufstellungen der modernen Pentateuchkritik. München 1897“. Hommel beschäftigt sich da eingehend mit den hebräischen Personennamen, in der Ueberzeugung, daß in ihnen ein unumstößlicher, weil urkundlicher Beweis für die Echtheit der altisraelitischen Tradition enthalten sei. Mit diesem Nachweis ist die moderne Pentateuchkritik und Geschichtsconstruction gerichtet. Beim Studium der hebräischen Eigennamen „ergibt sich das höchst interessante Resultat, daß die Eigennamen bis Josua das gleiche Gepräge haben wie die arabischen der Hammurabi-Dynastie und die süd-

arabischen, daß dann von Mose und Josua an, d. h. in der Richterzeit, Namen, die mit Jah zusammengesetzt sind, aufkommen, daneben auch solche mit Baal und Adoni eindringen, und daß endlich von dem Beginn der Königszeit an die Namen mit Jah und Jeho (letzteres direct aus Jahve verkürzt) fast alle andern zurückdrängen. . . . Das ist aber genau der Gang der traditionellen, von der Schule Wellhausens auf den Kopf gestellten religiösen Entwicklung Israels. Zuerst die Religion der Patriarchenzeit (Gottesname El, schon damals mit Ausschluß anderer Götter, die erst langsam von Babylonien her einzudringen beginnen); dann die an den alten Beinamen Gottes Ai oder Jah anknüpfende Reformation Mosis . . ., dann die wilde Zeit des Kampfes der Jahvereligion mit der kanaanäischen Baalreligion" (S. 225). „Gestalten eines Melchisedek von Salem zur Zeit Abrahams und eines Jethro von Madian und eines Bileam zur Zeit Mosis haben nichts Anachronistisches an sich, wenn man zusieht, welch religiösen Gehalt schon die ältesten westsemitischen Eigennamen und die ältesten Literaturdenkmäler der Babylonier und Aegypter aufweisen" (S. 290). „Es bleibt dabei, daß die Namen der besprochenen Listen des Buches Numeri nur in der mosaischen Zeit entstanden sein können, und daß demnach die Verzeichnisse, trotzdem einiges darin den Eindruck schlechter Textüberlieferung macht, durch die äußern Zeugnisse der inschriftlichen Ueberlieferung des 2. vorchristlichen Jahrtausends als zuverlässige und echte Urkunden erwiesen sind, vor denen die Geschichtsconstruction der modernen Pentateuchkritik rettungslos zusammenstürzt" (S. 302). Und S. 306: „Es genügt schon das Zeugniß der theophoren Eigennamen und die deren treue Ueberlieferung bestätigenden äußern, inschriftlichen Zeugnisse, um für alle Zeiten die Geschichtsconstruction der Schule Wellhausens als eine durchaus irrige erscheinen zu lassen." Gerade für das hohe Alter des sogen. Priestercodex, dessen Abfassung die Wellhausensche Schule in die nachexilische Zeit setzt, bringt Hommel beachtenswerthe Angaben, so daß er schließlich sagen kann: „In keiner Zeit ist die Entstehung jener Ritualgesetze so begreiflich wie gerade in der mosaischen, in keiner weniger als in oder kurz nach dem babylonischen Exil" (S. 281). Wellhausen nennt die in Kapitel 14 der Genesis enthaltenen geschichtlichen Angaben „einfach Unmöglichkeiten" und behauptet, daß die literarische Kritik das späteste Alter von 1 Mos. 14 beweist. Demgegenüber kann Hommel sagen: „Daraus geht eben wieder aufs neue hervor, daß diese literarische Kritik abgewirtschaftet hat. Zuerst erklärte man die Namen der Könige für frei erfunden und sagte, Salem als Benennung Jerusalems sei vor David, wo Jerusalem nur Jebus geheißen hätte, unmöglich, statt dankbar das Zeugniß der Tradition anzunehmen, daß es derartige Könige zu Abrahams Zeiten gab und daß schon damals der Name Jerusalem existirte. Die Denkmäler mußten erst kommen, um die Richtigkeit der Königsnamen zu erweisen, und die Tell-Amarna-Briefe mußten erst zeigen, daß schon um 1400, also noch vor der Richterzeit, Jerusalem Urusalim hieß. . . . Als nun die geschilderten Einwände der Pentateuchkritik nicht mehr verfingen, da wurde dann natürlich die derselben von vornherein feststehende Ungeschichtlichkeit Abrahams in den Vordergrund gerückt; der Träger eines noch dazu so vorgeschrittenen vormosaischen Monotheismus mußte ja nothwendig die Er-

findung einer viel spätern Zeit sein. Jetzt fällt aber durch den Nachweis der alten westsemitischen Namenbildung gerade für die Zeit Abrahams auch diese falsche Voraussetzung in sich zusammen. Diese Namen riechen absolut nicht nach Fetischismus und Totemismus" (S. 200—201). Und wieder: „Die Namen der Patriarchen wie auch die der israelitischen Zeitgenossen Mosis stehen ihrem religionsgeschichtlichen Inhalt nach in solchem Gegensatz zu denen der Kanaanäer, daß es schon deshalb schlechterdings ausgeschlossen ist, daß z. B. Abraham ein kanaanäischer Weli oder Heiliger gewesen sei, dessen Cultus die Israeliten erst nach der Besitznahme Hebrons zu dem ihrigen gemacht hätten" (S. 295). Man kann sich auch ganz einverstanden erklären mit dem dringenden Rath, den Hommel in der Vorrede gibt: statt sich in unfruchtbaren Speculationen darüber zu ergehen, welcher Quelle dieser oder jener Halbvers angehöre, solle man seine Kraft lieber auf das so überaus lohnende Studium der babylonisch-assyrischen und der südarabischen Inschriften verwenden, um den reichen Ertrag in den Dienst der biblischen Wissenschaft zu stellen (S. x). Gegen die mosaischen Opfervorschriften wird gewöhnlich Jer. 7, 22 ins Feld geführt. Hommel entgegnet, der Prophet wolle in rhetorischer Wendung nur die secundäre Bedeutung der Opfer gegenüber den weit wichtigern Sittengeboten hervorheben (S. 16). Richtiger und durchschlagender ist wohl, was im Commentarius in Ieremiam (Cursus Scripturae sacrae) zur Stelle ausgeführt wird: Cf. Ex. 19, 5—8, ad quae verba vates sermonem suum refert; cum enim de foedere ineundo ageretur, ea solum condicio animorumque dispositio a Deo postulabatur: si audieritis vocem meam et custodieritis pactum meum, eritis mihi in peculium, in regnum sacerdotale, gens sancta; cui respondit populus: cuncta quae locutus est Dominus faciemus — qua sponsione facta foedus sinaiticum est conclusum. Unde eius radix et fundamentum est ex parte populi promissio de oboedientia praestanda etc. (l. c. p. 123 sq.). Der Bund ward geschlossen nicht auf die Zusage von Opfern hin, sondern nach dem Gelöbnisse des Gehorsams von seiten des Volkes und auf dieses Gelöbniß hin — und das will der Prophet der ganz mechanischen Auffassung gegenüber, als ob man durch Opfer der Verpflichtung gegen Gott quitt werden könne, klar und scharf betonen.

Zur Charakteristik der niederländisch-reformirten Kirche der Gegenwart. Zwischen einem Leidener Prediger, einem Dr. Gunning, und seinem Amtsbruder in Utrecht, Dr. Schouten, ist vor einiger Zeit eine Polemik entstanden, weil der erstere den Gedanken geäußert hatte, man solle die zur Zeit in den Händen der Protestanten befindlichen alten Kathedralen Hollands den Katholiken verkaufen, theils weil sie für den reformirten Gottesdienst zu wenig geeignet seien, theils weil die Unterhaltungskosten allzu hoch zu stehen kämen. Von seinem Amtsgenossen deshalb angegriffen, antwortete Dr. Gunning in einer Replik, der wir folgende, für die Zustände in der niederländischen Staatskirche bezeichnenden Ausführungen entnehmen.

„Sie sind", so wendet der Prediger sich an seinen Gegner, „in diesen Dingen Idealist, ich aber, der doch als der weit jüngere noch mehr als Sie dem

Idealismus huldigen sollte, sehe im Gegentheil unsern kirchlichen Protestantismus in viel trüberem Lichte als Sie. Sie sind noch mit Herz und Seele einer von der ‚Grooten Kerk‘ und genährt mit den ehrwürdigen Ueberlieferungen unserer ‚Volkskerk‘, außerhalb welcher sich zwar ein Trüppchen von unzufriedenen ‚Afgescheidenen‘ (von der Staatskirche getrennte Protestanten) und die große Masse bornirter Katholiken befinden, welche aber doch, wie man wähnt, den größten und besten Theil unseres protestantischen Niederlandes umfaßt. Sie leben mit ganzem Herzen noch in den glanzvollen Tagen unserer Väter, da die Katholiken lediglich geduldet waren, jedwede Obrigkeit in Stadt und Land die geläuterte Religion bekannte, die Prediger nach allgemeinem Urtheil die einflußreichsten Leute in unserem Vaterland waren und niedrig und hoch, arm und reich, die Regierenden wie die Unterthanen auf ihr Wort lauschten, ja manchmal vor ihrem Zorn erzitterten und schon auf ihren bloßen Wink hin flogen.

„Zu solchen Zuständen mochten unsere altehrwürdigen Kathedralen passen. Man hatte sie den Katholiken genommen, weil das ganze Volk in Wirklichkeit oder doch angenommenermaßen protestantisch geworden war. Aus der Herrscherin wurde die katholische Kirche hier zu Lande eine nur geduldete Secte. . . . Damals gab es bloß eine rechtmäßige Kirche hierselbst, die calvinisch-reformirte. Sie umfaßte in der That alles, was Macht und Einfluß besaß, was in den geeinigten Provinzen groß und gewaltig war; in ihren Bethäusern fand sich alles zusammen, was auf dem Kissen saß.

„Diese Zeiten sind nun unwiderruflich dahin. Von unserer ‚Grooten Kerk‘ ist nur noch zum Erbarmen wenig übrig. Den Wettbewerb mit Rom, den ihr ehedem Verordnungen und Gesetze ermöglichten, hat sie — ich rede hier von der äußern Gestaltung unserer vaterländischen Kirche — so vollkommen darangegeben, daß es Thorheit wäre, von einem solchen noch zu sprechen. Rom entfaltet von Jahr zu Jahr eine größere Macht, baut allerorts Kirchen, Klöster, Schulen und Hospitäler. Und wir? Hunderttausende haben sich als ‚Afgescheidene‘, ‚Doleerende‘, und wie sie sonst noch heißen mögen, ganz und gar von uns abgewandt, und unterhalten mit einer Energie, die mich mit ebensoviel Scham wie Bewunderung erfüllt, ihre Lehrer, Kirchen, Pastorswohnungen, Schulen und sogar zwei Anstalten für höhern Unterricht, während es uns an jeder Initiative mangelt, unsere eigenen Lehrer endlich einmal gemäß den Forderungen unserer Kirche und der Heiligen Schrift auszubilden.

„Hunderttausende von andern, die noch dem Namen nach zur niederländisch-reformirten Kirche gehören, haben alle Beziehungen zu ihr, außer daß sie noch in ihrem Mitgliederbuch stehen, abgebrochen. Zum kleinen Theil füllen sie die Kirchen der Lutherischen, der Mennoniten und Remonstranten, zum großen Theil haben sie jedoch alle Kirche und jedwede Kirchenform aufgegeben. Unter denjenigen aber, welche noch mehr oder weniger an der vaterländischen Kirche festhalten, gibt es Wortfechterei und Zank sonder Ende. Bei allen kirchlichen Collegien — voran unsere höchste Autorität, die Synode, welche bald in allem Ernst die schmachvolle Frage erörtern wird, ob man die Kirche auch officiell als Pflanz- und Vereinigungsplatz zugleich von Feuer und Wasser, von Wahrheit und Lüge,

von Ja und Nein hinstellen solle — streiten die einander bekämpfenden Parteien um den Vorrang. Die Orthodoxen wollen die Modernen, die Reformirten die Ethischen heraushaben und umgekehrt, und so sind wir allzusammen beschäftigt, die Einheit der Kirche zu schwächen, ihren Einfluß zu verringern und ihren Fortbestand zu bedrohen.

„Ich schreibe dieses alles mit blutendem Herzen nieder. Denn ich habe sie herzlich lieb, die vielgeschmähte, die hart bedrängte Kirche. Allein ich bin überzeugt, daß, wenn die Zustände so beschaffen sind (und wer sollte mir widersprechen können?), wir nicht länger uns die Allüren gestatten können, in der ‚Kerk‘ die allumfassende ‚Groote Kerk‘ zu sehen. Anstatt mich als reichen Baron aufzuspielen, während ich doch nur ein Bürgersmann bin, gebe ich mich lieber als das aus, was ich bin, und gehe stillbürgerlich meinen Weg.

„Wir können auf die Dauer unsere kostbaren Kathedralen nicht mehr unterhalten. Davon, daß sie für unsern Gottesdienst durchaus ungeeignet sind, will ich jetzt ganz absehen. Das ist zum Theil eine Frage des Geschmackes. Ich für meine Person halte es für einen jämmerlichen Anblick, einen so mächtigen Bau, wie etwa den Dom zu Utrecht, durch hölzernes Zimmerwerk verunstaltet zu sehen, während das Edelste und Herrlichste in einer solchen Kirche, der Chor — man denke an die prächtige Hochländische Kirche zu Leiden — ganz unbenutzt und leer dasteht, falls er nicht mit Brandspritzen, Kalkeimern u. dgl. besetzt ist. Indessen denken ja andere anders darüber und finden Kälte — zuweilen gefriert auch schon das Wasser im Gläschen auf dem Predigtstuhl —, Zug — es weht auch wohl buchstäblich in der Kirche —, die rauchenden Oefchen (zum Wärmen der Füße), und was sonst noch dazu kommt, erträglich.

„Was uns allmählich dazu bringen muß, die Kathedralen preiszugeben, ist jedenfalls der Kostenpunkt. Die riesigen Dächer kosten Tausende an Reparatur und an Unterhaltung. Die mächtigen Fenster, an denen Wind und Straßenjungen immer von neuem ihr Vernichtungswerk versuchen, müssen wiederhergestellt werden. Die gewaltigen Mauern, Galerien und Gewölbe sind von vornherein so angelegt, daß sie eine fortgesetzte, liebevolle Fürsorge erheischen. Eine katholische Kirche ist kein Betsaal; sie ist ein lebendes Etwas, wo alles immer wieder verändert, verschönert und von neuem besorgt werden muß. Sobald es dafür an Sinn und Neigung fehlt, werden solche Bauten Antiquitäten. Wenn es, wie zu Leiden, an Staatsunterstützungen fehlt, sind die meisten dieser Kirchen zu einem langsamen Verfall verurtheilt. Unsern Kirchenvorständen fehlt es meistens an Muth — schon darum, weil sie wissen, daß Tausende ihre Mitgliedschaft kündigen, wenn dieselbe sie auch nur einige Gulden kostet —, eine feste Kopfsteuer einzuführen, und so gibt es Gemeinden mit fünf, sechs, sieben Kirchen, die 1000, 2000, 3000 Gulden ausgeben, wo 20= oder 30 000 erforderlich wären, sollte alles geziemend aussehen. Und was sagen Sie von den farblosen Bänken in unserem Dom? Was von den Mauern unserer Johanneskirche? Und das sind doch wohl Utrechts Hauptkirchen! Gehen Sie doch einmal in die eine oder andere katholische Kirche und betrachten Sie dort nur die in milden Tönen bemalten Wände, die vortrefflich unterhaltenen Bänke, die frischen, eingelegten Flurbeläge, um von sonstigen

Zieraten ganz zu schweigen; wird dann Ihre Seele nicht mit Wehmuth erfüllt, wenn Sie an unsere ärmlichen, nackten und bloßen Bethäuser denken?"

Das Bild, welches Dr. Gunning von dem Zustand der niederländischen Staatskirche zeichnet, kann für die Anhänger derselben begreiflicherweise nichts weniger als erfreulich sein. Allein es entspricht in der That ganz und gar der traurigen Wirklichkeit. Der religiöse Indifferentismus hat weite Kreise ergriffen. Der an sich dürre und herzlose Calvinismus hat sich naturgemäß bei vielen zur dogmatischen und praktischen Religionslosigkeit entwickelt. Ein Abbild dieser Erstarrung und des Nihilismus, in welchen der holländische Protestantismus hineingerathen ist, bilden gerade die alten, einst so herrlichen Kathedralen katholischer Vorzeit, die seit der Reformation im Dienste der Staatskirche stehen. Im Aeußern sind sie vielfach über die Maßen verkommen, während das ehedem so reich geschmückte Innere das Schauspiel äußerster Nüchternheit, Leere und Oede bietet. Das Langhaus ist vollständig mit Sitzbänken vollgepfropft, die sich im Viereck um die mit ungeschlachtem Schalldeckel versehene Kanzel gruppiren und wohl gar theatralisch ansteigen. Die hohen Rückwände der Bänke, welche deren Abschluß nach außen bilden, geben den an sich schon unförmlichen Holzmassen das mit den hohen, luftigen und weiten Räumen stark contrastirende Aussehen eines Zwingers, der einen auch nur halbwegs genügenden Blick auf das Bauinnere und den Genuß der oft so malerischen und geisterhebenden Anlage schlechterdings unmöglich macht. Ein Kreuz oder ein ähnliches christliches Zeichen ist nicht zu sehen, und wenn nicht die alterthümlichen, schweren Bibeln auf den Pulten lägen und auf einer Tafel an einem Pfeiler die Worte Psalm . . . Vers . . . geschrieben wären, würde man beim Anblick der Bankmassen eher an jedes andere Versammlungslocal denn an eine Kirche denken. Die Bilder, die einst die Wände schmückten, hat der Bildersturm weggefegt. Was Sculptur war, haben die Aexte zerschlagen, während über die Wandmalereien der unbarmherzige Weißquast dahinfuhr. Kahl und nackt starren die weißgetünchten Mauern den Beschauer an, höchstens daß Tafeln mit einem Bibelspruch, mit den zehn Geboten oder mit den Namen der Prädicanten, Grabtafeln und des christlichen Charakters bare Grabmonumente an den Wänden angebracht sind.

In kleinern und mittlern Kirchen hat man vielfach den Chor, für den man, wie es scheint, keine Verwendung mehr wußte, durch eine wüste, hölzerne Scheidewand von dem Schiff getrennt, so daß alle Proportionen des Innern verloren gehen. Anderswo stellen die hohen Rücklehnen der Mittelschiffbänke eine vollständige Scheidung von Schiff und Chor her. Letzterer steht unbenutzt und verlassen da — doch nein, nicht immer. In einigen Kirchen dient der Chor zur Vornahme der Trauungen, und da kann man denn, wie in St. Bavo zu Haarlem, das anmuthige Schauspiel wahrnehmen, daß vor der an der Stelle des frühern Altars stehenden Kanzel ein mit Plüsch überzogenes, allerbequemstes Kanapee neuesten Stiles als sanftes Ruheplätzchen für Braut und Bräutigam und obendrein für erstere noch ein niedliches Fußschemelchen aufgestellt ist. Anderswo aber wird der leere Chor als Rumpelkammer verwendet. Mit den Kapellen der alten Kirchen steht es nicht besser. Hier nur ein Beispiel, und zwar aus Amsterdam

selbst. Die Nieuwe Kerk (ehedem die Kirche Unserer Lieben Frau) daselbst ist nicht nur mit Chorumgang, sondern, was in Holland seltener ist, auch mit einem Kapellenkranz ausgestattet. Nun, von diesen Kapellen dient eine als Durchgang zur Küsterwohnung, eine andere als Ausgang ins Freie, eine dritte als Bergungsplatz für Sand; eine vierte ist mit Kohlen gefüllt und eine fünfte als Küche eingerichtet. Begreiflich ist das freilich; denn was soll der öde Calvinismus mit den Kapellen anfangen? Allein man versteht unter solchen Umständen auch, wie ein calvinischer Prädicant dazu kommt, den Vorschlag zu machen, man solle die alten niederländischen Kathedralen kurzweg den Katholiken wieder verkaufen.

Ein ganz anderes Bild als die altehrwürdigen nun dem reformirten Cultus gewidmeten Bauten aus den katholischen Tagen bieten die Kirchen der Katholiken in Holland. Obschon nicht im Besitze der Reichthümer des Landes, haben diese doch, zumal im letzten Viertel unseres Jahrhunderts, eine stattliche Reihe, zum Theil höchst großartiger Gotteshäuser erbaut und auf das prächtigste und würdigste ausgestattet. Man gehe nur zum Haag und besuche etwa die Frauenkirche in der D'Akoslastraat, St. Willibrordus und die Kirche des heiligsten Herzens. Und wie im Haag, so ist es allenthalben. Wahrlich da versteht man, wie selbst ein nachdenkender calvinischer Prediger mit Wehmuth erfüllt wird, wenn er eine katholische Kirche besucht, dort angesichts all ihrer Zier an die „armseligen, nackten und bloßen Mauern" der eigenen Tempel denkt und zugleich erwägt, daß religiös begeisterte Opferwilligkeit nicht mit Glücksgütern überschütteter Leute freudig all die Mittel für die Herstellung und Ausstattung der prächtigen katholischen Gotteshäuser aufbringt, während er selbst von den Seinen kaum oder nicht einmal das Geld bekommen kann, dessen er bedarf, um die altehrwürdigen Kathedralen auch nur vor dem Verfall zu bewahren. Tempora mutantur. In Fesseln geschlagen, hat die katholische Kirche in Holland manche trübe Tage gesehen. Durch Muth, Gottvertrauen und unverdrossenen, opferwilligen Eifer aber hat sie sich nachgerade eine so bedeutungsvolle Stellung errungen, daß ein reformirter Prediger selbst gestehen muß, von einem Wettbewerb der niederländisch-reformirten Kirche mit ihr könne durchaus keine Rede mehr sein.

Religiöser Betrug und seine historische Beurtheilung. Eine grobe Betrügerei, die, von kirchenfeindlicher Seite ausgegangen und Jahre hindurch mit raffinirter Betriebsamkeit in Umlauf gesetzt, einen verschwindenden Bruchtheil von Katholiken in Täuschung zu führen gewußt hat, während die überwältigende Mehrheit achtungslos, ahnungslos oder ablehnend an derselben vorüberging, ist in neuester Zeit mehrfach als eine erschreckende Niederlage des Katholicismus aufgebauscht und zu Parteizwecken ausgebeutet worden. Früher pflegte man solche Vorkommnisse ruhiger und mehr nach ihrer wirklichen historischen Bedeutung zu beurtheilen. Sogar die „Allgemeine Zeitung" hat zur Zeit ihrer Blüthe, als vornehmer Ton und anerkannt fähige Mitarbeiter ihr noch in Deutschland ein gewisses allgemeines Ansehen gaben, über solche Erscheinungen in reiferem und weiserem Sinne geurtheilt. Nach der Entlarvung eines ähnlichen Falles einer auf religiöse Leichtgläubigkeit gerichteten Speculation, damals in der ver-

meinten Hochburg deutscher Intelligenz, in der preußischen Hauptstadt, schrieb die „Allgemeine Zeitung" am 18. März 1853: „Die Berliner Presse machte sich, wenn einmal ein solcher Handel in Schwaben oder Tirol vorkam, über die schwäbische Einfalt oder den dicken tirolischen Aberglauben lustig. Die Oeffentlichkeit aber, die mehr und mehr in alle Verhältnisse dringt, hat gezeigt, daß dergleichen Spuk selbst in Amerika in kolossaler Ausdehnung blüht, und nun mußte es gar den Berlinern geschehen, daß sie gerade in den Jahren der Bewegung scharenweise zu dem Dreifuß eines wahrsagenden Wundermädchens eigenster Art wallfahrteten."

Die Correspondenz aus Berlin vom 14. März 1853, an welche das Weltblatt diese zutreffende Bemerkung knüpft, wußte zu berichten: „Der Proceß gegen ‚das Wundermädchen aus der Schiffergasse', der eben beendet ist und zur großen Freude der kleinen Betrügerin nur mit einer neunmonatlichen Zuchthausstrafe für dieselbe schloß, ist eine Wiederauflage von Erscheinungen, die, so lange es eine Welt mit gesellschaftlichen Zuständen gibt, in gewissen Intervallen immer wieder auftauchen. Das Interessante ist, daß der Spuk immer als Contrast zum Unglauben der Zeitperiode erscheint. Diese Louise Braune, wenn sie heute ihre Visitenkarte abgäbe, wäre wieder ganz an der Zeit. Ihr mittelbarer Verkehr mit Christus, ihr Schutzengel Jonathan, der täglich bei ihr ist und schriftlich und mündlich die Eingebungen des Heilandes vermittelt, ihre Gabe, Krankheiten zu heilen, die Zukunft vorauszusagen — alles das würde ihr wohl auch heute viele gläubige Seelen zugeführt haben; aber das Curiosum ist, sie trat 1848 auf, als der Pöbel durch die Gassen schrie: ‚Es gibt keinen Gott!' Und wieviel Gläubige fand sie! Die Sache löst sich in unglaublich gemeine Betrugsgeschichten auf, auch darin der Geschichte Ihres schwäbischen Schäfers und Wunderdoctors Frasch verwandt, daß es der Listigen gelang, achtbare Männer in reifen Jahren um ihr Alles, hier sogar um ihren Verstand zu betrügen. Bei alldem bleibt es ein Phänomen, wie das damals 12- bis 13jährige Mädchen zu der Schlauheit kam und so lange und durch die Grobheit in so geschickter Weise den Betrug fortspielen konnte. Ihre bigotten Eltern neigten, heißt es, zur Schwärmerei, und es ist möglich, daß das Kind im ersten Augenblick an sich selbst geglaubt. Psychologisch ermittelt ist darüber nichts, und factisch leider nur die alte Wahrheit, daß die Schule der Frommen keine schwierige ist."

Bei der Gerichtsverhandlung waren indes nur drei oder vier besonders krasse Betrügereien zu eingehender Untersuchung gekommen. Ueber die galanten Abenteuer des „Wundermädchens", das die Bälle besuchte und der pietistischen Frömmigkeit der Eltern ungeachtet des öftern die Nacht über außer Hause blieb, ging man stillschweigend hinweg. Einen schwachen Einblick in das Treiben des „Wundermädchens" und die Glaubensinbrunst seiner Berliner Verehrer gewährt das bei den Gerichtsverhandlungen zur Verlesung gebrachte Gutachten des Physicus Geh. Medicinalraths Casper.

„Als ich im Jahre 1849 von dem Treiben des sogen. Wunderkindes erzählen hörte, stieg in mir eine gewisse Ahnung auf, daß ich wohl noch einmal mit ihm in amtliche Beziehung kommen könne. Ich besuchte also die jetzt An-

geklagte. Nie in meinem Leben habe ich ein leichtsinnigeres Spiel mit der Leichtgläubigkeit des Menschen treiben sehen. Amtseidlich berichte ich, daß ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, wie die Schutzleute, welche vor der Thüre der Eltern Wache hielten, der harrenden Menge die Bittschriften abnahmen und sie stoßweise in das Zimmer des Mädchens trugen. Mit meinen eigenen Augen habe ich es gesehen, wie dann das Mädchen diese Handbillets in der leichtfertigsten Art erbrach und sie, ohne ihrem Inhalt die geringste Aufmerksamkeit zu widmen, wegwarf. Gesehen habe ich es selbst, wie, sobald das Mädchen mit einem solchen Stoß Briefe auf diese Art fertig war, ein anderer Schutzmann mit einem neuen Paket Briefe eintrat, die sämtlich das Schicksal der frühern hatten. Ich habe es selbst gehört, wie das Mädchen mit einer Leichtfertigkeit, als wären es die gleichgiltigsten Worte von der Welt, ausrief: Ja, ja! Sagen Sie nur den Leuten, sie möchten nur glauben, dann werde ihnen auch geholfen werden. Damit war alles abgemacht. Wenn ich mich nun über die Zurechnungsfähigkeit, über eine etwa bei der Angeklagten eingetretene Geistesstörung auslassen soll, so muß ich bekennen, daß mir nie eine keckere und zugleich plumpere Simulation von Geistesgestörtheit vorgekommen ist. Was sie über den Ursprung ihrer Visionen angibt, ist eine plumpe Lüge. Sie sagt, sie habe die Erscheinungen überirdischer Wesen zuerst in ihrem Fieber gehabt, und sie seitdem behalten. Diese Behauptung entbehrt jedes erfahrungsmäßigen Gehaltes.... Alles das, was die Angeklagte über den Ursprung ihrer angeblichen Erscheinungen anführt, ist naturwidrig erfunden. Wie soll man die geistige Störung bezeichnen, der die Angeklagte unterworfen, wenn man ihren Angaben über die Erscheinungen eines ‚Führers Jonathan‘ Glauben schenken will? Es müßte Dämonomanie sein, ein religiöser Wahnsinn. Dieser aber, meine Herren, der religiöse Wahnsinn, äußert sich äußerst selten in so fixer Weise; wenn er aber vorkommt, dann stets in der prägnantesten Art.... Kann jemand glauben, daß es psychologisch möglich ist, daß ein religiös Wahnsinniger Geld erpreßt, um sich Glacé-Handschuhe zu kaufen, das Theater zu besuchen, Näschereien und Putz anzuschaffen? Nein! dies kann niemals vorkommen. Alle Behauptungen der Angeklagten sind rein erlogen; sie hat nie in ihrem Leben, abgesehen von der Zeit ihrer Krankheit, Visionen gehabt, wie sie angibt.“

Derartige Betrügereien, wie unglaublich sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, sind immer möglich, auch unter Ungläubigen, und vermögen zuweilen auch sonst verständige Leute zu täuschen. Sie werden immer wieder vorkommen. Nur die Beurtheilung solcher Vorkommnisse schwankt nach der Verschiedenheit des geistigen Horizontes, nach dem Grade des historischen Sinnes und der Unbefangenheit von Parteivoreingenommenheiten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064173857

Digitized by Google

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau sind soeben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Geschichte der Päpste

seit dem Ausgang des Mittelalters. gr. 8°

Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet von

Ludwig Pastor, k. k. Hofrat, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu Innsbruck und Direktor des österreichischen historischen Instituts zu Rom.

IV. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513–1534.)

1. Abt.: Leo X. (XVIII u. 610) *M* 8.–; geb. in Leinwand *M* 10.–

Die zweite Abteilung dieses Bandes (Adrian VI. und Klemens VII.) erscheint im Mai 1906.

Käser, Dr **Engelbert, Der Sozialdemokrat hat das Wort!** Die Sozialdemokratie beleuchtet durch die Aussprüche der Parteigenossen. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8° (XII u. 228) *M* 2.–; geb. *M* 2.50

Der Verfasser hat eine große Zahl von Zitaten aus den Schriften der sozialistischen Parteiführer und den Protokollen der Parteitage gesammelt und übersichtlich geordnet. Schon die bloße Zusammenstellung wirkt verblüffend und beleuchtet grell die Grundlagen und Ziele der revolutionären Partei. Die Schrift ist zur raschen Orientierung über die Ideen der Sozialdemokratie wie zum praktischen Gebrauch bei der Agitation geeignet.

Krose, H. A., S. J., **Der Selbstmord im 19. Jahrhundert** nach seiner Verteilung auf Staaten und Verwaltungsbezirke. Mit einer Karte. (Auch 90. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8° (VIII u. 112) *M* 2.20

Der Verfasser hat es unternommen, alles, was an wirklich zuverlässigen statistischen Nachrichten in den Vorarbeiten über den Selbstmord vorhanden war, zusammenzufassen, die Lücken in diesen älteren Arbeiten auszufüllen und die Untersuchung bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts fortzuführen.

In Kürze wird erscheinen:

— **Die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit.** gr. 8° (ca 160)

Lehmkuhl, Augustin, S. J., **Die soziale Not und der kirchliche Einfluß.** Vierte Auflage. („Die soziale Frage", 4. Heft.) 8° (IV u. 92) 80 *Pf.*

Vorstehendes Heft ist eine Sammlung von Artikeln, welche in den „Stimmen aus Maria-Laach" erschienen sind: 1) Sozialistische Aufstände und die treuen Söhne der katholischen Kirche; 2) die Lohnfrage und die Entwertung der menschlichen Arbeit; 3) die Sonntagsheiligung ein Stück sozialer Reform; 4) der hl. Petrus Claver und die Linderung sozialer Not. — Die Artikel zeigen vornehmlich die materielle und die moralische Hebung der Arbeit und des Arbeiterstandes durch das Christentum und dessen praktische Betätigung.

Lobkowitz, Prinz Z. V., Statistik der Päpste. Auf Grund des Papstverzeichnisses der »Gerarchia Cattolica« bearbeitet. 8° (X u. 88 S. mit 3 Tabellen.) *M* 2.—

Die Schrift umfaßt, nebst chronologischen, mit historischen Angaben versehenen Verzeichnissen der Päpste und Gegenpäpste, eine Fülle von persönlichen Daten aller Art, welche in knappster, übersichtlicher Form geboten werden.

Schäfer, Dr **Jakob,** Professor der neutestamentlichen Exegese am bischöflichen Klerikalseminar zu Mainz, **Die Parabeln des Herrn** in Homilien erklärt. 8° (XII u. 564) *M* 5.—; geb. in Leinwand *M* 6.—

Der Verfasser gibt sich der Hoffnung hin, daß die hier gebotenen Homilien dadurch, daß sie auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen, an geistigem Gehalt und geistiger Kraft zwar gewonnen, an praktischer Verwendbarkeit aber nichts verloren haben. Zu dieser Hoffnung berechtigt der Umstand, daß diese Homilien fast sämtlich teils als Fasten- teils als Festpredigten gehalten worden sind.

Digitized by Google